This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

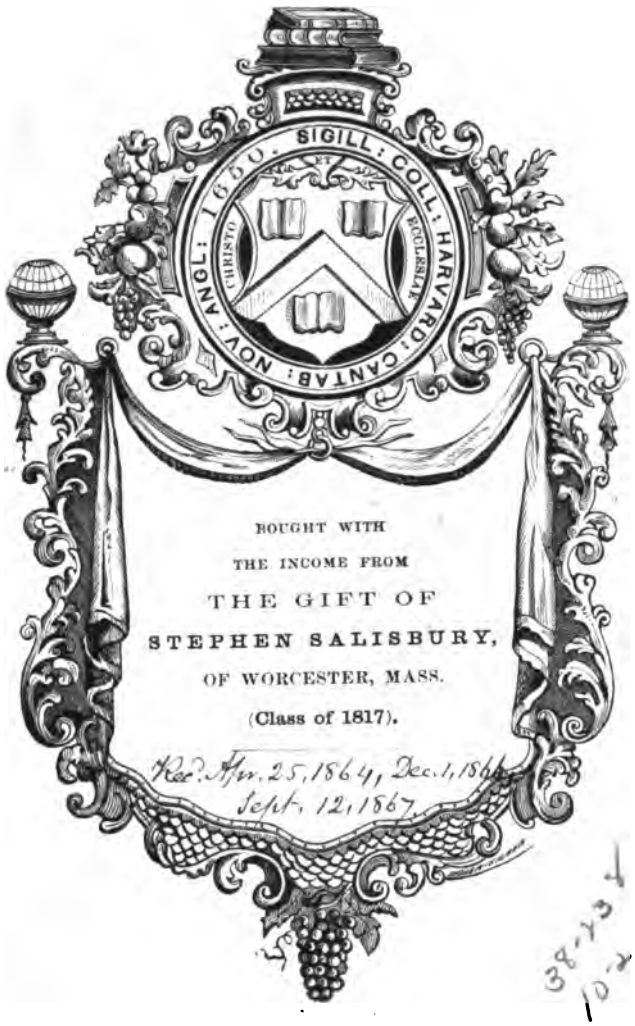
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Philol. 225

Bd Feb. 1869.



BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE GIFT OF
STEPHEN SALISBURY,
OF WORCESTER, MASS.
(Class of 1817).

Rec'd Nov. 25, 1864, Dec. 1, 1864
Sept. 12, 1867.

38-43 1
10-2

VERHANDLUNGEN

DER

EINUNDZWANZIGSTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN

AUGSBURG

VOM 24. BIS 27. SEPTEMBER 1862.

LEIPZIG.
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.
1863.

BIBLIOTHECA SCRIPTORUM GRAECORUM ET ROMANORUM TEUBNERIANA.

Neue Textausgaben der Griechischen und Lateinischen Classiker.

A. Griechische Schriftsteller.

Aeschinis orationes. Edidit Fridericus Franke. 7½ Ngr.
Aeschyli tragoediae. Recognovit Guil. Dindorfius. 10 Ngr.
Daraus auch jedes Stück einzeln: à 3 Ngr.
Apollodori bibliotheca. Ex recensione Imm. Bekkeri. 9 Ngr.
Apollonii Rhodii Argonautica recensuit R. Merkel. 9 Ngr.
Appiani Alexandrini historia Romana ab Immanuele Bekkero recognita. 2 Voll. Jeder Band à 27 Ngr.
Aristophanis comoediae edid. Th. Bergk. 2 Voll. à 13⅓ Ngr.
Daraus auch jedes Stück einzeln: à 5 Ngr.
Arriani de expeditione Alexandri libri VII. Rec. R. Geier. 9 Ngr.
Mit Zumpt's Karte des Reichs und der Kriegszüge Alexanders des Grossen. 13⅓ Ngr.
—— **scripta minora.** Recognovit R. Hercher. 10 Ngr
Athenaei Deipnosophistae rec. A. Meineke. Vol. I. II. III. Jeder Band à 1 Thlr.
Babrii fabulae Aesopeae. Edidit F. G. Schneidewin. 6 Ngr.
Bucolicorum Graecorum Theocriti Bionis Moschi reliquiae accedentibus incertorum idylliis. Recensuit H. L. Ahrens. 5 Ngr.
Demosthenis orationes. Ex recensione G. Dindorfii. 3 Voll. 1 Thlr. 7½ Ngr.
Prachtausgabe auf Schreibpapier mit breitem Rande 3 Thlr.
Zum Schulgebrauch auch in einzelnen Heften à 6 und 7½ Ngr.
Diodori Siculi bibliothecae historicae libri. Ex rec. Imm. Bekkeri. 4 Tomi. 2 Thlr. 27 Ngr.
Dionis Chrysostomi orationes. Rec. Ludovic. Dindorfius. 2 Voll. 1 Thlr. 18 Ngr.
Dionysii Halicarnassensis antiquitatum Romanarum quae supersunt recensuit Adolphus Kiessling. Vol. I. 24 Ngr
Erotici scriptores Graeci. Recognovit Rud. Hercher. Tomus prior Parthenium Achillem Tatium Iamblichum Antonium Diogenem Longum Xenophontem Ephesium continens. 27 Ngr.
—— —— Tomus alter Charitonem Aphrodisiensem Eustathium Macrembolitam Theodorum Prodromum Nicetam Eugenianum Constantinum Manassen Addenda continens. 1 Thlr. 15 Ngr.
Euripidis tragoediae ex rec. A. Nauckii. 2 Voll. à 13⅓ Ngr.
Daraus auch jede Tragödie einzeln à 3 Ngr.
Fabulae Aesopicae collectae. Ex recognitione C. Halmii. 7½ Ngr.
Heliodori Aethiopicorum libri decem ed. Imm. Bekker. 22½ Ngr.
Herodiani ab excessu divi Marci libri octo ab Immanuele Bekkero recogniti. 12 Ngr.
Herodoti historiarum libri IX. Curavit H. R. Dietsch. 2 Voll. 22½ Ngr.
Einzeln: Vol I. lib. 1—4. 11¼ Ngr. Vol. II. lib. 5—9. 11¼ Ngr.
Homeri carmina ed. Guil. Dindorfius. Vol. I. Ilias. Praemittitur M. Sengebusch Homerica dissertatio prior. 18 Ngr.
—— Vol. II. Odyssea. Praemittitur M. Sengebusch Homerica dissertatio posterior. 18 Ngr.
In einzelnen Abtheilungen ohne die Abh. von Sengebusch
Vol. I. Pars I. Iliadis I—XII. 6¼ Ngr.
Vol. I. Pars II. Iliadis XIII—XXIV. 6¼ Ngr.
Vol. II. Pars I. Odysseae I—XII. 6¼ Ngr.
Vol. II. Pars II. Odysseae XIII—XXIV. 6¼ Ngr.
Hymni Homerici accedentibus epigrammatis et Batrachomyomachia Homero vulgo attributis. Ex rec. Aug. Baumeister. 7½ Ngr.
Iliadis carmina XVI. Scholarum in usum restituta ed. Arm. Koechly. 1 Thlr.
Iosephi, Flavii, opera omnia ab Immanuele Bekkero recognita. 6 Voll. Jeder Band à 18 Ngr.
Isaei orationes cum aliquot deperditarum fragmentis. Edidit Carolus Scheibe. 12 Ngr.
Isocratis orationes. Recognovit praefatus est et indicem nominum addidit C. Ed. Benseler. 2 Voll. Jeder Band à 11¼ Ngr.
Luciani Samosatensis opera. Ex recognitione Caroli Jacobitz. 3 Voll. Jeder Band à 18 Ngr., auch in 2 Heften à 9 Ngr.
Lycurgi oratio in Leocratem. Edidit Carolus Scheibe. 6 Ngr.
Lysiae orationes ad codicem Palatinum nunc denuo collatum recensuit C. Scheibe. Accedunt orationum deperditarum fragmenta. 11¼ Ngr.
Manethonis Apotelesmaticorum qui feruntur libri VI. Ed. A. Koechly. Acced. Dorothei et Annubionis fragmenta astrologica. 12 Ngr.
Nonni Panopolitani Dionysiacorum libri XLVIII. Rec. Arm. Koechly. 2 Voll. 3 Thlr.
Onesandri de imperatoris officio liber. Rec. Arm. Koechly. 12 Ngr.
Pausaniae descriptio Graeciae. Recognovit I. H. Chr. Schubart. 2 Voll. Jeder Band à 15 Ngr.
Pindari carmina cum deperditorum fragmentis selectis. Relegit F. G. Schneidewin. Editio altera emendatior. 9 Ngr.
Platonis dialogi secundum Trasylli tetralogias dispositi. Ex recognitione C. F. Hermanni. 6 Voll. 2 Thlr. 27 Ngr.
Jeder Band einzeln: Vol. I. 15 Ngr. Vol. II. 12 Ngr. Vol. III—VI. à 15 Ngr.
Auch in folgenden einzelnen Abtheilungen:
No. I. Euthyphro. Apologia Socratis. Crito. Phaedo. 6 Ngr.
No. II. Cratylus. Theaetetus. 7½ Ngr.
No. III. Sophista. Politicus. 7½ Ngr.
No. IV. Parmenides. Philebus. 6 Ngr.
No. V. Convivium. Phaedrus. 5 Ngr.
No. VI. Alcibiades I et II. Hipparchus. Erastae. Theages. 5 Ngr.
No. VII. Charmides. Laches. Lysis. 5 Ngr.
No. VIII. Euthydemus. Protagoras. 5 Ngr.
No. IX. Gorgias. Meno. 7½ Ngr.
No. X. Hippias I & II. Io. Menexenus. Clitophon. 6 Ngr.
No. XI. Rei publicae libri decem. 13⅓ Ngr.
No. XII. Timaeus. Critias. Minos. 6 Ngr.
No. XIII. Legum libri XII. Epinomis. 12 Ngr.
No. XIV. Platonis quae feruntur epistolae XVIII. Accedunt definitiones et septem dialogi spurii. 9 Ngr.
No. XV. Appendix Platonica continens isagogas vitasque antiquas Scholia Timaei glossarium indices. 13⅓ Ngr.
Plotini opera ex recensione A. Kirchhoffii. 2 Voll. 1 Thlr. 24 Ngr.
Plutarchi vitae parallelae. Rec. C. Sintenis. 5 Voll. 2 Thlr. 9 Ngr.
Vol. I. 15 Ngr. Vol. II. 18 Ngr. Vol. III—V. à 12 Ngr.
Auch in folgenden einzelnen Abtheilungen:
No. I. Theseus et Romulus, Lycurgus et Numa, Solon et Publicola. 7½ Ngr.
No. II. Themistocles et Camillus, Pericles et Fabius Maximus, Alcibiades et Coriolanus. 7½ Ngr.
No. III. Timoleon et Aemilius Paulus, Pelopidas et Marcellus. 7½ Ngr.
No. IV. Aristides et Cato, Philopoemen et Flamininus, Pyrrhus et Marius. 7½ Ngr.
No. V. Lysander et Sulla, Cimon et Lucullus. 7½ Ngr.
No. VI. Nicias et Crassus, Sertorius et Eumenes. 6 Ngr.
No. VII. Agesilaus et Pompeius. 6 Ngr.
No. VIII. Alexander et Caesar. 6 Ngr.
No. IX. Phocion et Cato minor. 5 Ngr
No. X. Agis et Cleomenes, Tib. et C. Gracchi. 5 Ngr.
No. XI. Demosthenes et Cicero. 5 Ngr.
No. XII. Demetrius et Antonius. 5 Ngr.
No. XIII. Dio et Brutus. 6 Ngr.
No. XIV. Artaxerxes et Aratus, Galba et Otho. 7½ Ngr.
Polyaeni strategicon libri octo. Rec. Ed. Woelfflin. 1 Thlr 15 Ngr.
Porphyrii philosophi Platonici opuscula tria rec. A. Nauck. 18 Ngr.
Quinti Smyrnaei Posthomericorum libri XIV. Rel. A. Koechly. 12 Ngr.
Rhetores Graeci ex recognitione L. Spengel. 3 Voll. à 1 Thlr.
Sophoclis tragoediae. Ex rec. Guilielmi Dindorfii. 12½ Ngr.
Daraus auch jedes Stück einzeln: à 3¼ Ngr.
Stobaei, Ioannis, florilegium. Rec. A. Meineke. 4 Voll. 3 Thlr.
—— **eclogarum physicarum et ethicarum** libri duo. Rec. A. Meineke. Tom. I. 1 Thlr.
Strabonis geographica. Rec. Aug. Meineke. 3 Voll. 1 Thlr. 21 Ngr.
Einzeln: Vol. I & II. à 15 Ngr. Vol. III. 21 Ngr.
Theophrasti characteres. Edidit H. Ed. Foss. 12 Ngr.
Theophrasti Eresii opera quae supersunt omnia. Ex rec. F. Wimmer. Tomus I. historiam plantarum continens. 18 Ngr.
—— Tomus II. de causis plantarum libros VI continens. 18 Ngr.
—— Tomus III. fragmenta continens. 24 Ngr.
Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri VIII. Rec. G. Boehme. Vol. I. Lib. I—IV. Vol. II. Lib. V—VIII. Jeder Band à 9 Ngr.
Xenophontis expeditio Cyri. Rec. Ludov. Dindorfius. 6¼ Ngr.
—— **historia Graeca.** Rec. Ludov. Dindorfius. 7½ Ngr.
—— **institutio Cyri.** Rec. Ludov. Dindorfius. 7½ Ngr.
—— **commentarii.** Rec. Ludov. Dindorfius. 3¾ Ngr.
—— **scripta minora.** Rec. Ludov Dindorfius 7½ Ngr.

Novum Testamentum Graece ad fidem potissimum codicis Vaticani B recensuit, varias lectiones codicis B, textus recepti, editionum Griesbachii Lachmanni Tischendorfii integras adiecit Philippus Buttmann. Editio altera emendata. 18 Ngr.

B. Lateinische Schriftsteller.

Augustini, Sancti Aurelii, de civitate Dei libri XXII. Rec. B. Dombart. 2 Vol. 2 Thlr.
Caesaris, C. Iulii, commentarii. Cum suppl. A Hirtii et aliorum. Accedunt Caesaris Hirtiique fragmenta. Rec. Fr. Oehler. 12½ Ngr.
Daraus einzeln:
Commentarii de bello Gallico. 6 Ngr. — **Commentarii de bello civili.** 6 Ngr.
Catulli, C. Valerii, Veronensis liber. Rec. Aug. Rossbach. 4½ Ngr.
Celsi, A. Cornelii, de medicina libri octo. Ed. C. Daremberg. 1 Thlr.
Ciceronis, M. Tullii, scripta quae manserunt omnia. Recognovit Reinholdus Klotz. 11 Voll. 6 Thlr. 12 Ngr.
Pars I. Vol. I. II. **Scripta rhetorica.** Vol. I, 12 Ngr. Vol. II, 18 Ngr.
—— II. Vol. I—III. **Orationes,** à Vol. 18 Ngr.
—— III. Vol. I. II. **Epistolae,** à Vol. 18 Ngr.
—— IV. Vol. I—III. **Scripta philosophica,** à Vol. 18 Ngr.
—— V. **Indices.** 18 Ngr.
Auch in folgenden einzelnen Abtheilungen:
No. 1. Rhetorica ad Herennium. 6 Ngr.
No. 2. De inventione. 6 Ngr.
No. 3. De oratore. 9 Ngr.
No. 4. Brutus. 5 Ngr.
No. 5. Orator. 3¾ Ngr.
No. 6. Topica, partitiones et de optimo genere oratorum. 3 Ngr.
No. 7. Orationes pro P. Quinctio, pro Sex. Roscio Amerino, pro Q. Roscio Comoedo. 5 Ngr.
No. 8. Divinatio in Q. Caecilium, actio in C. Verrem I. 3¾ Ngr.
No. 9. Actionis in C. Verrem II sive accusationis lib. I—V. 12 Ngr.
No. 10. Orationes pro M. Tullio, pro M. Fonteio, pro A. Caecina, de imperio Cn. Pompeii (pro lege Manilia). 3½ Ngr.
No. 11. Orationes pro A. Cluentio Avito, de lege agraria tres, pro C. Rabirio perduellionis reo. 6 Ngr.
No. 12. Oratt. in L. Catilinam, pro L. Murena, pro L. Flacco. 5 Ngr.
No. 13. Oratt. pro P. Sulla, pro A. Licinio Archia poëta. 3¼ Ngr.
No. 14. Oratt. post reditum in senatu et post reditum ad Quirites habitae, de domo sua, de haruspicum responso. 5 Ngr.
No. 15. Oratt. pro P. Sestio, in P. Vatinium, pro M. Caelio. 5 Ngr.
No. 16. Orationes de provinciis consularibus, pro L. Cornelio Balbo, in L. Calpurnium Pisonem, pro Cn. Plancio, pro Rabirio Postumo. 5 Ngr.
No. 17. Orationes pro T. Annio Milone, pro M. Marcello, pro Q. Ligario, pro rege Deiotaro. 3¾ Ngr.
No. 18. Orationes in M. Antonium Philippicae XIV. 7½ Ngr.
No. 19. Epistolarum ad familiares libri I—IV. 5 Ngr.
No. 20. Epistolarum ad familiares libri V—VIII. 5 Ngr.
No. 21. Epistolarum ad familiares libri IX—XII. 5 Ngr.
No. 22. Epistolarum ad familiares libri XIII—XVI. 5 Ngr.
No 23. Epistolae ad Quintum fratrem, Q. Ciceronis de petitione consulatus ad M. fratrem liber, eiusdem versus quidam de signis XII, eiusdem, ut fertur, epigramma de amore feminarum. 3¼ Ngr.
No. 24. Epistolarum ad Atticum libri I—IV. 5 Ngr.
No. 25. Epistolarum ad Atticum libri V—VIII. 5 Ngr.
No. 26. Epistolarum ad Atticum libri IX—XII. 5 Ngr.
No. 27. Epistolarum ad Atticum libri XIII—XVI. 5 Ngr.
No. 28. Epistolarum ad Brutum libri duo et epistola ad Octavium. 5 Ngr.
No. 29. Academicorum ad M. Varronem libri duo. 4½ Ngr.

VERHANDLUNGEN

DER

EINUNDZWANZIGSTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN

AUGSBURG

VOM 24. BIS 27. SEPTEMBER 1862.

LEIPZIG.
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.
1863.

Inhalt.

Seite

I. Ursprüngliche und revidierte Statuten 1
II. Bekanntmachung 5
III. Programm 6
IV. Verzeichniss der Mitglieder 10

Protokolle der allgemeinen Sitzungen.

Erste allgemeine Sitzung.

Eröffnungsrede des I. Präsidenten 13
Wahl des Bureau 22
Bitte des Professor Dr. *von Leutsch*, betreffend die Zusendung von Auszügen für den „Philologus“ 22
Nachruf, dem verstorbenen Hofrath Dr. *Rost* gewidmet von Director Dr. *Eckstein*. . . 23
Vortrag des Hofraths Dr. *Tischendorf* über die paläologische und kritische Bedeutung des Codex Sinaiticus 25

Zweite allgemeine Sitzung.

Geschäftliches 33
Verzeichniss der eingelaufenen und zur Vertheilung gekommenen Festschriften . . . 33
Vortrag des Professor Dr. *Köchly* über den Zusammenhang und die Bestandtheile der Odyssee 34
Entgegnung des Professor Dr. *Düntzer* auf diesen Vortrag 51
Vortrag des Professor Dr. *Thomas* über Fallmerayer als Schulmann 52
Vortrag des Professor Dr. *Bursian* über archäologische Kritik und Hermeneutik . . . 55

Dritte allgemeine Sitzung.

Anzeige der geschehenen Constituierung einer archäologischen Section 60
Referat des Director Dr. *Eckstein* über die Wahl des nächsten Versammlungsortes und über die Berathung des Comité für die Reform der Vereinsstatuten 60
Vortrag des Prof. Dr. *Gustav Wolff* über die Stiftung des delphischen Orakels 61
Discussion über diesen Vortrag 69
Vortrag des Dr. *von Lützow* über die Frage nach der Entstehungszeit des barberinischen Fauns 71
Vortrag des Prof. Dr. *Overbeck* über die griechische Religion und die bildende Kunst . 78

Vierte allgemeine Sitzung.

Vortrag des Prof. Dr. *Braun* über den Zusammenhang aller alten Ideenkreise 86
Vortrag des Gymnasiallehrers *Biehl* über die Aristotelische Definition der Seele . . . 94
Discussion über diesen Vortrag 100

Seite

Vortrag des Prof. Dr. *Düntzer* über die stehenden homerischen Beiwörter 102
Vortrag des Dr. *W. Glück* über das Wort „ambactus“ 107
Schlusswort des II. Präsidenten 109
Erwiderung des Director Dr. *Classen* 110

Protokolle der Sitzungen der pädagogischen Section.

Erste Sitzung.

Wahl des Bureau, Festsetzung der Tagesordnung 111

Zweite Sitzung.

Antrag des Prof. *Högg* über die Gestaltung der Mittelschulen 112
Vortrag des Gymnasiallehrers *Vielhaber* über Cornelius Nepos als Schulautor 112
Discussion über diesen Vortrag 116
Vortrag des Dr. *Müller* über die Schulstrafen 122
Discussion über diesen Vortrag 124

Dritte Sitzung.

Fortsetzung der Discussion über die Schulstrafen 125
Antrag des Gymnasialdirector Dr. *Wiegand* auf Errichtung von pädagogischen Vereinen 133

Vierte Sitzung.

Vortrag des Prof. Dr. *Köchly* über die Napoleonische Karte Galliens 134
Vortrag des Prof. Dr. *Köchly* über das römische Pilum 139
Vortrag des Director *Gratzmüller* über den Unterricht in der Stenographie 152
Discussion über denselben 159
Schluss der Verhandlungen der pädagogischen Section 161
Statistik des stenographischen Unterrichts an den Gymnasien in Bayern im Schuljahr 1861 und 1862 161
Verzeichniss der Mitglieder der pädagogischen Section 162
Protokolle der Sitzungen der germanistischen Section 163

I.

Ursprüngliche und revidierte Statuten

des Vereins deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten.

A. Nach der Göttinger Fassung vom 20. September 1837.

§ 1.

Die Unterzeichneten vereinigen sich zu einer philologischen Gesellschaft, welche zum Zwecke hat:

a) das Studium derPhilologie in der Art zu befördern, dass es die Sprachen (Grammatik, Kritik, Metrik) und die Sachen (den in den schriftlichen und artistischen Denkmälern niedergelegten Inhalt) mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfasst;

b) die Methode des Unterrichts mehr und mehr bildend und fruchtbringend zu machen, sowie den doctrinellen Widerstreit der Systeme und Richtungen auf den verschiedenen Stufen des öffentlichen Unterrichts nach Möglichkeit auszugleichen;

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, sowie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren;

d) grössere philologische Unternehmungen, welche die vereinigten Kräfte oder die Hülfe einer grössern Anzahl in Anspruch nehmen, zu befördern.

§ 2.

Zu diesem Zwecke achten sie für nöthig:

a) sich gegenseitig durch Rath und Mittheilung zu unterstützen,

b) in einem schon bestehenden oder neuzubegründenden philologischen Journale Anzeigen und Beurtheilungen neu erschienener Schriften und Abhandlungen in dem oben bezeichneten Sinne niederzulegen,

c) in ihren umfassenderen Arbeiten nach denselben Grundsätzen zu verfahren, und sie unter ihren Freunden nach Möglichkeit zu verbreiten,

d) sich an bestimmten Orten und in noch zu bestimmenden ein- oder zweijährigen Zeiträumen zu gegenseitigen Besprechungen und Mittheilungen zu vereinigen.

§ 3.

In jenen Versammlungen finden statt:

a) Mittheilungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie,

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung,

c) conversatorische Behandlung schwieriger Punkte im Gebiete der Philologie und der Methodik des Unterrichts,

d) zusammenhängende Vorträge, jedoch nur über Gegenstände, über welche die Gesellschaft die Ansicht eines ihrer Mitglieder zu hören im voraus beschlossen, oder welche der jeweilige Vorstand genehmigt hat,

e) Berathungen über den Ort, die Zeit und den Vorstand der nächsten Vereinigung und über die Punkte, welche in ihr etwa zur besondern Berathung gebracht werden sollten.

§ 4.

Ein jeder Philolog kann der Gesellschaft als Mitglied beitreten, welcher dem Staate, dem er angehört, die nöthige Gewähr seiner Kenntnisse und Gesinnungen dadurch gibt, dass er an Gymnasien oder Universitäten lehrt, oder gelehrt hat, oder in einem andern öffentlichen Amte steht.

Auch Schulmänner, welche die übrigen Zweige des höheren öffentlichen Unterrichts, als Mathematik, Physik, Geschichte und Geographie besorgen, sind eingeladen, an den Versammlungen Theil zu nehmen. Sie vertreten dort die von ihnen gelehrten Gegenstände.

Die Mitglieder des Vereins der Schulmänner des nördlichen Deutschlands sind eingeladen, sich auch dieser Vereinigung anzuschliessen.

§ 5.

Kein dem Vereine Beigetretener ist zu irgend einer Dauer seines Beitritts noch zu irgend einer Leistung für die Gesellschaft verpflichtet. Jede Theilnahme ist eine freiwillige.

§ 6.

Dem für den nächsten Zusammentritt bestimmten Vorstande liegt jedes Mal ob, für diesen Zusammentritt die Genehmigung derjenigen deutschen Regierung zu suchen, in deren Gebiete die Versammlung stattfinden soll.

§ 7.

Für die erste Zusammenkunft wird Nürnberg und der Michaelistag des Jahres 1838 bestimmt.*)

---

*) Unterzeichnet waren diese Statuten von folgenden Männern, die also recht eigentlich als die Gründer des Vereins anzusehen sind: Dr. F. Thiersch, Mitglied des obersten Schul- und Kirchenraths des Königreichs Bayern (†) — F. Kohlrausch, Kön. Hannoverscher Ober-Schulrath. — K. O. Müller, Hofrath und Professor in Göttingen (†) — K. Lachmann, ord. Professor der Philologie in Berlin (†) — Jacob Grimm, Hofrath und ord. Professor der Philologie in Göttingen — M. H. E. Meier, ord. Professor der Philologie in Halle (†) — Ernst von Leutsch, ausserordentlicher Professor in Göttingen — Aug. Fr. Pott, ausserord. Professor zu Halle — Theodor Bergk zu Halle — Prof. Emperius zu Braunschweig (†) — F. Ranke, Gymnasial-Director zu Göttingen — F. G. Welcker, Professor in Bonn — F. W. Schneidewin, Professor in Göttingen (†) — Dr. Julius Cäsar, Privatdocent zu Marburg — Dr. Ahrens in Ilfeld — Conrector Dr. Geffers zu Göttingen — Dr. Aug. Bernh. Krische, Privatdocent in Göttingen (†) — Dr. Karl Grotefend zu Hannover — Dr. Theodor Benfey, Privatdocent zu Göttingen — Dr. Bode, Pri-

B. Nach der Berliner Fassung vom 3. October 1850.

§ 1.

Der Verein der deutschen Philologen, Schulmänner und Orientalisten hat den Zweck:

a) das Studium der Philologie in der Art zu fördern, dass es alle Theile derselben mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfasst;

b) die Methode des höheren Unterrichts mehr und mehr bildend zu machen;

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, so wie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren;

d) grössere philologische Unternehmungen, welche vereinigte Kräfte in Anspruch nehmen, zu befördern.

§ 2.

Zu diesem Zwecke versammelt sich derselbe jährlich einmal auf die Dauer von vier Tagen an einem vorher zu bestimmenden Orte.

§ 3.

In diesen Versammlungen finden statt:

a) Mittheilungen und Besprechungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie;

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung;

c) zusammenhängende Vorträge und Besprechungen theils über den Inhalt dieser Vorträge, theils über ausgewählte Fragen und Aufgaben, welche einige Monate vor der Versammlung durch das erwählte Präsidium derselben bekannt gemacht werden;

d) Bestimmung des Ortes und des Vorstandes der nächsten Versammlung.

§ 4.

Jeder Philologe und Schulmann, welcher durch bestandene Prüfungen, durch ein öffentliches Amt oder durch litterarische Leistungen dem Vereine die nöthige Gewähr gibt, ist zur Mitgliedschaft berechtigt.

§ 5.

Der Verein hält dreierlei Versammlungen: 1) allgemeine philologische und 2) Sectionsversammlungen *a*) für die Behandlung pädagogisch-didaktischer Gegenstände und *b*) Sectionsversammlungen der Orientalisten.

---

vatdocent zu Göttingen (†) — F. C. Dahlmann in Göttingen (†) — Wilhelm Grimm in Göttingen (†) — H. Ewald in Göttingen — Professor Dr. Ritschl zu Breslau — Hofrath Göttling zu Jena — Professor Dr. Rost zu Gotha (†) — Director Dr. Grotefend zu Hannover (†).

§ 6.

Dem Vereine steht ein Präsident und ein Vicepräsident vor (§ 3). Den Sectionsversammlungen bleibt die Wahl ihrer Vorstände überlassen.

§ 7.

Dem für die nächstjährige Versammlung bestimmten Vorstande liegt es ob, für diese Versammlung die Genehmigung derjenigen Regierung nachzusuchen, in deren Gebiete die Versammlung stattfinden soll.

§ 8.

Zur Bestreitung der Büreaukosten wird von den jedesmaligen Theilnehmern an einer Versammlung ein entsprechender Beitrag erhoben.*)

*) Dieser § 8 ist in der fünfzehnten Versammlung zu Hamburg 1855 hinzugefügt worden.

II.

Bekanntmachung.

a. Allgemeine.

Die diessjährige **Philologen-Versammlung** wird mit landesherrlicher Genehmigung vom *24. bis 27. September* in Augsburg tagen. Die Unterzeichneten beehren sich, die nach § 4 der Statuten zur Theilnahme berechtigten Philologen, Orientalisten und Schulmänner, dann die germanistischen Sprachforscher, welche dem in Frankfurt gefassten Beschlusse gemäss von nun an eine eigene Section bilden werden, hierdurch ergebenst einzuladen. Zugleich ersuchen sie die verehrten Herren, welche Vorträge zu halten wünschen, um eine gefällige diesfallsige Mittheilung längstens bis Ende August.

Augsburg und München, den 8. Juli 1862.

Dr. Mezger. *Dr. Halm.*

---

b. Für die bayerischen Schulmänner.

Die **Philologen-Versammlung** wird dieses Jahr vom *24. bis zum 27. September* in Augsburg stattfinden. Wir beehren uns, die Herren Rectoren, Professoren und Studienlehrer der bayerischen Studienanstalten unter Bezugnahme auf unsere öffentliche Bekanntmachung hierdurch besonders zur Theilnahme ergebenst einzuladen. Sehr erwünscht würde uns aber eine baldige Mittheilung sein, auf wie viele Theilnehmer wir von den einzelnen Lehrer-Collegien rechnen dürfen.

Hochachtungsvoll

Augsburg und München, den 24. Juli 1862.

Dr. Mezger. *Dr. Halm.*

III.

Programm

für die einundzwanzigste Versammlung der deutschen Philologen, Schulmänner und Orientalisten.

Sämmtliche Sitzungen (vom 24. bis 27. September d. Js.) werden im Rathhause gehalten, die allgemeinen im goldenen Saale, die der Sectionen in den drei Fürstenzimmern.

Das Empfangsbüreau ist in dem kleinern Rathszimmer des Rathhauses und wird am Dienstag den 23. September von 2 Uhr Nachmittags bis 10 Uhr Abends und alle folgenden Tage von 8—12 und 2—5 Uhr geöffnet sein.

Es werden daselbst die Mitgliedskarten gegen Entrichtung des statutenmässigen Beitrages von einem Vereinsthaler, sowie die dem Vereine gewidmeten Schriften ausgehändigt.

Die Mitgliedskarte berechtigt zum Besuche des Maximilians-Museums (Philippine Welser-Strasse, D. 283), der k. Kreis- und Stadtbibliothek (St. Annahof, D. 231), der k. Gemäldegallerie (Katharinengasse, B. 156), des Kunstvereines (Zeugplatz, B. 228) und überhaupt aller sonstigen Sehenswürdigkeiten der Stadt, dann des Lesecabinets der Gesellschaft „Erheiterung" (Obstmarkt, D. 71), welche dasselbe für die Dauer der Versammlung mit ihrem reichen Inhalte von Zeitschriften zur Mitbenutzung gefälligst angeboten hat.

Eintrittskarten zu den Sitzungen für Nichtmitglieder sind täglich im Empfangsbüreau von 8—12 Uhr zu erhalten.

Tagesordnung.

Dienstag, den 23. September, von Abends 7 Uhr an: Begrüssung und gesellige Zusammenkunft im Saale des Gasthofes zur goldenen Traube (Mittlere Maximilians-Strasse, B. 5).

Mittwoch, den 24. September, Vormittags 9 Uhr: Erste allgemeine Sitzung. Eröffnungsrede des Präsidenten. Bildung der Sectionen. Vorbereitende Geschäfte. Erster wissenschaftlicher Vortrag. Nachmittags 2 Uhr: Gemeinschaftliches Hauptessen im Gasthofe zur goldenen Traube (Mittlere Maximilians-Strasse, B. 5). (Preis des Couverts ohne Wein 1 fl. 45 kr.) Abends $6^1/_2$ Uhr: Festvorstellung im Theater.

Donnerstag, den 25. September, Vormittags von 8—10 Uhr: Sectionssitzungen. Von $10^1/_2$ bis $12^1/_2$ Uhr: Zweite allgemeine Sitzung. Nachmittags 1 Uhr: Gemeinschaftliches Mittagsmahl im Mohrenkopf (Predigerberg, A. 72) und in der goldenen Traube. Abendunterhaltung im Mohrenkopf von 8 Uhr an, unter gefälliger Betheiligung der Liedertafel.

Freitag, den 26. September, Vormittags von 8—10 Uhr: Sectionssitzungen. Von $11^1/_2$—$12^1/_2$ Uhr: Dritte allgemeine Sitzung. Nachmittags 1 Uhr: Gemeinschaftliches Mittagsmahl im Mohrenkopf oder in der goldenen Traube. Nachmittags 3 Uhr: Musik im Schiessgraben.

Samstag, den 27. September, Vormittags von 8—10 Uhr: Sectionssitzungen. Von $10^1/_2$—12 Uhr: Vierte allgemeine und Schlusssitzung. Nachmittags 1 Uhr: Gemeinschaftliches Mittagsmahl in der Traube oder im Mohrenkopf.

An jedem Abende, mit Ausnahme Donnerstags, finden im Saale der goldenen Traube gesellige Zusammenkünfte von 7 Uhr an statt.

Vorträge.

1. Für die allgemeinen Sitzungen:

Am Mittwoch, den 24. September.

1) Von Herrn Professor Dr. Köchly in Zürich: Ueber die Zusammensetzung und die Bestandtheile der Odyssee.

Am Donnerstag, den 25. September.

2) Von Herrn Professor Dr. Tischendorf in Leipzig: Ueber die paläographische und kritische Bedeutung des Codex Sinaiticus.
3) Von Herrn Professor Dr. Bursian in Tübingen: Ueber archäologische Kritik und Hermeneutik.
4) Von Herrn Professor Dr. Gust. Wolff in Berlin: Ueber das delphische Orakel.

Am Freitag, den 26. September.

5) Von Herrn Professor Dr. v. Lützow in München: Ueber den barberinischen Faun.
6) Von Herrn Gymnasial-Lehrer Wilh. Biehl in Salzburg: Ueber die aristotelische Definition der Seele.
7) Von Herrn Professor Dr. Jul. Braun in München: Ueber den Zusammenhang aller alten Ideenkreise.

Am Samstag, den 27. September.

8) Von Herrn Professor Dr. Overbeck in Leipzig: Ueber die griechische Religion und die bildende Kunst.
9) Von Herrn Professor Dr. Düntzer in Köln: Zur Beurtheilung der stehenden homerischen Beiwörter.
10) Von Herrn Secretär der kgl. Staatsbibliothek Dr. Glück in München: Ueber das Wort ambactus.

2. Für die pädagogische Section:

1) Von Herrn Professor Dr. Thomas in München: Ueber Fallmerayer als Schulmann.
2) Von Herrn Gymnasial-Lehrer Vielhaber in Salzburg: Ueber Cornelius Nepos als erste Schullectüre.

Instruction

wegen Vollzugs der Anordnungen, welche zum Empfange der Philologen im Bahnhofe und im Empfangsbüreau des Rathhauses getroffen worden sind.

---

1. In den Bahnhof werden sich Dienstags den 23. September 4 Professoren, und zwar 2 von Sct. Stephan und 2 von Sct. Anna, schon vor der Ankunft der Mittagszüge begeben, welche den Ankommenden im Perron sogleich bei dem Aussteigen aus den Waggons die nöthigen Notizen über die Anmeldung und die Vorbereitungen zum Empfange ertheilen. Zugleich werden gedruckte Affichen im Bahnhofe die erforderlichen Weisungen enthalten; die Herren Collegen, welche den Dienst im Bahnhofe haben, werden mit Abzeichen (einem Bandstreifchen mit den Farben der Stadt) sich versehen. Droschken und Packträger werden vor dem Bahnhofe zur Verfügung stehen.

2. Im Empfangsbüreau (dem kleinen Rathszimmer des Rathhauses) sollen 6 Collegen der Studienanstalten, und zwar 3 von Sct. Stephan und 3 von Sct. Anna, fungieren. Diesen liegt ob, dafür zu sorgen,

a. dass die Ankommenden ihre Namen in das Album einzeichnen,
b. dass sie die Eintrittskarten, in welche die anwesenden magistratischen Schreiber die Namen der Empfänger einzutragen haben, erhalten,
c. dass von denselben der Beitrag von 1 fl. 45 kr. an den Cassier, welchen der Magistrat stellt, bezahlt werde, in welcher Beziehung Herr Professor Wucherer insbesondere ersucht werden wird, dem Cassier als Controleur zur Seite zu stehen,
d. dass ihnen das Programm und die Druckschriften (die beiden wissenschaftlichen Abhandlungen der Studienanstalten von Sct. Anna und Sct. Stephan, die Memoria Wolfii von Dr. Mezger, die „Römischen Inschriften, Steindenkmäler und Gefässstempel im Maximilians-Museum in Augsburg“ von M. Mezger, und die lat. Ode von Stadelmann) eingehändigt werden,
e. dass die Mitglieder die Karte zum unentgeltlichen Eintritt in das Theater bekommen,
f. dass sich dieselben für das Festessen und das gemeinsame Mittagsmahl in der Traube oder im Mohrenkopf einzeichnen. Da die Wirthe wissen müssen, auf wie viele Gäste sie zu rechnen haben, so wird das Verzeichniss über die Theilnahme, die natürlich eine freiwillige ist, für jeden Tag besonders angelegt, und in der Frühe bis längstens $^1/_2$ 9 Uhr dem Comité-Mitgliede, Herrn Magistratsrath Wolfrum, mitzutheilen sein, damit dieser die betreffenden Gastwirthe über die jedesmalige Zahl der Theilnehmer in Kenntniss setzen kann. Es dürfte desshalb gerathen sein, sogleich bei dem Empfange im Büreau an die Ankommenden die Bitte zu stellen, dass sie jeden Tag in der Frühe vor dem Beginn der Versammlung es im Empfangsbüreau anzeigen, ob und wo (in der Traube oder im Mohrenkopf) sie sich beim Mahle betheiligen wollen. Das Verzeichniss für das Festessen in der Traube, von welchem sich kaum ein Mitglied ausschliessen wird, könnte wohl schon am Dienstag beim Anfange der Geschäfte bereinigt werden,

g. dass die beiden Schreiber die Liste der eingezeichneten Mitglieder, sobald es möglich ist, abschreiben, weil jeden Abend diese Liste in die Druckerei abgegeben werden muss, damit sie am anderen Tage vor dem Beginn der Versammlungen an den Präsidenten zur Vertheilung an die Mitglieder abgegeben werden kann,

h. dass sie allen Namen der in die Liste Eingezeichneten die Wohnung derselben (Lit. — Nr. —) beisetzen,

i. dass die, welche Privatwohnungen zu erhalten wünschen, aufgezeichnet und ihnen sogleich solche Wohnungen angewiesen werden. Es wird darum das Verzeichniss der hiesigen Einwohner, welche Herren in ihre Wohnungen aufnehmen wollen, vorliegen, aus welchem die Auswahl leicht zu bewerkstelligen ist. Die vor dem Rathhause bereit stehenden Packträger werden die Betreffenden dann in die Privatwohnungen, andere, die es nicht vorgezogen haben, vor der Anmeldung vom Bahnhofe aus sich in einen Gasthof zu begeben, in die Gasthäuser geleiten,

k. dass die Eintrittskarten für Nichtmitglieder, welche unentgeltlich verabreicht werden, ausgehändigt werden. Es ist bestimmt worden, dass diese Karten schon am Dienstage Vormittags von 9 Uhr an vertheilt werden können, weshalb sich etwa 2 der Herren Collegen schon am Dienstage Vormittags von 9 Uhr an zur Abgabe in dem Empfangsbüreau einzufinden hätten.

3. Den Herren Collegen wird eine Anzahl Karten zum Eintritt für Nichtmitglieder und ebenso werden ihnen einige Eintrittskarten für die Theatervorstellung behändigt werden, um davon für ihre Freunde Gebrauch machen zu können.

4. Die Privatwohnungen, welche bei dem Präsidium bestellt worden sind, sollen in dem Verzeichnisse der Wohnungen, das im Empfangsbüreau vorliegt, im Voraus von dem Präsidenten bezeichnet werden, so dass dann die Herren Collegen nur die Güte haben werden, dem Betreffenden die für ihn zur Verfügung stehende Wohnung zu nennen.

IV.

Verzeichniss der Mitglieder.

Die mit * bezeichneten Mitglieder aus Augsburg befanden sich in dem Comité, welches mit den Vorbereitungen für die Versammlung betraut war. Ausser diesen Mitgliedern waren in dasselbe auch noch aus Augsburg einige Herren Magistratsräthe, Gemeindebevollmächtigte und Bürger gewählt worden.

1. Achleuthner, Professor in Cremsmünster.
2. Dr. v. Ahorner, kgl. Regierungsrath in Augsburg.
3. D'Alleux, Studienlehrer in Neustadt a. Hardt.
4. Dr. v. Allioli, Domprobst in Augsburg.
5. *Dr. Altenhöfer, Redacteur in Augsburg.
6. Dr. Arnold, Professor in Halle.
7. Arnold, Gymnasial-Assistent in München.
8. Dr. Autenrieth, Studienlehrer in Erlangen.
9. Bacher, Studienlehrer in Oettingen.
10. Dr. Barack, Hofbibliothekar in Donaueschingen
11. Barb, k. k. Minist.-Secretär in Wien.
12. Bartsch, Professor in Rostock.
13. Bauer, Professor in München.
14. Bauer, Studienlehrer in Ansbach.
15. Baumgarten, Professor in Cremsmünster.
16. Bäumlein, Ephorus in Maulbronn.
17. Baur, Studienlehrer in Augsburg.
18. Dr. Baur, Candidat in Ulm.
19. Beck, Gymnasial-Professor in Kempten.
20. Dr. Becker, Staatsrath in Odessa.
21. Berchtold, Studienlehrer in Augsburg.
22. Biel, Studienlehrer in Neustadt a. Aisch.
23. Biehl, Gymnasiallehrer in Salzburg.
24. Bieringer, Subrector in Kitzingen.
25. Birlinger, Dr. phil. in München.
26. Boll, Studienlehrer in Eichstätt.
27. Boll, Subrector in Günzburg.
28. Dr. Böckel, Gymnasiallehrer in Frauenfeld.
29. Dr. Julius Braun, Professor aus München.
30. Dr. Brockhaus, Professor in Leipzig.
31. Brunner, Professor in Augsburg.
32. Brünings, Subrector in Frankenthal.
33. Bunk, Studienlehrer in Augsburg.
34. Dr. Bursian, Professor in Tübingen.
35. Butsch, Antiquar in Augsburg.
36. Butters, Gymnasial-Professor in Zweibrücken.
37. Dr. Christ, Professor in München.
38. Dr. Classen, Gymnasialdirector in Frankfurt a.M.
39. Dr. Crecelius, Gymnasiallehrer in Elberfeld.
40. *Dr. Cron, Professor in Augsburg.
41. Daisenberger, Studienlehrer in Neuburg.
42. Daniel, Professor in Halle.
43. Dr. Delitzsch, Professor in Erlangen.
44. Diemer, Director der k. k. Universitäts-Bibliothek in Wien.
45. Diederichsen, Stud. philol. in Bonn.
46. Dr. Dietsch, Gymnasialdirector in Plauen.
47. Dizinger, Candidat in Stuttgart.
48. Dr. Döderlein, Hofrath in Erlangen.
49. Dr. Döderlein, Subrector in Dürkheim.
50. Döhlemann, Subrector in Neustadt a. Aisch.
51. Dombart, Studienlehrer in Nürnberg.
52. Dorfmüller, Pfarrvicar in Augsburg.
53. Dorfmüller, Gymnasialprofessor in Augsburg.
54. Dreykorn, Studienlehrer in Zweibrücken.
55. Ducrue, Professor in Neuburg.
56. Dr. Düntzer, Professor in Cöln.
57. Dunn, Rentier in London.
58. Dr. Eckstein, Director in Halle.
59. Dr. Enderlein, Gymnasialprofessor in Schweinfurt.
60. v. Engelmann, Gymnasialinspector in Mitau.
61. Ernenwein, Lehrer an der Gewerbschule in Neuburg.
62. Ernst, Professor in Frankfurt.
63. Dr. Fickler, Professor u. Director in Mannheim.
64. Dr. Firnhaber, Regierungsrath in Wiesbaden.
65. Dr. Fischer, Gymnasiallehrer in Greifswalde.
66. Fischer, Lyceal-Professor und Conrector in Speyer.
67. Dr. Fleckeisen, Professor in Dresden.

68. Dr. Fleischer, Professor in Leipzig.
69. Flor, Professor in Klagenfurt.
70. Forsthuber, Professor in Cremsmünster.
71. Dr. Frauer, Professor in Schaffhausen.
72. Friedrch, Dr. phil. in Stuttgart.
73. Dr. Frommann, Bibliotheksvorstand in Nürnberg.
74. Gantrellø, Gymnasial-Inspector in Brüssel.
75. Gaupp, Professor in Stuttgart.
76. Gebhardt, Professor in Hof.
77. Gebhardt, Studienlehrer in München.
78. Dr. Geffers, Gymnasialdirector in Göttingen.
79. Georgiadis, Caud. phil. aus Griechenland.
80. Dr. Gerlach, Professor in Basel.
81. Dr. Giesebrecht, Professor in München.
82. Dr. Gilbert, Kirchen- u. Schulrath in Dresden.
83. Dr. Glück, Secretär an der k. Staatsbibliothek in München.
84. Dr. Göringer, Pfarrer in Augsburg.
85. Greiff, Studienlehrer in Augsburg.
86. P. Gratzmüller, Institutsdirector in Augsburg.
87. Gürsching, Studienlehrer in Augsburg.
88. Häfele, Gymnasiallehrer in Salzburg.
89. Hagenbach, Stud. philol. in Basel.
90. Dr. Halm, Professor und Oberbibliothekar in München.
91. Halder, k. k. Schulrath in Innsbruck.
92. Hannwacker, Rector in Kempten.
93. Dr. Hassler, Professor in Ulm.
94. Haug, Professorats-Verweser in Reutlingen.
95. Dr. Heerwagen, Studienrector in Nürnberg.
96. Heumann, Professor in München.
97. Heimsoeth, Professor in Bonn.
98. Dr. Heinzel, Gymnasiallehrer in Linz.
99. Dr. Heräus, Gymnasiallehrer in Hamm in Westphalen.
100. Herberger, Archivar in Augsburg.
101. Herold, Professor in Nürnberg.
102. Dr. Hertz, Privatdocent in München.
103. Dr. Herzog in Tübingen.
104. Hoffmann v. Fallersleben, Professor in Corvey.
105. Hoffmann, Dr. med. in Augsburg.
106. Högg, Gymnasiallehrer in Ellwangen.
107. Holland, Dr. phil. in München.
108. Holtzmann, Hofrath und Professor in Heidelberg.
109. Dr. Hug, Gymnasiallehrer in Schaffhausen.
110. Dr. Hug, Gymnasiallehrer in Winterthur.
111. Jäcklein, Gymnasial-Assistent in Bamberg.
112. Dr. v. Jan, Professor in Schweinfurt.
113. Jordan, Professor in Stuttgart.
114. Dr. Jülg, Universitätsprofessor in Krakau.
115. Justi, Privatdocent in Marburg.
116. Kapf, Professor in Ulm.
117. Dr. v. Karajan, Professor in Grätz.
118. Dr. Keil, Professor in Erlangen.
119. Kern, Gymnasialrector in Ulm.
120. Kiderlin, stud. phil. in Nördlingen.
121. Dr. Klix, Gymnasialdirector in Glogau.
122. Dr. Köchly, Professor in Zürich.
123. Kohl, Studienlehrer in Memmingen.
124. Dr. Köhler, Bibliothekar in Weimar.
125. Krafft, Studienlehrer in Neustadt a. Haardt.
126. Kramer, Professor in Augsburg.
127. Kratz, Professor in Stuttgart.
128. Kuhn, Studienlehrer in Augsbug.
129. Kurz, Professor in München.
130. Lamparter, Repetent in Tübingen.
131. Lauth, Professor in München.
132. Lechner, Professor in Erlangen.
133. Leonhard, Professor in Ellwangen.
134. Dr. E. v. Leutsch, Professor in Göttingen.
135. Dr. Leuze, Rector in Kirchheim a. Teck.
136. Dr. Lexer, Professor in Nürnberg.
137. Liepert, Gymnasialprofessor in Passau.
138. Lindenborn, Gymnasiallehrer in Halle a. Saale.
139. Linsmayer, Gymnasialprofessor in München.
140. Dr. Lipke in Wesel.
141. Lössl, Assistent in Augsburg.
142. Dr. Lübker, Gymnasialdirector in Parchim.
143. Dr. v. Lützow, Privatdocent in München.
144. Maier, Studiosus in Augsburg.
145. Dr. E. Maier, Professor in Tübingen.
146. Martin, Studienlehrer in Augsburg.
147. Mayer, Pfarrer in Augsburg.
148. Mayring, Gymnasialprofessor in Neuburg.
149. Dr. Merian, Professor in Basel.
150. Mertl, Professor in Augsburg.
151. Dr. Joach. Meyer, Professor in Nürnberg.
152. *Dr. Mezger, Studienrector in Augsburg.
153. Friedr. Mezger, Studienlehrer in Hof.
154. Georg Mezger, Subrector in Pappenheim.
155. *Dr. Moritz Mezger, Studienlehrer in Augsburg.
156. Wilh. Mezger, Lehrer an der latein. Vorschule in Augsburg.
157. Miller, Studienlehrer in Dillingen.
158. Dr. Jos. Müller, Universitätsprof. in München.
159. Dr. Müller, Beamter der k. k. Hofbibliothek in Wien.
160. Dr. Müller, Beamter der k. k. Universitäts-Bibliothek in Wien.
161. Müller, Studienlehrer in Nördlingen.

162. Müller, Rector in Biberach.
163. Dr. Alb. Müller, Gymnasiallehrer in Hannover.
164. Müller, Gymnasialprofessor in Zweibrücken.
165. Mussafia, Universitätsprofessor in Wien.
166. *Nagler, Studienlehrer in Augsburg.
167. Nusch, Assistent in Speyer.
168. Oeffner, Studienlehrer in Zweibrücken.
169. Opel, Gymnasiallehrer in Halle.
170. Oppenrieder, Professor in Augsburg.
171. Dr. Oppert, Professor an der kaiserl. Bibliothek von Frankreich, in Paris.
172. Dr. Osiander, Diaconus in Göppingen.
173. Dr. Overbeck, Professor in Leipzig.
174. Papajohannou, Stud. theol. aus Griechenland.
175. Dr. Pfaff, Studienlehrer in Schweinfurt.
176. Dr. Pfeiffer, Lehrer an der Gewerbschule in Augsburg.
177. Piringer, Professor in Cremsmünster.
178. Planck, Professor in Ulm.
179. Pleitner, Studienrector in Dillingen.
180. Pracher, Ministerialrath in München.*)
181. Pressel, Dr. phil. in Ulm.
182. Preyssinger, Professor in Augsburg.
183. Dr. Prien, Professor in Lübeck.
184. Pütz, Professor in Köln.
185. Rappold, Studiosus in Augsburg.
186. Dr. Raspe, Gymnasialdirector in Güstrow.
187. Rauch, Studienrector in Augsburg.
188. Dr. Rud. v. Raumer, Universitätsprofessor in Erlangen.
189. Rehm, Studienlehrer in Memmingen.
190. Dr. Rein, Professor in Eisenach.
191. Rheinhard, Professor in Stuttgart.
192. Reinlein, Professor in Augsburg.
193. Riedenauer, Assistent in Kempten.
194. Riepl, Chorherr zu St. Florian in Linz.
195. Riepl, Professor in Linz.
196. Ritter, Schulrath in Dessau.
197. La Roche, Professor in Wien.
198. Romeis, Gymnasialprofessor in Neuburg.
199. Rosa, Professor in Augsburg.
200. Rösch, Pfarrer in Würtemberg.
201. Dr. Roth, Professor in Tübingen.
202. Rott, Professor in Passau.
203. Rubner, Inspector am Collegium bei Sct. Anna in Augsburg.
204. Rummel, Seminarpräfect in Augsburg.
205. Dr. Schad, Subrector in Kitzingen.
206. Schafflinger, Chorherr zu Sct. Florian in Linz.
207. Schäzler, Lehrer an der Kreisgewerbschule in Augsburg.
208. Dr. Schiller, Professor in Ansbach.
209. Baron Schlechta, k. k. Legat.-Rath in Wien.
210. Schmidt, Professor in Bonn.
211. Dr. Schmitz, Professor in Regensburg.
212. Dr. Schnitzer, Professor in Ellwangen.
213. Schmoller, Präceptor in Nagold.
214. Schöntag, Inspector in Augsburg.
215. Dr. Schreiber, Gymnasialprofessor in Ansbach.
216. Schwarzmann, Professor in Ehingen.
217. v. Seckendorf, Regierungsrath in Augsburg.
218. Seibel, Lycealprofessor in Dillingen.
219. Seidenbusch, Studienlehrer in Augsburg.
220. Sieber, Gymnasiallehrer in Basel.
221. Dr. Simon, Studienlehrer in Edenkoben.
222. Spengel, Dr. phil. in München.
223. Sprenger, Professor in Bern.
224. Stadelmann, Studienlehrer in Memmingen.
225. Dr. Stadler, Domdecan in Augsburg.
226. Stähelin, Dr. theol. in Basel.
227. Stählin, Stadtvicar in Augsburg.
228. Stählin, Subrector in Nördlingen.
229. Stanko, Professor und Conrector in München.
230. Steger, Gymnasiallehrer in Salzburg.
231. Stengel, Studienlehrer in Augsburg.
232. Straub, Lehramtscandidat in Ulm.
233. Straub, Studienlehrer in München.
234. Stüber, Professor in Stuttgart.
235. Sucro, Subrectoratsverweser in Hersbruck.
236. Dr. Teuffel, Professor in Tübingen.
237. v. Teng, Studienlehrer in Kempten.
238. Dr. Thilo, Professor in Halle.
239. Dr. Tischendorf, Professor in Leipzig.
240. Dr. Thomas, Professor in München.
241. Dr. Thorbeke, Professor in München.
242. Thum, Studienrector in Neuburg a. D.
243. Treu, Stud. phil. in Berlin.
244. Dr. Umpfenbach, Privatdocent in Giessen.
245. Dr. Urlichs, Hofrath u. Professor in Würzburg.
246. Veesenmeyer, Professor am Real-Institut in Ulm.
247. Vielhaber, Gymnasiallehrer in Salzburg.
248. Dr. Vilmar, Professor und Consistorialrath in Marburg.
249. Vollmer, Germanist in München.

---

*) Wir erlauben uns, eine irrige Angabe des sonst trefflichen Berichtes, welchen die „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien“ im Decemberhefte d. Js. gebracht hat, dahin zu berichtigen, dass der Abgeordnete des k. bayer. Cultusministeriums, Herr Ministerialrath Pracher, nicht nur der Eröffnungssitzung, sondern sämmtlichen allgemeinen Sitzungen und mehreren Sectionssitzungen beiwohnte. Anm. der Redaction.

250. Dr. W. Wackernagel, Professor in Basel.
251. Dr. Walberg, Acad.-Adjunct in Upsala.
252. Dr. Weishaupt, Professor in Kempten.
253. Weiss, Studienlehrer in Bergzabern.
254. Werner, Präceptor in Ulm.
255. Westermayer, Assistent in Bayreuth.
256. Dr. Wetzstein, kgl. preuss. Consul in Berlin.
257. Dr. Wiegand, Gymnasialdirector in Worms.
258. Dr. Wieseler, Professor in Göttingen.
259. v. Wohnlich, Gutsbesitzer in Augsburg.
260. Dr. Wolff, Professor in Berlin.
261. Dr. Wolff, Stadtpfarrer in Rottweil.
262. Wucherer, Professor in Augsburg.
263. Zenetti, Professor in Augsburg.
264. Zettel, Studienlehrer in Eichstätt.
265. Otto Ziereis, Studienlehrer in Augsburg.
266. *Matth. Zillober, Professor in Augsburg.
267. Zimmermann, Gymnasialprofessor in Erlangen.

Protocolle der allgemeinen Sitzungen.

Erste allgemeine Sitzung.

Der 1. Präsident, Studienrector Dr. Mezger, eröffnete die Versammlung mit folgender Rede:

Hochverehrte Herren!

Indem ich die einundzwanzigste Versammlung der Philologen, Schulmänner und Orientalisten nach der Verpflichtung des Ehrenamtes, das Ihr Vertrauen mir übertrug, für eröffnet erkläre, heisse ich Sie vor Allem im Namen unserer Stadt und unseres Landes herzlichst willkommen. Die Vertreter der ersteren haben mir, seitdem die Kunde von der Wahl Augsburgs für ihre diesjährige Zusammenkunft hieher gelangt war, oft versichert, dass sie Ihre Anwesenheit als einen Beweis ehrender Auszeichnung betrachten, den auch unsere Mitbürger nach seinem Werthe zu schätzen wüssten, und in der zuvorkommenden Freundlichkeit und Bereitwilligkeit, die uns überall zur Seite standen, wo es sich darum handelte, die Vorbereitungen für Ihren wissenschaftlichen und geselligen Verkehr bei uns zu treffen, sprach sich das Bestreben aus, der herrschenden Gesinnung einen thatsächlichen Ausdruck zu geben. Wie sehr aber die Zwecke und Aufgaben, die Sie sich gesetzt haben, zu dem Geiste und der Richtung unserer Regierung stimmen, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen. Der König, der Bayerns Stolz und Freude ist, wird ja auch ausserhalb der Grenzen seines Reiches als hochherziger Förderer der Wissenschaft und Kunst gepriesen; seine edlen Absichten spiegeln sich in dem Sinne der Verwaltung ab, die mit dem Vollzuge des erleuchteten Willens betraut ist.

Es ist der angelegentlichste Wunsch unserer Stadt, den Aufenthalt ihrer verehrten Gäste so angenehm als möglich zu machen, der Gäste, die sie auch darum mit besonderer Freude in ihrer Mitte sieht, weil sie, aus allen Theilen des gemeinsamen Vaterlandes zusammengekommen, ein Bild der Einigung darstellen, an welche sich die theuersten Hoffnungen für die Gestaltung unserer nationalen Zukunft knüpfen, und weil sie es gerade sind, die jene Güter und Schätze pflegen, durch welche der weltgeschichtliche Beruf des germanischen Stammes sich vollzieht.

Sie sind wohl, meine hochverehrten Herren, mit manchen Erwartungen in Augsburgs Mauern eingezogen. Je öfter es in der Geschichte der Vergangenheit als Schauplatz denk-

würdiger Ereignisse und als Pflegstätte einer ruhmvollen Thätigkeit genannt wird, desto berechtigter ist die Voraussetzung, dass die Spuren davon nicht ganz verwischt sein werden, dass es Denkmäler besitze, welche die Erinnerung beleben. Nun, in solchen Erwartungen sollen Sie, denke ich, sich nicht getäuscht finden. Aus der Periode der römischen Herrschaft, wo die vindelicische Augusta nach Tacitus' Bericht*) mit ihren Palästen und Landhäusern den Glanz der Provinz bildete, wo schon ein reiches Leben der Cultur in unsern Gegenden sich entfaltete, wie aus den folgenden Jahrhunderten, in welchen sie durch die Geschichte, deren Zeuge sie gewesen, durch ihre weitausgedehnte Betriebsamkeit und ihre vielseitigen Kunstschöpfungen hervorragt, bewahrt sie ein ihr theures Vermächtniss, das die Forschung und der Sammlerfleiss bei der Ergiebigkeit der Quellen fortwährend zu vermehren weiss, und das nicht den geringsten Schmuck des Museums ausmacht, durch dessen Bau und Einrichtung unsere städtische Behörde dargethan hat, dass sie erkennt, was sie dem Namen der Stadt schuldet; an unsern Strassen, unsern öffentlichen Gebäuden und andern Werken ist das Gepräge noch nicht ganz verschwunden, bei dem der Kundige gern verweilt, weil es Bilder früherer Tage an ihm vorüberführt und wohl hie und da auch neuen Aufschluss giebt. Werden derartige Genüsse Sie besonders befriedigen, so schmeicheln wir uns doch auch mit der Hoffnung, dass Sie die umfassenden Anstalten der Neuzeit, in welchen der Aufschwung der Industrie und der commerciellen Rührigkeit sich offenbart und der Fortschritt der exacten Wissenschaften in den Gewinn der verschiedenartigsten Unternehmungen sich verwandelt, in den Stunden der Erholung nicht ohne Interesse sich betrachten wollen.

Für jetzt aber erlaube ich mir, Ihre Aufmerksamkeit noch einmal in die Vergangenheit zurückzulenken, um des Antheils zu gedenken,, den unsere Stadt an der grossen geistigen Bewegung des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts durch einige ihrer bedeutendsten Gelehrten genommen hat. Ihrer gütigen Nachsicht darf ich bei meinem Vortrage gewiss sein, weil die Pflicht mir gebietet, darin auf die Verdienste von Männern hinzuweisen, die, wenn sie noch lebten, ganz besonders Ihrer Anwesenheit sich freuten und Ihren Kreisen sich anschlössen.

Unter diesen haben zwei in den höchsten Aemtern des städtischen Gemeinwesens gewirkt und auch weiterhin in den Geschäften des Reichs Anerkennung und Einfluss sich erworben. Der ältere, Dr. Konrad Peutinger,**), war, als die bedeutendste juristische Capacität frühe schon in dem öffentlichen Dienst verwendet, unter dem bescheidenen Titel eines Stadtschreibers lange die Seele des Regiments, in allen auswärtigen Beziehungen Augsburgs erprobter und gewandter Anwalt, in Folge seiner ausgezeichneten Eigenschaften kaiserlicher Rath und vertrauter Freund Maximilians I., der ihn bei seinen häufigen Besuchen der geliebten Augusta allen andern vorzog und kaum einen wichtigen Beschluss fasste, ohne sein mündliches oder schriftliches Gutachten eingeholt zu haben, auch noch von Karl V., obwohl dieser sonst den Deutschen weniger Vertrauen schenkte, hoch in Ehren gehalten. Gleich andern höher strebenden Jünglingen jener Zeit hatte er seine Studien in Italien gemacht, in Padua der Rechtswissenschaft sich ergeben, in Rom von dem liebenswürdigen, für das gebildete Alterthum und dessen Institutionen bis zur Schwärmerei begeisterten Sonderling Pomponius Lätus***) sich in

*) cf. Tac. Germ. c. 41.

**) geb. d. 15. Oct. 1465, gest. d. 24. Nov. 1547.

***) cf. Histor. vitae Dr. Conr. Peutingeri a Jo. Georg. Lottero narrata p. 12.

den Geist der römischen Autoren einweihen lassen. Von den Ideen des Humanismus und dem reformatorischen Umschwung in der Welt der Gedanken wurde er mächtig ergriffen; doch enthielt sich die besonnenere Natur des Deutschen nicht, schon damals gegen gewisse Ueberschwänglichkeiten des gefeierten Lehrers unumwunden seine Bedenken auszusprechen. Nach seiner Rückkehr auch unter dem Drange der Geschäfte mit den classischen Alten fortwährend eifrigst beschäftigt und dadurch mit den namhaftesten Gelehrten der Zeit in Berührung gekommen, fand er sich zu den Vorkämpfern der freien unbefangenen Richtung hingezogen, die für eine bessere Gestaltung der Dinge in der Wissenschaft, in der Kirche, auf dem Gebiete des staatlichen Lebens in die Schranken traten. Jakob Wimpheling deckte er durch sein Ansehen im Streit mit der Verschrobenheit eines scholastischen Wahns,*) die Sache seines Freundes Reuchlin, dem er die Erweiterung seiner Kenntniss des Griechischen verdankte, verfocht er durch wiederholte Befürwortung bei dem Kaiser und am päpstlichen Hof gegen die Dunkelmänner in Köln;**) Ulrich von Hutten nahm er, da er das zweitemal aus Italien zurückkam, in sein den Pflegern der Wissenschaft und Kunst immer offenstehendes Haus auf, schilderte inmitten einer glänzenden Umgebung vor Maximilian mit warmer Theilnahme seine ungewöhnliche Begabung, das Mühsal seiner Wanderungen, den Muth, den er in dem italienischen Abenteuer zu Ehren des Kaisers gezeigt, und setzte es durch, dass ihn das Reichsoberhaupt sofort zum Dichter krönte, wozu Peutingers anmuthsvolle Tochter Constanze den Lorbeerkranz flocht, die Schwester jener frühreifen und früh gestorbenen Juliana, die dreizehn Jahre vorher als vierjähriges Kind denselben Kaiser bei seinem Einzug in die Stadt mit einer lateinischen Anrede empfangen hatte;***) Luther war mehreremal sein Tischgenosse, als er vor Cajetan sich verantwortete, und stets seines Schutzes theilhaftig;****) noch lange nachher ist er bemüht, die harten Massregeln zu mildern, die der Reichstagsabschied von 1530 den evangelischen Ständen drohte, obwohl er wie Reuchlin bis zu seinem Lebensende der alten Kirche treu blieb. Mit welcher Entrüstung aber sein deutsches Herz durch die damals schon regen französischen Gelüste nach dem linken Rheinufer und den Verrath erfüllt wurde, der im Solde des Auslandes den vollen Bestand und die Kraft des Reichs gefährdete, geht aus seinen gedruckten und in immer neuen Auflagen weitverbreiteten Tischreden*****) hervor, in welchen er zugleich die vertrauteste Bekanntschaft mit den altclassischen und mittelalterlichen Quellenschriftstellern beurkundete. Und wie hienach seine Wirksamkeit über den engen Kreis der Vaterstadt hinaus sich erstreckte, so weckte er in dieser insbesondere nicht nur den Sinn für die humanistische Bildung, an welcher das Verlangen und der Fortschritt der neuen Zeit ihre kräftigste Stütze hatte, sondern war auch auf die Mittel bedacht, die ihr eine nachhaltige Dauer sichern sollten. Ob er nach dem Vorbild der von Dalberg am Rhein gestifteten litterarischen Gesellschaft auch hier einen wissenschaftlichen Verein zum Behuf der Veröffentlichung noch nicht gedruckter Handschriften ins Leben rief, wie einige behaupten, muss in Ermangelnng ausreichender Beweise dahin gestellt bleiben; so viel ist gewiss, dass er für sich die werthvollsten Manuscripte sammelte, und dass er es war, der daraus zuerst den Ligurinus

*) cf. Ulrich v. Hutten von Dav. Strauss I 32 flg.

**) cf. Hist. etc. a J. G. Lottero narr. p. 69.

***) cf. Ulrich v. Hutten v. Strauss I 276 flg.

****) cf. Hist. vit. Dr. C. Peut. a Lottero narr. p. 68.

*****) Die erste Ausgabe mit dem Titel: Sermones convivales Conr. Peutingeri de mirandis antiquitatibus erschien in Strassburg 1506.

des Dichters Gunther, die Commentare des Cartesius, die Werke Paul Warnefrieds und des Jornandes, die sogenannte Ursberger Chronik u. a. herausgab.*) Ohne Zweifel geschah es auch durch seine Vermittelung, dass die Stadt eine nicht kleine Anzahl trefflicher griechischer Pergamentcodices von dem aus Corcyra vertriebenen Bischof Eparchus in Venedig um 800 Goldgulden ankaufte, die ihre Bibliothek mit den andern später erworbenen einige Jahrhunderte hindurch als ihren kostbarsten Besitz ansehen durfte, bis sie im Jahre 1806 gezwungen war, sie der Hof- und Staatsbibliothek in München abzutreten, — ein Verlust, den sie noch nicht verschmerzt hat und für den es ein leidiger Trost ist, dass ihr Eigenthum auch dort in der seltenen Fülle handschriftlichen Materials für einen Besitz ersten Rangs gilt. Ein ganz besonderes Augenmerk richtete Peutinger aber auch auf die Reste des Alterthums, die bis dahin unbeachtet in Stein und Erz innerhalb der Stadt und in ihrer Umgegend aus der Zeit der Römerherrschaft sich erhalten hatten. Was davon beweglich war und sich erwerben liess, wurde in seinem Haus, Hofraum und Garten vor der Zerstörung geborgen, von wo aus mehreres erst in unsern Tagen in das Antiquarium des historischen Vereins überging. Die Lapidarinschriften derselben und anderer antiken Monumente machte er im Jahre 1505**) bekannt; eine zweite vielfach bereicherte Ausgabe dieses ersten epigraphischen Werks der Deutschen, die 1520 erschien,***) giebt zugleich Abbildungen der Denkmäler und eine Bezeichnung ihres ursprünglichen Standorts. Ueber das Ergebniss seiner spätern Forschungen liefert sein handschriftlicher, nun in unserer Stadtbibliothek aufbewahrter Nachlass nach dem Urtheil Theodor Mommsens die schätzbarsten Notizen, die der berühmte Meister der Epigraphik desshalb zur Benützung sich erbeten hat. Auch seine Gattin Margaretha, aus dem Patriciergeschlecht der Welser, schrieb in gewandtem Latein Erläuterungen zu den Inschriften, die sie in die Form eines Briefes an ihren Bruder einkleidete, dessen Vorwort eine ungeschickte Bemerkung G. Emsers über das harte Loos der Frauen der Gelehrten in einem humoristischen Erguss durch Berufung auf desfallsige Beispiele in der classischen Vorzeit abfertigte. Als einziges, seltenstes Kleinod zeigte Peutinger, und nur den bevorzugten seiner Freunde, die vergilbten 11 Pergamentstreifen oder Blätter mit geographischen Umrissen, die Conrad Celtes aus einem Kloster am Rheine ihm zugebracht hatte. Es war das die von dem letzten seines Stammes im Anfang des vorigen Jahrhunderts verkaufte und nun in der Hofbibliothek in Wien befindliche römische Etappenkarte, deren Ortsangaben nicht selten unauflösliche Räthsel bieten, während sie auch wieder die sichersten Anhaltspunkte zur Orientirung in dem Umfang des römischen Gebiets an die Hand geben. Einige Streifen dieser Karte hat lange nach dem Tode Peutingers Marcus Welser in Kupfer stechen lassen und unter dem Namen der Tabula Peutingeriana commentirt, einem Namen, den bekanntlich auch die vollständigen Editionen, die wir dem Fleisse v. Scheyb's und Mannert's verdanken, adoptierten.

Der genannte Marcus Welser,****) der gleichfalls auf der Höhe äusserer Würden stand, und selbst viele Jahre lang an der Spitze der Stadt als einer ihrer verdienstvollsten Stadtpfleger sich auszeichnete, theilt mit Peutinger den Ruhm, der mir ein Recht giebt, ihm zunächst nach diesem einige Worte zu widmen. Die Zeit, in die sein Leben fiel, war eine

*) J. G. Lotteri epistola de consilio suo evulgandi opuscula Con. Peuting. Lips. 1731.

**) Die erste Ausgabe hat den Titel: Romanae vetustatis fragmenta in Augusta Vindelicorum et ejus dioecesi MDV. Erh. Ratold Aug. impressit.

***) Inscriptiones vetustae Roman. et earum fragmenta rell. MDXX.

****) geb. d. 20. Juni 1558, gest. d. 23. Juni 1614.

andere geworden. Die jugendlich frische humanistische Begeisterung hatte sich in den ernsten Kämpfen um die kirchlichen Güter abgekühlt, wenn auch die Factoren, an welchen sie sich entzündet hatte, der wissenschaftlichen Bildung und den gelehrten Studien noch immer Inhalt und Richtung gaben. Es machte sich jetzt die confessionelle Scheidewand in den persönlichen Beziehungen der Männer bemerkbar, die vorher als eine engverbundene geistige Macht in einem Lager vereinigt waren. Als Welser seine Studien auf den italienischen Universitäten betrieb, benützte die Reaction dort längst schon ihren vollständigen Sieg über die Regungen und Ansprüche eines von den ererbten Anschauungen unabhängigen Geistes; in dem Unterricht und Umgang Murets, der ihn hauptsächlich nach Rom gezogen, erweiterte sich zwar auf dem trefflichen Grunde, den er an der Schule von St. Anna in seiner Vaterstadt unter Hieronymus Wolf gelegt hatte, seine Bekanntschaft mit den classischen Alten, aber er verschloss sich wohl auch nicht den kirchlichen Ansichten, zu welchen sich der kluge und geistreiche Lehrer seit seiner Bekehrung zu der dominirenden Frömmigkeit bekannte. Ich erwähne dieses Umstandes, weil in der neuen höchst interessanten Monographie über Joseph Scaliger*) bemerkt ist, dass, nachdem das Signal zu den masslosen Angriffen auf den grossen Philologen von der bekannten Partei gegeben war, auch die Briefe des Augsburgers Welser ausblieben. Wenn indess während des mit heftigster Leidenschaft geführten Streits selbst der Zuspruch vieler Freunde seines Bekenntnisses verstummte, wie kann man ihm (Welser) sein Schweigen, nach der Wendung, welche die Zeit genommen, in seiner Stellung, und bei den Rücksichten, die er andern Verbindungen schuldig war, verargen? Das gereicht ihm vielmehr zur Ehre, dass er inmitten der immer weiter um sich greifenden Entfremdung die Alterthumsstudien als ein Gebiet ansah, auf dem man sich nähern und gegenseitig unterstützen müsse. Kaum hat auch ein gleichzeitiger Gelehrter von den Vortheilen des wissenschaftlichen Verkehrs häufiger Gebrauch gemacht. Um in diesem Betracht nichts von seiner Correspondenz mit dem Inland zu sagen, in Italien, dessen Sprache er wie die Eingebornen nach dem eigenen Geständniss derselben sprach und schrieb, dessen herrlich aufblühende Litteratur und Kunst er mit verehrender Vorliebe verfolgte, reihten sich an die alten Freundschaften von dem ersten Aufenthalte her zahlreiche neue, da die mercantilen und politischen Angelegenheiten der Stadt ihm wiederholte Veranlassung gaben, das Land jenseits der Alpen zu besuchen. Unter den Franzosen waren es vor allen J. Casaubonus und Joseph Scaliger, unter den Holländern Justus Lipsius und Daniel Heinsius, zu welchen er in ein näheres Verhältniss trat, das nur bei einem ohne Welsers Schuld zuletzt sich trübte. Er konnte ja den genialen Combinationen und grossartigen Ergebnissen der Scaliger'schen Forschung seine Bewunderung nicht versagen und er verhehlte seine Freude nicht, dass er hiezu durch theilweise Beschaffung des handschriftlichen Apparats Dienste zu leisten vermochte, und sah stets mit Spannung den Mittheilungen über den Fortgang und endlichen Abschluss der kritischen Untersuchung entgegen; die andern verband er sich durch die Gleichartigkeit der Bestrebungen. Denn es war ihm darum zu thun, die reale Seite des antiken Lebens zu erkennen und die Ausbeute dieser Erkenntniss der modernen Cultur zuzuwenden. Der Beweis hiefür liegt in den Erzeugnissen seines gelehrten Fleisses, namentlich in den grösseren Werken über die älteste Geschichte Bayerns**) und Augsburgs,***) deren fabelhaftes Dunkel er durch das Licht aufzuhellen suchte,

*) Joseph Justus Scaliger v. J. Bernays p. 88.
**) Rerum Boicarum libri quinque.
***) Rerum Augustanar. Vindel. libri octo.

das eine nüchterne Prüfung der Quellen im Zusammenhalt mit den überlieferten Denkmälern und den Gestaltungen der spätern Geschichte verbreitete. Dass die gewichtigsten Stimmen über die Art und den Erfolg dieser Thätigkeit sich beifällig äusserten, dass vornehmlich Casaubonus und Scaliger sie mit ihrer offen ausgesprochenen Theilnahme und förderlichen Unterstützung begleiteten, ist jedenfalls ein günstiges Zeugniss von dem Werth derselben, der sich noch erhöht durch die geschmackvolle Darstellung, die den Schüler Murets kennzeichnet. Seine übrigen Schriften über antike Monumente, über einzelne Theile der Kirchenhistorie u. s. w. übergehe ich, um nach einer andern Seite hin noch einige Bemerkungen beifügen zu können. Auf Welsers Anordnung trägt der im Jahre 1595 gedruckte Katalog unserer lateinischen und griechischen Handschriften, die durch seine Bemühungen vielfach sich vermehrt hatten, das Proclama an der Stirne, dass die Codices jedem Gelehrten aller Orten zu Gebote stehen, der sie übersetzen, vergleichen oder abdrucken lassen wolle, sobald er für die unbeschädigte Zurückgabe Bürgschaft geleistet habe. Seine vielvermögende und darum oft angerufene Empfehlung, seine fast unbeschränkte Opferbereitwilligkeit wusste auch die handschriftlichen Schätze der entferntesten ausländischen Bibliotheken zum allgemeinen Frommen aus ihrem Bann zu befreien, wenn die Versuche Anderer gescheitert waren. Es war für ihn überhaupt ein ernstliches Anliegen, dass wichtigere, noch nicht edirte Schriftwerke durch die Hülfe der Presse bekannt wurden. Daher bewirkte er, dass reiche pecuniäre Beiträge aus den höheren Kreisen der Gesellschaft die Kosten zur Errichtung einer eigenen Druckerei deckten, die in den Jahren 1595—1614 eine Fülle von Erstlingsausgaben aus der alten Litteratur nach seiner, seines Freundes David Höschel und der Bearbeitung anderer namhaften Gelehrten zu Tage förderte.*) Der Vorwurf, den J. Scaliger im Unmuth über die gemeinen Schmähungen einer erbitterten Clique in seinen letzten Jahren gegen Deutschland erhob, dass das Vaterland der Buchdruckerkunst durch das schlimme Beispiel des Drucks auf Löschpapier sich beschimpfe,**) ist in keiner Weise auf die Editionen der Welser'schen Officin anwendbar. Sie wetteifern in den gefälligen Formen der Typen, wie durch die Güte und weisse Farbe des Papiers, mit den besten holländischen und italienischen Drucken. Selbst den Schluss seines Lebens krönte der ruhmreiche Stadtpfleger mit einem Act wissenschaftlicher Fürsorge; seine ganze Bibliothek, auch mit ihrem seltenen musikalischen und artistischen Inhalt, ging nach seiner letzwilligen Verfügung in das Eigenthum der Stadt zu dem Zweck höherer Bildung über. Es fand sich damals noch ein regeres Interesse und eine tiefere Empfänglichkeit für die idealen Güter. War es auch im Ganzen und Grossen eine Zeit des Verfalls, in der sich die bedenklichsten Zeichen der Abkehr von dem Gewinn der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts kund gaben, so konnte man sich doch der Erbschaft aus derselben nicht auf einmal entschlagen, zumal da der Nachwuchs in den Instituten unterrichtet wurde, die in den alten Bahnen sich bewegten. Seit ein paar Menschenaltern traf es sich aber, dass die Schule bei Sct. Anna ihre tüchtigsten und geachtetsten Lehrkräfte hatte. Ich habe die Namen der beiden Rectoren dieser Epoche schon genannt. Sie haben beide auch in der philologischen Welt einen guten Klang.

Hieronymus Wolfs***) Ausgaben des Demosthenes, Aeschines und Isokrates räumen ihm

*) cf. G. C. Mezgers Geschichte der Kreis- und Stadtbibliothek Augsburgs p. 14.

**) Joseph J. Scaliger v. Bernays S. 94.

***) geb. d. 13. Aug. 1516, gest. d. 8. Oct. 1580. Ueber Wolfs Leben etc.: Hieronymi Wolfii memoria. Sc. Dr. G. C. Mezger.

bekanntlich den ersten Platz unter den deutschen Bearbeitern dieser Redner im sechzehnten Jahrhundert ein. Wenn die neuere Kritik an der Hand ihres Materials, bei der Uebersicht über den Gehalt und das Alter der Codices und nach der überwiegenden Geltung der einen Pariser Membrane nicht selten für eine andere Lesung im Demosthenes sich entscheiden musste; wenn Wolf selbst die ihm zu Gebote gestandenen Hülfsmittel nicht gehörig ordnete und dadurch das Urtheil über seine Veränderungen im Texte zuweilen in Verlegenheit setzt — die Anerkennung wird nichts ihm rauben, dass er mit seinen Autoren wie wenige vertraut war, dass ein feiner Sprachtact ihn leitete und sein Scharfsinn manche Schwierigkeit für immer überwand, dass seine fortschreitenden Besserungsversuche durch unermüdlichen Fleiss sich charakterisieren, dass seine lateinische Uebersetzung den gelungensten derartigen Leistungen an die Seite gestellt werden dürfen. Ausser den griechischen Rednern übersetzte und erklärte er nicht weniger als sechzehn andere griechische und lateinische Schriftsteller, Lexikographen, Philosophen, Historiker, von welchen letzteren einige Byzantiner durch seine Arbeit zuerst bekannt wurden. Daneben schrieb er viele Schulbücher, verwaltete das Stadtbibliothekariat und wartete seines Amtes als Rector und Lehrer mit einer Treue, Kraft und Umsicht, die dem ganzen Organismus der Schule neues Leben einhauchte. Es begann jetzt ihre Blüthezeit, in der sie, von dem Vertrauen des Publicums gehoben, auf Pfleglinge hinweisen konnte, die im Durchschnitte vor andern durch Kenntnisse und Fertigkeiten sich hervorthaten. Der von ihm entworfene Lehrplan, im Wesentlichen dem mehr bekannten Sturm'schen ähnlich, hat doch den Vorzug, dass er den Lehrstoff in einer schärfern Abstufung vertheilte und auch dem Unterricht in der Mathematik Rechnung trug. Diesen besorgte unter seinem und seines nächsten Nachfolgers Rectorat der Dr. med. Georg Henisch, ein Mann von der vielseitigsten Bildung und Befähigung, der als gesuchter praktischer Arzt, durch mathematische und philologische Schriften, vorzüglich durch die erste Uebersetzung und Erläuterung der Jatrika des Kappadociers Aretäus und eine Edition des Hesiod, als Herausgeber eines grossen, leider nicht vollendeten Werkes „über deutsche Sprache und Weisheit“ einen geachteten Namen sich erwarb. Offenbar schwebte Wolfen ein höheres Ziel in seinem Lehrberufe vor Augen, als man sonst und anderwärts anstrebte, weil er mit dem Treiben der Universitäten unzufrieden war, die nach seiner Meinung von der edleren, freien, philosophischen Bildung nichts mehr wissen wollten und sich zu traurigen Abrichtungsanstalten für den gemeinen Fachbedarf erniedrigt hatten. Die Erscheinungen der Zeit deutete er sich überhaupt als unheilvolle Vorboten einer immer ärgeren Verkommniss in der Wissenschaft und Kirche, deren unfruchtbare theologische Streitigkeiten und dogmatische Wortklaubereien ihn um so mehr anwiderten, je fester seine ernst religiöse Natur an den evangelischen Kern sich anklammerte. Der Grund seiner Verstimmung lag freilich auch in einem körperlichen Siechthum, der natürlichen Folge übermässiger Anstrengung. Sein Gemüth umlagerte ohnehin von jeher wie ein drückender Alp die Plage eines astrologischen Wahns. Das Unglücksgestirn seiner Geburt trat ihm überall in seinem ganzen Schicksale feindlich entgegen. Er schrieb es dessen tückischem Walten zu, dass die Noth seiner Jugend ihn wider seinen Willen aus der Nürnberger Schule trieb und in der Harburger Schreibstube sein Brod zu suchen zwang, wo brutale Gehilfen die Stunden seiner Musse ihm verkümmerten und muthwillige Mägde ihn höhnten, wenn er während des Winters in die kalte Küche mit seinen Büchern sich flüchtete, dass er als Student auf der Universität Tübingen zuletzt die Verrichtungen eines Pedells aus Armuth sich gefallen lassen musste, dass in Wittenberg die ungesunde Luft der schmutzigen Stadt ihn bestimmte, früher

als er wollte, von den geliebten Lehrern und darunter von seinem verehrten Gönner Melanchthon zu scheiden, dass er im Lehramte zu Mühlhausen und Nürnberg, dort wegen der Beschränktheit seines Wirkungskreises, hier wegen eines unheimlichen Gespensterspukes, seines Bleibens nicht hatte, dass ihn zu Paris als Hofmeister die Gefahren der Hugenotten umstrickten, dass seine Blödigkeit ihn hinderte, als Bibliothekar der Fugger zur rechten Zeit eine entsprechende Besoldung zu verlangen, und seine Unfähigkeit zum Hofleben diese Stelle ihm verleidete, dass confessionelle Dissidien seine Lage als Primarius bei Sct. Anna beengten, und sein Sinn und Streben von dem Ton und Geist der Gesellschaft sich abgestossen fühlte, so dass er, der Ehelose, ganz in die Einsamkeit seines Hauses sich einschloss, wie endlich, dass seine Schriftstellerei keine Belohnung ihm einbrachte, während es an dem Tadel und den Anfeindungen der gelehrten Gegner nie fehlte.

Eine heiterere und weltläufigere Gestalt ist die seines Schülers und Nachfolgers David Höschel.*) Von Jugend auf durch das Glück seiner Lage begünstigt, war er im Stande, nach den Universitätsstudien auf Reisen, im Umgang mit Gelehrten und durch den Besuch der berühmtesten Bibliotheken sich weiter auszubilden. Durch Wolfs Vermittelung wurde er, kaum in die Vaterstadt zurückgekehrt, diesem als Adjunct im Lehramt der obersten Classe beigegeben; die Erfolge in dieser Function, die Gelehrsamkeit, die er frühzeitig auch in schriftstellerischen Proben bewährte, und die besonnene Haltung dem confessionellen Misstrauen gegenüber entschieden wenige Jahre darauf nach Wolfs Tod seine Wahl zum Rector und Stadtbibliothekar, nachdem er bei seinen Glaubensgenossen von dem Verdacht des Kryptocalvinismus sich gereinigt hatte. Welchen Ruf das Gymnasium unter ihm genoss, zeigt die Thatsache, dass ihm sehr viele Eleven von auswärts, aus der Schweiz, aus Italien, den Niederlanden und Holland anvertraut wurden. Die alte Litteratur, namentlich die griechische, dann die mathematische und philosophische Propädeutik, wird nicht leicht anderswo an ähnlichen Instituten eine gleich gedeihliche Pflege erhalten haben. Die Bibliothek aber feierte unter Höschel ihr goldenes Zeitalter nicht bloss wegen der Mehrung ihres Inhalts in allen Zweigen, besonders an ausgesuchten griechischen Handschriften, die ihr seine weitverzweigten Verbindungen selbst aus Griechenland, zum Theil aus dem Kloster des Berges Athos, zuführten, sondern wegen des Gebrauchs, der von ihren Schätzen für die Wissenschaft gemacht wurde.**) Denn er und sein gelehrter Freund, der Stadtpfleger Welser, betrachteten es als eine Pflicht und Ehrensache, dass sie die Ansprüche an sie in zuvorkommendster Weise befriedigte, und Höschel selbst trug durch seine wissenschaftlichen Arbeiten nicht das wenigste bei, die Lücken der Litteratur aus dem Handschriftenschatze der ihm anvertrauten Sammlungen auszufüllen. Die besten Erzeugnisse der vorhin erwähnten eigenartigen Druckerei tragen seinen Namen. Wurde unlängst***) sein Zeitgenosse, der grosse Kritiker in Leyden, mit einem Baumeister verglichen, der versehen mit dem Aufrisse des ganzen Gebäudes, das die Philologie auf- und einzurichten habe, alle fleissigen Gesellen an ihre Plätze weist und jeden zu der ihm gemässen Leistung anhält, zuweilen, wenn es nöthig wird, selbst Hand anlegend, und unter solchen Gehülfen vor allen Höschels gedacht, dessen zahlreiche Ausgaben griechischer Autoren erst durch die Befolgung Scaliger'scher Gesichtspunkte verdienstlich geworden seien, so mag

*) geb. d. 11. April 1556, gest. d. 19. Oct. 1617. Das Nähere über sein Leben und seine Schriften in: Jac. Bruckeri dissertatio de meritis Dav. Hoeschelii in bonas litteras.

**) cf. Mezgers Geschichte der Kreis- und Stadtbibliothek Augsburgs p. 15.

***) J. Scaliger v. Bernays S. 65.

in dem Bilde das Verhältniss richtig gezeichnet erscheinen. Aber dass Höschel seine Aufgabe im Sinne Scaligers auffasste und zu vollziehen vermochte, dass dieser und Casaubonus am liebsten und häufigsten in Deutschland mit ihm verkehrten, das stellt jedenfalls seine philologische Bedeutung in das vortheilhafteste Licht. Die von ihm edierte Bibliothek des Photius, die Historien des Procop, die Eklogen des Phrynichus, die Fragmente des Dexippus, Eunapius, Peter Patricius, Priscus, Malchus und Menander, die kleineren Schriften des Philo, wie die vielen Bearbeitungen der Kirchenväter sind ehrenwerthe Denkmäler der gründlichsten Sprachkunde und einer unvergleichlichen Arbeitskraft, deren Schätzung steigt, weil die Manuscripte ihn auf ein Feld führten, auf dem er grösstentheils ohne Vorgänger grundlegend vorschreiten musste. Als weiteres Verdienst darf ihm noch angerechnet werden, dass er der Verschiedenheit des kirchlichen Bekenntnisses, das der wachsende unselige Argwohn damals so stark betonte, keinen Einfluss auf die Verbindungen gestattete, in welche ihn die Wissenschaft und die gemeinsame Arbeit für die Welsersche Officin mit dem katholischen Theile der Gelehrten gebracht hatte.*) Es ist das Wesen der edelsten Freiheit, das unantastbare Recht religiöser Ueberzeugung zu ehren und zugleich in der ungehemmten Entfaltung aller geistigen Kräfte und Gaben den Fortschritt zu erkennen, in welchem sich mit die erhabenen Zwecke des menschlichen Daseins realisiren.

Dieser Freiheit huldigen auch Sie, hochverehrte Herren; Ihre Studien fördern ja recht eigentlich, was menschlich schön und edel ist. Wo seit vierthalbhundert Jahren der Geist seine Schwingen durch das Ideale kräftigte, da war es die Erbschaft des classischen Alterthums, an welcher die Empfänglichkeit und Befähigung dafür gewonnen wurde. So wird auch ihre reinigende und veredelnde Macht im Dienste der idealen Güter fort und fort sich bewähren und im Bunde mit dem Christenthum ihr Gegengewicht zur Geltung bringen, wenn das Leben in das rein Stoffliche, in die Materie sich zu verlieren Gefahr läuft. Sie sehen heute in Ihrer Versammlung das erste Mal einen längst gehegten Wunsch — oder soll ich sagen ein längst gefühltes Bedürfniss? — durch die thätige Theilnahme der Germanisten befriedigt, die Ihre Verhandlungen erweitern und ergänzen. Die Bahnen der Sprachwissenschaft durchkreuzen sich vielfach; ihre Gesetze, ihre Methode und ihre Erfolge schlingen ein Band der Gemeinsamkeit um ihre Bearbeiter, in der sie sich gegenseitig sachdienliche Handreichung zu leisten haben. Möge denn die erfreuliche Ausdehnung aus den Schätzen des Orients, die in den schwierigsten Fragen philologischer Forschung oft allein den Ausschlag geben, aus dem Vermächtnisse des classischen Alterthums, dessen anmuthige Kunst und massvolle Weisheit keine Zeit entbehren kann, aus den Denkmälern unserer nationalen Vergangenheit, in welchen der germanische Geist seine Hoheit und Tiefe, den Adel seiner bevorzugten Begabung offenbarte, immer reichere Früchte für die grosse und wichtige Angelegenheit der Bildung bringen! Was davon zum Frommen der Jugend, die an Ihren Unterricht und Ihre

*) Einen Beweis seiner desfallsigen Gesinnung giebt unter Anderem ein handschriftlich vorhandener Brief an Joach. Camerarius v. 30. Septbr. 1596 (cf. Collectio epistoll. Camerariana in der Münch. Bibl.), in welchem er sagt: S. Non essem molestus tibi, clariss. Doctor, mittendo litteras aliis viris inscriptas, nisi viderem Hopferos istic nolle sibi mitti ad Constantinum Fabricium pertinentes, ob religionis suspicionem, quam ipsi aversentur. Quare veniam dabis hominum ἀνυποµονησίᾳ. Meus ceteroquin is est animus, ut neminem non amem, in quo aliquid est clari, quum magni faciamus nos etiam doctos, qui lumine evangelii non claruerunt. Sed hi sunt virorum theologorum sermones, ut pejus angue dissentientes a se oderint, quos alii quam recte imitentur, judicent candidi.

erzieherische Leitung, hochverehrte Herren Collegen im Schulamte, gewiesen ist, sich verwerthen lässt, das werden Sie als ein willkommenes Geschenk hinnehmen, anderes nicht minder beachten, wenn es Ihren besonderen wissenschaftlichen Bestrebungen eine Unterstützung bietet. Die unklare Strömung der Gegenwart gegen ideale Richtungen sucht unsere Ziele zu verrücken. Eine ernste Mahnung für uns, störende Elemente, so weit wir es vermögen, von uns fern zu halten, aber auch zugleich ein bedeutsamer Wink, das Verfahren wohl zu erwägen, durch welches die bildende Kraft der Unterrichtsmittel am wirksamsten sich äussert und die Liebe, das Interesse der jüngern Generation in dem Bewusstsein sich steigert, dass ihr Wissen auch ein Können ist. Doch es ruft die Stunde zum Beginn des Werks. So gehen Sie denn an dasselbe unter dem Beistand und im Namen dessen, ohne den nichts gelingt! Der Herr lege auf Ihre sämmtlichen Verhandlungen seinen Segen!

Nach der Eröffungsrede lud der 1. Präsident die Versammlung ein, zur Wahl des Bureau zu schreiten und schlug desfalls zu Secretären

Professor Dr. Thilo aus Halle,
Gymnasialprofessor P. Zillober und
Studienlehrer Dr. M. Mezger aus Augsburg, dann
Studienlehrer Dr. Autenrieth aus Erlangen

vor, welchem Vorschlage sofort zugestimmt wurde. Es erfolgte hierauf die Verlesung des Verzeichnisses der bis zur ersten Sitzung erschienenen Mitglieder, die, wie es auch bei den später eingetroffenen der Fall war, wenn ihre Namen vor dem Beginne der folgenden Verhandlungen bekannt gemacht wurden, bei der Nennung des Namens durch Aufstehen ihre Anwesenheit constatierten.

Nachdem noch das Nöthige wegen Bildung der Sectionen besorgt war, betrat Professor Dr. von Leutsch aus Göttingen auf Einladung des Vorsitzenden die Rednerbühne, um in folgenden Worten eine Bitte vorzutragen:

Meine Herren!

Ich habe mir erlaubt, der verehrten Versammlung eine kleine Schrift zu überreichen, und zwar weil ich meinte, dass es einem Göttinger Philologen wohl zieme, den 25sten Jahrtag dieses unseres Vereines zu begrüssen. Vor 25 Jahren wurde der Entschluss gefasst, einen solchen Verein zu stiften, und überall, wo er bis jetzt hingekommen ist, hat er so Manches gewirkt, durch die That die Zweifel und Bedenken widerlegt und sich überall feste und dauernde Freunde zu erwerben gewusst. Ausserdem hat mich aber zu diesem Schritte auch noch eine persönliche Rücksicht geleitet. Es haben hier wohl sehr viele Nutzen und Anregung aus unserem Vereine gewonnen, aber ich glaube, dass wohl kaum einer mehr Nutzen davon gehabt hat, als der Redacteur einer philologischen Zeitschrift. Ich muss gestehen, dass ich durch nichts mehr im Amte meiner Redaction unterstützt wurde, als durch diesen Verein, und es ist mir Bedürfniss, bei dieser Gelegenheit dies auszusprechen. Um davon einen kleinen Beweis zu geben, ersuche ich Sie, mir zu gestatten, in zwei Worten jetzt eine Bitte vorzutragen. Es ist ja die Einrichtung getroffen worden, Auszüge aus verschiedenen Zeitungen zu liefern, und man hat zunächst nur die philologischen Zeitschriften, also die Fachschriften ins Auge gefasst. Es hat sich aber allmälig herausgestellt, dass es wünschenswerth sei, auch das zu verzeichnen und zu berücksichtigen, was in den Zeitschriften anderer Wissenschaften

Philologisches zerstreut sich findet. Das zu sammeln geht aber über die Kräfte eines Einzelnen, und ich stelle darum die Bitte an meine Herren Fachgenossen, wenn einer von Ihnen in eine Zeitschrift, mit Ausnahme der Allgemeinen Zeitung, irgend etwas Philologisches schreibt, mir einen Auszug, oder was mir noch angenehmer wäre, einen Abdruck davon zukommen zu lassen, und zwar würde auf diese Weise die Einrichtung dieser Auszüge so erweitert werden, dass man mit einem Blicke übersehen könnte, in wie weite Kreise unsere Wissenschaft in Deutschland sich verbreitet. Auf diese Weise würden wir immer einen deutlichen Beweis in der Hand haben, um die Gegner unserer Wissenschaft in ihrer Behauptung, dass dieselbe nicht tiefe Wurzeln zu schlagen vermöge, zu widerlegen, und ich empfehle daher diese meine Bitte Ihrem geneigten Wohlwollen.

Auf weiteres Ersuchen des Präsidenten widmete dann Director Dr. Eckstein aus Halle dem im Laufe d. Js. verstorbenen Hofrath Dr. Rost in Gotha nachstehenden Nachruf:

Meine Herren!

Der geehrte und gelehrte Herr Vorredner hat uns soeben an die Wiege unseres Vereines geführt, nach der ehrwürdigen Georgia-Augusta, wo am 20. September 1835 unter Humboldt 25 Männer zusammentraten, um diesen Verein zu begründen; von jenen 25 sind bereits 11 aus unserer Mitte geschieden. Wenn ich mir erlaubt habe, vor zwei Jahren in Braunschweig Worte dankbarer Erinnerung und achtungsvollster Anerkennung den Manen Friedrich's von Thiersch zu weihen —, ich sage, wenn ich es gewagt habe als der Lernende und Schüler, dem grossen und berühmten Meister gegenüber —, trete ich heute wieder in Ihre Mitte, aber ich wage es nicht, sondern es ist Bedürfniss, einige Worte der Erinnerung einem anderen Manne zu widmen, der im August dieses Jahres unserer Mitte entrissen worden ist. Ich brauche wohl kaum zu erinnern an Valentin Christian Friedrich Rost. Wenn wir in Thiersch den Gründer des Vereins verehrten, dann müssen wir den Namen Rost sofort hinzufügen; denn Thiersch und Rost sind die Ersten gewesen, die diesen Verein berathen und seine Gründung vorbereitet und dann in Göttingen auf die eigentliche Begründung desselben hingewirkt haben. Bedarf es dafür eines Zeugnisses, das ich einem Philologen empfehlen darf, dann verweise ich auf das schöne Wort, das der unvergessliche Jacobs in Gotha gesprochen hat, wo er Thiersch und Rost als die Väter des Vereins bezeichnete, und wenn der Todte kein Recht mehr hat, sondern nur der Lebende, so werden Sie durch die Freundlichkeit des Herrn Professor Firnhaber eine kleine Schrift bekommen, durch deren Zeugniss bekräftigt wird, dass Rost und Thiersch die Väter des Vereines sind. Einem solchen Vater, den wir verloren haben, ziemt sich wohl ein Wort der Erinnerung. Rost gehört seiner Heimath nach dem Herzen des deutschen Vaterlandes, dem Thüringerlande. an; also in dem Theile, in der terra, die als feracissima philologorum immer bezeichnet worden ist, hat auch seine Wiege gestanden, an einem Orte, dessen Name im Norden Deutschlands berühmt geworden ist, weil er als Sommerfrische in Mitte der schönen Buchenwälder Thüringens vielfach genannt ist —, in Friedrichsroda. In Friedrichsroda wurde er am 11. October 1789 geboren. Schlichte, einfache Verhältnisse waren es, aus denen er erwachsen ist. Er bezog im Jahre 1802 das Gymnasium zu Gotha, wo damals schon Jacobs glänzender Name verherrlicht war, wo Schultz und Ukert als Lehrer thätig waren. Das war eigentlich auch die Stadt, die für ihn das rechte Lebenselement und die rechte Lebensluft bot, — ein Land dessen Fürsten immer die Pflege der Wissenschaft in der Weise sich haben angelegen sein lassen, dass sie selbst thätig mit eingriffen, ein Land, dass auch unter der Dynastie der

Koburger als Pflegerin wissenschaftlicher Bildung, tüchtiger Gelehrtenanstalten, Anerkennung gefunden hat. Nachdem Rost im Jahre 1810 das Gymnasium verlassen hatte, bezog er Jena, um dort nach der Sitte jener Zeit das philologische mit dem theologischen Studium zu verbinden, und übernahm hierauf eine Hauslehrerstelle in der Nähe von Gotha. Im Jahre 1814 trat er als Collaborator an demselben Gymnasium ein und erwarb sich hier die besondere Gunst des Mannes, der ihm später sein Töchterlein zur treuen Lebensgefährtin und unermüdlichen Pflegerin eines bedeutenden Haushaltes gegeben hat. Durch Döring kam er frühzeitig in die Bahn, die nun auch die Richtung seiner wissenschaftlichen Bestrebungen bezeichnen sollte; es wurde ihm der griechische Unterricht in fast allen Klassen anvertraut. Er und Döring waren die beiden Männer, die sich in der Praxis und in der Wissenschaft gegenseitig ergänzten. Während der Eine sich die Förderung des griechischen Unterrichts angelegen sein liess, verlegte sich der Andere meist auf den lateinischen und hatte darauf sein Augenmerk mit grösstem Erfolge gerichtet. —

Wie Rost für die Schule und für die Wissenschaft gearbeitet, so war er auch als Lehrer ausserordentlich thätig und unermüdlich. Ich erinnere mich recht wohl einer Zeit, wo er selbst unzufrieden darüber sich äusserte, dass die Regierung des Ländchens einen preussischen Schulrath berufen habe, um auch seine Schule zu revidieren, und ich ihm sagte: „Ich denke, es ist viel angenehmer, wenn der fremde Schulrath sagt: „„Ich habe Rost's Schule in der besten Ordnung gefunden"", als wenn ein herzoglich koburgischer Regierungsrath dasselbe Zeugniss über Dich giebt." —

Der Mann, der in Freundeskreisen so herzlich, freundlich, gesellig und entgegenkommend war, hatte doch auch eine schwache Seite. Es galt von ihm eigentlich, was Horaz von sich sagt: irasci celer, weil er eben in seinem Streben nach dem Idealsten und Besten rasch aufflackerte, böse wurde; und doch müssen wir hinzufügen: tamen ut placabilis esset, er war auch schnell wieder zu versöhnen. Derselbe Mann, der so leicht das Mittel der Versöhnung fand, hat sich literarischen Streitigkeiten nicht entzogen und war stets rasch auf dem Plan. Mir sind in diesem Augenblicke wenigstens vier solcher Streitigkeiten bekannt, die er wegen seiner literarischen Thätigkeit oder wegen seines Schulamtes zu bestehen hatte; mit Franz, mit Passow; und wenn man ihm sagte, er solle eine solche Polemik ignorieren, so pflegte er zu erwidern: „Du hast gut reden; Ihr lebt in einem grossen Lande, in einer grossen Stadt, wir aber leben in kleinlichen Verhältnissen; wie wäre hier ein Schweigen über solche Angriffe gerechtfertigt?" —

Es kann mir nicht einfallen, hier in diesem Kreise eine ausführliche Würdigung seines reichen schulmännischen und schriftstellerischen Wirkens zu geben; aber dessen muss ich gedenken, was er für unsern Verein gewesen ist, dem er von seiner ersten Versammlung in Nürnberg an 13 Mal beigewohnt hat und bei der er zwei Mal die Stelle des zweiten Präsidenten zu versehen hatte, einmal in Gotha selbst, wo ja Jacobs wegen seines Gehörs verhindert war, die Leitung der Verhandlungen zu übernehmen, und das andere Mal, durch äussere Verhältnisse veranlasst, in Hamburg. In Nürnberg war er der erste Secretär, und so hat er vom ersten Anfang bis zum vorigen Jahre in Frankfurt an unserm Verein gehangen mit unverbrüchlicher Liebe und Treue und alle seine Interessen gehegt und Alles, was auf die Organisation desselben sich bezog, sehr sorgfältig erwogen und allen seinen Interessen Rechnung getragen, dass es wahrhaft zu beklagen ist, seines guten Rathes fortan entbehren zu müssen. Und wenn wir den kecken frischen Muth des Mannes, der manche schwere Sorge

zu ertragen hatte, sie aber nie nach aussen trug, weil die moralische Kraft in ihm gross war, — wenn wir das Andenken unseres Rost ehren und achten wollen, dann lassen Sie uns das Vermächtniss heilig und hoch halten und unsere Philologen-Versammlung sichern gegen alle Einflüsse, damit auch nach 50 und mehr Jahren die Erbschaft, die auf uns gekommen, zum Segen und im Interesse des deutschen Vaterlandes bleibe. — Rost war auch nicht blos strenger Schulmann, er war auch ein durchaus praktischer Mann. Nicht blos in den städtischen Interessen, sondern auch bei einem Vereine, bei der Lebensversicherungsbank hat er von Anfang an unermüdlich gearbeitet und da die Praxis und Sicherheit des Geistes bewährt, die er aus den philologischen Studien geschöpft hatte. — Meine Herren! Nehmen Sie mir's nicht übel, wenn ich Desjenigen, der mein treuer Freund gewesen, zu dessen Nachfolger ich ja eigentlich auch bestimmt war, als er 1859 aus dem Staatsdienste trat und nun in das otium cum dignitate zurückging, — wenn ich hier Rost's gedenke, und ich glaube, Sie werden mir zustimmen, wenn ich Sie bitte, durch Erhebung von Ihren Plätzen Rost's Andenken in dieser Stunde zu ehren.

(Die ganze Versammlung erhebt sich.)

Es klingt freilich übel und möchte fast als böses Omen betrachtet werden, aber da nun der Herr Präsident einmal bei einem grossen Meister unserer Wissenschaft auch der astrologischen Dinge gedacht hat, mag auch ein klein wenig Aberglauben mit hineinkommen. Thiersch's Andenken feierten wir in Braunschweig, Rost's Andenken ehren wir in dieser alten Römerstadt, die er auf der Versammlung in Gotha auf besondere Einladung des damaligen ersten Bürgermeisters Du Val als Versammlungsort vorzuschlagen beauftragt war. Lassen Sie sich aber, meine Herren, dadurch nicht abschrecken, irgend noch einen Versammlungsort vorzuschlagen, in der Befürchtung, dass Sie im nächsten Jahre einen Lobredner Ihrer Verdienste im Verein finden möchten.

Da besondere Verhältnisse es wünschenswerth machten, dass der für die zweite allgemeine Sitzung bestimmte Vortrag des Hofraths Dr. Tischendorf aus Leipzig heute zuerst an die Reihe kam, so wurde dieser nach einer Verständigung mit Prof. Dr. Köchly aus Zürich gebeten, das angekündigte Thema:

„Ueber die paläologische und kritische Bedeutung des Codex Sinaiticus"

zu besprechen, welches Ansinnen in folgender Darlegung seine Erledigung fand:

Verehrte Herren, Collegen und Freunde!

Es gereicht zu meiner grössten Genugthuung, dass es mir vergönnt ist, diesen in der alten, theueren, ehrwürdigen Stadt Augsburg versammelten Männern deutscher Wissenschaft das uralte, in vielfacher Beziehung unvergleichliche Original der Bibel vom Sinai vorzulegen. Es geschieht unmittelbar vor der Rückgabe desselben an die kaiserlich russische Regierung; denn nachdem vor wenig Tagen die im Auftrage Sr. Maj. des Kaisers Alexander unternommene grosse Prachtausgabe vollendet aus der Presse hervorgegangen, hoffe ich schon in der nächsten Woche dieses Werk seinem ganzen Umfange nach zugleich mit dem Originale nach St. Petersburg zu überbringen. Es ist mir nun auch vom verehrten Präsidium dieser Versammlung freundlichst gestattet worden, einen Vortrag über den Codex Sinaiticus zu halten. Diesen Vortrag könnte ich leicht sehr lang ausdehnen, da ich von der Abfassung der Prolegomena herkomme, wobei ich alle wichtigen in Betracht kommenden Fragen zu erörtern hatte. Doch

auf einen solchen umfänglichen Vortrag kann es hier nicht abgesehen sein. Das grosse Werk selbst wird hoffentlich und aller Wahrscheinlichkeit nach sofort nach der Uebergabe desselben an Se. Kais. Majestät in alle Länder der Christenheit ausgehen, und dass Deutschland mit seinen zahlreichen gelehrten Instituten und Männern von dem erlauchten Schenkgeber nicht zuletzt bedacht werden wird, davon darf ich freudig überzeugt sein. Ausserdem wird aber auch die diplomatisch-kritische Handausgabe vom Neuen Testamente mit Barnabas und Hermas, so Gott will, schon zu Weihnachten von Leipzig aus veröffentlicht werden und vermöge ungewöhnlich billiger Preisstellung in die Hände aller derjenigen Gelehrten gelegt sein, die der Sache ein aufrichtiges Interesse schenken. Als die Hauptsache betrachte ich daher heute, wo so viel kundige Augen mich umgeben, die Autopsie, die Schau des Originals; mein Vortrag soll nur einige einleitende Worte dazu bieten. Hierzu scheint sich vor allem ein Hinweis auf das ausserordentliche Alter der Handschrift zu eignen. Ich sage: ein Hinweis, wünsche aber doch, dass er bei aller Kürze zugleich zu einem genügenden Nachweis werden möchte.

Die Aufgabe eines solchen Nachweises dünkt mich keineswegs schwer; denn es giebt, um den Ausdruck meiner Prolegomena zu wiederholen, unter allen unseren ältesten Urkunden des Bibeltextes keine einzige, die so giltige Beweise ihres uralten Adels aufzuweisen hätte.

Der erste Beweis dafür liegt im Schriftcharakter der Handschrift. Da zu einem Urtheile hierüber eine allgemeine, wenn auch noch so grosse, Vertrautheit mit griechischen Handschriften durchaus nicht hinreicht, wenn sich diese Vertrautheit nicht auf alle oder die meisten unserer überall zerstreuten griechischen Unzialhandschriften erstreckt, diese letzteren aber meines Wissens noch äusserst selten ein umfassendes gründliches Studium erfahren haben, so habe ich zur Vermittelung des gewünschten Urtheils den vielen und genauen Facsimiles der Sinaihandschrift 36 Facsimiles von den meisten einigermassen vergleichbaren Handschriften beigefügt. Sieben darunter sind Herkulanischen und anderen Papyrus entnommen; von den übrigen nenne ich beispielsweise den Codex Vaticanus, den nach Sarravius benannten Origenischen Octateuch, den Codex Alexandrinus, den Codex Ephraemi, den Codex Claromontanus, den Codex Cantabrigiensis. Ausser den Papyrushandschriften, unter denen ein Fragment aus Saquara die überraschendste Schriftgleichheit mit der Sinaitischen Handschrift aufweist, haben wir neben dem Codex Vaticanus und dem Sarravischen Octateuch vorzugsweise Handschriften dargestellt, die dem 5. und 6. Jahrhundert zugewiesen werden. Fragen wir nun, worauf es bei der Altersbestimmung der Unzialhandschriften namentlich ankomme, so muss ich vor allen Stücken die volle Reinheit des alten Unzialcharakters hervorheben, die sich theils in der völligen Rundung, theils in der vollen Quadratform der Buchstaben kundgiebt. Diese Reinheit wird bis ins 5. Jahrhundert, wie es scheint, selbst dann nicht beeinträchtigt, wenn bei Zeilenausgängen der Raummangel kleinere Formen gebietet. Zu dieser Reinheit kommt die alte schöne ungekünstelte Einfachheit der Formen, die sich besonders in den Buchstaben $\varepsilon\ \sigma\ \tau\ \gamma\ \varkappa\ (\alpha)\ \delta$ durch Abwesenheit aller stärkeren Endpunkte ausprägt. Wird nach dieser Regel die Sinaitische Handschrift geprüft, so wird sie von keiner einzigen unter allen vergleichbaren an Alterthümlichkeit übertroffen; am nächsten kommen ihr aber die Vaticanische Bibel und der Origenische Octateuch. Ich muss dabei noch auf die merkwürdigste Schriftverwandtschaft der Sinaitischen und der Vaticanischen Handschrift aufmerksam machen, indem beide sogar in solchen Formen und Gebräuchen übereinstimmen, die ganz in die Willkür der einzelnen Hand gestellt erscheinen. Es darf daraus wol zuversichtlich nicht nur auf dasselbe Vaterland für beide geschlossen werden, sondern auch darauf, dass beide aus derselben Schreibkünstler-Schule hervorgegangen,

wenn auch dessen ungeachtet ihr Alter um einige Jahrzehnte verschieden sein kann. Wesentlich für die Altersbestimmung der Unzialschrift ist aber ferner die Abwesenheit aller Initialen. Sie findet sich neben den Papyrus nur im Sinaiticus, im Vaticanus, im Origenischen Octateuch und in einigen zweimal syrisch überschriebenen Palimpsestfragmenten des Johannes zu London; in allen unseren übrigen, dem höchsten Alterthume zugehörigen Handschriften hat der Gebrauch der Initialen bereits Platz gegriffen. Damit müssen wir endlich auch noch die Interpunktion verbinden. Je einfacher sie ist, um so älter pflegt die Schrift zu sein. Im Sinaiticus ist sie in den meisten Theilen von der grössten Seltenheit; es giebt nicht nur ganze Columnen, sondern mehrere derselben hinter einander, wo sich nicht ein einziger Punkt findet. Oft auch ersetzt ein leerer Zwischenraum die Interpunktion. Dass wir hieraus mit Recht auf das hohe Alter schliessen, beweist nicht nur das Beispiel anderer späterer Handschriften mit reichlicherer Interpunktion, sondern die Sinaitische Handschrift selbst ist durch die vielfachen Ergänzungen der Interpunktion von späterer Hand zum Zeugen für die spätere Gewohnheit geworden.

Und zu dem allen müssen wir das noch hinzufügen, dass die Schrifterscheinung mit allen ihren Eigenthümlichkeiten im Sinaiticus um so höher anzuschlagen ist, da derselbe von verschiedenen, wenigstens von vier Verfassern stammt und diese alle im Wesentlichen übereinstimmen.

Mit dem Schriftbeweise hängt ein anderer zusammen. Leonhard Hug betrachtete 1810 in seiner Schrift über das Alter der Vaticanischen Handschrift mit Vorliebe die Abtheilung des Textes jeder Seite in drei Columnen. Liegt das Buch aufgeschlagen vor uns, sagte er, so überschauen wir 6 Columnen. Er fand darin den Eindruck einer alten Schriftrolle wieder und schloss daraus auf die Abfassung zu einer Zeit, wo man vom Gebrauche der Schriftrollen zu dem der Bücher überging, aber doch noch immer bei der neuen Form die alte Sitte, den Text in schmalen Columnen niederzuschreiben, beibehielt. Diesen Ruhm der Vaticanischen Handschrift theilt vollkommen die Sinaitische, da sie mit Ausnahme der auch im Vaticanus nach uralter Gewohnheit stichometrisch geschriebenen poëtischen Bücher des Alten Testaments auf jeder Seite nicht nur drei, sondern vier Columnen zeigt, so dass wir beim Aufschlagen des Buches acht Columnen vor Augen haben und somit noch mehr den Eindruck einer alten Schriftrolle empfangen. Keine einzige andere Handschrift dieser Art ist auf unsere Zeit gekommen, während der Gebrauch von drei Columnen sich doch noch in einigen Handschriften, wie im Dio Cassius zu Rom, erhalten hat.

Andere Beweise liegen in der Orthographie und im ganzen grammatischen Charakter des Textes mit seinen vielfältigen vorzugsweise als Alexandrinisch benannten Abweichungen von der klassischen Sprachreinheit. Das hohe Alter lässt sich hieraus deshalb folgern, weil dieselbe grammatische Eigenthümlichkeit nur in unseren ältesten Handschriften vorhanden ist, und zwar, wie es scheint, infolge treuer Uebertragung aus den frühesten Urkunden, während sie in den späteren Unzial- und in den Minuskelhandschriften durch Anpassung an den besseren griechischen Gebrauch abgestreift worden. Der Vaticanische Codex berührt sich auch hierin am nächsten mit dem Sinaitischen.

Dazu kommt die Reihenfolge der neutestamentlichen Bücher, namentlich dadurch, dass die Apostelgeschichte mit den katholischen Briefen ihren Platz erst nach den Paulinischen Briefen gefunden. Dieselbe Erscheinung bietet die älteste syrische Uebersetzung, wogegen bereits die Vaticanische und die Alexandrinische Handschrift, sowie der Pariser Palimpsest die allgemein üblich gewordene Anordnung befolgen. Auch die letztere ist schon im 4. Jahrhundert und aus noch früherer Zeit bezeugt, die erstere konnte aber in späteren Zeiten gar

nicht mehr Platz greifen, nachdem die Stellung der Acta unmittelbar nach den Evangelien ganz allgemein geworden.

Auch die Fassung der Ueber- und Unterschriften gehört hierher. Obschon nicht jegliches hierin eine Bedeutung beanspruchen kann, zumal da sich Schwankungen in der Handschrift selbst finden, woran die Verschiedenheit der Mitarbeiter ihren Antheil hat, so hat doch das eine den alterthümlichsten Anstrich, dass die sämmtlichen Ueberschriften der Apostelgeschichte nie anders als πραξεισ (Geschichte) lauten, eine Einfachheit, die sich nur in patristischen Werken wie bei Epiphanius vorfindet, aber in keiner andern Handschrift sich erhalten hat.

Ich habe früher ein Gewicht darauf gelegt, dass die Ammonischen Sectionen und Eusebischen Kanones erst später nachgetragen seien. Dieser Beweis geht über unser Bedürfniss hinaus. Denn dass jene zu einer Art Evangelienharmonie dienende Texteseintheilung schon um die Mitte des vierten Jahrhunderts allgemein gebräuchlich gewesen, ergiebt sich aus Cäsarius und Epiphanius, wie ja auch Hieronymus bald darauf ihre Uebertragung auf den lateinischen Text in seinem Briefe an Damasus meldet; aber es unterliegt auch keinem Zweifel, dass sie bereits Eusebius im Jahre 331 in jenen fünfzig für den Kaiser Constantin bestimmten Handschriften zur Anwendung gebracht, worauf man sie gewiss, schon um es den kaiserlichen Handschriften gleich zu thun, vielfach in Gebrauch genommen haben wird. Demnach kann die Sinaitische Handschrift vor die Mitte des vierten Jahrhunderts und ins Zeitalter des Eusebius selbst gesetzt werden, selbst wenn sie gleich ursprünglich mit den Ammonisch-Eusebischen Zahlen sollte ausgestattet worden sein. Daraus, dass eine andere als die nach Ammonius und Eusebius benannte Texteseintheilung in der Vaticanischen Handschrift vorgefunden wurde, wagte Hug eine Folgerung auf das ausserordentliche Alter des Vaticanus, deren Unhaltbarkeit erst ganz neuerdings offenkundig geworden. Dieselbe Eintheilung hat nämlich mit dem Vaticanus jener Zantische Lucas-Palimpsest gemein, der nicht über das achte Jahrhundert hinaufreicht. Offenbar konnte also auch neben der in den allgemeinen Gebrauch gekommenen eine andere unternommen und fortgepflanzt werden. Was nun aber die Ammonisch-Eusebischen Zahlen im Sinaiticus anlangt, so hat ihre Beurtheilung besondere Schwierigkeiten. Der Schrift nach könnten sie immerhin gleichzeitig mit der ältesten Schrift selbst sein; aber sie fallen jedenfalls später als gewisse, wenn auch sehr frühzeitige Correcturen. Die grosse Nachlässigkeit des Verfassers liess ihn mitten im Lucas abbrechen, so dass der grössere Theil der Zahlen jetzt noch bei diesem Evangelisten fehlt. Eine solche Nachlässigkeit lässt sich viel eher begreifen, wenn die Ergänzung aller solcher Zahlen später stattfand, als wenn ihre Beischrift gleich anfangs zur Ausstattung der Handschrift gehörte. Allein bei so zweifelhaftem Charakter bleiben sie unseres Erachtens zu einer zuverlässigen Beweisführung immer ungeeignet.

Eine andere Evangelieneintheilung, diejenige in grössere Kapitel, liefert uns ein bestimmteres Resultat. Während nämlich unsere berühmtesten griechischen Evangelienhandschriften zu London, Paris, Dublin und Wolfenbüttel diese gewiss längst vor Euthalius gemachte Kapiteleintheilung anerkennen, sind allein der Sinaitische und der Vaticanische Codex noch frei davon geblieben.

Von besonderem Gewichte ist die Zurechnung vom Briefe des Barnabas und vom Hirten des Hermas zum Kanon in der Sinaibibel. Wir wissen bestimmt, dass die Kirche des zweiten und dritten Jahrhunderts beiden Schriften kanonische Autorität beizumessen geneigt war, wie es Clemens und Origenes durch ihr Beispiel bezeugen; und als Eusebius um das Jahr 325

von den kanonischen Büchern im engern und im weitern Sinne, oder von den allgemein in der ganzen Kirche dafür geachteten und denjenigen, die ein beschränkteres Ansehen genossen, ein Verzeichniss anfertigte, nahm er beide Schriften zugleich mit den Paulusacten und der Petrinischen Apokalypse unter die letzteren, die von beschränkterem Ansehen, auf, womit vortrefflich der im Codex Claromontanus vorhandene vielleicht aus dem dritten Jahrhundert stammende Kanon zusammenstimmt. Dagegen wurde auf den Concilien zu Laodicea 364 und zu Carthago 397 der Kanon unter Ausschluss dieser Schriften von zweifelhafter Autorität vollzogen. Die Verwandtschaft der Sinaihandschrift mit Eusebius und dem Kanon des Codex Claromontanus wird überdiess dadurch noch vergrössert, dass zwischen Barnabas und dem Hirten sechs Blätter verloren gegangen, worauf aller Wahrscheinlichkeit nach noch ein drittes Bestandtheil der Eusebischen Antilegomena gestanden hatte, sowie auch nach dem Hirten, von welchem selbst nur das erste Drittheil vorhanden, noch anderes gestanden haben kann. Legen wir uns aber nun die Frage vor, zu welcher Zeit man wohl eine solche weitere Fassung des Kanons bei einer so stattlichen vollständigen Bibelhandschrift befolgen konnte, so müssen wir damit die Frage nach dem muthmasslichen Umfange jener durch Eusebius für den Kaiser besorgten Exemplare verbinden. Was mag also Eusebius in jene kaiserlichen Exemplare aufgenommen haben? Entweder verfuhr er dabei mit dogmatisch kirchlicher Strenge und nahm nur dasjenige auf, was allgemeine oder doch fast allgemeine Geltung für sich hatte, oder er schloss nichts förmlich aus, was nicht das übereinstimmende Urtheil der Kirche gegen sich hatte. Jene Strenge war gehässig und voll Anmassung, denn sie machte das Urtheil des Einzelnen für eine so wichtige, schwierige Kirchenfrage ohne Weiteres entscheidend; die Duldung, die Nachsicht hingegen, die in dem andern Verfahren lag, war um so unbedenklicher, da jede Gemeinde vom Gebrauche der einen oder andern Schrift, wenn sie ihn missbilligte, absehen konnte. Wir unsererseits halten dafür, dass der umsichtige Bischof der liberalen Fürsorge des Kaisers für seine byzantinischen Gemeinden mit dem Wunsche, den Dank aller Betheiligten zu verdienen, entsprochen haben wird, nicht aber unter Geltendmachung dogmatischer, den Widerspruch so sehr hervorrufenden Prätensionen, denen er ja auch bei seinen kanonischen Aufzeichnungen keineswegs einen Ausdruck giebt. Ist diese Auffassung nicht ganz irrig, so müssen wir die Sinaitische Handschrift der Eusebischen Norm ganz entsprechend finden, indem sie die von ihm mit Vorliebe behandelten Antilegomena an die den allgemein angenommenen am nächsten gestellten und bald förmlich sanctionirten (jene fünf katholischen Briefe mit der Apokalypse) am Ende des Buches anschloss. Eine ähnliche Handschrift besitzen wir nicht. Beim Vaticanus lässt sich wenigstens auf eine solche Eigenschaft kein Altersbeweis gründen, da vom 9. Kapitel des Hebräerbriefs an alles Weitere (also die 3 Pastoralbriefe, der Brief an Philemon und die Apokalypse) verloren gegangen. Der Codex Alexandrinus aber enthält allerdings am Ende noch die 2 Briefe des Clemens, von denen namentlich der erstere in ähnlicher Weise wie die Antilegomena des Eusebius da und dort ausgezeichnet wurde. Er beweist damit, dass auch im 5. Jahrhundert, nachdem schon der Ausspruch der Kirche über diese gewichtige Angelegenheit erfolgt war, das eine oder andere der alten Antilegomenen vereinzelt in Gebrauch bleiben konnte, aber gerade mit dem Kanon des Codex Claromontanus und dem des Eusebius hat er nichts gemein. Uebrigens ist die Ausdehnung des Kanons im Codex Sinaiticus, für sich allein betrachtet, noch kein zwingender Beweis für die Abfassung desselben vor der Mitte des vierten Jahrhunderts; gewiss konnte wenigstens etwas Aehnliches auch noch später geschehen, wenngleich im Widerspruch mit der

Synodalentscheidung; offenbar aber wird sie mit mehr Recht in diejenige Zeit zurückversetzt, wo sie noch die unbeeinträchtigte Autorität angesehener Kirchenlehrer für sich hatte.

Hieran müssen wir einen möglichen Einwurf knüpfen. Erwächst gegen unsere Annahme kein Bedenken aus den Unterschriften zum 2. Buche Esra und zum Buch Esther? In diesen Unterschriften steht, dass die genannten beiden Bücher im Sinaitischen Codex (d. h. im Codex Friderico-Augustanus) nach einem „sehr alten" von der Hand des Pamphilus in seinem Gefängnisse verbesserten und mit einer ausdrücklichen Note darüber ausgestatteten Exemplar berichtigt worden seien. Ist diese Aussage zur Zeit der Abfassung des Codex oder doch bald darauf niedergeschrieben worden, und erschien damals ein in den ersten drei oder vier Jahren des vierten Jahrhunderts verfasstes Exemplar als ein sehr altes, so lässt sich dies schwerlich mit der Annahme vereinigen, dass der Codex Sinaiticus selbst vor der Mitte des vierten Jahrhunderts geschrieben worden sei. Allein beide Voraussetzungen sind gänzlich irrig. Jene Unterschriften beziehen sich nämlich auf die zahlreichen, den Büchern Esra und Esther etwa zu Anfang des 7. Jahrhunderts (von unseren Correctoren C^a und C^b) beigeschriebenen Verbesserungen. Zu dieser Zeit also erschien der Codex Sinaiticus, der noch heutzutage, d. h. 1200 Jahre später, durch seine Erhaltung auf vielen Schriftseiten in hohem Grade überrascht, noch nicht als ein sehr altes, wohl aber das Exemplar des Pamphilus. Zur Beurtheilung des letzteren bedurfte es keines paläographischen Scharfsinns, die Note, die es von der Hand des berühmten Märtyrers trug, war völlig entscheidend. War aber denn dieses Exemplar in den ersten Jahren nach dem Ausgange des 3. Jahrhunderts verfasst worden? Keineswegs. Pamphilus „änderte es um", wie er ausdrücklich sagt, nach des Origenes Hexapla: dies beweist schon, dass es nicht erst unter seinen Augen und nicht nach derselben oder einer ähnlichen Handschrift verfasst worden war. Und zugleich giebt er selbst der von ihm nach Origenes umgeänderten Handschrift einen ausserordentlichen Lobspruch, wonach sie ihn durch ihre Vortrefflichkeit, also wahrscheinlich Alterthümlichkeit, zur eigenen Verbesserung nach dem Werke des grossen Meisters veranlasst zu haben scheint. Demgemäss wird auch in der Anmerkung des Codex Friderico-Augustanus als doppelte Eigenschaft jenes Exemplars das hohe Alter und die Verbesserung durch Pamphilus gerühmt. Müssen wir hieraus nun vollends mit grosser Wahrscheinlichkeit folgern, dass jenes Exemplar, mochte es sogar erst in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts geschrieben werden, auf Papyrus verfasst war, so musste es zu Anfang des 7. Jahrhunderts, wo die Anwendung des Papyrus längst ausser Gebrauch gekommen war, gegenüber dem schönen Pergamente des Codex Sinaiticus als ein uraltes Buch erscheinen.

An unsere Berücksichtigung jener so interessanten Anmerkung aus dem 7. Jahrhundert darf noch ein Hinweis darauf geknüpft werden, dass die vielen alten Correctoren, wie sie schwerlich einer anderen Handschrift zu Theil geworden, sämmtlich, mit Ausnahme des jüngsten, dem 12. Jahrhundert angehörigen Verfassers einiger weniger Noten, der Unzialschrift sich bedient haben. Noch wichtiger jedoch für die Altersfrage ist der Umstand, dass nachweislich schon im 8. oder 9. Jahrhunderte eine Auffrischung des Textes vieler weichen Pergamentseiten nöthig gewesen, und dass dieser Auffrischung eine andere auf mehreren solchen Seiten sogar bereits vorausgegangen war.

Ohne unsere Beweisführung auf alle noch vorhandenen Momente auszudehnen, gehen wir zu demjenigen Beweisgrunde über, der vielleicht alle anderen an Beweiskraft übertrifft, zum neutestamentlichen Texte der Handschrift. Einige der Lesarten, welche die Abfassung

der Handschrift in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts nachdrücklichst belegen, sind folgende. Das letzte Kapitel des Marcus-Evangeliums bestand schon frühzeitig aus unseren 20 Versen. Beweis dafür liefern unsere namhaftesten Handschriften des 5. und 6. Jahrhunderts, der Codex Alexandrinus, der Pariser Palimpsest, die Cambridger Handschrift Beza's nebst den übrigen Unzial- und den sämmtlichen Minuskelhandschriften, desgleichen die alten Versionen, darunter sieben Itala-Handschriften und alle syrischen und die gothische. Nichtsdestoweniger berichten uns Eusebius und Hieronymus, dass „fast alle alten guten Handschriften" die letzten 12 Verse nicht enthalten haben. Während nun also über 500 griechische seit dem 5. Jahrhundert verfasste Handschriften jene Verse enthalten, deren Abwesenheit in den meisten Handschriften von Eusebius vor 340, seinem Todesjahre, bezeugt wird, besitzen wir nur an der Sinaitischen und an der Vaticanischen Handschrift Zeugen für den Gebrauch des Eusebischen Zeitalters. Kein geringeres Gewicht hat die Lesart im ersten Verse des Epheserbriefes. Nach allgemeiner Lesart der Handschriften, der Uebersetzungen und der Väter heisst es dort: „den Heiligen die da sind zu Ephesus". Aber Origenes fand in seinen Handschriften nur die Worte: „den Heiligen die da sind", wie sein Commentar unzweifelhaft darthut, und Basilius der Grosse schreibt um die Mitte des 4. Jahrhunderts, er habe dieselbe Lesart in alten Handschriften und zwar in Gemässheit der Angabe früherer Väter gefunden. Auch Marcion hat nicht anders gelesen; wie hätte er sonst aus diesem Briefe den an die Laodicener machen können. Hieronymus benutzte die Auslegung des Origenes, begriff aber nicht einmal, dass sie die Abwesenheit des Zusatzes „zu Ephesus" voraussetzt; so sehr war der Zusatz zu seiner Zeit schon allgemein geworden. Unter allen unseren Documenten entsprechen nun aber allein der Sinaitische und der Vaticanische Codex den „alten" Handschriften des Basilius.*)

Noch andere in ähnlicher Weise von den Alten bezeugte Lesarten des Sinaiticus bestätigen es, dass sein Text den Charakter des angehenden vierten Jahrhunderts an sich trägt. Zu Matth. 13, 35 berichtet uns Hieronymus, dass ein bekannter Gegner des Christenthums im dritten Jahrhundert, Namens Porphyrius, den Christen einen Vorwurf aus der Unwissenheit des Evangelisten Matthäus gemacht, weil derselbe an der genannten Stelle seines Evangeliums geschrieben habe: „auf dass erfüllet würde was gesagt ist durch den Propheten Jesaias, der da spricht" etc. Hieronymus fand bereits diese Lesart nicht mehr in seinen Handschriften und meint, kluge Männer möchten sie wohl entfernt haben. Aber auch Eusebius bezeugt sie, sowie längst vor ihm der Verfasser der Clementinischen Homilien. Nun aber ist sie aus sämmtlichen griechischen Unzialhandschriften, sogar aus sämmtlichen Uebersetzungen geschwunden; die Sinaibibel hat sie getreulich aufbewahrt neben fünf der oft so räthselhaft einzelne uralte Lesarten bezeugenden Minuskeln. Natürlich hat aber auch ein Corrector, der in die Fusstapfen der „klugen Männer" des Hieronymus trat, den Namen des Propheten mit Zeichen der Missbilligung umgeben. Zu Lukas 7, 35 bemerkt Ambrosius, dass anstatt der Worte: „von allen ihren Kindern," die meisten griechischen Handschriften („plerique Graeci") „von allen ihren Werken" lesen. Nicht eine einzige Urkunde bestätigte bis jetzt die Angabe des Ambrosius; die Sinaitische bestätigt sie. Joh. 1, 14 lesen alle Urkunden mit Ausnahme der Cambridger: „In ihm war das Leben." Origenes berichtet uns aber, womit andere uralte patristische Zeugnisse und Versionen übereinstimmen, dass manche Handschriften, und

*) Dies war der Hauptbeweis für Hug's Annahme, der Vatican. Codex sei vor der Mitte des 4. Jahrhunderts geschrieben.

vielleicht mit Recht, die Lesart: „In ihm ist das Leben" dargeboten. Mit dem Cambridger Codex bestätigt nur der Sinaitische diese Angabe des Origenes. Zu Joh. 17, 7 bemerkt Chrysostomus, dass von einigen anstatt: „Nun wissen sie" (ἔγνωκαν) gelesen werde: „Nun weiss ich" (ἔγνων). Keine einzige Handschrift ausser der Sinaitischen liest das letztere. Zu Joh. 12, 32 bemerkt Augustin, es heisse nicht: „ich will sie alle zu mir ziehen," sondern „ich will alles zu mir ziehen." Diese Augustinische Lesart haben von allen griechischen Handschriften nur die Sinaitische, die Cambridger und eine Minuskelhandschrift aufbewahrt. Lukas 24, 13 heisst es, dass der Flecken Emmaus 60 Stadien von Jerusalem entfernt sei; da aber Eusebius und Hieronymus jenes Emmaus znversichtlich mit Nicopolis identificiren, das gegen 160 Stadien von Jerusalem entfernt ist, so müssen sie 160, nicht 60 Stadien in ihren Schrifttexten gelesen haben. Und so liest ausser einigen andern Zeugen in der That die Sinaitische Handschrift.

Besassen wir für die genannten und noch manche andere so vereinsamten Sinaitischen Lesarten sämmtlich ausdrückliche Nachweise aus dem dritten und vierten Jahrhundert, so werden andere, die in allen übrigen griechischen Handschriften untergegangen, durch zuverlässige Citate der Väter aus derselben Zeit oder durch die ältesten Uebersetzungen anerkannt. Dahin gehören: Matth. 18, 24, wo allein der Sinaiticus mit der koptischen und sahidischen Version die an sechs Stellen wiederholte Lesart des Origenes (πολλῶν für μυρίων) aufweist; Joh. 13, 10, wo allein der Sinaiticus unter Beistimmung einiger lateinischer Handschriften die gleichfalls sechsmal wiederholte Lesart des Origenes und damit ohne Zweifel den ächten Text des Johannes selbst („wer gewaschen ist, der darf nicht gewaschen werden") zur Anerkennung bringt; Matth. 7, 13, wo allein der Sinaiticus mit Clemens und Origenes und lateinischen Zeugen liest: „denn weit und breit ist der Weg" anstatt: „denn die Pforte ist weit und der Weg ist breit"; Joh. 6, 51, wo er allein den vortrefflichen Text bewahrt hat, den Tertullian und das alte dem Augustin zugeschriebene Speculum übersetzten: „und das Brot, das ich geben werde für das Leben der Welt, ist mein Fleisch"; Joh. 2, 3, wo er die völlig Johanneische Ausdrucksweise herstellt, die nur noch in den ältesten lateinischen Handschriften, in der äthiopischen Uebersetzung und auf dem Rande der zweiten syrischen übrig geblieben war: „und sie hatten keinen Wein, denn der Hochzeitswein war erschöpft. Da sagte die Mutter".

Doch ich unterlasse weitere Beispiele vorzulegen; die schon betrachteten werden für unseren Zweck genügen. Der in ihnen ausgeprägte Textcharakter ist nur daraus erklärlich, dass der Codex Sinaiticus aus einer früheren Zeit stammt, als alle unsere übrigen Handschriften, obgleich ihm der Vaticanische Codex am nächsten zu stehen kommt.

Auch von weiteren Belegen, die zur Gesammtcharakteristik des Sinaitischen Textes dienen könnten, muss ich an diesem Orte absehen. Es sei nur angedeutet, indem ich zunächst auf meine Prolegomena verweise, dass keine einzige unserer Handschriften in so überraschender, wahrhaft wunderbarer Weise die Feststellung und Wiederherstellung des ursprünglichen Apostoltextes fördert, wenn auch immer der rechte Gebrauch der Handschrift zu diesem Zwecke einer erfahrnen und vorsichtigen Hand bedürftig ist. Mein Schlussurtheil in den Prolegomenen lautet dahin, dass die uns von der göttlichen Vorsehung geschenkte Urkunde ohne allen Zweifel epochemachend in die textkritischen Forschungen hereintritt. Der Codex Sinaiticus wird, unterstützt von den nächst ältesten und nächst verwandten, die Reform der neutestamentlichen Textkritik, soweit sie noch möglich geblieben, dauernd begründen.

An diesen Vortrag schloss sich die Vorzeigung der höchst merkwürdigen Handschrift in dem Fürstenzimmer des Rathhauses, wo ausser dem Codex Sinaiticus auch Abbildungen der alten Papyrusrollen und der ältesten Unzialhandschriften, sowie Druckbogen der grossen Ausgabe der Bibel vom Sinai vorlagen, und wo die zahlreich anwesenden Mitglieder der Versammlung auf gestellte Fragen durch Hofrath Tischendorf in zuvorkommendster Weise weitere belehrende Aufschlüsse erhielten.

Zweite allgemeine Sitzung.

Der 2. Präsident verliest zuvörderst ein Telegramm, wodurch Ihre Majestäten der König und die Königin von Bayern für die bei dem Festessen des vorigen Tags auf Allerhöchstdieselben ausgebrachten Toaste huldvoll dankten; dann setzt er die Anwesenden von folgenden Einladungen in Kenntniss: des Conservatoriums der k. Gemäldegallerie zum Besuche der Gemäldesammlung, des Kunstvereins zum Besuche der Sammlungen desselben, des naturhistorischen Vereins in gleicher Absicht, der Gesellschaft „Erheiterung" zum Besuche ihres Lesecabinets — und theilt den Inhalt eines Briefes des Prof. Dr. H. Fritzsche aus Leipzig mit, worin dieser sein Bedauern ausdrückt, dass er durch eine Krankheit in seiner Familie gehindert sei, der Versammlung beizuwohnen. Dem Briefe lag eine, von demselben verfasste, dem Philologenvereine gewidmete Schrift: *Theocriti Pharmaceutriae*, Lips. B. G. Teubn. 1862 (enthaltend den Text und eine metrische lat. Uebersetzung, dann erläuternde Bemerkungen zu demselben) bei, welche, so weit die Zahl der Exemplare reichte, in der Sitzung vertheilt wurde.

Ferner zeigte der 2. Präsident den Einlauf weiterer Geschenke an Druckschriften an von: 1) G. W. Nitzsch, „Beiträge zur Geschichte der epischen Poesie der Griechen", Leipzig 1862. 2) Hofrath L. Urlichs, „Abhandlungen der philologischen Gesellschaft in Würzburg". 3) Dr. W. Onken (Privatdocent der Geschichte und Philologie in Heidelberg) „Isocrates und Athen, Beitrag zur Geschichte der Einheits- und Freiheits-Bewegung in Hellas". 4) C. Dillmann, „die Volksbildung nach den Forderungen des Realismus". Stuttg. 1862. 5) Dr. von Leutsch, das neueste Heft des „Philologus".

(Bei Empfangsnahme der Eintrittskarte im Empfangsbüreau waren an die einzelnen Mitglieder schon vertheilt worden:

1) Memoria Hieronymi Wolfii. Scripsit D. G. C. Mezger. Aug. Vind. 1862.
2) Eine neue Handschrift der 6 Satiren des A. Persius Flaccus. Programm der Studienanstalt des kath. Gymnasiums zu Sct. Stephan in Augsburg 1862/63, verfasst von P. Matthias Zillober, Gymnasialprofessor.
3) De formula „Nemo unus" et similium formularum significatione commentatio. Ad salutandos philologos Augustam Vind. congressos scripsit J. C. Eduardus Oppenrieder, gymn. prof. Aug. Vind. 1862.
4) Die römischen Steindenkmäler, Inschriften und Gefässstempel im Maximilians-Museum zu Augsburg, beschrieben von M. Mezger, k. Studienlehrer und Conservator des römischen Antiquariums. Mit 2 lith. Beilagen. Augsburg 1862.

5) Eine lat. Ode. Viros eruditissimos illustrissimos summopere reverendos ad philologorum congressum p. d. d. XXIV—XXVII m. Septemb. a. MDCCCLXII Aug. Vindelicorum celebrandum confluentes rite pieque consalutat Henr. Stadelmann. Aug. Vind.
6) Exercitationum criticarum specimen Philologis Germaniae p. d. XXIV—XXVII m. Sept. a. MDCCCLXII. Augustam Vind. conventum agentibus d. d. d. D. Ernestus de Leutsch, prof. Goettingensis. Goetting. 1862. (In 100 Exempl. vertheilt.)
7) Abdruck eines für die „Encyclopädie des gesammten Unterrichtswesens" bestimmten Artikels, dem zu Augsburg vom 24.—27. Septbr. tagenden Philologencongress aus Anlass seines 25jährigen Bestehens verehrungsvoll dargebracht vom Verfasser (Regier.-Rath Dr. Firntaler in Wiesbaden), Redacteur und Verleger. Gotha 1862.
8) Festgabe für die Philologen-Versammlung in Augsburg vom 24.—27. Septbr. 1862. Von Dr. Carl Barth. Augsburg. (Vertheilt, soweit die Exemplare reichten.)

Hiezu kamen später noch in einzelnen Exemplaren als Geschenke:

1) Goethii elegiae Romanae. In Latinum convertit Henr. Stadelmann. Memming. 1862.
2) Die Augsburger Mundart. Von Dr. Anton Bierlinger. Augsburg 1862.
3) Text, Zeichen und Scholien des berühmten Codex Venetus zur Ilias von La Roche, Prof. am k. k. Gymnasium zu Wien. Wiesbaden 1862.
4) Programm der lat. Hauptschule in Halle für das Schuljahr 1858—1859.
   Inhalt: I. de Silvarum Statianarum conditione critica. Scr. Albr. Imhof.
   II. Schulnachrichten von Dr. Eckstein.
5) Programm derselben Anstalt für das Schuljahr 1860—1861.
   Analekten zur Geschichte der Pädagogik von Dr. Eckstein.
6) Zu Wernher's Marienleben. Augsb. Bruchstücke, herausgegeben von Benedict Greiff. Wien 1862.
7) Roma Vetus. In usum scholarum edidit Herm. Reinhard, gymn. Stuttg. professor.

Hierauf betrat Prof. Dr. Köchly aus Zürich die Rednerbühne, um der von dem Präsidenten an ihn ergangenen Einladung gemäss den für die gestrige Sitzung schon bestimmten Vortrag zu halten. Er äusserte sich

„Ueber den Zusammenhang und die Bestandtheile der Odyssee"

folgendermassen:

Hochansehnliche Versammlung!*)

'Homer und kein Ende!' so höre ich manchen der geehrten Herren Philologen und Schulmänner flüstern, und schaue ich im Kreise der hier Versammelten mich um, so ist's als

*) Vorbemerkung. Als ich der Aufforderung des geehrten Präsidiums gemäss mich entschloss einen Vortrag zu halten, so glaubte ich einen Gegenstand wählen zu müssen, welcher einerseits von allgemeinem Interesse zu sein schien und über welchen ich andererseits schon seit einer Reihe von Jahren mir klar geworden war. Erschien es mir allerdings bedenklich, einen so umfänglichen und überaus schwierigen Gegenstand in verhältnissmässig kurzer Zeit auf angemessene Weise zu behandeln, so hoffte ich vor meiner Abreise noch so viel Zeit zu erübrigen, um den versprochenen Vortrag auch in Beziehung auf Inhalt und Form auf's Genaueste vorzubereiten. Darin hatte ich mich aber getäuscht: Arbeiten und Zerstreuungen nahmen mich in den

tönte es mir von allen Seiten entgegen: 'Homer und kein Ende!' Und das noch dazu von einem dieser berüchtigten 'Kleinliederjäger', dieser 'Atomisten', die da den heiligen Leib

---

letzten Wochen des verwichenen Sommersemesters dergestalt in Anspruch, dass ich eigentlich ohne alle specielle Vorbereitung nach Augsburg kam. Ich war daher dem verehrten Präsidium sehr dankbar, als es auf meine Bitte die Gefälligkeit hatte, meinen schon auf Mittwoch angesetzten Vortrag um einen Tag zu verschieben. So konnte ich wenigstens über Auswahl des Stoffes sowie über Gang und Methode der Behandlung vollkommen mit mir in's Reine kommen, während ich im Uebrigen genöthigt war, nach Ausdruck, Stil und Färbung den Vortrag rein zu improvisiren. Diese Improvisation war um so schwieriger, weil ich auf mehr Zeit gerechnet hatte, als mir eingeräumt werden konnte. So musste ich Manche übergehen oder nur ganz oberflächlich andeuten, was ich genauer auszuführen mir vorgenommen hatte. Bei diesen Uebelständen tröstete mich die Voraussetzung, dass gegenüber der Unmöglichkeit, den Vortrag so wiederzugeben, wie er wirklich gehalten worden, ich volle und vollberechtigte Freiheit haben würde, ihn vollständig nach meiner ursprünglichen Idee auszuarbeiten, wodurch derselbe natürlich auch bedeutend länger geworden wäre.

Aber in der Voraussetzung jener Unmöglichkeit hatte ich mich getäuscht. Das treffliche Secretariat hatte seine Massregeln so gut getroffen, dass es mir eine im Ganzen sehr treue stenographische Niederschrift zur Redaction vorlegen konnte, und schon vorher war nach einer andern im Wesentlichen übereinstimmenden Niederschrift in der östreichischen Gymnasialzeitung Heft X S. 750—758 mein Vortrag 'beinahe wörtlich' mitgetheilt worden. Gegenüber diesen Actenstücken konnte ich es mit meinem philologischen Gewissen nicht vereinigen, den obigen Plan auszuführen: es erschien mir, so zu sagen, als eine 'Fälschung', an die Stelle meines gesprochenen Wortes im bewussten Gegensatze zu der ächten Ueberlieferung ein anderes, wenn auch vollständigeres und besseres Elaborat zu setzen; ja es kam mir geradezu komisch vor, in einer gegen die Interpolationen Homer's gerichteten Kritik gleichsam mein eigener Interpolator zu werden.

So habe ich mich denn begnügt, meinen wirklich gehaltenen Vortrag auf Grund der beiden Wort für Wort genau verglichenen Niederschriften nur zu emendiren, eine Arbeit, welche mir übrigens mindestens ebenso viel Zeit und Mühe gekostet hat, als wenn ich einen ganz neuen Aufsatz verfasst hätte. Ich habe zunächst die Irrthümer und Missverständnisse beseitigt, welche selbst der geübteste Stenograph nie ganz vermeiden kann; ich habe sodann die Versehen berichtigt, welche ich etwa selbst im Flusse der Rede begangen; ich habe hier und da den Ausdruck verbessert, wenn der augenblicklichen Improvisation nicht gleich das Treffende zu Gebote stand; ich habe endlich Erweiterungen und Zusätze da gemacht, wo — wie oben bemerkt — nur die Rücksicht auf die drängende Zeit eine nicht beabsichtigte Kürzung gebot.

Im Uebrigen habe ich mich als gewissenhafter Philolog so genau als möglich an die schriftliche Ueberlieferung gehalten und habe daher selbst da Nichts verwischen wollen, wo der Charakter des gesprochenen Wortes für manchen Leser vielleicht zu entschieden auftritt.

Die kurzen Anmerkungen beizugeben hatte ich von Anfang an beabsichtigt. Sie haben lediglich den Zweck, nur die nothwendigsten Belege zu geben; insbesondere aber sollten sie in knappester Form, jedoch auf das Genaueste, Umfang und Bestand der von mir besprochenen Lieder angeben, weil natürlich erst dadurch der Vortrag seine wissenschaftliche Grundlage erhält. Zu grösserer Bequemlichkeit der Mitforscher habe ich diese Lieder in den beiden Universitätsprogrammen (Winter 1862/63, Sommer 1863), welche nächstens erscheinen werden, in übersichtlicher Weise kritisch behandelt.

Jener Mangel an Zeit und die gebotene Rücksicht auf die Sprecher nach mir ist's denn auch allein gewesen, welche mich bestimmt hat, auf die Einwendung meines geehrten Herrn Opponenten keine Antwort zu geben, obgleich sie ebenso leicht als kurz gewesen wäre. Aus Ilias und Odyssee dadurch ein einheitliches Ganze herzustellen, dass man sie 'von der Masse kleiner Einschiebungen befreit, von denen sie durchzogen sind,' das ist einfach desshalb unmöglich, weil zur Herstellung jener Einheit nicht bloss negativ Athetesen und zwar im allergrössten Massstabe, sondern auch positiv Zusätze und Umdichtungen aller Art nöthig sein würden. Das Letztere nachzuweisen behalte ich mir für eine andere Gelegenheit vor; das Erstere ist schon von den scheinbaren Einheitskritikern gethan worden, welche ganze Bücher, wie die Doloneia, die Presbeia, Hektor's Lösung, die Nekyia, den Schluss der Odyssee ausscheiden, ein Verfahren, durch welches sie eigentlich, ohne es zu ahnen, bereits mit Sack und Pack in's Lager der 'Kleinliederjäger' hineingerathen sind. Namentlich gilt dies z. B. von der vielbeliebten und vielbelobten Grote'schen Hypothese, welche sich nur graduell, nicht principiell von der perhorrescirten Kleinliedertheorie unterscheidet!

Homer's Bacchanten gleich zerreissen, von einem dieser Kleinliederjäger, die, mit dem alten ehrlichen Voss zu reden, um einen 'geflickten Popanz' sich schaaren und darüber das wahre hehre Götterbild im Stiche lassen? Und das in einer Versammlung, die eben nicht allein dazu zusammentritt, dass wissenschaftliche Discussion gepflogen, sondern dass auch in weiteren Kreisen für unsere Philologie immer wieder von Neuem Begeisterung geweckt, dass derselben immer neue Anhänger und Freunde gewonnen werden! Die aber gewinnen wir nicht, wenn wir nur reden von der Fürtrefflichkeit der Alten: die mögen wir nur gewinnen, wenn wir eben diese Alten, insoweit sie von allgemeinem Interesse sind, immer wieder von Neuem auch den Laien vorführen und klar machen. Und endlich in einer Spanne Zeit, welche für eine gründliche Homer-Kritik kaum hinreichen dürfte, um über die Athetese eines einzigen Verses sich zu verständigen, in einer solchen Spanne Zeit über die Odyssee zu sprechen, die lange lange Jahre als ein unantastbares Heiligthum gegolten — das ist gewiss eine schwere, eine gefährliche Aufgabe. Und, gestehe ich es Ihnen nur ganz offen, es ist mir selbst fast zu Muthe wie Odysseus, als er da mitten hindurch steuern sollte 'durch der Skylla Gebell und der Charybde Gefahr.'

Doch was hilft's? Der Versuch muss gewagt werden, und dass er gewagt werden darf, dafür rufe ich den Altmeister deutscher Dichtung in die Schranken, in dessen Geburtsstadt wir unsere vorjährige Philologen-Versammlung gefeiert haben, dessen innige Verschmelzung mit dem griechischen Alterthume der verehrte Herr Präsident unserer damaligen Versammlung ebenso beredt als gründlich uns vorgeführt hat. Ich erinnere Sie, meine Herren, an jene Worte, mit welchen Goethe 'Hermann und Dorothea' eingeleitet hat, Friedrich August Wolf's gedenkend, dessen Prolegomena zum Homer, bei deren Lectüre ihm 'die wunderbarsten Lichter aufgingen', 'den grössten Einfluss auf ihn geübt hatten,'*) dessen kritischer Scharfblick, dessen selbstbewusste Sicherheit, mit der er über ächt und unächt absprach, dessen ganze schlagfertige Persönlichkeit einen so mächtigen Eindruck auf den doch so ganz anders gearteten Dichterfürsten machten.**) Er sagt:

'Erst die Gesundheit des Mannes, der, endlich vom Namen Homeros
Kühn uns befreiend, uns auch ruft in die vollere Bahn.
Denn wer wagte mit Göttern den Kampf? und wer mit dem Einen?
Doch Homeride zu seyn, auch nur als letzter, ist schön.'***)

Und Goethe ward Homeride für ewige Zeiten: ist auch die 'Achilleis' nicht ganz mit Unrecht so ziemlich vergessen, 'Hermann und Dorothea', dieses Bürgeridyll deutschen Lebens, es wird nimmer vergessen werden, so lange noch eine deutsche Zunge spricht.

Aber freilich, auf diese Begeisterung für die Homeriden ist eine Reaction gefolgt. In dem Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe wird gar häufig dieser Frage gedacht. Schiller's grossartig idealer Geist empörte sich gegen diese kritischen Kleinlichkeiten, und er schalt das Unternehmen 'barbarisch'.****) Und als nach seinem Tode der wunderliche Schubarth in

---

*) S. Annalen 1797. Bd. XXVII, S. 66. (Ausg. in 40 Bdn. von 1840). Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe (2te Ausg. 1856) I, 300.

**) S. besonders Annalen ebenda S. 166—170.

***) S. die Elegie 'Hermann und Dorothea' Bd. I, S. 263.

****) S. Briefwechsel 459: 'Man schwimmt ordentlich in einem poetischen Meere; aus dieser Stimmung fällt man auch in keinem einzigen Punkte und alles ist ideal bei der sinnlichsten Wahrheit. Uebrigens muss

Homer einen Hofdichter des Fürstenhauses der Aeneaden zu entdecken glaubte, da meinte der greise Goethe mit jener 'Lässlichkeit', die ihm so wohl ansteht und die ihn, den Halbgott, uns, den gewöhnlichen Sterblichen, näher bringt:

'Scharfsinnig habt ihr, wie ihr seyd,
Von aller Verehrung uns befreit,
Und wir bekannten überfrei,
Dass Ilias nur ein Flickwerk sey.

Mög' unser Abfall niemand kränken;
Denn Jugend weiss uns zu entzünden,
Dass wir Ihn lieber als Ganzes denken,
Als Ganzes freudig Ihn empfinden. *)

Die grossen Dichter haben Recht gehabt mit ihrer Reaction. Denn die Beweisführung Friedrich August Wolf's war nur eine äusserliche, eine historische. Sie zerstörte nur, nicht bloss für die grossen Dichter, sondern für jedes poetische Gemüth den alten Zauber, ohne dafür einen neuen herauf zu beschwören. So musste denn an diese historische Beweisführung sich die Beweisführung von innen heraus anschliessen, um die grosse Frage vorwärts zu bringen. Aber der Meister, dem dieser grosse Wurf gelungen, der Meister, vor dessen Schatten wir uns Alle beugen, — ich brauche seinen Namen nicht zu nennen, — Sie werden es mir verzeihen und es mir nicht als Eitelkeit anrechnen, wenn ich in diesem Momente von mir selber spreche, wenn ich heute nicht ohne Rührung daran denke, wie er vor 17 Jahren in der ersten Philologenversammlung, an der ich theilnahm und wo ich mit jugendlicher Keckheit den Versuch machte, noch einen Schritt weiter zu gehen als der Meister, wie er da in seiner ernsten ruhigen Art doch keineswegs abfällig über meine Kühnheit sich äusserte,**) —

---

einem, wenn man sich in einige Gesänge hineingelesen hat, der Gedanke an eine rhapsodische Aneinanderreihung und an einen verschiedenen Ursprung nothwendig barbarisch vorkommen: denn die herrliche Continuität und Reciprocität des Ganzen und seiner Theile ist eine seiner wirksamsten Schönheiten.'

*) Dies Gedicht 'Homer wieder Homer' steht unter der Rubrik 'Epigrammatisch' Bd. II., S. 270. Den bessten Commentar zu der Stimmung dieses Gedichts geben die Annalen zu 1820, a. O. S. 370 f.: 'Wolf's Prolegomena nahm ich abermals vor. Die Arbeiten dieses Mannes, mit dem ich in näheren persönlichen Verhältnissen stand, hatten mir auch schon längst auf meinem Wege vorgeleuchtet. Beim Studiren des gedachten Werkes merkt' ich mir selbst und meinen innern Geistesoperationen auf. Da gewahrt' ich denn, dass eine Systole und Diastole immerwährend in mir vorging. Ich war gewohnt die beiden Homerischen Gedichte als Ganzheiten anzusehen, und hier wurden sie mir jedes mit grosser Kenntniss, Scharfsinn und Geschicklichkeit getrennt und auseinander gezogen, und indem sich mein Verstand dieser Vorstellung willig hingab, so fasste gleich darauf ein herkömmliches Gefühl alles wieder auf einen Punkt zusammen, und eine gewisse Lässlichkeit, die uns bei allen wahren poetischen Productionen ergreift, liess mich die bekannt gewordenen Lücken, Differenzen und Mängel wohlwollend übersehen.' Ueber 'Schubarth's Ideen' s. ebenda S. 386.

**) Es war auf der Philologenversammlung zu Darmstadt 1845, wo dies geschah. Mein damals gehaltener Vortrag handelte über die aus zwei Liedern zusammengeschweisste erste Hälfte (V. 1—483.) des zweiten Buchs der Ilias. Wie ich später in einem Universitätsprogramm (de Iliadis B 1—483 disputatio. Turici 1850.) dieses Ergebniss gegen des leider zu früh verewigten Nägelsbach conservativen Scharfsinn vertheidigt habe, so muss ich es auch noch bis heut gegenüber denjenigen festhalten, welche sich vergebens

Er ist dahin, wie so manch' Anderer, der in diesen 17 Jahren abgeschieden! Doch wenden wir uns zu einem Theil von dem, was an unserm Lachmann unsterblich ist, — und das ist seine Liederkritik der Ilias!

Meine Herren! die Consequenzen, welche aus Lachmann's Betrachtungen in Bezug auf die Ilias nachmals weiter zu führen versucht worden, sind Ihnen hinlänglich bekannt. Darnach würde die erste Hälfte der Ilias grösstentheils aus kürzern Liedern bestehen, etwa dreizehn, wenn mich das Gedächtniss nicht täuscht, während in der zweiten Hälfte vorzugsweise längere Gedichte, sechs an der Zahl, enthalten wären.*) Kleinere unbedeutende Nachdichtungen, Füllstücke und dergleichen dürfen wir hier billig übergehen.

Ich kann natürlich in diesem Vortrage nicht auf alle die Fragen eingehen, welche sich von allen Seiten aufdrängen, wie denn überhaupt dieser Vortrag nicht die Absicht hat, eine erbitterte Polemik hervorzurufen — ist doch leider in dieser Hinsicht innerhalb und ausserhalb der Mauern Ilion's mehr Gift und Galle verspritzt worden, als nöthig —: 'nicht mitzuhassen, mitzulieben ist mein Ziel!' Mit diesem Worte der Antigone lassen Sie mich meine weiteren Betrachtungen beginnen.

Aber zwei Fragen muss ich denn doch auch hier berühren, welche von den Einheitskritikern mit Recht in den Vordergrund gestellt und uns, 'den Kleinliederjägern', nicht sowohl zur Beantwortung empfohlen, als vielmehr gleich Schreckbildern immer wieder von Neuem entgegengehalten werden. Es geht, meine Herren! mit den alten Schreckbildern wie mit den neuen: rückt man ihnen energisch auf den Leib, so wird man etwas vom Geiste des Diomedes in sich spüren, als ihn seine Göttin Unterstützung verheissend in den Kampf trieb und er getrost die Worte sprach: *τρεῖν μ' οὐκ ἐᾷ Παλλὰς Ἀθήνη*. Und manche dieser Schreckbilder werden dann wie Schemen zerfliessen, andere muss man gewaltsam zertrümmern.

Die erste dieser zwei Fragen lautet: 'Wenn nun in der That die Ilias — um nur von dieser zu reden — aus einzelnen Liedern zusammengesetzt ist, wie kommt es, dass diese zu einem denn doch leidlich zusammenhängenden Ganzen' — denn diese äussere redactionelle Einheitlichkeit läugnen auch wir nicht — 'verbunden worden sind? Wie kommt es, dass die Peisistrateer auf den Gedanken kommen konnten, Lieder zu vereinigen, welche, an verschiedenen Orten, zu verschiedenen Zeiten, von verschiedenen Poeten gedichtet, bis dahin einzeln gleichsam herumgeflattert, einzeln von den Rhapsoden vorgetragen worden sind?' Darauf hier nur die einfache kurze Antwort: Das haben auch die Peisistrateer gar nicht zuerst gethan: jene Lieder sind von Anfang an in Beziehung auf einander gedichtet und schon frühzeitig im Zusammenhange mit einander vorgetragen worden, und die Peisistrateer haben daher nur mit Bewusstsein vollendet, was Jahrhunderte lang zuerst halb instinctiv, dann mit Reflexion,

---

bemühen, durch gewaltsame und ausgedehnte Athetesen wirklichen Zusammenhang herzustellen und die schreienden Widersprüche auszugleichen.

*) Diese 19 Iliaslieder sind, wie ich sie fast ausnahmslos mit ihren überlieferten Namen bezeichne, folgende: 1. *Μῆνις*. 2. *Λιταί*. 3. *Ὄνειρος*. 4. *Ἀγορά*. 5. *Βοιωτία*. 6. *Ὅρκοι*. 7. *Τειχοσκοπία*. *Ἀγαμέμνονος ἐπιπώλησις*. 8. *Διομήδους ἀριστεία*. 9. *Ἕκτορος καὶ Ἀνδρομάχης ὁμιλία*. 10. *Πρεσβεία*. 11. *Δολώνεια*. 12. *Ἀγαμέμνονος ἀριστεία*. 13. *Τειχομαχία*. 14. *Ἐπιναυσιμάχη*. 15. *Διὸς ἀπάτη*. 16. *Πατρόκλεια*. 17. *Ἀχιλλῆος*. 18. *Ἄθλα*. 19. *Ἕκτορος λύτρα*. Von diesen Liedern und Gedichten habe ich 1—10, 12—16 und 19 in meine *Ἰλιὰς μικρά* (Lips. ap. Teubner. 1861.) aufgenommen.

durchaus aber mit Naturnothwendigkeit begonnen und fortgeführt worden war. Aber wie geschah das? höre ich mit Recht meine Gegner fragen. Meine Herren! diesen Punkt nicht näher erörtern und die Einwürfe der Gegner hier nicht beantworten zu können, bedauere ich ganz besonders. Aber die 'allbezwingende Zeit' verbietet es mir: denn um hierauf Antwort zu geben, müsste ich zugleich eine Skizze der Entstehung und Entwickelung des ganzen griechischen Epos geben. Ich erlaube mir also hier nur gleichsam als Sphinx den Gegnern zu sagen: die Antwort auf jenen Einwurf liegt implicite zwar, aber vollständig in den Worten Pindar's:

Ὅθεν περ καὶ Ὁμηρίδαι
ῥαπτῶν ἐπέων ταπόλλ' ἀοιδοὶ
*ἄρχονται, Διὸς ἐκ προοιμίου.**)

Auf die zweite Frage aber muss ich genauer eingehen. Es ist diejenige, mit deren Beantwortung wir in ein neues, in das dritte und — ich hoffe — das letzte und entscheidende Stadium der Homerfrage eintreten. 'Ihr Herren,' sagen die Einheitskritiker, — und Manche aus unserem Lager, denen der rechte Muth fehlt, die es für besser halten, lieber gleich von vorn herein zu verzweifeln, als vielleicht eine Niederlage zu erleiden, Manche von unsern Freunden schliessen sich in ihrem Kleinmuthe ihnen an, — 'ihr Herren, woher nehmt ihr denn das Mass für eure Homerlieder? Ist es die moderne Aesthetik? Sind es die Sätze, wie sie Hegel und seine Schüler uns aufgestellt haben? Oder sind es etwa gar die Wünsche, die mannigfaltigen und oft entgegengesetzten Neigungen 'ästhetisch gebildeter Leser', denen Ihr bei Eurer angeblichen Herstellung jener Lieder Rechnung tragt? Ei, da geht uns mit Euern Liedern, wir halten uns an das Ueberlieferte, was Aristoteles und die Alexandriner anerkannt haben.'

Die Herren haben vollkommen Recht, diese Frage zu thun. Aber die Antwort ist leicht. Auch in unserer Wissenschaft gibt es zuweilen ein Ei des Columbus. Woher wir das Mass nehmen für die Beurtheilung, beziehentlich Ausscheidung und Wiederherstellung der Homerischen Lieder? Nun, aus ihnen selbst! Sind etwa keine Homerischen Lieder vorhanden, ganz und vollständig und bis auf wenige unbedeutende Interpolationen, die einfach in Wegfall kommen, in ihrer vollen Reinheit? Lieder, die so gut erhalten sind, wie irgend eine Tragödie des Aeschylos oder des Sophokles? Ja, und sogar bestimmt als Einzellieder überliefert: oder wer wüsste nicht, dass wenigstens die *Δολώνεια*, das nächtliche Abenteuer des Odysseus und Diomedes, von den Alten bereits als Sonderlied ausdrücklich bezeugt ist?**) Und an sie schliesst sich eine ganze Reihe anderer Gesänge an, wo wir eigentlich nur zu hören, zu lesen, zu geniessen brauchen, — und es steigt uns auf der Begriff des Homerischen Liedes mit seiner dramatischen Einheit der Zeit und der Handlung, mit seiner Uebereinstimmung der einzelnen Charaktere, mit dem harmonischen Verhältniss, in welchem die Theile sich

---

*) Pind. Nem. II, 1 ff. Eine anderweitige auf die nach griechischem Sprachgebrauch einzig mögliche Erklärung des Namens *Ὅμηρος* hinweisende Andeutung habe ich in dem Berliner Jubelprogramm (de diversis theogoniae Hesiodeae partibus. Turici 1860.) p. 14 gegeben.

**) *Φασὶ τὴν ῥαψῳδίαν ὑφ' Ὁμήρου ἰδίᾳ τετάχθαι καὶ μὴ εἶναι μέρος τῆς Ἰλιάδος, ὑπὸ δὲ Πεισιστράτου τετάχθαι εἰς τὴν ποίησιν.* Schol. *Φασὶ δὲ οἱ παλαιοὶ τὴν ῥαψῳδίαν ταύτην ὑφ' Ὁμήρου ἰδίᾳ τετάχθαι καὶ μὴ ἐγκαταλεγῆναι τοῖς μέρεσι τῆς Ἰλιάδος, ὑπὸ δὲ Πεισιστράτου τετάχθαι εἰς τὴν ποίησιν.* Eustath. zur Il. p. 785, 40 f. ed. Rom.

zum Ganzen fügen, und endlich, was freilich nur in der Ursprache zu erkennen ist, mit der eigenthümlichen Uebereinstimmung des epischen Stils. Die *Πρεσβεία*, 'die Gesandtschaft' an den zürnenden Achilleus, der da widersteht der verständigen Rede des staatsklugen Odysseus, der da widersteht der gemüthlichen Bitte des greisen Phönix, der sich nicht rühren lässt von dem trotzigen Worte des Ajas: 'Gehen wir: auf dem Wege kommen wir nicht zum Ziele; Achilleus hat sein Herz in der Brust zur fühllosen Grausamkeit verhärtet!'*) — die *Πρεσβεία*, m. H.! ist ein eben so ganzes und vollständiges Gedicht, wo wir Nichts hinzuzuthun und — abgesehen von einigen grösseren und kleineren Interpolationen,**) die nicht einmal wesentlich stören — Nichts hinwegzunehmen haben. Und dann nicht minder ganz und vollständig die *Ἄθλα*, 'die Wettkämpfe' an Patroklos' Leichenhügel,***) ein ganz modernes Bild voll leidenschaftlichen Lebens, das uns fast gemahnt an jene Wettrennen, wie sie auf Albions Insel gehalten werden; und 'Hektor's Lösung', wo der alte Vater dem blutigen Mörder seines liebsten Sohnes zu Füssen sinkt und nicht bloss dieser seine Bitte, die Rückgabe der theuern Leiche, ihm gewährt, sondern auch eine Versöhnung eintritt zwischen dem Greise, der sein Besstes verlor, und dem Todfeinde, der es ihm rauben musste.****)

Doch genug der Beispiele! Ich muss zur Odyssee eilen. Diese Lieder selbst also, diese und andere im Ganzen unversehrten Lieder sind unser Leitfaden, mittelst dessen wir uns in dem Gewirr der übrigen mehr oder minder entstellten zurechtfinden; mit diesem Massstabe dringen wir durch alle Verunstaltungen zu ihrer ursprünglichen Reinheit hindurch: wir lösen die äusserliche Verbindung der verschiedenen selbstständigen Lieder, wir finden, wo sie in einander verschlungen sind, die einzelnen Theile jedes von ihnen heraus, wir befreien sie von ungehörigen Zusätzen der verschiedensten Art. Das Alles können und dürfen wir: denn aus ihm selbst haben wir das Wesen des Homerischen Liedes erkannt! Das, meine Herren, ist die dritte Entwickelungsstufe der Homerfrage, welche zur historischen Beweisführung Wolf's, zur kritischen Sonderung Lachmann's — die man ja als negativ zu schelten gewohnt ist! — endlich als positive That die ästhetische Analyse hinzufügt, welche allein uns lehrt, die homerischen Lieder zu begreifen und zu geniessen als das, was sie sind, als wahrhaft grosse Dichtungen, als einheitlich abgeschlossene Kunstwerke ersten Ranges! Ich bin sonst kein Freund der Aesthetik, am allerwenigsten der modernen, hinter deren schwülstigen Phrasen nicht selten der hohlste Dilettantismus sich verbirgt; aber eine antike Aesthetik muss wieder hergestellt werden, nicht allein für Homer sondern auch für die Tragiker; denn die antiken Dichterwerke sind eben nicht blos dazu da — wie es bisher vielfach scheinen konnte —, um an ihnen kritische Belustigungen und Exercitien vorzunehmen, die zwar allerdings unumgänglich nothwendig sind — ebenso nothwendig wie für den Naturforscher die Untersuchungen mit Mikroskop und Lupe —, die aber eben nur ein Mittel sind und sein sollen für einen höheren Zweck, den nämlich, die alten Dichterwerke immer mehr dem Verständniss und Genuss des modernen Lesers zu erschliessen und sie dadurch immer mehr ihrer eigentlichen Bestimmung zurückzugeben — zu ergötzen und zu belehren!

---

*) Il. *I* 625 ff.

**) Namentlich in der Rede des Phönix; s. das Posener Gymnasialprogramm von 1859. C. Moritz suspiciones criticae de Iliadis libro IX. u. vgl. meine Herstellung des Gedichts in der 'kleinen Ilias'.

***) Natürlich nur bis V. 823.

****) Ueber dieses herrliche Gedicht s. meine Abhandlung 'Hektor's Lösung' in unserm Gratulationsprogramm für Welcker's Jubiläum 1860.

Meine Herren! Wir wenden uns jetzt zu unserer Odyssee. Ich habe schon vorhin angedeutet, dass man dieselbe bis vor nicht gar langer Zeit für ein unantastbar Heiligthum gehalten. Seitdem ist's freilich anders geworden, und ich darf heute auf eine stattliche Reihe von — Vorgängern kann ich nicht sagen, denn, was ich Ihnen heute vortrage, steht mir seit länger als den Horazischen 9 Jahren fest —, aber Mitforschern mich berufen: Bekker, Heerklotz, Rhode, Jacob, Hennings, Kirchhoff, haben rühmlich daran gearbeitet jenen alten Aberglauben zu erschüttern und haben seine Unhaltbarkeit überzeugend dargethan. Und ein günstiges Zeichen darf ich es doch wohl nennen, dass kürzlich gerade in dem Momente, als ich meine Homerpapiere durchsah, mir von einem verehrten Mitgliede unserer Versammlung, Herrn Rector Kern, ein Programm zugeschickt wurde, in welchem die bedeutenden Widersprüche über die Freier der Penelope in den verschiedenen Theilen der Odyssee ebenso gründlich als genau nachgewiesen sind. So schreiten wir denn zu einem kurzen Versuche, diese Odyssee nach ihrer Zusammensetzung und ihren Bestandtheilen Ihnen vorzuführen. Ich ziehe es vor, da natürlich von irgend einer Polemik nicht die Rede sein kann und da andrerseits eine allgemeine Aufzählung der Bestandtheile der Odyssee, eine blosse Nomenclatur ihrer verschiedenen Lieder nicht bloss der schöneren Hälfte dieser Versammlung und unsern werthen Gästen, sondern wohl auch den Meisten von uns selbst herzlich langweilig werden würde, — ich ziehe es also vor, über die Art der Zusammensetzung und die einzelnen Bestandtheile der Odyssee hier nur eine ganz kurze Uebersicht zu geben, um dann aber an einem einzelnen Beispiele etwas ausführlicher den Beweis zu führen, welch' ein ästhetischer Genuss denn doch bei diesen 'kritischen Belustigungen' herauskommt.

Also zunächst in wenigen Worten von der Zusammensetzung und den Bestandtheilen der Odyssee im Allgemeinen.

Selbst wer nur flüchtig in einer beliebigen Uebersetzung die ersten 12 Bücher und dann etwa noch das erste Drittel des 13. (bis mit V. 184.) durchläuft, wird sofort herausfühlen, dass in diesem ersten Theile zwei Hälften von ungleicher Grösse sich von einander sondern: 'Telemachos' Ausfahrt' und 'Odysseus' Heimkehr' — *Τηλεμάχου ἀποδημία* und *Ὀδυσσέως νόστος* —: Telemachos' Ausfahrt, die ersten 4 Bücher umfassend, und dann im zweiten Theile, wie Sie wissen, ungeschickt genug wieder in den Zusammenhang des Ganzen eingeflickt; Odysseus' Heimkehr, über die übrigen Bücher sich erstreckend, von seinem Scheiden bei Kalypso bis wo er schlafend auf der Heimathinsel niedergelegt wird. Ueber Telemachos' Ausfahrt darf ich kurz sein: Hennings' Arbeit,*) kann ich sagen, habe ich in allem Wesentlichen mit Dem übereinstimmend gefunden, was ich bereits seit vielen Jahren für mich allein, ohne je etwas davon zu publiciren, gefunden habe. Ich führe das natürlich nicht an, um damit dem Gelehrten, den ich nicht kenne, hier die Ehre der Priorität zu rauben: die gehört immer dem, der solche Untersuchungen zuerst veröffentlicht. Sondern ich erwähne diess nur, einmal um darauf aufmerksam zu machen, dass doch auch in solcher Uebereinstimmung ein gewisses Kriterium für die Richtigkeit unserer unabhängig von einander geführten Untersuchungen liegt, und sodann um meine eigene wissen-

*) Hennings über die Telemachie u. s. w. Leipzig 1858, aus Jahn's Jahrbüchern Supplementbd. III, 5. 133—234 besonders abgedruckt.

schaftliche Selbstständigkeit zu vindiciren. Ich möchte nur darin von Hennings abweichen, dass ich das ganze erste Buch der Odyssee mit alleiniger Ausnahme des Proömiums und der Götterversammlung (V. 1—87.) für ein späteres Machwerk, für das Machwerk Desjenigen halte, welcher 'Telemachos' Ausfahrt' und 'Odysseus' Heimkehr' zuerst mit einander verknüpft hat. Sonst haben wir hier in Telemachos' Ausfahrt eines von jenen grösseren Gedichten, wie wir sie noch in der zweiten Hälfte der Ilias gefunden haben, welche dann wieder zu bequemerem Vortrage in kleinere Rhapsodien oder Gesänge getheilt werden konnten, so die Telemachie in deren drei, welche wir mit den alten Namen *Ἰθακησίων ἀγορά, τὰ ἐν Πύλῳ, τὰ ἐν Λακεδαίμονι* bezeichnen. Aber diese drei Gesänge gehören nicht nur Einem und demselben Dichter, sondern sie sind auch die organischen Theile eines ganzen einigen Gedichtes, welchem eine einheitliche vollständig durchgeführte Idee zu Grunde liegt: die Erziehung des jungen Telemachos zum Manne durch seines Vaters Göttin, die verständige Pallas Athene. —

'Odysseus' Heimkehr!' Hier haben wir, m. H.! gleich in Buch 5 und 6 zwei solche in ihrer Art vollkommen abgerundete Kunstwerke, die aber ebensowenig von einander zu reissen sind, wie die Rhapsodien der Telemachie. Nein, wir erkennen vielmehr: Odysseus' Heimkehr ist wiederum ein solches grösseres Gedicht, welches sich in 5 Rhapsodien gliedert, den 5 Acten einer Tragödie vergleichbar: das Buch 'Kalypso', das Buch 'Nausikaa', 'Odysseus bei den Phäaken', 'Odysseus' Abenteuer', 'Odysseus Heimfahrt'.*) Jede dieser fünf Rhapsodien ist für sich ein künstlerisches Ganzes, alle aber nichtsdestoweniger harmonisch sich an einander fügend. Sogleich die ersten beiden, das Buch Kalypso und das Buch Nausikaa: ich brauche nur die Namen zu nennen, und Jedem von uns treten Bilder der grossartigsten, tiefsinnigsten und gemüthvollsten Poesie entgegen.

Die Zeit drängt, und so mag ich nur mit wenigen Worten Sie an die einleitende Götterversammlung erinnern: — denn dass die jetzigen Anfänge von Buch 1 und Buch 5 ursprünglich zusammengehört haben und erst von demjenigen, der die Telemachie einfügte, aus einander gerissen worden sind, ist schon durch eine Reihe gründlicher Einzelforschungen erörtert und bewiesen worden.**) Ich rufe Ihnen also einfach in's Gedächtniss zurück: Zeus' Sorge um die Menschen, deren Thorheit sie auch über das Geschick hinaus in's Unglück stürzt, darauf Athene's Fürbitte für Odysseus und der Götter Beschluss zu seinen Gunsten, dem ab-

---

*) Grösstentheils mit überlieferten Titeln kann man diese fünf Rhapsodien bezeichnen: *Τὰ περὶ Καλυψοῦς, Ὀδυσσέως σύστασις πρὸς Ναυσικάαν, Ὀδυσσέως σύστασις πρὸς Φαίακας, Ἀλκίνου ἀπόλογοι, Ὀδυσσέως ἀπόπλους.*

**) Am ausführlichsten hat hierüber Carl Schmitt gehandelt: De secundo in Odyssea ε 1—42. deorum concilio interpolato eoque centone. Frib. Brisg. 1852, welcher namentlich p. 12—15 gründlich nachgewiesen hat, dass ε 1—27 nur Flickwerk ist. Ueber die Verwerfung dieser Verse sind denn auch Alle einig, z. B. Müller hom. Vorschule (2. Aufl.) S. 108, Kayser de interpol. Homeri p. 34, Lauer de Od. lib. XI p. 6—8, Düntzer in Jahn's Jahrbüchern Bd. 64, 116. Ueber die Verbindung des übrigen Aufangs von ε mit α ist man verschiedener Meinung. Das Richtige ist ohnstreitig, dass nach α 87 ein paar Verse, die Zustimmung der übrigen Götter enthaltend, ausgefallen sind, und dann mit etwas veränderter Fassung gleich ε 28 ff. gefolgt ist. Ganz gut dem Sinne nach hat daher Kirchhoff Odyssee S. 5 nach α 87 folgende Verse supplirt:

ὣς φάτ' Ἀθηναίη· ἐπὶ δ' ἤνεον Οὐρανίωνες.
καὶ τότε δὴ Ζεὺς υἱὸν ἑὸν φίλον ἀντίον ηὔδα.

wesenden Poseidon zum Trotz, endlich Zeus' Weisung an Hermes, der Nymphe Kalypso den gemessenen Befehl zur Freigebung des sterblichen Helden, den sie liebt, zu überbringen. Wir fliegen mit dem Götterboten über Land und Meer, wir nahen uns mit ihm der heimeligen Höhle der Kalypso, in welcher das duftige Feuer so behaglich lodert und vor welcher Vögel mannigfalt im Grün der Bäume zwitschern, wir folgen ihm zur Nymphe, die ihn gastlich aufnimmt, und hören, wie er auf ihre Frage streng, aber nur mit milder Andeutung des wahren Verhältnisses Zeus' Befehl ausspricht. Und darauf Kalypso's Zorn, wie sie, gleich ein anderes Motiv voraussetzend, losbricht: 'Grausam seid ihr, Götter, und eifersüchtig und gönnt uns Göttinnen nicht die Liebe der sterblichen Helden.' — Ich muss das Folgende übergehen, und will, um an Einem Beispiele die feine Charakteristik in dieser Rhapsodie bemerkbar zu machen, Ihnen nur noch den Abschied der Beiden in's Gedächtniss zurückrufen, wie Kalypso den letzten Versuch macht: 'So willst du also heim, Odysseus? So fahre denn wohl. Doch wüsstest du, was dir noch Alles unterwegs bevorsteht, du würdest hier bei mir bleiben und unsterblich werden, trotz aller Sehnsucht nach deiner Gattin, der ich denn doch an Schönheit nicht nachzustehen meine, schon weil ich eine Göttin bin.' Und darauf der kluge Odysseus: 'Zürne nicht, Göttin! Das weiss ich ja Alles selbst, dass Penelope, eine Sterbliche, sich mit dir, einer Göttin, an Schönheit gar nicht vergleichen kann. Aber — trotz alle dem zieht's mich nun einmal nach Hause' — wobei er der Sehnsucht nach der Penelope nicht erwähnt. Welch' ein feiner psychologischer Zug: und an solchen Zügen sind die Homerischen Lieder überreich! — Wir zimmern dann mit dem Helden das Floss, wir steuern mit ihm 17 Tage durch die unwirthliche See, wir schauen Poseidon, wie er auf seiner Heimkehr den edeln Dulder erblickt, wie er in Zorn ausbricht, und da er den Götterschluss nicht rückgängig machen kann, das Meer aufbrausen und die Stürme losbrechen lässt, wie eine mächtige Woge das Floss überschwemmt, den Mast bricht, den Dulder in des Meeres Tiefe begräbt. Aber er arbeitet sich wieder in die Höhe, er gewinnt das Floss von Neuem, und siehe, Leukothea erbarmt sich sein, die auch einst eine Sterbliche gewesen: sie taucht aus dem wogenden Meere empor und reicht ihm mit freundlicher Weisung ihren Schleier 'der' — um mich der Worte unsers deutschen Dichters zu bedienen — 'der, geheimnissvoll gewebt, die ihn tragen, unverletzlich aus dem Grab der Fluthen hebt!' Aber der schlaue Held hütet sich wohl ihn gleich anzulegen: es könnte ja Lug und Trug einer feindseligen Gottheit dahinter stecken; nur in der äussersten Noth, wenn er sich nur noch durch Schwimmen retten kann, soll es mit dem Schleier versucht sein. Der Augenblick ist bald da, eine neue Sturzwelle schlägt das Floss in Trümmer. Jetzt gürtet er sich mit dem Schleier, jetzt ist auch Poseidon's Rache gestillt: befriedigt überlässt er den Schwimmenden dem Meere, aus welchem ihn jetzt seine Göttin erretten darf. Aber noch zwei Tage und zwei Nächte treibt der Dulder auf dem Meere umher. Endlich erreicht er, und wir mit ihm, die Küste des Phäakenlandes. Und wer nur einmal in seinem Leben nach einer langen anstrengenden Fussreise, von einem Sturmregen durchnässt bis auf die Knochen, von Fieberfrost geschüttelt bis in's Mark, todmüde die Wohlthat eines guten Lagers und eines gesunden Schlafs erfahren hat, ach! der muss gleichsam mit Odysseus hineinschlüpfen dort unter die zwei dicht in einander gewachsenen Oelbäume, in jenen riesigen Haufen von abgefallenen Blättern, und er wird der Göttin danken, dass er da mit dem Helden so wohl geborgen ist. —

Ich breche hier ab, um Ihnen die folgende Rhapsodie unsers Gedichts vorzuführen, diejenige, welche so vollkommen erhalten auf uns gekommen ist, dass der Hand des Kritikers

kaum Etwas zu thun übrig bleibt: — das Buch Nausikaa. Nausikaa! Wer jemals Goethe's Briefe aus Italien gelesen hat, wird bei diesem Namen sofort daran denken, wie damals in dem 'Wundergarten' zu Palermo das Gemüth des deutschen Dichters mit Rührung und innigster Freude von jenem Bild ächter reiner Jungfräulichkeit ergriffen wurde, so dass er, selbst gleichsam auf jener Reise ein Odysseus, den ernstlichen Gedanken fasste, 'den Gegenstand als Tragödie zu behandeln.' Warum der in der ersten Begeisterung schon bis in's Einzelne entworfene Plan später nicht zur Ausführung gekommen ist, dazu mag ausser den nachfolgenden Zerstreuungen wohl auch das Bedenken beigetragen haben, welches der Altmeister in einem Briefe an Schiller ganz offen ausgesprochen hat, wo er über eine Seereise als epischen Stoff sich unter Anderm also vernehmen lässt: 'Ueberdiess hätte man mit der Odyssee zu kämpfen, welche die interessantesten Motive schon weggenommen hat. Die Rührung eines weiblichen Gemüths durch die Ankunft eines Fremden, als das schönste Motiv, ist nach der Nausikaa gar nicht mehr zu unternehmen.'*) Nun, auch ich unternehme es nicht, diese Begegnung in wenige Worte zusammenzufassen, und ziehe es vor, an Ihr Gedächtniss zu appelliren. Sie wissen, dass die Jungfrau, nachdem sie den Helden aufgenommen, bekleidet, mit Speise und Trank erquickt hat, ihn hineinführt bis — nein, ja nicht bis in die Stadt hinein: denn schon damals fürchtete man den bösen Leumund, und zumal die Eingebornen, 'die Burger', wie wir in der Schweiz wohl noch sagen, nahmen es gar übel auf, wenn eine edle Jungfrau aus ihrer Mitte über diesen engen Kreis hinaus etwa den Blick wendete nach einem unbekannten Fremdlinge; und einen solchen noch in die Stadt führen, das wäre zu viel gewesen! So setzt denn Nausikaa in langer vielfach verschlungener, anakoluthienreicher Rede — auch das ist charakteristisch — dem Odysseus auseinander, er möge doch lieber draussen vor der Stadt in Athene's Hain so lange warten, bis er etwa annehmen könne, dass sie bereits zu Hause angelangt sei; es dürfte sonst leicht ein Gerede geben. Da bleibt denn auch der Held und betet fromm zu seiner Göttin, die wenn auch unsichtbar ihn doch glücklich bis hierher geführt hat.

Aber nun mit dem siebenten Buche, m. H.! da kommen wir auf einmal in Dorngebüsch und Distelgestrüpp. Die Zeit drängt; ich kann daher unmöglich alle die Schwierigkeiten und Widersprüche hier aufzählen, die sich dort drängen und häufen; ich müsste ja sonst auch eingehen auf die traurige Beschaffenheit ganzer Strecken von Versen, die anderswoher zusammengestohlen und hier kümmerlich zusammengeflickt sind. Um daher mit einem Worte, m. H.! das Resultat kurz zusammenzufassen, — im achten Buche lässt sich zunächst ausscheiden ein späteres und zwar ziemlich schlechtes Lied, Ἄθλα oder 'die Kampfspiele (Θ 96—416.), vielleicht nur gedichtet, um für die Μοιχεία, die in sich vollendete Götterkomödie von Ares' und Aphrodite's Buhlschaft (Θ 266—369) als Rahmen zu dienen

*) S. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe II, Nr. 429. Ueber jene Eindrücke in Palermo, welche Goethe'n 'die Insel der seligen Phäaken in die Sinne so wie ins Gedächtniss riefen', s. Ital. Reise Bd. XXIII, S. 297 f. 335 f.; über die besondere Anregung gerade zum Trauerspiel 'Nausikaa' ebenda S. 376—379, wo der schon nach fünf Acten gegliederte Plan folgendermassen skizzirt wird: 'Der Hauptsinn war der: in der Nausikaa eine treffliche, von vielen umworbene Jungfrau darzustellen, die, sich keiner Neigung bewusst, alle Freier bisher ablehnend behandelt, durch einen seltsamen Fremdling aber gerührt aus ihrem Zustand heraustritt und durch eine voreilige Aeusserung ihrer Neigung sich compromittirt, was die Situation vollkommen tragisch macht'. Auch die Schematisirung der Auftritte und einige prächtige Bruchstücke der Ausführung sind noch erhalten: s. Bd. XXXIV, S. 358—368.

und sie auf diese Weise in das Gesammtgefüge der Odyssee einzusetzen; dann finden wir in diesem wie im vorhergehenden Buche ausser den edeln Theilen unsers guten ächten Gedichts und den leicht erkennbaren Flickversen des Zusammensetzers aller Wahrscheinlichkeit nach die Bruchstücke, aber auch nur die Bruchstücke eines anderen älteren Liedes, in welchem, um dessen Inhalt kurz vorzuführen, Odysseus nicht durch Nausikaa zu den Phäaken gebracht, sondern von Athene selbst am frühen Morgen in Nebel gehüllt in das Haus des Alkinoos geleitet wird, dort die Fürsten schmausend beisammen findet, von Alkinoos freundlich aufgenommen wird, auf die Frage, wer er sei, sofort mit Nennung seines Namens die Erzählung seiner Abenteuer beginnt und zu Ende führt, dann am Abend desselben Tages eingeschifft und weiter in seine Heimat befördert wird. Diess der Inhalt und Gang dieses älteren Liedes, was aber, wie gesagt, nicht mehr vollständig hergestellt werden kann.*)

Ich will nun gleich hier, um dann die zusammenhängende Entwickelung der beiden übrigen von der Kritik hergestellten Rhapsodien unseres Gedichts nicht mehr unterbrechen zu müssen, ein kurzes Wort über den 'Apolog' einschalten. Sie wissen, über den Apolog könnte man Tage lang reden, daher ich mich hier mit der bündigsten Andeutung begnügen muss, wie ich meine, dass er zusammengesetzt sei. Wir haben aus ihm zunächst ein jüngeres Lied herauszuschälen, das nie selbstständig existirt hat, sondern gleich in der Absicht gedichtet worden ist, in den Apolog eingesetzt zu werden: das ist das 11. Buch, die *Νέκυια* oder 'Odysseus' Höllenfahrt', womit innigst verwebt ist das Abenteuer mit den Sonnenrindern, während unser Gedicht ursprünglich nur den Zorn des Poseidon als Ursache der Leiden des Odysseus enthielt. Die Nekyia also und was dann im 12. Buche von Thrinakia folgt und was vorher davon im 10. Buche sich findet, das Alles ist aus dem Apologe unsers Gedichts auszuscheiden und lässt sich ausscheiden; in der Nekyia selbst aber sind bedeutende Partien als spätere Interpolationen auszumerzen, und hierin ist uns, was ich mit besonderer Genugthuung betone, das ehrwürdige Haupt der Einheitskritiker vorausgegangen.**) Daneben

---

*) Die Bruchstücke, welche zu diesem Liede, dessen Anfang und Ende bei der Einfügung weggeschnitten wurden, gehört haben, sind etwa folgende — Lücken werden hier wie anderwärts durch * angedeutet —: * ζ 1—3. 48 + 117 *αὐτίκα δ' ἠὼς ἠλθεν· | ὃ δ' ἔγρετο δῖος Ὀδυσσεύς.* * η 18—42. 46—79. 81. 135. 95—99. 139—184. 233. 237. 238+α 170 *τίς πόθεν εἰς ἀνδρῶν; | πόθι τοι πόλις ἠδὲ τοκῆες;* η 239—242. * Der Apolog, dann λ 333—346. θ 385—388. ν 13—17. 19 (*νῆα δ' ἐπεσσεύοντο*) —28 *.

**) Nitzsch (Anmerk. zur Odyssee III, S. 304 ff.) nimmt wenigstens von V. 565—627 eine grössere Interpolation an, welche freilich schon von Aristarch aufgezeigt worden war. S. Schol. zu V. 568 (ed. Dindorf, während Bekker in der Anmerkung seiner neuesten Ausgabe von 1858 das Scholion schon dem V. 565 zuschreibt, was mir richtiger scheint, da V. 628 sich nur an V. 564 richtig anschliesst): *νοθεύεται μέχρι τοῦ 'ὣς εἰπὼν ὁ μὲν αὖθις ἔδυ δόμον Ἄιδος εἴσω', καίτοι οὐκ ὄντες ἀγενεῖς περὶ τὴν φράσιν· ὑπὲρ δὲ τῆς ἀθετήσεως αὐτῶν λέγεται τοιάδε· πῶς οἷδε τούτους ἢ τοὺς λοιποὺς ἔσω τῶν Ἄιδου πυλῶν ὄντας καὶ τῶν ποταμῶν*; dass aber diese Athetese von Aristarch selbst herrührt, bezeugt Schol. zu Pind. Ol. I, 97, wo nach Anführung von V. 583 f. hinzugefügt wird: *καὶ τὰ ἑξῆς· πλὴν εἰ μὴ κατὰ Ἀρίσταρχον νόθα εἰσὶ τὰ ἔπη ταῦτα.* Ueber die Beweisführung Aristarch's im Einzelnen haben sich noch Notizen erhalten in den Scholien zu V. 570. 577. 593. 601. 602. — Die ächte Nekyia also, welche, wie oben gesagt, gleich in der Absicht gedichtet worden ist in den Apolog eingeschoben zu werden, bestand aus folgenden Stücken: κ 490—495. 496+500=382: *ὣς ἔφατ'· αὐτὰρ ἐγώ μιν ἀμειβόμενος προσέειπον.* 501—541. 546—574. λ 1—13. 20—37. 44—59. 61—91. 93—156. 160—224. 465 f. 387—427. 429—453. 457—524. 526—546. 548—564. 628—630. 632. 38—42. 633(=43)—640. μ 1—36. 127—146. 260—408. In diese selbst wurden nun drei Zusätze verschiedener Art eingeschoben, der Katalog der Heldenfrauen 225—327, die Hel-

lassen sich dann zweitens im Apolog noch ältere Bestandtheile erkennen, welche aber nicht ausgeschieden werden können, weil ohne allen Zweifel nicht ein Zusammensetzer, sondern unser grosser Dichter selbst sie aufgenommen und mit verschiedener Anordnung in sein eigenes Gedicht eingereiht hat. Dennoch lässt sich, wie ich glaube, dieser ältere Apolog ebenfalls wieder herstellen: er umfasste, um hier nur kurz aufzuzählen, folgende Abenteuer und in nachstehender Ordnung. Zuerst das Kikonenabenteuer, das letzte in der Weise der Trojanerkämpfe, welches Odysseus in der bekannten alten Welt besteht, dann wird er vom Sturm hinausgeführt in das wunderbare Mährchenland, zuerst zu den freundlichen Lotophagen, welche durch die süsse Lotosfrucht seine Gefährten die Sehnsucht nach der Heimat vergessen lassen, sodann im schärfsten Gegensatze zu den menschenfressenden Lästrygonen, welche ihm alle seine Schiffe zertrümmern bis auf Eines: auf diesem einen gelangt er nun zu Aeolos dem Windwart, der ihm in einem Schlauche verschlossen alle ungünstigen Winde mitgibt und nur den einzigen günstigen Fahrwind ihm folgen lässt. Aber der Gefährten Thorheit öffnet den Schlauch: die Winde brausen heraus, und sofort bricht der Sturm los, der das Schiff umhertreibt, bis Zeus' Wetterstrahl es zerschmettert; die Gefährten versinken im Meere, und nur der Führer, der unglückliche Odysseus, wird nach neuntägigem Umhertreiben an Kalypso's Inselstrand geschleudert, wo er sieben Jahre in vergeblicher Sehnsucht nach dem Vaterlande sich verzehrt, bis auf Zeus' Befehl die Nymphe auf einem Flosse ihn entlässt, und dann wiederum ein Sturm ihm das zerschlägt und er endlich schwimmend das Land der Phäaken erreicht. Das war, m. H.! wenn ich nicht irre, der einfache Gang des ursprünglichen alten Apologs.*) Diesen aber hat, wie ich schon oben andeutete, der Dichter unserer 'Heimkehr', ich weiss nicht soll ich sagen, ob aus Pietät oder aus einer gewissen Ironie, mit seinem eigenen Apologe, jedoch in nothwendig veränderter Reihenfolge verschmolzen, indem er zugleich jene kurze Erzählung von den Lästrygonen zum Kyklopenabenteuer, die ähnliche Erzählung von den Lotophagen zum Kirkeabenteuer umgedichtet und ausgearbeitet hat. Die Motive sind bei beiderlei Art von Reiseabenteuern dieselben: dort die von Wilden drohenden Gefahren, hier die im fremden Lande winkenden Lockungen. Dieselben Motive wiederholen sich dann noch bei den von unserm Dichter hinzugefügten Abenteuern, das letztere bei den Seirenen, das erstere bei Skylla und Charybdis. Das also sind nach meiner Meinung die Bestandtheile, das ist die Zusammensetzung des gegenwärtigen Apologs.**)

---

den der Vorwelt 568—575. 601. 605—611. 613 f., die Büsser 576—600, und bei der Verschmelzung unseres Gedichts mit jenem älteren Liede (s. die vorige Anmerk.) wurde dann noch von dem Zusammenfüger mit Benutzung des letzteren λ 328—386 eingesetzt. Kleinere, grösstentheils schon von den Alexandrinern gemachte, Athetesen übergehe ich hier.

*) Dieser ältere Apolog, welcher in seiner knappen aller individuellen Charakteristik und alles dramatischen Lebens entbehrenden Kürze sich auf das Augenscheinlichste von der ganzen Art unsers Dichters unterscheidet, hat also folgende Stücke umfasst: ι 16—24. 37—89. 91—105(= κ 77). κ 78. 80—134. 1—53. (26 lautete etwa καὶ νῆα καὶ αὐτούς oder σὺν νηὶ καὶ αὐτούς). 54 + μ 409 κείμην· | ἱστοῦ δὲ πρυτόνους ἔρρηξε θύελλα. μ 410—416. η 251—277. Mir ist es sehr wahrscheinlich, dass dieser Apolog. demselben Dichter angehörte, welcher den älteren in seinen Bruchstücken Anmerk. *) S. 45 hergestellten Nostos verfasst hat: wenigstens fügt er sich vortrefflich in diesen zwischen η 242 und λ 333 ein, und auch in Behandlungsweise und Stil glaube ich dieselbe Hand zu erkennen.

**) Der Apolog unsers Dichters also, einschliesslich des von ihm aufgenommenen älteren Apologs, be-

Und nun, m. H.! zum letzten, kürzesten, und, wie ich hoffe, nicht unerfreulichsten Theile meines Vortrags, zu dem Versuche, Ihnen nun jene beiden Rhapsodien, die mittlere und die letzte, vorzuführen, wie sie sich nach Ausscheidung der oben angegebenen Stücke zusammenfügen. Ich rufe Ihnen noch einmal die Gliederung des ganzen Gedichtes in's Gedächtniss zurück: 'Odysseus' Heimkehr' zerfällt in 5 Partien, welche wir das Buch 'Kalypso', das Buch 'Nausikaa', 'Odysseus bei den Phäaken', 'Odysseus' Abenteuer' und 'Odysseus' Heimfahrt' nennen. Die beiden ersten Rhapsodien, an welchen die Kritik wenig zu thun fand, haben wir oben kurz berührt; was in die vierte gehört, haben wir so eben gesehen; wir wenden uns jetzt der dritten zu: 'Odysseus bei den Phäaken'.*)

Wir haben unsern Helden in jenem Haine der Athene in frommem Gebete verlassen. Jetzt mag Nausikaa das Vaterhaus erreicht haben. Odysseus erhebt sich und schreitet in die Stadt, von seiner Göttin in schützenden Nebel gehüllt. Er bewundert die Häfen und Schiffe der Phäaken; er gelangt zu dem wunderbaren Palaste des Alkinoos, der in lichtem Glanze von Gold, Silber und Erz ihm entgegenstrahlt. Da steht er und staunt, dann tritt er ein, schreitet rasch an den Reihen der spinnenden Mägde, an den Söhnen des Königs und an dem Könige selbst vorbei, und wirft sich der Königin zu Füssen. Der Nebel zerfliesst, und Alles schaut verwundert auf den seltsamen Fremdling, der so unvermuthet eingetreten. Und in kurzen eindringlichen Worten schildert er seine Noth, sein Elend ohne Gleichen und bittet um Heimsendung: nur noch einmal wiedersehen will er das Vaterland und dann sterben!**) Allgemeine Stille: nur Arete mit dem weiblichen Scharfblick der Hausmutter hat die Kleider erkannt und fragt nun vor Allem den Fremdling: 'Wer bist du? wer gab dir diese Kleider? — das will ich zuerst wissen. Und wie bist du hergekommen?' Und nun folgt die kurze Erzählung der Begebenheiten, wie er von Kalypso entlassen auf einem Flosse fortgesegelt, wie er dann vom Sturme gepeitscht, der ihm das Floss zerschlagen, endlich an die Küste der Phäaken geworfen und dort nach langem todtenähnlichen Schlummer diesen Nachmittag bei der Königstochter freundliche Aufnahme und Pflege gefunden habe. Alkinoos, der gastfreie Mann, tadelt die Jungfrau, dass sie ihn nicht selbst mitgebracht habe. Aber Odysseus, wie schon die alten Erklärer fein und treffend bemerken, nimmt mit gemüthlicher Lüge die Schuld auf sich***): 'Ja, sie wollte es wohl, aber ich lehnte es ab: ich fürchtete, du möchtest darob zürnen!' —

---

steht nach Ausscheidung der Nekyia und des dazu Gehörigen aus folgenden Theilen: ι 1—28. 37—89. 91—482. 484—530. 532—566. κ 1—188. 190—252. 254—264. 266—367. 373—455. 457—469. 471—475. * 481. 483—489. μ 23—31 (= κ 478). κ 479. 480+347 *αὐτὰρ ἐγὼ Κίρκης ἐπέβην περικαλλέος εὐνῆς.* μ 36—126. κ 541—550. λ 1—3. 4 sq. + ν 76 *ἐν δὲ καὶ αὐτοὶ βῆμεν | ἐπὶ κληῖσιν ἕκαστοι.* μ 148—259. 260+261 *αὐτὰρ ἐπεὶ Σκύλλην φύγομεν δεινήν τε Χάρυβδιν.* 405—444. 447—453.

*) Diese Rhapsodie, *Ὀδυσσέως σύστασις πρὸς Φαίακας*, besteht aus folgenden Theilen: η 1—17. 43—45. 80+82 (*ἵκετο δ' Ἀλκινόου πρὸς δώματα.*) —93. 100—102. 132—135. * 139—147. 211—214. 222—224. 226+154 (*ὣς ἔφαθ'· | οἳ δ' ἄρα πάντες ἀκὴν ἐγένοντο σιωπῇ.*). 233—250. 259—310. 317—347. θ 1—19. 21. 24—57. 59—80. 83—97 (93—97 = 532—536). 537—544. 546—551. 555. 573 (*εἰπέ δ', ὅπῃ πλάγχθης —*). 574. 577.

**) *ἰδόντα με καὶ λίποι αἰών.* η 224. Wer denkt hier nicht an das berühmte 'Napoli vedere e poi morir?'

***) *καὶ ἐνταῦθα τεχνικῶς ἄγαν ὁ Ὀδυσσεὺς ἀπολογεῖται ὑπὲρ τῆς κούρης· πλέον γὰρ προενόησε τοῦ τῆς παιδὸς εὐσχήμονος ἢ τοῦ ἰδίου ξυμφέροντος, ἐξ οὗ φιλανθρωποτέραν αὐτὴν ἔμελλεν ἀποδείξαι.* || *ἡ μὲν γάρ μ' ἐκέλευσεν, ἀλλ' ἐγὼ οὐ πιθόμην. ἀλλ' ὁ μὲν τὴν μὲν παρθένον ἀκαταιτίατον ἐφύλαξεν, ἑαυτὸν δὲ ὠφέλησε ψευσάμενος.* Schol. zu η 303.

'Ei,' meint Alkinoos, 'so bös ist es bei uns nicht bestellt, und die Rückkehr, sie sei dir gewährt, auf morgen. Da magst du ruhig schlummern, während die phäakischen Männer dich heimbringen, mit schnellem Ruderschlage über die spiegelglatte See hingleitend, so fern du auch wohnen magst, in Einem Tage.' Darauf zum Schluss Odysseus' Gebet: 'Vater Zeus möge das Alles in Erfüllung gehen lassen!' Und nun die zweite Nacht im Phäakenlande, besser, als die erste gewesen: er schläft wohlgebettet in der Vorhalle des Königspalastes. — Der andere Morgen führt uns den Helden vor die Versammlung der Phäaken. Athene selbst hat in Heroldsgestalt das allgemeine Interesse für den wunderbaren Fremdling rege gemacht. Alkinoos, der noch nicht weiss, wen er beherbergt, kündigt den Fürsten der Phäaken zuerst an, dass gestern der unbekannte Fremdling hier in sein Haus gekommen sei und um Heimsendung bitte, fügt aber auch gleich hinzu: 'die Heimkehr sei ihm gewährt, wie wir sie Jedem gewähren: so mögen denn 52 erlesene Jünglinge das Schiff in See bringen und zur Fahrt rüsten, und dann bei mir des Mahles und des Sanges sich freuen, wohin auch die Fürsten geladen sind, dem Fremdlinge zu Ehren.' Und so geschieht es: Alkinoos' Palast füllt sich von Gästen; man opfert und schmaust in Hülle und Fülle; und inmitten Aller auch der blinde Sänger Demodokos, 'der Bringer der Lust.' Denn, als die Begier nach Speise und Trank gestillt ist, da begeistert ihn die Muse und er hebt ein Lied an aus dem weltbekannten Sang- und Sagenkreise des Troerkrieges. Freilich ein arges Lied für unsern vielgeprüften Dulder, das Lied vom Streite der Bessten der Achäer, vom Streite des Odysseus und des Achilleus: es ist der alte Streit, den noch Sallust im Catilina berührt,*) ob List, ob Gewalt im Kriege den Ausschlag gibt, derselbe Streit, welchen die nachhomerische Poesie in dem Wettkampfe des Odysseus und Ajas um Achilleus Waffenrüstung ausgeführt hat. — Wie unser Odysseus das Lied hört, da packt ihn mächtig der Gedanke an jene Zeiten, wo er einst so heldenherrlich dastand, und wohl auch der Gedanke an die Zwietracht der Achäer: der Schmerz überwältigt ihn, 'und er verbirgt', um mit Schiller's bekannter Nachahmung zu reden, 'der Thränen stürzenden Quell in des Mantels purpurnen Falten.' Niemand achtet dess in der Lust am Gesange. Nur Alkinoos ist's gewahr worden, und jetzt erst denkt er daran den Fremdling nach Namen und Herkunft zu fragen, und beginnt daher: 'Ihr Phäaken, lassen wir das Lied; denn den Fremdling freut es nicht, und Alles geschieht ja doch nur um des Fremdlings willen.' Und dann wendet er sich an Diesen mit der Frage: 'So magst denn du uns erzählen; sag' an, was ist dein Name, was dein Vaterland, wo wurdest du umhergetrieben, und warum weinest du?' — Nun folgt der vierte Theil, 'Odysseus Abenteuer', von denen ich schon oben gesprochen habe und die ich jetzt hier übergehen muss. Allein Ihr Gedächtniss, verehrteste Anwesende, wird besser, als mein schwaches Wort es vermöchte, Ihnen vorführen die eigenen Schöpfungen unseres Dichters: jenes tragi-komische Abenteuer in der grausigen Höhle des Menschenfressers Polyphemos, dann das ganz entgegengesetzte Abenteuer in Kirke's Zauberpalast, das seltsame Abenteuer, wo Odysseus selbst auf längere Zeit der Heimat vergisst, darauf die Versuchung durch die süssen Stimmen der Seirenen — aus denen, beiläufig bemerkt, erst in diesem Jahrhundert die angebliche Volkssage von der Loreley gemacht worden ist —, und endlich die Schrecken der Skylla und Charybdis. Denken Sie an alles Dies, so werden Sie am

*) Sall. Cat. 1. Sed diu magnum inter mortalis certamen fuit, vine corporis an virtute animi res militaris magis procederet.

Schlusse der Erzählung mit den lauschenden Phäakenfürsten bezaubert sein von dem wunderbaren Fremdling!

So wird auf das Natürlichste die fünfte Rhapsodie 'Odysseus Heimfahrt' eingeleitet.*) In dem allgemeinen bewundernden Schweigen nimmt Alkinoos zuerst das Wort: 'Odysseus, sei ruhig: da du zu uns gekommen, so kommst du auch sicher heim. Ihr aber, Fürsten der Phäaken, bringt dem Fremdlinge reiche Geschenke, Mantel und Leibrock und ein Talent Goldes.' Alle sind einverstanden, und die Herolde eilen nach Hause, die Geschenke zu holen. Es entsteht eine Pause: da fordert Odysseus seinerseits den Sänger auf, nun auch das Lied zu singen von der Eintracht der Achäer, vom hölzernen Ross und wie die hohe Veste gefallen. Der folgt der Aufforderung und singt, und mit feiner Berechnung verherrlicht er namentlich Odysseus' Ruhm, wie um ihn in dem dunkeln Leibe des verhängnissvollen Rosses die Fürsten gesessen, und wie dann Jammer auf Jammer in der unglückseligen Stadt sich häuft, und wie doch den gewaltigsten Kampf Odysseus im Hause des Deiphobos bestanden. Aber auf den Helden macht das Lied keinen Eindruck mehr; es rührt ihn nicht, es freut ihn nicht, sein Blick ist unwandelbar nur nach der Sonne gerichtet, ob sie nicht bald zur Rüste gehe, und sein Sinn strebt nur der Stunde zu, da er die Heimat wieder sehen möge. Und siehe, die Sonne sinkt, und die Herolde sind da mit den Geschenken, und die Söhne des Alkinoos nehmen sie in Empfang. Alkinoos aber fordert Arete'n auf, dem Odysseus für die Geschenke eine künstliche Lade zu rüsten und auch ihrerseits Mantel und Leibrock hineinzulegen. 'Ich selbst aber,' fügt er hinzu, 'gebe ihm diesen goldenen Becher, auf dass er daheim meiner gedenkend Zeus und den übrigen Unsterblichen spenden möge.' Und rasch ist die Lade zur Stelle und mit den köstlichen Gaben gefüllt. Dann wendet sich Arete an Odysseus und spricht mit anmuthiger Anspielung auf das Unglück mit dem Windschlauche: 'Da, schlinge du selbst den künstlichen Knoten, auf dass du keine Schädigung leidest, wenn du unterwegs wieder in süssen Schlummer fällst.' Und er schürzt den Knoten, den ihm einst Kirke gelehrt, und wendet sich dann zum Abschiede. Selbst in diesem letzten Momente, wo Schmerz und Sehnsucht zugleich auf ihn eindringen, verlässt ihn die ruhige, stets bewährte Fassung nicht. Er spricht: 'Lass uns denn scheiden, Alkinoos; denn Alles ist ja bereit, Heimfahrt und Gaben, welche mir die Götter gesegnen mögen. Ihr aber erfreut noch lange eure Frauen und Kinder, und mögen euch die Götter jegliche Tugend gewähren, und möge kein Leid euer Volk heimsuchen!' Da gebietet Alkinoos dem Herolde, noch einmal die Becher zu füllen: mit Spende und Gebet an Vater Zeus soll der Scheidende entlassen werden. Also geschiehts; Odysseus aber reicht den Becher der Königin und spricht zu ihr das Abschiedswort: 'Lebe auch du wohl, bis das Alter kommt und der Tod, die nun einmal den Sterblichen beschieden sind, und mögest du Freude haben an deinen Kindern, an deinem Volke und dem Könige Alkinoos.' So schreitet er durch den Saal zur Thür. Da, an der Schwelle, tritt ihm Nausikaa entgegen; ihr bewundernder Blick haftet auf dem scheidenden Helden und sie ist es, die ihn mahnt: 'Lebe wohl, Fremdling, auf dass du auch daheim dereinst meiner gedenkst, dass du mir zuerst deine Rettung schuldest.' Die einfache Bitte um ein dankbares Gedächtniss —, sie rührt auch unsern festen Helden: wir ahnen, welch'

*) Zu der letzten Rhapsodie, *Ὀδυσσέως ἀπόπλους*, wie wir sie kurzweg nennen, gehören nachstehende Bestandtheile: *ν* 1—9. *Θ* 392 f. 398 f. 486—489. 491—493. 496—521. *ν* 29—35. *Θ* 417—420. 423—425. 430—432. 433 + 438 (*ὣς ἔφατ' · Ἀρήτη δὲ θοῶς περικαλλέα κηλόν*). 439—448. *ν* 36—62. 63 + *η* 139 (*ὣς εἰπὼν διὰ δῶμα πολύτλας δῖος Ὀδυσσεὺς*). *Θ* 457—468. *ν* 63—119. * 125—135. 137—184. 186.

ein tieffühlend Herz in seiner ehernen Brust schlägt, wenn er ihr entgegnet: 'Nausikaa! So möge Zeus mir verleihen die Heimat wieder zu sehen, wie ich zu dir auch dort stets und alle Tage beten werde wie zu einer Gottheit: denn du hast mir das Leben gerettet, Mädchen!'

Das Weitere will ich nur in kurzen Worten hinzufügen. Odysseus kommt zum Schiffe, Alles ist zur Abfahrt fertig, er legt sich auf das bereitete Lager nieder, und ein süsser Schlummer umfängt ihn. Pfeilschnell fliegt das Schiff unter den kräftigen Ruderschlägen der Phäaken über die Fluthen und trägt ihn zur Heimat; und da lag der Mann, der so Vieles und Schweres erduldet, in tiefen Schlaf begraben und Alles vergessend, was er gelitten! Welch' tiefsinniger Zug des Homerischen Epos! Der Mann, den Göttern gleich an Klugheit, List und Besonnenheit, der Alles aufgeboten, der Gefährten Leben zu retten und sich die Heimkehr zu erringen, — da liegt er, in todesähnlichen Schlummer versunken, und es ist zuletzt doch nur der Götter Wille und Huld, die ihn ohne sein Zuthun in die Heimat zurückführt; wir verlassen ihn noch schlummernd, bewusstlos auf der Küste des lang ersehnten, lang erstrebten Heimatlandes ausgesetzt! Gewiss ein wünschenswerthes Loos für jeden armen Verschlagenen und Schiffbrüchigen, aber freilich, dem Wunsche fehlte die Erfüllung: in der Wirklichkeit gab's keine rettenden Phäaken mehr. So musste denn ihr Wunderland sich auf ewig schliessen. Das der Sinn der letzten Katastrophe unsers Gedichts, welche wir noch mit wenigen Worten andeuten. Poseidon zürnt den Phäaken, dass sie Den heimgebracht, welchen er verfolgt; er verlangt Genugthuung für sich, Strafe für die Frevler, und Zeus gewährt sie ihm. Zürnend steigt er nieder: ein Streich seiner Hand — und das hilfreiche Schiff wird auf der Heimfahrt zu Stein im Angesichte der Phäakischen Männer, die sich darob entsetzen. Da erkennt Alkinoos die alte Prophezeiung, dass ihnen einst Poseidon ein heimkehrendes Schiff verderben, dann aber rings um die Stadt ein hohes Felsengebirg ziehen werde, auf dass sie nimmer schiffbrüchige Fremdlinge retten und in die Heimat zurückführen: 'Lasst uns denn Poseidon ein Opfer bringen, ob er sich etwa erbarme und nicht das Gebirg um unsere Stadt ziehe, und niemals wieder wollen wir Fremdlinge heimgeleiten.' So mahnt er, und das Opfer wird gerüstet. —

Hier bricht unser Gedicht ab; die zweite Hälfte der Odyssee besteht aus lauter kürzeren Einzelliedern, welche von sehr verschiedenem Werthe und sämmtlich jünger als unser Gedicht sind, mit welchem sich kein einziges derselben messen kann.*)

Und nun noch einmal zurück zu dessen Ausgang. Ob Poseidon der frommen Bitte Gehör geschenkt oder ob er unerbittlich jene Felsenmauer wirklich aufgethürmt hat um die Stadt der Phäaken, — wir wissen es nicht. Aber das wissen wir, dass der noch mächtigere Vater Kronos, dass die Alles bewältigende Zeit keine Felswand aufgebaut hat zwischen jenen unsterblichen Dichtergebilden und unserer Zeit. Denn so lange es Menschen giebt, die für

---

*) Nicht weniger als acht verschiedene Lieder glaube ich in der zweiten Hälfte der Odyssee unterscheiden zu können. Da ich jetzt nicht die Musse habe, diese Untersuchung von Neuem aufzunehmen und nochmals durchzuführen, so will ich hier diese Lieder nur aufzählen und ganz im Allgemeinen ihren Umfang angeben, indem ich ausdrücklich bemerke, dass innerhalb derselben noch kleinere Stücke und grössere Partien (wie z. B. τ 399—466 das *Τραῦμα*) in Menge auszuscheiden sind. Also 1) *Ὀδυσσέως ἄφιξις εἰς Ἰθάκην ν* 187 ff. bis ξ zu Ende; 2) *Ὀδυσσέως πρὸς Εὔμαιον ὁμιλία ο* 301—494; 3) *Ἀναγνωρισμὸς Ὀδυσσέως ὑπὸ Τηλεμάχου π*; 4) *Ὀδυσσέως πρὸς μνηστῆρας ὁμιλία ρ* 181 ff. und σ; 5) *Ὀδυσσέως καὶ Πηνελόπης ὁμιλία τ* 51—*υ* 123; 6) *Μνηστηροφονία υ* 124—*ψ* 299; 7) *Σπονδαί ψ* 300 ff. und ω 205 ff.; 8) *Νέκυια δευτέρα ω* 1—204.

Schönes und Wahres und Edles fühlen, werden sie an Homer sich begeistern, und so lange wirklich grosse Poeten das ewig Lebendige fortzuentwickeln wissen, wird es auch nicht fehlen, dass, gleichwie Goethe eine Homerische Nausikaa, eine Euripideische Iphigenia, ohne ihnen den hellenischen Charakter abzustreifen, zu idealen Gestalten auch für uns umgebildet hat —, dass durch ähnliche Schöpfungen jene Gebilde auch der Gegenwart noch nahe gebracht und lieb gemacht werden. Ja, jene Gebilde, sie sind ewig, denn sie sind, und es kommt nur darauf an, sie immer mehr und mehr zur Erscheinung zu bringen! Das eben ist, wie gesagt, die dritte und letzte Aufgabe der Kleinliederkritik, der viel gescholtenen, der viel bespöttelten. — Sokrates wird bekanntlich von dem Platonischen Alkibiades einer hölzernen Silenenstatue verglichen, in welcher goldene und silberne Götterbilder versteckt sind: die Ilias und Odyssee in ihrer gegenwärtigen Gestalt sind solche Silenenstatuen, aber vielfach durchsichtige, welche hier klarer, dort trüber die göttliche Schönheit Homer's hindurchleuchten lassen. Und gerade diese Götterbilder, diese wirklich Homerischen Schöpfungen sind es und sind es allein, welche trotz ihrer theilweisen Verdunkelung uns und Jedermann stets und immerdar angezogen, erfreut, begeistert haben. Es ist die Aufgabe der Kleinliederkritik, jene krystallenen Silenenstatuen zu öffnen, wo sie kann, zu zerschlagen, wo sie muss, und zu sagen: 'Kommt hieher und schaut! Erst hier sind die wahren Homerischen Götter!'

Zur Entgegnung erbat sich Prof. Dr. Düntzer aus Cöln das Wort und liess sich, ebenfalls von der Rednerbühne aus, also vernehmen:

Ich erbitte mir das Wort zu einer augenblicklichen Bemerkung. — Es sind 30 Jahre (damals war ich selbst 20 Jahre alt), als ich von den homerischen Gedichten mir eine Anschauung gebildet, die sich mir seit jener Zeit, je öfter ich zu diesem wunderbarlichen, ich möchte sagen zauberhaften Gedicht zurückkehrte und je öfter ich in das Verständniss derselben einzudringen suchte, immer mehr bestätigt hat. Ich hebe hervor, dass nach meiner Ueberzeugung die homerischen Gedichte von einer Masse kleiner Einschiebungen durchzogen sind, welche sich die Rhapsoden erlauben zu dürfen glaubten und welche die Zuhörer ihnen durchaus nicht übel deuteten: Einschiebungen, die bei lebhaftem Vortrag von grosser Wirkung sein mochten, die wir aber jetzt bei genauem Hinsehen als Auswüchse betrachten müssen, die unmöglich dem echten Dichter angehören. Nun ist meine Ansicht, dass die Frage über die Zusammensetzung der homerischen Gedichte nicht ganz gelöst werden kann, bis Homer von diesen kleinen Einschiebungen befreit ist; denn gerade Diejenigen, welche gesucht haben, die einzelnen Glieder zu sondern, haben sich meistentheils auf solche Stellen gegründet, welche entschieden als Einschiebungen betrachtet werden müssen. Lachmann, Kirchhoff haben auf noch mehrere solcher Auswüchse aufmerksam gemacht. —

Mit dieser kurzen Bemerkung möchte ich scheiden. Es bleibt nur noch das letzte Wort übrig, das Wort des Dankes für den verehrten Herrn Vorredner; denn aus seiner wahrhaft dramatischen Auffassung habe ich manche Stelle in einem anderen Lichte geschaut, als bisher. Eben jetzt beschäftigt mit der homerischen Odyssee, kann mir der Vortrag des Herrn Vorredners in dieser meiner Arbeit nur höchst willkommen sein.

Es waren Gründe vorhanden, auch heute von der Tagesordnung abzugehen. In Folge der Abänderung wurde mit Zustimmung der Anwesenden der der pädagogischen Section zugetheilte Vortrag des Prof. Dr. Thomas aus München

„Ueber Fallmerayer als Schulmann"

in die zweite allgemeine Sitzung verlegt. Derselbe lautete:

Ich fürchte nicht, dass es für unpassend gehalten wird, wenn ich der Augsburger Versammlung deutscher Schulmänner und Schulfreunde das Bild eines weithin berühmten Mannes, dessen ursprüngliche Thätigkeit gerade das öffentliche Lehramt gewesen, eben in diesem engeren Rahmen vorführe; ja vielmehr, wenn irgendwo, so ist es hier gerecht, an den Mann unseres Berufes, unserer Anstrengung, unserer Mühsal zu erinnern: denn hier in der Stadt Augsburg begann Fallmerayer, nachdem er den Degen eines Kämpfers für die vergeblich erstrittene Freiheit deutscher Nation mit dem Magisterium vertauscht hatte, seine lehramtliche Laufbahn, und die Augsburger Schule mag stolz sein, den besten Sohn Tirols zu ihren Lehrern zu zählen.

Wie aber, fragt vielleicht Mancher, welcher die Lebensgeschichte des Mannes nur als „Fragmentisten" kennt und ihm wegen seiner hartnäckigen Fehde in Sachen von Neu-Hellas nicht ganz gram geworden ist — verdient denn derselbe auch in diesem Belange des besonderen Ruhmes und des festlichen Gedächtnisses an diesem Orte? Von seinen Zeit- und Amtsgenossen ist kaum einer mehr, den ich zum Zeugen vorrufen könnte; sein ältester Gefährte, Professor Haggenmüller in Kempten, ist ihm bald in das Reich der Schatten nachgefolgt; nur Michael Fuchs, Professor emeritus in Ansbach, lebt noch, mit welchem der Lieutenant des 11. bayer. Infanterieregiments in Lindau Tacitus und Homer gelesen hat;*) von seinen Schülern aber ist einer in unserer Mitte, der allein mit seinem stets aufrichtigen Danke und mit seiner über die Marken des Lebens hinaus reichenden Bewunderung Gewähr genug bietet, dass Fallmerayer ein ausgezeichneter Lehrer gewesen — Marcus Jos. Müller, dessen Vater, unvergessenen Verdienstes, einer der wenigen, wirklichen Schulräthe, die Bayern gehabt hat, die Veranlassung gab, dass Fallmerayer 1818 als „Primärlehrer" nach Augsburg gerufen wurde.

Allein es ist mir gestattet, auf anderem, so zu sagen, historischem Wege den Beweis zu liefern, welch ein Lehrer Fallmerayer gewesen ist. Unter den Papieren meines sel. Freundes, in deren Besitz mich sein Zutrauen gestellt hat, finden sich auch viele aus jener Periode, in welcher er hier in Augsburg und später in Landshut als Lehrer gewirkt hat. Sein musterhafter Haushalt auch in dem, was er geistig einnahm und verausgabte, hat uns diese trefflichen Beweisstücke aufbewahrt, die zu verwerthen ich hier Gelegenheit nehme.

Wenn an einem Lehrer und Erzieher neben ausgiebigem Kenntnissschatze vor allem Lebendigkeit und Unmittelbarkeit im geistigen Verkehr, frohe Beharrlichkeit an schwerem Werke, ein unbestechlich-lauterer Charakter und sich selbst prüfende Gerechtigkeit als Kennzeichen erscheinen, so war Fallmerayer ein Meister der Schule. Es hatte ihm nicht wenig Bedenken und Sorgen gemacht, das, wie er früher glaubte, Glanz und Ruhm bringende

*) Nach freundlicher Mittheilung zählen noch Prof. Schmidt von Sct. Anna in Augsburg und Decan Förg in Neuburg a. d. Don. zu den Collegen Fallmerayer's.

Waffenwerk mit dem Schulstaub zu vertauschen, aber wie er „allen glänzenden Hoffnungen einer ungewissen Zukunft“ entsagt hat, wie er einmal am Orte ist, da stellt er auch seinen Mann, er bringt unverdrossene Lust und erhebendes Pflichtgefühl zum Amte und bald fühlte er sich im neuen Berufe glücklich, im neuen Kreise zufrieden, „man hat Gewicht, man hat Ansehen, man ist Professor“.

Voll Begeisterung für die edle Sache der Jugendbildung und unter nicht ungünstigen Zeichen dazu berufen — noch leuchtete damals der Abendstral der Montgelas'schen Periode über Bayern — tritt er in die Mitte der Genossen und Schüler. Wie er vordem im Heerlager und Standquartiere — oft erzählte er dies den Freunden — seine Kameraden mit Cäsar's Reden haranguirte, so hält er auch in der Schule, wo es sich schickt, seine Ansprachen. Noch sind solche Entwürfe vorhanden: sie bewähren nicht blos seine Freude am Berufe, sie bewähren auch den sittlichen Ernst seiner Gesinnung.

„Es ist sehr ehrenvoll für mich — also redet er zu seinen Collegen — feierlich in meinen neuen Beruf hinübergeführt zu werden. Bis hieher habe ich Sr. Majestät dem König mit den Waffen in der Hand gedient — wahrlich ein erhabener und glänzender Beruf! Friede und politische Freiheit des Vaterlandes — das Ziel, auf welches alle Kraftanstrengungen der Nation und ihrer Söhne hinstrebten, ist glücklich errungen. Die Waffen ruhen, die Künste des Friedens blühen. Meine Liebe zu denselben erlosch auch mitten im Waffengetümmel nicht. Stets waren meine Blicke auf ihren milden Schimmer hingewandt. Von neuem betrete ich ihr Heiligthum. Das Schicksal führte mich in ihre Mitte, um meine Bemühungen mit den ihrigen zu vereinigen. Mein neuer Beruf ist zwar weniger glänzend, aber gewiss edler und für ein gefühlvolles Herz belohnender, als jede Waffenthat, denn ich arbeite nun gemeinschaftlich mit ihnen an der Erziehung der Nation. Bei den herrlichen Vorbildern jeder lehramtlichen Tugend, die mich umgeben, schmeichle ich mir, in Folge der Zeit mich zu einem nützlichen und würdigen Mitgliede dieses edeln Vereines auszubilden.“

„Und von euch — so zu der Jugend gewendet — die ihr nun meine Schüler seid, fordere ich den nämlichen Grad von Aufmerksamkeit, Fleiss und Achtung, wie ihr sie gegen euern vorigen Herrn Lehrer beobachtet habt. Ich will euch den Weg zur Kenntniss und Bildung zeigen; ihr aber müsst eure Bemühungen mit den meinigen verbinden. Besonders werde ich mein Augenmerk auf Moralität und gute Sitten richten: denn diese zieren die Jugend mehr als Unterricht. Die Fleissigen und Arbeitsamen unter euch werden an mir stets einen guten und bereitwilligen Lehrer finden; den anderen aber werde ich jeder Zeit ein strenger und unerbittlicher Richter sein. Dies ist der erste Befehl, den ich euch gebe — richtet euch darnach.“

„Muth gefasst — ruft er ein andermal den Schülern zu — rastlos dem vorgesteckten Ziele entgegengestrebt: die Funken der Bildung, welche ihr jetzt in eurem Geiste hervorlockt, werden euch einst mit Feuers Glanz in die späteren Jahre hinüber leuchten. Und wenn ihr dann selbst gestehen müsst, man habe euch frühzeitig mit der Wahrheit und dem Wesen des menschlichen Lebens vertraut gemacht, so soll dieses Selbstbekenntniss das schönste und bleibendste Denkmal sein, welches ihr meinen Mühseligkeiten und eueren jugendlichen Bestrebungen setzen werdet.“

Wer Fallmerayer auch nur aus seinen Werken kennt, weiss, welch ein Bewunderer classischer Rede er gewesen, wie ihn Kraft und Anmuth der Sprache entzückt, welche Meisterschaft des Stiles er selbst erreicht hat. Diese Lust am freien Fluss des Wortes, am klaren,

bestimmten, kunstgerechten Ausdruck der Gedanken begegnet uns auch am Lehrer und Professor. Man spricht aber nur klar, wenn man klar gedacht hat, worüber man sich selbst klar geworden; man redet oder schreibt nur verständlich und lichtvoll über das, was man verstanden und vollkommen durchschaut hat.

Fallmerayer der Lehrer kam denn auch nie unvorbereitet in die Schule oder auf das Katheder. Da wird kein lateinisches oder griechisches Pensum gegeben, das nicht von ihm aufgesetzt, keine deutsche Arbeit, die nicht von ihm entworfen, keine historische Frage, die nicht von ihm beantwortet gewesen wäre; und alle diese Aufgaben, Entwürfe oder Fragen — das sieht man sofort — sind aus der Schule heraus, aus dem Kreise des gelehrten und desshalb wissbaren Stoffes genommen. Das grosse Gesetz, von der Jugend nur das Mögliche zu verlangen, die Schule mit der Entwickelung gleichstufig zu führen und zugleich mit dem wirklichen Leben in Verkehr zu bringen — dieses hat Fallmerayer hoch und heilig gehalten.

Schule und Leben — darin liegt der Prometheische Funke, das ist die Zündkraft im jugendlichen Geist; diese Lehrart giebt den sichersten Erfolg, und sie war Fallmerayer'n ein herrliches Eigenthum, was sich später auch im Geschichtschreiber in einziger Art entfaltet hat. Denn wenn man in Fallmerayer's historischen Schriften neben anderen gerade die Wirksamkeit hervorhebt, welche sie unmittelbar auf die Gegenwart ausüben, wenn er dem Leser im kraftvollen Bilde der Vergangenheit immer wieder das nahe und nächste vorhält, wenn er auch in seinen Büchern als ein wahrer Lehrer auftritt, so ist diese Erscheinung nur die höhere Blüthe auf gleichem Stamme: Fallmerayer wollte und musste lehren; was ihm früher die vaterländische Jugend war, wurde ihm später die deutsche Nation und ihr grosses vielverschlungenes Verhängniss.

Von ganz eminenter Wirkung müssen Fallmerayer's Vorlesungen am Lyceum in Landshut gewesen sein. Die Hefte der allgemeinen und bayerischen Geschichte aus den Jahren 1827—31 bezeugen eine Umsicht der Forschung, eine Liebe zur Wahrheit, eine Freiheit des Urtheils, einen Stolz der Gesinnung, dass ich fürwahr überrascht zu neuer Bewunderung des seltenen Mannes fortgerissen wurde. Vielleicht wird es mir an einem anderen Orte möglich sein, auf diese Fragmente in ihrem historischen Werthe zurückzukommen; hier geziemt es, sie nur als vollgiltige Beweise eines auserlesenen Lehrtalents anzuführen. Beim Durchmustern dieser Hefte wurde ich lebhaft an jene alle hinreissenden Vorträge gemahnt, die seiner Zeit Christian Bomhard in Ansbach gleichfalls über Geschichte gehalten hat, für mich ein merkwürdiges Zusammentreffen zweier Geister, so tief als scharf, deren einem mich als Jüngling die Schule, dem andern als Mann das Leben mit unauflöslichem Bande vereint hat.

Fallmerayer rechnete mit sich — das zeigen uns seine täglichen Aufschreibungen — täglich ab, und er ist dabei mehr als streng gegen sich selbst. So verfuhr er denn auch schon als Lehrer mit sich; vor und nach der Lehrstunde hält er ernsten Gewissensrath. Das Tagebuch aus der Landshuter Periode verzeichnet fast regelmässig, wie und ob ihm die Vorlesung gelungen, wie und ob er mit sich zufrieden war, und diese stille Freude am Leben des Wortes und an dem Erfolge geistiger Befruchtung bezeugt den Edelsinn des Mannes, welchen er sein Leben lang auch unter anderen und in allen Verhältnissen bewährt hat.

Im Juli 1831 schloss Fallmerayer seine Vorlesungen in Landshut, um mit Urlaub seine erste grosse Reise in die Länder alter und classischer Cultur anzutreten; schon hatte er als Geschichtschreiber von Trapezunt und Morea bei den ersten Männern des Faches sicheres Lob errungen. Als er nach drei Jahren zurückkehrte, fand er seine Stelle nicht mehr wieder.

Es war, wie auch sonst in deutschen Landen, so in Bayern vieles anders geworden; der Rückgang namentlich in Schule und Wissenschaft war entschiedener Wille und mit unzweifelhafter Energie durchgeführter Staatsgrundsatz.

Damals kämpfte Thiersch, Tag und Nacht bereit, seinen Heldenkampf für Freiheit des Unterrichts, für Erziehung zur Menschlichkeit; aber auch ihn drängte es zum Bekenntniss: „Wie in den verschlungenen Kreisen eines Irrgartens werden wir immer auf denselben Mittelpunkt geführt, in welchem man Dienstbarkeit der Wissenschaften und ihre Herabsetzung zu einer Knechtsgestalt wahrnimmt“: die Diener Arihmans erhielten die Obmacht.

Auch Fallmerayer'n gereichten seine hervorstechenden Eigenschaften hinterrücks zum Vorwurf: Geist und Herz, Wissen und Muth zu besitzen, kann nun einmal zeitweise nur privatim geduldet werden. Fallmerayer wurde in den Ruhestand gesetzt, in voller Kraft des Mannesalters, in herrlicher Ausrüstung des Geistes und seltener Erfahrung des Lebens.

So konnte man allerdings Fallmerayer hindern, seine Talente für Bayern zunächst und zum Frommen der bayerischen Jugend zu verwenden, und ihn selbst mit der festen Stätte der inneren beglückenden Freude männlicher Wirksamkeit berauben, nicht aber konnte man Fallmerayer hindern, das angeborene und erworbene Gut anderwärts glänzend zu verwerthen; nicht konnte man ihn hindern, mit dem Schwerte des Geistes und der Schneide des Wortes dem deutschen Vaterlande zu dienen, dessen politische Unkraft — bis heute für das Ausland ein Gegenstand des Mitleids oder gar des Spottes — keinem tiefer in die Seele schnitt, das an ihm den feurigsten Mahner, den ernstesten Warner, den freimüthigsten Seher hatte, und dem er, so viel an ihm war, durch den stralenden Ruhm des eigenen Namens weit über seine Grenzen hinaus, jenseits des Aermelcanals so gut wie an den pontischen Gestaden, Anerkennung und Hochachtung erworben hat.

Deutschland wird Fallmerayer nie vergessen, wenn es das Gedächtniss seiner grossen Historiker und Politiker feiert, Bayern wird Fallmerayer nie vergessen, wenn es den Lehrern und Bildnern des Volks eine Gabe des Dankes spendet, und desshalb hat es mich getrieben, Fallmerayer dem Schulmann hierorts als vor einer würdigen Zeugschaft im unverschlossenen Atrium dankbaren Nachruhmes einen Ehrenkranz zu weihen.

Schliesslich sprach noch auf Einladung des Präsidenten Prof. Dr. Bursian aus Tübingen über das angekündigte Thema:

„Archäologische Kritik und Hermeneutik“,

war aber wegen der vorgerückten Zeit (es war schon $12^1/_2$ Uhr geworden) gezwungen, sich kürzer zu fassen, als er ursprünglich beabsichtigt hatte.

Hochverehrte Anwesende!

Nach der begeisterten und begeisternden Analyse eines unsterblichen Dichterwerks, nach dem mit Wärme gezeichneten Bilde eines ächt deutschen Mannes und Lehrers, zu Ihnen von „Archäologischer Kritik und Hermeneutik“ zu sprechen, ist jedenfalls ein schwieriges, ein gefährliches Unternehmen. Denn wenn auch die alte Kunst in ihrer Herrlichkeit wohl die Aufmerksamkeit der Zuhörer noch fesseln könnte, so ist es ja gerade nicht diese Herrlichkeit der Kunst, wie sie in ihren bedeutendsten Schöpfungen hervortritt, sondern vielmehr das

Dürrste, die blosse Methode der Behandlung ihrer Denkmäler, die ich mir zum Thema gewählt habe. Ich habe mir denn auch schon lange vorher nicht verhehlt, dass der ganze von mir gewählte Stoff nicht darnach angethan ist, um grosse Theilnahme zu erwecken, dass das, was ich vortragen werde, meinen näheren Fachgenossen vielleicht als trivial, anderen vielleicht als selbstverständlich erscheinen wird. Wenn ich trotzdem mich entschlossen habe, für einen solchen Gegenstand Ihre Aufmerksamkeit für kurze Zeit in Anspruch zu nehmen, so ist es wesentlich der praktische Gesichtspunkt des akademischen Unterrichts, der mich dazu bestimmt hat. Ich habe nämlich oft in den Verzeichnissen der Universitätsvorlesungen gefunden, dass über philologische Kritik und Hermeneutik gelesen wird, erinnere mich aber nicht, angekündigt gefunden zu haben, dass eine solche Vorlesung auch die archäologische Kritik und Hermeneutik mit umfassen solle. Da ich selbst nun die enge Zusammengehörigkeit beider Gebiete schon öfter durch Vorlesungen über philologische und archäologische Kritik und Hermeneutik praktisch erprobt habe, so beabsichtige ich Ihnen durch meinen heutigen Vortrag, diese enge Zusammengehörigkeit, die nothwendige Identität aller archäologischen und philologischen Methode darzulegen. Die Kürze der mir zugemessenen Zeit nöthigt mich, mich dabei auf die Hauptpunkte zu beschränken, wie ich denn namentlich auf die Geschichte der archäologischen Methode nicht näher eingehen kann, sondern mich mit wenigen einleitenden Bemerkungen darüber begnügen muss.

Mit der archäologischen Kritik und Hermeneutik nämlich gieng es wie mit der Theorie mancher anderen Künste, dass die Methode im Allgemeinen längst vorhanden war und von bedeutenden Männern, wie von Winckelmann, Lessing, Zoëga, in meisterlicher Weise geübt wurde, ohne dass die Regeln des dabei zu beobachtenden Verfahrens, die Methodik, zum Bewusstsein gekommen oder doch öffentlich ausgesprochen worden wären. Der Name der archäologischen Kritik und Hermeneutik findet sich, soviel mir bekannt ist, zuerst in Fülleborn's „Encyclopaedia philologica“ (Breslau 1798), deren 5tem Abschnitte, welcher von der Geschichte der griechischen und römischen Kunst handelt, „obseruationes quaedam ad hermeneuticam et criticam archaeologicam“ beigefügt sind. Ungefähr gleichzeitig gab Chr. D. Beck in zwei akademischen Abhandlungen*) nicht eine zusammenhängende Darstellung, sondern mehr aphoristische Bemerkungen über Kritik und Erklärung alter Kunstwerke. Die erste systematische Darstellung derselben wird K. Levezow verdankt, der in seiner Abhandlung „über archäologische Kritik und Hermeneutik“ (aus den Abhandlungen d. Berl. Akad. vom Jahre 1833) die Hauptgrundsätze und Gesichtspunkte der Erklärung, sowie der Untersuchung über Aechtheit und Ursprung eines antiken Kunstwerks, auch mit Berücksichtigung der Analogie der philologischen Methode darlegte. Doch fand dieser Versuch zunächst weniger Beachtung, als er verdiente, denn O. Müller, der in der ersten Auflage seines „Handbuches der Archäologie“ (1830) die Hermeneutik und Kritik der Kunstwerke als „formelle Disciplinen, nicht besonders darstellbar“ bezeichnet hatte, liess in den folgenden Ausgaben diese von Welcker (in der Anzeige des Handbuches im Rhein. Mus. II, S. 463 f.) mit Recht gerügte Bemerkung ganz weg, so dass seitdem die archäologische Kritik und Hermeneutik, abgesehen von einer beiläufigen Erwähnung in der Einleitung zur Geographie der alten Kunstdenkmäler (§ 251, 3,

*) Commentationes academicae de interpretatione veterum scriptorum atque monumentorum ad sensum veri et pulcri facilem atque subtilem excitandum acuendumque recte instituenda“, Lipsiae 1798, Comment. III u. IIII.

S. 320 der 3. Auflage), aus dem Handbuche der Archäologie gänzlich verschwunden ist. Diese Lücke ist allerdings ausgefüllt worden durch Preller*) und Gerhard**), aber beide haben durch ihre Scheidung der gesammten Alterthumswissenschaft in 2 Haupttheile — die Philologie im engeren Sinne, welche sich die Erforschung der litterarischen, und die Archäologie, welche sich die Erforschung der monumentalen Reste des Altertums zur Aufgabe mache — die archäologische Kritik und Hermeneutik von der heilsamen und nothwendigen Verbindung mit den entsprechenden philologischen Disciplinen losgelöst. Gegen diese Scheidung, welcher die Verschiedenheit der Quellen zu Grunde liegt, hat mein verehrter Freund und Lehrer O. Jahn in seinem schönen Aufsatze 'über das Wesen und die wichtigsten Aufgaben des archäologischen Studiums'***) sich ausgesprochen, worin er mit Recht hervorhebt, dass nicht die Art der Quellen, sondern nur das Princip und die Aufgabe der Forschung eine besondere Wissenschaft oder Disciplin constituiren, dass also die Archäologie als einzelne Disciplin der Altertumswissenschaft sich mit der künstlerischen Seite des antiken Lebens, im engen Zusammenhange mit den übrigen Seiten desselben, zu beschäftigen habe.

Wir sind ja nun Alle wohl darüber einig, dass es die Aufgabe der Altertumswissenschaft im höchsten Sinne des Worts ist, das gesammte Leben des classischen Altertums nach allen seinen Richtungen, nach seiner praktischen wie theoretischen, äusserlichen wie innerlichen Seite möglichst vollständig zu erkennen und zu reproducieren, um aus dieser Reproduction — und das ist die pädagogisch-praktische Seite unserer Wissenschaft — immer neue Kraft zu gewinnen für die Fortentwickelung unserer in der antiken wurzelnden Cultur und für die Erstarkung unseres — mit Stolz dürfen wir es sagen — dem hellenischen in so vielen Beziehungen nahe verwandten deutschen Volkstums. Für die Lösung dieser Aufgabe, der Reproduction der antiken Cultur, stehen uns zwei Arten von Quellen zu Gebote: litterarische, welche die ihnen zu Grunde liegenden Gedanken durch Worte, vermittelst der Sprache ausdrücken — und zu diesen sind ohne alles Bedenken auch die Inschriften zu rechnen, — und bildliche oder monumentale, welche die Ideen ihrer Urheber durch gewisse Formen oder Symbole, die auf dem Wege handwerksmässiger Technik geschaffen sind, zur Anschauung bringen. Diese beiden Arten von Quellen gelten als solche für alle Disciplinen der Altertumswissenschaft ohne Ausnahme, und es ist daher die Pflicht jedes Philologen, beide vereint und im engsten Zusammenhange mit einander für seine Zwecke auszubeuten. Die Grundsätze nun für die Prüfung und das Verständniss beider Gattungen von Quellen lehrt die Kritik und Hermeneutik, zwei in Theorie und Praxis untrennbare, durchaus formale Disciplinen, welche zusammen die Kunst der philologischen Methode bilden; diese Grundsätze sind für die litterarischen und für die monumentalen Denkmale des Altertums durchaus identisch und erleiden nur in der Ausübung einige unwesentliche Modificationen durch die verschiedene Beschaffenheit der Quellen; es ist daher auch nicht nur möglich, sondern auch für die Zwecke insbesondere des akademischen Unterrichts erspriesslich, sie theoretisch vereinigt — als philologische und archäologische Kritik und Hermeneutik — darzustellen.

---

*) 'Ueber die wissenschaftliche Behandlung der Archäologie', in den Supplementheften zum 3. Jahrgange der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft (1845).

**) 'Grundriss der Archäologie' für Vorlesungen nach Müllers Handbuch. Berlin 1853.

***) Berichte der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, 1848, S. 209 ff. Die von Jahn aufgestellten Gesichtspunkte hat in der Hauptsache auch Overbeck festgehalten in seinem Aufsatze 'über Systematik der Archäologie der Kunst' in der allgemeinen Monatsschrift für die Litteratur 1853, S. 444 ff.

Lassen Sie mich die Wahrheit des Gesagten an einigen wenigen Beispielen nachweisen. Um mit der Kritik zu beginnen, so ist die Aufgabe derselben bekanntlich eine doppelte: einmal die ursprüngliche, durch die Ueberlieferung getrübte Gestalt irgend eines antiken Werkes (Schrift- oder Bildwerkes), sowie es aus der Hand seines Schöpfers (Verfassers oder Bildners) hervorgegangen ist, soweit als möglich wiederherzustellen, und andrerseits dem wiederhergestellten Werke seine richtige Stellung im Kreise der übrigen Denkmäler der alten Cultur anzuweisen. Jenes wird gewöhnlich — nicht gerade treffend — als die niedere oder auch als die Partialkritik, dieses als die höhere oder Totalkritik bezeichnet. Jene sogenannte niedere Kritik umfasst eine doppelte Thätigkeit, die Lachmann im Vorwort zu seiner Ausgabe des neuen Testaments in classischer Weise als die *recensio* und die *emendatio* bezeichnet hat; beide Thätigkeiten haben auch bei der Kritik eines Kunstwerkes Platz zu greifen. Die *recensio*, welche aller Interpretation vorausgehen muss, hat ja die relativ älteste Gestalt eines Werkes, soweit sie durch Zeugnisse festzustellen ist, zu ermitteln, sie ist also wesentlich eine Geschichte der Ueberlieferung des betreffenden Werkes; eine solche zu geben liegt vor allem auch dem Erklärer eines Kunstwerks ob: er muss zuerst die Schicksale desselben von dem Momente, in dem es vor ihm steht, zurückverfolgen bis zur Auffindung und dann, falls es möglich ist, weiter bis zu seiner Entstehung und ersten Aufstellung. Bei Bildwerken freilich, welche Jahrhunderte lang im Schoosse der Erde verborgen lagen, wird sich hier eine bedeutende Lücke ergeben; aber bei Baudenkmälern ist eine solche ununterbrochene Geschichte ihrer Schicksale nicht nur möglich, sondern auch zur Wiederherstellung ihrer ursprünglichen Gestalt durchaus nothwendig. Ich erinnere Sie nur an den Parthenon, dessen Restauration ohne Kenntniss seiner Schicksale in den Byzantinischen und Türkischen Zeiten unmöglich ist. Aber auch die andere Seite der *recensio*, die auf den ersten Blick der archäologischen Kritik zu fehlen scheint, jene Seite nämlich, welche sich bei litterarischen Denkmälern auf die Prüfung und Sichtung der Handschriften und Handschriftenfamilien bezieht, findet bei ihr statt, wenn auch nur in einigen Fällen und mit einigen jedoch unwesentlichen Abweichungen. Während nämlich die Schriftwerke des Altertums uns nur mittelbar, in Abschriften und Abschriften von Abschriften überliefert sind, sind die Kunstwerke ja in der Regel unmittelbar überliefert und bieten daher zunächst zwar meistentheils Anlass zur *emendatio*, aber nicht zur eigentlichen *recensio*, da wir ja eben nur ein Exemplar, das unmittelbar aus den Händen des Künstlers hervorgegangen ist, haben. Trotzdem haben wir in zwei Fällen auch bei Kunstwerken eine *recensio* vorzunehmen: einmal, wenn uns nicht mehr das Originalwerk selbst, sondern nur Nachbildungen oder auch Beschreibungen davon erhalten sind, andererseits, wenn wir eine Anzahl von Bildwerken vor uns haben, die sich als Nachbildungen eines und desselben Originals, aber mit späteren Zuthaten versehen, gleichsam Abschriften mit Interpolationen, ausweisen, wie dies ja namentlich bei römischen Sarkophagreliefs nicht selten der Fall ist. Hier ist nun das Verfahren genau entsprechend der *recensio* eines schriftlichen Textes nach verschiedenen Handschriften. Was in allen Exemplaren gleichmässig erscheint, ist mit Sicherheit, was in den ältesten und sorgfältigsten, wenigstens mit hoher Wahrscheinlichkeit als dem Originalwerke angehörig zu betrachten; was sich dagegen nur in den jüngern und nachlässiger gearbeiteten Exemplaren findet, muss als Zusatz oder willkürliche Aenderung der Nachbildner, wie bei den Handschriften der Abschreiber, gelten.

Dies führt uns zum zweiten Theile der sogenannten niedern Kritik, zur *emendatio*, welche zunächst das, was sich nach sicheren Prämissen als ungehörig herausstellt, also namentlich

auch die Interpolationen, zu entfernen und dasselbe dann durch Combinationen von möglichster Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit, durch Conjecturen, zu ersetzen hat. Wer in italienischen Museen Kunstwerke zu betrachten Gelegenheit hatte, der weiss wie da noch heut zu Tage gefälscht und geradezu interpolirt wird. Ich will Sie nur an die Marmorcopie des Apoxyomenos des Lysippos, der der Ergänzer einen Würfel in die Hand gegeben hat, erinnern. Diese interpolirten Partien müssen also zunächst erkannt und um der richtigeren Herstellung Platz zu machen ausgeschieden werden. Freilich können dieselben nicht, wie das bei der Constituirung schriftlicher Texte geschieht, völlig ausgemerzt, etwa abgeschlagen, sondern sie können nur weggedacht werden, wie denn der Archäolog auch seine Conjecturen, durch welche er die ursprüngliche Gestalt eines Kunstwerkes wieder herzustellen sucht, nur andeuten oder mit Worten darlegen kann, ihre Ausführung dagegen dem Künstler überlassen muss. Dass aber die Conjecturalkritik überhaupt bei Bildwerken nicht nur ebensogut am Platze, sondern auch nach denselben Grundsätzen zu üben ist, wie bei Schriftwerken, bedarf wohl keiner weiteren Erörterung.

Doch lassen Sie mich, da die Zeit drängt, den zweiten Haupttheil der Kritik, bei welchem die Analogie des Verfahrens für Schrift- und Bildwerke ja klar genug zu Tage liegt, übergehen und nur noch einige Worte über Hermeneutik sagen. Est ist die Aufgabe aller Hermeneutik, ein uns überliefertes litterarisches oder monumentales Werk richtig, das heisst so wie es sein Urheber verstanden wissen wollte, zu verstehen, beziehendlich dieses Verständniss bei anderen zu vermitteln. Gerade für die Archäologie nun ist es sehr wichtig, diesen Grundsatz festzuhalten. So wenig es jetzt Jemand billigen würde, wenn man nach dem Vorgange mancher alten Interpreten der homerischen Gedichte durch allegorische Auslegung die Anfangsgründe aller Wissenschaften in denselben bereits ausgesprochen finden wollte, ebensowenig können wir es als ein richtiges hermeneutisches Verfahren bei Bildwerken bezeichnen, wenn man in das Werk irgend eines alten Handwerkers allegorische oder natur-philosophische Ideen hineintragen, namentlich den ursprünglichen tiefen Sinn der dargestellten Mythen darin ausgeprägt finden will. Das Bildwerk ebensogut wie das Schriftwerk soll so verstanden werden, wie es sein Schöpfer verstanden wissen wollte; der Interpret hat also nur den vom Urheber des Werks beabsichtigten Sinn sich klar zu machen. Wie nun in den Schriftwerken die Ideen des Verfassers durch die Sprache ausgedrückt sind, so in den Bildwerken durch die Formen, mögen sie nun von der Natur gegeben oder vom Künstler frei geschaffen sein, die in der Malerei und zum Theil auch in der Plastik und Architectur durch die Farben nuancirt werden, etwa wie die sprachlichen Formen durch die Partikeln. Die Abänderungen der Hauptformen durch verschiedene Haltungen, Stellungen, Gebärden, auch durch die Bekleidung entsprechen bei den Bildwerken ganz der Abwandelung der Worte durch Declination und Conjugation, die Anordnung mehrerer Figuren zu einem Ganzen, also die künstlerische Composition einer Gruppe oder eines Reliefs oder Gemäldes, ja sogar eines Bauwerks, der Syntax oder Wortfügung bei Schriftwerken. So wenig man nun denjenigen, welcher ein Schriftwerk verstehen und darnach erklären will, davon dispensiren kann, dass er vorerst die Sprache, in der es geschrieben ist, in lexicalischer, grammatischer und syntaktischer Hinsicht gründlich erlerne, gerade so muss man an einen Erklärer von Kunstwerken die Forderung stellen, dass er die Sprache derselben in allen ihren Theilen verstehe, d. h. dass er Kenntniss habe von den Formen, deren sich die Kunst bedient, von der Bedeutung der Modificationen derselben durch Haltung und Bekleidung, und von den Gesetzen der künstlerischen Composition.

Jedoch, meine Herren, wir wollen es uns offen gestehen, dass wir in der Kenntniss der monumentalen Sprache, und daher auch in der Behandlung und Auslegung der Kunstwerke noch ziemlich weit zurück sind. Während Dank alten und langjährigen Bemühungen die Grammatik der classischen Sprachen im Wesentlichen fest steht, so ist dies für die Formen der bildlichen Denkmäler noch lange nicht der Fall; noch giebt es, obwohl besonders von Stephani und Wieseler manches dahin Einschlagende geleistet worden ist, kein Lexikon, keine grammatische Formenlehre, keine Syntax der alten Kunstdenkmäler.

Sowie dann bei Schriftwerken zum Verständniss der Form sowie des Inhalts vor allem Werke der gleichen Gattung zur Vergleichung herangezogen werden müssen, so gilt dieselbe Regel auch bei der Hermeneutik der Kunstwerke, indem auch hier zunächst Werke derselben Gattung, seien es nun Giebelgruppen oder griechische Grabreliefs oder römische Sarkophagreliefs, oder Vasengemälde oder Pompeianische Wandmalereien und sofort, in Betracht gezogen werden müssen; erst dann, wenn diese nicht ausreichen, greift man in weitere Kreise hinaus, um Mittel zum Verständnisse zu gewinnen. Und endlich, um zum Schlusse zu kommen, sowie zum richtigen Verständnisse jedes Schriftwerkes die Bekanntschaft mit allen Theilen der gesammten Altertumswissenschaft, mit allen Seiten des ganzen antiken Lebens gehört, so gilt dies, und vielleicht in noch höherem Grade, auch von unseren bildnerischen Denkmälern. Und davon ist die Folge, dass die *ars nesciendi* bei Bildwerken noch viel häufiger geübt werden muss oder, richtiger gesagt, geübt werden sollte, als bei Schriftwerken.

Es sind nur einige Grundzüge, die ich Ihnen vorgelegt habe, aber ich glaube, dass aus dem Gesagten doch so viel klar ist, dass litterarische und monumentale, philologische und archäologische Kritik und Hermeneutik so genau mit einander verknüpft sind, dass beide nach denselben Grundsätzen geübt werden müssen und dass weder ein fruchtbares Studium der alten Litteratur ohne Kenntniss der alten Kunstdenkmäler, noch eine wissenschaftliche Auffassung und Erläuterung der letzteren ohne Kenntniss der ersteren möglich ist.

Dritte allgemeine Sitzung,

unter dem Vorsitze des ersten Präsidenten, welcher der Versammlung zunächst eröffnete, dass sich auf Anregung des Hofraths Dr. Urlichs in Würzburg eine 'archäologische Section' aus der Mitte derselben dahier constituiert habe, die gleich der 'germanistischen' besondere regelmässige Sitzungen zu halten beabsichtige. Director Dr. Eckstein referierte sodann über die Berathungen des zur Wahl des nächsten Versammlungsortes und für die Reform der Vereinsstatuten ernannten Comités (es war gebildet ausser dem Referenten von Director Classen, Hofrath Doederlein, Regier.-Rath Firnhaber, Prof. Fleckeisen, Oberbibliothekar Gerlach, Oberbibliothekar Halm, Studienrector Mezger, Prof. Rud. v. Raumer), indem er bezüglich des Versammlungsortes bemerkte, dass die Städte Trier, Cöln, Zürich, Dessau, Hannover, Münster, Eisenach und Meissen, für welche alle einzelne Stimmen sich ausgesprochen hätten, in Vorschlag gekommen seien, dass man zuletzt aber nach Erwägung aller Interessen der Theilnehmer sich habe für **Meissen** entscheiden müssen und diese Stadt darum zur Wahl empfehle. Der Antrag wurde einstimmig genehmigt und eben so der weitere, den Rector der Landesschule zu Sct. Afra, Prof. Dr.

Friedr. Franke, mit dem Präsidium unter der Befugniss zu betrauen, dass er sich den Stellvertreter selbst adjungiere.

Nachdem hierauf der Kirchen- und Schulrath Dr. Gilbert aus Dresden geäussert hatte, dass er, wenn er auch von Seiten des Ministeriums zu keiner officiellen Erklärung beauftragt worden sei, weil man nicht habe vermuthen können, dass die Wahl auf Sachsen fallen würde, doch die Ueberzeugung hegen dürfe, dass die königl. sächsische Regierung den Beschluss der Versammlung freudig begrüssen werde, theilte Dr. Eckstein auch das Ergebniss der Berathungen über die wünschenswerthe Reform der Geschäftsordnung mit, auf welche sich auch der oben erwähnte Aufsatz des Dr. Firnhaber in der Encyclopädie des gesammten Unterrichtswesens bezieht.

Nach der Ansicht des Comité wäre eine Aenderung des bisherigen Verfahrens in der Art zu bewerkstelligen, dass nächstes Jahr versuchsweise der erste und vierte Tag zu den allgemeinen Sitzungen verwendet, der zweite und dritte aber den Sectionen zu ihren Verhandlungen ausschliesslich überlassen würde, wodurch die Möglichkeit sich ergäbe, die Sections-Sitzungen so zu verlegen, dass der Besuch nicht durch Collisionen gehindert wäre.

Der Comité-Vorschlag wurde auf den Antrag des Präsidenten zum Beschlusse erhoben.

Man schritt sofort zur Tagesordnung, auf welcher folgende Vorträge standen:

1) des Professors Dr. Gustav Wolff aus Berlin:

Ueber die Stiftung des delphischen Orakels.

Der Redner behandelte den Gegenstand in folgender Exposition:

Hochverehrte Herren!

Eine Geschichte des Orakelwesens bei den Alten würde eine Lücke in der Philologie ausfüllen[1]). Es müssten die Aussprüche gesammelt werden, auch die Nachrichten über Befragung der Orakel, wo der Wortlaut der Antwort nicht überliefert ist. Man müsste dann die der mythischen Zeit zugeschriebenen von denen der geschichtlichen Jahrhunderte trennen, ebenso die nicht in Tempeln ertheilten Sprüche, die von Politikern, Dichtern, heidnischen Philosophen und Christen erfundenen aussondern, die in Orakelstätten gegebenen Antworten nach den Tempeln und innerhalb dieser Abtheilungen, so weit es geht, nach der Zeit ordnen; man muss die Einrichtungen und die Geschichte jedes Orakels behandeln, endlich die Gesammtentwickelung derselben in ihrem Zusammenhange mit den religiösen und sittlichen Vorstellungen, mit welchen sie in Wechselwirkung standen.

Besondere Schwierigkeit macht hier die Zeit der Stiftung. Gestatten Sie mir über die des Delphischen Orakels einige Bemerkungen!

Erwähnt wird es zuerst in der Odyssee (8, 77), in Demodokos Gesang bei den Phäaken: *Ἀγαμέμνων χαῖρε νόῳ, ὅτ' ἄριστοι Ἀχαιῶν δηριόωντο· ὣς γὰρ οἱ χρείων μυθήσατο*

[1]) Die Schriften von Clasen und van Dale sind veraltet und verfolgen zum Theil andere Zwecke; die letzten Sammlungen der Sprüche sind die den Sibyllinischen Büchern angeschlossenen von Opsopoeus und die von Gallaeus (1689) und für einzelne Seher die von Alexandre, sämmtlich sehr unvollständig, die ersten mit den früher gebräuchlichen unbestimmten Citaten. Die Orakel der Kaiserzeit habe ich in dem Versuch de novissima oraculorum aetate. Berol. 1854, 4, die Sammlung des Porphyrius in Porph. de philosophia ex oracc. haurienda. Berol. 1856, 8 behandelt.

Φοῖβος Ἀπόλλων Πυθοῖ ἐν ηγαθέῃ, ὃθ' ὑπέρβη λάϊνον οὐδὸν χρησόμενος. In der Ilias kommt *Πυθὼ πετρήεσσα* im Schiffskatalog (519) und in den Bitten vor, wo (404) Achill als Beispiel grosser Schätze nennt *ὅσα λάϊνος οὐδὸς ἀφήτορος ἐντὸς ἐέργει Φοίβου Ἀπόλλωνος, Πυθοῖ ἐνὶ πετρηέσσῃ.* Also der pythische Apollodienst war zur Zeit des Sängers dieses Liedes schon verbreitet, der Tempel schon reich, wie er denn ebenfalls in vorgeschichtlicher Zeit bereits von den Phlegyern am Kephissos[1]) und den Dryopern unter Phylas[2]) und Laogoras[3]) geplündert wurde. — Des Orakels thut freilich die Ilias keine Erwähnung; doch ist ex silentio Homeri hier kein Schluss zu ziehen. Als wahrsagenden Gott kennt die Ilias den Apollo schon; dem Kalchas *μαντοσύνην πόρε Φοῖβος Ἀπόλλων*[4]). Auch die *ὑποφῆται* von Dodona kommen dort nur an einer Stelle vor, ebenfalls in einer Rede des Achill. Jedenfalls weist eine grosse Anzahl der frühsten Ereignisse und staatlichen und religiösen Einrichtungen auf Pythische Sprüche zurück, diese haben den vielen Auswandrern vom neunten bis zum sechsten Jahrhundert meistens die Richtung gegeben, ja selbst die dorische Wanderung soll durch sie veranlasst sein[5]).

Doch letzteres verhielt sich offenbar gerade umgekehrt. Man zieht nach Thukydides Spruch für die mythischen Zeiten aus Sitten und Gebräuchen sicherere Schlüsse als aus Berichten von Ereignissen. Nun wurde die Entsündigung Apolls nach der Tödtung des Drachens jedes neunte Jahr durch die Daphnephorien dargestellt; der delphische Knabe ging über Lykoreia, durch das Gebiet der Lokrer, Dorer, Aenianen und Malier, über Pagasä, Larise, den Peneios entlang nach Tempe, weil so Apollo den Weg genommen haben sollte. Warum nicht durch die Thermopylen? Warum auf solchem Umwege und über den beschwerlichen Oeta? Daher erkannte Otfried Müller in der heiligen Strasse die der Dorer bei ihrer Einwanderung in Phokis, und neuerdings stimmt ihm Schömann in seinen griechischen Alterthümern bei.

Noch ein anderer Weg weist auf wandernde Dorer zurück, wohl eine später folgende Schaar: der Weg Apolls im zweiten Theile des homerischen Hymnus auf den Gott. Die Abfassung des Hymnus wird von Neueren in das siebente Jahrhundert gesetzt. Apollo geht auch da von Thessalien aus, von Pierien, zieht durch das Land der Aenianen und Perrhäber, von Iolkos nach Euböa, von der Ebene von Lelantos durch den Euripos nach Böotien, und zwar nach Mykalessos, zu dem Teumessos, dem Walde, wo nachher Theben gebaut wurde, nach Onchestos, Haliartos, Okaleia, über den Kephissos zur Quelle Tilphossa, bis er endlich nach der Südseite des Parnass in das Gebiet von Krisa kommt und dort sein Orakel gründet.

Die Dorer hatten aber in Thessalien gewohnt[6]), und gerade bei Tempe findet sich Apollodienst, wie abgesehen von der dortigen Sühnung und dem Herholen des Lorbeers von da unter anderm[7]) die Inschrift[8]) *Ἀπλουνι Τεμπειτα* zeigt. Ein Pythion war auf dem Olymp, am Peneios; am Fusse des Pelion blühte Apollodienst. Der Amphiktyonenbund vereinigte noch spät das alte dorische Gebiet mit dem neuen, indem die Zusammenkünfte zu gleichen Theilen zwischen den Thermopylen und Pytho wechselten. Nur wurden die Thebaner erst zugezogen, als sich der zweite Sammelpunkt zu Pytho bereits gebildet hatte; Apollo, heisst es im homerischen Hymnus, fand einen Wald an der Stelle, wo später Theben stand.

---

[1]) Paus. 10, 7, 1. Eust. Il. 13, 301. [2]) Diodor 4, 37. [3]) Apollod. 2, 7, 7, 2. [4]) Il. 1, 71. [5]) Apollod. 2, 8, 2, 3. Vgl. Plato Ges. 3, 686a. [6]) Herodot 1, 56. Strabo 9. 437. 10, 475. Sch. Pind. Pyth. 1, 121 u. a. [7]) O. Müller Dor. Bd. I S. 27 u. 202 erste Aufl. [8]) Corp. inscr. 1767.

Den Weg der Volkswanderung bestätigen noch spätere Züge. Zwischen der dorischen Ansiedlung im eigentlichen Griechenland und der ionischen in Kleinasien wollten sich Magneter aus Thessalien, ein dem Apollo geweihter Zehnt, wie es heisst, zu Pytho niederlassen. Das Orakel wies sie nach Kreta[1]). Aenianen siedeln sich in Kirrhäa an und weihen sich dem Gotte; also viel später, als Kirrhäa schon von Delphi abhängig war. Sie müssen zum Inachos wandern.[2]) Noch nach den Perserkriegen zeigt sich der Zusammenhang des Orakels mit den Dorern. Als die Phokier sich seiner Leitung bemächtigen, machen die Spartaner es wieder unabhängig, weshalb die Athener dann für die Phokier Partei nehmen.

Hiermit soll nun nicht behauptet werden, dass erst die Dorer die Verbreiter des Apollodienstes waren. Es ist jetzt zugegeben, dass die griechischen Stämme den Apollo als gemeinsamen Gott aus ihrer asiatischen Heimat mitgebracht. Aber der pythische Apoll gehört den Dorern an; die erwähnten Mythen bezeichnen zu deutlich den Weg seiner Einführung. Die Oberleitung des Orakels hatten die fünf ὅσιοι, aus fünf Geschlechtern, welche sich von den Phokiern und den Delphiern selbst geschieden hielten und sich deukalionisch nannten. Die Phokier standen zu dem Orakel meist in feindlichem Verhältniss; die Delphier wiederum wollten nicht als Phokier gelten[3]); die Dryoper endlich, welche die Dorer in jenen Gegenden vorfanden, waren im Kampf mit dem Orakel und dessen Gründern. Wir haben schon erwähnt, dass sie den Tempel plünderten. Sie wurden dem Gotte theils unterworfen, theils wurden sie vertrieben: durch den (dorischen) Herakles, wie sich die Sage ausdrückt.[4]) — Man hat gegen Müller geltend gemacht, dass sich die in Lakonien einwandernden Dorer feindlich gegen den Apollon Karneios verhielten. Doch dieser äolisch-minyische Gott wich von dem dorischen in Auffassung und Gebräuchen wesentlich ab, und nachdem die Dorer ihre Culte zur Geltung gebracht, liessen sie auch die älteren daneben bestehen.

Einen anderen Einwand könnte der homerische Hymnus 388 ff. veranlassen, dass das pythische Orakel, wenn auch von Dorern, doch nicht von Thessalien, sondern von Kreta aus gestiftet sei. Nach dem Hymnus wählt der Gott minoische Knossier zu seinen ersten delphischen Priestern. Indess stellt ja der Hymnus selbst Apolls Ansiedlung als vor Ankunft der Kreter vollendet hin, und er handelt überhaupt in diesem zweiten Theile vom Apollon Delphinios, einem Meeresgotte, welcher mit dem pythischen nur in der Blutsühne zusammentrifft, die sich an beide Culte knüpfte. Eine Verbindung der Dorer in Kreta mit denen zu Pytho trat durch Colonisation früh ein; damals kann sich diese combinirende Sage gebildet haben: doch wahrscheinlich entstand sie erst später durch etymologische Anknüpfung von *Δελφίνιος* an *Δελφοί*.[5]) Die zahlreichen Sagen, welche bei den Griechen der Etymologie ihren Ursprung verdanken, hat Pott in der Zeitschrift für vergleichende Sprachkunde von diesem Jahre zu sammeln begonnen. Der Hymnus bringt *Δελφίνιος* einerseits mit einem Delphin, andrerseits mit Delphi zusammen. Aber nichts bezeugt meines Wissens in geschichtlicher Zeit einen Dienst des Apollo Delphinios zu Delphi oder Krisa; nicht Pausanias, keine Inschrift. Den Lykophron darf man nicht dafür anführen, welcher Kassandra 207 weissagen lässt, Agamemnon

---

[1]) Müller Dor. I 258. [2]) Ebenda 260. [3]) Paus. 4, 34, 6. [4]) Schol. Apoll. Rhod. 1, 1218. Pherekydes ebenda 1212. (Hier ist für *καὶ τὸ πᾶν δὲ ἔθνος διὰ τὴν ληστείαν μετῴκισεν περὶ Τραχῖνα τὴν Θεσσαλικὴν πόλιν καὶ τὴν Οἴτην τὸ ὄρος πρὸς τοῖς ὅροις τῆς Φωκίδος* zu schreiben *κ. τ. π. δ. ἔθνος τὸ περὶ* bis *Φωκίδος διὰ τ. λ. μετῴκισεν.*) [5]) Tzetz. zu Lyk. 208 *τινὲς δέ φασιν ἐν τῷ πλοίῳ (Ἀπόλλωνα) εἰσελθεῖν ἐν εἴδει δελφῖνος, καὶ κατὰ τοῦτον τὸν τόπον πηδῆσαι εἰς τὴν θάλασσαν, ὅθεν ἐκλήθη ὁ τόπος Δελφοὶ καὶ ὁ Ἀπόλλων Δελφίνιος.*

werde ἐν μυχοῖς Δελφινίου, παρ' ἄντρα κερδῴου θεοῦ dem Bakchos geheime Opfer bringen; denn der gelehrte Alexandriner konnte seine Bezeichnung Δελφίνιος einfach aus dem homerischen Hymnus schöpfen, wie dieses ganze Bakchosopfer[1]) offenbar die Nachdichtung eines Kyklikers nach Odyssee 8, 77 ist aus der Zeit, als sich der Dionysosdienst bereits verbreitet hatte und zu Delphi anerkannt war. Der Name Δελφοί ferner kommt in älterer Zeit nicht vor, sondern nur Pytho; V. 496 dieses Hymnus: βωμὸς δέλφειος ist die frühste Belegstelle. Die Stadt Delphi wurde erst von Lykoreia aus gegründet, als das Orakel allgemeinere Bedeutung gewann.[2]) Von dem späteren Namen der Schlange, Delphynes und Delphyne, leiten die Mythographen Delphinios selbst nicht her. Delphyne hiess die Schlange, welche den von Typhon verwundeten Zeus in der Korykischen Grotte bewachte,[3]) gehörte also einem anderen Sagenkreise an; zuerst bei Simonides finden wir den Namen Delphynes auf den Python übertragen, wie er sonst heisst.[4]) — Dagegen ist Apolls Beiname Δελφίνιος viel älter, in Athen z. B. unvordenklich, indem bei dem Delphinion schon Aegeus den Blutgerichtshof gegründet und damals der Dienst dieses Gottes in Kreta bereits bestanden haben soll.

Auch die Hyperboreersage darf gegen die Einführung des pythischen Apoll durch die Dorer nicht angeführt werden. Ich stimme denen bei, welche darin nur eine Erinnerung an die Herkunft des pythischen Dienstes von Norden (Thessalien) her erkennen, womit die Ueberlieferung von der heiligen Gesandtschaft eines noch nördlicheren, ungriechischen Stammes nach Pytho verwachsen sei. Dort, im unbekannten Norden, suchte dann die Fantasie das Glück und die Weisheit, welche man unter den bekannten Völkern nicht fand, und die man zuerst in den fernsten Westen, nach Hesperien, dann nach den Inseln der Seeligen verlegte, später, als man vom Westen genauere Kunde empfangen, in den Norden, nach Alexander zu den südlichen Indern, und endlich, nachdem man alle Zonen durchforscht, in den Himmel.

Wenn wir also bei der Annahme stehn bleiben müssen, dass die Dorer das pythische Apolloorakel gestiftet haben, so fragt sich nun, was sie bei ihrer Ankunft vorfanden. Sie trafen bereits ein Orakel an, und zwar eins der Erdgöttin, Dies bezeugt schon Musäos in der Eumolpie,[5]) dies bekräftigen viele Gewährsmänner.[6]) Nun singt Euripides:[7]) νύχια χθὼν ἐτεκνώσατο φάσματ' ὀνείρων, οἳ πολέσιν μερόπων τά τε πρῶτα τά τ' ἔπειθ'

---

[1]) Tzetz. zu Lyk. 208: κατὰ χρησμὸν γὰρ ὁ Ἀγαμέμνων ἐλθὼν ἐν Δελφοῖς ἐν τῷ τοῦ Ἀπόλλωνος ἱερῷ ἔθυσε Διονύσῳ. [2]) Strabo 9, 418 ὑπέρκειται ἡ Λυκώρεια, ἐφ' οὗ τόπου πρότερον ἵδρυντο οἱ Δελφοί. Sch. Hom. Il. 2, 519: Πυθών, ὕστερον δὲ Δελφοί. Hiergegen kommt Paus. 10, 6, 3 nicht in Betracht: χρόνῳ δὲ ὕστερον καὶ Πυθὼ τὴν πόλιν, οὐ Δελφοὺς μόνον, ἐκάλεσαν οἱ περιοικοῦντες. οἱ μὲν δὴ γενεαλογεῖν τὰ πάντα ἐθέλοντες παῖδα εἶναι Δελφοῦ Πύθην καὶ ἀπὸ τούτου βασιλεύσαντος γενέσθαι τῇ πόλει τὸ ὄνομα ἤγηνται. Die meisten anderen Mythographen knüpfen den Namen Pytho unmittelbar an den Kampf mit der Schlange, den Namen Delphoi einfach an den Apollodienst, indem sie Delphos einen Sohn Apolls nennen (Paus. 10, 6, 2), entweder mit Kelaeno, der Enkelin des Lykoros (da Delphi von Lykoreia seinen Ursprung herleitete), oder mit Melaene, der Tochter des Kephissos, oder mit Thyia, der ersten Priesterin des Dionysos zu Pytho. Letzteres weist, wie oben bemerkt, auf eine Zeit hin, wo das Apolloorakel schon längere Zeit bestand. [3]) Apollod. 1, 6, 3, 9. [4]) Tzetz. exeg. Il. S. 117 Herm. κατὰ Σιμωνίδην μυθικῶς ἕκατος καὶ ἑκατηβόλος ὁ Ἀπόλλων, ὅτι δι' ἑκατὸν βελῶν ἀνεῖλε τὸν Δελφύνην δράκοντα τὴν Δητὼ βιαζόμενον. So ὁ Δελφύνης Maeandrius (Leander) und Kallimachos bei dem Schol. zu Apoll. Rhod. 2, 706. Δελφίνης sch. Callim. Del. 90, so oder δελφίν sch. Eur. Phoen. 232. ἡ Δελφύνη Apoll. Rhod. 2, 706 und Kallimachos bei dem Schol. daselbst. Dionys. Perieg. 442. Nonn. Dion. 13, 28. ὁ Δελφύς Hesych. — Auch die Quelle Delphusa ist mit Delphinios von den Alten nicht in Verbindung gebracht worden, und die ältere Form dafür ist Tilphussa. [5]) bei Paus. 10, 5, 3. [6]) Aesch. Eum. Anfang; Eurip. öfters; Pind. Pyth. hyp. 1 u. a. [7]) Iph. T. 1262.

ἃ τ' ἔμελλε τυχεῖν ὕπνου κατὰ δνοφερὰς εὐνὰς φράζον, Zeus aber auf Apollo's Klage *παῦσεν νυχίους ἐνοπάς, ἀπὸ δὲ μαντοσύναν*[1]) *νυκτωπὸν ἔξεῖλεν βροτῶν, καὶ τιμὰς πάλιν θῆκε Λοξίᾳ, πολυάνορι δ' ἐν ξενόεντι θρόνῳ θάρσῃ βροτοῖς θεσφάτων ἀοιδαῖς.* Es war also ein Traumorakel. Das Glauben an Träume war uralt; viele Belege dafür liefert Homer selbst. Gaea aber besass Orakel. Zu Olympia fand Pausanias[2]) einen Aschaltar dieser Göttin in der Nähe einer *στόμιον* genannten Oertlichkeit, ein Name, der eine der delphischen ähnliche Schlucht oder Grotte vermuthen lässt. Hier, sagt er, soll einst ein Orakel der Erdgöttin gewesen sein. Zwischen Aegae und Aegeira sah er[3]) ein uraltes Schnitzbild der Ge, deren Priesterin *πίνουσα αἷμα ταύρειον δοκιμάζεται· ἢ δ' ἂν αὐτῶν τύχῃ μὴ ἀληθεύουσα, αὐτίκα ἐκ τούτου τὴν δίκην ἔσχεν*, oder nach Plinius:[4]) (Aegirae) sacerdos Terrae vaticinatura sanguinem tauri bibit, priusquam in specus descendat. Man sollte meinen, damit wäre ein Wortorakel bezeichnet; doch ist es möglich, dass eine Incubation der Priesterin Statt fand, dass sie sich zum Träumen durch Stierblut aufregen musste, und dass ihre Prüfung darum Statt fand, um zu wissen, ob sie sich zur Mittelsperson göttlicher Offenbarung eigne, ob ihr der wahrhafte Bericht über die Träume zuzutrauen sei. Erddienst scheint übrigens dem Apollodienst auch in Lakonien gewichen zu sein. *Λακεδαιμονίοις*, sagt Pausanias 3, 12, 7, *ἔστιν ἐπονομαζόμενον Γάσηπτον ἱερὸν Γῆς· Ἀπόλλων δὲ ὑπὲρ αὐτὸ ἵδρυται Μαλεάτης.*

Auf ein Traumorakel im alten Pytho führt ferner, dass an Stelle der Ge als älteste Orakelgeberin die Nacht genannt wird[5]), oder die Titanin Phoibe nach ihrer Mutter Ge,[6]) was auch auf die Nacht deutet, — und wo die Mondgöttin und die nachher mit ihr identificirte Artemis Stätten der Weissagung besitzt, sind es Traumorakel.

Es wird aber noch Themis als Orakelgeberin eingeschoben. Sie weissagte dort, als Apoll erschien[7]) und schenkte diesem den Dreifuss.[8]) Im angeführten Chorliede des Euripides heisst es[9]): *δράκων ἄμφεπε μαντεῖον χθόνιον. ἔτι βρέφος ματρὸς ἐν ἀγκάλαις ἔκανες, ὦ Φοῖβε*, — so stellt es die Tischbeinsche Vase dar, — *μαντείων δ' ἐπέβας ζαθέων. Θέμιν δ' ἐπεὶ Γᾶς ἰὼν παῖδ' ἀπενάσσατο Λατῷος ἀπὸ χρηστηρίων*, so ertheilte Ge an ihrer Tochter Statt Traumorakel. Also bei ihm ist Themis die erste Inhaberin des Erdorakels, die Mutter tritt später für sie ein, im Kampf gegen Apoll. Dieser letzteren Wendung der Sage widerspricht ausdrücklich der fromme Aeschylos. *Πρῶτον πρεσβεύω θεῶν*, beginnen die Eumeniden, *τὴν πρωτόμαντιν Γαῖαν· ἐκ δὲ τῆς Θέμιν, ἢ δὴ τὸ μητρὸς δευτέρα τόδ' ἔζετο μαντεῖον, ὡς λόγος τις· ἐν δὲ τῷ τρίτῳ λάχει, θελούσης, οὐδὲ πρὸς βίαν τινός, Τιτανὶς ἄλλη, παῖς Χθονός, καθέζετο, Φοίβη, δίδωσιν ἢ γενέθλιον δόσιν Φοίβῳ.* Auch der Maler der Nolaner Kylix zu Berlin[10]) hatte Kunde von einem Orakel der Themis zu Pytho, wiewohl er es zurückdatirt; er stellte Aegeus dar, wie er Themis wegen der Nachkommenschaft befragt, während die schriftlichen Zeugen hier die Pythia nennen. Ovid endlich lässt Deukalion auf dem Parnass fatidicam Themin, quae tunc oracla tenebat, anbeten[11]). Den Göttern weissagt sie bei Pindar[12]).

Es drängt sich nun zuerst die Meinung auf, dass wir es hier mit einer sehr verständ-

---

[1]) So Markland für *λαθοσύναν*. Oder *βριθοσύναν*? [2]) 5, 14, 8. [3]) 7, 25, 8. [4]) 28, 9, 41. [5]) Pind. Pyth. hyp. 1. [6]) Aesch. Eum. 6. [7]) Pind. Pyth. 11. 9 (15). [8]) Paus. 10, 5, 3. Vgl. Eur. Or. 164. [9]) Iph. T. 1245. 1259. [10]) Gerhard im Winkelmannsprogramm 1846. [11]) Met. 1, 321. [12]) Isthm. 7, 32 Boeckh.

lichen Allegorie zu thun haben, — dass die ordnende, gesetzgebende Themis die derartige Thätigkeit des delphischen Orakels bezeichne. Aber eine nähere Betrachtung führt auf ganz etwas anderes. Aeschylos nennt die Erdgöttin selbst Themis. Prometheus der Sohn vom Uranos und Chthon (207 Herm.) sagt (211): *μήτηρ, Θέμις καὶ Γαῖα, πολλῶν ὀνομάτων μορφὴ μία*, er selbst wird angeredet (18) *τῆς Θέμιδος παῖ*. Euripides, der sie freilich wie Hesiod und andere eine Tochter der Erde nennt[1]), kennt sie als erste Besitzerin des pythischen Erdorakels, wie wir eben gesehen. Die Demeter Erinys in Arkadien, mit welcher Poseidon das Ross Areion und eine nur von Eingeweihten zu nennende Tochter (Despoina) erzeugte, wurde auch Themis genannt[2]), und der Areion wieder ein Sohn der Erde.[3]) Themis hatte einen Altar an jenem *στόμιον* des Erdorakels zu Olympia.[4]) Sie ist offenbar in der ältesten Religion die Erdgöttin selber, und der Name wohl mit *θέμα, θέμεθλον* zusammenzustellen, das Feste, die Grundlage im Gegensatze zu Luft und Wasser. Als das Verständniss dieser Identität verloren gegangen, wurde sie als Tochter von der Ge geschieden, wie es bei manchen anderen Gottheiten gegangen. In der abweichenden Anordnung bei Aeschylos und Euripides erkennt man nur das Streben, die verschiedenen Ueberlieferungen zu vereinigen; aus der Folge bei letzterem: Themis Apoll Ge Apoll, und der bei Aeschylos: Ge Themis Phoebe Apoll und aus ähnlicher bei anderen liest man nur heraus: die Erdgöttin Themis mit einem Traumorakel, dann Apoll mit dem Wortorakel.

Schon an dem ersten Mittelpunkte des Amphiktyonenbundes hatten die Dorer einen Dienst der Erde vorgefunden: das Bundesheiligthum der Demeter an den Thermopylen sollte von dem Pelasger Akrisios gestiftet sein. Was Wunder also, wenn das wandernde Volk in seiner neuen Heimat die heilige Stätte wieder an der eines Erddienstes gründete? Doch wenn sie nun auch ihren Hauptgott an die Spitze stellten, so liessen sie doch der Ge ihre Ehre. Noch Plutarch[5]) kannte einen ihr und ehemals den Musen geweihten Hain mit anmuthigen Bächen am delphischen Tempel, und dass dies keine neue Stiftung war, zeigte die Paarung der Erde mit den Musen, welche nach ältester Anschauung Nymphen und Sprösslinge der Erde waren, während sie in ihrer späteren Gestaltung mit dieser Göttin nichts zu thun haben.

Doch auch die Schlange Python soll im nachherigen Delphi vor Apoll geweissagt haben[6]); sie wird in einer Reihe von Stellen statt oder neben Ge genannt, und ihre Besiegung durch Apoll in Poesie, darstellender Kunst und Cult gleich gefeiert. Und in der That gab es ein Schlangenorakel in Epeiros in einem unzugänglichen Heiligthum des Apoll; wenn die Schlangen die Priesterin freundlich ansahen und frassen, so war es ein glückliches Vorzeichen.[7]) Aehnlich war die Jungfernprobe im Hain der Juno zu Lanuvium.[8]) Ein Schlangenorakel zeigt endlich ein Basrelief des palazzo Grimani in Venedig. Aber das sind ungriechische Beispiele, und nur eine Verbindung der Schlange mit der Erde und mit Weissagung zieht sich durch die griechischen Sagen hindurch. Um zu übergehen, dass der spätere Heraklit[9]) geradezu sagt: draco tellus est utpote indigena et e terra natus, so nennt Hygin[10]) Python einen Sohn der Erde, als deren Kinder die Schlangen überhaupt dem Kroisos von den Telmissiern in einer Wunderdeutung bezeichnet werden[11]). Als schlangenfüssig galten die von der Erde gezeugten

---

[1]) Iph. T. 1259. Hes. theog. 135. [2]) Paus. 8, 25, 4 f. [3]) Antimachos bei Paus. 8, 25, 5. [4]) Paus. 5, 14, 8. [5]) oracc. Pyth. 402 (VII 583 Reiske). [6]) *Πύθων, δαιμόνιον μαντικόν* Hesych. *Πυθῶνος κυριεύσαντος τοῦ προφητικοῦ τρίποδος* hyp. Pind. Pyth. Hygin. fab. 140 Python, draco ingens, ante Apollinem ex oraculo in monte Parnasso responsa dare solitus erat. [7]) Aelian. hist. an. 11, 2. [8]) Prop. 4, 8, 3. Aelian. hist. an. 11, 16. [9]) alleg. Homer. p. 75. [10]) Fab. 140. [11]) Herodot I, 78.

Giganten, Kekrops u. s. w., als schlangenfüssig oder schlangenförmig alle Ortsdämonen. So Erichthonios, Sosipolis. Der Ophiuchus[1]) ist der Thessalerkönig Triopas, der von einer ihm von Demeter zugeschickten und von ihm getödteten heiligen Schlange umwunden ewigen Schmerz dulden muss. Auf einem Schlangenwagen sucht Demeter Kora, einen solchen erhält Triptolemos von ihr auf Vasen. Eine Münze von Parium am Pontus zeigt Demeter auf einem Felsen von einer Schlange umwickelt.[2]) Also, möchte ich schliessen, das in der Erde weilende, auf ihr kriechende Thier war das Symbol der Erdgöttin; es hiess, Python weissage, weil Ge in Pytho als Schlange verehrt wurde. Und so kämpfte Apoll mit einer Schlange auch bei Gründung des gryneiischen[3]) und des ptoischen[4]) Orakels; Teiresias soll die Sehergabe vom Apoll erhalten haben, weil er auf dem Kyllenios als heilig verehrte Schlangen getödtet[5]), und Phorbas, ein Enkel des Myrmidon, wird von demselben Gott an den Himmel versetzt, weil er Rhodos von Schlangen befreit, zumal von einer besonders grossen[6]), während in umgekehrtem Ergebniss der apollinische Seher Mopsos durch einen Schlangenbiss stirbt[7]). Hier liegen überall Kämpfe von Schlangenanbetern mit denen des weissagenden Apollo vor.

Wir kommen endlich auf den Poseidon. Musäos[8]) bezeugte *Ποσειδῶνος ἐν κοινῷ καὶ Γῆς εἶναι τὸ μαντεῖον· καὶ τὴν μὲν χρᾶν αὐτήν, Ποσειδῶνος δὲ ὑπηρέτην ἐς τὰ μαντεύματα εἶναι Πύρκωνα*, worauf schon von andereren die *πυρκόοι· ὑπὸ Δελφῶν ἱερεῖς δι' ἐμπύρων μαντευόμενοι* bei Hesychios bezogen sind. Es würde dies ein Rest alter Poseidonverehrung sein. Und *ἐν τῷ ναῷ* (zu Delphi) *πεποίηται Ποσειδῶνος βωμός, ὅτι τὸ μαντεῖον τὸ ἀρχαιότατον κτῆμα ἦν καὶ Ποσειδῶνος*[9]). *Ποσειδῶνι δὲ ἀντὶ τοῦ μαντείου Καλαύρειαν ἀντιδοῦναί φασιν (Ἀπόλλωνα).*[10]) Also Poseidon wurde in vordorischer Zeit neben Ge an jener heiligen Stätte verehrt, an ihn knüpfte sich eine Weissagung aus dem Opferbrande; seine Anbeter wichen in andere Lande, es blieben aber Reste seines Dienstes zu Pytho. Dass er vor Einführung des pythischen Apolloculls in Böotien verehrt wurde zeigt schon, dass sich Apoll gemäss dem homerischen Hymnus, wie wir gesehen, nicht zu Onchestos niederliess, weil er dort bei seiner Einwanderung bereits einen heiligen Hain des Poseidon vorfand, an den sich nach Strabo sogar eine Amphiktyonie knüpfte.[11]) Poseidon heisst Vater des Parnassos, die älteste Niederlassung daselbst, vor Pytho und Delphi, wird an ihn geknüpft.[12]) Ganz Böotien ist ihm nach Aristarch geheiligt gewesen.[13]) Auch wird sein Dienst öfters von dem Apolls zurückgedrängt. Auf Delos ward er als *ἱππηγέτης* verehrt[14]), auf Thera als *Ἀσφάλιος* von den ersten Ansiedlern, während die lakonischen Pflanzbürger die Insel dem Apoll weihten[15]); dem Helios weicht er auf Rhodos[16]) und theilt mit ihm den Isthmos und Korinth nach einem Kampf[17]). Sein Rangstreit mit anderen Gottheiten weist seinen Cult meist als den älteren auf. So weicht er der Here in Argos[18]), der Athene in Attika[19]) und einigt sich mit dieser zu gemeinsamem Schutz in Troizene[20]). Ueberhaupt scheinen sich seine Verehrer mit den neuen Ankömmlingen oft gütlich auseinandergesetzt zu haben, worauf auch wohl das Orakel geht: *ἰσόν τοι Δῆλόν τε Καλαύρειάν τε νέμεσθαι Πυθώ τ' ἠγαθέην καὶ Ταίναρον ἠνεμόεσσαν*[21]), und worauf die Sage deutet, dass die Baumeister des delphi-

[1]) Hygin poet. astr. 14. [2]) Millingen anc. coins pl. 5 u. 10. [3]) Euphorion bei Serv. Buc. 6, 72. [4]) Plut. oracc. def. 414 (VII 630 Reiske). [5]) Hygin. fab. 75. [6]) Hygin. poet. astr. 14. [7]) Hygin. fab. 14. [8]) Paus. 10, 5, 3. [9]) Paus. 10, 24, 4. [10]) Paus. 10, 5, 3. [11]) 9, 412. [12]) Paus. 10, 6, 1. [13]) Sch. Il. 5, 422. Et. M. 547, 16. [14]) Tzetz. Lyk. 766. [15]) Strabo 1, 51 d. Schol. Pind. Pyth. 4, 11. [16]) Diodor 5, 55 f. [17]) Paus. 2, 1, 6. [18]) Paus. 2, 15, 5. [19]) Apollod. 3, 14, 1. [20]) Paus. 2, 30, 6. [21]) Paus. 2, 38, 2.

schen Tempels, Trophonios und Agamedes, auch dem Poseidon den Tempel zu Mantineia errichteten.[1]) Schon in dem älteren Sitze des dorischen Dienstes des pythischen Apollo, in Tempe, wurde *Ποσειδῶν πετραῖος* verehrt, ein *ἵππιος*[2]).

Wie nun Poseidon Hippios als Gemahl der Themis-Demeter in Arkadien galt, mit der er die Despoina und das Ross Areion gezeugt haben sollte[3]), wie er mit Ge den Riesen Antaeos gebar, so möchte ich glauben, dass er auch mit der Erdgöttin auf dem Parnass gepaart war. Und wenn diese unter dem Bilde einer Schlange verehrt wurde, hatte er vielleicht dort Pferdegestalt? Wie dem aber auch sei, die mannichfachen Sagen laufen nach meiner Ansicht darauf hinaus: die Dorer gründeten bei ihrer Einwanderung zu Pytho ein Wortorakel des Apoll an der Stätte, wo die Erdgöttin Themis ein Traumorakel hatte. Als deren Gemahl galt Poseidon und ward mit ihr verehrt, sie selbst unter dem Bilde einer Schlange.

Doch wie? Fand etwa dort auch ein vordorischer Dionysosdienst Statt, da es in der Hypothesis zu den Pythien heisst: Apollo *ἔρχεται ἐπὶ τὸ μαντεῖον, ἐν ᾧ πρώτη Νὺξ ἐχρησμῴδησεν, εἶτα Θέμις· Πυθῶνος δὲ τότε κυριεύσαντος τοῦ προφητικοῦ τρίποδος, ἐν ᾧ πρῶτος Διόννσος ἐθεμίστευσε..*? Als dritten Theil des pythischen Nomos stellt der Scholiast hier *δάκτυλον ἀπὸ Διονύσου, ὅτι πρῶτος οὗτος δοκεῖ ἀπὸ τοῦ τρίποδος θεμιστεῦσαι.* Ich meine, er wird hiermit nicht als Orakelgott, sondern als Prophet (der Nyx oder der Themis) bezeichnet, und es ist dies wohl nur eine gelehrte Zurückdatirung der bedeutenden Stellung, welche der Dionysosdienst auf dem Parnass und im delphischen Tempel einnahm, seit er sich dort, wohl von Theben aus, Anerkennung verschafft. Die Sagen von Dionysos Beisetzung zu Delphi lassen doch Apoll immer schon als Orakelgott daselbst bestehen und alles führt darauf, die Verbreitung dieses 'jüngsten aller Götter'[4]) über Griechenland längere Zeit nach Gründung des Orakels anzusetzen.

Auch auf einen uralten Dienst des Zeus mit Ornithomantie darf man nicht aus Paus. 10, 6, 1 schliessen: Parnasos habe dem Berge den Namen gegeben, vor der Fluth dort eine gleichnamige Stadt gegründet und die Wahrsagung aus Vogelflug erfunden. Vielmehr dass die Sage ihm wie dem Trophonios und Agamedes Poseidon zum Vater gab, weist nur auf einheimischen Cult dieses Gottes hin; dazu tritt dann die Ansicht, dass, bevor es zu Pytho eine Orakelstätte, das Traumorakel, gegeben, die Weissagung sich auf die allgemein herrschende aus Vogelflug beschränkt habe, dass diese überhaupt der Gründung von bestimmten Orakelstätten vorangegangen sei.

Und nicht nur die Entwickelung dieses Dienstes lässt sich am delphischen Orakel verfolgen, sondern wie es Punkte giebt, wo die Veränderungen der Erdrinde noch in offenen Schichten dem Auge vorliegen, so hat dort jede Periode des griechischen Glaubens ihre deutlichen Spuren zurückgelassen. Was gerade diesem Orakel sogleich allgemeinere Bedeutung verschaffte, war, meine ich, der Umstand, dass es zuerst in Worten weissagte. Die beiden älteren, das des Zeus Ammon und das zu Dodona, prophezeiten aus Zeichen, und letzteres nahm erst später die delphische Art an. An Delphi aber wurde bekanntlich die Erfindung des Hexameters geknüpft; die dortige Prophetin Phemonoe oder Olen, der von Boio *πρῶτος Φοίβοιο προφάτας* genannt wurde[5]), soll sich zuerst dieses Maasses bedient haben; musische

---

[1]) Paus. 8, 10, 2. [2]) Pind. Pyth. 4, 138 (246) mit Schol.; schol. Apoll. Rhod. 3, 1244; Philostr. I Gem. 2, 14. [3]) Paus. 8, 25, 4 f. 37, 6 f. [4]) Gerhard Mythol. §. 438, 4. [5]) Paus. 10, 5, 4.

Spiele gingen der Einführung der gymnischen zu Delphi lange voraus und werden an die mythischen heiligen Sänger geknüpft. Ich sehe darin die Andeutung von metrischen Orakelsprüchen frühester Zeit, und auch die anderen sagenhaften Nachrichten verbinden die begeisterte Rede für dieses Orakel unmittelbar mit Apollos Einführung. Die neue Erfindung brach sich alsbald Bahn; an vielen Orten Böotiens und anderer Länder erblühten Wortorakel des Apoll, so jedoch, dass dem ersten in der Meinung der Völker immer der Vorrang blieb. *)

Es äusserte hierauf zunächst Prof. Dr. Bursian:

Ich will nur meine Zweifel aussprechen gegen den ersten Theil des Vortrages des Herrn Prof. Wolff, in dem er das delphische Orakel als dorischen Ursprungs hinstellt. Mir scheint aus allen den Spuren der Tradition über das delphische Orakel hervorzugehen, dass vielmehr von den Dorern ein älterer Apollo-Cultus adoptiert worden und durch diese Adoption im übrigen Hellas zur Bedeutung gekommen ist. Was darauf hinweist ist, dass der Apollon, der in Delphi verehrt wurde, kein anderer ist als der Apollon Delphinios; dieser nun ist gerade nicht ein bei den Dorern einheimischer, sondern ein älterer ionischer Gott; ich will nur an das Delphinion, eins der allerältesten Heiligthümer in Athen, erinnern, an das sich das Heiligthum des pythischen Apollon anschloss. Aber auch was wir über die Geschlechter, in deren Händen die Verwaltung des delphischen Orakels lag, wissen, führt auf eine andere als dorische Heimat. Es ist schon vom Herrn Vorredner der Deukalioniden gedacht worden. Nun gehört aber Deukalion nach allen Ueberlieferungen doch gewiss nicht dem dorischen Stamme an. Er wohnte am Parnass, in Lokris; die Lokrer sind aber nicht Dorer, sondern Leleger. Neben den Deukalioniden kennen wir noch ein anderes Geschlecht, die Thrakiden, dessen Name ebenso wie vieles Andere darauf hinweist, dass die in Phokis sesshaften Thraker mit Delphi früher im engsten Verkehr standen und bedeutenden Einfluss auf das Orakel genossen, dass also das feindselige Verhältniss zwischen Delphi und dem übrigen Phokis erst in späteren Zeiten eingetreten ist. Ich will nur an den Dionysoscult erinnern, der in Delphi eine hochbedeutende Rolle spielt. Auch der von Herrn Wolff erwähnte Musenkult ist jedenfalls aus thrakischen Elementen hervorgegangen. Endlich erinnere ich noch an die ganze von Herrn Wolff in der Einleitung erwähnte Gründungssage des Orakels. Herr Wolff hat auch der Ueberlieferung gedacht, nach der die Dryoper mit den Phlegyern gegen Apollon feindselig aufgetreten sind. Es gibt aber noch eine andere Tradition, die einheimische Ueberlieferung der Dryoper selbst. Nach dieser ist Dryops ein Sohn des Apollon, die Dryoper sind also die Träger eines Apolloncultes. Nun wissen wir, dass die Dryoper fortwanderten aus ihren alten Sitzen, vertrieben durch die Dorer, dass sie südwärts zogen, sich am Parnassos niederliessen, und es ist bekannt, dass noch in späterer Zeit in Kirrha ein Geschlecht der Kragaliden oder Akragalliden existierte, das etymologisch mit einem dryopischen Heros zusammenzuhängen scheint. Das Alles führt mich zu einem anderen Resultat, als zu welchem Herr Wolff gelangt ist: dass nämlich der Apolloncult in Delphi, der an die Stelle des alten Erdcultes getreten, von den früher vorhandenen, den lokrischen, d. h. lelegischen, und dryopischen Stämmen begründet worden ist und dadurch im engsten Zusammenhang steht mit den Apollonculten Kleinasiens, wie dem Grynäischen Apollon, dem Apollon der Branchiden, dem lykischen Apollon u. s. w.; dass dann zu diesem Apollonculte zunächst durch Einfluss der Thraker der

*) Ich habe schriftlich einiges ausgeführt, was ich mündlich der Kürze der Zeit wegen auslassen musste.

Dionysos- und Musencult hinzugekommen und erst später, als Doris im Besitz der Dorer war, diese den delphischen Cult aufnahmen, Delphi selbst ihrem Einfluss unterwarfen und den Gott zu einer Art von dorischem Nationalgott machten.

Auf welche Aeusserung Dr. Wolff erwiederte:

Mein verehrter Gegner stützt sich in seiner Einwendung besonders auf die Stammessage eines Zweiges der Dryoper; doch streitet diese gegen alle anderen Sagen über das Verhältniss der Dryoper zum Apoll, und würde für Pytho einen, wie mir scheint, unzulässigen Zwischenzustand zwischen das älteste und nach den Quellen von aussen her gegründete Orakel einschieben.

[Pausanias berichtet 4, 34, 6, die Asinäer hätten ursprünglich am Parnass gewohnt, und wären die einzigen Dryoper, die ihren Stammesnamen nicht verleugneten; *μάχῃ τε ὑπὸ Ἡρακλέους ἐκρατήθησαν καὶ τῷ Ἀπόλλωνι ἀνάθημα ἤχθησαν ἐς Δελφούς· ἀναχθέντες δὲ ἐς Πελοπόννησον χρήσαντος Ἡρακλεῖ τοῦ θεοῦ . . αὐτοὶ περὶ σφῶν οὕτω λέγουσι. κρατηθῆναι μὲν ὑπὸ Ἡρακλέους μάχῃ συγχωροῦσιν ἁλῶναί τε τὴν ἐν τῷ Παρνασσῷ πόλιν*: sie seien aber nicht unterworfen worden, sondern geflohen. In Asine hätten sie einen Tempel des Apoll und ein Heiligthum des Dryops. *ἄγουσι καὶ παρὰ ἔτος αὐτῷ τελετήν, παῖδα τὸν Δρύοπα Ἀπόλλωνος εἶναι λέγοντες.* Aehnlich schol. Apoll. Rhod. 1, 1218. Ich halte das für eine spätere Sagenbildung aus Nationalstolz. Ihre Besiegung durch den Herakles, d. h. die einwandernden Dorer, gaben sie selbst zu, stellten aber nur den ihnen von den Siegern aufgenöthigten Apollodienst als einen angestammten dar. Nur so lässt sich damit die über sie vorhandene Ueberlieferung Anderer vereinigen. Wenn Pausanias den Schluss macht, sie hätten den Cult bewahrt, den sie noch am Parnass hatten, so ist das ganz richtig; nämlich nachdem sie einmal als Hörige Apollodienst aufgenommen, behielten sie ihn bei. Bezeichnend ist, dass Pausanias die Dryoper von Styra auf Euböa als Gegensatz zu ihnen aufstellt, welche nicht an dem Kampfe gegen Herakles Theil genommen hätten, d. h. von den Dorern nicht unterworfen, sondern unmittelbar verdrängt worden waren. Dass auch diese den Apollo ursprünglich verehrt, darf aus dem nahen Heiligthume des Apollon Marmarinos nicht geschlossen werden, da dies vielmehr zu Karystos gehörte (Strabo 10, 446). Die Asinäische Genealogie des Dryops war nicht die allgemeine; Pherekydes im zweiten Buche giebt bei dem Schol. zu Apoll. Rhod. 1, 1212 vielmehr an, Danaos Tochter Polydora habe ihn, den Stammheros der Dryoper am Spercheios, mit dem Flusse Peneios geboren.]

Dann Prof. Dr. L. Schmidt aus Bonn:

Ich habe auch ein Bedenken, es betrifft die Cultusquelle. Herr Wolff hat behauptet, es sei das Erdorakel, welches dem Apolloorakel vorangegangen sei, ein Traumorakel. Er stützt sich auf eine Stelle aus dem Euripides. Allein wenn man dies festhält, so erhebt sich ein grosses Bedenken: auf welche Weise nämlich soll aus dem ursprünglichen Traumorakel die Form des Orakels, die später in Delphi sich findet, diese ganz eigenthümliche Maschinerie der Pythia, hervorgegangen sein? Wenn man von jener Notiz und von einer Analogie anderer Erdorakel absieht, ist es am natürlichsten, zu denken, gerade dies sei die ursprünglichste Form des Erdorakels gewesen, dass der Dunst, welchen man an jenem Orte bemerkte, das Orakel, die Wahrsagung in der Form, wie wir sie später kennen, hervorrief; natürlich zuerst im Dienste der Erdgöttin, und dass der so eigenthümliche Sinn der Griechen es dahin brachte,

dass dieselbe Form nachher an den Gott Apollo überging. Apollo ist gerade der Gott der innern geistigen Erleuchtung; diese durchzieht sein ganzes Wirken und Wesen. — Das lässt sich sehr leicht denken, dass der Umstand, dass andere Orakel Traumorakel waren, dazu geführt habe, zu meinen, es sei auch das delphische Orakel ein Traumorakel gewesen, während es das nicht war.

Hierauf entgegnete Dr. Wolf:

Dass zu Pytho ursprünglich ein Traumorakel war, ist ausdrücklich bezeugt, besonders vom Euripides. Die Ausdünstungen der Quelle mochten die Phantasie erhitzen und so die Träume lebhafter machen. [Doch kann man sich die Anwendung der Quelle auf sehr verschiedene Weise denken. So war eine Heilquelle bei dem Traumorakel des Amphiaraos zu Oropos, welche nicht zu heiligen Zwecken diente (Paus. 1, 34, 3). Auch mit dem dortigen Orakel trat das nahe Wortorakel des Apollon Ismenios in engen Zusammenhang (Herodot 1, 52). Oder es wurde vor der Incubation ein Bad genommen, wie im Orakel des Trophonios in der Herkyna (Paus. 9, 39, 4), wie denn auch die Pythia, bevor sie weissagte, im Quell badete. Oder man trank daraus vor der Incubation, wie in eben jenem Heiligthum des Trophonios aus der Lethe und Mnemosyne: *ἀπὸ τούτου (τοῦ ὕδατος) μνημονεύει τὰ ὀφθέντα οἱ καταβάντι.* (Paus.) Im Traumorakel der Pasiphae in Lakonien war ebenfalls ein Bach, Selene (Paus. 3, 26, 1). Die Mineralquelle schliesst also ein Traumorakel nicht aus.]

Nachdem Prof. Dr. Schmidt seinem Zweifel noch in den Worten Ausdruck gegeben hatte: 'Ueber diese Sache wird nie ein ganz festes Resultat sich gewinnen lassen; es können nur Vermuthungen gehegt werden', glaubte der Präsident die Discussion über die vorliegende Frage als geschlossen erklären zu dürfen.

---

2) des Dr. C. F. A. von Lützow:

„Zur Frage nach der Entstehungszeit des barberinischen Faun's."

Ein Kunstwerk — sagt der Redner — dessen Entstehungszeit wir nicht wenigstens annährungsweise bestimmen können, hat für die Wissenschaft nur den halben Werth. So willkommen dasselbe dem grösseren Kreise gebildeter Beschauer als reine Manifestation des Schönen sein mag, erst die Zeitbestimmung macht uns mit den Bedingungen seiner Existenz bekannt, ermöglicht uns, den lebendigen Zusammenhang zwischen dem einzelnen Denkmal und den ihm verwandten Zeugnissen der Vergangenheit in's Licht zu stellen, erst die Geschichte klärt uns vollkommen auf über seine geistige Bedeutung und seinen formellen Werth.

Bei Kunstwerken von hervorragendem artistischem Interesse gewinnt die Frage nach der Entstehungszeit selbstverständlich nur um so mehr an Gewicht. Denn als die Erzeugnisse der vorzugsweise schöpferischen Geister bilden sie gleichsam die Flügelmänner, nach denen sich ganze Schaaren unselbstständiger Producte richten. Durch die Bestimmung eines derartigen Hauptwerkes werden somit viele hundert andere mitbestimmt; und eine solche Consequenz wird nirgendwo häufiger Statt haben können, als in der Geschichte der antiken Kunst mit ihrer verhältnissmässig so wenig individualisirten, in grossen, scharf markirten Zügen vorschreitenden Entwickelung.

Ich habe es desshalb für nicht unpassend erachtet, die Frage nach der Entstehungszeit jenes vielbewunderten Kunstwerkes, welches unter dem Namen des barberinischen Faun's

bekannt ist, hier zum Gegenstande einer gedrängten Erörterung zu machen, um so mehr als die Acten über diese Frage, so weit sie uns vorliegen, verhältnissmässig leicht zu überblicken sind.

Die bisherigen Zeitbestimmungen des Faun's gehen ausserordentlich weit auseinander. Nach Schorn[1]), dem gelehrten und feinsinnigen Verfasser des Münchener Glyptothekverzeichnisses, 'darf die Statue als ein Werk aus der besten griechischen Zeit, vielleicht des Scopas oder Praxiteles, gelten'. Weit kategorischer will Waagen[2]) 'in der grossen Auffassung der Formen, wie in der Behandlung noch so viel Verwandtschaft zu den Statuen des Theseus und Ilyssus vom Parthenon' erblicken, dass er den Faun 'mit Bestimmtheit für ein Werk aus der Zeit des Scopas hält, der diesen bakchischen Kreis zuerst ausgebildet habe'. Etwas weiter herab gingen die Herausgeber Winkelmann's; H. Meyer[3]) bestimmt den Faun nach 'allen vom Styl und von der Arbeit hergenommenen Merkzeichen' als 'das Werk eines griechischen Künstlers kurz nach Alexander', womit es ungefähr stimmt, wenn Welcker[4]) und mit ihm Overbeck[5]) in dem Style des Kunstwerkes 'deutlich das lysippische Princip' erkennen wollen, oder wenn R. Payne Knight[6]) und, mit etwas weiterer Fassung, Schnaase[7]) dieselbe zu den Originalarbeiten der Periode zwischen Alexander und dem politischen Ende Griechenlands rechnen. Dagegen urtheilt Al. Hirt[8]), 'nach der Zeichnung verdiene das Denkmal einen so ruhmvollen Platz in der Kunstgeschichte nicht', was wohl nur heissen kann, dass dasselbe für beträchtlich jünger als die alexandrinische Epoche zu halten sei. Auch für die römische Kaiserzeit hat sich bereits ein Vertreter gefunden in A. Stahr[9]), welcher den Faun 'ohne Bedenken' der 'Marmorbildkunst des Augusteischen und Neronischen Roms' zuschreiben will.

Die Hauptursache dieser beträchtlichen Meinungsverschiedenheit mag darin liegen, dass man sich bei der Zeitbestimmung des Kunstwerkes allein auf dessen artistische Beschaffenheit gestützt hat. Wie misslich diese ausschliessliche Betonung des technischen und formellen Momentes namentlich in den Epochen der völlig entwickelten Kunst sei, hat wohl Jeder schon erfahren, der in kunstgeschichtlichen Forschungen einigermassen bewandert ist. Es giebt auch in der That nur eine ausserordentlich kleine Zahl von sonstigen Kriterien der Zeitbestimmung des barberinischen Fauns. Allein es giebt deren immerhin einige, deren Erwägung die Mühe lohnt.

Am Schlimmsten sind wir mit sogenannten äusseren Kriterien berathen. Eine Inschrift, für den Kunsthistoriker immer das willkommenste Zeugniss, besitzt das Denkmal nicht. — Auch kenne ich keine Stelle eines alten Autors, welche direct auf unsern Faun zu beziehen wäre. — Etwas besser steht es, wenn wir uns nach erhaltenen oder wenigstens von den Alten erwähnten Darstellungen desselben Gegenstandes umsehen. Dabei will es mir nun aber gleich besonders bemerkenswerth erscheinen, dass die Darstellung eines schlafenden Satyrs sich auf Bildwerken aus guter griechischer Zeit gar nicht findet. Die hellenischen bemalten Vasen, auf denen das bakchische Element doch sonst eine so wichtige Rolle spielt, bieten davon soviel mir bekannt ist, kein einziges Beispiel dar. — Dasselbe gilt von den griechischen Bronzen. Denn der aus Köhler's[10]) Mappen publicirte nackte Satyr mit spitzigen Ziegenohren

---

[1]) Beschreibung der Glyptothek (1861) H. 95. [2]) Jahrbücher für wissensch. Kritik, 1844, S. 953. [3]) Werke, Bd. VI, Abth. 2, S. 352, Not. 1338. [4]) Akadem. Kunstmus., 2. Ausg., S. 27. [5]) Kunstarch. Vorles., S. 123. [6]) Specimens of ancient sculpture, vol. I, pag. L. [7]) Gesch. d. bild. Künste, Bd. II, S. 339. [8]) Wolf's literar. Analekten, Bd. I, S. 147. [9]) Torso, Bd. II, S. 307. [10]) Gesammelte Schriften, herausg. v. L. Stephani, Bd. VI, 1, Taf. I, S. 36 ff.

und breitem, zierlich gekräuseltem Bart, eine etwa 24 Centim. hohe Bronzestatuette von meisterhafter Zeichnung und vortrefflicher Durchbildung, stellt ein freilich verwandtes, aber ganz anders aufgefasstes Motiv dar. Es ist nämlich ein Satyr, der eben aus dem Schlaf erwacht, seinen Körper dehnt, indem er sich auf die Zehen stellt und die Arme über den Kopf emporhebt, so dass die beiden Hände sich begegnen. — Auch in Marmor oder Terracotta wüsste ich kein hieher gehöriges Denkmal anzugeben. Jene mehrfach wiederholten, üppig hintenübergelehnten satyresken Zecher, den Schlauch in der Linken, die Rechte bequem auf das Haupt gestützt oder hoch emporgehoben, um der Welt ein Schnippchen zu schlagen, — ich entsinne mich ausser den bekannten Marmorwerken der Glyptothek[1]) und des Vatikan's[2]) auch in der kostbaren Temple Collection des britischen Museums ein Terracottarelief dieser Art gesehen zu haben, — müssen von den schlafenden Satyrgestalten streng unterschieden werden, wenngleich besonders die vatikanische Statue in ihrer gegenwärtigen Restauration der ganzen Haltung des Münchener Werkes sehr nahe kommt. So bleibt uns denn bloss ein ein einziges Denkmal übrig, welches die Darstellung eines schlafenden Satyrs im Wesentlichen identisch mit unserer Statue darbietet, nämlich eine herkulanensische Bronze des Museo Borbonico (jetzt Nazionale) zu Neapel[3]). Ich kenne dieses Bildwerk nicht aus eigener Anschauung; aber nach einer genauen Analyse meines verehrten Freundes A. Michaelis[4]) welche mein aus den italienischen Publikationen der Bronze gefolgertes Urtheil bestätigt, glaube ich schliessen zu dürfen, dass die Arbeit einer späten, wahrscheinlich der römischen Epoche angehört. Dieselbe weicht übrigens auch in einigen Punkten von dem Motive der Münchener Statue ab. Während sich nämlich der barberinische Faun mit dem Rücken an einen Felsblock lehnt, sitzt die neapolitanische Bronze völlig frei, in etwas hintenüber gelehnter Haltung. Ferner ist der neapolitanische Satyr ungeschwänzt, hat dafür aber die echt satyresken Halsknollen und über der Stirn im struppigen Haar zwei kleine Hörner, was Beides der Münchener Statue fehlt. Der Kopf neigt sich zwar auch links zurück, doch bei Weitem nicht so stark wie bei dem Faun der Glyptothek.

Genau genommen steht also Letzterer, soweit uns bekannt, in der antiken Denkmälerwelt fast völlig isolirt, in der griechischen, wenn die obige Ansicht über das neapolitanische Bildwerk stichhaltig ist, völlig isolirt da. —

Die literarischen Quellen der Kunstgeschichte gewähren uns in dieser Noth ebenfalls nur geringe Hülfe. Abgesehen von jenem Satyr in der Amymonesage, welchen die nach Wasser

---

[1]) Schorn, Beschr. d. Glyptothek (1861), H. 101. [2]) Mus. Pio-Clem. I, tav. 48. [3]) Mus. Borbon. X tav. 61. [4]) Derselbe schrieb mir von Rom, 5. Dec. 1860: 'Sie urtheilen ganz richtig, dass der Satyr von untergeordnetem Kunstwerth sei; das Motiv ist nicht schlecht, aber in dieser Ausführung ist in die Stellung doch etwas Gezwungenes, Unnatürliches gekommen. Die Arbeit ist nichts weniger als besonders, bisweilen wohl geradezu fehlerhaft, wie z. B. in ein paar über den Bauch laufenden Falten. In der Körperbildung zeigt sich an dieser Statue wie an einigen andern, ebenfalls aus Herculaneum herrührenden ein sehr stark ausgeprägter Naturalismus mit Vorliebe für etwas magere, nicht eben schöne Formen, jedoch bleibt das Können des Künstlers ziemlich weit hinter der Wirklichkeit zurück. Von Restaurationen habe ich nichts bemerkt, auch sagt Finati geradezu: questo importantissimo bronzo fu tratto da' cavamenti di Ercolano nell' anno mille sette cento cinquanta tei nello stato di buona conservazione come attualmente si vede.' Vgl. dagegen J. Burckhardt, der Cicerone, S. 478: 'Der bronzene Satyr des Museums von Neapel (grosse Bronzen) ist bei seinen starken Restaurationen und der etwas conventionellen Behandlung des Ursprünglichen nur durch das Motiv interessant.'

suchende schöne Danaide im Thale von Lerna schlafend antraf,[1]) und abgesehen ferner von der in Trunkenheit schlummernden Satyrgestalt eines philostratischen Gemäldes, auf dessen Uebereinstimmung mit unserem Faun und seiner neapolitanischen Replik schon Panofka mit Recht aufmerksam gemacht hat[2]), besitzen wir meines Wissens nur zwei Erwähnungen plastisch dargestellter schlafender Satyrn. Die eine findet sich in einem Epigramme der Anthologie[3]) und lautet:

Τὸν Σάτυρον Διόδωρος ἐκοίμισεν, οὐκ ἐτόρευσεν·
Ἦν νύξῃς, ἐγερεῖς, ἄργυρος ὕπνον ἔχει.

Die andere bietet Plinius[4]) und zwar, wie so häufig, allem Anscheine nach ebenfalls auf Grund eines Epigramms: 'Antipater quoque, heisst es im Bambergensis, Satyrum in phiala gravatum somno collocavisse verius quam caelasse dictus est.' Das war also eine vermuthlich silberne Schale, auf deren Grunde in getriebener Arbeit ein schlafender Satyr abgebildet war, und eine ganz ähnliche Bewandtniss wird es wohl mit dem in der Anthologie gepriesenen Kunstwerke gehabt haben. Ueber die Lebenszeit der beiden Toreuten Diodoros und Antipater lässt sich Bestimmtes nicht angeben. Freilich, wenn das Epigramm, das unter dem Namen des Plato geht, auf den grossen Philosophen bezogen werden müsste, würden wir für das Werk des Diodoros einen ziemlich frühen terminus post quem non erhalten. Allein obwohl es ja bekannt ist, dass Plato in jüngeren Jahren auch Verse machte[5]), so hat seine Autorschaft in diesem Falle doch gewiss mehr gegen als für sich, und ich möchte überhaupt mit H. Brunn[6]) das vorliegende Epigramm 'wegen seiner gesuchten Pointe' am liebsten der alexandrinischen Epoche zuschreiben. In dieser Zeit, oder doch spätestens in dieser wird also Diodoros gelebt haben. Und ein Gleiches darf man von Antipater annehmen. Dass dieser in der plinianischen Stelle dicht neben Kalamis — doch wohl dem Bildhauer der 80. Ol.? — aufgeführt wird, spricht keinesweges für sein 'höheres Alter, da die 'lockere Zusammenstellung der berühmtesten Toreuten bei Plinius, wie Brunn hervorhebt[7]), gewiss nicht für eine streng chronologische zu halten ist.' Wir thun daher in beiden Fällen wohl gut, bei der alexandrinischen Epoche stehen zu bleiben, in welcher bekanntlich der Luxus mit solchen toreutischen Silberarbeiten ebenso im Schwange war wie die epigrammatische Spielerei mit Kunsturtheilen und Künstlerverherrlichungen. —

Das ist Alles, was uns an monumentalen und literarischen Hülfsmitteln bei der Entscheidung über die Entstehungszeit des barberinischen Faunes zu Gebote steht. Wie verhält es sich nun mit dem Fundorte und mit dem ursprünglichen Bestimmungsorte des Werkes? Bieten uns diese nicht über seine zeitliche Herkunft einigen Aufschluss?

Hieronymus Tetius, der im Jahre 1642 als Einer der Ersten den Faun in seiner bekannten Publikation der barberinischen Bildwerke beschrieb, erzählt uns den interessanten Hergang der Auffindung des Denkmals.[8]) Papst Urban VIII. hatte kurz vorher die Umwallungen von Rom erneuern lassen. Dabei fand sich in einem Graben nahe der moles Hadriani, der heutigen Engelsburg, die jetzt im Palazzo Sciarra befindliche Bronzestatue des Septimius Severus und unser Faun, letzterer im Zustande arger Verstümmelung, nämlich ohne den

---

[1]) Apollod., II, 1, 4; vgl. E. Gerhard, griech. Mythol., II, p. 135, § 796, 1. [2]) Philostrat. imagg. I, 22; Panofka, archaeol. Zeitg. 1844, p. 385 ff. [3]) Anthol. Pal. App. T. II, p. 701; Anall. I, p. 172, n. 16. [4]) Nat. hist. XXXIII, 155, ed. Sill. V, p. 122. [5]) E. Zeller, die Philos. d. Griech., II, 290 [6]) Gesch. d. gr. Künstler, II. 405. [7]) a. a. O. II, 400. [8]) Aedes Barberinae ad Quirinalem — descriptae p. 181, 215 ff.

linken Arm und mit fast ganz zertrümmerten Beinen. Schon Tetius vermuthete, gewiss mit Recht, dass die Statue zum Schmucke des hadrianischen Grabmales gehört habe, wenn wir auch der weiteren Hypothese, welche er an die supponirte mythologische Nebenbeziehung des Bildwerks knüpft, dass nämlich gerade Antoninus Philosophus dasselbe an der moles angebracht habe, keinesweges beipflichten können. Auch das ist nicht unwahrscheinlich, was man seit H. Meyer[1]) vielfach wiederholt findet, dass nämlich der Faun zu den zerbrochenen Statuen gehörte, welche die Griechen des Belisarius, wie Procop erzählt[2]), zur Vertheidigung der moles Hadriani auf die Gothenschaaren des Vitiges herabstürzten. Allein selbst wenn das Grabmal als der vormalige Aufstellungsort der Statue bestimmt nachzuweisen wäre, könnte man daraus doch auf die Entstehungszeit derselben keine entscheidenden Schlüsse ziehen, da es immerhin zweifelhaft bliebe, ob der vermeintliche Aufstellungsort auch der ursprüngliche Bestimmungsort des Werkes gewesen sei.

So kehren wir aus der Erwägung der äusseren Gründe, welche als Kriterien der Zeitbestimmung des Faunes geltend gemacht werden könnten, freilich beladen mit einer Last von Zweifeln und Möglichkeiten zurück, und es bleibt am Ende doch nur ein Mittel, um uns davon zu befreien und einer bestimmteren Antwort auf unsere Frage theilhaftig zu werden, nämlich das Kunstwerk selbst, sein inneres Wesen, seine technische und künstlerische Beschaffenheit.

Die Statue ist 'kein Ideal, sondern ein Bild der sich selbst gelassenen einfältigen Natur', wie sich Winkelmann[3]) mit jener unmittelbaren Kraft seines Wortes ausdrückte, oder wie Welcker[4]) mit etwas mehr Umschweifen, aber eben desshalb vielleicht mit um so feinerer Specialisirung des Gedankens urtheilt, es 'ist eine reine Naturerscheinung, in welcher Geistiges oder Gemüthliches in einem Verhältniss zur Sinnlichkeit so wenig hervortritt, als in einem Elemente'. Der Satyr, eine Gestalt von derber, jugendfrischer Männlichkeit in colossalen Dimensionen, ist rückwärts niedergesunken und schläft jenen tiefen, urgesunden Schlaf, den ein rechter Bauernlümmel, man verzeihe diesen Ausdruck, nach einem festen Rausche zu schlafen pflegt. Eine bleierne Schwere liegt auf den Augenlidern; die zusammengezogenen Protuberanzen der Stirn geben dem Ausdruck etwas bösartig Rohes[5]); der Mund ist halb geöffnet, wir meinen den Schläfer schnarchen zu hören; in dem Leibe arbeitet es gewaltig, die Massen des genossenen Weines zu überwinden. Der rechte Arm ist lässig auf das epheubekränzte Haupt herabgesunken; die Haltung des linken mag richtig dem neapolitanischen Denkmal analog ergänzt sein, frei niederhängend, als ob ihm der Kantharos eben entfallen wäre; die Beine sind gespreizt und, wie das erhaltene Knie beweist, muss wenigstens das linke ursprünglich wohl in der Weise gebogen gewesen sein, wie es die jetzige Restauration zeigt[6]). Dieses an sich, man darf sagen, gemeine Motiv ist nun aber so fein, bei aller Unmittelbarkeit so frei und mit so fesselnder Lebendigkeit in den weichglänzenden Marmor

---

[1]) Winkelmann's Werke, VI, 1, 350; 2, 414. [2]) De bell. Goth., lib. I, cap. 19 u. 22. [3]) Werke, Band IV, S. 76. [4]) Akad. Kunstmus., 2. Ausg., S. 27. [5]) Nach Overbeck, a. a. O.: 'ist das heranziehende Kopfweh deutlich auf der Stirn abgespiegelt und zieht die Brauen nach der Mitte zusammen.' Ich glaube dem verehrten H. Collegen nach langjährigem, vertrautem Umgange mit dem Faun versichern zu können, dass derselbe niemals Kopfweh gehabt hat und schwerlich jemals haben wird. [6]) Die ältere Restauration mit aufgestütztem linkem Arm und fast ganz gestrecktem rechtem Beine findet sich bei Tetius a. a. O. und bei De la Chausse (Causeus), Rom. Museum, I, 2, 6.

von Paros hineingezaubert, dass wir das Bildwerk nicht nur, mit Schnaase, das geistreichste, sondern auch das anziehendste Bild der Trunkenheit nennen dürfen.

Aus dieser Schilderung wird nun zunächst klar, was Welcker[1]) in der Behandlung unserer Statue das 'lysippische Princip' geheissen hat. Es ist jener geistvolle Naturalismus, um diesen Ausdruck der modernen Aesthetik zu gebrauchen, der beim Schaffen weniger von einer Idee als von der bestimmten individuellen Anschauung ausgeht, diese aber durch naive Kraft und Noblesse der Auffassung über die Sphäre des roh Natürlichen in das Gebiet reiner Schönheit zu erheben weiss. An den genannten Meister selbst braucht desshalb nicht gedacht zu werden. Das aber steht wohl für Jeden fest, der die Entwickelung der plastischen Formensprache der Hellenen kennt, dass eine solche künstlerische Behandlung und Ausdrucksweise, wie sie der barberinische Faun zeigt, vor den Tagen eines Lysippus nicht möglich war. Es sei mir vergönnt, hier das Urtheil eines verstorbenen Münchener Collegen, des trefflichen Verfassers der 'plastischen Anatomie', Dr. Emil Harless, zu erwähnen, wonach eine Lebenswahrheit wie die der Formen unserer Fauns unmöglich ohne die feinste wissenschaftliche Kenntniss der anatomischen Beschaffenheit des menschlichen Körpers zu erreichen gewesen ist, eine Kenntniss, welche sich von der freilich überraschend scharfsichtigen, aber immerhin äusserlichen, so zu sagen empirischen Wiedergabe der Körperformen in den berühmten Münchener Aegineten wesentlich unterscheidet. In dieser Ansicht, deren Richtigkeit mir einleuchtet, wäre wohl ein fernerer Beweis dafür zu suchen, dass unser Bildwerk nicht älter sein kann, als die alexandrinische Zeit. Denn erst von dieser können wir mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, dass sie die Früchte der damals aufgekommenen Zergliederungskunst auch für die Praxis der Bildhauer zugänglich gemacht habe.

Für dieselbe Epoche zeugt ein anderes, wie mir scheint, noch wichtigeres Moment, nämlich die Conception der Statue. Sie ist 'kein Ideal', hörten wir. Sie ist, wenn dieses Wort richtig verstanden wird, ein 'Genrebild'. Und wissen wir nicht, dass die Richtung auf solche genreartigen Gegenstände in der Epoche seit Alexander Poesie und Kunst der Hellenen bewegte? In dieser Zeit war es ja, wo, um mit Otto Jahn[2]) zu reden, 'das mythische Element nicht mehr die natürliche Grundlage aller künstlerischen Auffassung war, wo die Natur 'mehr im Einzelnen und je nach Maassgabe der Individualität des Künstlers aufgefasst wurde', wo scharfe Beobachtung des Volksthümlichen und Natürlichen an die Stelle des grossartigen Ernstes und der schwungvollen Erhabenheit der alten Götterbildner trat.

Einer solchen Periode stand es dann auch frei, das bakchische Wesen in dem geschilderten Zustande trunkenen Schlafes darzustellen, für welchen wir in den Monumenten der alten Zeit keinen Beleg zu finden vermochten. Zur näheren Beleuchtung dieses Unterschiedes erscheinen die Bilder der hellenischen Thongefässe, als echt volksthümliche Gestaltungen der alten Religionsanschauung, vor Allem bemerkenswerth. Der bakchische Thiasos, wie er sich hier so tausendfach wiederholt, ist immer ein Bild ausgelassenster Lustigkeit, auf den archaischen Vasen oft burlesk und ungeberdig, auf den schönen voll grossartigen Schwunges und hoher Begeisterung, stets aber frisch beim Trunk und beim Tanze, niemals ermüdet oder gar im Katzenjammer. Diese Vasensatyrn könnten mit Mirza Schaffy dem barberinischen Faun und seines Gleichen zurufen:

---

[1]) a. a. O., S. 27. [2]) Berichte der sächs. Ges. d. Wiss., Bd. II, S. 43.

'Trinken wir, sind wir begeistert!'
'Wenn ihr trinkt, seid ihr betrunken!'

Und das wäre, wie wir Alle wissen, nicht blos echt-orientalisch, sondern auch echt-hellenisch gesprochen!

Jener oft bei andern mythischen Gestalten der hellenischen Kunst nachgewiesene Umschwung aus der Aktivität in die Passivität würde somit auch in der plastischen Entwickelung der Satyrgestalt zu verfolgen sein: Aphrodite sinkt von der göttlichen Königin der Liebe zum fühlenden Weibe, von diesem zur verliebten Buhlerin herab; der Satyr wird vom gottbegeisterten Thiasoten zum ungeschlachten Bengel, der Musik und Chortanz in seinem dumpfen Rausch verschläft.

Wenn demnach wohl sämmtliche Kriterien sich dahin vereinigen, dass unser Faun frühestens der alexandrinischen Zeit entstammt, so bleibt nun noch ein letztes Argument in's Auge zu fassen, wodurch diese freilich noch sehr allgemeine Auskunft ihre nähere Bestimmung erhalten dürfte. Die Natur hat nämlich, abgesehen von der am Felsen angebrachten modernen Syrinx, ein höchst merkwürdiges Attribut, welches wohl früher schon beachtet, aber, wie mir scheint, nirgends richtig gewürdigt worden ist: ich meine das Thierfell, auf dem der Schläfer liegt. Dies Fell ist nämlich kein Pantherfell, ist nicht die Nebris, welche man bei dem hellenischen Satyr erwarten sollte, sondern es ist, wie schon Zoëga[1]) bemerkte, eine Wolfshaut. Eine Wolfshaut! Da haben wir also im Beiwerke der Statue dieselbe Divergenz von der althellenischen Darstellungsweise, wie sie uns in der Conception des Werkes entgegentrat. Ja es ist nicht nur eine Divergenz von dem in dieser Hinsicht unwandelbaren kunstmythologischen Ausdrucke der Hellenen, sondern zugleich die Aufnahme eines bestimmten kunstmythologischen Attributes der Römer. Dem römischen Faunus, dem 'prophetischen und lasciven Waldgotte', häufig indentificirt mit Lupercus, dem heerden- und weiberfreundlichen Wolfsgotte, ihm kommt das Attribut einer Wolfshaut zu[2]). Ich bin weit entfernt, nun desshalb in unserer Statue eine Darstellung des bocksfüssigen Faunus finden zu wollen. Damit würden wir uns nur in weitere Schwierigkeiten verwickeln. Das aber darf man wohl getrost behaupten, dass hier ein Werk vorliegt, in welchem Elemente aus der Satyr- und Faunsnatur, — vielleicht auch eine Reminiscenz an den griechischen Pan, der die Mittagsgluth im Waldgebirge verschläft, Elemente, welche von der modernen Kritik seit Lanzi[3]) mit Mühe wieder auseinander getrennt werden mussten, synkretistisch ineinander geflossen sind. Richtiger als in der alexandrinischen werden wir daher wohl in der römisch-alexandrinischen Epoche die Entstehungszeit der Statue suchen, welche nun auch mit etwas mehr Berechtigung ihren traditionellen Namen 'Faun' statt Satyr weiter führen mag.

Näher die Fragen nach dem quando, quis und ubi des Denkmales zu beantworten, sind wir ausser Stande. Dazu bedürfte es vor Allem einer weit genaueren Kenntniss der alexandrinischen und römischen Kunst, als sie uns bis jetzt zu Gebote steht. Ich begnüge mich daher, vorläufig gezeigt zu haben, was man etwa in der behandelten Frage heutzutage wissen kann und was nicht.

---

3) des Prof. Dr. Overbeck aus Leipzig, dem Gymnasiallehrer M. Biehl aus Salzburg, dessen Vortrag nach dem Programme jetzt hätte an die Reihe kommen sollen, auf Ersuchen

[1]) Welcker, akadem. Kunstmus., 2. Ausg., S. 27, Note 29. [2]) E. Gerhard, Griech. Mythol., II, p. 282 ff., § 970. [3]) Vasi dipinti, pag. 98.

des Präsidenten das Wort abgetreten hatte, weil Dr. Overbeck am nächsten Tage abzureisen wünschte. Dieser lässt sich denn nun

Ueber die griechische Religion und die bildende Kunst

also vernehmen:

Die griechische Religion ist von allen Religionen alter und neuer Zeit der bildenden Kunst in vorzüglichstem Masse günstig gewesen.

Es kann trivial erscheinen, einen solchen Satz auszusprechen, nachdem, seit dem Hegel'schen Schematismus der Religionen, die Ansicht, welche die griechische Religion als 'die Religion der Schönheit' oder als 'Kunstreligion' bezeichnet, in Schwang gekommen und 'als Aufschluss des innersten Kerns der hellenischen Götterlehre geltend gemacht worden ist.'[1]) Aber diese Ansicht von der griechischen Religion beurteilt man immer noch zu mild, wenn man sie einseitig[2]) nennt, denn sie ist ganz und gar verkehrt, und muss sich einer ruhigen Prüfung selbst dann als verkehrt erweisen, wenn man die griechische Religion nur in ihrer vollendeten poetischen und künstlerischen Einkleidung ins Auge fasst, und ihr buntes Schattenbild in der ritterlichen, aber ganz und gar nicht religiösen Sagenpoesie Homer's[3]) mit der Religion verwechselt,[4]) in ungleich höherem Grade aber, wenn man die Religion in ihrem Ausgangspunkte und in ihrer ersten Erscheinungsform betrachtet, und die verschiedenen Stufen ihres Wachsens berücksichtigt. Man darf jedoch auch ohne dies Alles und ohne alle Voraussetzung historischer Studien und thatsächlichen Wissens vom rein theoretischen Standpunkte aus behaupten, dass 'eine Anbetung der Schönheit'[5]) eine krankhafte oder frivole Phrase, und dass eine Religion, in welcher 'die Idee der Schönheit das herrschende Prinzip und der beseelende Mittelpunkt'[6]) sein soll, mag man selbst unter Schönheit etwas Anderes verstehen, als was der nichtphilosophische Sprachgebrauch darunter versteht, gar keine Religion überhaupt sei noch sein könne, weil ihr die oberste Voraussetzung aller und jeder Religion, das Gefühl und Bewusstsein des Menschen von seiner Bedingtheit durch eine höhere Macht, die göttliche, abgeht. Und wenn man demnach einen sehr niedrigen Begriff vom religiösen Gefühle haben muss, um zu sagen, der gesteigerte Genuss des Schönen falle mit religiöser Erhebung zusammen oder sei jemals mit ihr zusammengefallen,[7]) so muss man eine sehr unklare oder geringe Vorstellung von der Frömmigkeit der alten Griechen auch der guten Zeiten haben, wenn man ihnen dergleichen unterzuschieben wagt.[8])

---

[1]) Worte Welcker's, Griech. Götterlehre 2, S. 119, wo in der Note die Hauptbelege für diese Ansicht aus den Schriften verschiedener Auctoren zusammengestellt und nach Gebühr gewürdigt sind. [2]) Welcker a. a. O. S. 118. [3]) Ueber die durchaus nicht religiöse Tendenz der homerischen Poesie und die tiefen Differenzen des homerischen und überhaupt poetischen nationalen Götterthums einerseits und der wirklichen Religion andererseits vgl. Welcker's treffliche Darlegung a. a. O. S. 48 ff., auch C. F. Hermann's Gottesd. Alterth. § 6 mit Note 6. [4]) Während unter Anderu C. F. Hermann in s. Culturgesch. d. Gr. u. Röm. 1. S. 46 auf Unterscheidung zwischeu der dichterischen und künstlerischen Behandlung der mythol. Personen und zwischen dem Cultus oder der Verehrung derselben dringt, konnte noch 1860 ein Alterthumsforscher von dem Range Ludolph Stephanis in s. 'Apollon Boëdromios S. 38' schreiben: 'dass den Griechen die homerischen Gedichte stets die wichtigste Quelle ihres religiösen Glaubens blieben.' [5]) Erdmann, das Heidnische im Christenthum 1854, S. 23. [6]) Fried. Schlegel, Werke Bd. 4 S. 263. [7]) Erdmann a. a. O. [8]) Winkelmanns Ausspruch: 'den Weg zum Göttlichen durch die Kunst kannten im Alterthum nur die Griechen' besagt etwas ganz Anderes und wird von Welcker a. a. O. S. 107 richtig commentirt.

So bestimmt aber auch die Ausdeutung der griechischen Religion als Kunstreligion in Abrede zu stellen ist, eben so bestimmt ist der an die Spitze gestellte Satz aufrecht zu erhalten. Niemals nämlich wird man das, was die Griechen auf dem Gebiete der religiösen Bildnerei, und grade dieser, geleistet haben, aus ihrem lebhaften und selbst schwärmerischen Schönheitsgefühle und aus ihrer hervorragenden Kunstbegabung allein genügend ableiten.[1]) Man wird anerkennen müssen, dass auch die griechische Kunst die Gottheiten der barbarischen Religionen nimmer zu reinen plastischen Idealbildern hätte gestalten können, ohne damit zugleich die specifische Auffassung des Göttlichen in diesen Religionen aufzuheben oder zu zerstören; und hieraus wird man mit Nothwendigkeit folgern, dass die griechische Religion als solche Eigenschaften und Elemente enthielt, welche sie für die bildende Kunst wie für die Poesie vor allen Religionen fruchtbar machten, ja die künstlerische und poetische Ausdrucksform ihres Inhalts entschiedener forderten, als sie andere Religionen gefordert haben.

Wenn es nun darauf ankäme, diese Elemente und Eigenschaften mit wenigen Worten zu bezeichnen, so könnte man sich auf das berufen, was Welcker[2]) eben so wahr wie schön ausgesprochen hat: 'Den Griechen allein war es gegeben, dass sie in dem mosaischen Gefühl, dass der Mensch nach Gottes Bilde geschaffen sei, das Göttliche im Menschen in gottähnliche Menschen übertrugen, die menschliche Gestalt und Natur zum Leibe der Gottheit erhoben.' Denn in der That ist das begeisterte Erfassen des Menschlichen[3]) in seiner Würde, Reinheit und Schönheit das, was die griechische Religion vor andern antiken Religionen auszeichnet, und zugleich das, was sie der bildenden Kunst so günstig machte. Und wenn eben dieses letzthin auch als der Grund der griechischen Kunstbegabung anzusprechen ist, so darf man in der Einheitlichkeit der Urquelle, der specifischen Eigenthümlichkeiten der Religion sowohl wie der Kunstbegabung der Griechen den tieferen Erklärungsgrund für die an die Spitze gestellte Thatsache erblicken, ohne damit der Anerkenntniss der Religion der Schönheit oder der Kunstreligion eine Hinterthür zu öffnen.

Wie wenig dies die Consequenz sein würde, erweist sich am sichersten durch eine historische Betrachtung, welche klar darlegt, dass die primitive der Kunst günstige Anlage der Religion und ihre spätere, für die Kunst fruchtbare Ausbildung, endlich ihre noch spätere thatsächliche Gestaltung durch die Kunst sehr verschiedene Dinge und geschichtlich weit getrennte Acte sind, dass die Religion, obwohl sie die vollkommenste Voraussetzung der Kunst wurde, dennoch ebenso wenig mit Rücksicht auf die Kunst ausgebildet worden, wie sie der Kunst wegen entstanden ist, grade so wie die Mythen und Sagen nicht der Poesie wegen erfunden sind; deren höchste Blüthe sie gleichwohl hervorriefen und bedingten. Es wird sich vielmehr zeigen, dass in der Zeit, in welcher die Religion nicht allein ihre ersten Keime trieb, sondern ihre erste bestimmte Gestalt in den ältesten oder Urmythen annahm, ja bis zu der Zeit, in welcher sie zu ihrer poetisch vollendeten und für das Nationalbewusstsein auf immer bestimmten Ausbildung gelangte, die uns in dem homerischen Götterthum vorliegt, von bildender Kunst im höheren Sinne in Griechenland schwerlich die Rede sein kann, und dass es damals unmöglich zu ahnen war, dass die bildende Kunst dermaleinst im Stande sein würde, die Gebilde der poetisch verklärten Religion und Mythologie ihrerseits überhaupt, geschweige

[1]) Wie dies J. v. Harless in s. Buch v. d. gr. Mysterien 1848 S. 96 versuchte. O. Müller's Ansicht ist dies jedoch wohl nicht gewesen, wie Welcker a. a. O. S. 106 anzunehmen scheint, dies geht aus dem ganzen Zusammenhange des Paragraphen (347) des M.'schen Handbuches der Archäologie, dessen Schlusssatz W. allein anzieht, hervor. [2]) a. a. O. I S. 231 f. [3]) Vgl. G. W. Nitzsch, Sagenpoesie S. 4.

denn in einer der Poesie ebenbürtigen Weise zu reproduciren. Es wird sich endlich ergeben, dass auch, als die Kunst nach und nach erstarkte, sie zunächst ihre eigenen Bahnen fern von der Religion ging,[1]) und dass sie sich dieser erst zuwandte und in ihrer Wiedergabe ihre höchste Aufgabe erkannte und erfüllte, nachdem die Religion die Bahn ihrer Entwickelung bereits bis zur Höhe durchlaufen hatte, und vermöge ihrer eigenen innersten Natur, vermöge ihrer Genesis aus demselben Volksgeiste, der auch eine so herrliche Kunst geboren hat, zur vollkommensten Voraussetzung eben dieser ihr homogenen Kunst geworden war.

Dies ist die Summe dessen, was eine geschichtliche Betrachtung über das Verhältniss der Religion zur bildenden Kunst in Griechenland lehrt. Aber eben weil sich aus derselben eine doppelte und von einander unabhängige Entwickelungsreihe ergiebt, die der Religion und die der Kunst, so darf man nicht glauben, deren Verhältniss zu einander und die Gunst dieses Verhältnisses in einem kurzen Satze charakterisiren zu können; vielmehr gehört eine sorgfältige Erwägung der genannten beiden Entwickelungsreihen dazu, um die Gründe dieses günstigen Verhältnisses in dem Wesen und der Form der Religion und in ihrer und der bildenden Kunst Geschichte an den Stellen nachzuweisen, an denen sie in der That liegen, ohne immer da gesucht worden zu sein.

Wenden wir uns demgemäss in näherer Prüfung zuerst zu dem Wesen der griechischen Religion, so könnte die Frage nach ihrer Genesis und nach ihrem ersten Grundprincip, ob sie nämlich eine ursprüngliche Naturreligion, oder ob sie von der Verehrung primitiv ethisch gefasster Mächte ausgegangen sei — denn nur darüber dauert der Streit der verschiedenen Ansichten noch fort —, es könnte diese Frage hier insofern müssig erscheinen, als die Kunst es ganz gewiss nicht mit der ursprünglichen Auffassung und Gestaltung der Götter zu thun gehabt hat, und als die Religion, welche die Grundlage der bildenden Kunst wurde, ebenso gewiss keine Naturreligion mehr war.[2]) Dennoch ist auch diese Frage für das Verhältniss der Religion zur Kunst von viel tieferer Bedeutung, als Mancher auf den ersten Blick glauben mag. Erstens nämlich hängt ein für die bildende Kunst im höchsten Grade wichtiges Moment in der Gestaltung der Religion mit ihrer Genesis aus der Natur auf das innigste zusammen, der Polytheismus nämlich, der, und zwar als ein ursprünglicher, ein Correlat der Naturreligion und nur dieser ist,[3]) während man ihn aus der Annahme einer primitiv ethischen Religion, die sich naturgemäss als Monotheismus offenbaren muss, nie als nothwendig und kaum als möglich oder gar wahrscheinlich wird ableiten können,[4]) es sei denn, dass man ihn nur geschichtlich, durch allmälig vollzogene Verbindung und Verschmelzung vieler einzelnen Stammreligionen monotheistischen Charakters in ein polytheistisches, aus der blossen Connivenz gegen alle seine Elemente hervorgegangenes System entstanden glaubt.[5]) — Zweitens

---

[1]) Noch die in den homerischen Gedichten geschilderte Kunst ist in der Hauptsache weder religiös noch mythisch, obgleich Götterbilder — aber freilich nur der rohesten, höchstens dädalischen Form — durchaus im Gebrauche gewesen sein müssen, vgl. m. Gesch. d. griech. Plast. 1 S. 42 ff. u. Welcker's Uebereinstimmung a. a. O. 2. S. 102. [2]) Vgl. O. Jahn, Archäol. Beiträge, Vorr. S. 15: 'Ich habe die Ueberzeugung, dass... vielmehr die Künstler wie die Dichter durchgehends die anthropomorphische Einkleidung des Mythus und die darin ausgesprochenen ethischen Motive als das Wesenhafte betrachteten und ausbildeten.' [3]) Näher habe ich dies nachzuweisen versucht in meiner Abhandlung: Beiträge zur Erkenntniss und Kritik der Zeusreligion, Abhandl. d. königl. sächs. Ges. d. Wissenschaften 1861, S. 12 ff. [4]) Ueber die Versuche, dies dennoch zu thun, wie in Lehrs' Populären Aufsätzen, urteile ich nicht anders, als Preller in den N. Jahrb. f. Phil. u. Päd. 1859. S. 349 f. [5]) Dass der griechische Polytheismus in seinem ganzen Bestande und Umfange,

aber hat die Entstehung aus der Natur die griechischen Gottheiten zu gleichsam geoffenbarten, zu Erfahrungsgöttern gemacht und zu solchen, welche ihre objective und thatsächliche Existenz auch ausserhalb des Glaubens der Menschen und des Kreises menschlicher Interessen hatten oder wenigstens zu haben scheinen mussten, sofern man sie, ganz abgesehen vom Menschen, in der Natur und zwar zunächst in dieser waltend und wirkend sich kundgeben sah.

Dies aber begründet eine tiefe Differenz gegen primitiv ethisch gesetzte Götter, welche, als die ausschliesslichen Schöpfungen des menschlichen Geistes und des religiösen Bedürfnisses und ethischen Bewusstseins des Menschen, nur im Glauben und durch den Glauben und nur im Kreise des Menschlichen, für dieses und seine Interessen existiren. Die Consequenz aber der objectiven und thatsächlichen Existenz der Götter in der Natur und der Offenbarung derselben durch sie und durch die ganze Fülle der in ihr wirksamen Kräfte und Erscheinungen ist die Auffassung und Gestaltung der Götter im Glauben nicht gemäss der nur subjectiven Existenz im Gemüthe und Geiste der Gläubigen, sondern gemäss der geoffenbarten und thatsächlichen Existenz in der Natur, wie dies die über den blos subjectiven Ausdruck der Verehrung hinausgehenden, objectiv bezeichnenden Namen und Beinamen der Götter und ihre ältesten und eigentlichsten Mythen beweisen. Hieraus aber resultirt jene ganze, von keinem Menschengeiste ausdenkbare Charakter- und Gestaltenmannigfaltigkeit des griechischen Polytheismus, welche nicht geringer ist, als die Mannigfaltigkeit der im ewigen Wechsel der Erscheinungen begriffenen Natur, ihrer Quelle, jene Gestaltenmannigfaltigkeit und Typenverschiedenheit, welche in noch höherem Grade, als die Göttervielheit des Polytheismus an sich, ein Lebenselement der bildenden Kunst ist, und welche, so wie sie in dem nationalpoetischen Götterthume, der nächsten und reichsten Quelle der bildenden Kunst, vorliegt, trotz aller begrifflichen und ethischen Steigerung und Umwandlung der Götter im Fortschritte der Jahrhunderte und mit dem geistigen Fortschritte der Nation, von der ursprünglichen Genesis aus der Natur in allen wesentlichen Grundzügen beherrscht und bestimmt wird.[1])

So gewiss aber die Genesis der griechischen Religion aus einer Verehrung der Natur, eben so gewiss ist das Andere, dass sich die religiöse Verehrung der Natur nicht auf die Materie und die Erscheinung bezog, sondern auf jene Kräfte, welche die Materie bewegen und also gleichsam beseelen, und welche durch die Bewegungen und Veränderungen des von ihren Einflüssen abhangenden Kosmos, die regelmässigen, wie die ausserordentlichen, scheinbar regellosen, das menschliche Dasein in seinem Verlaufe bedingen und bestimmen, während sie sich in der wechselnden Erscheinung der Materie nur als in ihrem sinnlichen Substrat der sinnlichen Wahrnehmung des Menschen offenbaren, ohne derselben immanent zu sein[2]). Dieses hervorzuheben ist aber auch mit Rücksicht auf die bildende Kunst deswegen von Bedeutung, weil diejenigen Religionen, die ihren Cultus der Natur als Materie oder die

---

wie er sich im nationalpoetischen System darstellt, zum Theil auf diesem geschichtlichen Wege des Mythenaustausches und der Mythen- und Cultcombination entstanden sei, verkenne ich keineswegs, stimme vielmehr bis auf die in der genannten Abhandlung angegebenen Punkte mit Welcker's Darstellung, Götterlehre 1 S. 16 f., überein, nur gegen die ausschliessliche und principielle Ableitung des Polytheismus als solchen, wie sie in H. D. Müller's Mythol. d. griech. Stämme vorgetragen ist, und fast eben so einseitig in C. F. Hermann's Culturgesch. d. Gr. u. R. I S. 49 ff. auftritt, muss ich mich, mit vielen Andern in Uebereinstimmung, bestimmt erklären.

[1]) Vgl. meine angef. Abhandlung S. 31. N. 65. [2]) Vgl. Welcker a. a. O. 1 S. 216, Preller a. a. O. S. 349.

ihn Naturobjecten, sei es belebten oder unbelebten, als solchen zuwandten, die Religionen, die, als Fetischismus nach dessen richtiger und engerer Definition[1]), oder als Astrolatrie, Gäolatrie, Pyrolatrie, Zoolatrie sich gestaltend, die Gottheit als in der Natur immanent fassten. sich für die bildende Kunst unfruchtbar erwiesen haben, und sich unfruchtbar erweisen mussten, weil ihre Auffassung des Göttlichen dem entgegensteht, worauf letzthin die der Kunst günstige und gemässe Religionsgestaltung beruht, der freien menschlichen Personification. — Und eben diese freie Personification muss als die erste Entwickelungsstufe derjenigen Religion gelten, welche auf dem Cultus der Kräfte der Natur beruht, weil sich die an und für sich sinnlich unfassbaren Kräfte, die nur in ihrer Wirkung auf die Materie in die Erscheinung treten, nicht unpersönlich, nicht anders als nach der Analogie willensbegabter Individualitäten denken oder vorstellen lassen. Es genügt desshalb auch nicht, zu sagen, die Naturreligion führe leicht zur Personification[2]), sondern man muss die Personification als unmittelbar nothwendig und als die einzig mögliche primitive Gestaltungsform der Naturreligion ansprechen, vor deren Auftreten man die Religion auch nur als potentia nicht schon als actu vorhanden statuiren kann. Ueber das Stadium der Personification hinaus, in welchem die Götter als Geister der Natur erscheinen, können wir deshalb die Geschichte der griechischen Religion nicht verfolgen; das Wort δαίμων, mit dem alles Göttliche bezeichnet wird, ist für unsere Forschung ein Urwort und bedeutet den Wissenden oder den Geist[3]), bezeichnet also die Götter allgemein als Geister, während sich ihre Individualität nicht minder ursprünglich in den schon erwähnten Einzelnamen und Beinamen manifestirt. Und hier ist nun darauf hinzuweisen, dass sowie in den Namen und auch in den Beinamen, mit geringen und keineswegs unstreitigen Ausnahmen[4]), durchaus die Analogie des Menschlichen festgehalten ist, so die griechischen Götter der Hauptsache nach als Wesen menschlicher Analogie in die Geschichte treten, was auch durch die Thatsache einer vorhanden gewesenen Thiersymbolik nicht angefochten wird. Denn das Thiersymbol hat in Griechenland nicht sowohl das Wesen und die Gestalt der Gottheit in ihrer Totalität darstellen sollen, wofür ein sicherer Beweis darin liegt, dass es in Griechenland keine heiligen, d. h. als Gottheiten oder Incarnationen derselben verehrten Thiere gegeben hat, ja dass selbst die Ansätze der Zoolatrie fehlen, sondern das Thiersymbol hat vielmehr nur dazu gedient, gewisse hervorragende Eigenschaften der Gottheit, für welche es der jungen Sprache am Ausdruck gebrach, durch ein sinnlich greifbares Bild vergleichungsweise zu veranschaulichen[5]). Dass übrigens diese Thiersymbolik, insofern ihre Bildlichkeit verkannt und vergessen wurde, die ideal menschliche Entwickelung der Gottheiten oder einzelner unter ihnen beeinträchtigt und getrübt habe, soll nicht geläugnet werden, in welchen Fällen und bis zu welchem Grade dies geschehen sei, kann hier nicht untersucht und nachgewiesen werden; hier kommt es darauf an, festzustellen, dass die Thiersymbolik die rein menschliche Gestaltung der Götter in der Hauptsache nicht zu unterdrücken vermochte[6]), so dass wir überall in der ältesten Periode, in den Urmythen

---

[1]) Von C. F. Hermann, Gottesdienstl. Alterthümer § 18. N. 14. [2]) Welcker a. a. O. 1. S. 231, vgl. m. angef. Abhandl. S. 24. [3]) Welcker a. a. O. 1. S. 1295, 138 f., Preller, griech. Mythol. 2. Aufl. 1 S. 87. [4]) In den von der Thiersymbolik hergenommenen, deren Auffassung fraglich ist; zum Theil sind sie wohl phonetisch, wie Lykeios, zum Theil geben sie das Gebiet der Wirksamkeit an, wie Karneios, Hippios, den Apollon als den der Schafe, nicht 'Schafapollon', den Poseidon als den der Pferde, oder jenen als Wolken-, diesen als Wellengott bezeichnen. [5]) Anders freilich Welcker a. a. O. 1. S. 59 ff. [6]) Welcker a. a. O. S. 62 hebt hervor, dass die Thiersymbolik sehr früh vor dem Geiste der hellenischen Religion zurückgewichen

nicht weniger als in den Namen menschenartig gedachten und nach menschlicher Analogie handelnden Göttern begegnen,

Ein so grosses Gewicht nun aber auch nach der eben gegebenen Entwickelung auf die primitive Personification gemäss dem Natureindrucke der Gottheiten fällt, und so folgenreich dieselbe in ihren, bis in die höchste Ausbildung der Göttercharaktere und Persönlichkeiten reichenden Consequenzen ist, so darf man doch nicht verkennen, dass die primitive Personification selbst von dieser vollendeten Ausprägung einer wirklichen, ganzen und lebensfähigen, in sich abgeschlossenen und plastischen Götterpersönlichkeit noch sehr weit absteht. Die ganze Grösse dieses Abstandes wird fühlbar, wenn wir die schwankenden und unklaren Personificationen der vedischen Hymnen[1]) mit der Gestaltènklarheit besonders der Hauptpersonen des homerischen Götterthums vergleichen, während wir in der graduell sehr verschiedenen Bestimmtheit, mit der uns die Bilder der untergeordneten und der mit der Natur in ihrer ursprünglichen Bedeutung concreter gebliebenen Gottheiten entgegentreten, die verschiedenen Stufen, über welche der Uebergang von der primitiven zu der vollendeten poetischen und kunstgemässen Personification erfolgte, mehr oder weniger deutlich wahrzunehmen und zu beobachten im Stande sind. Zugleich aber beweist uns diese verschieden gesteigerte Entwickelung der Götterpersönlichkeiten, welche in den am meisten und von den edelsten Stämmen verehrten Gottheiten ihren Höhenpunkt erreicht, dass sie, wenn auch selbst ein Werk der Poesie, bedingt ist durch die mit dem Fortschritte der Bildung zusammenhangenden Fortschritte und Steigerungen der Religion selbst und ihrer Auffassung des Göttlichen. Während nun aber die primitive Personification bedingt ist durch die Offenbarung der Götter in der Natur und während wir bei ihr jeden Gedanken an Willkühr oder Zufall auszuschliessen haben, ist die vollendete Personification durchaus als ein Kind der freien Phantasiethätigkeit aufzufassen, der im Wesentlichen die Aufgabe zufällt, die in der primitiven Personification gegebenen Merkmale und die von ihr betonten Eigenschaften zum Charakter und zu der diesem Charakter entsprechenden Persönlichkeit zu complettiren, etwa so, wie wir aus einzelnen überlieferten Eigenschaften und Charakterzügen eines Menschen uns ein Gesammtbild von dessen Charakter und, je nach dem Grade unserer künstlerischen Begabung, mit grösserer oder geringerer Lebhaftigkeit auch von dessen Persönlichkeit construiren. Durch dieses freie und mächtige Eingreifen nun der Phantasie in die Götterbildung werden die Götter zu Schöpfungen des Menschengeistes, was sie bei ihrer Offenbarung und in ihrer objectiven Existenz in der Natur nicht waren, und als solche müssen sie, während die gegebenen Grundzüge ihres Wesens ihre einförmige Ausprägung nach dem absoluten und allgemeinen Begriffe des Göttlichen verhindern und die dauernde Mannigfaltigkeit ihrer Typen gewährleisten, mit der wachsenden Bildung des Menschengeistes ebenfalls wachsen und auf diesem Wege endlich bis zu den höchsten und reinsten Idealen der Poesie und der bildenden Kunst sich erheben, während ihnen obendrein die grösste Verschiedenheit der individuellen Auffassung und Gestaltung durch den Geist und die Phantasie jedes Einzelnen, jedes Dichters und jedes Künstlers garantirt bleibt. Dieses Aufsteigen bis zum reinen Ideal und diese Freiheit individueller Gestaltung, das Lebenselement des dichterischen wie des künstlerischen Schaffens ist

ist, und nur in einzelnen Gegenden als Beimischung zu ihren Göttern sich im Gedächtniss dunkel und unbestimmt behauptet hat, unberührt von der nationalen Cultur und Mythologie. Den Gegensatz der ägyptischen Thiersymbolik und Zoolatrie hebt er S. 63 scharf hervor.

[1]) Max Müller b. Welcker a. a. O. 1. S. 226 f.

aber denjenigen Religionen abgeschnitten, welche ihre Gottheiten nicht mit frei thätiger Phantasie ergriffen, sondern welche sich zum Ausdruck der ersten wahrgenommenen, das Wesen bestimmenden Merkmale des Symbols bedienten, es sei dieses welches es sein mag. Denn das durchaus bedeutsame Symbol, in welchem das Wesen der Gottheit ahnungsvoll angedeutet ist, ist keiner weiteren Entwickelung fähig, weil es das, was es als sinnliche Stellvertretung des Uebersinnlichen und Ueberschwänglichen conventioneller Weise ausdrücken soll, so lange diese Convention besteht, in der That vollkommen ausdrückt, also nur aufgehoben und durch eine andere Ausdrucksweise verdrängt und ersetzt, nicht aber, so lange es besteht, fortgebildet werden kann[1]).

Der Hauptträger der menschlich idealen Entwickelung des griechischen Götterthums, dem wir als der Grundlage der künstlerischen Darstellung des letzteren besonders nachzufragen haben, ist nun nicht sowohl der Glaube, die religio im engeren Sinn, als vielmehr der Mythus und ganz besonders die Sage. Denn der Glaube, welcher die Gottheit besonders in ihrem Verhältniss zum Menschen im Verlaufe seines von ihr bedingten und geleiteten Lebens und in Beziehung auf alle, von der Gottheit übermächtig verliehenen und verhängten Schicksale auffasst, der Glaube muss die Gottheit immer in ihrer Ueberschwänglichkeit und Erhabenheit über alles Natürliche und Menschliche zu fassen suchen, und er wird sie, trotz der im primitiven Polytheismus der Universalität entgegenstehenden speciellen Beziehung jeder einzelnen Gottheit auf ein bestimmtes Machtgebiet in der Natur und im Menschenleben, stets in mehr oder weniger grosser Allgemeinheit nach dem Begriffe des Göttlichen schlechthin darstellen oder darzustellen streben. Und in der That dürfen wir die tiefgeprägten Spuren dieser universalisirenden Wirkung des Glaubens selbst im homerischen Götterthum nicht verkennen; sie liegen klar zu Tage in der Thatsache, dass auch in den homerischen Gedichten eine gewisse Summe von Eigenschaften und Kräften als allgemeines Prädicat aller Götter erscheint, und dass, gleichwie sie alle mit dem gemeinsamen Namen als θεοί und δαίμονες bezeichnet werden, sie auch ausser in je ihrem besondern Machtgebiet über dieses hinaus nach dem Gemeinbegriff des Göttlichen in das Leben der Menschen ja in das der Natur eingreifen. Wird nun auch durch diese im engeren Sinne religiöse Auffassung die Gottheit ohne Zweifel und zwar selbst im Widerstreite gegen den Mythus begrifflich gesteigert, so liegt in derselben ein nicht zu verkennendes antipolytheistisches Prinzip, welches die mythologische Besonderheit der einzelnen Gottheiten zu verwischen und aufzuheben strebt, und welches somit das in Gefahr bringt, was wir auf seiner frühesten Entwickelungsstufe als Lebenselement der künstlerischen Darstellung des Götterthums angesprochen haben, die Vielheit und die charaktervolle Mannigfaltigkeit in dieser Vielheit. Diesem verallgemeinernden Prinzip des Glaubens wirkt nun zunächst und zumeist der Mythus entgegen, welcher den Gott ohne Rücksicht auf den Menschen in seinem Verhältniss zu andern Göttern darstellt, die Wendepunkte seines thätig gewordenen Wesens fixirt, ihm ein Schicksal gibt und ihn von andern bedingt so gut wie andere bedingend zeigt, ihm folglich seine Unendlichkeit und Ueberschwänglichkeit nimmt und ihm dafür seine Individualität und sein abgegrenztes Machtgebiet vindicirt. Und wenn nun die an und für sich seiende, Natur und Menschenleben durch ihren Willen in wunderbarer Weise bedingende Gottheit ausserhalb menschlicher Analogie wenn auch nicht fassbar und vorstellbar war, so doch als unmessbar über dieselbe gesteigert geglaubt und ahnungsvoll

[1]) Vgl. m. Gesch. d. griech. Plastik 1. S. 207.

empfunden werden konnte, so war dagegen die mythische, handelnde und leidende Gottheit und es war ihr Dasein und Schicksal durchaus nur nach der Analogie des Menschlichen denkbar und vorstellbar. Der Mythus also, der wesentlich eine Fortsetzung und eine Consequenz der Personification ist, erscheint als ein hauptsächlicher Vermittler der menschenartigen Vorstellung von den Göttern, die er aus im Glauben ewigen und uranfänglichen (*ἀειγενεταί*) zu geborenen, aus seeligen und heiligen zu liebenden und hassenden, von Leidenschaften durchglühten, aus allmächtigen zu bedingten und zu leidenden macht. So wesentlich aber auch der Anthropismus des griechischen Götterthums durch die überaus rege Thätigkeit eines reich entfalteten und üppig nach allen Seiten wuchernden Mythus bedingt sein mag, vollendet, und namentlich abgeklärt wurde die Vermenschlichung der Gottheit doch erst durch die Sage, welche sich auf hervorragende Einwirkungen der Gottheit auf das Leben ihrer Verehrer bezieht und in diesen das Wesen derselben exemplificirt. Denn während der Mythus die Gottheit in dem ihr eigenen Kreise und unter Ihresgleichen handelnd und leidend darstellt, als über manche Bedingungen des menschlichen Daseins erhaben und nicht selten in einer Weise, welche die allgemeine Analogie des Menschlichen durch ein Wunder, durch ein nur in der Götterwelt Mögliches unterbricht — es möge nur an Kronos' Kinderverschlingung, an Athenes und Dionysos' Geburt, an mancherlei Verwandlungen besonders des Zeus erinnert werden — oder während der Mythus Begebenheiten schildert, die in ihren Hebeln und Erfolgen übermenschliche Dimensionen annehmen — es sei nur der Titanenkampf in seinem ganzen Verlaufe erwähnt — während der Mythus endlich keine Beziehung der Götterwelt zur Menschenwelt ausdrückt und durch dieses Alles die eine von der andern scheidet: muss die Sage, welche die Gottheit in ihrem unmittelbaren und von den Menschen wahrgenommenen Eingreifen in das Thun und Treiben der Menschen darstellt, sie dem Menschen in trauliche Nähe des Zusammenwirkens zu gemeinsamen Zwecken rückt, dieselbe auch vollkommen nach Analogie des Menschlichen handelnd, sich kundgebend, und in einer menschlichen Sinnen fassbaren Gestalt — und das ist wo es nicht die thierische sein kann nur die menschliche — erscheinend und sich offenbarend darstellen.

Ich brauche nun wohl hier nicht zu beweisen, dass die alten Griechen der guten Zeiten im besten Sinne des Wortes fromm und gottergeben waren; denn ihre Frömmigkeit, welche sich von Homer an bei ihren grossen Dichtern und Denkern so oft in wahrhaft ergreifender Weise ausspricht und welche noch neuerdings von Männern wie Nägelsbach und Welcker[1]) betont und geltend gemacht worden ist, dürfte wohl von keinem Kundigen bezweifelt werden, ebenso wenig wie die andere Thatsache, dass die Griechen, trotz ihrem Mythus, eine grosse Idee vom Göttlichen, eine erhabene und würdige Auffassung der Gottheit besassen, die sich nicht minder in der mythischen Anschauung der Dichter, wie in den philosophischen Umdeutungen des Mythus, wie endlich in seiner und des populären Götterthums Negirung durch die Philosophie ausspricht, als diese Form zu klein und dieser Rahmen zu eng geworden war für die hochfliegenden Ideen grosser, von der Ahnung der absoluten Gottheit erfüllter Geister. — Ich brauche ferner an den unendlichen Reichthum und die schöne Entwickelung des Mythus[2]) in der *Ἑλλὰς μυθοτόκος* auch nur zu erinnern und müsste fürchten, etwas

[1]) Nägelsbach, Nachhom. Theol. S. 211—21, Welcker a. a. O. 2. S. 62 u. 190 f.; vgl. auch die von Hermann, Gottesd. Alterth. § 1 N. 7 u. in den Noten zu § 8 angeführten Schriften.

[2]) Grote, Hist. of Greece 1. 486, Welcker a. a. O. S. 65.

sehr Ueberflüssiges zu thun, wenn ich auf die ebenso reiche und ebenso schöne Entwickelung der Sage und der Sagenpoesie, sowie auf die ausserordentliche Verbreitung und Popularität der letzteren, namentlich der homerischen, von der wir uns, trotz Allem, was wir darüber wissen, doch nur schwer eine hinlänglich lebendige Vorstellung machen können, näher als in dieser Andeutung eingehen wollte. Und so eile ich zum Schlusse und versuche es, die hier vorgetragene Ansicht von dem Verhältniss der griechischen Religion in ihrer Ausbildung zur bildenden Kunst in einem Satze zusammenzufassen.

Das glückliche und energische Zusammen-, Miteinander- und Gegeneinanderwirken der zuletzt hervorgehobenen drei Factoren: erstens eines tiefen, frommen und lebendigen Glaubens, welcher die Idee der Gottheit hoch erfasste und die Religion vor der ihr durch den Mythus drohenden Veräusserlichung und Verflachung bewahrte, während er der bildenden Kunst die erhabene Aufgabe stellte, das von ihm erfasste Uebermenschliche und Uebersinnliche in den Formen des Menschlichen und Sinnlichen auszudrücken; zweitens eines höchst reichen Mythus, welcher die Sonderbedeutung der einzelnen Gottheiten festhielt und ausprägte und der bildenden Kunst wie der Poesie eine Fülle interessanter und grossartiger Bilder voll von künstlerisch wie poetisch höchst fruchtbaren und durch den Reiz des Wunderbaren über die Menschengeschichte erhabenen Situationen darbot; endlich einer lebensvollen Sage, welche die rein menschliche Gestaltung der Gottheit immer klarer herausbildete, und doch zugleich in ihrem Menschenthum und ihren Helden und Halbgöttern einen Gradmesser für die Grösse und Schönheit des über dieses Menschenthum erhabenen Götterthums darbot; das Zusammen-, Mit- und Gegeneinanderwirken dieser drei Factoren hat die griechische Religion zur günstigsten Voraussetzung und zur festesten Grundlage der Poesie und der bildenden Kunst gemacht.

Vierte allgemeine Sitzung,

unter dem Vorsitze des ersten Präsidenten, welcher zuerst den Prof. Dr. Julius Braun aus München einlud, den angemeldeten Vortrag zu halten. Derselbe verbreitete sich

Ueber den Zusammenhang aller alten Ideenkreise

also:

Geehrte Herren!

Ich möchte Ihnen die Grund- und Kernfrage aller Alterthumsstudien vorlegen, eine Frage ohne deren richtige Lösung auf bleibende Resultate weder auf nordischem noch indischem, weder auf hellenischem noch semitischem Boden zu rechnen ist. Bei der kurz gemessenen Zeit muss ich sie ohne alle Einleitung aufstellen, die Frage: Ob die menschliche Kultur an zwei verschiedenen Orten, etwa in Aegypten und Innerasien, oder gar an noch mehreren von vorn angefangen — diess ist die gegenwärtig herrschende Anschauung — oder ob das geistige Grundkapital der Menschheit bereits am ältesten Kultursitz, in Aegypten, in allem Wesentlichen vorhanden war und von dort historisch weiter geschoben wurde nach Chaldaea, von Chaldaea aber sowohl nach Indien als dem europäischen Norden, zu den Phönikern und Hebräern, wie nach Griechenland und Italien. Diess ist die Anschauung, die ich selber hier vertreten möchte. Ich läugne also die uranfängliche Selbstständigkeit eines

sog. indogermanischen Ideenkreises, und muss demzufolge bereit sein, jede indogermanische Idee oder Ideengruppe, jede irgend wesentliche Sage sofort auf eine semitische und durch diese hindurch auf eine ägyptische Wurzel zurückzuführen.

Um das mit möglichst geringem Zeitverlust thun zu können, müssen Sie mir erlauben, meinen eigenen Plan erst vorzulegen — einen Plan, der allerdings den Anspruch macht, das ganze unermessliche und sonst hoffnungslose Chaos der menschlichen Sagen- und Ideenwelt zu schlichten bis auf den untersten Grund. — Dieser Plan ist äusserst einfach. Er besteht lediglich in der Wahrnehmung, dass die ägyptische Urgeschichte, die Reihe der ägyptischen Götterregenten oder Patriarchen, und zwar grossentheils noch mit denselben Namen, in der Urgeschichte eines jeden Kulturvolks wiederkehrt. Nur ist ein ägyptischer Patriarch auf fremdem Boden auseinandergegangen in so viel neue Figuren, als er daheim schon verschiedene Namen und Auffassungen hatte. Wir erkennen die Bruchstücke der ägyptischen Patriarchen in den hebräischen der Genesis, den parsischen des Avesta und Schahname, den indischen der Veden und Puranen. Sie begegnen uns wieder bei Sanchuniathon und Hesiod, bei Homer und in der Edda. Es ist die ägyptische Patriarchengeschichte, welche bruchstückweis, oder auch unter verschiedenen Namen an demselben Platz mehrfach übereinandergegipfelt, uns vorliegt in der Urgeschichte von Kreta und Iolkos, Troja, Athen, Eleusis, Thespiä, Theben, Orchomenos, Kalydon, zu Megara und Sikyon, Korinth, Argos, Sparta, Lykosura, in Latium und Rom, bei den Kelten und Germanen. Sie wurde nach Griechenland herübergeschoben und nach dem Naturgesetz der Sage angeknüpft an alle neuen Lokale durch kanaanitische Wanderung, und wurde durch ägyptische Wanderung hinübergetragen nach Chaldäa, dort wo der ganze Boden in hundert und aber hundert Anzeichen auf eine Grundlage ägyptischer Kultur zu schliessen zwingt. Wir finden die ägyptische Göttergeschichte in den Ursagen Babel's und Ninive's, und da von Babylon aus das ganze übrige Asien bestimmt ist, auch in der Urgeschichte von Tyrus und Sidon, wie in jener von Kaschmir und Ajodja wieder. Man wird einsehen, dass, wenn es so ist, wenn wir in der That im Stande sind an allen diesen Plätzen dieselbe Sagenkette, getragen von denselben Figuren, nachzuweisen, dass dann in der That ein Ordnungsprincip gegeben und Aussicht ist, jedes abgefallene Blatt vom gemeinsamen Stammbaum aller menschlichen Ideen wieder an den richtigen Zweig des richtigen Asts zu setzen. Es sind etwa 1400 Götter und Heroen, die zu sortiren und auf dem Weg nüchterner Vergleichung historisch auf wenige Grundformen zurückzuführen waren. Da auf jede dieser Figuren im Durchschnitt 8—10 Merkmale kommen, die erwogen werden mussten (manche haben viele hunderte) — so sind es im Ganzen etwa 12,000 Merkmale, d. h. ebensoviel Fragen, die an das gegenwärtige System zu richten waren und die Jedermann wieder daran richten darf.

Eh' ich Sie auffordern darf, Einsprache zu thun oder Rechenschaft über diese und jene Einzelheit zu verlangen, muss ich nothwendig erst die Grundzüge der ägyptischen Ursage vorführen und die Wanderungsstationen andeuten, die von den Hauptfiguren jener Ursage Osiris und Typhon, Agathodämon und Kronos, eingehalten wurden. Diese vier Figuren sind die vier Hauptäste am Stammbaum der Ideen, und wenn wir sie durch das ganze Chaos wogender Nebel zu verfolgen im Stande sind, dann ordnet alles Weitere sich von selbst. Möchte aber Jeder, der zum Widerspruch bereit ist, sich selber erst prüfen, ob denn seine Ungunst aus etwas Anderem hervorgeht, als aus vermeintlich innerer Nothwendigkeit und speculativem Bedürfniss, und ob er denn auch die nöthige Kenntniss hat, die Alles erschöpfende Detail-

kenntniss von Marokko bis nach Indien und von Island bis Aethiopien — denn wo diese Kenntniss abreisst, ist für Alles, was fehlt, in der That das hergeerbte Vorurtheil der schlechteste Ersatz.

Die Aegypter kannten erstens ein System von kosmischen Begriffen, Götter welche Theile der Welt sind und aus denen die Welt ohne Lücke sich zusammensetzt: Schöpfergeist (Pan, Eros) und Urfeuer (Phtah, Hephästos), Himmel und Erde, oberer Raum und Unterwelt, Sonne und Mond — Alles inmitten einer weltumfangenden Urgottheit. An dieses System von kosmischen Begriffen hat als zweites Element eine Gruppe sagengeschichtlicher Figuren wie ein menschenerfülltes Schiff an den Ballon sich angehängt. Es ist die Familie des Osiris. Was man auch später von kosmischen Begriffen in den Osiris herabzog (nämlich alle Schöpfungskräfte, sowie in seine Gemahlin Isis die ganze weibliche Hälfte der Natur) — so ist seine Familie doch von Ursprung rein menschlich und nichts Anderes als ein vorhistorisches vergöttertes Königshaus. Osiris ward heimtückisch ermordet von seinem Bruder Typhon, und dieser Bruderhass scheint seine Wurzel zu haben in dem angeblichen Versehen des Osiris, der einst seine Schwägerin Nephthys, des Typhon Gemahlin, für seine Gemahlin Isis hielt. Isis bekam noch einen Sohn so spät nach Osiris' Tod, dass Osiris unmöglich mehr der Vater sein konnte. Darum ward sie angeklagt von Typhon, durch ein wohlmeinendes Göttergericht aber freigesprochen. Derselbe Typhon hat seinen Vater Kronos umgebracht und seiner eigenen Mutter Rhea Gewalt angethan. Man wird einsehen, dass hier jeder Versuch, physikalische und philosophische Ideen unterzuschieben, schlecht am Platze wäre; dass wir nichts vor uns haben als eine rein menschliche und sehr menschliche Sagengeschichte. Gleichwohl haben ihre Figuren, diese Gründer des ersten Menschenstaats und Wohlthäter Aegyptens, auf die man frühzeitig auch kosmische Aemter, das Erbe der kosmischen Götter, übergehen liess, einen reichen Kultus an sich gezogen und von ihm umgeben ihre Wege ins Ausland gefunden. Diese Wege sind es, von denen ein vorläufiger Ueberblick noth thut.

Osiris, der ermordete, bereits in Aegypten in wiederkehrender Feier vielbeklagte Gott, dessen Mumiensarg von Aegypten nach der Libanonküste hinüberschwamm und dort in eine Tamariske einwuchs — er heisst in Phönikien zuerst Adonis, 'mein Herr', und ist gleichfalls ein frühverstorbener und vielbeklagter, von dem Eber (Typhon-Ares) ermordeter Gott. Weil der Sarg des Osiris in einen Baum einwuchs und sammt diesem als Säule unter das Dach des Königs von Byblos gestellt, von Isis aber gefunden und aus der Tamariske gelöst wurde, weiss die phönikische Sage auch von Adonis, er sei aus einem Baum, einer Myrrha, einer Myrike (Tamariske) geboren. Er ist der Zeus Demarus des Sanchuniathon, Zeus in der Tamariske, Baal Thamar (König Tamurath der Parsensage); Zeus Endendros (Zeus im Baum) der Rhodier und Dionysos Perikionios, der von der Säule umschlossene Dionysos, in Theben. Er ist jener Thammuz (der 'Begrabene'), den die hebräischen Weiber zu Jerusalem beweinten, wie seine Mitgötter, seines traurigen Endes wegen, nach sabischer Sage zu Babylon. Er ist der syrische Hadad (der 'Vermisste'), in Kleinasien Attes, der verstümmelt wurde wie Osiris, und von seiner Mutter oder Geliebten, Rhea-Astarte oder Isis, gesucht und beweint wird, wie Osiris und Adonis. Ein Rest der Osirissage begegnet uns wieder in allen jenen syrischen und kleinasiatischen Heroen, die einen Klagekultus eigen haben, wie Linos, Mariandynos, Lityerses, Bormos, Marsyas, Memnon. Nichts Anderes ist der sagengeschichtliche Theil des hellenischen Zeus — jenes Zeus, der gestorben und auf Kreta begraben ist —, und denselben ägyptischen Gott, wie die Alten selber nicht anders wissen, wiederholt der hellenische

Dionysos, der wie Osiris zerrissen und wie Osiris Herr in der Unterwelt wurde (Dionysos-Hades, der Todtenrichter und Erlöser), von dem man aber nichts desto weniger auch ein Grab auf der Oberwelt und zwar zu Delphi zeigte. Ein weiteres verblassteres Nachbild des unterweltlichen Dionysos-Osiris ist der gleichfalls zerrissene und in die Unterwelt steigende Orpheus; ein Nachbild des staatgründenden, getreidebaufördernden oberweltlichen Osiris ist der hellenische Erfinder des Pflugs, Rhea-Demeters Liebling, Triptolemos zu Eleusis. In der letzten Verzweigung des Osiris-Astes steht der nordische Balder, gleichfalls ein schöner junger Gott, den der tückische Feuerdämon Loki, wie Typhon den Osiris, durch fremde Hand ermorden lässt — Balder, um den die ganze Schöpfung weint, wie um Thammuz und Adonis, und aus dessen Blut eine lichte Blume sprosst, wie aus Adonis' Blut. Im Ganzen kehrt Osiris etwa unter 150 verschiedenen Namen und Formen wieder.

Nicht minder bedeutsam ist Typhon, sein feindlicher Bruder und Mörder, für Aegypten und die übrige Welt geworden. Typhon war der Kriegsgott der Aegypter, der die Könige im Bogenschiessen unterrichtet. Wie dem Osiris die wohlthätige Sonnenwärme, so wurde ihm der Chamsin, der Gluthwind der Wüste, zugeeignet, und als Sturmgott wurde er auch Meeresgott. Derselbe Gluthwind gab aber Anlass, auch den kosmischen Urfeuergott Hephästos selber in ihn herabschmelzen zu lassen und namentlich in dieser Vereinigung ist es, dass wir den vormals sagengeschichtlichen Typhon an allen Enden wieder treffen. Er ist Baal Chamman, der Gott der Gluthitze, Moloch der Kanaaniter; er ist der Ariel, das Feuer Gottes, von Moab, Ares Pyroëis, der Feuerplanet Mars. Er ist der Baal Thuras, der Kriegsgott der Assyrer, Ares Thuros der Griechen, denn Thor, Thore ist ein ägyptischer Name des Feuergottes. Dieser Name kehrt wieder in Tur, dem kriegerischen Stammvater der Turanier; im indischen Turvasa; dem nordischen Kriegsgott Tyr; im italischen Turnus, dem Feind des Aeneas-Adonis; im Tyrrhenus u. s. w. Wiederholungen Typhons sind der babylonische Nimrod und Orion, der phönikische Usoos-Esau, der parsische Huschenk; sämmtlich wie Typhon wilde Jäger und Erfinder des Feuerdienstes. Wie Typhon kämpfen der babylonisch-phönikische Perseus (Bore-Seth, Typhons gewöhnlicher Name in Aegypten) und der lykische Bellerophon mit einem Ungeheuer, welches nichts als ein ägyptisches Hieroglyphenbild der von Typhon in Aegypten bekämpften Göttin der Weltordnung (der Leto von Buto) ist. Da Typhon der allverehrte Kriegsgott sowohl der kanaanitischen Herrscher in Aegypten, der sog. Hyksos, als der Pharaonen war, kann es nicht überraschen, wenn er theilweis sich zu heilsamen Thaten ausbildet, und die von ihm bekämpften Götter zu bekämpfenswerthen Ungeheuern werden. So kämpft Typhon unter dem Namen Oedipus zu Theben mit der Sphinx, d. h. mit derselben Straf- und Weltordnungsmacht (nicht zu verwechseln mit 'dem' Sphinx), die als Chimära dem Bellerophon, als Meerungeheuer Keto oder Derketo dem Perseus begegnet. Um anzudeuten, welcher Art die Merkmale sind, die eine Figur zum Typhonserben stempeln, wollen wir einen Augenblick bei diesem Oedipus verweilen, dem Niemand auf den ersten Anblick den ägyptischen Kriegs- und Sturmgott ansehen würde. Aber Oedipus hat seinen Vater umgebracht, wie Typhon: hat mit seiner Mutter sich vermählt wie Typhon. Er ist blind wie eine Menge aus der Typhonwurzel stammender Figuren, als da sind: der blinde Mars der Sabier, Ares Myopios der Griechen, der geblendete Orion, Bellerophon, Anchises, Polyphem, der Dionysosfeind Lykurgos, der blinde Hödur im Norden (Balders eigentlicher Mörder), der einäugige Hagen u. s. w. — so verschieden die Sage auch alle diese Blindheiten zu motiviren sucht. Oedipus heisst wörtlich 'Schwellfuss', eine Erinnerung an die Nilpferdefüsse des Typhon; wird

wie Typhon als Kind von seinem Vater verfolgt; ist Sohn des Laios und Vater eines feindlichen Brüderpaares, denen vollkommen entsprechende Figuren bereits in der phönikischen und hebräischen Auffassung der Typhonssage gegenüber stehen. Wir haben hier nicht den Raum zu einer Ausführung, und es soll nur eine Ahnung gegeben werden, wie mit Hülfe dieser Methode sich aufräumen lässt, und wie auf diesem Weg an psychologischer Möglichkeit und Begreiflichkeit der Sagen mindestens so viel gewonnen wird, als an einem gewissen confusen Ideenreichthum, den man sonst wohl voraussetzt, verloren geht. Da Typhon bereits in Aegypten Meeresgott ist und das Salz der 'Schaum des Typhon' heisst, muss Typhon auch wiederkehren in den phönikisch-griechischen Meeresgöttern Pontos, Glaukos, Poseidon. Poseidon (Pi-Seth, Typhons ägyptischer Name mit Artikel) ist wie Typhon zugleich Erdbebengott, Rossgott und feindlicher Bruder des Osiris-Zeus. Da dem Typhon in Aegypten das Nilpferd heilig ist, woraus auf griechischem Boden ein Landpferd werden musste, treffen wir das Pferd als heiliges Thier einer ganzen Reihe der aus Typhon losgeschälten Figuren wie Poseidon, Ares (Hippios), Hippolytos, Diomedes, Bellerophon (Hipponoos), Anchises, Erechtheus u. s. w. Auch von Typhon giebt es, bis in die nordischen Götter Loki, Uller, Freya u. s. w., bis in die indischen Rudra, Schiva Vritra u. s. w. etwa 150 verschiedene Gestalten, welche sämmtlich nicht minder die kosmischen Elemente Typhons (Sturm, Feuer), als den sagengeschichtlichen Anhang (seinen Vater- und Brudermord, seine Himmelsstürmung, sein Verhältniss zu der eigenen Mutter, z. B. in der Gewaltthat des pferdegestaltigen Poseidon an der pferde-, in Aegypten an der nilpferdegestaltigen Rhea-Demeter) wiederholen.

Aber noch über Osiris und Typhon hinaus dürfen wir die rein menschliche Sagengeschichte verfolgen, und dürfen auch noch die Eltern der Beiden, Kronos und Rhea, in diese Sagengeschichte hereinziehen. Auch Kronos und Rhea, ägyptisch Seb und Netpe, sassen auf dem Reichsthron Aegyptens, sind gestorben und begraben, und sind untrennbar von der an menschlichen Tugenden und Schandthaten reichen Familie der sterblichen Götter Aegyptens. Aber auch mit ihnen ist die letzte Grenze menschlicher Erinnerung noch nicht erreicht, sondern diese wird bezeichnet durch Agathodämon, den Beherrscher des goldenen Alters, Vorgänger des Kronos auf dem Reichsthron Aegyptens und bald als Vater, bald als Bruder des Kronos gedacht. Er wurde durch Kronos vom Thron gestürzt, ins Weite gejagt und entmannt. Die Entmannung ist ägyptische Siegersitte, kommt in der ägyptischen Götter- und Menschengeschichte noch öfter vor und ist am obersten Nil heute noch üblich. Mit der Frau dieses Agathodämon, mit Rhea-Okeame, stand Kronos vorher schon in verbotenem Umgang, und von Rhea's Kindern wird gewöhnlich Osiris und Isis dem Agathodämon, Typhon dem Kronos zugeschrieben. Allerdings hat man nachmals in jenem Beherrscher des goldenen Alters, das von Kronos, der Paradiesesschlange, zerrissen wird, alle wohlthätigen Schöpfungskräfte verkörpert gedacht, wie in Kronos die zerstörende Urzeit — hat den sterblichen Agathodämon zusammenschwinden lassen mit dem Urgeiste Amun-Kneph, der die Welt in Schlangengestalt umfangen hält und in Bewegung setzt, und darum ägyptisch Em-Pe (Emeph), Beweger des Himmels, heisst. Es ist der griechische, von Kronos entmannte Uranos. Dieselbe weltumfangende Schlange, dieses Bild der Allgegenwart, ist auch als Strom gedacht, der die Welt kreisrund umfliesst und als Nil in sie hereinlenkt, Okkam, Okeanos. Okkam ist der ägyptische Name des Nil und noch Herodot glaubt die Meinung bekämpfen zu müssen, dass der Nil ein Ausfluss des Okeanos sei. Aber nicht nur im Okeanos und Nil (Jupiter Nilus) ist der Urgeist verkörpert, sondern auch in der Sonne, Amun als Sonne, Amun-Re. So kommt es, dass

statt des Agathodämon auch Helios als früherer, dem Kronos feindlicher Gatte der Rhea genannt wird. Diese Entwicklung, die wir hier im Einzelnen nicht mit den Zeugnissen (des Plutarch, Manetho u. s. w.) zu belegen Raum haben, muss man festhalten, um zu begreifen, wie dieselbe Figur zugleich Uranos und Okeanos, Helios und sterblicher Beherrscher des Paradieses sein kann. Mit allen diesen Eigenschaften und Aufgaben begegnet sie uns an bedeutsamster Stelle in allen bedeutsamsten Sagen und Religionen an allen Enden der alten Welt wieder.

Durch Aufnahme jener kosmischen Elemente war Agathodämon allerdings der Sterblichkeit entrückt, und Er, der als Helios in seiner Barke über den himmlischen Ocean fährt, konnte nicht mehr der unterliegende Theil sein. Man nahm an, er habe zur Vertilgung des himmelstürmenden Kronos und seiner Giganten eine ungeheure Fluth, wie er selber als Okeanos es kann, erlassen, und habe auf seiner himmlischen Barke die treugebliebenen Götter und Geister über diese Fluth hinweggerettet. Diese Barke sehen wir abgebildet auf ägyptischen Tempelwänden und sehen den Helios selber auf deren Vorderende stehend wie er mit dem Spiess nach dem, in Menschen- oder Schlangengestalt, unter dem Ocean liegenden Kronos (Apophis, dem Giganten) stösst. Diese Barke mit dem Widderkopf Amuns am Vorderende trug man in symbolischer Nachbildung durch die Amunsstadt Theben. So ist sie dargestellt am Karnaktempel zu Theben, getragen von vier mal zehn Priestern, je zehn in der Breite, also ungeheuer gross, woraus zu schliessen ist, wie gross man ihr himmlisches Urbild dachte. Ungeheuere Grösse schreibt die babylonische Sage auch der Barke des Xisuthrus zu, worin dieser gleichfalls einen Rest des vorfluthlichen Alters über die Fluth hinwegrettete. Nach der Fluth wurde Xisuthrus in den Himmel erhoben. Da dieser Xisuthrus-Deukalion zugleich der fluthergiessende Wassermann im babylonischen Thierkreis ist, so werden wir nicht zweifeln dürfen, dass er selber die Fluth ergossen hat, und da nach einer Fülle von asiatischen Sagen (bei Eusebius u. s. w.) die Giganten in der Fluth umkamen, werden wir nicht zweifeln dürfen, dass die Fluth zur Vertilgung der Giganten ergossen wurde. Des Xisuthrus Nachbild ist der biblische Noah, der gleichfalls nur Götter in seiner Barke hat (Sem, Cham und Japhet) und selber wie Agathodämon-Uranos verstümmelt wird (1 Mos. 9, 22: nach altrabbinischer und allein richtiger Interpunktion, 'Wajiggad' statt 'Wajagged') und seinem Verstümmler flucht: ferner Deukalion, dieser Schöpfer der Menschheit, die also erst nach ihm in die Welt kommt; und der indische Manu, in dessen Barke gleichfalls nur Götter, die sieben Rischi's, fahren, und der gleichfalls nach der Fluth Vater der Menschheit wird. Jener ägyptische Agathodämon ist als Helios nicht nur Urquell des physischen, sondern auch des geistigen Lichtes. Er hat vor der Fluth die Offenbarungstafeln beschrieben, welche nach der Fluth sein Sohn, der zweimal grosse Hermes, den Menschen in menschliche Sprache und Schrift übersetzt hat. Dies sind die Offenbarungstafeln, welche vor der Fluth jener babylonische Xisuthrus zu Sippara, der Stadt des Sonnengottes am Euphrat, vergrub, damit sie nach der Fluth der Menschheit verbleiben sollten; die Offenbarungstafeln des Noah, von denen wenigstens die ausserbiblische Ueberlieferung weiss; die Offenbarungsweisheit, welche dem indischen Manu jener göttliche, vor seine Barke gespannte Fisch (Wischnu, eine andere Form des Agathodämon selbst) mittheilt; die goldenen Tafeln, welche die nordischen Asen nach der Fluth auf der erneuten Erde im Grase wiederfinden. Aber nicht nur die Ideenmerkmale, von denen wir nur das Nothdürftigste berühren, bleiben dieselben durch die ganze Welt, sondern auch der ägyptische Name Agathodämons ist allenthalben mitgegangen. Er lautet Okkam, Ogenos, und

erscheint wieder im phönikischen Agenor; im griechischen Aegeus (von dem das ägeische Meer den Namen hat); im Meeresriesen Aegäon; im nordischen Oegir; im babylonischen Offenbarungsgott Oannes (Ogannes, fischgestaltig wie Wischnu und Agathodämon); im indischen Weisheitsgott Ganesa, der über jedem Eingang wacht, wie der ägyptische Helios, und mit dessen Anrufung jedes Geschäft begonnen wird. Diesen Ganesa haben wir auch dem Wortlaut nach wieder im römischen Genius, dem Gott Genius, welcher schlangengestaltig ist wie der ägyptische Urgeist Ogenos, und in dem römischen Janus oder Eanus (Eganus), dem Beherrscher des goldenen Alters, der mit seinen zwei Gesichtern, seinen Symbolen (Barke und Fisch, Schlüssel und Stab), seinen Aufgaben wie Thürüberwachung u. s. w., dem ägyptischen Sonnengott so vollkommen treu entspricht. Noch einmal derselbe Wortstamm findet sich in Ganymed, der nachmals herabgesunken ist zum Mundschenken der Götter, ursprünglich aber Wassermann im Thierkreis, also Eins mit Deukalion, und nach Pindar Vorstand der Nilquellen ist. Ganymed ist Bruder des Ilos, d. h. des Kronos, wie Agathodämon; wird lebendig in den Himmel erhoben, wie Xisuthrus, Henoch und andere aus Agathodämon gewordene Figuren, und zwar vom Adler (Achem, Okkam), der Hieroglyphe des Nilstroms.

Wir haben leider den Raum nicht, auch nur anzudeuten, wie dieser Agathodämon enthalten ist in allen grossen guten Göttern, die an der Spitze eines Götterhimmels stehen (Zeus, Odin, Ormuzd, Wischnu), sowohl mit seinen kosmischen Aufgaben als seinen sagengeschichtlichen Erinnerungen, oder wie zahlreich die Niederschläge derselben Figur in der ausserägyptischen Sagengeschichte sind. Agathodämons Offenbarungsweisheit und Schrifterfindung, seine ganze oder theilweise Schlangengestalt kehrt wieder in dem phönikischen Uranos und Surmubelos, in Ophion, Cadmus, Cekrops u. s. w. Sein ägyptischer Name Emeph und ein Rest der Uranossage ist übrig bei Amphion, Amphiaraus, Amphiktyon, Amphitryon. Das Irren des aus seinem Reich, dem goldenen Alter, verstossenen Agathodämon begegnet uns im Irren des aus dem Paradies verstossenen Adam (der Rabbinensage); des Dschemschid (im Avesta Jima, Jchima, griechisch Achämenes, also abermals Agathodämons ägyptischer Name Okkam oder Achem); im Sturz des in eine Schlange verwandelten Götterkönigs Nahuscha in Indien; im Irren des Ogyges, der sowohl Theben in Böotien (wie die mit ihm identischen Amphion und Cadmus), als die Amunstadt Theben in Aegypten gebaut; im Sturz des Epimetheus, im Irren des Odysseus-Hermes u. s. w. Wir haben den Agathodämon im Ganzen etwa 250 mal.

Gleichwohl hat sein Ueberwinder Kronos, er, der den ersten Riss ins goldene Alter brachte, wo möglich eine noch grössere und nachhaltigere Bedeutung erlangt. Das verdankt dieser von Haus aus übelthätige Gott, in den man beim allgemeinen Herabrücken der kosmischen Begriffe den zerstörenden Gott der Urzeit herabzog, der grossartigen Verklärung, die er zu Babylon erlebt hat. Man liess den Zeitgott, den halb kosmischen, halb sagengeschichtlichen Bel von Babel, daselbst eintreten an die Stelle des innenweltlichen Schöpfergeistes, des ägyptischen Pan (Harseph, Monthu u. s. w.), und hat ihn mit all dessen Aufgaben betraut. Jener innenweltliche Schöpfergeist (bei den Griechen Phanes und Eros, bei den Phönikern Pothos, in Babylon Apason; in Indien Kama, bei den Parsen Bahman, im Norden Wili, Hönir, Eigill u. s. w.) — jener Liebesgott, der im Eingang der Dinge war, jener Mittler zwischen dem Urgeist, dessen innenweltliche Entwicklung er ist, und der Welt — räumt also seine Stelle, und mit ihr seine welt- und menschenschöpferische Aufgabe dem Lokalgott der Babylonier zu Babylon und in einer grossen Zahl der von Babylon abhängigen Systeme. Nun wird Belitan, der Zeitgott, 'zum intelligibeln Verstand', Moymis (im Norden Mimir) oder Memra,

das Wort, der Logos, und Mittler zwischen Gott und der Welt, Aeon Protogonos, Metis (als männlicher Gott) und Prometheus (gleichfalls nur ein Kronosname). Als Vater der Menschheit (wir können hier den ganzen Process nicht erschöpfen, durch den er dazu geworden ist) steht er nun mit Recht an der Spitze fast aller Völker. Aegyptisch hiess er Seb oder Keb, wörtlich 'die Zeit'. Das ist Kepheus, der Stammvater der Kephener (der Babylonier und Perser), Vater der Isis-Andromeda, und derselbe Namen kehrt wieder im trojanischen Kapys, im griechischen Kephalos und Kapaneus, im parsischen Kawus, im indischen Kawi — Alles nur Träger von Resten einer und derselben Kronossage. Ein anderer Kronosnamen ist Chaldaios, Stammvater der Chaldäer, von Cheled, Zeit, und Elam, Stammvater der Elamiten (der phönikische Gott Ulomos), wörtlich 'Zeit' und Ewigkeit. Auch der Gott der Araber zu Mekka, Aud, heisst wörtlich 'Zeit' (auch Obodas, Vater der Zeit). Die Kaaba zu Mekka war ein Kronostempel und der schwarze Stein ist die Farbe des Kronos. Assur, der Gott von Ninive, von den Griechen Ninus genannt, und vermählt mit Semiramis (d. h. Aphrodite Urania) — Semiramis, welche auch des Kronos Gemahlin heisst — ist abermals Kronos. Dasselbe ist Aram, der Stammvater der Syrer, Aram, wörtlich der 'Hohe'. Dasselbe ist Hellen, Stammvater der Hellenen, Hellen der Gigant, der nach Suidas den babylonischen Thurm gebaut, wie Bel-Kronos zur Erstürmung des Himmels. Dieser Name Hellen lautet semitisch 'Eljon', der Höchste, und ist einer der gewöhnlichsten Kronosnamen. Dasselbe ist Ion, Stammvater der Ionier (Iaones), chaldäisch Iao. Aber auch Rom, dieser Name, der millionenmal genannt und niemals noch verstanden wurde, erklärt sich nur aus den Lokalkulten Syriens und Phönikiens. Rom ist Saturnsgründung, wie jede bedeutende Stadt, und ihre älteste Anlage auf dem kapitolinischen Hügel hiess Saturnia. Rom ist aber ein Name Saturns, desselben Saturn, der seinen Namen Ilos der Stadt Troja, seinen Namen Ninus der Stadt Ninive, seinen Namen Sem (der Hohe, Herkules Semo in Rom) der Stadt Damaskus (Scham), seinen Namen Iton (Belitan) verschiedenen Plätzen des Namens Itone gegeben. Samem-Rum, der Himmels-Höchste, hiess Kronos zu Tyrus (die weibliche Form dazu ist Semiramis). Baal-Ram, Herr der Höhe, und Ab-Ram, Vater der Höhe, d. h. der Höchste, hiess er in Syrien; Abu-Rom zu Haran. Wir haben angedeutet, wie ein Niederschlag der Agathodämonsage in der Sage vom irrenden Odysseus enthalten sei. Darnach dürfen wir anfragen, ob nicht Odysseus auch einen Sohn habe, von dem er umgebracht wurde, wie Agathodämon von seinem Sohn Kronos. So ist es in der That, und jener Odysseussohn hiess Romus. Ich sollte meinen, es dürfte die Verächter des semitischen Alterthums denn doch nachdenklich machen, dass sie nicht einmal im Stande sind, aus indogermanischem Lexikon auch nur die Namen Rom und Hellas zu erklären.

Ich darf nicht weitergehen. Die Zeit reicht nicht, auch nur ein fleischloses Gerippe aufzustellen. Auf die Hoffnung Rechenschaft geben zu dürfen über diese oder jene Einzelheit, und Antwort zu stehen auf jede Frage aus dem Gebiet der alten Ideengeschichte, muss, wie ich sehe, verzichtet werden. Lassen Sie mich nur noch andeuten, dass ein solcher Plan denn doch die einzige Möglichkeit ist, alle jetzt so weit auseinandergehenden Bestrebungen von Philologen, Orientalisten und Germanisten unter ein einziges Ziel zu vereinigen. Ein letztes Ziel können doch die Sprachen nicht sein, denn sie sind es, durch die man zu den Quellen steigt. Es ist auch keine antiquarische Privatlaune, die uns treibt, zu wissen, wie die alten Griechen oder Römer dies oder jenes gemacht. Nicht einmal ein ästhetisches Bedürfniss ist mehr vorwiegend, wie vormals, da man bei den Alten einkehren musste, um selber

wieder zu einer Literatur und bildenden Kunst zu kommen. Das haben wir ja jetzt und verdanken es bereits den Alten. Damals kannte man nur Griechenland und Rom. Jetzt tauchen die begrabenen Völker an allen Enden wieder auf und bringen die Beweise ihres Antheils an der Weltgeschichte und Weltculturgeschichte bei. Jetzt gilt es offenbar ein höheres, ein historisches Ziel, eine Geistesgeschichte der ganzen Menschheit, eine Naturgeschichte des Menschengeistes, auf dass wir inne werden, wie wir selber zu der gegenwärtigen Habe gekommen sind und unseren eigenen Vorstellungskreis erst verstehen lernen. Ich sollte meinen, das wäre die würdigste Aufgabe, in der alle jene Einzelstudien sich verwerthen liessen, und dies ist's, was ich Ihrem Nachdenken anheimgeben möchte.

Nach Prof. Dr. Braun erhielt jetzt zuerst Gymnasiallehrer W. Biehl aus Salzburg das Wort:

Ueber die Aristotelische Definition der Seele.

Aristoteles selbst, sagt der Redner, legt ausdrücklich der Erkenntniss der Seele und dessen, was ihr als solcher zukommt, eine sehr hohe Bedeutung bei (402ª1 sqq.). Schon daraus erhellt, dass eine richtige Auffassung des Aristotelischen Begriffes der Seele für das wahre Verständniss der leitenden Grundgedanken des ganzen Aristotelischen Systems von der höchsten Wichtigkeit sein muss. Und das ist hauptsächlich der Grund, warum ich mir gerade diesen Gegenstand zur Erörterung gewählt habe. Doch da ich nur von der Seele sprechen werde, inwiefern sie in der bekannten Definition des Aristoteles enthalten ist, so muss ich, um von vorneherein etwaigen Missverständnissen meiner folgenden Auseinandersetzung vorzubeugen, auf diese Beschränkung meiner Aufgabe aufmerksam machen. Aristoteles definirt nämlich die Seele mit den Worten: *Ψυχή ἐστι ἐντελέχεια ἡ πρώτη σώματος φυσικοῦ δυνάμει ζωὴν ἔχοντος* (412ª27, ᵇ5) die Seele ist die erste Entelechie eines physischen Körpers, der dem Vermögen nach Leben hat. Wie schon aus den Worten dieser Definition hervorgeht, betrifft dieselbe nur die Seele, inwieferne sie in nothwendiger Beziehung zum Körper steht, also die ernährende, ortsbewegende und empfindende oder wahrnehmende Seele; inwieferne sie aber *νοῦς* im eigentlichen Sinne, nämlich *θεωρητικὸς* oder *ποιητικὸς νοῦς* ist, steht sie nach Aristoteles in keiner nothwendigen Beziehung zum Körper mehr und fällt also ausserhalb der vorliegenden Definition.[1]) Nur von der ersteren wird also auch im Folgenden die Rede sein.

Aristoteles bemerkt öfter,[2]) dass die alten Naturphilosophen die Bildung der natürlichen Wesen ausschliesslich auf die nothwendigen, d. h. materiellen Ursachen oder die Elemente zurückgeführt hätten, und wenn sie auch von einer andern Ursache gesprochen, so hätten sie dieselbe doch nicht weiter verwendet, bei welchen Worten man unwillkürlich an die gleiche Klage Platons im Phädo (cap. 46 u. 47) erinnert wird. So hatte z. B. Empedokles, der dem Aristoteles als Hauptvertreter dieser Richtung gilt, die Entstehung der Bauchhöhle und der Gedärme dadurch erklärt, dass in dem Körper hin- und herströmendes Wasser denselben aushöhle,[3]) die Entstehung der Nasenlöcher, indem sich die Luft durch den Körper eine Oeffnung bilde,[4]) die Bildung des Rückgrats, indem der Knochen durch Beugung gebrochen werde,[5]) und die Ent-

---

[1]) 413ª7; 641ª28 sqq. 403ª4, 1026ª5. [2]) 198ᵇ12 sqq. 194ª19 sqq. 639ᵇ22. [3]) 640ᵇ30. [4]) 640ᵇ15. [5]) 640ª21.

stehung eines vollständigen organischen Gebildes, indem, wenn von den so entstandenen einzelnen Gliedern die zu einander passenden zufällig zusammenkommen, z. B. ein menschlicher Kopf und der zu ihm passende Leib, das Wesen alsdann erhalten werde und fortbestehe, im entgegengesetzten Falle zu Grunde gehe.[1])

Aber nicht blos die Entstehung der organischen Wesen, sondern auch deren Erhaltung und Ernährung hatte er aus den elementaren Kräften der Materie erklärt, die Pflanze z. B. werde unten durch die Erde, oben durch das Feuer ernährt, da dieses die nothwendigen Richtungen beider Elemente seien.[2]) Ja selbst die Wahrnehmung, die αἴσθησις, führte er, wie die übrigen Naturphilosophen, die ausser der Materie keine andere Ursache kannten, nach dem Grundsatze, dass Gleiches durch Gleiches erkannt werde, auf die Elemente zurück.[3])

Der Wahrheit näher steht nach der Ansicht des Aristoteles Demokrit,[4]) indem er als das Wesen der Dinge die äussere Gestalt betrachtete.[5]) Derselbe hatte nämlich eine unendliche Verschiedenheit der Gestalten seiner numerisch unendlichen Atome angenommen und aus dieser Verschiedenheit der Gestalten, sowie aus der Verschiedenheit der Zusammenfügung und Verflechtung, zu welcher er sogar, wie ein Scholiast berichtet,[6]) den einzelnen Atomen Haken verliehen haben soll, die Bildung der Wesen erklärt.[7]) Desgleichen führte auch er die Ernährung[8]) und das Leben[9]) auf seine Atome zurück. Zu seiner Widerlegung genügte dem Aristoteles die eine Thatsache, dass der Leichnam zwar noch eine Zeit lang die äussere Gestalt beibehalte, aber kein Leben mehr habe.[11])

Solche Ansichten nun konnten weder dem Plato noch dem Aristoteles genügen. Wohl hätte sich Aristoteles mit solchen Erklärungen begnügt, wenn die Natur nur unorganische Körper, zu welchen er gewissermassen auch noch die gleichtheiligen rechnet, welche dem eigentlichen organischen Körper unmittelbar als Substrat dienen, wie Fleisch, Blut, Knochen,[12]) also wenn die Natur nur solche, aber keine organischen Körper aufwiese. Allein letztere vermochte er unmöglich aus den elementaren Kräften der Materie zu erklären. Denn diese wirken mit einer bestimmten, nothwendigen Richtung,[13]) blind, ohne ein bestimmtes in ihnen selbst liegendes Maass, so dass sie unmöglich ein solches Gebilde hervorbringen, in welchem jeder Theil seine bestimmte Form und Function und alle zu einander in einem bestimmten Verhältnisse stehen, ein Glied dem andern und alle einem Ganzen und einer Gesammtthätigkeit dienen.[14]) Und gesetzt, dass die Kräfte der Materie ein solches Product zu Stande brächten, so könnte dieses nur durch Zufall geschehen; allein die natürlichen Wesen werden entweder immer oder doch meistentheils so, wie sie werden.[15]) Das 'immer' oder 'meistentheils' sind aber Bestimmungen, die einem zufälligen Werden nicht zukommen. Wenn also die organischen Gebilde aus den materiellen Kräften nur durch ein zufälliges Werden erklärt werden können, dieses aber unmöglich ist, so bleibt nach der Ansicht des Aristoteles[16]) nichts übrig zu ihrer Erklärung, als ein Wesswegen, ein Ziel anzunehmen, dem das Werden zustrebt. Dieses folgt ihm auch daraus, dass wir überall ein Wesswegen annehmen, wo eine continuirliche Bewegung, wenn sie nicht gehindert wird, ein bestimmtes Ziel verfolge.[17]) Es ist ein bekannter Satz des Aristoteles, dass die Kunst μίμησις sei, und inwieferne sie nun

---

[1]) 196ª20, 333ᵇ11 sqq. 334ª27. [2]) 415ᵇ29. [3]) 334ª10; 404ᵇ8 sqq. [4]) 985ᵇ14; 1042ᵇ11. [5]) 640ᵇ28. [6]) Schol. zu Arist. ed. Brandis. 488ª26. [7]) 303ª4 sqq. 325ª1. [8]) 652ᵇ8. [9]) 405ª8. 404ª1 sqq., 472ª4. [11]) 640ᵇ34. [12]) 390ᵇ2, 321ᵇ30; cf. 734ᵇ34, 743ª21. [13]) 1034ª15. [14]) 645ᵇ17; 641ᵇ18 sqq. [15]) 333ᵇ5. [16]) 198ᵇ34 sqq. 640ª3. [17]) 199ª8ᵇ15, 194ª29; 641ᵇ24.

die Natur nachahme, glaubt er sich berechtigt von der Art und Weise der künstlerischen Thätigkeit auf das Wirken der Natur zurückzuschliessen.[1]) Das ganze Wirken der Kunst aber geschieht eines bestimmten Zweckes wegen, also auch das der Natur. Wohl vermag Wärme und Kälte durch ihre zusammenziehende und verdichtende Kraft Eisen und Silber hervorzubringen, nicht mehr aber eine Säge oder Schaale,[2]) sondern dazu bedarf es eines bestimmten Zweckes, welcher als Gedanke oder Bild der Seele des Künstlers vorschwebt, und ihn sowohl bei der Wahl der Materie, denn nicht jede Materie ist zu einer Säge u. s. w. passend, wie der Werkzeuge leitet, und ihn nöthigt, nicht jede beliebige Bewegung den Werkzeugen mitzutheilen, sondern nur bestimmte, damit der Stoff diese bestimmte Gestalt erhalte, um seinem Zwecke zu entsprechen.[3]) Aehnlich ist der Vorgang bei dem natürlichen Werden. Die erzeugende Seele des männlichen Individuums, die dem Künstler analog ist, theilt dem *σπέρμα*, als einem verwendbaren Ueberschuss der letzten Nahrung, nämlich des Blutes, dieselbe Bewegung mit, welche das Blut hat zur Erhaltung der einzelnen Körpertheile. Mit dieser bestimmten, dem *σπέρμα* als Werkzeug mitgetheilten Bewegung bewegt nun derselbe den reinsten Theil der *καταμήνια* (739ª7) und bildet aus ihm als dem Stoffe das bestimmte lebendige Wesen.[4]) Also ist auch hier die Zweckursache das erste, durch welche erst diese oder jene Bewegung des *σπέρμα* veranlasst wird. Auch in der Natur ist daher eine Zweckursache anzuerkennen, ja noch in höherem Grade, als in der Kunst.[5]) Die Entstehung der Naturobjecte aus Wärme und Feuer zu behaupten, sei, wie er sich ausdrückt, *λίαν ὀργανικῶς* (336ª2), *ὀργανικῶς* nämlich, indem diese Erklärung gleichkomme derjenigen, welche die Bildung eines Kunstwerkes aus den blossen Werkzeugen, ohne den Werkmeister annehme, und *λίαν ὀργανικῶς*, indem das Feuer nicht analog dem Werkzeug wirke, sondern noch unter demselben stehe.[6]) Wenn nun aber Jemand den Zweck in der Natur desshalb leugnen wollte, weil die Natur unbewusst und ohne Ueberlegung schaffe, so schaffe ja auch die Kunst ohne sich zu berathen (199ᵇ28), wobei, wie Zeller (325) richtig bemerkt, Aristoteles nur eine solche künstlerische Thätigkeit verstanden haben kann, die dem Künstler zur zweiten Natur geworden sei. (Die Naturorganismen unterscheiden sich von den Kunstproducten hauptsächlich dadurch, dass bei ersteren die Zweckursache zugleich das active Princip der Bewegung in denselben ist, daher sie sich selbst bewegen, während sie in der Kunst nur das Princip der Bewegung in einem andern ist.)[7])

Dieser Zweck nun ist dem Aristoteles, wie aus dem vorhergehenden erhellt, nichts anderes als der stofflose Begriff, die wesentliche Form, die in dem Stoffe, als ihrem nothwendigen Substrate Existenz erhält. Als essentielle Form ist sie die eigentliche Ursache der natürlichen Organismen, dasjenige, was sie zu dem macht, was sie sind, ihr eigentlicher Seinsgrund, ja das eigentliche, bleibende Sein selbst, die *οὐσία*,[8]) und in der Verschiedenheit dieses Seinsgrundes liegt die Ursache der Verschiedenheit der concreten Wesen. Die Materie ist nur die nothwendige Ursache, die conditio sine qua non, sie ist der Stoff, in welchem sich der Zweckbegriff verwirklicht,[9]) und zwar ist bei der Naturproduction die Beziehung der Form zum Stoffe so wesentlich, dass sich dieselbe nicht in jedem beliebigen Stoffe, sondern nur in einem bestimmten, gerade für sie passenden verwirklichen könne.[10]) Und in der

---

[1]) 199ª15, 194ª21, 639ᵇ15; 335ᵇ31. [2]) 390ᵇ11, 734ᵇ35. [3]) 740ᵇ26, 730ᵇ19 sqq. 735ª1, 640ª11. [4]) 740ᵇ29, 737ª18, 730ª19. [5]) 645ª23, 641ᵇ12; 199ª7. [6]) 652ᵇ13, 641ª9. [7]) 1025ᵇ20, 1015ª15. 192ᵇ cap. 1; 735ª3. [8]) 200ª14, 639ᵇ14 sqq. [9]) 639ᵇ26, 640ª3, 642ª2, 200ª. [10]) 1025ᵇ34; 194ª12ᵇ9; 734ª24.

Anwendung dieses Zweckbegriffes, als der eigentlichen Seinsursache der Naturproducte, geht Aristoteles so weit, dass er ihn, wenn auch hauptsächlich, doch nicht allein als Seinsgrund der lebenden Wesen, sondern selbst der unorganischen Natur und der Elemente,[1]) wenn auch nur in undeutlichen Spuren ausgedrückt, anerkennt. Daher schreibt er sogar den Elementen gewissermassen eine Seele zu[2]) — es ist nämlich die Seele, wie wir bald sehen werden, nichts anderes als dieser Zweckbegriff, diese wesentliche Form selbst.

Man sieht aus all diesem, dass Aristoteles im Grundprincip mit Plato einverstanden ist, der Hauptunterschied ist nur der, dass Plato diesen Zweckbegriffen, seinen Ideen, eine von aller Materie getrennte, für sich bestehende Existenz verleiht, während Aristoteles ihr Dasein nur in den concreten Einzeldingen anerkennt; immerhin freilich ein Unterschied gross genug, um die vielfachen und scharfen Angriffe des Aristoteles gegen die Ideenlehre zu begreifen. Diese Verwandtschaft der aristotelischen und platonischen Ansicht wird noch grösser, wenn man erwägt, dass Aristoteles von Plato zu wiederholten Malen behauptet,[3]) dass er nur Ideen von den Producten der Natur angenommen habe, und andererseits Aristoteles selbst nur die individuellen Naturdinge als wahre Substanzen anerkennt[4]) und daher strenge genommen auch nur bei ihnen von einem Zweckbegriffe in dem bis jetzt angegebenen Sinne sprechen kann. Dieser reine, bei den concreten Dingen nur durch das Denken von dem Stoffe trennbare Begriff nun ist dem Aristoteles causa finalis, essentialis und causa movens der Naturorganismen, Denn bekanntlich werden diese drei Ursachen von Aristoteles auf eine zurückgeführt[5]): als causa motrix ist er ihm die eigentliche φύσις und die Materie ist nur φύσις in Beziehung auf ihn, insofern sie durch die Form bestimmt wird. (641ª30, 641ᵇ26, 642ª17, 200ª23, 193ᵇ6 sqq.) Und wenn man dieses festhält, so ist, glaube ich, der Begriff φύσις nicht so unbestimmt, wie es scheint; denn φύσις ist entweder die im Einzelnen wirkende Form, oder es ist eine Collectivbezeichnung für die Gesammtheit der in der Materie wirkenden Zweckbegriffe. Und endlich ist dieser Zweckbegriff, und darauf kommt es uns hier hauptsächlich an, die Seele selbst.[6]) Dass letztere Behauptung richtig sei, geht sowohl aus der Form und den Worten der Definition selbst hervor — doch davon gleich nachher, — als auch aus der Art und Weise, wie Aristoteles seinen Begriff der Seele gewinnt. Sein Gedankengang dabei ist etwa folgender:

Unter Seele, von welcher nur bei sich selbst bewegenden oder lebenden Wesen die Rede ist, versteht man allgemein den Grund, die Ursache des Lebens. Worin besteht nun die Ursache der Lebenserscheinungen? Wie es nur zwei Seinsgründe des sinnlich wahrnehmbaren Seins giebt,[7]) nämlich die Materie und die begriffliche Form, so auch der Lebenserscheinungen und des lebendigen Wesens selbst. Der Körper nun, sowohl seinen materiellen Bestandtheilen wie seiner äusseren Gestalt nach, kann nicht der Grund des Lebens sein, denn das beweist der Leichnam, der, obgleich die Materie und die äussere Gestalt noch dieselben sind, doch kein Leben mehr zeigt,[8]) es muss also die begriffliche Form der Grund des Lebens und die Seele sein;[9])

oder wie er anderwärts sagt, die einzelnen Körpertheile dienen einer bestimmten Verrichtung, so wie der ganze Körper einer Gesammtthätigkeit,[10]) und nur wenn sie diesen Zweck

---

[1]) 390ª3 sqq. [2]) 742ª21; 778ª2. [3]) 1070ª18, 991ᵇ6. [4]) 1041ᵇ29, 1043ª4ᵇ21, 192ᵇ34. [5]) 1044ᵇ1, 715ª8, 198ª25. [6]) 645ᵇ19, 641ª17. [7]) 642ª2, 191ª14. [8]) 640ᵇ34, 641ª18. [9]) 738ᵇ27. [10]) 645ᵇsqq. 642ª12.

ausführen können, sind sie, wie jedes andere Werkzeug das, was sie sind, im entgegengesetzten Falle nur gleichnamig, die Hand z. B. ähnlich einer hölzernen Hand;[1]) diesen ihren Zweck können sie aber nicht ausführen, ohne dass sie Empfindung haben,[2]) diese Empfindung aber haben sie weder aus ihrer Materie noch aus ihrer äussern Gestalt; der eigentliche Seins- und Lebensgrund, d. h. dasjenige, was sie zu dem macht, was sie sind, kann also nicht in dem Körper als solchem liegen, sondern er muss, da der Körper auf Seiten der materiellen Ursache steht, — was daraus hervorgeht, dass der Leichnam wieder in die ursprünglichen Elemente zerfällt, — in der andern Seinsursache, der begrifflichen Form liegen, die Seele als Lebensgrund kann ihm daher nur die begriffliche Form sein.

In dem Bisherigen nun glaube ich dargelegt zu haben, welche Vorstellung Aristoteles mit dem Worte *ψυχή* verband. Es erübrigt also nur noch, kurz Einiges über die Form und die einzelnen Ausdrücke seiner oben bereits angeführten Definition anzugeben.

Was den Ausdruck *ἐντελέχεια* anlangt, so giebt, von einem etwaigen Unterschiede zwischen *ἐντελέχεια* und *ἐνέργεια* ganz abgesehen, Aristoteles, so viel ich weiss, nirgends eine eigentliche Definition desselben, selbst an dem Orte nicht, wo er eigens weitläufiger diesen Begriff behandelt, nämlich im Buche Θ der Metaphysik. Denn dort bestimmt er sie blos negativ als Nicht-*δύναμις*[3]) und fügt ausdrücklich die Bemerkung bei, dass man nicht von allem und jedem eine Definition suchen dürfe, sondern dass man mit einem Ueberblick der analogen Fälle zufrieden sein müsse. Diese Fälle nun theilt er in zwei Classen, die einen verhalten sich, wie Bewegung zum Vermögen z. B. das Hausbauen oder die *οἰκοδόμησις* zu dem *οἰκοδομικός*. Allein die *ἐνέργεια* als *κίνησις* wird wieder beschränkt,[4]) indem die *κίνησις* entweder ihren Zweck ausserhalb habe, wie das Hausbauen das Haus, oder in sich, also Selbstzweck sei, wohin er das Sehen, Denken, Leben u. s. w. rechnet.[5]) Ersteres ist *κίνησις* im engern und eigentlichen Sinne und als solches *ἐνέργεια ἀτελής*, letztere eigentliche *ἐνέργεια*.[6]) Die andere Classe der *ἐνέργεια* solle sich verhalten, wie Wesenheit zu einer gewissen *ὕλη*,[7]) oder wie wohl aus den angeführten Beispielen hervorgeht, wie das concret Seiende zur Möglichkeit, wie z. B. das wirkliche Haus zur Materie des Hauses, wie der wirkliche Mensch zu den *καταμήνια*. Diese verschiedenen *ἐνέργειαι* haben kein gemeinsames *γένος*, sondern ihr Band ist nur die Analogie. Unter welche nun von diesen beiden Classen der *ἐνέργειαι* wird die Seele gehören?

Sie kann nach dem Bisherigen nur die reine, vollendete, ihren Zweck in sich habende Kraftthätigkeit sein.

Was den Ausdruck *πρώτη ἐντελέχεια* betrifft, so kann über dessen Bedeutung im ganzen Zusammenhange der Stelle kein Zweifel sein. Die Entelechie nämlich, heisst es daselbst,[8]) sei zweifach, und zur Erklärung dieser zweifachen Entelechie wird als Beispiel genommen das bestimmte aber ruhende Wissen, der Besitz des Wissens, *ἐπιστήμη*, und anderseits das thätige, betrachtende Wissen, *θεωρεῖν*. Die Seele nun, da sie sowohl im Schlafe, also der Ruhe, wie im Wachen vorhanden ist, das Wachen aber dem *θεωρεῖν*, der Schlaf dem blossen Besitz des Wissens analog ist, ist als Entelechie gleich der *ἐπιστήμη*, und da nun die *ἐπιστήμη* als *ἕξις* der wirklichen Bethätigung des Wissens vorausgehen muss, so auch die Seele, als Grund des Lebens, den wirklichen Lebenserscheinungen, und aus diesem

---

[1]) 641ª3; 195ª3. [2]) 1035ᵇ17, 741ª10. [3]) 1048ª30. [4]) 1048ᵇ18 sqq. [5]) cf. 1050ª24 sqq. [6]) 1048ᵇ34, 1050ª27, 201ª10, 1048ᵇ21,ᵇ29. [7]) 1048ᵇ9. [8]) 412ª10, ª 22.

Grunde wird sie die erste Entelechie genannt. Aus dieser Unterscheidung der ersten und zweiten Entelechie ist auch zu erklären, warum die Seele ἐντελέχεια und bald darauf wieder δύναμις genannt wird. Denn die Begriffe ἐντελέχεια und δύναμις sind mit Ausnahme ihrer äussersten Grenzpunkte, nämlich der reinen Form und des blossen Stoffes, relativer Natur, und ein und dasselbe kann in Bezug auf ein unter ihm Stehendes ἐνέργεια und in Bezug auf ein über ihm Stehendes δύναμις sein.[1]) Dieses wird so recht klar, wenn man erwägt, dass die ἐπιστήμη als ruhende ἕξις, die an unserer Stelle auf Seite der Entelechie gestellt wurde, einige Capitel später (417ª23 sqq. und noch an einer andern Stelle)[2]) im Unterschiede zu dem θεωρεῖν ausdrücklich als δύναμις bezeichnet wird. Ebenso konnte auch die Seele im Unterschiede zu ihrem Körper Entelechie, im Unterschiede aber zu ihrer wirklichen Bethätigung δύναμις genannt werden.

Die ἐντελέχεια nun in dem angegebenen Sinne, als welche die Seele bestimmt wird, ist das genus der Definition. Allein Aristoteles spricht auch, wie oben bereits angedeutet, von einer ἐνέργεια als der reinen, stofflosen Form, z. B. die Gottheit, ferner als der wesentlichen Form bei Gegenständen der Kunst, und ferner bei dem Sein aller Kategorien.[3]) Die Seele aber konnte ihm weder die reine, immaterielle und als solche für sich existirende Form, noch die wesentliche Form eines Kunstwerkes, noch einer andern Kategorie als der ersten, nämlich der Substanz, sein. Das allgemeine ἐνέργεια musste also noch beschränkt werden, und dieses geschieht durch den Beisatz φυσικοῦ ὀργανικοῦ σώματος ζωὴν δυνάμει ἔχοντος. Durch σώματος nun wird die ἐντελέχεια der Seele unterschieden von der stofflosen, und als solche für sich existirenden ἐντελέχεια. Allein Aristoteles spricht, wie gesagt, in gewissem Sinne auch von einer ἐντελέχεια bei Kunstproducten, daher der Beisatz φυσικοῦ. Ein φυσικὸν σῶμα ist nämlich dem Aristoteles im Unterschiede zu dem mathematischen Körper,[4]) der überhaupt ohne Bewegung, und zu dem durch Kunst hervorgebrachten, der das Princip der Bewegung ausser sich hat,[5]) ein solcher Körper, der das Princip der Bewegung in sich hat (268ᵇ15). Die φυσικὰ σώματα sind ferner allgemein als solche anerkannte Substanzen, d. h. für sich bestehende Wesen.[6]) Die Seele ist also ἐντελέχεια oder die essentielle Form einer Substanz,[7]) daher ἐντελέχεια φυσικοῦ σώματος. So wird sie auch an einer Stelle der Metaphysik (1017ᵇ16) ausdrücklich als οὐσία oder Seinsgrund wirklicher Substanzen bezeichnet, d. h. solches Seienden, welches nicht καθ' ὑποκειμένου ausgesagt wird, und als solche werden dort die φυσικὰ σώματα genannt. Sie ist ein τί ἦν εἶναι im eigentlichen Sinne, insofern nämlich mit diesem Ausdrucke der schöpferische Begriff einer Substanz bezeichnet und von da aus erst auf die übrigen Kategorien übertragen ist (1031ª11).

Da aber ferner die Elemente und die unorganische Natur zwar auch φυσικὰ σώματα, allein noch fast ganz auf der Seite des blossen Stoffes oder der Materie stehen, und ihnen nur uneigentlich ein Leben zugeschrieben wird, — denn ihnen kommt eigentlich nur die passive Potenz der Bewegung zu — und da lebensfähige, d. h. zu den bestimmten Lebensverrichtungen geeignete Körper nur die organischen Naturkörper[8]) sind, daher der Beisatz ὀργανικοῦ oder ζωὴν δυνάμει ἔχοντος. Das specifische Merkmal also der ἐνέργεια der Seele ist: das lebendig oder Leben bewirkend, sie ist die lebendige Entelechie, aller-

[1]) Zeller 245. 10. [2]) 255ª33. [3]) 1069ᵇ16, 200ᵇ26, Trendel. Cat. 159. [4]) 193ᵇ34 sqq. 1026ª9 u. 14. [5]) 1025ᵇ20. 192ᵇ cap. 1; 735ª3; 1015ª15. [6]) 1017ᵇ10. [7]) 1028ᵇ10, 1032ª19. [8]) 390ª3, 335ᵇ30, 255ᵇ30.

dings eine solche nur in Beziehung auf einen Körper, auf einen Stoff, denn sie ist nicht als reine *ἐνέργεια* existirend, wie die Gottheit oder der *θεωρητικὸς νοῦς* beim Menschen.[1])

Somit glaube ich die Aristotelische Definition der Seele dem Inhalte und der Form nach, soweit dieses in Kürze möglich, erörtert zu haben.

Prof. Dr. Christ aus München trat mit folgenden Gegenbemerkungen auf:

Die Aristotelischen Definitionen, so scharf und schneidend sie auch sein mögen, haben ihre eigenen Schwierigkeiten. Das hat man von jeher erkannt und das ist besonders in jüngster Zeit offenbar geworden durch den Streit, von dem Sie Alle Kenntniss haben, durch den Streit, der sich zwischen den feinsten Kennern des Aristoteles über die Definition der Tragödie entsponnen hat. Fast über jedes Wort jener Definition hat man verschiedene Ansichten aufgestellt, und wiewohl ein geachteter Schulmann, mein Freund Lippert, allerneuestens in einem Programm mit mathematischer Schärfe den Begriff der *κάθαρσις* festzustellen suchte, so gehört doch die Definition der Tragödie immer noch zu den grammatischen Fragen, von denen der Spruch gilt: adhuc sub judice lis est. Mit der Definition der Seele wird es wohl keine so grosse Schwierigkeit haben; dafür hat unser verehrter Redner gesorgt, indem er mit ausgezeichneter Klarheit die einzelnen Punkte hervorhob, so dass blos noch über das Eine oder Andere ein Zweifel sein kann. Begründet liegt dieses freilich in der Natur der Sache. Denn die Definition der Seele lässt sich leichter feststellen, weil Aristoteles selbst sich näher darüber ausdrückt. Wir haben über diesen Gegenstand die vortreffliche Auseinandersetzung im zweiten Buche de anima, und haben weitere Erläuterungen hierüber in der Schrift *περὶ ζώων γενέσεως* und in der Metaphysik. Das Verhältniss war ein ganz anderes bei der Definition der Tragödie, wo wir auf Schriften verwiesen werden, die wir nicht mehr haben. Die grosse Bedeutung dieses Sachverhaltes erhellt besonders aus einem Worte im ersten Theil der Definition, wo gesagt wird; *Ἡ ψυχὴ ἐστιν ἐντελέχεια ἡ πρώτη σώματος φυσικοῦ*. Hier würde unzweifelhaft das Wort *πρώτη* zu den verschiedensten Erklärungen Anlass geben, wenn nicht Aristoteles selbst gleich darauf eine nähere Bestimmung gäbe, die der Herr Redner im Einzelnen näher beleuchtet hat.

Das ist ein Grund, warum die Definition der Seele leichter gefasst werden kann. Ein anderer liegt darin, dass die einzelnen Worte, womit die Definition gegeben wird, klarer und verständlicher sind. Fast von allen ist die Bedeutung vom Redner so bestimmt festgesetzt worden, dass hierüber kein Zweifel mehr sein kann; blos ein Wort hat derselbe nicht scharf genug aufgefasst, es ist das Wort *ἐντελέχεια*, fast der schwierigste von allen Aristotelischen Begriffen. Um meine Ansicht hierüber darzulegen, erlauben Sie mir eine kleine Abschweifung. Aristoteles hat bekanntlich zwei Begriffe erfunden, den Begriff der *ἐντελέχεια* und den der *δύναμις* und die correspondirenden Begriffe des *εἶδος* und der *ὕλη*, mit denen er alle Schwierigkeiten zu lösen suchte. Ob es ihm gelungen ist oder ob er blos die Schwierigkeiten durch den Deckmantel dunkler Worte verschleiert hat, wollen wir nicht untersuchen. Factisch ist, dass er in die schwierigsten Fragen Licht zu bringen sucht durch eben diese Begriffe. Er selber giebt uns in seinen Werken über deren Verhältniss klaren Aufschluss. Er geht davon aus, die Seele sei ein *ὄν*. Nun ist aber das Seiende ein dreifaches: Form oder Stoff oder beides zusammengesetzt. Das Zusammengesetzte aber ist das menschliche

[1]) 413•4.

Wesen selber, also müssen die beiden Theile, die das zusammengesetzte Wesen bilden, sich theilen in die Begriffe ὕλη und εἶδος, und da der Körper die ὕλη abgiebt, so ist die Seele das εἶδος. Bei diesen Begriffen bleibt aber Aristoteles nicht stehen; er sucht einen anderen Begriff hineinzubringen, und dieser ist ἐντελέχεια. Man wende nicht ein, dass Aristoteles sonst diese beiden Worte identificiert. Denn an unserer Stelle bemühte sich derselbe offenbar, den Begriff εἶδος auszuscheiden und jenen andern hineinzubringen, ein Beweis, dass er hier gewiss unter beiden etwas Verschiedenes verstanden wissen wollte. Es fragt sich also, in welchem Verhältniss steht εἶδος zu ἐντελέχεια? Diese Frage ist nun um so schwerer zu beantworten, je weniger Aristoteles selber sich über sie klar geworden ist, denn dass er sich nicht ganz klar war, erhellt besonders aus dem angeführten Buche der Metaphysik, wo er über diesen Punkt bemerkt, man könne nicht über Alles eine bestimmte Definition geben, man müsse sich zuweilen mit Analogien begnügen. Wir wollen daher selbst auf einem anderen Wege uns die Sache zurecht zu legen suchen. Dass ἐντ. von εἶδος, also von der Form, nicht verschieden sein könne, erhellt entschieden aus mehreren Stellen der Metaphysik, wo sie gleich gesetzt werden; dass sie nicht ganz gleich sind, folgt aus dem vorher Gesagten. Es bleibt also nur übrig, dass ἐντ. ein gewisses Moment des εἶδος bedeute. Ἐντελέχεια führt uns schon durch die Etymologie auf den Begriff der Bewirkung, Bethätigung, und dies erhellt noch mehr aus dem Worte, das Aristoteles mit ἐντ. gleich setzt, nämlich ἐνέργεια. Wir haben also eine Bewirkung, eine Bethätigung in dem Worte ἐντ. zu suchen. Darauf führt auch die Stelle aus der Metaphysik, die der Redner angeführt hat. Nur hat er dabei einen Fehler begangen, der die ganze Sache in eine falsche Stellung gerückt hat. Aristoteles sagt nämlich daselbst: es verhalte sich das δυνατὸν zur ἐνέργεια wie das οἰκοδομικὸν zum οἰκοδομοῦν; unser Redner aber hat τὸ οἰκοδομοῦν mit 'Hausbauer' übersetzt, gleichsam als stehe das Masculinum ὁ οἰκοδομῶν und nicht das Neutrum: τὸ οἰκοδομοῦν. Das letztere aber setzt Aristoteles öfters mit οἰκοδόμησις auf eine Stufe. Daher muss unter ἐντ. nicht der ausserhalb des einzelnen Gegenstandes stehenden auctor, motor der Sache verstanden werden, sondern die im Gegenstand befindliche Idee, die die Kraft hat die Idee in die Wirklichkeit zu rufen. Nun erhellt, warum Aristoteles in der Definition der Seele statt εἶδος ἐντ. gesetzt hat. Galt es ein todtes Wesen zu definiren, so war es genug, bei εἶδος stehen zu bleiben. Die Idee des Menschen aber bewährt sich erst dadurch, dass sie stets bewirkend und bethätigend auftritt; daher kommt ἐντ. gleich dem Begriff der sich bethätigenden Idee des Menschen, und geht die ganze Definition darauf hinaus: die Seele ist die durch eigene Kraft sich bethätigende Idee des zur Aufnahme jener Kraft empfänglichen äusseren Stoffes, des Körpers, oder mit andern Worten, um die Aristotelische Definition in unsere Sprache zu übersetzen: die Seele ist das Lebensprincip der lebensfähigen Wesen. Freilich ist hiermit sehr wenig gesagt, aber die ganze Schwierigkeit beruht auch nicht in der Subtilität der Sache, sondern nur darin, dass Aristoteles andere Ausdrücke gebraucht, die unserm philosophischen Denken fern liegen.

Ich komme also auf dieselbe Idee hinaus, die der Redner aufgestellt hat. Ich wollte nur den Begriff und das Verständniss von εἶδος und ἐντελέχεια genauer fixiren und berichtigen und wollte überdies den Weg zeigen, den ich wenigstens zur Feststellung des Begriffes der Seele gegangen wäre.

Biehl: Mein Gegner hat gesagt, dass mit ἐντελέχεια die thätige Idee der Seele zu bezeichnen sei. Hier wird Nachdruck gelegt auf einen Begriff, der nicht vorhanden ist. Was

den Unterschied anbelangt, der zwischen εἶδος und ἐντελέχεια gemacht worden ist, dass ἐντελέχεια ein Moment aus dem εἶδος herausgreifen soll, so ist er nicht richtig. Die zwei Worte bedeuten ein und dasselbe, nur der Gesichtspunkt, aus dem sie betrachtet werden können, ist verschieden. Mein Gegner hat den Begriff ἐντελέχεια zu sehr als Thätigkeit angenommen. Es ist eine Thätigkeit nur insofern, als es die Materie verwirklicht.

Der Umstand, dass noch zwei Vorträge gehört werden sollten, machte es dem Präsidenten zur Pflicht, die Discussion abzuschneiden und Prof. Dr. Düntzer aus Cöln zur Besteigung der Rednerbühne einzuladen, von welchem dann

Zur Beurtheilung der stehenden Homerischen Beiwörter

bemerkt wurde:

Hochansehnliche Versammlung!

Wenn die Natur Anlagen und Neigungen in weisester Mischung unter die verschiedenen Völker vertheilte, so gab sie keinem von allen den eindringenden Sinn, sich in fremde Eigenthümlichkeit zu versetzen, fremde Weise, fremde Anschauungen, Gefühle und Gedanken in sich aufzunehmen und wiederklingen zu lassen, in dem Masse, wie sie ihn den Deutschen verlieh, welche sie gerade hierdurch zu dem Volke bestimmte, bei welchem die Philologie im weitesten und edelsten Sinne des Wortes zur reichsten Blüte sich entfalten sollte. War auch die philologische Thätigkeit bei uns lange Zeit eine gebundene, da sie auf ängstlichste Einzelforschung sich beschränkte, blieb sie auch lange auf dem Boden des Handwerks stehn, so traten doch gerade zur rechten Zeit die Männer hervor, welche ihr den höhern Schwung gaben, Winkelmann, der auf die noch unverstandene, wie im Schutt begrabene alte Kunst begeistert hinwies, Lessing, der Meister klarster Auffassung, Herder, der ahnungsvolle Verkünder des Wehens des Volksgeistes, Heyne mit seinem zarten Gefühle, Goethe, dessen wunderherrliche warme Anschauung in alle Höhen und Tiefen der menschlichen Natur drang, und dass es an der Strenge der Wissenschaft nicht fehle, schwang Fr. A. Wolf sein scharfes Schlachtschwert. Er war es, der die homerische Frage in den Vordergrund der zur freien Wissenschaft erhobenen altclassischen Philologie rückte, so dass von Homer die neuere deutsche Kritik ausgieng, wie an ihn die ganze grammatische Thätigkeit der Griechen selbst sich angeknüpft hatte, von Homer, an dem Winkelmann, Lessing, Herder, Heyne, Goethe sich die Seele ausgeweitet hatten. Seit dieser Zeit ist die homerische Frage eine deutsche geworden, Deutsche zumeist haben an diesem allerwichtigsten Punkte der classischen Philologie ihren Scharfsinn erprobt, und stehen auch die Ansichten in dieser grossen wissenschaftlichen, wie in der politischen deutschen Frage sich noch scharf und entschieden gegenüber, so sind doch im Kampfe selbst neue Gesichtspunkte gewonnen worden, und dürfen wir der frohen Hoffnung leben, dass einst im einigen Deutschland auch die deutsche Wissenschaft ihr einiges Endurteil darüber feststellen wird.

Nicht besser wie mit dieser grossen kritischen Frage steht es um die Erklärung Homers: freilich wurden dieser sehr bedeutende Hülfsmittel, theils in der vergleichenden Sprachwissenschaft, die uns über manche Wörter sichere Aufklärung gebracht, die selbst den Griechen zur Zeit des Aeschylos unverständlich waren, theils in der gründlichen Behandlung der Syntax,

theils in der fortgeschrittenen Erkenntniss des griechischen Alterthums im allgemeinen: aber über dem einzelnen hat man die Auffassung des Sinnes mehr als billig hintangesetzt, und durch eine ideale Anschauung sich zur Annahme vieler Feinheiten verleiten lassen, die der homerischen Einfachheit und der epischen Weise überhaupt widersprechen; diese durch genaueste Beobachtung zu erlauschen, sie nicht nach vorgefassten Meinungen sich auszubilden, sondern sie in Wirklichkeit zu erkennen, das wird sich immer mehr als dringendes Bedürfniss herausstellen. In dieser Beziehung möchte ich mir einige Bemerkungen über den Gebrauch der stehenden Beiwörter erlauben, die man neuerdings weniger richtig zu beurteilen scheint, und sich dadurch zu manchen irrigen Auffassungen verleiten lässt. Zwei Punkte sind es, auf die ich Ihre Aufmerksamkeit hinzulenken mir erlauben möchte, die, jeder für sich von Bedeutung, noch bedeutender in ihrer gegenseitigen Verbindung werden dürften.

Die homerischen Beiwörter sind, wenn wir von den bestimmenden, d. h. denen, die verschiedene Gegenstände derselben Gattung von einander unterscheiden, ganz absehen wollen, von zweierlei Art; die einen möchte ich hebende, die andern wesentliche nennen. Als hebende Beiwörter bezeichne ich diejenigen, welche Personen oder Gegenstände als ausgezeichnet in ihrer Art hervorheben und hierdurch dem Ausdrucke Schmuck verleihen. Sie beziehen sich auf die Schönheit, die Pracht, den Glanz, die Trefflichkeit. Von dieser Art sind *καλός*, *ἀγλαός*, *ἀγανός*, *φαίδιμος*, *λιπαρός*, *κλυτός* prächtig, *δῖος*, trefflich, nie göttlich, was *θεῖος* ist, *ἀγαθός*, *ἐσθλός*, *θαλερός*, *μέγας*. Auch diejenigen Beiwörter gehören hierher, welche Geräthe aller Art als golden, silbern, purpurn bezeichnen. Die Forscher über griechische Alterthümer haben richtig bemerkt, dass man sich wohl hüten müsse, das homerische Gold und Silber zusammen zu tragen, um damit die griechischen Alterthümer zu bereichern; es ist dies meist von jenem Golde und Silber, an welchem die Dichter in ihrer Einbildungskraft eben so reich sind, als sie selten in Wirklichkeit Ueberfluss daran haben. Wenn die epische Dichtung auf Einfachheit, Natürlichkeit und Anschaulichkeit gestellt ist, so gefällt sie sich doch im Glanze einer wohllautenden, die mannigfachsten Formen sich frei gestaltenden Sprache, die volltönende Zusammensetzungen besonders liebt und durch hebende Beiwörter wie leuchtende Sterne sich schmückt. Ein solches Beiwort verleiht oft einem ganzen Verse Glanz und Würde. Vielfach finden wir, dass von mehrern in einem Verse nebeneinander genannten Personen oder Sachen nur eine ein solches Beiwort erhält, das dem Dichter zu seinem Zwecke vollkommen hinreicht, wie: *Δηίφοβόν τε Πάριν τ' ἐσορῶν καὶ Ἀγήνορα δῖον*, oder in der berühmten Rede der Andromache: *Ἕκτορ, ἀτὰρ σύ μοί ἐσσι πατὴρ καὶ πότνια μήτηρ ἠδὲ κασίγνητος, σὺ δέ μοι θαλερὸς παρακοίτης.*

Wenn es dem Dichter bei den hebenden Beiwörtern bloss um den Glanz des Ausdrucks zu thun ist, so sucht er dagegen bei den wesentlichen die Person oder den Gegenstand durch Hindeutung auf eine hervortretende Eigenschaft vor unsern Augen zu beleben, ihr Wesen uns gleichsam zu vergegenwärtigen. So heissen Schnee und Hagel kalt (*ψυχρή*), der Rauch dunkel (*αἴθοψ*) oder böse (*κακός*), wie auch der Nebel (*ἀχλύς*), die Krankheit bös, arg, schlimm (*κακή*, *στυγερή*, *ἀργαλέη*), Städte hoch (*αἰπύς*), weit (*εὐρύς*), weiträumig (*εὐρύχορος*), weitstrassig (*εὐρυάγυια*), aber auch wohnlich (*εὐναιόμενος*), wohlbegründet (*ἐυκτίμενος*). Was ich aber besonders hervorheben möchte, ist der bedeutsame Umstand, dass der Dichter in dem Beiworte keine Beziehung auf die im Satze berichtete Thatsache nimmt, er keineswegs die wechselnde Erscheinung der Dinge

durch Beiwörter versinnlicht, die den jedesmaligen Zustand bezeichnen. Der Himmel heisst dem Dichter sternig (ἀστερόεις) ohne jede Beziehung auf den nächtlichen Sternhimmel (Δ, 44. E, 769. Z, 108 u. s. w.), ja wo es heller Tag ist, braucht er ἰδὼν oder χεῖρας ὀρέγων εἰς οὐρανὸν ἀστερόεντα (O, 371. ι, 527). Auch des Hephästos Wohnung heisst ἀστερόεις (Σ, 370), weil sie im Himmel ist, wie auch χάλκεος, weil sie am Himmelsgewölbe, woran die Sterne sich bewegen, gedacht wird; denn der Himmel wird als χάλκεος, auch πολύχαλκος, und als σιδήρεος bezeichnet, weil der Dichter sich ihn als ein festes metallisches Gewölbe vorstellte. Homer nennt die Schiffe schnell, auch wenn sie ruhig da liegen, nicht allein in der stehenden Ortsbezeichnung θοὰς ἐπὶ νῆας Ἀχαιῶν, sondern auch sonst durchweg. Die Wolken, die als undurchsichtbare Schichten vor dem Himmelsgewölbe gelagert gedacht werden, heissen schattig, dunkel (σκιόεντα), nicht etwa, wenn sie dunkelschwarz (κυάνεος, ἐρεβεννός) sind, sondern sie sind es zu jeder Zeit, wie wenn es beim Ballspiele der Phäaken heisst (Θ, 374), der eine habe den Ball ποτὶ νέφεα σκιόεντα geworfen. Eben so in dem einer spätern Einschiebung angehörenden Verse λ, 592. Man hat behauptet, der Saal oder das Zimmer (μέγαρα) werde σκιόεις bloss am Abend oder bei Nachtzeit genannt, und beziehe sich das Beiwort auf die am Himmel herrschende Dunkelheit. Das ist so wenig wahr, dass es an zwei Stellen (α, 365. δ, 768) heller Tag, an den andern (κ, 479. λ, 333. ν, 2. σ, 398. ψ, 299) das Zimmer erleuchtet ist. Im letztern Falle entspricht σκιόεις ebensowenig dem gegenwärtigen Zustande, wie ἀστερόεις beim Tageshimmel; es ist gerade ein stehendes Beiwort im Gegensatz zur freien Luft. Achill heisst ποδὰς ὠκὺς auch da, wo er sich in der Versammlung erhebt, wo er mit Agamemnon streitet, wo er an seinem Zelte sitzt, wo er bei seiner Mutter jammert; eine Beziehung des Beiworts auf die Handlung ist hier völlig ausgeschlossen. Εὐρὺς ist bei Homer stehendes Beiwort des Himmels, des Meeres und der Erde, und so heisst es auch τότε μοι χάνοι εὐρεῖα χθών (Δ, 182), wo man nur auf geschraubte Weise eine passende Beziehung des εὐρεῖα herausfinden kann. Ebenso verhält es sich, wenn das am Boden liegende Rind aufgehoben wird ἀπὸ χθονὸς εὐρυοδείης (γ, 453). wenn der Rauch bei der Kirke gleichfalls aufsteigt von der weitwegigen Erde (κ, 149). Das Beiwort ist eben stehend von der Erde, wie das Meer εὐρύπορος heisst (O, 381. δ, 432. μ, 2).

Wohl ist mir bewusst, dass ich hiermit nichts durchaus Neues sage, aber man hat hierauf nicht genug geachtet und dadurch zu manchen irrigen Annahmen sich verleiten lassen; diesen gegenüber möchte ich jene Beobachtung nachdrücklich betonen. Hierher gehört die Behauptung, dass die verschiedenen auf die dunkle Farbe des Meeres sich beziehenden Beiwörter verschiedene Farbenerscheinungen desselben bezeichnen sollen. Könnte man auch wohl zugeben, dass der Dichter, wo er einen besondern Zustand des Meeres schildert, auch die wechselnde Farbe desselben hervorhebe, so liegt dagegen nichts der epischen Darstellung ferner, als dass er jedesmal, wo er in der Erzählung oder in einer Rede gelegentlich des Meeres gedenkt, die augenblickliche Farbe bezeichnen sollte; nur die wesentliche Farbe des Meeres, die ihm als solche lebhaft vorschwebt, kann er als stehendes Beiwort benutzen. So ist ihm das Meer grau, dunkel, trüb, düster, wie ihm die Erde schwarz (μέλαινα, κελαινή) erscheint. Will er einfach den Ausdruck auf dem Meere fahren gebrauchen, so kann es ihm nicht einfallen, die augenblickliche Farbenerscheinung des Meeres anzudeuten. Wir lesen πλέων oder ἰὼν ἐπὶ οἶνοπα πόντον (H, 88. γ, 286), aber in demselben Sinne ἐπ' ἠεροειδέα πόντον ἔρχεσθαι (γ, 263. 5), und wer wird glauben wollen, dass der Dichter eine andere Farbe gemeint habe, wenn er anderswo sagt (λ, 107): προφυγὼν ἰοειδέα πόντον

oder vom Hermes, der auf dem Meere gefahren ist (ε, 56): ἐκ πόντου βὰς ἰοειδέος ἠπειρόνδε, oder von Pferden (Υ, 229): ἐπὶ ῥηγμῖνος ἁλὸς πολιοῖο θέεσκον. Alle diese Wörter gehen auf die dunkle Farbe des Meeres, ohne diese genauer zu bezeichnen. Bei ἰοειδὴς erinnere man sich an σίδηρος ἰόεις und εἶρος ἰοδνεφές; ἰοδνεφὴς ist veilchendunkel von einem δνεφὴς von der Wurzel δνεφ, wovon δνοφερός. Ἠεροειδὴς heissen auch Grotten und Felsen, ἠερόεις der Tartaros. Wenn der Wein neben ἐρυθρὸς auch μέλας und αἰθοψ, d. h. dunkel, eigentlich brandig, heisst, so kann es nicht Wunder nehmen, dass die dunkle Farbe des Meeres durch das von οἶνος abgeleitete οἰνοψ bezeichnet wird, wofür der Dichter wohl αἰθοψ gebraucht haben würde, hätte er nicht eines consonantisch anlautenden Wortes bedurft. Auch die βόε οἰνοπε sind nichts anders als ταῦροι αἰθωνες, dunkle Stiere, wie das Eisen αἰθων neben ἰόεις heisst. Das Eisen heisst ferner πολιός, und auch dieses Beiwort theilt es mit dem Meere; nimmt man dazu, dass selbst der Wolf πολιὸς heisst (K, 334), so schwindet jeder Grund, bei πολιὸς an den Meerschaum zu denken und danach den in der Odyssee so häufig vorkommenden Vers: Ἐξῆς δ' ἑξόμενοι πολιὴν ἅλα τύπτον ἐρετμοῖς, durch eine für den Epiker kühne Prolepse zu erklären. Zur Statistik des Gebrauches jener Beiwörter bemerken wir, dass ἠεροειδὴς und οἰνοψ sich fast gleich häufig nur bei πόντος finden, dem eigentlichen Ausdruck für den Meerpfad, die ὑγρὰ κέλευθα, wogegen das seltene πέλαγος, eigentlich das wogende Meer, der Wogenschlag, nur das Beiwort gross (μέγα) führt; ἰοειδὴς kommt nur dreimal, gleichfalls bei πόντος, vor. Zu ἁλὸς und ἅλα tritt πολιῆς, πολιοῖο und πολιὴν häufig, da diese Verbindung für den Vers sehr bequem war; selten finden wir dieses Beiwort bei θαλάσσης und θάλασσαν.

Der Wechsel zwischen diesen dasselbe besagenden Beiwörtern wird nur durch das Bedürfniss des Verses veranlasst. Und dies ist der zweite Punkt, den ich noch kurz berühren möchte. Der epische Dichter, dessen Gesänge einen bedeutenden Umfang in Anspruch nahmen, sah sich zu mancherlei Freiheiten genöthigt, die ihm den Fluss des in natürlicher Fülle hinströmenden Gesanges erleichterten. Welche Menge Verkürzungen und Verlängerungen, Ausfälle und Einschiebungen von Vocalen, welche Mannigfaltigkeit nebeneinander bestehender Formen, welchen Wechsel im Gebrauche der Numeri, Casus, Tempora und Modi hat die epische Dichtung sich zur metrischen Bequemlichkeit gestattet! Die Versuche, hier feine Unterscheidungen herauswittern zu wollen, sind alle eitel Werk und haben der natürlichen Auffassung des Dichters bedauerlichen Schaden zugefügt. Wunderbar wäre es, wenn der Dichter nicht auch bei den stehenden Beiwörtern eine gleiche freie Beweglichkeit sich gestattet hätte. Und es bedarf nur eines vergleichenden Blickes, um sich zu überzeugen, dass er in dieser Beziehung von den hebenden wie von den wesentlichen Beiwörtern den grössten Vortheil zu ziehen wusste, indem er nicht allein oft zwischen beiden Arten frei wählen konnte, sondern auch wesentliche Beiwörter von verschiedenen Eigenschaften hernahm, ja Beiwörter desselben Sinnes in mehrfachen, metrisch verschiedenen und daher den wandelnden Bedürfnissen des Verses entsprechenden Formen ausprägte. Wenige Beispiele genügen zur Andeutung eines Gebrauches, dessen weitere Verfolgung für die Erklärung höchst wichtig ist. Häufig setzt der Dichter, der ja auch für Ἀχαιοὶ geradezu υἷες Ἀχαιῶν hat, statt des Namens oder neben denselben die Bezeichnung vom Vater her, υἱὸς mit vorhergehendem, selten folgendem Genitiv. Da der Genitiv meist in der Arsis endet, so ist das gewöhnliche Beiwort zu υἱὸς φίλος, wie Ὀδυσσῆος φίλος υἱὸς. Schliesst dagegen der Genitiv mit einem Dactylus, so tritt ἀγλαὸς oder, wenn die Heldenstärke hervorgehoben werden soll, ἄλκιμος

ein. Bei anderm metrischem Bedürfniss finden sich φαίδιμος, κρατερός, ἴφθιμος, ἀμύμων, selten andere. Das eigentlich ächt epische Beiwort des Weines ist μελιηδής; wo der Vers dieses nicht gestattet, finden wir μελίφρων, selten ἡδὺς oder gar ἡδύποτος, auch εὐήνωρ, εὔφρων; von der dunkeln Farbe wird er meist αἴθοψ genannt, selten nach metrischem Bedürfniss μέλας oder ἐρυθρὸς. Alle diese Formen sind metrisch verschieden; dass bei der Wahl nie der Sinn den Ausschlag gab, lehrt genaue Betrachtung des betreffenden Gebrauches, die uns manche anziehende Beobachtungen machen lässt, auf die wir hier nicht eingehen dürfen. Die Schiffe heissen von ihrer Schnelligkeit θοαί, aber auch ὠκύποροι, nur im Singular steht an ein paar Stellen ὠκύαλος, nur im Genitiv Plural ὠκεῖαι; statt ὠκύποροι tritt bei vorhergehendem Vocal ποντόποροι ein. Ferner heissen die Schiffe κοῖλαι, wofür nur aus metrischem Bedürfniss γλαφυραί, sie heissen ἑῖσαι, d. h. trefflich, nur im Singular findet sich εὐεργής, ferner κορωνίδες, ἐύσσελμοι, πολυκληῖδες, ἀμφιέλισσαι, alles metrisch verschiedene Formen, nur in der Odyssee δολιχήρετμοι und ἐπήρετμοι. Eines der allerhäufigsten Beiwörter des Schiffes ist μέλαινα, selten κυανόπρωρος, wofür bei metrischem Bedürfniss das ohne Grund angezweifelte κυανοπρῴρειος, einzeln μιλτοπάρῃος, φοινικοπάρῃος. Wir finden hier μίλτος und φοίνιξ als Bezeichnung der rothen Farbe; φοίνιξ hat Homer auch sonst, aber es steht adjectivisch als roth (Ψ, 454), wie neben ihm φοινήεις; beide deuten auf ein φοινός zurück. Für die Purpurfarbe hat Homer πορφύρεος, das von πόρφυρα gebildet ist, aber zugleich ἁλιπόρφυρος, d. h. von des Meeres Purpurschnecke gefärbt, ohne ableitende Endung, wie λευκώλενος, ῥοδοδάκτυλος. Πορφύρεος θάνατος scheint der blutige Tod, wie das Blut selbst πορφύρεος heisst, dagegen hat πορφύρεον κῦμα mit der Farbe nichts zu thun, sondern hängt mit πορφύρειν zusammen, das Homer vom aufwogenden Meere gebraucht. Kehren wir nach dieser Abschweifung zu unserm Gegenstande zurück. Wenn die Schiffe, die Rosse des Meeres, θοαὶ heissen, so finden wir von den Rossen nie θοός, sondern gewöhnlich das lebendige Schnelligkeit bezeichnende ταχύς, aber auch ὠκύς, ὠκύπους, selten ποδώκης; die Art ihres Laufes im Gegensatz zu den Rindern bezeichet ἀερσίπους. Auf ihren Huf bezieht sich das ungemein häufige μώνυξ, woneben κρατερώνυξ, auf ihre Mähnen καλλίθριξ, woneben εὔθριξ. Unmöglich kann es auf Zufall beruhen, dass alle diese Beiwörter metrisch oder durch den bald vocalischen, bald consonantischen Anlaut verschieden sind; die Noth machte den Dichter erfinderisch, und dass er hier meist sehr geschickt verfuhr, zeigt eingehende Betrachtung, der sich der Erklärer nicht ungestraft entziehen wird. Zur Ausfüllung des Verses erlaubte sich der Dichter sogar demselben Gegenstande zwei wesentliche Beiwörter zu geben; ich erinnere nur an das bekannteste Beispiel θοῇ παρὰ νηῒ μελαίνῃ. Nicht das Bedürfniss lebhafter Bezeichnung hat den Dichter hier geleitet, sondern er machte aus der Noth eine Tugend, indem er den so häufigen Versschluss νηῒ μελαίνῃ gleichsam zu untrennbarer Einheit sich verschlingen liess. Hier, wo der Dichter sich die Fesseln des Verses erleichterte, feine Berechnung zu suchen, verleitet zu den unnatürlichsten, dem epischen Geiste widersprechenden Erklärungen. Von solchen den homerischen Gedichten aufgedrungenen Feinheiten muss die Erklärung sich möglichst fern halten, wogegen ein wirklich feiner, dem dichterischen Schaffen nachfühlender Geist zu den schönsten Beobachtungen ein reiches Feld findet. Der Erläuterer Homers bedarf freilich, wenn irgend einer, eines wahren Bienenfleisses, um zu sichern Entscheidungen zu gelangen; aber damit ist es nicht gethan, mit dem statistischen Fleisse muss feines Gefühl und strengste Beachtung epischer Natürlichkeit sich verbinden, man muss dem Dichter ohne

Anmassung rein nachzuempfinden, den Strom seiner Dichtung mit voller Seele aufzunehmen wissen, und auch vom Erklärer gilt, was Pindar vom Dichter sagt:

Σοφὸς ὁ πολλὰ εἰδὼς φυᾷ.

Zuletzt sprach noch der Secretär der kgl. Staatsbibliothek in München, Chr. W. Glück,

Ueber das Wort ambactus

also:

Es ist eine alte, neuèrdings von unserem Meister Grimm[1]) wiederholt ausgesprochene Ansicht, das Wort *ambactus* wäre das gothische *andbahts* Diener, das die Gallier von den Deutschen entlehnt hätten. Der Herr Hofrath Holzmann,[2]) der bekanntlich die Gallier und die Deutschen für dasselbe Volk hält, meint dagegen, das Wort habe der gallischen wie der deutschen Sprache angehört. Dem Kenner des Keltischen ist es indess ein Leichtes, sowohl jene alte als des Herrn Hofrathes Meinung mit wenigen Worten zu widerlegen.

Das gothische *andbahts* ist bekanntlich aus *and* und *bahts* zusammengesetzt. Das erste Glied ist die Partikel *anda*, wie sie noch in mehreren gothischen Wörtern, z. B. *anda-vaurd* Antwort, *anda-nahti* Abend, erscheint. Das zweite Glied ist wohl ein von der Wurzel *bak* stammendes Particip. Urdeutsch lautete daher das Wort *andabahtas*. Im Althochdeutschen, wo das gothische *andbahts* eigentlich *antbaht* lauten sollte, ward daraus *ambaht*, indem sich *ant* vor *b* in *am* verwandelte. Auf ähnliche Weise ward aus *Lantberht Lamberht*, *Lambert*, aus *Sindberht Simberht*, *Simbert*, aus *Gundberht Gumberht*, *Gumbert*.

Die Partikel *anda* findet sich auch im Gothischen in der Form *ande*, z. B. in dem Namen *Ande-brogirix*,[3]) *Ande-camulos*,[4]) *Ande-cumborius*,[5]) *Ande-cavi*,[6]) *Ande-ritum*.[7]) Im Irischen kommt sie in den Formen *ind* — *int* — *inn* — *in* vor.[8])

Wenn nun die Gallier das urdeutsche *andabahtas* entlehnt hätten oder wenn das Wort der gallischen wie der deutschen Sprache eigen gewesen wäre, so hätte es gallisch *andebactos* lauten müssen. Hieraus aber konnte im Gallischen eben so wenig *ambactos* werden, als aus dem urdeutschen *andabahtas* im Gothischen *ambahts* ward. Solche Lautwandlungen gehören der späteren Sprache an.

Jene Meinung ist also bloss durch die zufällige Uebereinstimmung der Laute in *ambactus* und der althochdeutschen Form *ambaht* entstanden.

Nach einer anderen nicht minder alten Meinung wäre *ambactus* ein lateinisches Wort. Allein abgesehen davon, dass es aus dem Lateinischen nur auf eine sehr gezwungene Weise erklärt werden könnte, bezeichnet Ennius *ambactus* ausdrücklich als gallisch, so wie es denn auch von Cäsar bloss für ein gallisches Gesellschaftsverhältniss gebraucht wird.

---

[1]) D. Grammat. II, 211 Anm., Gesch. der d. Sprache I, 132 und D. Wörterb. Vorr. pag. L und u. d. W. Amt. [2]) Kelten und Germanen. 91. S. [3]) Revue Numismat. Nouv. sèr. V, 185, Gruter 921, 2, wo unrichtig *Andebrocirix* steht. Vgl. *Brogi-tarus* (Cic. pro Sest. 26. K. u. öft.), *Brogi-mârus*, *Brogi-mâra* (Arch. für Kunde österreich. Geschichtsquellen. III. 170). [4]) Beiträge zur vergl. Sprachforsch. III, 166. [5]) Caes. B. G. II, 3. Vgl. Glück, Die bei C. J. Caesar vorkommenden keltisch. Namen. 26. S. u. ff. [6]) Ebend. 24. S. [7]) Ebend. 25. S. [8]) Zeuss 848. S. — Es fällt auf, dass im Keltischen ein *d* erscheint. Nach dem skr. *anti*, griech. *ἀντί* und lat. *ante* sollte man nämlich dort ein *t* und im Deutschen ein *th* erwarten. Im Gothischen jedoch geht *th* zwischen zwei Vocalen und nach *n* gerne in *d* über.

Unsere Aufgabe ist es nun, das gallische *ambactus* zu erklären.

Cäsar sagt in der Stelle (VI, 15), wo er von den *equites* bei den Galliern spricht: „eorum ut quisque est genere copiisque amplissimus, ita plurimos circum se *ambactos* clientesque habet.“ Da er das Wort *ambactus* nicht erklärt, so musste er die Bekanntschaft desselben bei seinen Lesern wohl voraussetzen. In der That wissen wir durch Festus, dass es schon Ennius gebrauchte. „*Ambactus*,“ so heisst es nämlich bei ihm, „apud Ennium lingua gallica servus dicitur.“[1]) Die Römer hatten das Wort zuerst durch die oberitalischen Gallier kennen gelernt. Cäsar fand es daher nicht nöthig, *ambactus* ausdrücklich als ein gallisches Wort zu bezeichnen, indem es, wie manche andere von ihm gebrauchte gallische Wörter, in Rom schon bekannt war.

Nach Ennius bedeutet also *ambactus* in der gallischen Sprache *servus*. Dass nun auch Cäsar darunter nichts anderes verstand, geht daraus hervor, dass er in einer späteren Stelle (VI, 19) für *ambacti clientesque* die Worte *servi et clientes* gebraucht. Von der Richtigkeit jener Bedeutung aber werden wir uns erst überzeugen, wenn wir das Wort *ambactus* aus der keltischen Sprache selbst erklären.

Ambactus, wie das Wort gallisch lautete, ist nämlich aus *amb* und *actos* zusammengesetzt. Das erste Glied ist die Partikel *ambi*, die noch in mehreren gallischen Namen, z. B. *Ambibarii*, *Amb-iliati*, *Ambi-latri*, *Ambi-vareti*, *Ambi-gâtus*, *Ambi-rènus*, erscheint, ir. *imb* — *imm* — *im*, kymr. *am*, skr. *abhi*, griech. *ἀμφί*, lat. *amb* — *am* — *an*, alts. ahd. *umbi*, ags. *ymbe*, nieders. *imme*, nhd. *um*. Das zweite Glied aber ist ein von der Wurzel *ag*, skr. *ag* gehn, stammendes Particip auf *tos* mit der Bedeutung der Gegenwart. Ein anderes Beispiel eines solchen keltischen Participes ist das gallische und brittische *cantos*,[2]) das als Beiwort mit der Bedeutung weiss, z. B. in den gallischen Namen *Canto-mîlus*,[3]) *Canto-benna*,[4]) vorkommt, ursprünglich aber ein von der Wurzel *can*, skr. *kan* glänzen, herrührendes Particip ist und glänzend bedeutet.[5]) Eben so gibt es im Sanskrit von verbis neutris stammende Participe auf *tas* mit der angegebenen Bedeutung, z. B. *sthitas* stehend, *bhitas* fürchtend, *hritas* sich schämend, *çaktas* könnend, *snutas* tröpfelnd, *dhṛshtas* wagend, *tvaritas* eilend; desgleichen im Griechischen *στατός* stehend, *ῥυτός* fliessend, *μενετός* bleibend, *ἑρπετός* kriechend.

Ambactos heisst also herumgehend, *ambiens*, *circumiens*. Hieraus aber ergibt sich leicht die Bedeutung Diener. Ebenso bedeutet das irische *timthirthid*,[6]) das aus *tim* d. h. den Partikeln *do* und *im* (=*imm*=*imb*=*ambi*) und *tirthid* (gebildet durch das Anhängsel *tid* von der Wurzel *tar*, skr. *tṛ* gehen) zusammengesetzt ist, ursprünglich *do-ambi-taratatis*, Diener, eigentlich Herumgeher. Man vergleiche ferner das skr. *paricara* Diener, eigentlich der herumgeht, und das griech. *ἀμφίπολος* Diener, eigentlich der um einen ist.

---

[1]) Pauli Diac. excerpta ex lib. Pomp. Festi de significat. verbor. [2]) Kymr. *cant*, später *cann*, jetzt *can*, erscheint z. B. in dem Mannsnamen *Guor-cant* (Liber Landavensis. 194. S.), *Gurcant* (ebend. 111. 155. 156. 160. S. u. öft.), *Gurcan* (ebend. 181. S., jetzt *gorgan* sehr weiss, glänzend) = altem *Ver-cantos*. Wenn daher Ebel (Beiträge zur vergl. Sprachf. II, 156) das kymr. *cann* dem lat. *cand-idus* gleichstellt, so irrt er. [3]) Mommsen, Inscriptiones confoederationis helvet. lat. 352, 39. [4]) Zeuss 825. S. [5]) Hieru fügen wir noch den gall. Flussnamen *Iactus* (Plin. III, 118), der von der Wz. *iac* stammt, wovon lat. *iacera*, kymr. *iaeth* Sprache = altem *iac-ti-s*, ahd. *jehan* sprechen entspringen, und nach der Bedeutung der Wz. etwa der dahin schiessende heisst. Man vergleiche den deutschen Fluss Jaxt, alt *Jagista*, ursprünglich *Jahista*. [6]) Zeuss 855. S.

So ist das Wort *ambactus* eben so einfach als grammatisch richtig aus dem Keltischen gedeutet.

Bei den Galliern kam es, wie aus einer römischen Inschrift[1]) ersichtlich ist, auch als persönlicher Name vor. Eben so liest man auf einer gallischen Münze *Ambactus* und auf einer anderen *Ambacti.*[2]) Die französischen Münzkenner *Lenormant* und *Duchalais* verstehen darunter die *Sequani*, die sich nach der Niederlage des *Ariovistus* den Römern unterworfen und sich als Unterthanen derselben *ambacti* genannt hätten.[3])

In der kymrischen Sprache lebt noch das Wort in der Gestalt *amaeth*,[4]) erhielt aber dort die Bedeutung Ackerknecht, Ackerbauer.

Im Keltischen musste auch ein von *ambactos* abgeleitetes *ambactia* mit der Bedeutung Umgebung, Bedienung vorhanden sein. Denn hievon stammt das jetzige bretonische *amezek*[5]) Nachbar, eigentlich der von der Umgebung ist, das = einem kymrischen *amaethic* (jetzt *amaethig*) = einem gallischen *ambacticos* ist.

Es war hiermit die Aufgabe der einundzwanzigsten Versammlung vollständig gelöst, da auch die Sectionen ihre Arbeiten sämmtlich vollendet hatten.

Der zweite Präsident schloss daher dieselbe um $12^3/_4$ Uhr mit folgender Ansprache:

Meine hochzuverehrenden Herren!

Schon am ersten Tage unserer Versammlung ist daran erinnert worden, dass es jetzt gerade 25 Jahre sind, seit die Idee zur Gründung eines Vereins deutscher Philologen und Schulmänner zuerst angeregt wurde. Es war kein unfruchtbares Wort, wie so oft ein solches in Stunden, wo die Herzen höher schwellen, hingeworfen wird. Was hoch begeisterte Männer in den schönen Jubeltagen der Georgia Augusta mit festem Wissen und Wollen ausgesprochen haben, das ist ins Leben getreten; und die Theilnahme an den Versammlungen der Philologen ist seit dem ersten Zusammentreten in Nürnberg immer eine ungeschwächte geblieben. Schon in den ersten Jahren der Vereinigung haben sich den Vertretern der classischen Philologie die Pfleger der so weit ausgebreiteten orientalischen angeschlossen. In einer künftigen Geschichte unsers Vereines wird die Augsburger Versammlung eine Epoche machende Stellung einnehmen, weil auf ihr die Vertreter der germanistischen Philologie uns die brüderliche Hand gereicht haben und auch für die Bildung einer besondern archäologischen Section die ersten Schritte geschehen sind. Durch diese Erweiterung ist eine neue sichere Garantie gegeben für einen langen und festen Bestand unsers Vereins, und ich glaube die Hoffnung aussprechen zu dürfen, dass, so lange noch die humanistischen und idealistischen Studien dem andringenden Wogendrange rein materieller Interessen Widerstand zu leisten vermögen, auch immer ein Bedürfniss für deutsche Philologen bestehen werde, zur Förderung ihrer gemein-

---

[1]) Steiner 116. Nr. [2]) Duchalais, Description des medailles Gauloises. 158. 162. S. [3]) Ebend. 160. S. [4]) Im Kymrischen hat sich nämlich die Lautverbindung *act* später in *aith*, *aeth* verwandelt. So ward z. B. *laith* (jetzt *llaith* feucht) aus altbrittischem *lactos* (in dem Ortsnamen *Lacto-dûrum*, Itin. Ant. 470. 476. S.), *maethu* ernähren aus *mactu*. [5]) Im späteren Bretonischen pflegt sich *act* in *ez*, *eaz* zu verwandeln. So ist z. B. *tez* Sprechart = kymr. *taeth* Sprache aus *tactis*, *leaz*, dialektisch *lez* Milch = kymr. *laeth* (jetzt *llaeth*) aus dem lat. Stamm *lact*, wovon *lezek* milchicht aus *lacticos*, *treaz*, dialektisch *trez* Sand = kymr. *traeth* aus *tractos*, wovon *treazek* und *trezek* sandicht aus *tracticos*.

schaftlichen Interessen und Studien zeitweise in grösseren Versammlungen zasammenzutreten. Die zahlreichen Wandervereine, die sich seit der Begründung der Versammlung der Naturforscher in Deutschland gebildet haben, sie alle sind, wenn auch kleine, doch feste Bausteine zum Thurmbau der deutschen Einheit, die, so schwer auch der Ausbau scheinen mag, doch einst ihre Thurmspitze sicherlich finden wird; zumal dann, wenn der schöne Geist der herzlichsten Eintracht und Harmonie, der uns die Tage von Augsburg zu unvergesslichen macht, immer segnend da walten wird, wo deutsche Männer in grösserer Anzahl zu einer Versammlung zusammentreten. Lassen Sie uns, meine Herren! nicht scheiden, ehe wir die Hoffnung aussprechen, dass auch die nächste Versammlung in dem schönen Meissen sich ebenso friedlich und glücklich gestalten möge.

An diese Worte knüpfte Director Dr. Classen aus Frankfurt nun noch den Dank der Anwesenden. Es galt dieser zunächst der Stadt Augsburg für das freundlichste Entgegenkommen und die Eröffnung ihrer Kunstsammlungen und Schätze, dem Präsidium, dessen mühevoller Waltung es gelungen sei, diese Versammlung zu einer der erfolgreichsten zu machen, den Secretären, deren unverdrossener Eifer die erzielten Erfolge auch für die Zukunft sichere, den Comitémitgliedern, die die Vorbereitungen zu dem Empfange mit so grosser Umsicht sich hätten angelegen sein lassen. Nachdem Dr. Classen dann noch bemerkt hatte, dass die deutsche Stadt, in welcher dieses Jahr die Versammlung stattgefunden, vielen seiner Berufsgenossen auch darum theuer sei, weil einst ihre Confession hier abgegeben und 25 Jahre nachher der erste Religionsfriede geschlossen worden sei, ein Friede, der trotz mancher Störungen von dem Blatte Papier in die Herzen eingezogen, fasste er Alles, was die Versammlung sonst noch von Gefühlen des Dankes erfüllen mochte, in dem begeisterten Rufe zusammen:

Hoch lebe die ehrenwerthe Stadt Augsburg!

Protocolle der Sitzungen der pädagogischen Section.

Mittwoch den 24. September.

Nach dem Schlusse der ersten allgemeinen Sitzung traten die Mitglieder zur Constituirung der pädagogischen Section in einem der an den goldenen Saal stossenden 'Fürstenzimmer' unter dem Vorsitze des Ephorus Bäumlein zusammen. Auf seinen Antrag wurde Director Eckstein zum Präsidenten gewählt. Obschon dieser auf den Antragsteller selbst als den geeignetsten Präsidenten hinwies, der bereits in Basel, Erlangen und Stuttgart als vorzüglich bewährt in solcher Stellung sich gezeigt hatte, so gab er doch auf die Bemerkung desselben, dass er nur wenige Tage der Versammlung beiwohnen könne, dem Wunsche der Versammlung nach und übernahm die Leitung der Verhandlungen. Die Protocollführung übernahm auf seinen Antrag, nachdem Prof. La Roche aus Wien abgelehnt hatte, der Studienlehrer Dr. Autenrieth aus Erlangen.*)

Die Tagesordnung ergab sich leicht. Denn da der von Prof. Dr. Thomas angemeldete Vortrag über Fallmerayer als Schulmann für eine der allgemeinen Sitzungen gewählt war, so blieb zunächst nur die von dem Gymnasiallehrer Vielhaber aus Salzburg aufgestellte Thesis über Cornelius Nepos als Schulautor. Diese wurde als erster Gegenstand der Discussion auf die nächste Tagesordnung gesetzt. Auf die Aufforderung zur Stellung anderer Thesen erhob sich zunächst Dr. Wiegand aus Worms, um auf die Nothwendigkeit der Gründung von pädagogischen Vereinen hinzuweisen, welche Erfahrungen zu sammeln und darauf begründete Anträge an die pädagogische Abtheilung der jährlichen deutschen Philologenversammlung stellen sollten. Der Präsident verwies auf die von Regierungsrath Firnhaber zur Vertheilung gebrachte Schrift über deutsche Lehrerversammlungen, welche auch die Organisation des Vereins in seinen Grundzügen berühre und deren Vorschläge bereits einer besondern Commission zur Prüfung überwiesen seien. Auf der nächsten Versammlung werde zu einer gründlichen Prüfung dieser Vorschläge die beste Gelegenheit sich darbieten. Dr. Müller aus Göttingen lenkte die Aufmerksamkeit auf die Schulstrafen, obschon es schwer sei, bestimmte Thesen

*) Hiernach dürfte die Bemerkung des Referenten über die Verhandlungen der XXI. Philol.-Versammlung in den Jahrb. f. Phil. u. Pädag. Aprilheft 1863 p. 119, welche die Auffassung zulässt, dass von vier Gewählten nur einer den übertragenen und übernommenen Verpflichtungen gebührend nachgekommen ist, zu berichtigen sein. Dr. M. Mezger.

darüber aufzustellen. Der Gegenstand, dessen Bedeutung nicht zu verkennen war, wurde als der zweite auf die nächste Tagesordnung gesetzt. Damit ward diese vorbereitende Sitzung geschlossen.

Donnerstag den 25. September.

Der Präsident theilte nach der Eröffnung der Sitzung mit, dass zwei weitere Anträge für die Berathung eingegangen seien, einer von Prof. Schmitz aus Regensburg über die Gestaltung der Real-Gymnasien und der andere von Prof. Högg aus Ellwangen über die Gestaltung der Mittelschulen.*) Bei dem weiten Umfange der Anträge erklärt es der Präsident für sehr bedenklich, auf eine nähere Erörterung einzugehen, die bei der Kürze der Zeit zu einem Resultate nicht führen werde. Manche dahin einschlagende Frage werde sich gleich bei der ersten über Cornelius Nepos gestellten Thesis zur Erörterung bringen lassen. Derselbe forderte Herrn Vielhaber auf, dieselbe zu begründen.

Gymnasiallehrer Vielhaber: Kaum ein Schriftsteller des römischen Altertums hat in neuester Zeit so viel von dem Ansehen eingebüsst, das er durch eine langjährige Tradition genossen, als Nepos, über keinen steht das Urteil, dass er im Ganzen nur ein mittelmässiges Talent gewesen, in der Allgemeinheit fest, wie über Nepos. Hat man ihm doch auch das Eigentumsrecht auf die unter seinem Namen erhaltenen vitae streitig gemacht. Diese Frage zwar brauche ich, als für vorliegenden Zweck gleichgiltig, nicht zu berühren, indessen will ich doch bemerken, dass gerade eine vorurteilslose Betrachtung der bekanntlich zu dem entgegen-

---

*) Derselbe hat nachträglich seinen Antrag mit folgenden Worten schriftlich begründet:

'Kann und will die Versammlung die Gestaltung der Mittelschulen zum Gegenstande der Berathung machen?'

Vorstehende Anfrage ist hervorgerufen einerseits durch die von den Schulmännern längst erkannte Nothwendigkeit einer den Fortschritten der Wissenschaften und den Zeitverhältnissen angemessenen Einrichtung der höhern Lehranstalten, andrerseits durch den vielfach gehörten Wunsch des Publikums, dass es einmal eine mehr in die Augen fallende Frucht der Philologenversammlungen sehen möchte. Zu diesem Wunsche hat das Publikum, wenn man ihm auch in wissenschaftlichen Dingen kein massgebendes Urteil zugesteht, doch eine gewisse Berechtigung, da es ja am meisten dabei interessiert ist, wie die Schulen, welche der Mehrzahl der Theilnehmer an dieser Versammlung anvertraut sind, ihrem Zwecke entsprechen.

Andere Versammlungen haben vor uns hier und anderwärts getagt; jede hat über ihre Angelegenheiten verhandelt, jede ihre besonderen Interessen besprochen. Sollten wir allein dies nicht können? Wollen wir es von andern erwarten? — Dass die Stimmen einzelner Männer ziemlich unbeachtet verhallen, zeigt leider die Erfahrung. Man liest ihre Ansichten und Vorschläge, billigt sie mehr oder weniger — und legt sie bei Seite. Ebenso findet man nur wenige der von Schulbehörden einzelner Staaten Deutschlands ausgearbeiteten Entwürfe in Ausführung gebracht. Auch in den Kammern der Abgeordneten wurde über Schulreformen gesprochen. Sollen wir dieselben von Schulbehörden und Kammern erwarten? Möglicherweise erhalten wir etliche und dreissig Schulpläne! Die Nothwendigkeit einer einheitlichen Reform ist, wie in anderer Beziehung, so auch im Schulwesen vorhanden und die Forderung, sich mit dieser Sache zu beschäftigen, um so dringender, je drohender die nächste Zukunft vor uns steht. Da aber die Aufgabe eine zu schwierige ist, als dass sie in der kurzen Zeit unseres Beisammenseins zu lösen wäre, so möge doch wenigstens ein Anfang gemacht werden, indem die Versammlung einen Ausschuss bestelle, welcher das reiche Material zu sammeln und einen Entwurf vorzubereiten hat.

Es wäre zu bedauern, wenn die Zeit nicht einmal zur Bestellung eines solchen Ausschusses zureichen sollte. Im Uebrigen erlaube ich mir auf die soeben vertheilte Schrift von Regierungsrath Firnhaber, 'deutsche Lehrerversammlungen', zu verweisen.

gesetzten Resultat gelangenden Prolegomena von Rink zeigt, dass Nipperdey's Urteil im ganzen wie im einzelnen begründet ist. Die zahlreichen Ausstellungen dagegen, die nach Rink besonders Nipperdey in aller Schärfe aufgestellt hat, haben bewirkt, dass man nach und nach auch an dem Schulschriftsteller Nepos irre wurde, ihn hie und da verdrängte und durch allerlei Ersatzmittel ersetzte, die man am besten mit dem so ziemlich allgemein üblichen Namen Chrestomathien bezeichnet. Auf diese einzugehen will ich hier unterlassen, 1) weil ich nicht alle kenne, 2) weil, wenn ich auch nachwiese, dass sie nicht besser sind als Nepos, doch daraus nichts für Nepos folgte, sondern nur, dass man bessere machen müsse, 3) weil ich hiebei Polemik üben müsste, die sich weder für diesen Ort noch für mich ziemte, zumal die Verfasser, weil nicht anwesend, sich nicht vertheidigen können. Es ist aber auch nicht nötig, denn gelingt mirs zu beweisen, dass der Schulautor Nepos nicht zu verwerfen sei, so ist wol auch bewiesen, dass er behalten werden kann, ja wol, dass er behalten werden muss.

Es scheint mir nun, dass man in dem ganzen über Nepos geführten Streit die Frage allmählich immer schiefer gestellt hat, indem man den didaktischen Gesichtspunkt, ob Nepos für die erste lateinische Lectüre der geeignete Schriftsteller sei, mehr aus den Augen verlor und die Frage nach der litterarischen Bedeutung desselben überhaupt substituierte. So wenig ich natürlich leugne, dass die Schullectüre eines Schriftstellers ganz wesentlich von seinem litterarischen Gehalt abhänge, eben so sicher ist, dass bei Knaben von 12, 13 Jahren noch gar manche andere Gesichtspunkte in Betracht kommen. Doch dieselben werden sich ohnehin bei einer Betrachtung der einzelnen Ausstellungen ergeben. Der erste Einwand heisst: Eine ziemliche Zahl der in den vitae geschilderten Männer ist nicht bedeutsam genug, dagegen fehlen höchst bedeutende, z. B. die excellentes duces Romanorum. Gewiss wäre es wünschenswerth, wenn die Zeit statt eines Dion, Chabrias, Timotheus u. a. m. die vitae der römischen Feldherrn erhalten hätte. Doch sind auch die bezeichneten recht wohl zu verwerthen. Blicken wir auf einen anderen Unterrichtsgegenstand. Alte Geschichte wird entweder vor der Neposlectüre — so bei uns — oder parallel mit ihr — so in Norddeutschland — vorgenommen. Nehmen wir den ersten Fall her. Die getadelten vitae behandeln Männer und führen in Zeiten ein, die der Geschichtsunterricht auf der untersten Stufe wohl in der Regel wird übergehen müssen. Der Lateinlehrer hat nun, wenn er den Zusammenhang des eben gelesenen richtig in das bereits bekannte historische Material einzureihen versteht, eine ganz wünschenswerthe Ergänzung des historischen Unterrichtes in seiner Hand um so weniger zu verachten, wenn man bedenkt, dass der Zeitraum von der ersten zur zweiten Behandlung der alten Geschichte zu dem bereits gelegten Grund immer neue Bausteine zuzufügen hat, die dann in den oberen Classen aus Geschichten aus dem Altertum zu einer Geschichte des Altertums vereinigt werden. Aehnlich ist das Verhältniss, wenn die Neposlectüre neben dem Geschichtsunterrichte einhergeht. Es ist wohl allgemein zugestanden, dass der Unterricht in alter Geschichte auf der untersten Stufe biographisch sein muss. Man betrachte einmal historische Lehrbücher, welche entweder direct biographisch abgefasst sind oder doch das biographische Element stark hervortreten lassen; man wird finden, dass von Miltiades, Themistokles, Pausanias nicht viel mehr in ihnen steht, als Nepos erzählt. Es ist sehr zweifelhaft, ob es gerathen ist, der lateinischen Lectüre den fast gleichen Stoff mit dem Geschichtsunterricht zu geben, im Gegentheil muss wohl dem lebhaften Knabengeist manchmal etwas neues geboten werden. Das dürfte auch der Grund sein, weshalb die preussischen Programme so vielfach die Lectüre der letzten 12 vitae aufweisen. Eine ganz eigene Stellung

hat die vita des Atticus, die nicht sollte ungelesen bleiben. Denn neben dem grossartigen politischen Hintergrund hat sie so vieles das Privatleben eines Römers Berührendes, dass an sie ein grosser Theil der notwendigen Kenntnisse des inneren Lebens Roms sich anknüpfen lässt. Allerdings hat sie den letzten Platz der Neposlectüre einzunehmen.

Der zweite Einwand heisst: 'Lebensbilder kann man die meisten dieser vitae gar nicht nennen'. 'Nicht schritt-, sondern sprungweise wird von einem Gegenstand zum andern übergegangen, und nur auf grammatikalischem Weg für eine ganz äusserliche Verbindung des bunten Inhalts Sorge getragen.' Gewiss wäre es im allgemeinen recht wünschenswerth, wenn Nepos vollendete Lebensbilder geliefert hätte, wie wir in unserer neueren deutschen Literatur deren manche haben; ob aber für die Schule so ganz entsprechend, ist fraglich. Es ist nicht ohne Grund, dass die für den ersten Geschichtsunterricht bestimmten Geschichtsbücher ebensowenig eigentliche Lebensbilder enthalten als die vitae des Nepos. Die Knaben sehen an einem bedeutenden Manne nicht die eine Persönlichkeit und verstehen sie gar nicht, sie sehen nur einzelne Thaten und Schicksale derselben, die eben nur durch den Namen verknüpft sind; die Zusammensetzung der einzelnen Züge zu einer Persönlichkeit zu vollziehen und zu fassen, sind sie ebensowenig reif, als die der botanischen Species zu Genera, der Genera zu Familien u. s. w. Jeder, der den geschichtlichen Unterricht auf der untersten Stufe gegeben hat, wird wissen, dass die der Natur der Sache nach anekdotenhafte Darstellung des Herakles, des trojanischen Krieges u. ä. viel mehr das Interesse der Knaben festhielt und, was ein sicherer Massstab ist, viel sicherer reproduciert wurde, als eine noch so verständlich gehaltene Erzählung von Miltiades und den Perserkriegen, um von den römischen Persönlichkeiten ganz abzusehen. Wir dürfen auf der Stufe der Neposlectüre ganz zufrieden sein, wenn die Knaben eine Reihe einzelner Züge einer Person, die nur durch die Beziehung auf diese Person verbunden sind, sich merken, die Constituierung der Persönlichkeit gehört einer weiteren Unterrichtsstufe an.

Man sagt ferner, die Ausführlichkeit der vitae stehe in keinem Verhältniss zur Bedeutung der geschilderten Männer, wichtiges werde oft übergangen, unwichtiges des Breiten erzählt. Ganz richtig, wenn es sich um die Beurtheilung des Schriftstellers Nepos handelt, nicht richtig, wo es sich um den Knabenauctor Nepos handelt. Bei manchem kurz behandelten Manne müsste eine vollständige Darstellung Züge hinzufügen, die dem Knaben unverständlich sind. Des Aristides politische Thätigkeit musste der Biograph Nepos zufügen, am Schulauctor Nepos wird sie niemand vermissen. Eben so bei Cimon und Phocion. Dagegen sind manche breite und nach dem künstlerischen Massstab ungehörige Anekdoten für die Knaben wie gemacht. Wen hat nicht, als er Nepos zuerst in der Schule las, die Vertheidigung des Epaminondas vergnügt? Eumenes ist gegen den mit den Römern kämpfenden Hannibal unverhältnissmässig ausgedehnt; aber gar viel mehr, als Nepos über letzteren gesagt hat, wird auch der Geschichtslehrer seinen Schülern nicht vorerzählen, ohne sie schlaff zu finden (longum est omnia enumerare proelia), die echt hannibalische List dagegen gegen Eumenes ist des Interesses derselben sicher und, wenn man sie beim zeitlich sehr beschränkten Geschichtsunterricht übergeht, ist sie als ein gelegentlicher Strich am Bild des an Listen unerschöpflichen, stets eigentümliche Wege gehenden Puniers sehr willkommen.

Dass Nepos nicht die nötige historische Unbefangenheit besitzt, ist richtig, aber da er nicht zu den maledicis gehört, theils ein directer Vortheil für die Schule, theils ohne Bedeutung. Ein Vortheil, da ja Knaben nicht sollen historische Kritik treiben, sondern an dem

Grossen und Schönen des Altertums sich begeistern. Von diesem Gesichtspunkt aus wird man das allerdings historisch ungerechte, aber aus einer ehrenwerthen sittlichen Entrüstung hervorgegangene Urtheil über Lysander und Pausanias wohl zu verwerthen wissen, wenn auch der Lehrer das besonders bei dem ersten schiefe Urtheil durch einige Worte richtig stellen mag.

Der gewichtigste Vorwurf gegen Nepos ist wohl der folgende, dass seine Verstösse gegen die historische Wahrheit sehr zahlreich sind. Zwar ist es noch immer schwer zu sagen, ob nicht an einem ziemlich grossen Theil der schwersten Irrtümer, wie z. B. an der Verwechslung der Scipionen, nicht Nepos, sondern die schlimme Beschaffenheit unserer Quellen schuld ist, und jedenfalls dürfte für eine Schulausgabe die kühne Kritik Lambins und Fleckeisens den Vorzug vor der conservativen Nipperdeys — Roth kommt natürlich hiebei ohnehin nicht in Betracht — verdienen. Allerdings bleiben auch dann noch eine ziemlich grosse Zahl historischer Verstösse übrig. Indessen so erschreckend auch ihre Zahl aussieht in Zusammenstellungen wie bei Rink oder wie vor mehrern Jahren in Mützells Zeitschrift ein paar gegeben waren: für unseren Zweck ist ein grosser Theil bedeutungslos. Ein nicht unbeträchtlicher Theil der Verstösse betrifft die Chronologie. Bei der Art nun, wie Nepos meist erzählt, nämlich der mehrfach getadelten anekdotenhaften Aneinanderreihung der Ereignisse, und bei der Art, wie Knaben eben sich solche Erzählungen merken, haben diese Irrtümer wenig, ja fast keine Bedeutung. Sie fassen eben die erzählten Ereignisse als Anekdoten, denen nur die Hauptperson insofern Zusammenhang verleiht, als sie um diese sich gruppieren. So kommt die an sich schon treffende Bemerkung, dass die unvollkommeneren Anschauungen sich nach und nach von selbst berichtigen, zu ihrer Wahrheit gegen den möglichen Einwand, dass man deswegen den Kindern noch nicht Irrtümer anzulehren habe: da sie zum grössten Theil für die Knaben keine Vergehungen, sondern nur Unterlassungen sind. Eine weitere ziemliche Zahl betrifft Nebenumstände der erzählten Begebenheiten, an denen an sich wenig gelegen ist, und wo wir mehrfach nicht einmal ganz sicher nachweisen können, dass die Darstellung des Nepos die entschieden falsche ist. Mehrere Sünden des Historikers Nepos sind Unterlassungssünden. Insoweit sie nach dem obigen Bedeutung haben, kann das, was Nepos nicht erzählt hat, der Lehrer seinen Schülern mittheilen, soviel es zum Verständniss des Gelesenen nötig ist. Dazu kommt, dass bei den meisten noch übrigen nachgewiesen werden kann, dass nicht sowohl ein Irrtum Nepos' aus Flüchtigkeit vorliegt, sondern andere Quellen benützt sind. Es ist noch ganz etwas anderes, wenn ich sagen kann, der Schriftsteller habe eine unverlässlichere Quelle benützt, als wenn ich sagen muss, er hat die Quellen verfälscht. Kurz, wenn man eben nicht suchen will, und in der Schule darf man es nicht, so ergibt sich von wirklich bedeutenden Verstössen jedenfalls nicht mehr, vielfach aber weniger als bei Plutarch. Wenn man nun im allgemeinen gegen die Lectüre des Plutarch auf einer höheren Unterrichtsstufe an sich keine Bedenken hat, so ist um so weniger Grund gegen die des Nepos auf der unteren Stufe, wo die Fehler ungefährlicher sind, als weiter oben, so sehr Bedenken zu hegen.

Die Verstösse gegen die mustergiltige Latinität bestehen theils in Wahl seltener Wörter und Formen, deren grösseren Theil man auch im Cicero, alle aber aus der guten Zeit der römischen Litteratur nachgewiesen hat, theils in selteneren Constructionen, die aber alle der Art sind, dass man sie innerhalb des Kreises der Schulschriftsteller Cicero, Cäsar, Livius, Sallustius nachweisen kann, und meistens mehr Eigenheiten des Ausdruckes, wie sie unwillkürlich jeder Schriftsteller hat. Jedenfalls ist Nepos der Ciceronischen und Cäsarischen

Ausdrucksweise näher, als Livius und Sallustius, und von dieser Seite die geeignetste Vorstufe zur Lectüre dieser Schriftsteller.

Weiter sagt man, dass sehr viele logisch-grammatische Unrichtigkeiten in den vitae seien. Von Anakoluthien ist Cäsar so wenig frei als Cicero, Nepos hat wirklich auffallende nur 2; Tautologien hat man ziemlich viele gefunden, ungerechtfertigt nur 1, da die andern durch eine aufmerksame Interpretation sich rechtfertigen lassen. Logisch unrichtige Urtheile und Gedankenverbindungen sind sehr wenige, von ersteren nur 1, von den letzteren lassen sich so ziemlich alle bei genauer Interpretation entfernen. Ja von Seite der Satzverbindung und Periodisierung ist Nepos für unseren Zweck selbst dem Cicero und Cäsar vorzuziehen. Nichts bietet dem Schüler bei der Lectüre Ciceros grössere Hindernisse, als die reiche periodische Gliederung, nichts bei Cäsar, selbst abgesehen von der nicht leichten orat. obl., als die häufig sehr umfangreichen Sätze, in denen er ein Hauptfactum sammt den Nebenumständen zusammendrängt: Nepos' Sätze sind durchaus kurz, auf sehr einfache Weise gebaut und auf noch einfachere Weise verbunden. Von dieser Seite ist Nepos für die Schule wie geschaffen.

Endlich hat man gesagt, er sei schwer zu übersetzen. Allerdings lässt sich nicht Wort um Wort ins Deutsche übertragen: das wird man auch nicht wollen, da ein Latein, das Wort um Wort übersetzt werden kann, eben kein Latein mehr ist; aber man hat behauptet, dass z. B. Cäsar leichter zu übersetzen sei. Wenn das nicht eben nur vom 1. Cap. des 1. Buches des b. g. gelten soll, kann die Behauptung nur aus ungefährer Erinnerung herrühren. Selbst bei den an sich leichtesten Büchern II, III, IV, theilweise V wird der einfachste Versuch zeigen, dass so ziemlich in jedem Capitel gar nicht so leichte Stellen vorkommen. Darin sehen wir überhaupt keine Gefahr, sondern, da Nepos keinesfalls so schwer ist, dass die Schüler nicht unter gehöriger Anleitung des Lehrers ihn bewältigen können, und dazu ist ja vor allem der Lehrer da, vielmehr wie in jeder Uebertragung aus einer fremden Sprache einen Vortheil. Kurz um das Endurtheil auszusprechen:

Unter den auf uns gekommenen Schriften des Altertums ist für die erste zusammenhängende Lectüre keine nach Inhalt und Form so geeignet als die vitae des Nepos;

von den dagegen erhobenen Bedenken verschwindet der grösste Theil, wenn man den Standpunkt, dass es sich um den Knabenauctor handelt, consequent festhält; daraus folgt:

wo er noch in der Tertia sich behauptet hat, ist er festzuhalten; wo er entfernt worden ist, kann und soll er wieder eingeführt werden.

Ein in der Regel nicht ausgesprochener Grund, der aber doch hie und da mit bestimmt haben mag den Nepos aus der Tertia zu entfernen, liegt in einigen Stellen, die gegen den Juven. Spruch 'maxima debetur puero reverentia' zu verstossen schienen. Die nicht zahlreichen Stellen sind bis auf eine der Art, dass man, ohne im mindesten zu lügen und ohne dem Auctor Gewalt anzuthun, so übersetzen kann, dass der Schüler von dem Anstössigen nichts merkt. Den Alcibiades wird man auch aus anderen Gründen ungelesen lassen.

Der Präsident schickt der Discussion über den Vortrag zwei Bemerkungen voraus, einmal dass die Polemik über die Chrestomathien sich nicht auf den Werth oder Unwerth der einzelnen Bücher dieser Art erstrecken könne — das habe der Vorredner richtig bemerkt —, sondern nur auf den Schulgebrauch derselben überhaupt; sodann, dass den preussischen Gymnasien zu viel Ehre geschehe durch die Voraussetzung, dass in denselben die letzten vitae aus dem aufgestellten realen Grunde gelesen würden. In der Quinta (die noch gar keinen

Geschichtsunterricht habe) und in der Quarta lese man Nepos um der Sprache willen. Derselbe ertheilt zuerst das Wort dem

Prof. Dr. Wolf aus Berlin. Meine Herren! Ich möchte von vornherein meine Meinung kurz dahin aussprechen: ich bin nicht für den Cornel als Schulschriftsteller. Wenn wir die Ausgabe von Nipperdey ansehen, so finden wir, dass sie allein auf wissenschaftlichem Grunde beruht; bei den andern ist ein starkes Nachgeben gegen die alten Ueberlieferungen. Sachlich und sprachlich ist aber jene ungeeignet für den Unterricht. Nepos wimmelt von kleinen Ungenauigkeiten, wie die mit cum beginnenden und nicht vollendeten Sätze. Es würde unaufrichtig sein, wenn man dies verdecken wollte; es würde jedenfalls unwissenschaftlich sein. Eine andere Wahl hätte man aber den Schülern gegenüber nicht. Man hätte fortwährend zu warnen; man hätte in historischer Beziehung anderes vorzuhalten. Dagegen könnte man den Cornelius bei einer Chrestomathie ganz gut empfehlen. Uebrigens wäre auch Cäsar viel mehr zu empfehlen.

Prof. Daniel aus Halle. Indem ich mich den meisten Ansichten des Herrn Vorredners anschliesse, glaube ich doch, dass er auf die sprachliche Seite zu wenig Augenmerk richtete. Nehmen wir einen concreten Fall. Der lateinische Lehrer hat sich redlich bemüht, den Knaben die Casuslehre einzuprägen. Jeder weiss: der Schüler hat eine Neigung, das Deutsche wortgetreu ins Fremde überzutragen, und es hat ihm Mühe gekostet die Construction mit fungi, vesci zu verstehen. Wie nun, wenn er im Autor, der ihm Muster in der Latinität sein soll, plötzlich schon Fehler findet, wenn er 'munus functus est' liest? Dennoch glaube ich, dass von zwei Seiten her die Bedeutung des Cornelius Nepos als Schulautor aufrecht zu erhalten ist, weil er historischer Schriftsteller ist und Biographien liefert. Es ist nicht zu leugnen, dass diese vitae doch den Sinn für das Heldentum, Patriotismus erwecken. Endlich glaube ich, wenn man sich nicht für eine Chrestomathie entschliessen will, würde für Cornelius Nepos ein Punkt sprechen, der von praktischer Bedeutung ist. Man hört in politischen Verhältnissen zuweilen sagen: dies Ministerium hält sich, weil man kein anderes an seine Stelle zu setzen hat. Man würde recht daran thun, auch auf Cornel diesen Grundsatz anzuwenden und ihn saecula saeculorum beizubehalten, weil er nun einmal durch keinen andern Autor ersetzt werden kann.

Wiegand aus Worms. Alle Vorwürfe, die man dem Cornelius macht, fallen zusammen, wenn man bedenkt, dass das, was wir Cornelius Nepos heissen, eben nur eine Compilation eines späteren Autors ist. Cornelius Nepos hat 3 oder 4 Werke geschrieben und verdient desshalb als Historiker grosse Achtung. Aber diese Compilation, die ein späterer Autor gemacht hat, hat viele Fehler, und in dieser Beziehung schliesse ich mich der Ansicht des Herrn Collega Wolf an. Ich glaube sogar, dass der Cornel viel besser in einer obern Classe gelesen würde. In dem Atticus und Epaminondas hat der Lehrer gar zu viel zu erklären für Anfänger. Es muss der Knabe schon sehr eingeführt sein in die alte Staatswissenschaft, um Alles recht zu verstehen. Ich habe den Cornelius cursorisch in der Prima gelesen, um Aufsätze daraus zu geben, und habe dies erfahren: Ein in den unteren Classen gelesener Autor wird oft vielfach vergessen. Aurelius Victor ist, glaub' ich, ein viel besserer Schriftsteller. Dies wenige wollte ich bemerken, theils zu Ehren des Cornel, theils für den praktischen Gebrauch.

Bieringer. Ich möchte nur zwei Worte sprechen. Was den Sprachgebrauch des Cornel betrifft, dass er vesci mit dem Accusativ construiert, so glaube ich, dass daraus nicht gefolgert

werden kann, dass er eine Unrichtigkeit begangen habe. Als Princip der Sprachforschung gilt, dass, wenn durch Texteskritik nachgewiesen ist, dass ein Schriftsteller der classischen Zeit so geschrieben hat, diese Schreibart als mustergiltig angenommen werden muss, wenn auch einige Ungeschicklichkeit im Gebrauche einzelner Verba nachgewiesen werden kann. Wir sehen in der deutschen Sprache, dass die Rection eine verschiedene ist; dass mehrere Verba bald mit dem Dativ, bald mit dem Accusativ construiert werden. Warum sollte dies dem lebendigen Geiste der römischen Sprache allein abgeschnitten sein? Man muss in dieser Beziehung die Grammatik fördern, damit, wenn in einem Autor, Cornel, Cicero u. s. w., etwas als von ihm geschrieben nach bester Texteskritik nachgewiesen werden kann, dies als mustergiltig anerkannt werde.

Dr. Schmitz. Meine Herren! Ich bin zwar kein praktischer Schulmann und möchte mir nicht anmassen, dem massgebenden Urtheil meiner Herren Collegen den geringsten Eintrag zu thun. Ich meine jedoch den allgemeinen Grundsatz beachten zu müssen, dass, wenn man dem Bessern nachgeht, man oft das Gute verliert. Im Allgemeinen möchte ich mich dem Herrn Antragsteller anschliessen und aus Ueberzeugung erinnern, dass man den Cornelius in den Schulen beibehalte. Was man gegen den materiellen Inhalt, gegen den Mangel an Authentie und Integrität, gegen die Nachrichten, welche Cornelius Nepos mittheilt, einwendet — das halte ich für ziemlich unbedeutend. Es ist doch wohl da, wo der Cornelius gelesen wird, vorzüglich darauf abgesehen Lateinisch zu lernen. Will man aber Geschichte und Latein wie zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, so riskiert man, dass man beide Fliegen verfehlt. Halte man sich an den Cornelius und lerne schön fein Lateinisch. Trotz mancher Unvollkommenheiten ist hiezu viele und die beste Gelegenheit gegeben. Eine rein classische und schöne Sprache hat er freilich nicht; aber Unebenheiten finden sich bei jedem Schriftsteller, selbst bei Cicero. Ich meine, wenn eine solche Stelle vorkommt, kann man sagen, was unser verehrter Lehrer zu uns gesagt hat: Wenn du einmal ein Cornelius Nepos bist, kannst du auch schreiben wie Cornelius Nepos. So lange du aber ein Schuljunge bist, musst du dich an die Grammatik halten. Auf diese Weise kann man diesen schlimmen Einfluss gründlich abschneiden. Geschichte aus Cornelius gerade zu lernen, ist nicht beabsichtigt. Cornelius hat in seinem geschichtlichen Materiale, um Geschichte aus ihm zu lernen, viel zu wenig und oft viel zu viel. Ich glaube, man soll von dem materiellen Inhalte absehen und das Sprachliche allein ins Auge fassen.

Der Präsident bemerkt, dass in der Versammlung zwei bayrische Schulmänner anwesend seien, von denen man ein competentes Urtheil über die Frage erwarten könne, Rector Heerwagen und Prof. Linsmayer, und ersucht dieselben, ihre Stimme gleichfalls abzugeben.

Heerwagen aus Nürnberg. Wenn es mir gestattet ist, ein paar Worte zu sprechen, so möchte ich, mich dem Herrn Vorredner anschliessend, nur noch einen Gesichtspunkt hervorheben. Die Classen, in welchen gewöhnlich der Nepos gelesen wird, werden von Schülern besucht, die gerade in einem gewissen Uebergange begriffen sind. Das allgemein Technische ist überwunden und sie fangen an zu fühlen, was eigentlich Lectüre bedeutet. Es ist ein Punkt von grösster Wichtigkeit ihnen ein Material vorzuführen, über welches sie die Herrschaft gewinnen können. Als solches ist auf der einen Seite als Prosaiker Cornelius, auf der andern Seite als Dichter Phädrus zu empfehlen. Da ich lange Jahre hindurch dies Verfahren eingehalten, so weiss ich aus Erfahrung, wie man mit beiden Classikern Glück machen kann.

Aber das, meine ich, ist der Hauptpunkt, dass die Biographien so beschaffen sind, dass der Schüler nach der Lectüre einer solchen vita das Ganze bewältigen, überschauen kann, und dabei das gewisse, nicht zu übersehende Moment errungen wird, dass er sieht, was er mit Recht sein nennen kann. Wenn er den Miltiades, Themistokles u. s. w. gelesen hat, kann er sagen, dass er irgend ein künstlerisches Ganze zusammengefasst und sich zu seinem Eigenthum gemacht hat. Uebrigens bin ich auch der Ansicht, dass sich in den höheren Classen immer wieder auf Cornelius recurrieren lässt.

Linsmayer aus München. Meine Herren! Ich hätte eigentlich nicht gesprochen, wenn ich nicht dazu aufgefordert worden wäre. Denn ich glaube an und für sich ist das Nothwendige bereits gesagt worden. Gerade mein Vorredner hat auf die pädagogische Bedeutung aufmerksam gemacht. Und von dieser Seite kann man gegen Nepos keine Einwendung machen; alle jene Einwände sind eigentlich von sprachwissenschaftlicher und kritischer Bedeutung. Darauf kommt es in der Schule nicht an. Wie aber? wenn Nepos gerade derjenige Schriftsteller wäre, welcher am geeignetsten ist den Knaben in die Lectüre der Schriftsteller einzuführen? Warum gibt man dem Knaben einen Schriftsteller überhaupt in die Hand? Damit er das classische Altertum aus seinen Schriften kennen lerne. Wenn man ihm diese Kenntnisse in den Mund legt, brauchen wir keinen Schriftsteller. Wir geben ihm einen Schriftsteller, eben weil er Schriftsteller ist und weil der Knabe selber daraus lernen soll; Cornel aber eignet sich vorzüglich zu der Lectüre, denn der Knabe kann die Sprache und die Sache daraus lernen. Es ist wahr, es ist im Nepos ungeheuer Vieles, was man wegwünschen muss. Das macht nichts. Wer kann in Abrede stellen, dass noch ein bei weitem grösserer Theil übrig bleibt, der ausreicht, um den Knaben in der Sprache zu üben? Nimmt man das Sprachmaterial her, so hat man vollauf zu thun, und wenn es nicht schadet, wie Herr Wiegand bemerkte, dass man in den obern Classen den Nepos liest, wenn also da die Unrichtigkeiten nicht schaden, warum sollten sie in den untern Classen schaden? Allein ein anderer Punkt ist, dass Nepos ein Schriftsteller ist, bei dem man das Fundament der lateinischen Litteratur in erster Stufe am besten kennen lernen kann. Und dieses Fundament ist die Rhetorik. Die historischen Unrichtigkeiten lassen sich zum grössten Theil in ein Material verwandeln, das für den Lehrer von unendlichem Werthe ist. Nicht ein beschränkter Kopf war Cornel, sondern ein tüchtiger Rhetoriker, und wenn er etwas angibt, was als historisch richtig nicht nachgewiesen werden kann, so thut er dies als Rhetor, und ich glaube, gerade diese rhetorische Bedeutung ist es, die ihn bei den Alten so hoch stellte, und gerade an ihm kann man den Jungen darauf hinführen, wie man das Alterthum in seinen Schriftwerken anzusehen hat. Meine Ansicht über Cornelius ist kurz die:

1) Nepos ist für die Schullectüre in sprachlicher Beziehung sehr geeignet; denn es ist unendlich viel Material da, womit man den Jungen in dieser Beziehung üben kann; und dass die sprachlichen Unrichtigkeiten nicht schaden, das lehrt die Erfahrung. Denn wenn einer einen Bock macht und beruft sich auf Nepos, so ists mir viel lieber, als wenn er sich auf die Grammatik beruft; wenn er sich ausredet: so stehts im Cornel, so gereichts mir sehr zur Genugthuung, dass er seinen Cornel so durchstöbert hat.

2) Nepos ist ausgezeichnet als erste Schullectüre, weil man an ihm den Charakter der lateinischen Sprache, das rhetorische Element gleich von Anfang an sehen kann, vorausgesetzt, dass der Lehrer es selbst zu behandeln weiss.

Wiegand. Es wird immer auf die pädagogische Gewandtheit des Lehrers ankommen. Auch in den oberen Classen, namentlich zu Stilübungen ist Nepos anzuwenden, weil ich der Ansicht bin, man müsse den Schüler zu selbstständigen Aufsätzen anleiten. In dieser Beziehung ist Epaminondas ein ausserordentliches Muster. Da wird gleich in der Einleitung gesagt, wie jeder Aufsatz formuliert werden kann: 'Erst will ich erzählen, wo er geboren ist; ich von seinen Thaten sprechen u. s. w.' Das ist eine sehr gute Anleitung zu selbstständigen Aufsätzen. Ich habe nichts dagegen, dass Cornel in der Tertia gelesen wird. Nur wird es pädagogische Gewandtheit erfordern, denn ich brauche nur zu sagen, dass Nepos nicht der rechte Verfasser ist.

Präsident: Bemerkt gegen Prof. Wolf, dass nichts nöthige, den Nepos mit den Schülern nach der grossen Nipperdey'schen Ausgabe zu lesen, da es noch sehr viele und sehr gute andere Ausgaben gebe. — Er freue sich, dass nur eine einzige Stimme für den Gebrauch der Chrestomathie sich erhoben habe und noch dazu aus Norddeutschland. Auffallender Weise spreche aus Süddeutschland keine einzige dafür, so dass es scheine, als würde die Vorliebe für dieselbe dort immer mehr beseitigt.

Bäumlein aus Maulbronn. Ich bin keineswegs dagegen, den Nepos in den Classen, in denen er bisher gelesen worden ist, zu belassen. Der Antragsteller hat mich nach allen Seiten beinahe ohne Ausnahme ganz befriedigt. Ich glaube, dass, wenn die sachliche Seite zuerst ins Auge zu fassen ist, gerade diese Art, wie Cornel die Geschichte darstellt, geeignet ist für dieses Alter. Es hat mir manchmal schon gedäucht, dass etwas Providentielles darin liege, dass wir einen solchen Autor für diese Classen haben. Auf der andern Seite möchte ich nicht dafür angesehen werden, als ob ich die Chrestomathien verwerfen wollte. Eine Zeitlang war man gegen Chrestomathien, und jetzt ist in den Schulen Nepos, zum Theile auch Cäsar eingeführt. Kommen nun beide in Vergleichung, so kann ich einem vorhin aufgestellten Urtheil nicht beitreten. Ich halte den Cornel für viel angemessener. Der Cäsar ist nicht der angemessenere und nicht leichtere Schriftsteller; er gehört für eine vorgerücktere Stufe. Indessen, um ganz kurz auszusprechen, was ich von Chrestomathien denke: auf einer Stufe, auf der es sich handelt um die Erfassung der Sprache und noch nicht um die Erkenntniss eines Schriftstellers, auf einer solchen Stufe können Chrestomathien nicht verworfen werden. Der Schriftsteller ist natürlich für den Lehrer immer angenehmer. Ich glaube — soweit ich die Strömung in meinem Vaterlande beobachten kann — man hat sich allmählich mehr und mehr überzeugt, dass Chrestomathien doch nicht so übel sind. Ich wollte mich übrigens nur gegen den Schein wahren, als ob ich ein Gegner der Chrestomathien wäre.

Hug aus Winterthur. Nicht um etwas Neues zu sagen, sondern nur, weil die Discussion darauf hinzuzielen scheint, dass man aus gewissen Landestheilen Zeugnisse für und gegen Chrestomathien sammle, möchte ich verhindern, dass man sage, keine Stimme aus dem Süden habe sich gegen Nepos hören lassen. Ich gehöre auch zu denen, welche den Nepos abgeschafft haben. Ich hätte diesen Schritt nicht gewagt und Andere hätten ihn auch nicht gewagt, wenn seine Mängel nicht zu gross wären. Die Mängel des Cornel sind auch aus der heutigen Discussion hervorgegangen: Mängel in sachlicher und sprachlicher Beziehung. In sachlicher Beziehung wurde auch von dem Herrn Antragsteller nicht genug hervorgehoben, dass, obwohl sehr viel Schönes sich im Cornel findet, einzelne Biographien mehr gerippartig sind, andere mehr Leben haben. In dieser Beziehung glaube ich in der That, dass, wenn alle Biographien von der letzteren Art wären, keine sachlichen Bedenken gegen Nepos zu

erheben wären. Allein man wird schon des Wechsels wegen genöthigt sein, auch auf andere Biographieen einzugehen. Und nun fragen wir uns, ob denn wirklich der materielle Nutzen des Nepos so gross ist, dass wirklich gar keine der vorhandenen Chrestomathien uns Aehnliches oder vielmehr Besseres bieten könnte. Es gibt solche Chrestomathien, welche aus einem Schriftsteller ausgezogen, eine Art systematischer Geschichte für die Jugend bieten, so Wellers kleiner Livius und Herodot. Ich glaube in sachlicher Beziehung in die erste Stufe Herodot und in die zweite Livius stellen zu müssen. Ich komme auf die sprachliche Seite. Es wurde bemerkt, dass, natürlich vom höhern Gesichtspunkt aus betrachtet, wenn der Autor fungor, vescor mit dem Accusativ construiere, wir einen solchen Sprachgebrauch nicht mit den engen Grenzen unserer gewöhnlichen Schulgrammatik beurtheilen dürfen. Es wird kein Mensch leugnen wollen, dass viele Schriftsteller sich nicht binden liessen, weil der Sprachgebrauch überhaupt noch ein flüssiger war. Man hat davon gesprochen, dass, wenn es nicht von Gefahr sei für die Schüler der oberen Classen, es auch denen der unteren nicht schade. Allein, meine Herren! es ist das doch ein gewaltiger Unterschied; und wenn wir in der untern Stufe die Regeln einprägen müssen, und der Schüler findet dann im ersten Autor auf jeder Seite solche Verstösse gegen dieselben, so möchte es doch vielleicht einen Theil irre führen.

Müller bemerkt gegen Hug, dass der kleine Herodot ein ganz ausgezeichnetes Buch sei, der kleine Livius aber nicht. Jener sei für die dritte Classe zu leicht und werde in Hannover in der Quinta gelesen.

Cron. Wenn ich mir erlaube, auch noch ein Wort zu sprechen, so möchte ich nur den Satz widerlegen, man könne aus Cornel sowohl Grammatik als auch Geschichte lernen. Da möchte ich mich auf den Ausspruch eines der ersten Pädagogen berufen, unter dessen Leitung ich gestanden (Döderleins), der sich dahin erklärte, dass es eine viel zu schwierige Sache ist, zugleich Sachliches und Sprachliches aus demselben Stoff zu entnehmen. Ich glaube, wenn man von der Lectüre des Cornelius ausgeht, wie sie geübt wird, so nimmt man sie in den Classen, wo man noch die Anfänge der Sprache lernt. Da wird man mit der sprachlichen Seite genug zu thun haben. Wenn man auch einen sachlichen Gewinn haben will, so wird es vielleicht zu empfehlen sein, dass, wenn etwa nur, wie das hier an unserer Anstalt der Fall ist, die Hälfte in den untern Classen gelesen wird, man die andere Hälfte in der Classe, wo der zusammenhängende Geschichtsunterricht beginnt, als Privatlectüre empfiehlt oder fordert; und dann gibt der geschichtliche Unterricht selbst das Correctiv für historische Irrthümer; man kann darauf hinweisen, ohne gegen den Schriftsteller zu verstossen. In der Ansicht, dass die sprachlichen Verstösse nicht erheblich sind, kann ich mich den andern Rednern anschliessen, indem der Schriftsteller über der Grammatik steht. In welchem Widerspruche steht die Rede des Cäsar gegen die Lehre von der Folge der Zeiten in unserer Grammatik! Deshalb glaube ich mich unbedingt den verehrten Rednern anschliessen zu müssen, welche für die Beibehaltung dieses Schriftstellers sich geäussert haben.

Präsident. Wir kommen eigentlich in eine Discussion über den geschichtlichen Unterricht. Wenn wir noch das Glück hätten, Thiersch in unserer Mitte zu sehen, so würde sich dieser ganz entschieden für Cornel aussprechen, den er einmal sehr treffend den geborenen Schulautor genannt hat; und eine solche Autorität, glaub' ich, ist denn doch nicht ganz zu verachten.

Dr. Wolf. Ich glaube, dass ich dadurch nicht ganz widerlegt bin. Wenn man im Cornel so viele Vordersätze findet, auf die kein Nachsatz folgt, kann man nicht für Cornel sein.

Vielhaber. Was den ersten Einwand des Herrn Wolf betrifft: dass im Cornel eine Masse Vordersätze ohne Nachsätze vorhanden seien, so habe ich den Cornel früher schon und auch zu diesem Zwecke sorgfältig durchgelesen und habe nur zwei bedeutende Anakoluthien gefunden, und auch von diesen lässt sich eine leicht erklären, wenn man nur im Pausanias quodcum zusammennimmt, wie man ja auch quodsi u. s. w. sagt. Und solche Fälle giebt es noch mehrere. Was meine Bemerkung über den geschichtlichen Nutzen betrifft, so wollte ich damit nicht eigentlich sagen, dass Geschichte gelernt werden solle aus dem Cornel; aber ich glaube, wenn man einen Schriftsteller liest, so thut man es nicht bloss der Worte, sondern auch der Sache wegen. Der Knabe kann sich nicht so viel daraus merken, wenn man es bloss wegen der Geschichte thut; allein jedenfalls soll er sich etwas merken, das müssen wir doch auch wünschen. Was die Bemerkung des Herrn Präsidenten über die preussischen Gymnasien anbelangt, so habe ich meinen Ausspruch aus einem Programme geschöpft, das mir zukam. Was dann die sprachliche Seite betrifft, so ist auf manche Eigenthümlichkeiten hingewiesen worden; aber ich glaube, die Wahl der Construction von fungi, vesci war unglücklich; denn ich muss dem Schüler sagen, dass diese Verba ursprünglich den Accusativ regiert haben, sonst versteht er den Gebrauch von deren Gerundium nicht. Der Möglichkeit, den Nepos als Privatlectüre zu verwenden, stimme ich vollkommen bei, und wir dürfen froh sein, wenn wir einmal den Schüler dahin gebracht haben, dass er aus eigenem Fleisse für sich einen Autor liest. Diese wenigen Bemerkungen glaubte ich mir noch erlauben zu dürfen.

Der Präsident dankt dem Redner dafür, dass er diesen Gegenstand angeregt habe und gibt sodann Herrn Müller das Wort.

Dr. Müller. Ich halte zunächst die Schulstrafen für die grösste Qual des Lehrers. Die Schule, die ich mir wünsche, ist freilich eine paradiesische, in der keine Strafe nothwendig ist. Da man nun aber ohne Strafe einmal nicht auskommen kann, so sind die Strafen wieder ganz verschiedener Art. In den obern Classen hat man es mit Jünglingen zu thun, deren Willenskraft gereifter ist. Deswegen sind die Strafen in den obern Classen nur von geringer Auswahl: Verweis, Citation vor den Director, vor die Lehrer-Conferenz, Nachsitzen und, wenn nichts hilft, Relegation. Ich möchte nun gerne diese Strafen für die obern Classen bei Seite lassen, theils weil meine Erfahrung mehr auf die untern Classen begründet ist, theils weil weniger Differenzen hierüber vorhanden sind. Die Strafen in den untern Classen sind doppelter Art: Ordnungsstrafen, gewissermassen als eine Sühne für ein Vergehen gegen die Ordnung in der Schule, z. B. Papierhinwerfen, Thürezumachen u. s. w. Wenn man da eine bestimmte Ordnung haben will, so muss die Verletzung derselben nothwendig auch mit einer kleinen Strafe belegt werden. Auch diese lasse ich bei Seite und will nur die Strafen für ernstere moralische Vergehen behandeln. Diese sind Mangel an Schulfleiss, Lüge, Betrug, Widersetzlichkeit gegen den Lehrer, Streitigkeiten mit den Mitschülern und Anderes. Die Strafen, die bei uns üblich sind, sind zunächst Verlängerung der Schulzeit, das sogenannte Nachsitzen. Gegen diese Strafe lässt sich nach meiner Meinung sehr vieles einwenden. Man verlängert dadurch die Schulzeit, die an sich schon sehr lang ist. Wir haben 6 Stunden Unterricht; dazu kommt noch der Sing- und Zeichnungsunterricht und dadurch verlängert sich die Schulzeit auf 8 Stunden des Tags. Kommt dazu noch der Turnunterricht, so steigert sie

sich bis auf 10 Stunden. Nun frage ich, wie viele Zeit bleibt dem Schüler für sich noch übrig? Ferner das Nachsitzen muss wenigstens unter Aufsicht geschehen. Denn wenn die Schüler sich selbst überlassen sind, fangen sie weiss Gott was an. Diese Aufsicht nun lässt sich sehr schwer beschaffen. In einigen Anstalten sind sogenannte Strafstunden eingerichtet, zu denen der Lehrer hinkommen und Aufsicht halten muss. Dies lässt sich aber nicht bei allen Anstalten durchführen. Ich glaube daher, es wäre am besten, wenn man ohne Nachsitzen auskommen könnte. Daher möchte ich körperlichen Strafen das Wort reden. Hierüber gehen die Ansichten aber sehr weit auseinander. Einige sind dafür, Andere wieder ganz dagegen. Ich wenigstens bin dafür, natürlich unter verschiedenen Bedingungen. Ein Lehrer darf sie nicht anwenden, wenn er allzu heftig ist. Man darf auch z. B. eine solche Strafe nicht in Anwendung bringen, wenn man einen Schüler beim Verdachte der Unwahrheit zum Geständnisse zwingen will; denn das ist eine Art Folter. Dann muss sie in dem Alter angewendet werden, wo der Schüler keine Verletzung seiner Ehre darin sieht. Der verehrte Hermann in Göttingen sagte: 'Die körperliche Züchtigung kann angewendet werden bei Knaben, so lange sie selbst noch sich untereinander schlagen' — und das ist so wahr, dass ich glaube, Hermann, der selbst nie unterrichtet hat, habe wenigstens hierin das Rechte getroffen. Die körperliche Strafe hat das Gute, dass sie kurz abgethan ist. Beim Nachsitzen muss der Schüler doch Arbeit erhalten und der Lehrer dieselbe controlieren. Das ist aber ein grosser Zeitverlust. Darum bin ich gegen das Nachsitzen und möchte die körperlichen Strafen vorziehen. Eine dritte Art von Strafe sind die Strafarbeiten. Auch gegen diese lässt sich ungemein Vieles einwenden. Aber doch sind sie, glaube ich, nicht ganz zu verwerfen. Ich verstehe nicht darunter, dass einem Schüler das Mass der Schulaufgaben besonders vermehrt werde, z. B. während der Eine etwas einmal schreibt, musst du es 3- oder 4mal machen; sondern die, welche ich meine, sollen angewendet werden, wenn ein Schüler im Auswendiglernen nachlässig ist, wenn er in einem deutschen Worte immer denselben orthographischen Fehler macht u. a. m. Wenn nun Einer da mehrere Male es hat fehlen lassen, so glaube ich, ist es eine sehr praktische Strafe, es ihn 2- oder 3mal abschreiben zu lassen. Man kann auch dadurch dem Unterrichte zu Hilfe kommen; manche Formen u. s. w. merkt sich vielleicht der Schüler schwer; wenn er sie aber ein paarmal abgeschrieben hat und der Lehrer darauf sieht, dass er recht abschreibt, so ist dies, glaub' ich, von grossem Nutzen. Jedoch leugne ich nicht, dass mit den Strafarbeiten auch Missbrauch getrieben werden kann. Endlich nenne ich noch ein Mittel, das zwar keine Strafe ist, aber doch von dem Schüler als Strafe angesehen wird, nämlich der directe Verkehr mit den Eltern. Dies ist wohl in kleinern Städten möglich; allein in grössern modificiert es sich sehr. Ich habe selbst schon Schüler gehabt, welche durch alle Classen gingen, ohne dass man einmal ihre Eltern zu Gesichte bekam. Wenn aber der Schüler weiss, dass der Vater mit dem Lehrer in Rapport tritt, so ist das sehr vortheilhaft. Doch bedarf es auch hier wieder der Vorsicht. Ich habe einmal eine unangenehme Erfahrung gemacht, die schlimm hätte ablaufen können. Ich hatte einen Schüler, der nicht ordentlich gelernt hatte, nachsitzen lassen wollen und gab ihm einen Zettel nach Hause mit, um die Zustimmung der Eltern zu erhalten. Der Junge fühlt sich so unglücklich, dass er sich ertränken will. Er kommt an einen Bach, legt seinen Schulranzen ab, geht durch den Bach; da muss es ihm zu kalt gewesen sein; kurz er legt sich am andern Ufer des Baches nieder, wo ihn die Polizei findet und nach Hause bringt. Das war vielleicht eine falsche Anwendung dieses Mittels. Doch abusus non tollit usum. Bei der ge-

hörigen Vorsicht ist dieses Mittel aber gewiss sehr vortheilhaft. Namentlich kann man dadurch die Faulheit der Schüler, die so oft Grund zu Lügen wird, abschneiden, wenn man von vorn herein mit den Eltern sich in Rapport setzt.

Bäumlein. Ueber die körperlichen Strafen erlaube ich mir eine Bemerkung zu machen. Es ist der Ausspruch eines von mir sehr hochverehrten Mannes, K. Fr. Hermanns, angeführt worden, dass man die körperlichen Strafen da noch anwenden könne, wo die Schüler untereinander selbst sich schlagen. Ich möchte wünschen, dass dieser Ausspruch näher präcisiert werde. Es ist dies zwar im Allgemeinen wahr; aber genau betrachtet, ist es nicht ganz richtig. Man wird die Bemerkung machen, dass Schüler auch in den vorgerückteren Jahren sich untereinander schlagen. Die Linie zwischen Ernst und Scherz ist da selten streng gezogen. Auch finden sie eine Verletzung ihrer Ehre nicht darin. Aber ganz anders ist es, wenn der Lehrer einen Schüler, der in einen Wortwechsel oder in thätlichen Conflict kommt, darum der körperlichen Züchtigung für werth halten sollte. Ich bin der Ansicht, dass das Ehrgefühl der Schüler nicht zu verletzen sei und halte es für ein Lob des Lehrers, wenn er der körperlichen Züchtigung ganz entbehren kann, und jedenfalls glaube ich, ist das 14. Jahr die äusserste Grenze. Weiter hinaus möchte ich nicht mehr für körperliche Strafe stimmen.

Der Präsident berichtigt die Auffassung des Vorredners. Weder Hermann noch Müller meinen, dass in den Fällen, wo Schüler unter sich handgemein werden, körperliche Züchtigung gegen dieselben angewendet werden solle. Das Knabenalter im Allgemeinen hätte dadurch bezeichnet werden sollen. Das aber sei vollkommen richtig, dass die Schüler auch auf höheren Altersstufen wohl noch einmal handgemein werden und doch werde es gewiss Niemandem einfallen, bis in solche Jahre hinauf eine körperliche Strafe anzuwenden.

Regierungsrath Firnhaber. Wir haben dem Antragsteller für die Anregung dieser Frage sehr zu danken, denn obgleich wir uns eine pädagogische Section nennen, sind doch eigentlich pädagogisehe Fragen noch wenig behandelt worden. Aber ich möchte warnen, die Frage so kurz abzumachen und vielmehr rathen, den Antragsteller zu ersuchen, dass er bis morgen einige Thesen aufstelle, an die sich eine ordnungsmässige Besprechung anschliessen könne. Das Thema ist reich genug, und besonders die körperlichen Strafen sind einer genauen Behandlung werth.

Der Präsident ist damit einverstanden und fordert den Dr. Müller auf, seine Ausichten in kurzen Sätzen niederzulegen, da ohnebin die heutige Sitzung zu schliessen sei.

Die Schul-Wandkarte der Stadt Rom von Rheinhard in Stuttgart wurde schlüsslich zur Ansicht mitgetheilt.

Freitag den 26. September.

Der Präsident theilte bei der Eröffnung der Sitzung mit, dass Prof. Dr. Köchly die von einer Commission im Auftrage des Kaiser Napoleon entworfene Karte Galliens vorzulegen und einige Bemerkungen darüber zu machen geneigt sei; es solle dies am Anfange der morgenden Sitzung geschehen. Prof. Hoegg hat einen Beitrag zur Vereinfachung der lateinischen Grammatik (die Genusregeln der dritten Declination betreffend) den Fachgenossen zur Prüfung empfohlen. Director Dr. Klix wünscht gleichfalls in der morgenden Sitzung an die bayrischen Collegen über die Einführung des stenographischen Unterrichts in die Gymnasien

eine Anfrage zu richten. Schliesslich empfahl der Vorsitzende die von H. Stadelmann gelieferte lateinische Uebersetzung der römischen Elegien von Göthe um so mehr der allgemeinen Beachtung, je meisterhafter der auch sonst schon rühmlichst bekannte Verfasser hier sein schönes Talent bekundet hat. Nach diesen geschäftlichen Mittheilungen wurde in die Tagesordnung eingetreten und dem Dr. Müller das Wort gegeben.

Müller. Meine Herren! Ich habe mir erlaubt der Aufforderung der Versammlung nachzukommen und das, was ich gestern unvorbereitet vortrug, in einige Thesen zusammenzufassen.

I. Die Auswahl und Anwendung der Schulstrafen erfordert die reiflichste Ueberlegung und grösste Vorsicht von Seiten des Lehrers, der durch Handhabung einer strengen Ordnung bei genauer Kenntniss der Eigenthümlichkeiten des jugendlichen Alters vielfach den Vergehen der Schüler vorbeugen kann.

Dr. Schmitz. Bei Anwendung der Schulstrafen ist nicht bloss eine Kenntniss des jugendlichen Alters im Allgemeinen erforderlich, sondern auch eine genaue Kenntniss des in Frage stehenden Individuums, denn sonst begeht man bei Abfassung eines Strafgesetzes schwere Unbilligkeiten gegen die Individualität des Einzelnen.

Präsident. Das ist wohl selbstverständlich, da wir nicht bloss Lehrer, sondern auch Erzieher sind. Uebrigens entwerfen wir ja kein Criminalgesetz und keinen Strafcodex.

Müller. Ich gehe zur zweiten Thesis über:

II. Die mässige und vorsichtige Anwendung der körperlichen Züchtigung, bei welcher man das Ehrgefühl des Schülers möglichst zu schonen hat, ist nicht zu verwerfen. Es ist dieselbe aber bis auf seltene Fälle in der Regel vom Lehrer selbst zu vollziehen.

Wenn einer einen Diebstahl begeht, verordnet bei uns die Obrigkeit, es solle eine vollständige Auspeitschung vorgenommen werden. In diesem Falle ist es keine Schulstrafe mehr; wohl aber kann in analogen Fällen die Strafe durch den Pedell vollzogen werden. Aber das Ehrgefühl des Schülers muss möglichst geschont werden. Der Lehrer, der hier wie ein Vater dem Schüler gegenüber steht, muss sie selbst vollziehen, und nur in wenigen Fällen kann es sich der Schüler gefallen lassen, dass durch eine untergeordnete Person diese Strafe vollzogen wird.

Präsident. Für die preussischen Gymnasien besteht die Vorschrift, körperliche Züchtigung nicht anzuwenden, wo sie aber erforderlich wird, wenigstens keine Unterbeamten damit zu beauftragen. In dem freien England dagegen spielen die Birkenruthen bis auf den heutigen Tag eine grosse Rolle; sie sind das Haupterziehungsmittel der englischen Aristokratie: aber der Rector allein ertheilt dort die körperliche Strafe.

Högg. Ich wünsche, dass diese Thesis dahin genauer bestimmt werde, der Lehrer vollzieht die von ihm zuerkannte Strafe selbst. Etwas Anderes ist es, wenn der Director oder Rector der Anstalt eine Strafe zuerkannt hat; in diesem Falle kann der Lehrer nicht der Vollzieher einer von ihm nicht zuerkannten Strafe sein. Ich bin immer der Ansicht gewesen und habe sie schon vor 20 Jahren ausgesprochen, dass nur der Lehrer eine Strafe bestimmen und selber vollziehen soll und nur im Nothfalle, wenn polizeiliche Uebertretungen stattfinden, eine andere Person die Strafe vollziehen dürfe.

Cron. Ich möchte mir nur erlauben die Anfrage zu stellen, ob augenblickliche Züchtigung gemeint ist oder eine Strafe, die durch Beschluss des Lehrerraths dictiert wird. Ich glaube, dass der Lehrer nur augenblicklich eine solche Strafe anwenden kann.

Der Präsident findet es wünschenswerth, dass doch sämmtliche Thesen zuerst vorgelesen werden, damit nicht im Voraus eine Debatte über Punkte sich entspinne, die in folgenden Thesen ihre Erledigung fänden.

Müller fährt demnach in seiner Thesenstellung fort:

III. Man wende dieselbe nur bei Schülern desjenigen Lebensalters an, in welchem im Verkehr der Schüler untereinander Realinjurien noch gewöhnlich sind.

IV. Man strafe auf frischer That, aber nie im Affect.

V. Man wende diese Strafe nur an in Fällen grober Ungezogenheit, Frechheit, Widersetzlichkeit, erwiesener Lüge und eingewurzelter Faulheit.

Vielhaber. In Betreff der ersten Thesis möchte ich den Antrag stellen, dass die körperliche Züchtigung nur da angewendet werde, wo sie durch die Landes- oder Ortssitte gebilligt wird (Oestr. Organisationsentwurf §. 71, 5).

Wiegand. Der Volksschullehrer wird in der Regel pädagogischer erzogen, als der Lehrer der Realschulen und Gymnasien. Ich selbst habe 16 Jahre lang die Volksschule in Worms neben dem Gymnasium geleitet und habe die Erfahrung gemacht, dass Lehrer ganz ohne Schlag die Schule regiert haben. Nicht so am Gymnasium, wo gebildete, aber nicht pädagogisch gebildete Lehrer sich zu Uebereilungen hinreissen liessen und eclatante Fälle vorkamen. Bei uns in Rheinhessen gilt noch das französische Gesetz, und wenn der Lehrer ein Kind schlägt, so dass Spuren davon nachher bemerkbar sind — und dies ist leicht möglich —, so kann der Vater vor Gericht klagen. Auch ist mir der Fall bekannt, dass zwei Lehrer förmlich vor Gericht gestellt worden sind, wo nämlich auf eine Ohrfeige augenblicklicher Tod folgte.

Präsident. Der Antragsteller will ja mässig und vorsichtig gestraft wissen. Nach preussischem Gesetze ist dem Lehrer eine väterliche Züchtigung gestattet. Aber dieser Ausdruck ist so unbestimmt, dass allerlei Conflicte schon vorgekommen sind; aber man ist in der Auslegung des Gesetzes ausserordentlich liberal.

Daniel. Bei so praktischen Fällen muss man sich nicht scheuen ganz ins Einzelne zu gehen. Die Schüler machen einen grossen Unterschied, ob der Lehrer mit der Hand oder mit dem Stocke züchtigt. Die Anwendung des Stockes als einer schimpflicheren Strafe regt den Schüler mehr auf, während eine andere Züchtigung hingenommen wird, wenn die Umstände sonst so sind, dass das rechte Verhältniss zwischen Lehrer und Schüler besteht. Also: Stock oder nicht Stock?!

Biehl. Es ist grundfalsch, dass die Landessitte massgebend sein soll; das Gymnasium soll sich seiner Aufgabe klar bewusst sein und nicht in der Sitte stecken bleiben. Es wäre sehr gut, wenn mehrere der Herren einzelne Fälle anführen wollten. Ich will einige anführen, welche dagegen sprechen, dass man sich nach der Landessitte richten soll. Ich bin nicht bloss in Oesterreich gewesen. Es ist mir in einem Lande, wo die Strafe nicht gestattet wird, ein Fall vorgekommen, wo ich in die Schule kam nach dem Gottesdienste, und zwar in die 1. Classe. Ich habe die schriftlichen Pensa durchgesehen und wollte sie durchnehmen

und forderte einen Schüler, den ich im Verdachte der Lüge und des Betruges hatte, zum Vorlesen der Uebersetzung auf. Ich bemerkte in seinem Heft den Unterschied der Dinte bald. Ich frage ihn: 'wann hast du das gemacht?' 'Das hab' ich gestern zu Hause gemacht.' 'Ist das wirklich wahr?' 'Ja.' Jetzt nehme ich das Heft des nebensitzenden Schülers und bemerke, dass es da gerade so steht. Und nun frage ich den ersten abermals, ob er das Pensum zu Hause gemacht habe. Und er sagt mir: 'Ja, ich hab's zu Hause gemacht.' Dann erst fragte ich den andern: 'Hat er vielleicht von deinem Hefte abgeschrieben?' 'Ja, er hat's vor einigen Minuten abgeschrieben.' Ich, damit noch nicht zufrieden, rufe einen dritten auf; der gesteht es ebenfalls zu. Und nun frage ich den erstern abermals und der sagt abermals: 'Ich hab's zu Hause gemacht.' In dem Augenblicke habe ich ihm eine Ohrfeige gegeben, und die hat bei diesem Schüler solche Früchte getragen, dass er mich nie mehr belogen und nie mehr betrogen hat. — Ich möchte einen Unterschied machen: Soll ausser den Ohrfeigen auch der Stock angewendet werden? Gegen diesen erkläre ich mich ganz und gar, weil er nicht auf der Stelle anwendbar ist. Geschieht die körperliche Züchtigung nicht augenblicklich, so regt sich im Schüler das Gefühl: der Lehrer trägt nach; er kann nicht verzeihen. Die Strafe soll nicht leidenschaftlich gegeben werden, aber auch nicht kühl; denn das ist viel gefährlicher.

Dietsch. Die heutige Debatte ist mir interessant. In Russland ist in §. 48 des neuen Reglements körperliche Züchtigung in allen unter dem Ressort des Ministeriums für Volksaufklärung stehenden Anstalten verboten, und man glaubt, die Humanität verlange dies. Die Erläuterungen sagen, man werde freilich ohne körperliche Züchtigung doch nicht durchkommen; aber die grössere Humanität verbietet sie und darum meint man in Russland dies öffentlich aussprechen zu müssen. Nun will ich ganz offen gestehen, dass es mich unangenehm berührt, wenn wir deutsche Lehrer die körperliche Züchtigung wollen. Wir wollen doch aussprechen, dass auch wir im Interesse der Humanität dahin zu wirken haben, dass sie nicht mehr vorkommt; ich wünschte auch von unserer Seite einen entschiedenen Ausspruch, dass wir es für ein Unglück betrachten, wenn wir züchtigen müssen, und nur in der äussersten Noth davon Gebrauch machen.

Der Präsident bemerkt hierauf, dass die Anführung von Russland hier nicht passe; dort wolle man ja die Stände, die zu einer höheren Bildung berufen sind, heben und aus dem Regimente der Knute retten.

Schmitz. Ich möchte noch zu bedenken geben, dass unsere Schulen sehr wesentlich auf christlichem Grund und Boden stehen. Wie nun, wenn wir so entschieden gegen körperliche Züchtigung stimmen, wo bleibt denn da das Bibelwort: 'Wer sein Kind lieb hat, der züchtige es mit der Ruthe'?

Wiegand. Ich möchte das betonen, 'mit der Ruthe', aber nicht mit Ohrfeigen.

Dietsch. Wer weiss nicht, wie oft schon Worte in der pädagogischen Section verkannt worden sind? Ich wollte ja nur dem Missverständniss vorbeugen, dass die Sache in den Zeitungen schief dargestellt werde; darum habe ich meinen Antrag gestellt.

Der Präsident bittet um eine kurze Formulierung eines solchen Dictums und versucht auf den weiteren Austausch von Erfahrungen, wenn auch nicht von einzelnen Beispielen hinzuweisen. Ehe Dietsch seinen Antrag vorlegt, macht aber

Dr. Fischer aus Greifswalde noch eine Bemerkung: Das angeführte Bibelwort heisst nicht so, sondern es heisst: 'der halte sein Kind unter der Ruthe', d. h. der halte es streng.

Auf das, was Herr Dietsch gesagt hat, möchte ich erwidern, dass ich in der körperlichen Züchtigung kein Unglück sehe, weil es nichts Entehrendes hat, wenn für eine Frechheit, die mit Mangel an Scham gepaart ist, ein Schlag gegeben wird. Es zum Princip erheben, 'wir sollen die Kinder züchtigen,' wird Niemandem einfallen, aber ebensowenig, 'wir sollen nicht schlagen.' Ein Schlag wirkt manchmal wunderbar, obschon ich andrerseits zugeben muss, dass alle Aerzte und manche Lehrer die Ohrfeige für ein gefährliches Disciplinarmittel halten. Ein Schlag mit dem Stöckchen schadet einem Knaben nicht.

Dietsch formuliert nun seinen Satz folgendermassen: 'Unter voller Anerkennung des Princips, dass der Lehrer sich zur Aufgabe zu machen hat die körperliche Züchtigung möglichst zu entfernen, ist doch die vernünftige und vorsichtige Anwendung derselben anzurathen.'

Firnhaber. Unter Bestrafung versteht man nicht die Ausführung eines vom Director oder vom Lehrercollegium gegebenen Auftrags. Die Sache muss noch näher bestimmt werden. Auch ist zu unterscheiden zwischen Züchtigung mit dem Stock und einem augenblicklichen Klatsch. Die körperliche Züchtigung besteht nicht in augenblicklicher Züchtigung, Anwendung einer Ohrfeige, sondern in einer wirklichen mit dem Stock. Welche Mittel haben wir aber, wenn wir diesen abschaffen, zur Züchtigung? Ich will Ihnen ein merkwürdiges Beispiel anführen, meine Herren. Bei Abfassung der nassauischen Schulordnung im Jahre 1817 wollte man Stock und Ohrfeige gerne ganz vermeiden und suchte nach einem Ersatzmittel bei körperlicher Strafe. Welches war dies? Antwort: ein 2 Zoll breiter und $^1/_2$ Zoll dicker Riemen. Man kann sich denken, dass diese Riemen nach der Individualität der Lehrer sehr verschieden ausfielen, und in welcher Weise dadurch geholfen war. Auf dem Westerwalde bin ich oft vor dem Instrumente erschrocken, besonders wenn das Leder sehr hart war. Selbst unter den Augen der Regierung, in Wiesbaden, ist es einem ganz tüchtigen Lehrer begegnet, dass er mit einem solchen Riemen meinem Sohne einen Daumen zerschlagen hat. Mit Rücksicht auf solche Vorfälle behalten wir den Stock nun bei; aber die Stockstrafe soll Ausfluss der väterlichen Gewalt sein. Aber wie steht es mit der durch Schulconferenz beschlossenen und durch den Pedell vollzogenen Strafe? Nach meiner Erfahrung hat jede Züchtigung durch den Pedell immer die schlimmsten Folgen. Daher soll eine solche jedenfalls nur nach Conferenzbeschluss und Uebereinkommen mit den Eltern in Anwendung kommen; die Ausführung derselben schändet keinen Lehrer, am wenigsten den Classen-Ordinarius. Am liebsten aber züchtige man gar nicht durch den Pedell.

Müller. Gegen eine Zudictierung durch die Conferenz will ich mich gerade erklären; denn dieses ist keine Strafe auf frischer That.

Raspe. Meine Herren! Ich glaube, wenn die Züchtigung im Einverständniss mit den Eltern erfolgen soll, so kann man sie ebenso gut, ja man muss sie entfernen. Wir müssen diese Strafe von uns weisen, denn eine solche Väterlichkeit hat einen profanen Charakter. Kein Vater wird es gern sehen, wenn der Sohn durch den Pedell ausgeprügelt wird. Soll eine Züchtigung ausgetheilt werden, so muss dieses von dem Lehrer geschehen kraft seiner väterlichen Gewalt. Das Prügeln durch den Pedell hat etwas Criminelles, Gehässiges und es giebt nur einen Fall, in dem dieses geschehen soll; wenn der Schüler nämlich es so weit gebracht hat, dass er entfernt werden muss, und wenn man ihn, falls er verstockt ist, vielleicht durch den Eindruck einer solchen Züchtigung noch zu bekehren hofft, nur also, wenn eine Natur dadurch vielleicht noch zu retten ist; aber wenn es in der Welt möglich ist, soll man dieselbe ganz vermeiden.

Purbaum. Ich wollte bemerken, dass in Westphalen eine körperliche Strafe nur durch die Lehrerconferenz beschlossen wird und der Lehrer verpflichtet ist dieselbe selbst zu vollstrecken. Die Züchtigung soll nur von einem Classenlehrer, nie von einem Fachlehrer angewendet werden. An mehreren Gymnasien in Westphalen ist die Disciplin vielleicht besser, wo körperliche Züchtigung angewendet wird. Was die Verletzung des Ehrgefühls anlangt, so muss man fragen: 'Wird durch die Strafe die Ehre des Schülers verletzt oder durch seine sträfliche Handlung?' Ein Lümmel z. B. soll wie ein Lümmel behandelt werden.

Bieringer. Wird angenommen, dass eine Strafe stattfinde, so soll sie von dem Pedell vollzogen werden; diesem Usus liegt ein Princip zu Grunde. Bei der vorigen Erörterung des Herrn Firnhaber habe ich mir gedacht, 'wenn ein Vergehen begangen wird, das vor das Collegium kommt, so ist dieses ein Crimen, welches eine Strafe verlangt. Nun hat die Strafe nicht etwa zu ihrem Executor den Richter, sondern einen eigenen Diener', wesswegen auch eine vom Lehrercollegium bestimmte Strafe, ausgeführt durch den Pedell, nie bei den Studierenden Anstand gefunden hat und als verletzend betrachtet worden ist.

Cron. Ich glaube nach dem Gange der Discussion, dass die Ansichten der Meisten sich dahin neigen, dass wir aussprechen: 'Körperliche Züchtigung findet nicht statt, ausser in dem Falle, dass der Lehrer im Gefühle sittlicher Entrüstung auf eigene Verantwortung unmittelbar nach der That dieselbe selbst vollzieht;' dann stehen wir wie geographisch so auch moralisch in der Mitte zwischen der Humanität Neu-Russlands und der Schlagfertigkeit Alt-Englands.

Präsident. Ich habe hierin auch eine reiche Erfahrung. Bei uns ist eine Ruthenstrafe auf die Hand üblich, welche früher durch den Schuldiener vollzogen wurde. Wenn sie bei mir vorgekommen ist, so habe ich sie selbst vollzogen und habe den Pedell gemacht. Damit fällt das Entehrende weg.

Döderlein (welcher nicht von Anfang anwesend war) will bemerken, dass in England die körperliche Züchtigung immer von dem Rector vollzogen wird; er wird aber darauf aufmerksam gemacht, dass davon schon die Rede gewesen sei.

Dietsch. Es ist etwas Wichtiges, dass wir die Verantwortung des Lehrers betonen. Im kgl. sächs. Realschul-Regulativ heisst es: 'Körperliche Züchtigung soll weder absolut verboten noch zugelassen sein, doch hat der Lehrer, der sie übt, in seinem Gewissen und sonst die Verantwortung zu übernehmen.'

Wiegand. Ich wollte noch einmal auf die classische Ohrfeige zurückkommen. Gegen Ohrfeigen hat sich der grösste Theil erklärt. Ich habe zwei Fälle erzählt, allein abgesehen davon weiss der Mann nicht, welche Hebelkraft er in seinem Arme hat und der Kopf des Knaben darf nicht misshandelt werden. Ich möchte daher den Antrag stellen, darüber die Versammlung zu hören, ob sie absolut gegen die Ohrfeige ist oder nicht. — Ich bin es!

Der Präsident erwiedert, dass hier eine numerische Abstimmung doch nicht entscheiden könne, und verliest die These in ihrer neuen Formulierung:

> Unter voller Anerkennung des Principes, dass der Lehrer die Aufgabe hat die körperliche Strafe (denn dies wünsche er statt 'Züchtigung' zu setzen) möglichst zu entfernen, ist doch die mässige und vorsichtige Anwendung einer körperlichen Strafe, bei der man das Ehrgefühl des Schülers möglichst zu schonen hat, nicht zu verwerfen; es ist dieselbe durch den Lehrer selbst zu vollziehen.

In dieser Form ist auch das nichtssagende 'in der Regel' des Antrags beseitigt.

Raspe. Ich möchte schliesslich nur noch bemerken, dass der Schulrath Besser einen Unterschied zu machen pflegte zwischen Ohrfeige und Backenstreich.

Müller. III. These:

Man wende die körperliche Strafe nur bei Schülern desjenigen Lebensalters an, in welchem im Verkehr der Schüler unter einander Realinjurien noch gewöhnlich sind.

Classen. Ich habe gestern nicht ohne Erstaunen gehört, dass dieser Grundsatz Hermann's unter den Thesen sich finde. In allem demjenigen, was unter der Jugend selbst vorfällt, herrschen Verhältnisse und Umstände, die auch nicht im Entferntesten eine Anwendung zulassen auf das Verhältniss zwischen Lehrern und Schülern. Mir scheint es besser, wenn wir bei der Anwendung der Strafe keine andere Empfindung haben, als die der väterlichen Autorität; überhaupt muss unter allen Umständen die Autorität das Wesentlichste sein bei der Bestrafung, und desshalb kenne ich keine andere Grenze als den Mangel des sittlichen Gefühls. Nun wird aber in den etwas reiferen Jahren, im 15ten, 16ten und 17ten, sich von selbst ein solcher Sinn entwickeln, welcher derartige Handlungen vermeiden wird; wo nicht, so ist die entsprechende Strafe noch nicht absolut zu verwerfen. Ich bin, so lange ich in oberen Classen lehre, in einigen seltenen Fällen genöthigt gewesen, einem Primaner eine Ohrfeige zu geben.

Raspe. In Mecklenburg, dies muss ich schon gegen den Hermann'schen Grundsatz bemerken, ist es so, dass sich selbst in der Secunda noch Einzelne bei den Ohren nehmen, denn das ist ein vollsaftiges Volk; die Herren im Süden werden eine gebildetere Nation haben. Uebrigens macht sich factisch die Grenze in der Regel selbst, dass der Knabe von der Zeit an, wo er confirmiert ist, dies wäre also etwa vom 13ten oder 14ten Jahre an, nicht mehr geprügelt wird.

Der Präsident corrigiert die scherzhafte Aeusserung, als ob bei den Südländern nicht ebenso gut noch in oberen Classen derartige Händel unter Schülern vorkämen, und fährt fort: Auch ich bin der Meinung, dass der in der These ausgesprochene Grundsatz gefährlich ist. Das Princip ist aus dem Lebensalter oder den Classen oder anderswoher zu nehmen, und ich würde nach unserer norddeutschen Einrichtung von der Tertia an die körperliche Strafe abstellen, oder den Satz allgemein so formulieren:

'Man wende die körperliche Züchtigung nur bei Schülern unterer Classen an.'

Bieringer. Es wird nicht unangenehm sein, die Anschauung des kais. Staatsministeriums zu vernehmen; 'Für Gymnasialschüler ist eine körperliche Züchtigung nicht mehr zulässig.'

Cron. Ich möchte den Antrag stellen, diese Thesis ganz fallen zu lassen, und zwar aus folgenden Gründen. Da im Princip die körperliche Züchtigung wegfallen soll, so bedarf es keiner weiteren Begrenzung als derjenigen, die in der vorigen Thesis enthalten ist. Mit der aufgestellten Altersgrenze zwar könnten wir in Bayern uns um so mehr einverstanden erklären, als dieselbe so ziemlich zusammenfällt mit der Unterscheidung der lateinischen Schule und des Gymnasiums. Dass diese Grenze naturgemäss ist, bestätigt mir auch meine Erfahrung. Ich war 15 Jahre Lehrer in einer der unteren Classen der lateinischen Schule und habe auch nicht umhin gekonnt, manchmal einen Schlag oder Klaps zu versetzen. Seit ich in einer etwas höheren, wenn auch nicht hohen Classe, der untersten des Gymnasiums, lehre, fand ich mich nie dazu veranlasst. Doch möge man auch diese Grenzbestimmung lieber weglassen, da, wie ein erfahrener Schulmann eben bemerkt hat, man auch in Prima in den Fall kommen

kann diese Strafe anzuwenden. Man begnüge sich also die Stellung des Lehrers als Pädagogen zu betonen, wie dies durch die vorhergehende Thesis bereits geschehen ist.

Fischer. Ich muss mich ganz entschieden für die Thesis aussprechen. Ich habe gerade die Erfahrung gemacht, dass diese Scheidung sehr gut ist. Ich glaube, man hat bei Erwähnung des Schlagens der Schüler unter sich eine Verwechslung begangen; es ist etwas Anderes, wenn grössere Knaben an einander im Ringen auf dem Turnplatz die Kraft probieren. Ich glaube, so ist es auch gemeint, dass da, wo gewöhnlich Schläge vorkommen, auch der Schlag durch den Lehrer nichts Beschimpfendes hat, wo aber Schläge der Schüler unter einander als beschimpfend gelten, da wird dieses auch bei Schlägen durch den Lehrer der Fall sein.

Müller bemerkt dagegen, man solle nicht vergessen, dass der Lehrer auch nach der Seite des Körpers etwas bei dem Schüler gelte, und wo derselbe seine körperliche Kraft einmal zeige, da denke der Schüler: so ein Kerl möchte ich auch einmal werden.

Der Präsident bemerkt, das kürzeste werde eine Abstimmung sein über den Standpunkt, nach welchem Realinjurien der Schüler unter sich zur Bestimmung der Strafgrenze dienen sollen, und nachdem auch Professor von Jan in Schweinfurt sich gegen die Identificierung zweier so ganz gesonderter Verhältnisse ausgesprochen, schreitet man zur Abstimmung über den Zusatz 'Realinjurien' oder 'bei Schülern unterer Classen'. Resultat: dieser Zusatz ist zu streichen; damit fällt die ganze These.

Müller verliest die vierte These:

Man strafe auf frischer That, aber nie im Affect.

Dietsch. Ich nehme an dieser Fassung Anstoss. Der Wortausdruck ist mir nicht klar. Ich mache mir zur Regel nie im Zorne zu strafen; der Affect muss der ruhigen Erkenntniss gewichen sein, ehe ich strafe; aber man muss eine sittliche Entrüstung zu erkennen geben.

Der Präsident erinnert, dem Bibelwort gemäss, man solle die Sonne erst untergehen lassen über seinem Zorne, und wünscht die Worte 'auf frischer That' gestrichen.

Geffers. Ich glaube, es wird nicht nothwendig sein einen Tag zu überlegen, um zu erkennen, wie gross die Schuld des Schülers sei; der Lehrer wird erkennen, ob der Schüler die Strafe verdient, und wird im Grunde nicht so in Zorn gerathen, dass er das Mass überschritte. Wenn er wirklich im Zorne ist, so wird er kurz die Strafe vollziehen. Es ist wie in vielen anderen Dingen Manches rein individuell. Ausserdem muss doch jedenfalls ein Pathos beim Strafen sich kund geben. Dieses würde in einem solchen Fall ein künstliches sein. Da würde ich doch viel lieber die körperliche Strafe ganz fallen lassen; denn ich glaube ein rechter Verweis würde dann wirksamer sein.

Raspe. Meiner Ansicht nach bliebe die Bestimmung über das Gefühl beim Strafen lieber ganz weg.

Bieringer. Das Pathos ist noch ebenso gut oder vielmehr es wächst noch durch die längere Ueberlegung.

Geffers. Die Schuld d. h. ihre Strafwürdigkeit kennt jeder Lehrer sogleich mit dem Thatbestand. Wenn nun der Lehrer im heiligen Zorn ist, so wird er auch seine Strafe vollziehen und dann die Sache sein lassen. Die Sache ist eben individuell; ich würde z. B. nie eine körperliche Strafe nach Lehrerbeschluss vollziehen lassen. Das Collegium erscheint da zu sehr als Criminale, und da wäre der Schüler erst recht entehrt; also lieber in solchem Falle eine Weisung an die Eltern.

Dietsch. Es gibt Fälle, in denen mitunter längere Ueberlegung schon deshalb nothwendig ist, weil man erst eine Untersuchung anstellen muss, um mehrere Schüler zu fragen, z. B. wenn eine grobe Ungezogenheit in der Classe vorgekommen ist. Solche Fälle meinte ich oben.

Biehl. Ich bin dennoch dagegen; die Schüler sind Schelme, und eine Strafe nach längerer Frist sieht dann eher wie Rache aus; daher bin ich für augenblickliche Strafe.

Cron. Ich wollte mir doch erlauben für den Antrag des Herrn Director Raspe zu stimmen, auch diese Thesis fallen zu lassen. Sie enthält einen Widerspruch. Wenn auf frischer That gestraft werden soll, d. h. doch, wenn ich augenblicklich überzeugt bin, dann muss mich die sittliche Entrüstung auch augenblicklich ergreifen. Diese kann ich nicht versparen; also nach einer Stunde oder einem halben Tag kann ich nicht in der Stimmung mehr sein Schläge zu vollziehen.

Der Präsident lässt über die Sache abstimmen, und es fällt auch diese Thesis.

Müller verliest die fünfte These:

> Man wende diese Strafe nur an in Fällen grober Ungezogenheit, überwiesener Lüge, Widersetzlichkeit und Faulheit,

und fügt erläuternd hinzu, dass er bei dieser Bestimmung besonders einen Vorfall im Auge habe, der sich in England ereignete, wo sich ein Lehrer verleiten liess, um ein Geständniss zu erpressen, den Schüler todtzuschlagen.

Raspe. Ich bin leider schon in der Lage gewesen für Weglassung von Thesen zu stimmen, und muss es auch hier wieder thun. In welchen Fällen die Strafe anzuwenden sei, muss dem Ermessen des Lehrers überlassen werden.

Firnhaber. Es scheint mir der Grundsatz Hermann's richtig, dem auch Thaulow beistimmt: 'Körperliche Züchtigung, insofern sie als zu den Mitteln der Regierung gehört, kann nur zugelassen werden bei böswilliger Widersetzlichkeit gegen den Lehrer'. Was aber die körperliche Züchtigung anlangt, welche zur Zucht der Schule gehört, so lassen sich da die Fälle gar nicht specialisieren, und es muss diese dem väterlichen Ermessen des Lehrers anheimfallen; der Lehrer ist ja christlicher Erzieher. Wenn ein Vater in den Fall kommt seinen schon erwachsenen Sohn zu züchtigen, so ist dieses indifferent.

Schmitz. Ich wäre der Ansicht, dass ganz einfach gesagt würde: 'Die körperliche Züchtigung sei ein für alle Mal in jedem einzelnen Falle dem gewissenhaften Ermessen des Lehrers anheim zu geben.'

Der Präsident bemerkt dagegen, dies stehe ja schon in den ersten Worten, und da Niemand für Beibehaltung der Specialisierung sich erhebt, fasst er alle Thesen in den oben schon erwähnten Grundsatz zusammen:

> Unter voller Anerkennung des Principes, dass der Lehrer die Aufgabe hat die körperliche Strafe möglichst zu entfernen, ist doch die mässige und vorsichtige Anwendung einer körperlichen Strafe, bei der man das Ehrgefühl des Schülers möglichst zu schonen hat, nicht zu verwerfen; es ist dieselbe durch den Lehrer selbst zu vollziehen,

und schliesst damit die Discussion.

Vor Schluss der Sitzung macht Wiegand*) noch einen Vorschlag; man solle doch dahin wirken, dass in allen Ländern specielle pädagogische Vereine gebildet würden. Man werde

*) **Antrag des Gymnasialdirectors Dr. Wiegand zu Worms**
auf Errichtung von pädagogischen Vereinen, welche mit der pädagogischen Abtheilung der alljährlichen deutschen Philologenversammlung in Verbindung treten, vorgetragen in der 21sten Versammlung der deutschen Philologen und Schulmänner zu Augsburg am 26. September 1862.

Mein vorgestern angekündigter Antrag geht dahin: es wolle der pädagogischen Section der alljährlichen Philologenversammlung gefallen, mit allen gesetzlich zu Gebote stehenden Mitteln dahin zu wirken, dass in allen deutschen Bundesstaaten unter Genehmigung der zuständigen Obrigkeit pädagogische Vereine freiwillig und auf möglichst wenig kostspielige Weise gegründet werden, in welchen, um hier einen juristischen Ausdruck zu gebrauchen, in erster Instanz die Schulfragen des höheren†) Unterrichtes für jedes einzelne Land, in grösseren Bundesstaaten für jede einzelne Provinz, verhandelt werden, so dass für die pädagogische Section der alljährlichen Versammlung deutscher Philologen als oberer Instanz nur pädagogische Fragen von allgemeinem Interesse, Berichte über die Ergebnisse der (kleineren) pädagogischen Landesvereine, gutachtliche Entscheidungen über Verschiedenheiten der Ansichten in denselben und dergl. übrig bleiben würden.

Das Ziel dieses Antrags ist wohl von selbst einleuchtend; er beabsichtigt vornehmlich zweierlei:

I. dass dem grossen alljährlichen Vereine bei der Beschränktheit seiner verfügbaren Stunden Zeit für das Wichtigere unter dem Wichtigen übrig bleibe, dass er nicht von Fragen behelligt werde, welche zwar im besonderen Kreise seines jedesmaligen Aufenthaltes von Interesse sein mögen, welche aber jeder strebsame Schulmann nicht nur bequemer und minder kostspielig, sondern auch gründlicher und belehrender in einem kleineren Kreise von Amtsbrüdern in seiner Heimat besprechen kann;

II. dass die Ergebnisse der Verhandlungen der seit den drei nächst verflossenen Jahrzehnten periodisch und freiwillig bestehenden (kleineren oder grösseren) Vereine von Schulmännern künftig fruchtbringender und massgebender werden für die einzelnen Staatsregierungen, als bisher. — Denn was Lehrervereine aus den Ländern mehrerer und verschiedener Landesherren berathen und beschliessen, bleibt natürlich leicht ausser Berücksichtigung.

Eine nähere Begründung dieses Antrags, falls sie nöthig schiene, würde nach einem Blicke auf die Pädagogik als eine der sogenannten abgeleiteten oder angewandten Wissenschaften (sciences appliquées) daran erinnern, dass die deutsche Jugendbildung, namentlich in den Gelehrtenschulen, so zu sagen von jeher, besonders aber seit dem 13. Jahrhundert, eines allseitigen nationalen Bildungsstoffes entbehrt, in Ermangelung solches den Haupt-Culturvölkern des Alterthums das Wesentliche in dieser Beziehung, d. h. das Allgemeinmenschliche (Humane) entlehnt und dem deutschen Stamme aufgezweigt habe; dass diese Aufzweigung aller-

†) Ich habe schon in einem Gymnasial-Programme (1842) mich dahin erklärt, dass ich unter dem höheren Unterrichte nicht unbedingt den der Gelehrten- und Hochschule verstehe, und neuerdings hat der deutsche Nestor der Gymnasial-Pädagogik, Herr Dr. Ludwig Döderlein in Erlangen, treffend bemerkt, dass das Wort hoch im Unterrichte eben so eine doppelte Bedeutung habe, wie im Leben. Der Graf z. B. nimmt in der menschlichen Gesellschaft unstreitig eine höhere Stellung ein, als der Bürger; aber der moralische Graf und der moralische Bürger haben vor dem Richterstuhl der Vernunft wie der Religion gleichen (moralischen) Werth. In diesem Sinne würde ich einem Lehrer der Volksschule, welcher mit dem klaren Bewusstsein der Aufgabe in seinem Kreise, mit biblischer Gesinnung den Geist seiner Religionslehre, mit Anschaulichkeit seine Zahlen- und Formenlehre, mit ethischer Absicht und methodischer Geschicklichkeit seine Geschichte, seine Naturkunde etc. nach der jedesmaligen Fassungskraft seiner Jugend lehrt, mit Verständlichkeit seinen Schülern die Muttersprache zum klaren Bewusstsein zu bringen weiss, im Sinne Döderlein's das Prädicat eines höheren Unterrichtes nicht ganz absprechen, wenn seine Kenntnisse auch nicht so umfassend sind, wie die eines Lehrers der Mittel- und Hochschule, und wenn auch seine Schule in der Aufeinanderfolge der verschiedenen Schulen die unterste Stellung hat. Die wahre Gelehrsamkeit wird seit Sokrates mehr nach der Tiefe, als nach der Ausdehnung gemessen. — Demnach würde ich auch den strebsamen Volksschullehrer von den fraglichen pädagogischen Vereinen nicht ausschliessen, vielmehr in einem Vereine von berufstreuen Volksschullehrern und Lehrern der Mittelschulen eine günstige Gelegenheit zur gegenseitigen Gewinnung pädagogischer Allseitigkeit, zum Austausch von Wissen und Methode etc. etc. erblicken.

dadurch zweierlei erreichen; einmal könnten da mancherlei minutiae abgethan werden, welche in einer grösseren Versammlung die Debatte stören, dann aber könnten solche Conferenzen auch mehr massgebend werden für die höheren Kreise. — Darnach wurde die Sitzung geschlossen.

Samstag, den 27. September.

Prof. Köchly zeigte vor Beginn der Debatten die Karte von Gallien, welche auf Befehl des Kaisers Napoleon III. von einer Commission von Gelehrten ausgearbeitet worden ist, sowie Abbildungen des cäsarianischen Pilums vor, und gibt dazu folgende erläuternde Bemerkungen.

Hochgeehrteste Herren!*)

Sie werden wohl schon alle von der Karte des alten Galliens gehört haben, welche der Kaiser Napoleon durch eine besonders dazu eingesetzte Commission hat entwerfen lassen, und welche zu der von ihm seit lange vorbereiteten Geschichte Cäsars gehören soll. Sie

---

dings manche Triebkraft des deutschen Stammes befördert, dass diese Aufzweigung sie aber auch manchmal gehemmt und unterdrückt habe, wo und wann unter unkundigen Händen in den fremdländischen Culturstoffen das Wesentliche vom Unwesentlichen, das ewig Wahre von dem Vergänglichen nicht genug unterschieden ward; dass so z. B. die sonst bei keinem andern Volke vorkommende zweite Blüthe der Nationallitteratur weniger durch die deutsche als trotz der deutschen Gelehrsamkeit zu Stande kam (s. Vilmar's Literaturgeschichte, 9. Aufl. 1862, S. 237 ff.), obwohl sie ohne 'den despotischen griechischen und römischen Schulstab' niemals zu Stande gekommen wäre (s. ebend. S. 275), dass jenes Allgemeinmenschliche in den antiken Bildungsstoffen trotz dieser zweiten Literaturblüthe zwar niemals für die deutsche Nation, ohne Nachtheil und Gefahr für ihr weiteres Gedeihen, entbehrlich werden könne, dass aber bei dem Streben, das Fremde ('griechischen Schönheitssinn und römische Kraft') mit dem Einheimischen zu verschmelzen, dem jedesmaligen Pulsschlag der Nation verständige Rechnung getragen werden müsse, damit wir nicht, wie in früheren Jahrhunderten, wieder Gefahr laufen, blosses Wissen an die Stelle des Lebens zu setzen; dass aber der richtige Tact, Fremdes mit Einheimischem zu verbinden, nicht über Nacht, nicht bloss aus Büchern, sondern nur vom grünen Baum des Lebens oder der Erfahrung gewonnen werden könne, d. h. u. a. auch durch die Errichtung und Pflege kleinerer, durch die Marken der verschiedenen deutschen Länder zwar getrennter, aber durch die alljährliche und wandernde Philologenversammlung zusammengehaltener und zu einem Ganzen belebter pädag. Vereine. —

Aber wir können von aller Begründung des oben gestellten Antrags absehen, nachdem gestern Herr Regierungsrath Firnhaber eine dem 25jährigen Bestehen des deutschen Philologencongresses gewidmete Druckschrift (Gotha, Verlag von Rudolf Besser), 'Deutsche Lehrer-Versammlungen' betitelt, in der allgemeinen Versammlung vertheilt und die Begründung jenes Antrages auf eine andere, noch anschaulichere Weise geliefert hat, indem er einen historisch-kritischen Blick mit sichtbarer Wärme für die Sache auf die bisher in Deutschland bestandenen Lehrer-Versammlungen warf.

*) Vorbemerkung. Bei der Bearbeitung dieser Vorträge für den Druck musste ein ganz anderer Weg eingeschlagen werden, als bei der des obigen über die Odyssee. Hier lagen so gut wie gar keine Niederschriften vor, und meine eigenen Taschenbuchnotizen beschränkten sich auf das Namensverzeichniss der im ersten Vortrage besprochenen Oertlichkeiten. Da ich sonach ganz freie Hand hatte, so glaube ich das Richtige getroffen zu haben, indem ich in Bezug auf die Napoleonische Karte, welche überhaupt seitdem in Deutschland bekannter geworden ist (vgl. neuerdings Heller im Philologus XIX, 3, S. 449 ff.), mich so ziemlich auf das beschränkt habe, was wirklich von mir gesprochen worden ist, dagegen über das römische Pilum eine vollständige Monographie mit allen nöthigen Belegstellen und einer getreuen Abbildung der beiden bisher entdeckten Hauptformen desselben gegeben habe.

ist aber meines Wissens nicht in den Buchhandel gekommen, und ich habe daher geglaubt, dass es für Sie von Interesse sein werde dieselbe kennen zu lernen, da sie in jedem Falle für das sachliche Verständniss Caesars von grosser Bedeutung ist. Dass ich sie Ihnen vorlegen kann, verdanke ich der bereitwilligen Güte des Herrn Dr. Ferdinand Keller in Zürich, des hochverdienten und unermüdlichen Präsidenten unserer Antiquarischen Gesellschaft, welcher als der Entdecker und gründliche Erforscher der seitdem vielbesprochenen Pfahlbauten auch im Auslande ein weitverbreitetes und wohlbegründetes Ansehen geniesst. Herr Dr. Keller, unbestritten der gründlichste Kenner des in Bezug auf Antiquitäten so classischen Schweizerbodens,[1]) war seiner Zeit selbst ersucht worden, zur Entwerfung jener Karte durch Angabe der Orte in der Schweiz beizutragen, an welchen keltische Ueberreste gefunden worden waren; er hat daher auch ein Exemplar dieser Karte geschickt erhalten, und dieses Exemplar ist es, welches ich heute Ihnen vorzulegen die Ehre habe.

Die Karte führt also den Titel: 'Carte de la Gaule sous le proconsulat de César, dressée à l'aide des documents géographiques et topographiques du Dépôt de la Guerre, par la commission spéciale instituée au ministère de l'instruction publique et des cultes. D'après les Ordres de S. M. L'Empereur, 1861.'

Wie nach diesem Titel zu erwarten steht, so lehrt schon der erste flüchtige Augenschein, dass die Karte in geographischer Beziehung überaus elegant und sauber ausgestattet ist: insbesondere sind die Terrainverhältnisse, die Flüsse in Blau, die Gebirge in Braun, die Wälder in Grün sehr artig ausgeführt. Davon sticht dann, in Roth eingezeichnet, alles dasjenige augenfällig ab, was sich auf das keltische Alterthum und die Feldzüge Cäsars bezieht, wie vor Allem die Namen der verschiedenen Provinzen und Völkerschaften, der römischen und gallischen Städte und Ortschaften, die alten Heerstrassen, sowie die Marschlinien und Standlager Cäsars; ausserdem sind noch mit rothen aber verschiedenen Zeichen die noch vorhandenen keltischen Monumente und Grabstätten, sowie die Fundorte keltischer Münzen, Waffen und sonstiger Ueberreste angegeben, letztere freilich, wenigstens in der Schweiz, keineswegs ganz vollständig. Ueberall, wo es nöthig erschien, sind die Namen der heutigen Städte und Ortschaften in Schwarz angebracht, so dass es auf diese Weise sehr leicht ist, sich auf dieser Karte zu orientieren. Ich stehe daher nach meiner Erfahrung nicht an, sie als das bequemste und sicherste Hilfsmittel zu bezeichnen, um sich bei einer Lectüre Cäsars rasch und ohne Mühe in geographischer Beziehung zurecht zu finden, und kann demnach nur wünschen, dass diese Karte auf eine oder die andere Weise auch dem Gymnasium und der schulmässigen Erklärung Cäsars zugänglich gemacht werde.

Eine nochmalige Revision der Karte würde namentlich in Bezug auf Namen keltischer Völker und Ortschaften manche Berichtigung ergeben, wie denn z. B. die neueste und vollständigste Schrift über diesen Gegenstand von einem Mitgliede unserer Versammlung, Herrn Dr. Glück ('die bei Cäsar vorkommenden keltischen Namen', München 1857), keine Berücksichtigung gefunden hat.

Ich kann diese allgemeinen Bemerkungen über die vorliegende Karte nicht verlassen, ohne noch ein Wort über einen Punkt hinzuzufügen, welcher, wie mich dünkt, von unserer patrioti-

[1]) Indem ich diesen Vortrag noch einmal durchsehe, erscheint eben von ihm im Verlag von Wurster u. Comp. in Winterthur eine 'archäologische Karte des Cantons Zürich', welche ich allen Alterthumsforschern angelegentlichst empfehle. Sie enthält auf das Genaueste in farbigen Zeichen angegeben die im Canton vorhandenen Pfahlbauten, sowie die helvetischen, römischen und alemannischen Ueberreste und Fundorte.

schen deutschen Presse mit etwas gar zu viel Eifer besprochen worden ist. Ich meine den Umstand, dass die drei germanischen Völker, welche bekanntlich zur Zeit Cäsars auf dem linken Rheinufer gewohnt haben, die Triboker ganz, die Ne | meten und Va | ngionen zum grössten Theile, d. h. mit Ausnahme ihrer beiden Anfangsbuchstaben, auf das rechte Rheinufer versetzt sind. Wenn in diesen 'altclassischen Reunionskammern', wie ich sie scherzhafter Weise genannt habe, wirklich eine Absichtlichkeit liegen sollte, so könnte man sie am Ende als eine antiquarische Rechtfertigung ansehen, dass 'Strassburg die wunderschöne Stadt' der Triboker heutzutage französisch ist, während die auf dem linken Rheinufer belassenen Anfangsbuchstaben der Ne|meter und Va|ngionen anzudeuten scheinen, dass deren Städte Speier und Worms deutsch geblieben sind.

Wenden wir uns nun nach dieser allgemeinen Einleitung zu dem wichtigsten Theile des Inhalts unserer Karte, zu der Bestimmung der Marschrouten und Schlachtfelder Cäsars, so fühle ich mich hier zunächst gedrungen, den gründlichen und erfolgreichen Forschungen eines leider jüngst verstorbenen Landsmannes die verdiente Anerkennung zu Theil werden zu lassen. Es ist diess der badische Generallieutenant August v. Göler, welcher in seinen 1858, 1859 und 1860 erschienenen Schriften die Cäsarischen Feldzüge von 58 bis 51 v. Ch. einer allseitigen Erörterung unterworfen und dabei, was sich selten genug vereint findet, mit einer genauen Behandlung des Cäsarischen Textes eine genaue Untersuchung der mit mehr oder minder Sicherheit zu bestimmenden Oertlichkeiten verbunden hat. Göler verdanken wir weitaus den grössten Theil der zugleich neuen und haltbaren Ortsbestimmungen für Cäsars Märsche und Schlachten. Es kann daher selbstverständlich der vorliegenden Karte nur zur Empfehlung und der sie entwerfenden Commission nur zum Lobe gereichen, wenn die letztere die von Göler aufgefundenen Resultate für ihre Arbeit verwerthet hat. Sollte es dagegen wahr sein, dass die Commission in ihrem an den Kaiser gerichteten Rechenschaftsbericht, der, so viel ich weiss, in diesem Jahre oder zu Ende des vorigen Jahres erschienen, mir aber nicht zu Gesichte gekommen ist, Gölers und seiner Forschungen nicht gedacht hätte, so müsste die Priorität unseres verewigten Landsmanns in Bezug auf diese Entdeckungen entschieden gewahrt werden, womit natürlich die Möglichkeit nicht geleugnet werden soll, dass die französischen Gelehrten die von Göler gefundenen und bezeichneten Orte bereist und ebenfalls selbständig untersucht haben. Uebrigens hat, wenn ich mich recht erinnere, der Kaiser Napoleon selbst den Verdiensten des deutschen Forschers noch wenige Tage vor dessen Tode volle Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Ich will nun in aller Kürze diejenigen Bestimmungen angeben, welche von Göler zuerst richtig gefunden und von der französischen Karte aufgenommen worden sind, wobei ich mich aber auf die Schlachtfelder beschränke, ohne auf die Marschlinien einzugehen. An der Spitze steht Cäsars Feldzug gegen die Belgier 57 v. Ch., bei dessen Erörterung sich Gölers Combinationsgabe vielleicht am glänzendsten bewährt hat. Die Stelle, an welcher Cäsar über die Aisne ging und sein Lager aufschlug, hat man bisher gewöhnlich bei Pontavert, östlich von Beaurieux, gesucht, aber Göler hat fast mit Sicherheit nachgewiesen, dass es vielmehr bei Berry-au-Bac gewesen ist, wo der Hügel, auf welchem sich Cäsar lagerte, zwischen dem genannten Fluss und den durch die Miette gebildeten sumpfigen Niederungen leicht erkennbar ist.[1])

[1]) Diese Annahme ist seitdem durch Ausgrabungen, welche am 19. Novbr. 1862 in Gegenwart und nach den Angaben des Kaisers Napoleon dort gemacht worden sind, glänzend bestätigt worden. S. Heller a. O. S. 562. 1.

Den Schauplatz der Nervierschlacht hat er mit grösster Sicherheit auf dem linken Ufer der Sambre, südlich von Bavay zwischen Louvroil und Boussières, die so charakteristisch geschilderte Stadt der Aduatuker auf dem Berge Falhize am linken Ufer der Maas gegenüber der belgischen Stadt Huy erkannt. Der Landungsplatz Cäsars in Britannien ist bei Deal, nordöstlich von Dover anzunehmen, der Fluss, gegen welchen er vorrückt (IV, 9), ist der Stour, der Punkt, auf welchem er die Themse überschreitet, ist bei Kingston oberhalb London zu suchen (IV, 18).

Ich hebe dann noch ganz besonders die nähere Bestimmung der Localitäten in Cäsars Feldzug gegen die Bellovaker hervor. Das erste Lager derselben (VIII, 7) lag nach Göler auf einer Anhöhe an dem südöstlichen Ausgange des Waldes von Compiègne zwischen Pierrefonds und Rétheuil, welche auf drei Seiten von der sumpfigen Thalniederung des Vandybaches umgeben ist; das zweite Lager (VIII, 16) auf dem Berge Ganelon, nordöstlich von Compiègne, welcher noch heutzutage Camp de César heisst. Die Stadt Uxellodunum endlich (VIII, 32 u. f.), welche man bisher an verschiedenen Punkten, z. B. bei Cahors, Puy d'Yssolli, Capdenac gesucht hat, ohne die genaue Beschreibung Cäsars ins Auge zu fassen, hat er glücklich auf dem Berge La Pistule erkannt, welcher etwa 3 Stunden westlich von Cahors auf dem linken Ufer des Lot sich erhebt und auf drei Seiten von dem genannten Flusse umströmt wird, während auf der vierten nördlichen Seite heutzutage das Städtchen Luzech liegt.

Diess, meine Herren, sind die hauptsächlichsten Resultate, welche der Scharfsinn unseres Landsmannes zuerst aufgefunden und die Napoleonische Karten-Commission mit Recht anerkannt hat. Dass sie übrigens dabei mit selbständigem Urtheile verfahren ist, soll ausdrücklich anerkannt werden und zeigt sich namentlich auch da, wo sie abweichend von Göler ihren eigenen Forschungen oder andern Gewährsmännern gefolgt ist. Hier ist nun in ersterer Beziehung an die unzweifelhafte Entdeckung des Schlachtfeldes zu erinnern, auf welchem die ungestüme Tapferkeit der Helvetier der Kriegskunst Cäsars und der Waffengeübtheit seiner Soldaten erlag. Cäsar gibt die Entfernung dieses Schlachtfeldes von der Stadt Bibracte auf nicht mehr als 18 (römische) Meilen an; dass Bibracte das spätere Augustodunum, das heutige Autun sei, darüber sind heutzutage die Forscher einverstanden: v. Göler setzt nun das Schlachtfeld, wie die frühern, in nordwestlicher Richtung von Autun, südöstlich von dem heutigen Château Chinon, ohne doch die Localität näher zu bestimmen. Dem Herrn de Saulcy, welcher eine Reihe tüchtiger Detailstudien über Cäsars Feldzüge angestellt hat, blieb es vorbehalten, in einer sehr gründlichen Abhandlung[1]) mit voller Sicherheit nachzuweisen, dass dieses Schlachtfeld vielmehr in nordöstlicher Richtung von Autun, aber genau in der angegebenen Entfernung auf der grossen Ebene zu suchen ist, welche dort nördlich von dem auf einem Hügel gelegenen Dorfe Ivry nach Cussy-la-Colonne und weiterhin nach Westen sich ausbreitet, im Osten aber durch einen sanft ansteigenden Höhenzug, der den Namen Le Deffend führt, begränzt wird. Mit dieser Bestimmung vereinigt sich die Schilderung der Helvetierschlacht bei Cäsar auf das Ungezwungenste in allen Einzelheiten: die Helvetier von Cäsar gefolgt waren von Chalons in nordwestlicher Richtung über Chagny und Saint-Aubin bis auf jene Ebene gezogen, wo sie ihre Wagenburg aufgeschlagen hatten; ihnen gegenüber bei Ivry am südlichen Eingange der Ebene stand Cäsar, als er sich entschloss, in südwestlicher Richtung über das heutige Epinac und Creusefond nach Autun zurückzugehen. Darauf erfolgt der An-

[1]) Guerre des Helvètes. Paris 1861.

griff der Helvetier auf das abziehende römische Heer, welches nun sofort auf dem Hügel von Ivry Stellung nimmt und die anprallenden Helvetier nach hartnäckigem Kampfe zurückwirft. Der 'Berg', auf welchen sich diese zurückziehen, ist eben der oben genannte Deffend, welcher während des ersten Kampfes ihnen zur Linken, den Römern zur Rechten lag. Als ihnen das römische Heer gefolgt ist und gegen den Deffend Front gemacht hat, wird es von der Nachhut der Auswanderer, den Bojern und Tulingern, von Norden her in der linken ungedeckten Flanke gefasst: gegen sie macht nun wiederum das dritte römische Treffen Front, so dass gleichzeitig gegen das auf dem Deffend aufgestellte Gros der Helvetier nach Osten und gegen die vor der Wagenburg aufmarschierten Bojer und Tulinger in Hakenstellung Front gemacht wird. Herr de Saulcy war auf diese schöne Entdeckung besonders durch Ausgrabungen geleitet worden, welche Herr Rossignol in jenen Gegenden hat machen lassen: namentlich sind dort eine Masse keltischer Gräber gefunden worden, deren Beschaffenheit viel mehr auf eine dort gelieferte Schlacht, als auf eine gewöhnliche Begräbnissstätte hinzuweisen scheint. Ob dagegen jene ebenso berühmte als räthselhafte Säule, unzweifelhaft keltischen Ursprungs, von welcher das Dorf Cussy-la-Colonne seinen Namen hat, wirklich auf den Sieg Cäsars über die Helvetier sich bezieht, wie die französischen Gelehrten gewöhnlich annehmen, ist freilich sehr zweifelhaft, aber auch für die Richtigkeit der de Saulcy'schen Entdeckung vollkommen gleichgiltig.

Ich bin mit Willen bei der Besprechung dieser de Saulcy'schen Entdeckung etwas ausführlicher gewesen, weil sie unzweifelhaft die bedeutendste und interessanteste von allen ist, welche von der französischen Commission selbständig gemacht worden sind. Anderwärts ist die Commission mit Recht älteren Annahmen auch gegen Göler treu geblieben, so namentlich in der Ortsbestimmung des Kampfes gegen die Usipeten und Tenchterer. Hier hatte sich der wackere Göler durch ein Missverständniss[1]) verleiten lassen, ein Vorrücken der gesammten ausgewanderten Germanen am linken Rheinufer aufwärts anzunehmen und in Folge davon das Schlachtfeld auf das sogenannte Maienfeld südlich von Coblenz durch die Veränderung von Mosae in Mosellae (IV, 15) zu versetzen. Die Napoleonische Karte ist mit Recht der alten Lesart und der bisherigen Annahme treu geblieben, wonach das Schlachtfeld unweit der Stelle zu suchen ist, an welcher die Maas mit der Waal, dem Nebenarme des Rheines, zusammenfliesst.

Ich will schliesslich noch zwei Punkte in aller Kürze erwähnen, in welchen die Napoleonische Karte mit Gölers Forschungen übereinstimmt. Der erste betrifft die berühmte Streitfrage über das alte Alesia, welche von den französischen Alterthumsforschern in den letzten Jahren mit einer unglaublichen Erbitterung geführt worden ist,[2]) während derjenige, der die Sache nicht durch die gefärbte Brille eines närrischen Localpatriotismus ansieht, über die Richtigkeit der alten Tradition nicht im Zweifel sein kann, nach welcher Cäsars Alesia das heutige Alise Ste. Reine auf dem Berg Auxois im Departement Côte d'or ist. Eine überaus gründliche Abhandlung des Herzogs von Aumale in der Revue de deux Mondes von 1858 hat diese Tradition nach allen Seiten hin begründet, und von den spätern Abhandlungen will ich nur noch die 'Etudes sur une Campagne de Jules César par M. Rossignol (in den Memoires de la Commission des Antiquités du Departement de la Côte-

---

[1]) Caes. IV, 6. Germani latius *vagabantur* et in fines Eburonum et Condrusorum, qui sunt Treverorum clientes, *pervenerant*. S. darüber jetzt Heller a. O. S. 530.

[2]) Vgl. Heller Philol. XIV, S. 456 ff. und a. O. S. 548 f.

d'or, tome IV. Paris 1856, Seite 171 ff.) nennen. Natürlich haben sich daher auch sowohl v. Göler als die Karten-Commission für Alise Ste. Reine entschieden, und es gehört in der That die ganze Sophistik jenes Localpatriotismus dazu, um gegenüber allen diesen Forschungen noch immer Alaise-les-Salins (zwischen Ornans und Salins 3 Meilen südlich von Besançon) in Anspruch zu nehmen. Für einen deutschen Gelehrten hat diese Streitfrage gegenwärtig nur noch ein pathologisches Interesse.

In einem Punkte endlich ist die Napoleonische Karte mit Unrecht, wie ich glaube, den immerhin scharfsinnigen Combinationen v. Gölers gefolgt: es betrifft dieser das Schlachtfeld des Ariovist, welches v. Göler auf der Ebene von Cernay südwestlich von Ensisheim im obern Rheinthal sucht, eine Annahme, gegen welche aber nicht allein die nach Orosius und Plutarch hergestellte Angabe Cäsars I, 53 'neque prius fugere destiterunt, quam ad flumen Rhenum milia passuum ex eo loco circiter *quinquaginta* (statt *quinque*) pervenerunt,' sondern auch noch andere Gründe sprechen, auf welche ich hier um so weniger eingehen kann, da ich mich selbst ausser Stande befinde, mit Wahrscheinlichkeit eine andere Localität für diese verhängnissvolle Katastrophe in Vorschlag zu bringen. Ich muss mich vielmehr damit begnügen, die Frage, wo Cäsar den Ariovist schlug, als eine durchaus offene zu bezeichnen und Ihrer allseitigen Erwägung zu empfehlen.

Hochgeehrteste Herren!

Wenn ich noch zu einer zweiten Mittheilung Ihre Geduld auf einige Zeit — natürlich mit der vollen Uebereinstimmung des verehrlichen Präsidiums — in Anspruch nehme, so darf ich hoffen, dass das grosse Interesse des zu besprechenden Gegenstandes insbesondere auch für die Schule diese Einladung rechtfertigen werde. Wir sind ja wohl Alle darüber einverstanden, dass Nichts so geeignet ist die Lectüre der alten Schriftsteller fruchtbringend und anziehend zu machen, als wenn, gestützt auf eine streng grammatische und gründliche Worterklärung, zugleich eine klare und bündige Darlegung der vorgetragenen Sachen gegeben wird. Geradezu für die schulmässige Interpretation möchte ich den Grundsatz aufstellen: 'Alles, was für die Einbildungskraft anschaulich gemacht werden kann, muss auch für dieselbe anschaulich gemacht werden.' Wenn dieser Satz namentlich für die Lectüre des Cäsar gilt, so sind Sie gewiss auch mit mir einverstanden gewesen, dass es bei derselben so weit irgend möglich geboten ist, die von Cäsar erzählten Begebenheiten mit den Schülern auf der Karte zu verfolgen, und dass daher die von mir vorgelegte Napoleonische Karte auch für den Schulmann von der grössten Bedeutung ist.

Von demselben Standpunkte aus wird es gerechtfertigt sein, wenn ich Sie etwas eingehender von dem römischen Pilum unterhalte, welches im verwichenen Jahre von Herrn Dr. Lindenschmit, dem ebenso thätigen als gelehrten Conservator des Mainzer Centralmuseums, ohne Zweifel glücklich entdeckt worden ist. Die weltgeschichtliche Bedeutung des römischen Pilum ist seit Niebuhr hinlänglich anerkannt, der sich an mehreren Stellen seiner Schriften über dasselbe ausgesprochen hat: es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, dass das Pilum den Römern dasselbe gewesen ist, was den Conquistadoren die Feuerwaffe, und dass es in seiner innigen Vereinigung mit dem Gladius den Römern die Welt erobert hat. Um so mehr hat man es seit Niebuhr bedauert, dass keine der auf alten Kunstwerken vorhandenen Abbildungen, keine der aufgefundenen Waffen auch nur die Möglichkeit darbot, auf das Pilum bezogen zu werden. Dagegen haben nun die Neueren gewetteifert, nach den vorhandenen

Beschreibungen das Pilum zu reconstruieren, und ich will in dieser Beziehung nur auf die Versuche von Rüstow,[1]) v. Göler[2]) und Rheinhardt[3]) aufmerksam machen. Ein Blick auf die von ihnen entworfenen Modelle lehrt, wie verschiedenartig jene Beschreibungen aufgefasst werden können. Gewöhnlich freilich hält man sich an die bekannte Schilderung des Polybios, welche von Rüstow und v. Göler vollständig, aber freilich in sehr abweichender Weise adoptiert worden ist; sie war ja die ausführlichste und schien sich schon durch die vollgiltige Autorität ihres sachverständigen Autors am besten zu empfehlen. Auch ich habe früher in der Einleitung zu den griechischen Kriegsschriftstellern[4]) die Polybianische Beschreibung unbedenklich angenommen. Andere dagegen, welche mit Recht an den colossalen Dimensionen derselben Anstoss nahmen, haben von denselben in ziemlich willkürlicher Weise abzuhandeln versucht,[5]) wodurch begreiflicherweise die Verwirrung und Unsicherheit nur noch vermehrt worden ist. Gestehe ich es nur hier gleich ganz offen: das in der That so hell leuchtende Licht dieser Beschreibung ist uns Allen zu einem neckischen Irrlichte geworden, indem wir gar nicht an die Möglichkeit dachten, dass auch das Pilum so gut wie unsere Feuerwaffe seine Entwickelungsgeschichte gehabt hat, und es bedurfte erst der Auffindung wirklicher Pila aus der spätern Zeit, um uns daran zu erinnern, dass wir Alle bei unsern Reconstructionsversuchen die verschiedenen Zeiten durch einander gemischt und es etwa ebenso gemacht hatten, wie wenn ein postdiluvianischer Antiquar aus einer Zusammensetzung von Luntenflinte, Rad- und Steinschlossmuskete, Percussionsbüchse, Zündnadelgewehr u. s. w. die vom 15ten bis 19ten Jahrhundert unverändert gebliebene Handfeuerwaffe reconstruieren würde! Vielmehr gilt auch hier, wie so oft in unserer Wissenschaft, wie z. B. auch in der Mythologie, der berühmte politische Spruch: divide et impera.

Diesem Satze getreu will ich es versuchen, so weit es nach den vorhandenen Beschreibungen und Notizen möglich ist, eine Geschichte des römischen Pilums zu geben, nachdem ich vorher, wie es einem solchen Vortrage nicht unangemessen erscheint, erzählt habe, wie unerwartet ich selbst auf diese Entdeckung gekommen bin. Und zwar keineswegs durch eigene Forschung, sondern wiederum lediglich durch das Verdienst meines lieben Freundes, des schon genannten Dr. Ferd. Keller.

Es war am 23. Februar des vorigen Jahres in einer Sitzung unserer Antiquarischen Gesellschaft, als derselbe ausser andern zu Unterengstringen (Pfarrei Weiningen im Kanton Zürich) in aufgedeckten Gräbern gefundenen Gegenständen auch eine höchst merkwürdige Waffe vorlegte, welche bei einem der Skelette gefunden worden war. Es bestand dieselbe in einer achtkantigen, etwa einen Finger starken eisernen Stange von mehr als 3 Fuss Länge,[6]) an dem einen Ende mit einer vierkantigen, bolzenartig gearbeiteten Spitze, an welcher auf zwei Seiten Spuren von Widerhaken sichtbar waren, am andern Ende in

[1]) Heerwesen und Kriegführung Cäsars. Gotha 1855. Tafel I, Fig. 1 und Seite 12 u. flg..

[2]) Cäsars gallischer Krieg im Jahr 51 vor Christus. Heidelberg 1860. Taf. II, Fig. 3. Seite 48 u. flg.

[3]) Griechische und römische Kriegsalterthümer. Stuttgart 1859. Taf. IV, Fig. 5 u. 6.

[4]) Theil II. Abth. 1. (Leipzig 1855.) Seite 49 f. Anmerk. 125.

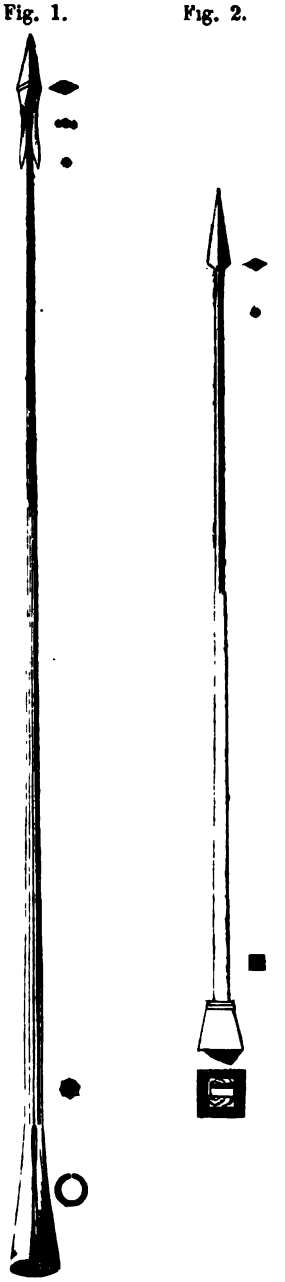
[5]) So zuletzt Lindenschmit selbst in der S. 141 citierten Schrift S. 23, wo er die 'Palmlänge, welche für den Durchmesser des runden und für die Seitenfläche des viereckigen Pilum gegeben ist, als Längedurchmesser' der Lanzenspitze annimmt, was begreiflicher Weise unmöglich angeht.

[6]) Genau genommen betragen die Maasse: 98 Centimètres = 32 2/3" Länge der ganzen Waffe, 1" 8‴ Länge der Spitze, wovon auf die Widerhaken 1" 2‴ kommt, 2‴ Durchmesser der Stange in der Mitte, 8‴ Durchmesser der Tülle am untern Ende. S. nächste Seite Fig. 1.

eine kurze, etwas sich erweiternde geschlitzte Tülle auslaufend,[1]) in welcher noch bei der Auffindung Ueberreste des hölzernen Schaftes gewesen waren, die aber auf dem Transporte sich verloren hatten. Bei der an diese Vorweisung aus dem Stegreif sich anknüpfenden Discussion rief mir sofort die Erinnerung an die berühmte Schilderung der Helvetierschlacht bei Cäsar[2]) das langgesuchte Pilum ins Gedächtniss zurück, und ich äusserte, dass die gefundene Waffe gerade die charakteristischen Eigenschaften zu enthalten scheine, welche zum Theil auch nach andern Beschreibungen das römische Pilum gehabt haben müsse, um die von Cäsar geschilderte Wirkung zu haben, nämlich ein ungewöhnlich langes Eisen und eine überaus scharfe Spitze mit Widerhaken: nur so sei es möglich gewesen, dass Ein Pilum mehrere Schilde durchbohrte, dann das Eisen sich umbog und jene so fest zusammenheftete, dass die Leute es nicht wieder herausziehen konnten und daher genöthigt waren, den Schild fahren zu lassen. Damit stimme denn auch die Ueberlieferung, dass das Eisen mit Ausnahme der Spitze absichtlich weich geschmiedet worden sei, um das Umbiegen desselben zu erleichtern, und dass das Pilum, einmal in den Schild gedrungen, nicht habe abgehauen werden können. Andrerseits aber passe weder der Durchmesser des Eisens noch die Art und Weise seiner Befestigung auf dem Schafte zu der Polybianischen Beschreibung; es müsse daher die Sache weiter untersucht werden; jedenfalls aber hätten wir hier endlich einen wichtigen Fingerzeig zur richtigen Wiederherstellung des Pilum.

Ich nahm gleich am andern Tage diese Untersuchung vor und kam im Wesentlichen zu denselben Resultaten, welche ich Ihnen heute vorzulegen gedenke. Von ihrer Richtigkeit wurde ich um so fester überzeugt, als mir Herr Dr. Keller wenige Tage darauf das Buch von Herrn Lindenschmit: 'die vaterländischen Alterthümer der fürstlich hohenzoller'schen Sammlung zu Sigmaringen, Mainz 1860' vorlegte, in welchem Tafel I, Figur 1 ein ganz ähnliches in jener Sammlung befindliches Speereisen abgebildet und Seite 20 ff. mit Rücksicht auf ähnliche in merovingischen Gräbern gemachte Funde als der aus dem römischen Pilum entstandene Angon der Franken erklärt worden war. Ich konnte daher mit um so grösserer Sicherheit in einem am 2. März 1861 in der Antiquari-

Fig. 1. Fig. 2.



Ein Sechstheil der natürl. Grösse.

[1]) Herr Dr. Keller machte mich darauf aufmerksam, dass alle römischen Eisenwerkzeuge, welche auf einen Holzschaft aufgesteckt wurden, eine geschlitzte Tülle haben, damit das eingesteckte Holz, wenn es trocken geworden, nicht wackelig werde.

[2]) B. G. I, 25. Milites e loco superiore pilis missis facile hostium phalangem perfregerunt. Ea disiecta gladiis destrictis in eos impetum fecerunt. Gallis magno ad pugnam erat impedimento, quod pluribus eorum scutis uno ictu pilorum transfixis et colligatis, quum ferrum se inflexisset, neque evellere neque sinistra impedita satis commode pugnare poterant, multi ut diu jactato brachio praeoptarent scutum manu emittere et nudo corpore pugnare.

schen Gesellschaft gehaltenen Vortrage das interessante Resultat als ein unzweifelhaftes bezeichnen, dass wir in unserem Speereisen von Unterengstringen entweder ein römisches Pilum selbst oder eine von demselben abstammende und in allen wesentlichen Eigenschaften ihm gleiche Waffe besässen.

Unterdessen sind allenthalben weitere Exemplare dieser Waffe aufgefunden worden,[1]) und als ich im vorigen Jahre nach der Frankfurter Philologenversammlung nach Mainz ging, um das dortige Museum zu besichtigen, so hatte ich die grosse Freude, dass Herr Director Lindenschmit mir ein neues ausgezeichnet gut erhaltenes Exemplar vorlegte, welches vor wenigen Wochen im Rheine gefunden worden war.[2]) Es zeichnete sich dieses namentlich durch die eigenthümlich construierte Tülle aus, welche nicht rund und gespalten, sondern viereckig war, aber in der Mitte noch eine eiserne Zunge enthielt, so dass der Schaft, welcher in die Tülle eingeschoben wurde, an diesem Ende einen durchgehenden Einschnitt haben musste, um diese Zunge aufzunehmen. Diese Tülle ist denn nun auch auf zwei Grabdenkmälern römischer Soldaten zu Mainz[3]) ebenso deutlich und unverkennbar abgebildet, als die viereckige Pyramidalspitze, mit welcher dieses Pilum versehen ist. Es darf also diese Waffe mit vollster Sicherheit als das ächte Pilum bezeichnet werden, welches die römischen Soldaten in den ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit geführt haben. Als ich dann von Mainz nach Wiesbaden kam, fand ich noch einige andere Pila, und das Interessanteste dabei war, dass mehrere derselben sehr krumm gebogen waren, gerade so, wie Cäsar in der oben angeführten Erzählung es beschreibt. Auch in dem Baseler Museum habe ich unter dem dortigen 'alten Eisen' ein paar gerade und krumme Pila entdeckt, welche bis dahin unbeachtet geblieben waren, und so zweifle ich denn nicht daran, dass sich noch im Laufe der Jahre eine ziemliche Anzahl von Exemplaren dieser römischen Nationalwaffe finden werden. Möglich, dass es dann gelingen wird, wenigstens für die spätere Zeit eine Reihe von Aenderungen oder Entwickelungsstufen für diese Waffe aufzuzeigen, an welcher man vielleicht ebenso viel herumgekünstelt hat, wie heutzutage an der Handfeuerwaffe unserer Infanterie. Wenigstens zeigen schon die wenigen vorhandenen Exemplare mancherlei Variationen in Bezug auf die Länge des Eisens und die Construction sowohl der Spitze als der Tülle. Doch hierauf einzugehen, kann jetzt meine Aufgabe nicht sein: ich will vielmehr nur versuchen, Ihnen mit Rücksicht auf die eben besprochenen Funde eine kurze Geschichte des römischen Pilum vorzuführen, wie sie nach den Angaben der Schriftsteller sich gestaltet.

Schon ein flüchtiger Ueberblick dieser Angaben lässt uns sofort vier verschiedene Gattungen des Pilum erkennen, nämlich

1. das Pilum des Polybios;
2. das Pilum des Marius;
3. das Pilum Cäsars;
4. das Pilum des Vegetius.

---

[1]) Drei derselben finden sich abgebildet bei Lindenschmit: 'die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit'. Mainz 1861. Heft I, Taf. 6, Fig. 1—3.

[2]) S. auf voriger Seite Fig. 2, welche nach dem von Hrn. Lindenschmit angefertigten Gypsmodelle gezeichnet ist. Die Länge dieses Pilum beträgt nur 69 Centimètre = 23″, sie ist also fast um ein Drittel kürzer als die Waffe von Unterengstringen. Hr. Lindenschmit hat sowohl dieses als ein anderes ähnliches Pilum im XI. Hefte der 'Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit' Tafel 5 gegeben.

[3]) S. die Abbildung ebenda, Heft VIII, Taf. 6.

Wir beginnen mit dem Pilum des Polybios, einmal, weil es für uns das älteste ist, sodann aber, weil alle bisherigen Forscher, wir selbst nicht ausgenommen, nicht nur von demselben ausgegangen, sondern auch bei demselben stehen geblieben sind. Das eben ist aber, wie ich schon oben rund heraus gesagt habe, das *πρῶτον ψεῦδος*, welches bisher dem richtigen Verständnisse der Sache am meisten hinderlich gewesen ist, zumal da wir Alle merkwürdiger Weise so gut wie gar keine Rücksicht darauf genommen haben, dass Polybios von zwei verschiedenen Pilen, einem schweren und einem leichten, spricht, während die späteren Schriftsteller von einem solchen Unterschiede absolut nichts wissen. Ohne sich aber hierum zu bekümmern, hat man unbewiesen und unbesehen das schwere Pilum des Polybios als dasjenige angenommen, welches seitdem unverändert die römische Nationalwaffe geblieben und in der Feldschlacht angewendet worden sei. So finden wir denn fast überall dieselbe Schilderung dieser Waffe:[1]) sie besteht aus einem hölzernen, entweder runden oder viereckigen Schafte von drei Ellen Länge; der runde Schaft hat drei Zoll Durchmesser, ebensoviel beträgt jede Seite des viereckigen Schaftes; das Eisen, ebenso lang wie das Holz, wird bis zur Hälfte in eine Nuthe oder Rinne des Schaftes eingelassen, so dass die Länge der ganzen Waffe $4^1/_2$ Elle beträgt; diese Hälfte hat eine Stärke von $1^1/_2$ Daktylen $= 1^1/_8$ Zoll und läuft in eine mit Widerhaken versehene Spitze aus. Das Eisen ist mittelst vieler Haften und Ringe mit dem Holze verbunden, so dass eher das Eisen bricht, als dass diese Verbindung sich löst. So weit Polybios, den man freilich in Bezug auf den letzteren Punkt wohl auch dahin verändert, dass man sagt, die Hälfte des Eisens sei gabelförmig getheilt und so an zwei Seiten über den Schaft gezogen worden,[2]) eine Annahme, welche vollständig aus der Luft gegriffen ist.

Was nun zunächst bei diesem Polybianischen Pilum auffallen muss und auch wirklich aufgefallen ist, das sind die ganz ungeheuerlichen Dimensionen der Schwere und des Volumens. Man hat denn auch nicht verfehlt, darüber allerhand erbauliche Betrachtungen anzustellen, ohne doch die Sache in ihrer vollen Wahrheit sich klar zu machen, wodurch man zu ganz andern Folgerungen gekommen wäre. Um es kurz zu sagen, die Dimensionen dieses 'balkenartigen Geschosses', wie es Herr Lindenschmit ganz richtig nennt, sind für eine Wurfwaffe aus freier Hand und auf ebenem Boden geradezu unmöglich; selbst für eine Riesenfaust, wie wir sie am allerwenigsten den Römern zuschreiben dürfen, zu einem sichern und kräftigen Wurfe durchaus unhandlich, wie das der Augenschein Jedermann lehrt, welchem man ein nach diesen Angaben angefertigtes Modell vorlegt; das Gewicht dieser unbeholfenen Waffe aber

---

[1]) Polyb. VI, 23, 9—11. *τῶν δ' ὑσσῶν εἰσὶν οἱ μὲν παχεῖς, οἱ δὲ λεπτοί· τῶν δὲ στερεωτέρων οἱ μὲν στρογγύλοι παλαιστιαίαν ἔχουσι τὴν διάμετρον, οἱ δὲ τετράγωνοι τὴν πλευράν· οἵ γε μὴν λεπτοὶ σιβυνίοις ἐοίκασι συμμέτροις, οὓς φοροῦσι μετὰ τῶν προειρημένων* (dieser Relativsatz ist vielleicht gleich nach *λεπτοί* zu setzen). *ἁπάντων δὲ τούτων τοῦ ξύλου τὸ μῆκός ἐστιν ὡς τριῶν πήχεις, προσήρμοσται δ' ἑκάστοις βέλος σιδηροῦν ἀγκιστρωτόν, ἴσον ἔχον τὸ μῆκος τοῖς ξύλοις, οὗ τὴν ἔνδεσιν καὶ τὴν συνέχειαν* (so ist offenbar statt des überlieferten *χρείαν* zu lesen, was man gewöhnlich mit Verwandelung des vorhergehenden *καὶ* in *κατὰ* beibehalten hat) *οὕτως ἀσφαλίζονται βεβαίως, ὥως μέσων τῶν ξύλων ἐνδέοντες καὶ πυκναῖς ταῖς λαβίσι καταπερονῶντες, ὥστε μὴ πρότερον τὸν δεσμὸν ἐν ταῖς χρείαις ἀναχαλασθῆναι, ἢ τὸν σίδηρον θραύεσθαι καίπερ ὄντα τὸ πάχος ἐν τῷ πυθμένι καὶ τῇ πρὸς τὸ ξύλον συναφῇ τριῶν ἡμιδακτυλίων· ἐπὶ τοσοῦτον καὶ τοσαύτην* (diese beiden Worte sind vielleicht als Dittographie zu streichen) *πρόνοιαν ποιοῦνται τῆς ἐνδέσεως.*

[2]) So Marquardt S. 252. Vgl. Rüstow Heerwesen Cäsars S. 12 f. v. Göler Cäsars gallischer Krieg im Jahre 51 v. Ch. S. 48 f.

würde nicht 10, sondern mindestens 15 Pfund betragen haben. Es ist daher eine reine Unmöglichkeit, dass die Römer jemals in der Schlacht sich eines Pilum von diesen Dimensionen bedient haben. Aber ebenso unmöglich ist es, diese Dimensionen, sei es durch Emendation oder durch Interpretation, zu beseitigen, wie letzteres neuerdings von Lindenschmit (a. O. Seite 23) geschehen ist, welcher jene 3 Zoll von dem Längedurchmesser der Spitze allein nimmt. Lassen wir also vorläufig diese zweifelhafte Schilderung bei Seite und sehen wir uns die Worte des Polybios sonst noch etwas genauer an. Da springt es denn nun gleich in die Augen, dass die Angaben des Polybios über die Länge des Schaftes und des Eisens sowie über die genaue Verbindung beider auf ihrer ganzen beiderseitigen Hälfte durchaus nicht bloss auf jenes schwere, sondern ebenso auch auf das leichte oder dünne Pilum gehen. Es unterscheidet sich daher dieses von jenem lediglich durch die geringere Stärkedimension des Schaftes, welche aber nicht ebenfalls wie bei jenem in bestimmten Massen angegeben, sondern nur durch die allgemeine Bemerkung bezeichnet wird, 'die dünnen Pila seien *συμμέτροις σιβυνίοις* gleich.' Da frägt es sich denn nun vor allen Dingen, welch' eine Art von Spiessen diese Sibynia gewesen sind und inwiefern sie mit dem leichtern Pilum verglichen werden können. Darüber kann nun glücklicher Weise kein Zweifel sein. Die *σιβύνη* oder das *σιβύνιον* im eigentlichen Sinne ist der Schweinespiess oder, wie man vor Zeiten bei uns sagte, die Saufeder, ein starker, an der ziemlich langen Spitze mit Widerhaken versehener Jagdspiess,[1]) mit welchem man das anlaufende Wildschwein abfing, wie das auf verschiedenen Darstellungen der Jagd des Erymanthischen Ebers sehr deutlich erkennbar ist. Polybios aber vergleicht das leichte Pilum mit der Sibyne hauptsächlich in Bezug auf die Stärke des Schaftes, warum, zeigt ebenfalls ein Blick auf die angeführten Abbildungen. Der Schaft der Sibyne hat einen stärkern Durchmesser, als die Schafte gewöhnlicher Wurfspiesse zu haben pflegen; er ist ganz eigentlich *χειροπληθής*, wie Dionysios die Schafte seiner Pilen genannt hat. Darin besteht also in Bezug auf den Schaft die Eigenthümlichkeit auch des leichten Pilum, dass derselbe bedeutend stärker ist, als bei den sonstigen Wurfspiessen verschiedener Art, welche entweder auf der Jagd oder von Leichtbewaffneten geführt werden. Mit dieser angenommenen Stärke des Schaftes stimmt es nun auch vollkommen überein, wenn Polybios sagt, 'die Stärke des Eisens in seinem untern Ende und in der Verbindung mit dem Holze betrage 3 Daktylen (= $1^1/_8$ Zoll),' was Lindenschmit angeführten Orts ganz richtig nicht, wie bisher, auf die massive Dicke des Speereisens allein, sondern auf 'den ganzen Durchmesser des Speeres an dieser Stelle' bezogen hat.

Wie aber die Hälfte des Eisens an dem leichten Polybianischen Pilum mit dem Schafte verbunden gewesen ist, lässt sich mit Sicherheit aus den Worten des Schriftstellers nicht abnehmen. Nimmt man dieselben genau, so möchte man eher in Uebereinstimmung mit den

---

[1]) Die specielle Bedeutung des verschiedenartig geschriebenen Wortes ist am besten verbürgt durch die Notiz vom Gastmahle des Karanos bei Athen. IV, p. 130 A f.: *Ἑρμάνθιοι τῷ ὄντι σύαγροι κατὰ πινάκων τετραγώνων χρυσομίτρων σιβύναις ἀργυραῖς διαπεπερονημένοι περιεφέροντο ἑκάστῳ.* Vgl. Hesych. II p. 1285. *συβίνη, καπροβόλιον.* Allgemeiner entweder als Jagdspiess oder in Bezug auf die ungewöhnliche Länge seines Eisens wird es bezeichnet Fest. p. 336 *sybinam* (sibinam cod. Monac.) appellant Illyrii telum venabuli simile. Ennius 'Illyrii restant sicis sybinisque fodantes.' Hesych. I. p. 1585 *ζιβύνη, ὁλοσίδηρον ἀκόντιον ἢ λόγχη*, ders. II, p. 1179 *σιβύνη ὅπλον δόρατι παραπλήσιον.* Schol. zu Apollon. Rhod. II, 99 *σιγύννους* (so!) *ἀκόντια ὁλοσίδηρα.* Athen. XII, p. 537 E. von dem als Artemis costumierten Alexander: *ὑποφαίνων ἄνωθεν τῶν ὤμων τό τε τόξον καὶ τὴν σιβύνην.* Der Glosse des Suidas dagegen II, 2, p. 743/12 *σιβύνη, ἀκόντιον Ῥωμαϊκόν* liegt offenbar Polybios zu Grunde.

bisherigen Annahmen über das schwere Pilum annehmen, das Eisen sei, vielleicht mit Hülfe einer Rinne, auf den Schaft aufgelegt[1]) und in der ganzen Länge von $1^1/_2$ Ellen durch viele Haften oder Ringe bis zu dem Grade von Festigkeit verbunden gewesen, welche Polybios als besondere Eigenthümlichkeit des Pilum hervorhebt. Wenn wir aber ebenso die Natur der Sache wie das Zeugniss des Plutarch und die oben besprochenen Funde ins Auge fassen, so erscheint es entschieden wahrscheinlicher, dass auch das Eisen des leichten Polybianischen Pilum zur Hälfte aus einer wahrscheinlich viereckigen Stange mit Widerhakenspitze bestand, mit der andern Hälfte aber in eine geschlitzte Tülle auslief, welche über den hölzernen Schaft gezogen und dann durch eine grosse Anzahl herumgelegter eiserner Ringe oder Bänder befestigt wurde, wie das bereits Lindenschmit angenommen hat.

Diese ausserordentlich starke Verbindung ist es denn nun auch gerade, wodurch sich gleich beim ersten Blicke das von Plutarch erwähnte Pilum des Marius von dem Polybianischen unterscheidet; er berichtet nämlich wörtlich in Bezug auf die Kimbernschlacht folgendes:[2]) 'für jene Schlacht soll Marius zuerst die bekannte Aenderung mit den Pilen vorgenommen haben: bisher nämlich war der in das Eisen eingeschobene Theil des Schaftes durch zwei eiserne Haften befestigt gewesen; jetzt aber liess Marius nur die eine Hafte, wie sie war, die andere aber liess er abnehmen und statt derselben einen leicht zerbrechlichen hölzernen Nagel einschlagen; in der Absicht, dass das in den feindlichen Schild eingedrungene Pilum nicht in gerader Richtung stecken blieb, sondern dass dann vielmehr der hölzerne Nagel zerbrach, auf diese Weise das Eisen mit dem Schafte einen Winkel bildete[3]) und so das Pilum, durch die Verbiegung der Spitze festgehalten, nachgeschleppt werden musste.' Aus dieser Stelle erfahren wir, dass Marius bereits ein Pilum vorfand, welches sich schon von dem Polybianischen wenigstens dadurch unterschied, dass das Eisen nicht durch viele Ringe, sondern nur durch zwei eiserne Haften festgehalten wurde. Die Ursache dieser Aenderung kann keine andere gewesen sein, als dieselbe, durch welche Marius bewogen wurde, jenen zwiefachen Halt auf einen einzigen zu vermindern: das Pilum sollte eben nur zu einem Wurf dienen, für diesen einen aber auch die grösstmögliche Wirkung haben; und jedenfalls sollte der Feind nicht im Stande sein, die in seinen Schild eingedrungene Waffe herauszuziehen und auf den Römer zurückzuschleudern. Das eben erreichte man, wenn unmittelbar durch den Wurf die Verbindung zwischen Eisen und Schaft in der angegebenen Weise auf ein Minimum reduciert wurde: ein Pilum, an welchem Eisen und Schaft nur noch durch Eine Hafte locker zusammenhingen, konnte in diesem Zustande nicht wieder zum Wurfe gebraucht werden.

---

[1]) Desselben Wortes bedient sich Polybios a. O. 5 von dem *umbo*: *προσήρμοσται δ' αὐτῷ καὶ σιδηρᾶ κόγχος, ἣ τὰς ὁλοσχερεῖς ἀποστέγει πληγὰς λίθων καὶ σαρισῶν καὶ καθόλου βιαίων βελῶν.*

[2]) Plutarch. Mar. 25. *λέγεται δὲ εἰς ἐκείνην τὴν μάχην πρῶτον ὑπὸ Μαρίου καινοτομηθῆναι το περὶ τοὺς ὑσσούς. τὸ γὰρ εἰς τὸ σίδηρον ἔμβλημα τοῦ ξύλου πρότερον μὲν ἦν δυσὶ περόναις κατειλημμένον σιδηραῖς, τότε δὲ ὁ Μάριος τὴν μέν, ὥσπερ εἶχεν, εἴασε, τὴν δ' ἑτέραν ἐξελὼν ξύλινον ἧλον εὔθρανστον ἀντ' αὐτῆς ἐνέβαλε, τεχνάζων προσπεσόντα τὸν ὑσσὸν τῷ θυρεῷ τοῦ πολεμίου μὴ μένειν ὀρθόν, ἀλλὰ τοῦ ξυλίνου κλασθέντος ἧλου καμπὴν γίνεσθαι περὶ τὸν σίδηρον καὶ παρέλκεσθαι τὸ δόρυ διὰ τὴν στρεβλότητα τῆς αἰχμῆς ἐνεχόμενον.*

[3]) Denn nur diess, nicht etwa eine Umbiegung des Eisens selbst, wie wir sie bei Cäsar finden, können die, wie so häufig, ungenauen Ausdrücke Plutarchs *καμπὴν γίνεσθαι περὶ τὸν σίδηρον* und *στρεβλότητα τῆς αἰχμῆς* besagen. Hätte man letztere beabsichtigt, so musste man gerade, wie dann wieder bei den späteren Pilen geschehen ist, die Verbindung zwischen Schaft und Eisen recht fest machen.

Man sieht also, dass in dem Marianischen Pilum gerade die feste Verbindung absichtlich beseitigt wird, auf welche Polybios ein so grosses Gewicht gelegt hat.

Dagegen finden wir weder bei Polybios, noch bei Plutarch eine Spur, dass bei diesen älteren Pilen das Eisen selbst sich umgebogen habe oder gar absichtlich noch zu diesem Zwecke besonders eingerichtet worden sei. Das aber ist gerade das charakteristische Merkmal des Cäsarischen Pilum, wie es uns der Imperator selbst in seiner verderblichen Wirkung so anschaulich geschildert hat. Das, was Marius durch seinen Holznagel zu erreichen suchte, wird bei diesen Pilen dadurch bewirkt, dass das Eisen selbst, natürlich mit Ausnahme der eigentlichen Spitze, weich geschmiedet wird, so dass unmittelbar, nachdem es in den feindlichen Schild eingedrungen ist, es durch das Gewicht des Schaftes sich umbiegt. Diess wird ausdrücklich von Appianus und Arrianus bezeugt, welche überhaupt in Verbindung mit Dionysios von Halikarnass[1]) die bei Cäsar fehlende Beschreibung ersetzen, sich gegenseitig auf das Erwünschteste ergänzen und auf unsere Funde so vortrefflich passen, dass an einer Identität derselben mit dem Cäsarischen Pilum nicht mehr zu zweifeln ist. Dieses beträgt hienach in seiner ganzen Länge 6 Fuss, wovon die Hälfte dem Schaft, die andere Hälfte dem

---

[1]) Dionys. Hal. V, 46. *ἔστι δὲ ταῦτα βέλη Ῥωμαίων, ἃ συνιόντες εἰς χεῖρας ἐξακοντίζουσι, ξύλα προμήκη τε καὶ χειροπληθῆ, τριῶν οὐχ ἧττον ποδῶν σιδηροῦς ὀβελίσκους ἔχοντα προὔχοντας κατ' εὐθεῖαν ἐκ θατέρου τῶν ἄκρων, μετρίοις ἀκοντίοις ἴσα σὺν τῷ σιδήρῳ.* Die letzte Angabe ist nicht nur auffallend, sondern geradezu unsinnig: diese Pila, mit ihren 'sehr langen und handausfüllenden Schaften und ihren mindestens 3 Fuss langen Eisen' können unmöglich mit 'mässigen Wurfspiessen' verglichen werden, sie sind vielmehr selbst die übermässig längsten und stärksten Wurfwaffen, die es gibt. Es ist kaum zu bezweifeln, dass hier Dionysios das Polybianische *σιβυνίοις ἐοίκασι συμμέτροις* auf eine unglückliche Weise verballhornt hat. Vielleicht mit Beziehung auf diesen Irrthum schreibt Appian. Kelt. 1 mit Beziehung auf die Schlacht, welche der Dictator C. Sulpicius Peticus 396 u. c. = 358 v. Chr. den Bojern lieferte: *μετὰ δὲ ταῦτα Βοιοί, Κελτικὸν ἔθνος θηριωδέστατον, ἐπῆλθε Ῥωμαίοις, καὶ αὐτοῖς Γάιος Σουλπίκιος δικτάτωρ μετὰ στρατιᾶς ἀπήντα, ὅστις καὶ στρατηγήματι τοιούτῳ χρήσασθαι λέγεται· ἐκέλευσε γὰρ τοὺς ἐπὶ τοῦ μετώπου τεταγμένους ἑξακοντίσαντας ὁμοῦ συγκαθίσαι τάχιστα, μέχρι βάλωσιν οἱ δεύτεροι καὶ τρίτοι καὶ τέταρτοι, τοὺς δ' ἀφιέντας ἀεὶ συνίζειν, ἵνα μὴ κατ' αὐτῶν ἐνεχθείη τὰ δόρατα· βαλόντων δὲ τῶν ὑστάτων ἀναπηδᾶν πάντας ὁμοῦ καὶ σὺν βοῇ τάχιστα ἐς χεῖρας ἰέναι· καταπλήξειν γὰρ ὧδε τοὺς πολεμίους τοσῶνδε δοράτων ἄφεσιν καὶ ἐπ' αὐτῇ ταχεῖαν ἐπιχείρησιν. τὰ δὲ δόρατα ἦν οὐκ ἐοικότα* (so richtig die Bücher, wofür man nach Lipsius grundfalsch *οὐκ ἀπεοικότα* geschrieben hat) *ἀκοντίοις, ἀλλ'* (dass diese in den Büchern fehlende Partikel zugesetzt werden muss, habe ich schon bei Anführung dieser Stelle Einleitung S. 71, Anm. 172 bemerkt) *ἃ Ῥωμαῖοι καλοῦσιν ὑσσούς, ξύλου τετραγώνου τὸ ἥμισυ καὶ τὸ ἄλλο σιδήρου τετραγώνου καὶ τοῦδε καὶ μαλακοῦ χωρίς γε τῆς αἰχμῆς.* Aller Wahrscheinlichkeit nach enthält die Schilderung dieses angeblichen 'Strategems' das regelmässig bei Abgabe der Pilensalve von den Römern beobachtete Verfahren, worüber man seit Niebuhr so viel gegrübelt hat. Vgl. Einleit. a. O. Arrian. *Ἐκτ. κ. Ἀλ.* §. 15 ff. *τετάχθω δὲ ἐπὶ ὀκτώ, καὶ πυκνὴ αὐτοῖς ἔστω ἡ ξύγκλεισις, καὶ αἱ μὲν πρῶται τέσσαρες τάξεις ἑστωσαν κοντοφόρων, οἷς δὴ κοντοῖς* (gew. *ὧν δὴ κοντοῖς*, aber A d. h. cod. Paris. 2522 hat *οἳ δικοντοῖς* und B d. h. cod. Bernens. 97 — *οἰδικον τοῖς*) *μακρὰ καὶ ἐπιλεπτὰ τὰ σιδήρια προῆπται· καὶ τούτους οἱ μὲν πρωτοστάται εἰς προβολὴν ἐχόντων, ὡς, εἰ πελάζοιεν αὐτοῖς οἱ πολέμιοι, κατὰ τὰ στήθη μάλιστα τῶν ἵππων τίθεσθαι τῶν κοντῶν τὸν σίδηρον· οἱ δευτεροστάται δὲ καὶ οἱ τῆς τρίτης καὶ τετάρτης τάξεως εἰς ἀκοντισμὸν προβεβλήσθων τοὺς κοντούς, ὅπον τύχοιεν, καὶ ἵππους τρώσοντες καὶ ἱππότην κατακανοῦντες, καὶ* (dafür fälschlich Doerner und Hercher *ἢ*) *θυρεῷ καὶ καταφράκτῳ θώρακι ἐμπαγέντος τοῦ κοντοῦ — ἀχρεῖον τὸν ἀντιβάτην* (so A B, gew. *ἀναβάτην*) *ποιήσοντες. αἱ δὲ ἐφεξῆς τάξεις τῶν λογχοφόρων ἑστωσαν.* Es bedarf keines Beweises, dass die *κοντοί* hier die Pila bezeichnen. Auf die Biegsamkeit des Eisens bezieht sich Tibull. IV, 1, 90 Quis tardamve sudem melius celeremve sagittam iecerit aut lento perfregerit obvia *pilo*. Ueber die Wirkung des Wurfes vgl. noch *Suidas* s. *ὑσσός* und 'ingentibus pilis' bei Flor. I, 23, 9.

Eisen angehört. Der Schaft ist von der Stärke, dass er die Hand vollkommen ausfüllt und — gewöhnlich wenigstens — viereckig, wahrscheinlich, weil man die Hölzer dazu nur einfach zu spalten braucht; das Eisen ist dünn und ebenfalls viereckig,[1]) also stangenartig, wie wir es an unseren Funden gesehen haben, und mit Ausnahme der Spitze weich, so dass es sich, in Schild oder Panzer eingedrungen, sofort umbiegt, daher ebenso wenig leicht herausgezogen als ohne Weiteres zu einem zweiten Wurfe gebraucht werden kann.

Ueber die Pila des Vegetius[2]) kann ich kurz sein. Sie bestehen nach seiner Schilderung aus einem Schafte von $5^1/_2$ Fuss Länge mit einer feinen dreieckigen Eisenspitze von 9 Zoll bis 1 Fuss Länge. Die Wirkung wird ganz in derselben Weise geschildert: bei kräftigem und geschicktem Wurfe dringt es leicht durch Schild und Panzer, und einmal eingedrungen kann es nicht herausgerissen werden. Man sieht, wir haben hier dieselbe Waffe, nur dass man dieselbe leichter gemacht hat, indem man das Eisen auf ein Drittel seiner früheren Länge reduciert und dafür den Schaft so weit verlängert hat, dass die Länge der ganzen Waffe so ziemlich dieselbe geblieben ist. Diese Modification stimmt ebenso mit der von Vegetius ausgesprochenen Klage,[3]) dass die Soldaten in seiner Zeit sich gegen das Gewicht der früheren Rüstungen sträubten, als mit der Thatsache überein, dass die bereits aufgefundenen Pila in ihren Längendimensionen nicht unbedeutend differieren.

Fassen wir nun als Resultat der bisherigen Erörterungen die wesentlichen Eigenschaften, welche sich bei dem Pilum in seinen verschiedenartigen Phasen unveränderlich erhalten haben, in folgende Sätze zusammen:

1. Das Pilum ist ausschliesslich eine Wurfwaffe und durchaus keine Stosswaffe, wie das noch von Marquardt (S. 252) und v. Göler (Cäsars gall. Krieg im Jahre 51 v. Chr. S. 48) behauptet worden ist. Die Anführung der einzigen Stelle, mit welcher man die letztere Behauptung zu stützen pflegt, Livius IX, 19 'pilum haud paulo quam hasta vehementius *ictu missuque* telum', beruht auf einem handgreiflichen Missverständniss: *ictu* ist nicht, wie es gewöhnlich geschieht, von *missuque* zu trennen, so dass es im Gegensatz zu letzterem den Stoss oder Stich bedeutete, sondern *ictu missuque* ist als Hendiadys zu fassen und bezeichnet auf diese Weise die Wirkung des Wurfes im Gegensatze zu der Wirkung des Stosses bei der macedonischen Sarise. Eine andere Stelle, welche ebenfalls für die Verwendung des Pilum als Stosswaffe im Handgemenge angeführt werden könnte, Plutarch Camill. 40, ist schon längst von mir zurückgewiesen worden.[4]) Plutarch hat mit seiner gewöhnlichen Confusion die

[1]) Vgl. Liv. XXI, 8, 10: phalarica erat Saguntinis missile telum hastili abiegno et cetera tereti, praeterquam ad extremum, unde ferrum exstabat; *id, sicut in pilo, quadratum* stuppa circumligabant linebantque pice.

[2]) Veget. I, 20. Missilia autem, quibus utebatur pedestris exercitus, *pila* vocabantur, ferro subtili trigono praefixa unciarum novem sive pedali, quae in scuto fixa non possunt abscindi et loricam scienter ac fortiter directa facile perrumpunt. Ders. II, 15. Haec erat gravis armatura, qui habebant —, item bina missilia unum maius ferro triangulo unciarum novem hastili pedum quinque semis, quod *pilum* vocabant, nunc *spiculum* dicitur, ad cuius iactum exercebantur praecipue milites, quod arte et virtute directum et scutatos pedites et loricatos equites saepe transverberabat; aliud minus ferro triangulo unciarum quinque, hastili trium pedum et semis, quod tunc vericulum nunc verutum dicitur. In der letzteren Waffe erkennt man unschwer den freilich auch etwas modificierten γρόσφος des Polyb. VI, 22, 4; die hasta velitaris mit einem Schafte von 2 Ellen = 3 Fuss Länge und $^3/_4$ Zoll Dicke, und einem überaus feinen und spitzen Eisen von 9 Zoll Länge.

[3]) I, 20 cf.

[4]) S. Einleit. S. 42, Anmerk. 117. Dass die dort ausführlich begründete Annahme richtig ist, geht auch aus der Parallelstelle bei Polyaen. VIII, 7, 2 hervor, wo verständiger Weise τοῖς ξυστοῖς μακροῖς, nicht wie bei Plutarch ὑσσοῖς steht.

spätern Pila mit den damals noch üblichen langen Spiessen verwechselt! Damit soll natürlich nicht geleugnet werden, dass wohl auch einmal ausnahmsweise ein römischer Soldat, der gerade das Pilum in der Hand hatte, vorkommendenfalls damit gestochen hat, dadurch aber wird dasselbe ebenso wenig zu einer Stosswaffe, als unsere Flinte desswegen eine Schlagwaffe genannt werden kann, weil man unter Umständen dieselben umgewendet und mit den Kolben dreingeschlagen hat. Eine solche ausnahmsweise Verwendung schreibt denn auch Arrianus in seinem ordre de bataille gegen die Alanen lediglich für das erste Glied seiner auf 4 Glieder formierten Pilani vor,[1]) welche das Vordertreffen bilden, während sich an dieses in eben so viel Gliedern geordnet seine hastati anschliessen sollen. Der Grund zu dieser ausserordentlichen Massregel ist einleuchtend: er will seine Hastaten nicht auseinanderreissen, indem er aus ihnen nur das erste Glied bildet, kann sie aber nicht in vier Gliedern vor den Pilanen aufmarschieren lassen, weil diese dadurch am Wurf behindert würden. Zu bemerken ist übrigens noch, dass jene ausnahmsweise Verwendung der Pila als Handwaffe eben nur zur Defension gegen einzelne Reiter dient, welche trotz der gegen sie geworfenen Pila dennoch gegen die römische Linie anprallen: diese sollen nicht sowohl von den Pferden gestochen, als durch das gegen die Brust ihrer Pferde gerichtete Vorhalten der Pila zurückgewiesen werden. Endlich wird auch das Pilum nicht dadurch zur Stosswaffe, dass man einmal nach Barbarensitte den abgehauenen Kopf eines Feindes darauf spiessen lässt.[2])

2. Das Pilum wird niemals von Leichtbewaffneten geführt, niemals zum Plänkeln oder Tiraillieren gebraucht, sondern es ist ausschliesslich die Wurfwaffe für das schwere Linienfussvolk in Reih' und Glied: dieses gibt mit dem Pilum in nächster Nähe eine oder mehrere Salven ab, um dadurch dem unmittelbar folgenden Einbruche mit dem Schwerte vorzuarbeiten.[3])

3. Die bei allen Veränderungen festgehaltene Eigenthümlichkeit des Pilum besteht daher darin, dass es ebenso in der Länge des Eisens als in der Dicke des Schaftes stärkere Dimensionen hat, als sonst irgend eine Wurfwaffe, und daher in dieser doppelten Beziehung von Polybios ganz passend mit einer Jagd-Stosswaffe, dem schweren Schweinespiesse,[4]) verglichen wird. Die durchschnittliche Länge der ganzen Waffe dürfen wir auf 6—7 Fuss anschlagen, wovon, abgesehen von den Zeiten des Vegetius, die volle Hälfte, also $3—3^1/_2$ Fuss, auf das freistehende Eisen kommt.[5])

4. Das freistehende Eisen ist eine drei-, vier- oder achtkantige Stange von mässigem Durchmesser, welche wenigstens in der spätern Zeit absichtlich weich und biegsam geschmiedet wurde, während sich oben eine scharfe hartgestählte drei- oder vierkantige, bolzenartige Spitze, gewöhnlich mit Widerhaken versehen, daran befindet.

---

[1]) S. oben S. 146 die Stelle zu Ende von Anmerk. 1.

[2]) Cic. Phil. II, 2, 5. cervicibus caput abscidit, idque fixum gestari iussit in pilo.

[3]) S. hierüber Einleitung S. 53 f. Rüstow Heerwesen und Kriegführung Cäsars S. 47 f. Ich stelle hier die wichtigsten Stellen zusammen, aus deren Vergleichung man eine überaus anschauliche Vorstellung über den regelmässigen Hergang der römischen Offensivschlacht gewinnt: Caes. b. G. I, 25. 52. II, 23. V, 44. VII, 8. 62. b. c. III, 92 u. 93. Afr. 16. Liv. VII, 23. IX, 13. 35. 39. XXIII, 29. XXXVIII, 23. Polyb. I, 40. Plutarch. Mar. 20. Daher Silius VIII, 374 fast mit epigrammatischer Kürze die Kampfweise der Römer in den Vers zusammenfasst: Pila volunt brevibusque habiles mucronibus enses.

[4]) Aller Wahrscheinlichkeit nach bezieht sich auch auf diese Aehnlichkeit der seit Polybios übliche griechische Name des römischen Pilum ὑσσός, welcher — immerhin auffallend gebildet — doch wohl mit ὗς zusammenhängt.

[5]) Daher wird sie denn, wenn die Mannschaft Halt macht, 'bei Fuss' genommen, wie es die beiden Grabdenkmäler zeigen. Und so Sil. XIII, 308 Stabant innixi pilis exercitus omnis.

5. Der ziemlich dicke Schaft hat in Verbindung mit dem unteren auf mannigfaltige Weise bald so bald so mit ihm verbundenen Ende des Eisens eine so verhältnissmässig überwiegende Schwere gegenüber dem freistehenden, mit Ausnahme der Spitze weich geschmiedeten Eisen, dass, sobald dieses in einem feindlichen Schilde oder einem ähnlichen festen Ziele haftet, es eben dadurch sofort sich stark umzubiegen pflegt, wodurch natürlich das wegen der Widerhaken ohnehin schwere Herausziehen noch mehr erschwert wird.

So könnten wir denn jetzt das glücklich aufgefundene Pilum verlassen, wenn uns nicht noch ein Problem zu lösen übrig bliebe, dessen Vorhandensein doch manchen gewissenhaften Forscher mit bangen Zweifeln an der Richtigkeit der gemachten Entdeckung erfüllen könnte, ich meine das schwere Polybianische Pilum mit seinen riesenhaften Dimensionen. Ich denke, dass auch dieses sich wird unterbringen und erklären lassen, wenn wir dabei die Entwickelungsgeschichte der römischen Legion selbst zu Rathe ziehen. Ich setze dabei die in unserer mehrfach citirten Einleitung S. 35 ff. gegebene Uebersicht voraus und knüpfe hier gleich an diejenigen Aenderungen an, welche die römische Legion in den Samniterkriegen erfahren hat, soweit sie hierher gehören. Da steht nun an der Spitze die wichtige und ganz glaubhafte Notiz, dass die Römer das Pilum von den Samnitern selbst überkommen haben,[1]) ferner die unzweifelhaft sichere Annahme, dass die Römer gerade in den samnitischen Gebirgskriegen, um sich auf unsicherm und oft gefährlichem Terrain vor unvermutheten Ueberfällen zu sichern, die ihnen eigenthümliche und von da ab mit pedantischer Regelmässigkeit von ihnen festgehaltene Lagerverschanzung wo nicht erfunden, doch zu ihrer feststehenden Anwendung ausgebildet haben.[2]) Verbinden wir nun noch damit einerseits die schon durch den Namen Pilani, Primus pilus u. s. w. feststehende Thatsache, dass in dieser ersten Zeit lediglich die Triarier — die aus den ältesten Jahrgängen zusammengesetzten Reserven der römischen Legion — das Pilum führten, während die Hastati und Principes den alten Spiess oder die Hasta behalten hatten[3]); andererseits die schon von Niebuhr ausgesprochene und ganz unzweifelhafte Annahme, dass die Triarier in dieser Zeit lediglich als Lagerbesatzung dienten[4]), so tritt uns mit einem Schlage Ursprung und Bestimmung des schweren Polybianischen Pilums entgegen. Es war eben die ganz speciell für die Vertheidigung des Lagers bestimmte Waffe; daher die gewaltigen Ausmaasse seines Schaftes, sowie das daraus hervorgehende Gewicht, wodurch die Waffe gerade tauglich wurde, mit der grössten Wirkung von dem Wall herab auf die Stürmenden herabgeschleudert zu werden. Bekanntlich ist zum Sturme gegen einen Lagerwall, oder eine niedrige Mauer, ein Festungsthor und dergl. schon in alter Zeit die Bildung einer testudo oder eines Schilddaches angewendet worden; war nun dieses bis an den Fuss des Lagerwalles vorgerückt, so brauchte man jene „balkenartige" mit überaus langer Spitze versehene Wurfwaffe fast ohne irgend eine Kraftanwendung vom Walle oder Thurme nur senkrecht fallen zu lassen, um das feindliche Schilddach zu durchbrechen und die dasselbe bildenden Schilde aneinanderzuheften: das schwere Polybianische Pilum ist also, um es kurz zu sagen, das Pilum murale, welches in späterer Zeit, wo der Angriff

[1]) S. a. O. S. 49, Anmerk. 124.

[2]) S. a. O. S. 51, Anmerk. 129. Die erste Erfindung eines regelmässig befestigten Lagers mag immerhin der Belagerung von Veji angehört haben, welche als geschichtliche Thatsache feststeht, wenn auch in den Einzelheiten Wahrheit und Dichtung nicht zu unterscheiden ist.

[3]) S. ebenda S. 50, Anmerk. 126.

[4]) S. ebenda Anmerk. 127 u. 128.

auf ein römisches Lager zu den Abnormitäten gehörte, für gewöhnlich gar nicht vorhanden war, sondern nöthigenfalls besonders angefertigt werden musste[1]). Zu Polybios Zeiten aber hatte man offenbar noch, wie überhaupt so auch in dieser Beziehung, diejenige Einrichtung der römischen Legion, wie sie sich im Verlaufe des zweiten punischen Krieges entwickelt und festgestellt hatte. Im zweiten punischen Kriege aber sind die Römer noch oft genug im Falle gewesen, ihren Lagerwall vertheidigen zu müssen, und es ist daher kein Wunder, dass das erste und zweite Treffen der Polybianischen Legion — die Hastati und Principes —, welche jetzt den Spiess an das dritte Treffen der jetzt mit aufmarschirenden Triarier abgegeben haben, ausser ihrem Feldpilum, wie wir das leichtere Polybianische nennen können, auch noch das alte schwere Mauerpilum trugen, welches sie aber selbstverständlich beim Aufmarsch zur Schlacht im Lager zurückliessen. Seit den punischen Kriegen waren aber auch die Römer mit den groben Geschützen der Griechen bekannt geworden[2]): es scheint nach einer Stelle des Plautus[3]) wahrscheinlich, dass man nunmehr auch diese schweren Pila aus den Katapulten schleuderte. Unterstützt wird diese Annahme von der Bestimmung des ursprünglichen Pilum noch durch die eigentliche Bedeutung des Wortes selbst. Dieses bezeichnet nämlich den Stämpfel, d. h. die mannshohe, schwere, hölzerne, oben mit Eisen beschlagene Mörserkeule, mit welcher man in der umfangreichen pila Getraidekörner oder Hülsenfrüchte zu zermalmen pflegte[4]), um daraus Brot oder Brei zu bereiten; es kommt auch vor von den mächtigen Stösseln, mit welchen man Kies und Kalk zermalmt und durcheinander bringt[5]); wir könnten den Stössel, mit welchem unsere Pflasterer die Steine einrammen und das Pflaster festschlagen, eben auch nur 'pilum' nennen. Die Vergleichung liegt auf der Hand. Beide Instrumente sind etwa von gleicher Grösse und Schwere, beide werden in senkrechter Richtung von oben nach unten in Bewegung gesetzt[6]), und nach vorhandenen Abbildungen ist es sogar wahrscheinlich, dass auch an dem Stämpfel das Längenverhältniss zwischen Griff und Keule dasselbe gewesen ist, wie an der Waffe das des Schaftes und des daraus hervorragenden Eisens, so dass nämlich jeder Theil die Hälfte der Gesammtlänge bildete.

Als Zeitpunkt und Veranlassung aber, dieses ursprüngliche Pilum in seiner wesentlichen Eigenthümlichkeit — dem langen und spitzen Eisen —, jedoch mit der nothwendigen Verminderung der Schaftstärke zu einer Wurfwaffe für die offene Feldschlacht umzugestalten, glaube ich noch jetzt, wie schon früher (a. O. Seite 53), mit Sicherheit den Kampf gegen Pyrrhos bezeichnen zu müssen: es lag nahe, gegenüber der fest verschildeten von Sarisen

---

[1]) Caes. b. G. V, 40. quaecumque ad proximi diei oppugnationem opus sunt, noctu comparantur; multae praeustae sudes, magnus *muralium pilorum* numerus instituitur. Ebenda VII, 82. (Galli) ex vallo ac turribus traiecti *pilis muralibus* interibant.

[2]) S. Köchly u. Rüstow griechische Kriegsschriftsteller I, S. 189 f.

[3]) Curcul. V, 3, 11 f. quia ego ex te hódie faciam pilum catapultárium, | átque ita te nervó torquebo, itidem ut catapultae solent.

[4]) Cato r. r. X. pilas duas, pilum fabarium unum, farrearium unum, seminarium unum. Plin. N. H. XVIII, 3, § 10. Pilumni (cognomen), qui pilum pistrinis invenerat. Ebenda 10, § 97 pisente pilo praeferrato — maior pars Italiae nudo utitur pilo. — Triticum — (iubet) sole siccatum pilo repeti.

[5]) Cato r. r. XVIII. de glarea et calce arenato primum lorium facito, id pilis subigito. Pallad. I, 41, 1 omnia simul mista in pila contundes — picem liquidam tundes pilo. Vgl. Plaut bei Fest. p. 274, l. 29 quasi tollenonem aut pilum Graecum reciproces plana via.

[6]) Bloss hierauf bezieht sich die Deutung bei Varro l. Lat. V, 116. Similiter ab omine *pilum*, qui hostem feriret ut *far pilum* (so wird wohl statt des handschriftlichen perilum zu lesen sein).

starrenden Phalanx der Makedonier, welcher mit keiner blossen Handwaffe beizukommen war, zweckmässig modificiert dieselbe Wurfwaffe in Anwendung zu bringen, welche so oft gegen die Verschildung des den Lagerwall stürmenden Feindes ihre guten Dienste geleistet hatte.

So viel von dem römischen Pilum. Es bleibt nur noch übrig, einige Worte über den fränkischen Angon hinzuzufügen, welchen Lindenschmit ganz richtig aus dem römischen Pilum entstehen lässt: jenes und nicht dieses glaubt er in den zuerst gefundenen längeren Waffen dieser Art wiederzuerkennen. Hören wir zunächst die Beschreibung des Agathias[1]): 'es sind aber die Angonen nicht sehr kurze aber auch nicht gar zu lange Spiesse, sondern in einem Verhältniss, dass sie, wenn nöthig, ebenso gut geworfen als im Handgemenge zum Stosse verwendet werden; der grösste Theil von ihnen ist ringsum von Eisen eingeschlossen, so dass vom Holze nur ganz wenig und kaum der ganze Schuh sichtbar ist, oben aber um das Ende der Lanze ragen von beiden Seiten gekrümmte Spitzen und zwar aus der Lanzenspitze selbst hervor, welche wie Angelhaken umgebogen sind und nach unten hin stehen. Es wirft nun der fränkische Krieger im Kampfe den Angon: trifft er einen Körper, so dringt die Spitze natürlich tief ein, und weder der Verwundete selbst noch ein Anderer kann den Spiess leicht herausziehen, denn die Widerhaken hindern es, welche tief im Fleische haften und heftige Schmerzen verursachen, so dass der Feind, wenn er auch nicht gerade eine tödtliche Wunde empfangen hat, doch daran zu Grunde gehen muss; ist aber der Angon in einen Schild gefahren, so hängt er an demselben herab und muss mit dem Schilde herumbewegt werden, indem das noch übrige Ende auf dem Boden nachgeschleift wird; der Getroffene aber kann diesen Spiess weder herausziehen wegen der eingedrungenen Widerhaken, noch mit dem Schwerte durchhauen, weil er das Holz nicht erreicht, sondern das Eisen es rings umgiebt. Sieht aber dieses der Franke, so springt er rasch zu, tritt mit dem Fusse auf den Schuh des Spiesses und zieht durch diese Belastung den Schild herab, sodass die Hand des Trägers nachgibt und dadurch Kopf und Brust entblösst wird.' Soweit Agathias. Ist nun auch nicht zu leugnen, dass diese Schilderung, wie sie offenbar Reminiscenzen an das Pilum enthält, zugleich auch auf jene Funde zu passen scheint, so lässt sich andrerseits nicht in Abrede stellen, dass sich doch bedeutende Differenzen finden. Vor allen Dingen erscheint es unwahrscheinlich, dass die vorliegende Waffe als Stosswaffe benutzt werden konnte: dazu ist eben das Eisen viel zu schwach, und eben aus demselben Grunde ist es auch durchaus nicht geeignet, um die von

---

[1]) Agath. II, 5. *εἰσὶ δὲ οἱ ἄγγωνες δόρατα οὐ λίαν σμικρά, ἀλλ' οὐδὲ ἄγαν μεγάλα, ἀλλ' ὅσον ἀκοντίζεσθαί τε, εἴ που δεήσοι, καὶ ἐς τὰς ἀγχεμάχους παρατάξεις πρὸς τὰς ἐμβολὰς ἐφικνεῖσθαι. τούτων δὲ τὸ πλεῖστον μέρος σιδήρῳ πάντοθεν περιέχεται, ὡς ἐλάχιστόν τι διαφαίνεσθαι τοῦ ξύλου καὶ μόλις ὅλον τὸν σαυρωτῆρα. ἄνω δὲ ἀμφὶ τὸ ἄκρον τῆς αἰχμῆς καμπύλαι τινὲς ἀκίδες ἐξέχουσιν ἑκατέρωθεν ἐξ αὐτῆς δήπου τῆς ἐπιδορατίδος, ὥσπερ ἄγκιστρα ὑπογναπτόμενα, καὶ ἐς τὰ κάτω νενεύκασι. καὶ οὖν ἀφίησι τυχὸν ἐν συμπλοκῇ τοῦτον δὴ τὸν ἄγγωνα Φράγκος ἀνήρ. καὶ εἰ μὲν σώματί που ἐγχρίψειεν, εἰσδύεται μὲν εἴσω, ὥσπερ εἰκός, ἡ αἰχμή, οὔτε δὲ αὐτὸν τὸν βληθέντα οὔτε ἄλλον τινὰ ἐρύσαι ῥᾳδίως ἔνεστι τὸ δόρυ. εἴργουσι γὰρ αἱ ἀκίδες ἔνδον ἐνεχόμεναι τῇ σαρκί καὶ πικροτέρας ἐπάγουσαι τὰς ὀδύνας, ὥστε, εἰ κἀι μὴ καιρίαν τὸν πολέμιον τρωθῆναι ξυνενεχθείη, ἀλλὰ ταύτῃ γε διαφθαρῆναι· εἰ δέ γε ἐς ἀσπίδα παγείη, ἀποκρέμαται μὲν αὐτίκα ἐξ αὐτῆς καὶ ξυμπεριάγεται συρομένου ἐν τῷ ἐδάφει τοῦ ἀπολήγοντος (ἀπολείποντος?)· ὁ δὲ βληθεὶς οὔτε ἐξελκύσαι τοῦτο δὴ δύναται τὸ δόρυ διὰ τὴν εἴσδυσιν τῶν ἀκίδων οὔτε ξίφει διατεμεῖν τῷ μὴ ἐφικνεῖσθαι τοῦ ξύλου, ἀλλὰ τὸν σίδηρον περιτετάσθαι (gew. παρατετάσθαι)· ἐπειδὰν δὲ τοῦτο ἐσίδῃ ὁ Φράγκος, ὁ δὲ ἀθρόον ἐπιβὰς τῷ ποδὶ καὶ ἐμπατήσας τὸν σαυρωτῆρα καταβρίθει τὴν ἀσπίδα καὶ κατάγει, ὡς ὑποχαλάσαι τὴν τοῦ φέροντος χεῖρα καὶ γυμνωθῆναι τήν τε κεφαλὴ καὶ τὸ στέρνον.*

Agathias geschilderte Operation des Darauftretens auszuhalten. Ebenso würde es kaum der Mühe werth sein, die fraglichen Speere überhaupt mit einem Schafte zu versehen, wie ihn Agathias schildert, der rings von Eisen eingeschlossen, kaum die untere Spitze oder den Schuh frei hat, denn da die Tülle, in welche der Schaft eingelassen werden müsste, nur ganz kurz ist, so würde er auch nur wenige Zoll lang sein können und kaum diesen Namen verdienen; und es würde sich auf diese Weise die Waffe wo möglich noch weniger zum Stosse eignen. Jedenfalls also stehen auch diese, wie es heisst, in Merovingischen Gräbern gefundenen Waffen dem römischen Pilum näher als dem von Agathias beschriebenen Angon, und wenn sie daher nicht wirkliche römische Pila sind, so sind sie doch jedenfalls als eine ihnen verwandte Wurfwaffe anzusehen. Damit soll aber keineswegs die von Lindenschmit ausgesprochene Verwandtschaft des römischen Pilum und des fränkischen Angon abgeleugnet werden; ja wir sind sogar mit der weitern Bemerkung Lindenschmits einverstanden, dass auch die moderne Harpune, wenn nicht als ein unmittelbarer Nachkomme des Pilum, so doch als ein naher Verwandter desselben zu betrachten ist.

Nachdem der Vorsitzende Herrn Prof. Dr. Köchly den Dank der Versammlung für die interessanten beiden Vorträge ausgesprochen hatte, erhält Herr Dir. Klix das Wort und stellt zwei Fragen in Betreff der Stenographie:

1) Geht die Stenographie darauf hinaus, die allgemeine Bildung zu fördern, oder ist sie bloss den Zwecken der Schule dienstbar oder Zwecken ausserhalb derselben?

2) Wie soll der Unterricht in der Stenographie an Gymnasien eingeführt werden, facultativ oder obligatorisch? wo ist der Unterricht zu beginnen und wie ist er zu ertheilen?

Gratzmüller: Ich erlaube mir, geehrte Herren! an die beiden Fragen des Herrn Fragestellers anzuknüpfen, nämlich erstens, ob der Unterricht in der Stenographie die allgemeine Bildung fördern soll, ob er bloss Zwecke für die Schule anstrebt oder auch Zwecke ausserhalb derselben, und zweitens, ob, wenn dieser Unterricht an Gymnasien eingeführt werden soll oder an sonstigen höhern oder mittlern Lehranstalten, derselbe facultativ oder obligatorisch zu wünschen sei und in welcher Weise derselbe ertheilt werden soll.

Was die 1. Frage anbelangt, ob der Unterricht in der Stenographie die allgemeine Bildung fördert, so ist dieselbe zu bejahen aus dem Grunde, weil die Stenographie das Mittel an die Hand gibt, nicht nur Vorträge, welche für die Studirenden in den Schulen gehalten werden, nach dem Belieben und dem Erforderniss des Hörenden in ihrer grössten Ausführlichkeit, also buchstäblich, zu fixiren, sondern auch dieselben auszugsweise mit einer Leichtigkeit darzustellen, wie das einem Currentschreiber nie und nimmermehr möglich sein wird. Man hat vielfach der Stenographie den Vorwurf der Vielschreiberei gemacht. Allein, meine Herrn! mit der Kenntniss der Stenographie ist man noch nicht verpflichtet, immer und Alles zu schreiben, was man hört. Es ist ebenso in das Belieben eines der Stenographie kundigen gelegt, so viel zu schreiben von dem Vortrage als er will. Er kann Alles schreiben, aber er muss nicht. Er kann auch auszugsweise schreiben; er kann einen Vortrag mit ungemeiner Leichtigkeit im Auszug fixiren, da ihm durch die Kürze der Schrift der Faden des Vortrags nicht verloren geht. Das ist dem Currentschreiber nicht möglich. Wenn er den einen oder andern Satz aus der Rede herausgerissen zu fixiren sucht, hat er durch die mechanische Arbeit so viel Aufenthalt, dass ihm ein grosser Theil des Weitergesprochenen verloren geht,

Er hat nur ein Bruchstück erhalten und dabei den Faden, den Zusammenhang des ganzen Vortrages verloren, während ein Stenograph mit Leichtigkeit ein paar Zeichen macht — bitte aber dabei mich nicht misszuverstehen — ein paar Zeichen macht, sich einige Sätze und Bemerkungen notiert, ohne viel mit dem Schreibegeschäft zu thun zu haben und den Faden des Ganzen zu verlieren. Die Stenographie fördert also die allgemeine Bildung insofern, als Jeder, der allgemeine Bildung anstrebt, mit Memorirung und Fixirung des Gehörten in seinem Gedächtniss zu thun hat; denn im Allgemeinen wissen wir nur soviel, als wir im Gedächtnisse behalten. In allen andern Zweigen der Wissenschaft und der Kunst sind in neuerer Zeit ausserordentliche Förderungsmittel zu Tage getreten. Es ist das ganze Streben unserer Zeit, Raum und Zeit zu gewinnen, mechanische Fertigkeiten zu erreichen, Geschäfte abzukürzen, sie auf ein Minimum zu reducieren, um möglichst viel in kurzer Zeit zu gewinnen. Ich mache sie aufmerksam auf Erfindungen, die den Raum und die Zeit abkürzen wie Eisenbahnen, Telegraphen. Warum soll gerade die schreibende Hand sich in derselben Langsamkeit bewegen, wie das vor Jahrhunderten geschehen ist? Warum soll auch nicht der heutigen Generation, wenn es in der frühern Zeit nicht sein konnte, ein Mittel an die Hand gegeben werden, hierin Raum und Zeit abzukürzen, hierin Raum und Zeit zu gewinnen? Nicht bloss aber die allgemeine Bildung wird durch dieses Mittel gefördert, sondern die Stenographie dient auch ausserordentlich den Zwecken der Schule. Ich habe freilich dabei vorzüglich im Auge die freien Vorträge an Universitäten, an höheren Lehranstalten; das ist die eigentliche Erntezeit für einen Stenographen. Aber er soll zum Nachstenographieren freier Vorträge an Universitäten schon mit einer solchen Uebung gelangen, dass er die mechanisch anzueignenden Fertigkeiten überwunden, dass er bereits eine Gewandtheit im Stenographieren erlangt hat. Demgemäss wäre also die geeignetste Zeit zur Erlernung der Stenographie die Zeit des Gymnasialstudiums, und ich würde für den günstigsten Zeitpunkt zum Beginne des Stenographie-Unterrichts die erste Gymnasialclasse halten, welche ungefähr der Tertia entsprechend sein wird. Da befinden sich die Schüler im Alter von 14 oder 15 Jahren; und es hat sich gezeigt, dass die Studirenden in diesem Alter die nothwendige geistige Elasticität, die Lust die Stenographie zu erlernen und auch noch die Beweglichkeit der Hand in geeigneter Weise besitzen, um sich eine fremde Schrift anzueignen und so in Uebung zu bringen, wie die seit Jahren gelernte und geübte Currentschrift. Freilich wäre es nun traurig, wenn man constatieren müsste, am Gymnasium ist dem Studierenden, der Stenographie erlernt, gar keine Gelegenheit zur Anwendung gegeben. Indess ist das nicht der Fall. Der Studierende kann freilich nicht, wenn sein Lehrer der Stenographie nicht kundig ist, Arbeiten, welche der Correctur unterworfen sind von Seite des Lehrers, in dieser Schrift einreichen. Aber was hat nicht der Studierende alles Mögliche zu schreiben, was ihm unendlich viel Zeit von seinem Studium in Anspruch nimmt. Er hat deutsche Aufsätze zu entwerfen, er hat Präparationen, Uebersetzungen der Classiker zu schreiben. Er hat sich Excerpte aus seiner Lectüre, die entweder zu seinem Vergnügen dienen oder zu seiner Belehrung nothwendig sind, zu machen. Kurz er hat der Gelegenheiten viele zu schreiben, was ihm von der Zeit seiner Studien unendlich viel wegnimmt, und was er, wenn er auf stenographischem Wege diess vollbringen kann, gewinnt. Diese Beschäftigung im Schreiben dieser Arbeiten, wie ich sie eben bezeichnet habe, kann er schon am Gymnasium in stenographischer Schrift vornehmen und wird dadurch schon während seiner Lehr- und Uebungszeit einen grossen Gewinn von der Kunst ziehen. Bekanntlich ist auch nicht viel Zeit erforderlich, sich einige Uebung und Gewandtheit in dieser Schrift zu ver-

schaffen. Der Unterricht, wie er bei uns gegeben wird, ist derartig, dass der Schüler schon nach 4 bis 6wöchentlichem Unterrichte, bei 2 Lehrstunden in der Woche, Gebrauch von der Stenographie machen kann; geistig Begabtere schon in der zweiten und dritten Woche, namentlich wenn sie den Rath des Lehrers befolgen, das was sie gelernt haben, gleich mitten in ihrer Currentschrift anzuwenden, wodurch sie, ohne es zu bemerken, eine Geläufigkeit in der Anwendung des Gelernten erhalten. Nach Verlauf eines Jahres hat, vorausgesetzt, dass der Unterricht wenigstens 2 Stunden in der Woche gegeben wird, die Erfahrung gezeigt, dass Schüler im Stande waren, einen Vortrag mit einer Schnelligkeit von 60 bis 80 Worten in der Minute ganz geläufig und deutlich zu schreiben. Studierende haben, namentlich in diesem Alter, natürlich noch nicht Gelegenheit, und es ist ihnen auch nicht nothwendig, Vorträge von grösserer Schnelligkeit aufzuzeichnen, zumal der Unterricht bei uns ein facultativer ist und daher der Lehrer, selbst wenn er der Stenographie kundig ist, nicht bloss die Stenographen allein berücksichtigen kann, sondern auch auf die, welche der Stenographie nicht kundig sind, bei seinen Dictaten, Vorträgen u. dgl. Rücksicht nehmen muss. Im zweiten Jahre, in welchem bei uns ein praktischer Ausbildungskursus in der Stenographie gegeben wird, wird die Uebung in geläufigem Aufzeichnen mündlicher Vorträge fortgesetzt, und als Resultat zeigt sich bei der Mehrzahl, dass Vorträge von 100, 110 bis 120 Worten Schnelligkeit in der Minute von den Schülern aufgenommen werden konnten. Es kommt nicht leicht vor, dass ein Redner in einem längern Vortrage vor mehrern Zuhörern mit einer grössern Schnelligkeit spricht, als mit 120 Worten in der Minute. Spricht er schneller, so wird er unverständlich und schadet seinen Lungen. Es kommt zwar vor, dass Redner in Vorträgen von 10 bis 15 Minuten mit einer Schnelligkeit von 150 und 160 Worten in der Minute sprachen. Solche Anforderungen möchte ich an keine Gymnasiasten stellen. Es gibt welche, die mit solcher Schnelligkeit bereits am Gymnasium schrieben; aber das wäre mehr eine Anforderung an einen Stenographen von Fach, an einen Landtagsstenographen, der vielen verschiedenen Rednern in der Hitze der Debatte nachzuschreiben und das Gehörte und Geschriebene wörtlich zu redigiren hat.—

Ich komme zu Beantwortung der II. Frage, ob der Unterricht in der Stenographie facultativ oder obligatorisch vorzuziehen sei. Es haben sich zwar hie und da von Freunden der Stenographie Wünsche erhoben, den Unterricht an den mittlern Lehranstalten obligatorisch zu machen. Indess kann ich aus vieljähriger Erfahrung diesem Verlangen nicht das Wort reden. Es hat sich, bei uns wenigstens, als das Beste herausgestellt, den Unterricht frei zu geben, also die Betheiligung des Unterrichts dem freien Willen des Studierenden anheimzugeben; aber, wie das bei andern Disciplinen facultativer Art an unsern Lehranstalten vorgeschrieben ist: derjenige, welcher sich im Beginne des Schuljahres am Unterrichte zu betheiligen erklärt hat, ist gehalten dem Unterricht das ganze Jahr zu folgen. Auch unsere königliche Regierung in Bayern hat den Unterricht in der Stenographie seit dem Jahre 1854 als Facultativlehrgegenstand an unsern Gymnasien geregelt. Ich erlaube mir den Herren die Entschliessung der königlichen Regierung vom 30. September 1854 vorzulesen:

'Nach allerhöchstem Befehl Seiner Majestät des Königs soll in Anbetracht der Gemeinnützigkeit der Stenographie und der Erspriesslichkeit derselben für den öffentlichen Dienst dieser Kunst immer grössere Verbreitung verschafft und hiebei insbesonders an den bereits durch Ministerialausspruch vom 20. Februar letzten Jahres vorgezeichneten Normen über Ertheilung des Unterrichts in der Stenographie festgehalten worden.

Im Vollzug dieser allerhöchsten Befehle werden folgende Verfügungen getroffen:

Es ist möglichst dahin zu wirken, dass am Sitze von Gymnasien und etwa auch von den technischen Schulen Lehrer, die ohnehin an diesen Anstalten verwendet sind, sich mit der Stenographie vertraut machen, der vorgeschriebenen Prüfung sich unterziehen und hernach einen Lehrkurs der Stenographie eröffnen, oder dass, wo diess nicht gelingt, aber dem Lehrstande nicht angehörige geprüfte Stenographen zu solcher Unterrichts-Ertheilung gewonnen werden könnten, hier die weitere Einleitung getroffen werde. Wo ein Lehrkurs der Stenographie an einer Unterrichtsanstalt eröffnet wird, treten für denselben die nemlichen disciplinären und sonstigen Normen in Wirksamkeit, welche durch die bestehenden Verordnungen und reglementären Bestimmungen für die nicht obligaten Unterrichtsgegenstände vorgezeichnet sind.

Ueber den Lehrkurs der Stenographie, wo hiernach ein solcher eröffnet wird, soll auch in den gedruckten Jahresberichten die entsprechende Veröffentlichung wie über andere nicht obligate Lehrfächer erfolgen.

Zur grösseren Anfeuerung der Lehrer und Schüler werden jenen Anstalten, an denen Lehrkurse der Stenographie gehalten werden sollen, so weit es die verfügbaren Fonds gestatten, die Mittel gegeben werden, um die Lehrer der Stenographie mit Remunerationen zu versehen und die fleissigsten Schüler des stenographischen Kurses durch unentgeltliche Abgabe von „Gabelsbergers Anleitung zur deutschen Redezeichenkunst“ auszuzeichnen.

Alljährlich ist Seiner Majestät dem König Vortrag über den Fortschritt und die Verbreitung des Stenographie-Unterrichts zu erstatten.'

Es ist nämlich in Bayern der Impuls zur Einführung des Unterrichtes in der Stenographie an Gymnasien und technischen Schulen von Oben ausgegangen, von Sr. Majestät dem Könige selbst, welcher Gelegenheit hatte den Nutzen der Stenographie in persönlichem Dienste zu erproben, von Seite seiner unmittelbaren Sekretäre sowohl, als auch durch Aufzeichnung von gelehrten Vorträgen, welche Se. Maj. interessirten uud desshalb nachstenographiert wurden. Dadurch ist das Interesse Sr. Majestät selbst angeregt worden; und der Impuls ist sohin von oben herab gegangen. Und dieser Befehl, alljährlich Sr. Majestät dem Könige selbst Vortrag über den Fortschritt des Unterrichtes abzustatten, ist von 1854 bis 1861 ausgeführt worden; und erst jetzt, nachdem der Unterricht bereits seit mehreren Jahren an allen Gymnasien und Gewerbschulen thatsächlich besteht und blüht, ist dieser Befehl zurückgenommen worden, und genügt es, nach Vorschrift der königlichen Regierung den Jahresbericht bloss in den gewöhnlichen Schulkatalogen zu veröffentlichen. Was den Stand der Stenographie an unsern bayerischen Lehranstalten anlangt, so ist ausser dem bereits Erwähnten, dass derselbe an allen Gymnasial- und Gewerbschulen eingeführt ist, nur noch nachzutragen, dass auch an der Universität München Stenographie gelehrt wird durch denselben Lehrer, der sie auch an den Gymnasien lehrt, ferner an 3 isolierten Lateinschulen. Es wird aber gewiss nicht nur den geehrten Herrn Fragesteller, sondern auch die Mehrzahl der übrigen Herrn interessieren, den Stand des Unterrichts in der Stenographie nach officiellem Ausweise in ganz Deutschland kennen zu lernen.

Oesterreich: An den Universitäten zu Innsbruck, Lemberg, Prag, Wien; an der Theresianischen Akademie, an der medicinischen Josephsakademie; der höheren Handelsakademie, an der Handelsakademie von Patzelt und Guttmann, an der polytechnischen Schule und am geographischen Institute zu Wien; an der höheren Handelslehranstalt zu Prag; an der Handelslehranstalt zu Innsbruck; an den Gymnasien zu Wien (zu den Schotten und Piaristen, akademisches, Josephstädter), Botzen, Brixen, Cilly, Gratz, Hall, Iglau, Innsbruck, Kaschau, Klagen-

furt, Kremsmünster, Linz, Ober-Oesterreich, Marburg in Steiermark, Meran, Neusandec, Neusol, Olmütz, Pilsen, Pisek, Prag (Kleinseite und Neustädter), Pressburg, Salzburg, Spalatro, Troppau, Vinkovze, Znaim; an den Realschulen zu Wien (im Schottenfelde, auf der Wieden, am Bauernmarkt, der Vorstadt Landstrasse, in der Rossau), Brünn (Ober- und Separatunterrealschule), Gratz, Innsbruck, Klagenfurt, Kuttenberg, Linz, Ober-Oesterreich, Mährisch Trübau, Olmütz, Pesth, Prag (deutsche und böhmische, Josephstädter Haupt- und Unterrealschule), Pressburg, Reichenberg, Troppau, am erzbischöflichen Seminar zu Salzburg und am fürstbischöflichen Knabenseminar zu Wien, an der Cadettenschule zu Hermannstadt in Siebenbürgen, an der Erziehungsanstalt Stella matutina zu Feldkirch; am Institut des Director Martin zu Leipa; an den Privatschulen von Frey, Singer und Stein zu Prag.

Preussen: An der Universität zu Königsberg; an den Gymnasien zu Hohenstein und Tilsit; an der Gewerbschule zu Königsberg; an der Stadtschule zu Osterode und der Bürgerschule zu Torgau.

Bayern: An der Universität zu München, am militär-topographischen Institut, am polytechnischen Institut und an der Pagerie zu München; an sämmtlichen Gymnasien des Landes mit Ausnahme desjenigen zu Münnerstadt; an 15 Gewerbschulen; am Schullehrerseminar zu Altdorf, an den Lateinschulen zu Bamberg, Landau und Wunsiedel.

Sachsen: An der kgl. polytechnischen Anstalt zu Dresden; an der Artillerieschule, an der Kreuzschule zu Dresden durch Privatcurse des kgl. stenographischen Instituts; an den Gymnasien zu Bautzen, Leipzig (modernes Gesammtgymnasium) und Zwickau; an den Instituten von Dr. Krause und Director Albani in Dresden; des Director Meissner in Bad Elster und Winklers in Freiberg: an der Annenrealschule zu Dresden und an der Realschule zu Zwickau; an den Seminarien zu Grimma, Nossen und Plauen; an der Selecta zu Leisnig; an der Sonntagsschule zu Chemnitz; an den Handelsschulen zu Freiberg und Zwickau; an Elementarschulen zu Dresden (böhmische, 3 Bürgerschulen, 5 Bezirksschulen), Pirna und Schneeberg; im Bildungsvereine für Gewerbtreibende zu Dresden.

Würtemberg: Am Gymnasium und an der polytechnischen Schule zu Stuttgart.

Grossherzogthum Hessen: Am Gymnasium zu Mainz.

Sachsen-Weimar: An der Realschule zu Weimar.

Sachsen-Meiningen: Am Gymnasium und Seminar zu Hildburghausen.

Reuss: An der Handelsschule zu Gera.

Bremen: An der Realschule des Dr. Lüders, der Lehranstalt des Dr. Arnold, an der Bürgerschule des Herrn Ernsting; an der höhern Lehranstalt des Herrn Meyer.

Frankfurt a. M.: An der Musterschule; am Erziehungsinstitut der Herren Scheib und Geisov; an der höheren Gewerbschule.

Dänemark: An der deutschen Realschule zu Koppenhagen.

Griechenland: An der Universität und der polytechnischen Schule zu Athen.

Russland: An der lutherischen Schule zu Odessa.

Es wird also an 7 Universitäten, 66 Gymnasien und 99 andern Schulen Stenographie gelehrt. Aus diesem Berichte ist zu ersehen, dass die Gabelsbergersche Stenographie auch auf andere Sprachen übertragen ist: auf die dänische — in Koppenhagen werden die Landtagsverhandlungen in Gabelsberger-stenographischer Schrift aufgenommen —, auf die neugriechische — die Parlamentsverhandlungen zu Athen ebenfalls u. s. w. —, ferner in's Russische, Illyrische, Böhmische, Schwedische, Italienische — und in alle diese Sprachen mit Erfolg bereits seit

Jahren; in neuerer Zeit in's Englische und Französische. In England bestehen bereits 2 Gabelsberger Stenographenvereine und wird daselbst mit Erfolg das Gabelsbergersche System neben dem einheimischen angewendet.

Es ist noch zu erwähnen, welche Momente vorzüglich dazu beigetragen haben, den Unterricht in der Stenographie in Bayern so schnell zu Verbreitung und Erfolg zu bringen. Nämlich 1) der Umstand, dass in Bayern nur das Gabelsbergersche System beim Unterrichte zugelassen wird. Dasselbe ist auch in Oesterreich der Fall mit Ausnahme der Universitäten, an welchen auch andere Systeme vorgetragen werden können. 2) Es ist in Bayern ein bestimmtes Lehrbuch vorgeschrieben, an welches die Lehrer sich zu halten haben, also Einheit des Unterrichts. 3) Seit 1842 ist durch unsere bayerische Regierung dafür gesorgt, dass nur solche Stenographen, deren Befähigung durch eine Prüfungscommission nachgewiesen ist, die Stenographie lehren dürfen, sowohl an Gymnasien und Realschulen, als auch im Privatunterrichte.

Es wäre — namentlich für solche Herren, welchen die Gabelsbergersche Stenographie bis jetzt weder durch eigene Kenntniss derselben, noch durch einige Lectüre darüber bekannt ist — interessant, näher in das System Gabelsberger's einzugehen. Ich glaube die Zeit erlaubt es nicht, sich des Weitern darüber zu verbreiten. Ich möchte mir aber nur erlauben, Ihnen einige Punkte vorzuführen, um einen kleinen Einblick in's System zu gewähren. Es ist vor Allem ganz falsch, wenn man sich vorstellt, diese Schrift sei ein Conglomerat von willkürlich angenommenen Zeichen. Dagegen spricht schon, dass der Knabe von 12 bis 14 Jahren die Stenographie lernen kann und zwar mit Erfolg. Sie ist eine aus Buchstaben bestehende Schrift, die aber kürzer, einfacher gestaltet sind als die Buchstaben der Currentschrift, wobei ein Hauptaugenmerk auf die Consonanten und deren Verbindungsfähigkeit gerichtet ist. Dies ist nun namentlich für den Bau unserer deutschen Sprache nothwendig und von grossem Vortheile. Bekanntlich ist unsere Sprache sehr consonantenreich, so dass sich oft in einem Wort 6 bis 8 Consonanten finden. Es ist also eine Schrift nothwendig, um den Zweck der Schnelligkeit zu erreichen, welche ausserordentlich verbindungsfähige Buchstaben hat. Das ist nun das erste Mittel, durch welches dieser Zweck erreicht wird: einfachere, verbindungsfähigere Buchstaben oder Zeichen. Dieselben sind in einer Weise gestaltet, dass die Erlernung derselben keiner Schwierigkeit unterliegt. Jeder lernt das ganze Alphabet im ersten Vortrag, der darüber gehalten wird. Es sind alle die Züge als Buchstaben oder als Theile der Buchstaben unserer Currentschrift nachzuweisen — sei es der deutschen oder lateinischen Currentschrift. Man nennt diesen Theil des Systems, in welchem die Buchstaben gelehrt werden und die Verbindung derselben, die Wortbildung. Der zweite Theil des Systems besteht in der Wortkürzung, nämlich in der Lehre der Kürzung der einzelnen Redetheile. Es werden grammatisch die verschiedenen Redetheile durchgenommen, Declination, Conjugation der Hilfszeitwörter, der regelmässigen und mangelhaften Zeitwörter, die Präpositionen — und die verschiedenen Vortheile der Kürzung beim Gebrauche erörtert — die Pronomina, die Vorsylben und Nachsylben. Der dritte Theil besteht in der Satzkürzung, in der logischen Satzkürzung, früher von Gabelsberger selbst Prädicatkürzung genannt, weil das Prädicat im Satze die meiste Gelegenheit zum Kürzen darbietet. Die Herren mögen aber nicht glauben, dass es in das Belieben des Stenographen gestellt wäre, manche Worte gänzlich auszulassen oder einen Satz, der aus mehreren Bestandtheilen besteht, zusammenzuziehen in einen Satz. Denn wäre diess der Fall, so wäre der Stenograph nicht im Stande, eine wörtliche Wiedergabe des Gesprochenen zu geben, selbst bei dem treuesten Gedächtnisse; sondern die Satzkürzung ist begründet auf die logische Aufeinanderwirkung aller

Satztheile. Aus diesen drei Abtheilungen besteht das ganze Gabelsbergersche System: Wortbildung, Wortkürzung und Satzkürzung. —

Es ist nun auch noch zu erwähnen, dass namentlich in Preussen und in einigen Gegenden Sachsens neben dem Gabelsbergerschen System noch ein anderes zur Geltung gelangt ist, das von Stolze in Berlin. Natürlich wird von den Anhängern desselben behauptet, dass es viel vorzüglicher sei, als das Gabelsbergersche System. Es ist hier nicht der Ort, sich in eine Kritik hierüber einzulassen. Aber das möge mir erlaubt sein anzuführen, dass das Stolze'sche System nur für solche geeignet ist zur Erlernung, welche eine schöne Handschrift besitzen, welche Kalligraphen sind, was bei der Gabelsbergerschen Stenographie nicht nothwendig ist. Der schlechteste Currentschreiber kann dieselbe erlernen. Ich habe Beispiele nach Hunderten erfahren, dass die schlechtesten Currentschreiber ihre Currentschrift durch die Erlernung der Stenographie verbesserten. Auch das ist mir vorgekommen, dass die schlechte Currentschrift beibehalten wurde, aber die stenographische Schrift hinsichtlich ihrer Schönheit in gar keinem Verhältnisse zur Currentschrift stand, dass dieselben Schüler schön stenographierten und schlecht current schrieben. Ein zweites Moment, welches die Erlernung der Stolze'schen Stenographie erschwert, liegt darin, dass sie in ihren eigenen Schriftzügen keine Zeile bietet, während die Gabelsbergersche die Zeile mit der Currentschrift gemein hat. In der Stolze'schen Schrift kann es vorkommen, dass ganze Sätze über die Zeile geschrieben werden. Es muss also eine eingebildete Zeile oder vielmehr eine wirklich gezogene Linie vorhanden sein, während die Gabelsbergersche Stenographie diess nicht nothwendig hat. Und endlich ein dritter Nachtheil des Stolze'schen Systems liegt darin, dass ein und dasselbe Zeichen, nur nach seiner verschiedenen grössern oder kleineren Gestaltung, für mehrere Buchstaben dient. Das ist nun ein Umstand, der bei der schnellen Anwendung zu grosser Undeutlichkeit führen muss, da gleiche Zeichen für ganz verschiedene Buchstaben, nicht etwa für verwandte angenommen werden, wie d und t, b und p. Zum Schlusse meines Vortrags möchte ich mir erlauben, ein Urtheil eines preussischen Gelehrten, des Philosophen Dr. Rosenkranz in Königsberg, über die Gabelsbergersche Stenographie vorzulesen, wie er dasselbe in einer Festrede, die er beim Stiftungsfeste des dortigen Stenographen-Centralvereins gehalten, ausgesprochen hat:

'Wovon hängt das Gedeihen der Stenographie ab? Es hängt von zweierlei ab, einmal von der richtigen Auffassung und zweitens von dem Bedürfniss, denn es hat sich gezeigt, dass in sehr vielen Städten anfangs ein guter Wille dagewesen ist; es haben sich Associationen gebildet und man hat mit grosser Hingebung zu schreiben angefangen, aber nach Verlauf von einigen Jahren ist der Eifer erkaltet. Das ist oft die Folge einer falschen Erwartung gewesen, denn es sind viele an die Stenographie herangegangen, als wenn es eine Kunst und Wissenschaft in höherem Sinne wäre. Die Stenographie ist allerdings eine Kunst, aber eine technische, eine Zeichenschrift, bei der es auf Leichtigkeit und Zweckmässigkeit ankommt. Der Verstand muss das ganze Gebiet dominieren, es ist nicht eine Kunst, in welcher der Schönheitssinn befriedigt wird. Diese Erwartung, als ob man für seine Anschauungen dort irgend etwas Besonderes finden würde, ist desshalb völlig ungerechtfertigt. Die Stenographie ist auch keine Wissenschaft wie die Mathematik oder Grammatik, sie ist eine Wissenschaft nur insofern, als man das Princip kennen lernen muss, aus welchem die Zeichen mit rationeller Consequenz hervorgegangen sind. Aber zuletzt muss man sich doch an ein fixiertes System anschliessen. Es erwarte also Niemand von der Stenographie, was sie nicht gewähren kann: Ideen werden in ihr nicht weiter offenbart, sondern zuletzt kommt es darauf hinaus, dass

man eine gewisse Technik sich aneignet. Je klarer Jemand darüber ist, was er durch die Stenographie erreichen kann, um so mehr wird er sich mit Erfolg der Stenographie widmen, die auch bereits ein Lebensberuf zu werden angefangen hat. Zweitens hängt das Gedeihen der Stenographie vom Bedürfniss ab. Man kann aus Liebhaberei und aus wissenschaftlichen Zwecken Stenograph werden; aber wenn ein noch grösserer Ernst da ist, so ist diess wünschenswerth, das Bedürfniss muss sich aus der individuellen Stellung, die ein Jeder im Leben einnimmt, erzeugen. Derjenige, der nothwendiger Weise viel und schnell zu schreiben hat, dem es darauf ankommt, nur einen kleinen Raum auszufüllen, dem wird es lohnen, Stenograph zu werden, dem wird die Stenographie vom grössten Nutzen sein. Dahin müssen wir eine Menge unserer Geschäftsmänner rechnen; denn unsere heutigen Verhältnisse erfordern immer mehr Beschränkung von Raum und Zeit. Auch der Reisende kann gerade durch die Stenographie seine Beobachtungen in der grössten Schnelligkeit fixieren, namentlich da, wo das Schreiben selbst in den Verdacht der Zauberei bringen kann, wie es in Afrika vorgekommen ist. Wenn der berühmte Reisende Burkhart in Afrika hätte stenographieren können, wie vortrefflich wäre das gewesen! Ebenso wäre sie Owerveg zu Statten gekommen, der am Tsadsee viele Mühen hatte, seine Journale zu führen. Sodann gehört die Stenographie dem öffentlichen Gerichtswesen und dem politischen Leben an. Das habe ich gar nicht weiter auseinander zu setzen. Da nun die Stenographie mit der Oeffentlichkeit unseres ganzen Lebens in einem solch engen Zusammenhange steht, so wollen wir wünschen, dass Deutschland wenigstens in dieser Beziehung einiger werde, mehr als in anderen. Wir alle wünschen die Einigung Deutschlands in wahrem Geiste; aber diese Einigung wird wahrscheinlich weniger durch die diplomatische Politik, als durch die realen Interessen herbeigeführt werden.'

Es wären noch mehrere derartige Aussprüche in diesem Vortrage enthalten; aber ich glaube, es ist so ziemlich das mir zugemessene Zeitmass erreicht und begnüge mich mit dem, was ich über die Anwendung der Stenographie und Einführung des Unterrichts gesagt habe.

von Jan. Obgleich ich selbst von der Stenographie leider nichts verstehe, so erlauben Sie mir doch einige Worte aus meiner Erfahrung zu sprechen. Mein Sohn, Lehrer der Stenographie an dem Gymnasium zu Schweinfurt, erlernte die Stenographie zu einer Zeit, wo noch kein Lehrer da war, gleichsam von selbst mit Hilfe eines Lehrbuches und eines ältern Mitschülers, der sich mit ihm zugleich einübte. Mein Sohn hatte das Unglück, sich die rechte Hand zu verletzen, so dass er nicht längere Zeit anhaltend schreiben konnte und fürchtete, dass er die Vorträge an der Universität, wo er Jura studieren sollte, nicht nachschreiben könnte. Allein er war im Stande alle Vorträge im Ganzen nachzuschreiben. Man macht der Stenographie den Vorwurf, dass man das Geschriebene nicht wieder lesen könne, dass man es umschreiben müsse. Allein dem muss ich aus Erfahrung widersprechen. Denn ich habe meinen Sohn oft an verschiedenen Stellen seiner Collegienhefte vorlesen lassen; und das konnte er ganz geläufig. Er hat auch zu seinen Studien nie etwas Anderes als sein Manuscript benützt. Ich wollte nur bemerken, dass für die Universitäten ein wenn auch mangelhafter Unterricht von grösster Bedeutung ist, da es meinem Sohne ausserdem nicht möglich gewesen wäre, die Vorträge nachzuschreiben.

Präsident stellt an Herrn Gratzmüller die Frage: Von wo haben Sie in Bayern, als von Allerhöchster Stelle der Unterricht befohlen wurde, die Lehrer erhalten?

Gratzmüller. Ich glaube die Frage, woher Stenographielehrer kamen, unschwer be-

antworten zu können. Der Unterricht, wie er in Bayern organisiert ist, hat die Stenographen in Bayern nicht überrascht, als der Befehl von Allerhöchster Stelle gegeben wurde. Bereits seit 1819 wurden von Gabelsberger und einigen seiner Schüler die Verhandlungen des Landtags in Bayern wörtlich aufgenommen, wie es die gedruckten Berichte seitdem zeigen. Es ist also schon durch den Unterricht Gabelsbergers selbst eine grosse Anzahl von Stenographen zur Verfügung gewesen, welche im Stande waren, den Unterricht zu übernehmen. Ausserdem hat sich, namentlich seit dem Tode Gabelsbergers, eine grosse Anzahl von Vereinen in Bayern gebildet, welche es sich zur Aufgabe machten, durch Unterricht die Stenographie zu verbreiten. Dieser Unterricht ist nicht nur Studierenden privatim ertheilt worden, sondern auch Männern verschiedenen Standes und Berufes, wie das auch seit Jahren hier in Augsburg der Fall ist, indem von Seiten des Vereines jährlich ein Unterrichtscurs eröffnet wird, an welchem sich Erwachsene verschiedener Stände und Berufszweige betheiligen und auch derartige Fortschritte machen, dass sie in kurzer Zeit in ihrem Berufe davon Gebrauch machen können. Es ist also in Bayern keine Ueberraschung gewesen, wie der Unterricht in der Stenographie von Oben herab festgesetzt wurde. Es waren Kräfte vorhanden, nur nicht überall. Lehrer an den Gymnasien selbst ertheilten stenographischen Unterricht. Es ist mit der Zeit auch von den verschiedenen Vereinen Unterricht an Gymnasialprofessoren ertheilt worden, wie z. B. in Neuburg a. D., an welchem Gymnasium sämmtliche Lehrer mit Ausnahme eines Einzigen der Stenographie kundig sind.

Präsident. Wenn Sie nun Anfangs eine Anzahl von auswärtigen Lehrern hatten, in welchem Verhältnisse zu den Schülern und zu dem Lehrer-Collegium standen diese?

Gratzmüller. In derselben Stellung, wie z. B. die Lehrer der englischen und italienischen Sprache, die am Gymnasium ihre Unterrichtsstunden geben.

Präsident. Bei uns in Preussen ist kein ganzer Jahrescurs erforderlich; an meiner eigenen Schule haben die Schüler weniger Zeit gebraucht, um Stenographie zu erlernen. Ist das vielleicht bei Ihnen nothwendig?

Gratzmüller. Insofern, als die Fertigkeit von sämmtlichen Schülern erreicht werden soll. Es sind eben auch schwache darunter, auf welche Rücksicht genommen werden muss. Befähigtere leisten schon in der 5. und 6. Woche so viel, als andere am Schlusse des Jahres.

Präsident. Und endlich eine Finanzfrage: In welcher Weise sind die Lehrer der Stenographie besoldet worden?

Gratzmüller. Da ist nun in Bayern eine grosse Aufopferungsfähigkeit zu Tage getreten. Namentlich haben viele unentgeltlich den Unterricht ertheilt. Andere sind von den Schülern honoriert worden. Jetzt ist es so bei uns, dass den Lehrern eine jährliche Remuneration von je 60, 70 bis 100 fl. zukommt.

Präsident. Ich nehme an, dass an Ihrem Gymnasium sich 200 Schüler befinden. Wie viele betheiligen sich denn da am stenographischen Unterricht?

Gratzmüller. In der Regel lernen die Schüler der ersten Gymnasial-Classe Stenographie, und da kann es vorkommen, dass von ungefähr 40 Schülern höchstens 4 oder 5 vom Unterricht wegbleiben; hie und da auch gar Keiner.

Der Präsident stellt die Frage: Ist diese grosse Zahl vielleicht nur an Ihrer Anstalt? Darauf erwiedert Gratzmüller und einige andere Herren aus Bayern, dass die Betheiligung allerdings nicht überall gleich gross sein möge, aber im Ganzen eine rege sei.

Eine Anfrage von Director Classen in Frankfurt: Bedürfen die Schüler ausser den zwei Stunden noch besonderer Nachhilfe oder erwächst ihnen eine besondere Hausarbeit dadurch? — wird verneint. Eben deshalb habe man Jahrescurse eingeführt, weil ein grosser Theil der Schüler wenig Zeit auf häusliche Uebung in der Stenographie verwenden könne.

Eine zweite Anfrage Classens, ob andere Unterrichtszweige durch den stenographischen Unterricht gestört seien, wurde gleichfalls verneint.

Der Präsident spricht den Dank für die zahlreiche Betheiligung an den Verhandlungen aus und die Bitte, dass diejenigen Herren, welche im nächsten Jahre die Versammlung in Meissen besuchen wollen, sich geeignete Stoffe zurechtlegen und dem Präsidium vorher mittheilen möchten. Er wünscht, dass die Herren, die zum ersten Male den Verhandlungen beiwohnten, wenigstens die Lust gewonnen haben auch ferner sich zu betheiligen, und empfiehlt sich deren freundlichem Andenken.

Statistik des stenographischen Unterrichts an den Gymnasien in Bayern.

Schuljahr 1861/62.

	Zahl d. betheil. Gymnasiasten.		Zahl d. betheil. Gymnasiasten
Amberg	17	Münnerstadt (im verfloss. Schuljahre kein sten. Unterricht)	
Ansbach	(nicht angegeben) 6 belobt.	Neuburg a. D.	30
Aschaffenburg	40	Nürnberg	(nicht angegeben)
Augsburg St. Anna 31 / St. Stephan 67	98	Passau	11
Bamberg	70	Regensburg	19
Bayreuth	36	Scheyern	13
Dillingen	33	Schweinfurt	14
Eichstädt	45	Speier	28
Erlangen	(nicht angegeben) 11 belobt.	Straubing	30
Freising	52	Würzburg	38
Hof	(nicht angegeben)	Zweibrücken	62
Kempten	30	An isolierten Lateinschulen:	
Landshut	66	Günzburg	8 Schüler.
Metten	48	Landau i/Pf.	8 „
München (3 Gymnasien)	78		891 Schüler.

Von 29 Gymnasien hatten 28 stenographischen Unterricht. Von 4 Gymnasien ist die stenogr. Schülerzahl nicht bekannt gegeben; von 2 sind nur die Belobten bekannt gegeben.

Dir. Gratzmüller.

Verzeichniss der Mitglieder der pädagogischen Section.

1. Arnold in München.
2. Dr. Autenrieth in Erlangen.
3. Bäumlein in Maulbronn.
4. Bacher in Oettingen.
5. Bauer in Ansbach.
6. Bauer in München.
7. Biel in Neustadt a/A.
8. Bieringer in Kitzingen.
9. Butters in Zweibrücken.
10. Dr. Classen in Frankfurt.
11. Dr. Cron in Augsburg.
12. Daniel in Halle.
13. Dr. Dietsch in Plauen.
14. Dr. Doederlein in Erlangen.
15. Döhlemann in Neustadt a/A.
16. Dombart in Nürnberg.
17. Dorfmüller in Augsburg.
18. Dreykorn in Zweibrücken.
19. Dr. Eckstein in Halle.
20. Dr. Enderlein in Schweinfurt.
21. Dr. Firnhaber in Wiesbaden.
22. Dr. Fischer in Greifswalde.
23. Gebhardt in Hof.
24. Director Dr. Geffers in Göttingen.
25. Dr. Giesebrecht in München.
26. Gürsching in Augsburg.
27. Haug in Reutlingen.
28. Högg in Ellwangen.
29. Dr. v. Jan in Schweinfurt.
30. Director Dr. Klix in Glogau.
31. Kohl in Memmingen.
32. Krafft in Neustadt a/H.
33. Kratz in Stuttgart.
34. Kurz in München.
35. Lamparter in Tübingen.
36. Leonhard in Ellwangen.
37. Linsmayer in München.
38. Lössl in Augsburg.
39. Dr. M. Mezger in Augsburg.
40. W. Mezger in Augsburg.
41. Dr. Müller in Hannover.
42. Müller in Zweibrücken.
43. Nagler in Augsburg.
44. Oeffner in Zweibrücken.
45. Oppenrieder in Augsburg.
46. Piringer in Kremsmünster.
47. Dr. Raspe in Güstrow.
48. Rauch in Augsburg.
49. Rehm in Memmingen.
50. Reinlein in Augsburg.
51. Riedenauer in Kempten.
52. Ritter in Dessau.
53. Rott in Passau.
54. Dr. Schiller in Ansbach.
55. Schmitz in Regensburg.
56. D. Schnitzer in Ellwangen.
57. Schöntag in Augsburg.
58. Dr. Simon in Edenkoben.
59. Staehlin in Augsburg.
60. Staehlin in Nördlingen.
61. Stanko in München.
62. Stengel in Augsburg.
63. Weiss in Bergzabern.
64. Westermayer in Baireuth.
65. Dr. Wiegand in Worms.
66. Dr. Wolff in Berlin.
67. Zettel in Eichstädt.

Protocolle der Sitzungen der germanistischen Section.

Die neue Abzweigung der Philologenversammlung, die germanistische Section, die im vorigen Jahre in Frankfurt auf Antrag der Proff. Bartsch, Rud. v. Raumer und Wilh. Wackernagel war beschlossen worden, trat dieses Mal zuerst zusammen und constituierte sich.

Die eingeschriebenen Mitglieder waren:

1. Dr. Barack, fürstl. Hofbibliothekar in Donaueschingen.
2. Dr. Karl Bartsch, Prof. in Rostock.
3. Amand Baumgarten, Prof. in Kremsmünster.
4. Dr. Anton Birlinger aus München.
5. Dr. Julius Braun aus München.
6. Luitpold Brunner, Prof. in Augsburg.
7. Dr. Crecelius, Gymnasiallehrer in Elberfeld.
8. Joseph Diemer, Director der k. k. Universitäts-Bibliothek in Wien.
9. Director Dr. Dietsch aus Plauen.
10. Dr. Heinrich Fischer, Gymnasiallehrer in Greifswalde.
11. Dr. Frauer, Prof. am Gymnasium in Schaffhausen.
12. Dr. G. K. Frommann, Bibliotheksvorstand des germanischen Museums in Nürnberg.
13. Benedict Greiff, Studienlehrer und Bibliothekar in Augsburg.
14. Dr. Heinzel, Gymnasiallehrer in Linz.
15. Th. Herberger, Archivar in Augsburg.
16. Dr. Hertz, Privatdocent in München.
17. Dr. Hoffmann aus Augsburg.
18. Hoffmann v. Fallersleben, Prof. in Corvey.
19. H. Högg, Prof. in Ellwangen.
20. Dr. H. Holland aus München.
21. Dr. Reinhold Köhler, grossherz. Bibliothekar in Weimar.
22. Dr. M. Lexer aus Nürnberg.
23. Lindenborn, Gymnasiallehrer in Halle a/S.
24. Dr. Moriz Mezger, Studienlehrer in Augsburg.
25. Ludwig Müller, Studienlehrer in Nördlingen.
26. Adolf Mussafia, Prof. in Wien.
27. J. Opel, Gymnasiallehrer in Halle a/S.
28. Dr. Rudolf v. Raumer, Prof. in Erlangen.
29. Dr. Peter Riepl, Gymnasiallehrer in Linz.
30. Dr. Schad, Subrector in Kitzingen.
31. Dr. Schnitzer, Prof. in Ellwangen.
32. Ludwig Sieber, Gymnasiallehrer in Basel.
33. R. F. Ch. Vilmar, Prof. und Consistorialrath in Marburg.
34. W. Wackernagel, Prof. in Basel.
35. Gustav v. Wohnlich aus Augsburg.
36. M. Zillober, Prof. in Augsburg.

In der ersten Sitzung (24. Septbr.) wurden zuvörderst durch Acclamation Wilh. Wackernagel zum Vorsitzer und Rud. v. Raumer zu dessen Stellvertreter, zu Schreibern aber auf Vorschlag des Vorsitzenden Lexer und Fischer gewählt.

Nach einer kurzen Eröffnungsrede Wackernagels, welche auf die Bedeutung dieser Section und auf die Zweckmässigkeit hinwies, dass sich in ihr mit den eigentlichen Germanisten die Forscher der romanischen und der slavischen Sprache und Litteratur vereinigen möchten, ward ein von R. v. Raumer vorgelegter Statutenentwurf berathen und derselbe mit geringen Abänderungen angenommen, wie folgt.

§. 1. Der Verein germanistischer Philologen bildet eine Abtheilung des deutschen Philologenvereines.

§. 2. Jeder germanistische Philologe, welcher durch bestandene Prüfungen, durch ein öffentliches Amt oder durch litterarische Leistungen dem Vereine die nöthige Gewähr gibt, ist zur Mitgliedschaft berechtigt.

§. 3. Die wissenschaftlichen Vertreter der romanischen und der osteuropäischen Philologie werden als Mitglieder der germanistischen Abtheilung betrachtet.

§. 4. Der Verein germanistischer Philologen ordnet sich der allgemeinen deutschen Philologenversammlung in folgender Weise ein:

Die germanistischen Philologen betheiligen sich an der Eröffnungssitzung der Philologenversammlung. Nach deren Schluss versammeln sie sich in dem ihnen zugewiesenen Locale zur Abhaltung ihrer ersten Sitzung.

Ihre zweite und dritte Sitzung halten die germanistischen Philologen am zweiten und dritten Tage der Versammlung in der Weise, dass wenigstens an einem Tage die für die pädagogische Section bestimmten Stunden frei bleiben.

An der Schlusssitzung der Hauptversammlung nehmen die germanistischen Philologen wieder Theil.

§. 5. In der dritten Sitzung wählen die Mitglieder des Vereines einen Vorsitzenden für die nächstjährige Versammlung und dessen Stellvertreter.

§. 6. Im Beginne ihrer ersten Sondersitzung zeichnen sich die Mitglieder des Vereines in ein dazu aufliegendes Buch ein und bestellen dann nach dem Vorschlage des Vorsitzenden zwei Schriftführer.

§. 7. In den Sitzungen der germanistischen Philologen finden statt:

a) Zusammenhängende Vorträge über die Fragen der germanischen wie der romanischen und ost-europäischen Philologie und Besprechungen über den Inhalt dieser Vorträge.

b) Mittheilungen und Besprechungen über die Fragen der Wissenschaft und über Angelegenheiten des Vereines.

Hierauf folgte eine Mittheilung Siebers über die in seinem Heimathland unternommenen Arbeiten für ein neues Schweizerisches Idiotikon; es knüpfte sich daran von Seiten der Herren Frommann, Vilmar und Wackernagel eine Besprechung über das zweckmässigste Verfahren, das in solchen Fällen beim Sammeln des Stoffes zu beobachten, und über die Frage, ob nur der gegenwärtig lebende oder auch der ausgestorbene frühere Bestand einer Mundart zu berücksichtigen sei. Weiter forderte R. v. Raumer (nicht umsonst) zu thatkräftiger Unterstützung auf, damit Frommanns Zeitschrift für die deutschen Mundarten wieder ins Leben könne gerufen werden; Bartsch aber im Auftrage Adelbert v. Kellers berichtete, wie weit dessen Arbeit über die Mundart Schwabens bereits gediehen sei, und ersuchte um Beiträge, namentlich aus älteren Quellen.

Die zweite Sitzung (25. Septbr.) eröffnete Braun mit einer Reihe mythologisch-etymologischer Zusammenstellungen, deren Zweck die Zurückführung der 'nordischen Ideenkreise' auf ägyptischen Ursprung war. Ein hierauf folgender längerer Vortrag Rud. v. Raumer's suchte zu beweisen, dass die deutsche Sprachforschung von der Beobachtung der Gegenwart ausgehen und von der hier gewonnenen Grundlage aus in die vergangenen, nur durch die Schrift überlieferten Sprachzustände eindringen müsse. Der Vortragende führte dies

in besonderer Beziehung auf Mundart und Schriftsprache aus und zeigte, wie sich die verschiedene Natur dieser beiden aus der verschiedenen Art ihrer Fortpflanzung erklärt. Die daran anschliessende Verhandlung (Fischer, Raumer, Vilmar, Wackernagel) erörterte namentlich die Frage, in welchem Verhältniss die vorgetragenen Ansichten zu denen Jac. Grimms stehen.

Zum Beginn der dritten Sitzung (26. Septbr.) ward statutengemäss die Wahl der Vorsitzenden für die nächstjährige Versammlung vorgenommen. Man beschloss dieselben unter den Gelehrten Leipzigs zu suchen, und ward sonach Hr. Prof. Zarncke zum Vorsitzer, Hr. Prof. Moebius zu dessen Stellvertreter erwählt. Sodann ein Vortrag, der letzte dieser Zusammenkunft, von Bartsch über die Fragen: Ist das deutsche Volksepos aus Liedern hervorgegangen, und ist diese Entstehung an unserem Nibelungenliede nachweisbar? Die erste dieser Fragen wurde zwar bejaht, die letztere jedoch verneint, da die durchgehend gleichmässigen Eigenthümlichkeiten des Reimes, die mit erschöpfender Genauigkeit nachgewiesen wurden, es nicht gestatteten für das Nibelungenlied mehr als einen Dichter anzunehmen; zugleich ward dargethan, dass für Herstellung des richtigen Textes weder die Handschrift A noch die Handschrift C einen ausschliesslichen Vorzug ansprechen dürfe. Bei der Verhandlung, die wegen vorgerückter Zeit auf

die vierte Sitzung (27. Septbr.) musste verschoben werden, und an der sich ausser Bartsch, Fischer und Wackernagel auch Gäste aus andern Sectionen (die Herren Hassler und Köchly) betheiligten, trat nur Wackernagel für die Theorie Lachmanns und nur für das Wesentliche darin auf: jene gleichmässig österreichische Art des Reimes habe sich ebenso nothwendig ergeben müssen, wenn die einzelnen Lieder alle in Oesterreich gesammelt und von einem Oesterreicher verarbeitet wurden; der neulichen Annahme Pfeiffers, dass das Nibelungenlied von dem Kürenberger gedichtet sei, fehle jede Begründung. Allerdings beruhe auch die Lachmann'sche Wiederherstellung der alten Lieder nicht überall auf sicherem Grunde, da gewiss über dieselben nicht bloss eine Erweiterung, sondern auch mannigfache Kürzung und sonstige Aenderung ergangen sei; manche von den Strophen, die nur B und C enthalten, möge nicht erst später zugesetzt sein, sondern aus den noch fortlebenden alten Liedern entnommen. Schliesslich brachte Rud. v. Raumer noch den Wunsch Konrad Hofmanns zur Sprache, dass die Section für eine kritische Ausgabe sämmtlicher althochdeutschen Glossen sorgen möchte, und ward sodann durch einige Dank- und Abschiedsworte des Vorsitzenden die diessjährige Versammlung für geschlossen erklärt.

Noch ist zu erwähnen, dass den Germanisten auf Anlass dieser ihrer ersten Zusammenkunft Birlingers Schrift über die Augsburger Mundart und Greiffs Ausgabe der Augsburger Bruchstücke von Wernher's Marienleben zugeeignet worden; ausserdem ward ihnen zur Vertheilung die neue Bearbeitung der Skeirein von Vollmer und zur Niederlegung in der Stadtbibliothek Diemers Genesis und Exodus überreicht.

No. 30. De finibus bonorum et malorum libri quinque. 7½ Ngr.
No. 31. Tusculanarum disputationum libri quinque. 6 Ngr.
No. 32. De natura deorum libri tres. 5 Ngr.
No. 33. De divinatione libri duo, libri de fato. 5 Ngr.
No. 34. De re publica librorum sex quae manserunt. 4½ Ngr.
No. 35. De legibus libri tres. 4½ Ngr.
No. 36. De officiis ad Marcum filium libri tres. 5 Ngr.
No. 37. Cato maior de senectute, Laelius de amicitia, Paradoxa. 3½ Ngr.

Ciceronis orationes selectae XIX. Rec. R. Klotz. 15 Ngr.
—— **epistolae selectae.** Ex rec. Klotzii scholarum in usum edidit R. Dietsch. Pars I. 9 Ngr. Pars II. 15 Ngr.
Cornelii Nepotis de excellentibus ducibus exterarum gentium liber. Curavit H. R. Dietsch. 2½ Ngr.
Curtii, Q., Rufi de gestis Alexandri Magni regis Macedonum libri qui supersunt octo. Rec. H. Ed. Foss. 10 Ngr.
Eutropii breviarium historiae Romanae. Ed. H. R. Dietsch. 2½ Ngr.
Flori, Iuli, Epitomae de T. Livio bellorum annorum DCC libri II. Ex rec. C. Halm. **L. Ampelii** liber memorialis ex rec. Ed. Woelfflin. 9 Ngr.
Frontini, Sex. Iulii, Strategematicon libri IV. Eiusdem de aquae ductibus urbis Romae liber. Recensuit A. Dederich. 15 Ngr.
Gaii institutionum iuris civilis commentarii. Rec. E. Huschke. 24 Ngr.
Gellii, Auli, noctium Atticarum libri XX. Ex rec. M. Hertz. 2 Voll. 27 Ngr. Vol. I, 12 Ngr. Vol. II, 15 Ngr.
Horatii, Q., Flacci opera omnia. Cur. Th. Schmid. 7½ Ngr.
Iurisprudentiae antehadrianae quae supersunt. In usum maxime academicum rec., adnot. Ph. Ed. Huschke. 1 Thlr. 24 Ngr.
Iustinus. Trogi Pompei historiarum Philippicarum epitome. Rec. Iustus Jeep. 27 Ngr.
—— Editio minor. (Textum et indicem continens.) 7½ Ngr.
Iuvenalis satirarum libri V. Rec. Ad. Haeckermann. 4½ Ngr.
—— —— libri quinque. Ex rec. C. F. Hermanni. 4½ Ngr.
Livi, Titi, ab urbe condita libri. Recognovit Guil. Weissenborn. Vol. I. Lib. I—VI. Vol. II. Lib. VII—XXIII. Vol. III. Lib. XXIV—XXX. Vol. IV. Lib. XXXI—XXXVIII. Vol. V. Lib. XXXIX—XLV & epit. libr. XLVI—CXL. Vol. VI. Fragmenta et index. Jeder Band à 9 Ngr.
Lucreti Cari, T., de rerum natura libri sex. Rec. I. Bernaysius. 12 Ngr.
Martialis, M. Valerii, epigrammaton libri. Ex rec. F. G. Schneidewin. 12 Ngr.
Ovidius, P., Naso. Ex rec. R. Merkelii. Tom. I. Amores. Epistulae. De medicamine faciei. Ars. Remedia. 10 Ngr.
—— Tom. II. **Metamorpheses.** 7½ Ngr.
—— Tom. III. **Tristia.** Ibis. Ex Ponto libri. Fasti. Halieutica. 10 Ngr. Daraus einzeln:
Tristium libri V. 3¼ Ngr. — **Fastorum** libri VI. 5 Ngr.
Ovidii, P., Nasonis metamorphoseon ex rec. R. Merkelii delectus. 5 Ngr.
Persii, A., Flacci satirarum liber. Ex rec. C. F. Hermanni. 3 Ngr.
Phaedri Augusti liberti **fabulae Aesopiae.** Rec. Ch. Timoth. Dressler. 2½ Ngr.
Plauti, T. Macci, comoediae. Ex recognitione A. Fleckeiseni. Tom. I. Amphitruonem Captivos Militem gloriosum Rudentem Trinummum complectens. 12 Ngr.
—— Tom. II. Asinariam Bacchides Curculionem Pseudulum Stichum complectens. 10 Ngr.
Daraus auch jedes Stück einzeln: à 3¾ Ngr
Plini, C., Caecilii Secundi epistularum libri novem. Epistularum ad Traianum imperatorem liber singularis. Panegyricus. Rec. H. Keil. 10 Ngr.
Plini, C., Secundi naturalis historiae libri XXXVII. Recognovit atque indicibus instruxit Ludovicus Ianus. Vol. I. Libb. I—VI. Vol. II. Libb. VII—XV. Vol. III. Libb. XVI—XXII. Vol. IV. Libb. XXIII—XXXII. Vol. V. Lib. XXXIII—XXXVII. Jeder Band à 18 Ngr.
Propertii, Sex., elegiae. Rec. Henr. Keil. 6 Ngr.
Quintiliani, M. Fabii, institutionis oratoriae libri duodecim. Rec. Ed. Bonnell. 2 Voll. Jeder Band 9 Ngr.
Vol. I. lib. I—VI. Vol. II. lib. VII—XII.
Sallusti, Gai, Crispi libri de Catilinae coniuratione et de bello Iugurthino. Accedunt orationes et epistulae ex historiis excerptae. Ed. R. Dietsch. 3 Ngr.
Senecae, L. Annaei, opera omnia. Rec. Fr. Haase. 3 Voll. 2 Thlr. 6 Ngr. Einzeln: Vol. I & II. à 18 Ngr. Vol. III. 1 Thlr.
Statius, Publius Papinius. Rec. G. Queck. Tom. I: Silvae. Achilleis. 12 Ngr.
—— Tom. II: Thebaidos libri XII. 18 Ngr.
Suetoni, C., Tranquilli quae supersunt omnia. Rec. C. L. Roth. 15 Ngr.
Taciti, C. Cornelii, libri qui supersunt. Rec. C. Halm. Tomus I. annales continens. 9 Ngr.
—— Tomus II. historias et libros minores continens. 9 Ngr.
Daraus auch einzeln:
—— Germania. Agricola & dialogus. 3½ Ngr.
Terenti, P., comoediae. Recensuit A. Fleckeisen. 9 Ngr.
Tibulli, Albii, libri IV. Rec. Augustus Rossbach. 3 Ngr.
Ulpiani, Domitii, fragmenta edidit E. Huschke. 7½ Ngr.
Velleï, M., Paterculi, ex historiae Romanae ad M. Vinicium cos. libris duobus quae supersunt. Rec. Fr. Haase. 4½ Ngr.
Virgilii, P., Maronis opera omnia. Ex rec. I. C. Jahn. 11¼ Ngr.
Daraus auch einzeln:
Bucolica et Georgica 3¾ Ngr. — **Aeneis** 7½ Ngr.

Unter der Presse befinden sich:

Ciceronis opera. Rec. R. Klotz. Editio II. emendatior. Pars I. Vol. I. II., Pars II. Vol. I. II.
Dio Cassius. Rec. L. Dindorfius.
Lydi, Joannis, de ostentis. Epimetra duo de cometis et de terrae motibus. Calendaria Graeca quae extant omnia. Rec. C. Wachsmuth.
Metrologicorum scriptorum reliquiae. Rec. F Hultsch.
Vergilii opera. Rec. O. Ribbeck.

Diese Sammlung von Textausgaben, welche weit über Europa hinaus verbreitet ist und überall wo humanistische Studien getrieben werden, fast ausschliesslich im Gebrauch ist, wird ununterbrochen fortgesetzt und fortwährend durch neue verbesserte Auflagen immer grösserer Vollkommenheit entgegengeführt.

B. G. Teubner's

Schulausgaben griechischer und lateinischer Classiker

mit deutschen erklärenden Anmerkungen.

Erschienen sind bis jetzt:

Aeschylos Agamemnon. Von Rob. Enger. 12 Ngr.
Caesaris commentarii de bello Gallico. Von A. Doberenz. Mit Karte von H. Lange. 3. Aufl. 20 Ngr.
—— —— **de bello civili** von A. Doberenz. 15 Ngr.
Ciceronis de officiis libri tres. Von J. von Gruber. 12 Ngr.
—— **Laelius.** Von G. Lahmeyer. 6 Ngr.
—— **Cato major.** Von G. Lahmeyer. 5 Ngr.
—— **Rede für Cn. Plancius.** Von E. Köpke. 9 Ngr.
—— **de oratore.** Von K. W. Piderit. 2. Aufl. 1 Thlr. 6 Ngr.
Auch in 3 Heften à 12 Ngr. 1. Heft: Einleitung und I. Buch. 2 Heft: II. Buch 3. Heft: III. Buch und erklärende Indices.
—— **Brutus de claris oratoribus.** Von K. W. Piderit. 22½ Ngr.
Cornelius Nepos. Von J. Siebelis. 4. Aufl. 12 Ngr.
Demosthenes ausgewählte Reden. Von C. Rehdantz. I. Band: Die zwölf Philippischen Reden. 22½ Ngr.
Auch in drei einzelnen Heften:
I. Heft: Einleitung und Olynthische Reden. 7½ Ngr.
II. Heft: I—III. Philippische Rede. Ueber den Frieden. Ueber Halonnes. Ueber die Angelegenheiten im Chersonnes. 9 Ngr.
III. Heft: IV. Philippische Rede. Gegen Philipp's Brief. Der Brief Philipp's. Kritische Anmerkungen. Indices. 7½ Ngr.
Herodotos. Von Dr. K. Abicht. I. Bd. Buch I. II nebst Einleitung und Uebersicht über den Dialect. 27 Ngr.
—— II. Band. Buch III u. IV. 21 Ngr.
—— III. Band. Buch V u. VI. (erscheint im August 1863.)
Homers Odyssee. Von K. Fr. Ameis. I. Band. 1. Heft, Gesang I—VI. 2. Aufl. 15 Ngr.
—— —— I. Band. II. Heft, Gesang VII—XII. 2. Aufl. 12 Ngr.
—— —— II. Band. I. Heft, Gesang XIII—XVIII. 2. Aufl. 15 Ngr.
—— —— II. Band. II. Heft, Gesang XIX—XXIV. 10 Ngr.
Horaz, Oden und Epoden. Von C. W. Nauck. 4. Aufl 18 Ngr.
—— **Satiren und Episteln.** Von G. T. A. Krüger. 3. Aufl. 22½ Ngr.
Isokrates ausgewählte Reden. Von O. Schneider. I. Bdchn.: Demonicus, Euagoras, Areopagiticus. 9 Ngr.
—— —— II. Bändchen: Panegyricus und Philippus. 12 Ngr.
Lucian ausgewählte Dialoge. Von C. Jacobitz. I. Bdchn.: Traum. Timon. Prometheus. Charon. 7½ Ngr.
—— —— II. Bdchn.: Die Todtengespräche Ausgewählte Göttergespräche. Der Hahn. 10 Ngr.
Ovid's Metamorphosen. Von J. Siebelis. I. Heft, Buch I—IX. 3. Aufl. 15 Ngr.
—— —— II. Heft, Buch X—XV. 3. Auflage. 15 Ngr.
Phaedri fabulae. Von J. Siebelis. 2. Auflage. 7½ Ngr.
Platon's ausgewählte Schriften. I. Bändchen: Die Vertheidigungsrede des Sokrates. Kriton. Von Chr. Cron. 2. Auflage. 9 Ngr.
—— —— II. Bändchen: Gorgias. Von J. Deuschle. 18 Ngr.
—— —— III. Bändchen: Laches. Von Chr. Cron. 6 Ngr.
—— —— IV. Bändchen: Protagoras. Von J. Deuschle. 10 Ngr.
Plutarchs Biographieen. Von Otto Siefert. I. Bdchn.: Philopoemen und Flamininus. 7½ Ngr.
—— —— II. Bändchen: Timoleon und Pyrrhos. 10 Ngr.
M. Fabii Quintiliani institutionis oratoriae liber decimus. Von Dr. G. T. A. Krüger. 6 Ngr.
Sophokles. Von Gust. Wolff. I. Theil: Ajax. 10 Ngr.
—— —— II. Theil: Elektra. 10 Ngr.
Theokrits Idyllen. Von A. T. H. Fritzsche. 24 Ngr.
Thukydides. Von G. Böhme. I. Band 2. Auflage. I. Heft. Buch I u. II, II. Heft. Buch III u. IV. à 12 Ngr.
—— II. Band. Buch V—VIII. 24 Ngr.
(Auch in 2 Heften, 1. Heft Buch V. u. VI, 2. Heft Buch VII. u. VIII. à 12 Ngr.)
Xenophons Anabasis. Von F. Vollbrecht. I. Bdchn. Buch I—III. Mit Holzschnitten, 2 Figurentafeln und 1 Karte von H. Lange. 2. Auflage. 15 Ngr.
—— —— II. Bdchn. Buch IV—VII. 2. Aufl. 12 Ngr.
—— —— Von R. Kühner. Mit 1 Karte. (Wohlfeilste Schulausgabe.) 15 Ngr.
—— **Cyropädie.** Von L. Breitenbach. 22½ Ngr.
Einzeln à 12 Ngr. I. Heft: Buch I—IV. — II. Heft: Buch V—VIII.
—— **Griechische Geschichte.** Von B. Büchsenschütz. I. Heft. Buch I—IV. — II. Heft. Buch V—VII. à 12 Ngr.
—— **Memorabilien.** Von R. Kühner. 12 Ngr.

Diese Sammlung wird ohne Unterbrechung fortgesetzt.

Ausser den ferneren Bänden der oben angezeigten und noch nicht vollendeten Ausgaben werden demnächst erscheinen:

Ciceros Reden. Auswahl von Dr. Koch in Brandenburg, Dr. Linker in Lemberg, Dr. Richter in Rastenburg und Dr. Sorof in Potsdam.
—— **Briefe.** Auswahl von Dr. J. Frey in Culm.
—— **Disputat. Tusculanae.** Von Dr. O. Heine in Weimar.
—— **Orator.** Von Dr. K. W. Piderit in Hanau.
Euripides. Auswahl von Dr. A. Nauck in St. Petersburg.
Homers Ilias. Von Dr. K. F. Ameis in Mühlhausen.
Justin. Von Dr. Lothholz in Wernigerode.
Livius. Auswahl.
Lysias. Auswahl von Dr. Frohberger in Grimma.
Ovid's Fasten. Von Dr. Binsfeld in Bonn.
Plautus. Auswahl von Dr. Brix in Liegnitz.
Plutarch. Fernere Auswahl von Dr. Doehner in Meissen.
Poetae graeci minores. Von Dr. Ahrens in Hannover.
Sallustius. Von Dr. Dietsch in Plauen.
Tacitus. Von Dr. Heraeus in Hamm.
Terentius. Auswahl von Dr. Klette in Bonn.
Vergilius. Von Dr. C. W. Nauck in Königsberg i. d. N.

BIBLIOTHECA GRAECA

RECOGNITA ET CUM COMMENTARIIS INSTRUCTA

CURANTIBUS

FR. JACOBS ET VAL. CH. FR. ROST.

Bedeutend ermässigte Preise.

[illegible]

Euripidis tragoediae, edd. Pflugk et Klotz. Vol. I. II. et III. Sect. I. II. 3 Thlr. 27 Ngr.

[illegible]

Unter der Presse befindet sich:

[illegible]

Auswahl aus dem übrigen Verlag

auf dem Gebiete der

classischen Philologie und Alterthumswissenschaft.

[illegible]

Unter der Presse befinden sich:

[illegible]

VERHANDLUNGEN

DER

ZWEIUNDZWANZIGSTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN

MEISSEN

VOM 29. SEPTEMBER BIS 2. OCTOBER 1863

MIT EINER LITHOGRAPHIRTEN TAFEL.

LEIPZIG,
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.
1864.

VERHANDLUNGEN

DER

ZWEIUNDZWANZIGSTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN

MEISSEN

VOM 30. SEPTEMBER BIS 2. OCTOBER 1863.

MIT EINER LITHOGRAPHIERTEN TAFEL.

LEIPZIG.
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.
1864.

Inhalt.

	Seite.
Ursprüngliche und revidierte Statuten	1—4
Bekanntmachungen	5—7
Thesen für die pädagogische Section	7—10
Mitgliederverzeichnis	11—14
Erste allgemeine Sitzung	15—61
Eröffnung und Geschäftliches	15—18
Dietsch. Vortrag: über Lessing als Philologen	18—41
Debatte darüber	42—44
Prof. Dr. *G. Curtius:* über die localistische Auffassung der Casus	45—50
Debatte darüber	51—61
Sitzung am 30. September	62—74
Prof. Dr. *Zarncke:* Rede zum Gedächtnis von Jacob Grimm und zur Eröffnung der germanistischen Section	62—66
Dr. *Mordtmann:* zur Geschichte der Zigeuner	66—73
Mittheilungen	74
Sitzung am 1. October	75—103.
Prof. Dr. *Steinthal.* Vortrag: über die Beziehung der Psychologie zur Philosophie	75—83
Prof. Dr. *Gosche.* Vortrag: über phrygische Inschriften	84—103
Zweite allgemeine (Schluss-)**Sitzung** am 2. October	104—148
Tagesordnung	104
Debatte über die Augsburger Beschlüsse und über den Ort zur nächsten Versammlung	105—110
Prof. Dr. *Schwabe.* Vortrag: die Wiederauffindung und erste Verbreitung Catull's im 14. Jahrhundert	111—120
Prof. Dr. *G. Lange.* Vortrag: über die transitio ad plebem	120—135
Debatte darüber	136—138
Prof. Dr. *G. Linker:* Kurze Bemerkung über Hor. Ep. 16	138—142
Debatte darüber	142—146
Schlusswort von *Dietsch*	146
Erwiederung von Prof. Dr. *Haase*	147

Seite.

Verhandlungen der pädagogischen Section, abgefasst vom Secretär *R. Richter* . . 149—181
Vorbereitende Sitzung 149
Erste Sitzung am 30. September . . . . . 149—162
Zweite Sitzung am 1. October . . . . . 162—181
Verhandlungen der germanistischen Section . . . . . 182—219
Mitgliederverzeichnis 182
Constituierende Sitzung . . . . . 182—183
Erste Sitzung am 30. September . . . . . 183—185
Prof. Dr. *Möbius:* Uebersicht des Studiums der altnordischen Philologie im skandinavischen Norden. Auszug . . . . . 183 f.
Debatte über ein Denkmal für J. Grimm . . . . . 184—185
Zweite Sitzung am 1. October . . . . . 185—205
Prof. Dr. *Bartsch:.* über das älteste deutsche Passionsspiel. Auszug . . 185 f.
Dr. *Bechstein:* Kleinere Mittheilungen und Bemerkungen über periodische Schriften der deutschen Philologie (Pfeiffer's Germania. Fromann's Mundarten, des Redners Museum) . . . . . 186—190
Prof. Dr. *K. A. F. Mahn.* Vortrag: über die Entstehung, Bedeutung, Zwecke und Ziele der romanischen Philologie . . . . . 190—198
Bemerkungen mehrerer Mitglieder . . . . . 198—199
Prof. *Mussafia:* Mittheilungen über das altfranzösische Heldengedicht: la prise de Pampelune 200
Prof. Dr. *Dietrich:* über die Runen als Bilderschrift. Auszug . . . . . 200—202
Debatte darüber 202
Fortsetzung der Debatte über die Grimm-Stiftung . . . . . 203—205
Ausserordentliche Sitzung am 2. October . . . . . 205—219
Schluss der Debatte über die Grimm-Stiftung . . . . . 205—212
Dr. *Hildebrand:* über den Meissnischen Dialekt. Auszug . . . . . 212—217
Debatte darüber 217
Nachtrag 219
Verhandlungen der archäologischen Section . . . . . 220—222
Protokoll über die Sitzungen der orientalischen Section . . . . . 223—224

I.

Ursprüngliche und revidierte Statuten

des Vereins deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten.

A. Nach der Göttinger Fassung vom 20. September 1837.

§ 1.

Die Unterzeichneten vereinigen sich zu einer philologischen Gesellschaft, welche zum Zwecke hat:

a) das Studium der Philologie in der Art zu befördern, dass es die Sprachen (Grammatik, Kritik, Metrik) und die Sachen (den in den schriftlichen und artistischen Denkmälern niedergelegten Inhalt) mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfasst,

b) die Methode des Unterrichts mehr und mehr bildend und fruchtbringend zu machen, sowie den doctrinellen Widerstreit der Systeme und Richtungen auf den verschiedenen Stufen des öffentlichen Unterrichts nach Möglichkeit auszugleichen,

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, sowie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren,

d) grössere philologische Unternehmungen, welche die vereinigten Kräfte oder die Hülfe einer grössern Anzahl in Anspruch nehmen, zu befördern.

§ 2.

Zu diesem Zwecke achten sie für nöthig:

a) sich gegenseitig durch Rath und Mittheilung nach Möglichkeit zu unterstützen,

b) in einem schon bestehenden oder neuzubegründenden philologischen Journale Anzeigen und Beurtheilungen neu erschienener Schriften und Abhandlungen in dem oben bezeichneten Sinne niederzulegen,

c) in ihren umfassenderen Arbeiten nach denselben Grundsätzen zu verfahren, und sie unter ihren Freunden nach Möglichkeit zu verbreiten,

d) sich an bestimmten Orten und in noch zu bestimmenden ein- oder zweijährigen Zeiträumen zu gegenseitigen Besprechungen und Mittheilungen zu vereinigen.

§ 3.

In jenen Versammlungen finden statt:

a) Mittheilungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie,

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung,

c) conversatorische Behandlung schwieriger Punkte im Gebiete der Philologie und der Methodik des Unterrichts,

d) zusammenhängende Vorträge, jedoch nur über Gegenstände, über welche die Gesellschaft die Ansicht eines ihrer Mitglieder zu hören im voraus beschlossen, oder welche der jeweilige Vorstand genehmigt hat,

e) Berathungen über den Ort, die Zeit und den Vorstand der nächsten Vereinigung und über die Punkte, welche in ihr etwa zur besondern Berathung gebracht werden sollten.

§ 4.

Ein jeder Philolog kann der Gesellschaft als Mitglied beitreten, welcher dem Staate, dem er angehört, die nöthige Gewähr seiner Kenntnisse und Gesinnungen dadurch gibt, dass er an Gymnasien oder Universitäten lehrt, oder gelehrt hat, oder in einem andern öffentlichen Amte steht.

Auch Schulmänner, welche die übrigen Zweige des höhern öffentlichen Unterrichts, als Mathematik, Physik, Geschichte und Geographie besorgen, sind eingeladen, an den Versammlungen Theil zu nehmen. Sie vertreten dort die von ihnen gelehrten Gegenstände.

Die Mitglieder des Vereins der Schulmänner des nördlichen Deutschlands sind eingeladen, sich auch dieser Vereinigung anzuschliessen.

§ 5.

Kein dem Vereine Beigetretener ist zu irgend einer Dauer seines Beitritts noch zu irgend einer Leistung für die Gesellschaft verpflichtet. Jede Theilnahme ist eine freiwillige.

§ 6.

Dem für den nächsten Zusammentritt bestimmten Vorstande liegt jedes Mal ob, für diesen Zusammentritt die Genehmigung derjenigen deutschen Regierung zu suchen, in deren Gebiete die Versammlung stattfinden soll.

§ 7.

Für die erste Zusammenkunft wird Nürnberg und der Michaelistag des Jahres 1838 bestimmt.[1])

---

1) Unterzeichnet waren diese Statuten von folgenden Männern, die also recht eigentlich als die Gründer des Vereins anzusehen sind: Dr. Fr. Thiersch, Mitglied des obersten Schul- und Kirchenraths des Königreichs Bayern (†) — F. Kohlrausch, Kön. Hannoverscher Ober-Schulrath — K. O. Müller, Hofrath und Professor in Göttingen (†) — K. Lachmann, ord. Professor der Philologie in Berlin (†) — Jacob Grimm, Hofrath und ord. Professor der Philologie in Göttingen (†) — M. H. E. Meier, ord. Professor der Philologie in Halle (†) — Ernst von Leutsch, ausserordentlicher Professor in Göttingen — Aug. Fr. Pott, ausserord. Professor zu Halle — Theodor Bergk zu Halle — Prof. Emperius zu Braunschweig (†) — F. Ranke, Gymnasial-Director zu Göttingen — F. G. Welcker, Professor in Bonn — F. W. Schneidewin, Professor in Göttingen (†) — Dr. Julius Cäsar, Privatdocent zu Marburg — Dr. Ahrens zu Ilfeld — Conrector Dr. Geffers zu Göttingen — Dr. Aug. Bernh. Krische, Privatdocent in Göttingen (†) — Dr. Karl Grotefend zu Hannover — Dr. Theodor Benfey, Privatdocent zu Göttingen — Dr. Bode, Privat-

B. Nach der Berliner Fassung vom 3. October 1850.

§ 1.

Der Verein der deutschen Philologen, Schulmänner und Orientalisten hat den Zweck:

a) das Studium der Philologie in der Art zu fördern, dass es alle Theile derselben mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfasst;

b) die Methode des höhern Unterrichts mehr und mehr bildend zu machen;

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, so wie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren;

d) grössere philologische Unternehmungen, welche vereinigte Kräfte in Anspruch nehmen, zu befördern.

§ 2.

Zu diesem Zwecke versammelt sich derselbe jährlich einmal auf die Dauer von vier Tagen an einem vorher zu bestimmenden Orte.

§ 3.

In diesen Versammlungen finden statt:

a) Mittheilungen und Besprechungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie;

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung;

c) zusammenhängende Vorträge und Besprechungen theils über den Inhalt dieser Vorträge, theils über ausgewählte Fragen und Aufgaben, welche einige Monate vor der Versammlung durch das erwählte Präsidium derselben bekannt gemacht werden;

d) Bestimmung des Ortes und des Vorstandes der nächsten Versammlung.

§ 4.

Jeder Philologe und Schulmann, welcher durch bestandene Prüfungen, durch ein öffentliches Amt oder durch litterarische Leistungen dem Vereine die nöthige Gewähr gibt, ist zur Mitgliedschaft berechtigt.

§ 5.

Der Verein hält dreierlei Versammlungen: 1) allgemeine philologische und 2) Sectionsversammlungen *a*) für die Behandlung pädagogisch-didaktischer Gegenstände und *b*) Sectionsversammlungen der Orientalisten.

---

docent zu Göttingen (†) — F. C. Dahlmann in Göttingen (†) — Wilhelm Grimm in Göttingen (†) — H. Ewald in Göttingen — Professor Dr. Ritschl zu Breslau — Hofrath Göttling zu Jena — Professor Dr. Rost zu Gotha — Director Dr. Grotefend zu Hannover (†). — Also von 27 Männern nach Verlauf von nahezu einem Vierteljahrhundert zwölf gestorben. Möge es den überlebenden fünfzehn beschieden sein, noch recht lange im Sinne der am 20. September 1837 von ihnen unterschriebenen Statuten zu wirken!

§ 6.

Dem Vereine steht ein Präsident und ein Vicepräsident vor (§ 3). Den Sectionsversammlungen bleibt die Wahl ihrer Vorstände überlassen.

§ 7.

Dem für die nächstjährige Versammlung bestimmten Vorstande liegt es ob, für diese Versammlung die Genehmigung derjenigen Regierung nachzusuchen, in deren Gebiete die Versammlung statt finden soll.

§ 8.

Zur Bestreitung der Büreaukosten wird von den jedesmaligen Theilnehmern an einer Versammlung ein entsprechender Beitrag erhoben.[1])

1) Dieser § 8 ist in der fünfzehnten Versammlung zu Hamburg 1855 hinzugefügt worden.

II.

Bekanntmachung.

Die *zweiundzwanzigste* Versammlung **deutscher Philologen und Schulmänner** wird dem in Augsburg gefassten Beschlusse gemäss dieses Jahr in Meissen abgehalten werden, und es sind für dieselbe in gewissenhafter Berücksichtigung aller Interessen und nach Massgabe localer Verhältnisse mit Genehmigung der höchsten Behörde die Tage vom *29. September bis 2. October* festgesetzt worden. Die Unterzeichneten laden zu zahlreicher Betheiligung an derselben alle nach den Statuten dazu Berechtigten ergebenst ein. Wegen der Beschaffung von Quartieren bitten wir um möglichst baldige Anmeldung und zugleich auch um eine Erklärung darüber, ob man von der bekannten liberalen Gastfreundschaft der Einwohner Meissens Gebrauch machen wolle oder eine andere Wohnung vorziehe. Ebenso sprechen wir die Bitte aus, Vorträge für die allgemeinen Sitzungen sowie für die vielleicht sich constituierende archäologische Section, und Thesen für die Verhandlungen der pädagogischen Section bei einem der Unterzeichneten anzumelden, mit dem Bemerken, dass von den Orientalisten der Herr Professor Dr. Flügel in Dresden, von den Germanisten der Herr Professor Dr. Zarncke in Leipzig zu Präsidenten erwählt worden sind.

Meissen und Plauen am 4. Juni 1863.

Dr. *Friedrich Franke*, Präsident.
Dr. *Rudolph Dietsch*, Vicepräsident.

III.

Programm.

28. *September* Abends 7 Uhr: Begrüssung in geselliger Zusammenkunft auf dem Felsenkeller.

29. *September* Morgens 9 Uhr: Erste allgemeine Sitzung. Vorträge. Darnach Constituierung der Sectionen.

2 Uhr: Gemeinsames Mittagsessen in der Sonne.

Abends gesellige Zusammenkunft.

30. *September* Morgens 8 Uhr: Sitzung der pädagogischen Section.

9 Uhr: Sitzung der Orientalisten.

10 Uhr: Sitzung der Germanisten.

1 Uhr: Mittagsessen in besonders zu vereinbarenden Localen.

Nachmittag: Fahrt nach Dresden.

Nach dem Theater gesellige Zusammenkunft in der Bellevue der Brühl'schen Terrasse.

1. *October* Morgens 8 Uhr: Sitzung der Germanisten.

9 Uhr: Sitzung der Orientalisten.

10 Uhr: Sitzung der pädagogischen Section.

1 Uhr: Mittagsessen.

Nachmittag: Besichtigung des Doms und Spaziergang.

Abends gesellige Zusammenkunft.

2. *October* Morgens 9 Uhr: Zweite (letzte) allgemeine Sitzung.

IV.

Zum Programm.

I. Vorträge

für die allgemeinen Sitzungen (29. Sept. und 2. Oct. 9 Uhr):

1. Von Herrn Rector Dietsch in Plauen: G. E. Lessing als Philolog.
2. Von Herrn Professor Müller in Freiberg: Ueber den cimonischen Frieden.
3. Von Herrn Professor Lange in Giessen: Ueber die transitio ad plebem.
4. Von Herrn Professor Gosche in Halle: Ueber phrygische Inschriften.
5. Von Herrn Dr. Steinthal in Berlin: Ueber die Beziehung der Philologie zur Psychologie.
6. Von Herrn Professor Curtius in Leipzig: Ueber die localistische Casustheorie mit besonderer Rücksicht auf das Griechische und Lateinische.
7. Von Herrn Professor Fritzsche in Leipzig: Ueber die Idyllendichtung der Alten.
8. Von Herrn Dr. Bechstein in Leipzig: Die Programmenliteratur, ihre Verwerthung für die Wissenschaft und ihre Concentration durch den Buchhandel.
9. Von Herrn Dr. Benseler in Leipzig: Ueber einige charakteristische Verschiedenheiten der griechischen und deutschen Namengebung.
10. Von Herrn Professor Schwabe in Giessen: Ueber die Wiederauffindung Catulls im 14. Jahrhundert.

II. Thesen

für die pädagogische Section (30. Sept. 8 Uhr und 1. Oct. 10 Uhr):

1.

Thesen, den physikalischen Unterricht betreffend.

1. Für den physikalischen Unterricht auf dem Gymnasium muss das Experiment den Ausgangspunkt, die mathematische Begründung den Schlusspunkt bilden.
2. Die Hypothesen übersteigen im Allgemeinen den Standpunkt des Gymnasialunterrichtes.
3. Die Anordnung des Unterrichtsstoffes hat soviel als möglich der historischen Entwickelung der Wissenschaft zu folgen.

Die Lehrerbildung betreffend.

1. Es ist nothwendig, dass die praktische Ausbildung der Lehrer mehr als bisher von den Regierungen organisiert werde.

2. Zu diesem Zwecke ist eine genügende Anzahl mit Gymnasien verbundener pädagogischer Seminarien einzurichten, an denen die Candidaten ihre praktische Ausbildung erfahren.

3. Diese Ausbildung wird erlangt:

a) Durch die Anschauung eines wohl organisierten Gymnasiums,

b) durch die auf methodische Unterweisung gerichtete Anleitung der Lehrer des Gymnasiums (Seminarlehrer),

c) durch die eigene praktische Uebung der Candidaten, welche nach Anleitung und unter geordneter Aufsicht der Seminarlehrer erfolgt.

4. Vor dem Besuche des Seminars haben die Candidaten in einer Prüfung, die vor einer vorzugsweise aus Universitätsprofessoren zusammengesetzten Commission abzulegen ist, nachzuweisen, ob sie die erforderliche philosophische Bildung und in welchen Gegenständen sie die wissenschaftliche Befähigung erworben, den Unterricht in den oberen Gymnasialklassen zu übernehmen.

5. Nach dieser Prüfung haben sich die Candidaten alsbald an eines der pädagogischen Seminarien zu begeben und dort bis zum Beginn des Jahrescursus, mindestens aber ein Vierteljahr, durch eifriges Hospitiren sich eine oberflächliche Anschauung von der herschenden Disciplin, der Methode und den Unterrichtspensen zu verschaffen, namentlich aber auch in denjenigen Gegenständen, in welchen sie eine wissenschaftliche Prüfung nicht bestanden, aber eine Facultas für die unteren und mittleren Klassen zu erhalten wünschen, sich soweit vorzubereiten, dass ihnen der Unterricht darin versuchsweise während ihres Uebungsjahres übertragen werden kann.

6. Der Unterricht im Gymnasium wird in I. ausschliesslich, in den übrigen Klassen nur zum geringeren Theile von einer mässigen Anzahl von Seminarlehrern ertheilt, indem die übrigen Klassen grösstentheils von einer etwa doppelt so grossen Anzahl von Candidaten (Seminaristen) nach einem festen und detaillierten Lehrplane und unter fortlaufender Anleitung und Aufsicht der Seminarlehrer unterrichtet werden.

7. Die Seminarlehrer haben, ausser ihren eigenen Unterrichtsstunden im Gymnasium, in bestimmten Stunden den Seminaristen eine methodische Unterweisung für ihre Lehrfächer zu geben, die eine Uebersicht über den Zweck der betreffenden Disciplin giebt, die Ausdehnung und Vertheilung des auf dem Gymnasium zu bewältigenden Lehrstoffes und die auf den einzelnen Stufen zu beobachtende Methode behandelt, ausserdem aber in geordneter Weise den Unterricht zu beaufsichtigen.

8. Die Seminaristen haben das, was sie geleistet, dem Collegium und ihren Commilitonen in zahlreichen Prüfungen vorzuführen. Diese Prüfungen, in welchen auch zeitweilig einzelne Lehrer ihre Methode darlegen, dienen den Candidaten zugleich dazu, einen steten Ueberblick über das Ineinandergreifen der einzelnen Pensen zu erhalten und an den Vorzügen und Mängeln ihrer Commilitonen sich ihrer eigenen Mängel deutlicher bewusst zu werden.

9. Die Seminaristen haben den Schülern gegenüber die Rechte eines Lehrers; den Seminarlehrern haben sie in allen auf den Unterricht bezüglichen Anordnungen Folge zu leisten, überhaupt aber in ihnen ältere berathende Freunde zu sehen, deren Mahnungen in Bezug

	I.	IIa.	IIb.	IIIa.	IIIb.	IV.	V.	VI.	Seminar.	
Direktor.	Lat. 2. Hebr. 2. Geschichte 3.								Padagogik 2. Hebräisch ½. Geschichte ½—1.	10½ St.
1. Oberlehrer.	Griech. 6.	Lat. 4. Deutsch 2.							Griechisch 1. Lateinisch 1.	14 St.
2. Oberlehrer.	Mathematik 4. Physik 2.		Mathem. 2. Deutsch 2. Franz. 2.						Mathemat. 1. Physik 1.	14.
3. Oberlehrer.	Lat. 6. Relig. 2.			Lat. 4.					Religion 1.	13.
4. Oberlehrer.	Deutsch 3. Französ. 2.				Franz. 2. Gesch. 3.		Lat. 2.		Deutsch 1. Französ. ½.	13½.
5. Oberlehrer.						Griech. 6.	Relig. 3. Naturgesch. 2.	Lat. 2. Geographie 2.	Geogr. ½. Naturgesch. ½.	16.
Hülfslehrer.		10 St. Singen.				Zeichnen 2.	Schreiben 2. Zeichnen 2.	Religion 3. Schreiben 3. Zeichnen 2.		24.
Seminarist. a.		Lat. 6. Rel. 2.			Deutsch 2. Relig. 2.					12.
Sem. b.			Lat. 6. Hebr. 2.		Griech. 6.					14.
„ c.		Math. 3. Physik 2.	Math. 3.		Lat. 4. Naturgesch. 2.					14.
„ d.		Griech. 6.			Math. 3.	Relig. 2. Franz. 2.				13.
„ e.				Deutsch 2. Relig. 2. Gesch. 3.		Lat. 6.				13.
„ f.		Gesch. 3. Franz. 2.			Lat. 6.		Geogr. 2.			13.
„ g.			Lat. 4.				Lat. 8. Deutsch 2.			14.
„ h.			Griech. 6.			Lat. 4. Rechnen 3.				13.
„ i.				Lat. 6.			Rechnen 4. Franz. 3.			13.
„ k.		Hebr. 2.		Griech. 6.		Deutsch 2 Gesch. 3.				13.
„ l.			Relig. 2. Gesch. 3.					Lat. 8. Deutsch 2.		15.
„ m.				Math. 3. Phys. 2. Franz. 2.				Naturgesch. 2. Rechnen 4.		13.
	32.	42.	32.	30.	30.	30.	30.	28.	11.	

auf etwaige disciplinarische Missgriffe sie dankbar entgegen nehmen werden. Ausdrückliche Rügen hat ihnen nur der Director zu ertheilen.

10. Für ihre Bethätigung während des Uebungsjahres ist den Seminaristen eine angemessene Remuneration zu gewähren.

11. Am Schlusse des Uebungsjahres haben die Candidaten vor einer aus praktischen Schulmännern bestehenden Commission ihre Amtsprüfung abzulegen, in welcher sie sich über ihre pädagogische und praktische Ausbildung auszuweisen haben, zugleich aber mit Rücksicht auf ihre in dem Uebungsjahr entwickelte Thätigkeit festzustellen ist, ob sie auch in andern Disciplinen, in denen sie eine wissenschaftliche Vorprüfung noch nicht bestanden, die Vorbildung besitzen, dass ihnen in denselben der Unterricht in den mittleren und unteren Klassen übertragen werden kann. Jede Erweiterung der Facultas für die oberen Klassen ist vor einer wissenschaftlichen Prüfungscommission festzustellen.

S. beifolgenden Lectionsplan.

Professor *Erler* in Züllichau.

2.

1. Die öffentlichen Examina auf den Gymnasien beim Schluss der Jahrescurse sind zwecklos und unter Umständen sogar schädlich; sie sind deshalb zu beseitigen.

2. Oeffentliche Schulfeiern, sei es in der Form der s. g. Redeactus oder freierer Feste, sind für das Leben der Schule notwendig, aber so um in den Schülern das Gefühl der Zugehörigkeit zum Ganzen zu wecken und zu erhalten, wie um dem theilnehmenden Publicum einen Einblick in den in der Anstalt waltenden Geist zu gewähren.

3. Die s. g. Redeactus müssen einen bestimmten Gedanken hervortreten lassen, durch welchen die Wahl ihres Inhalts, der Gesänge, Declamationen und freien Vorträge bestimmt wird. Ihre häufigere Wiederkehr z. B. als s. g. Abendunterhaltungen erscheint im Interesse der Schüler unzulässig. Ihre Stelle haben sie nur bei den Anlässen, welche theils die Schule selbst (Einweisungen, Jubeltage, Entlassungen von Abiturienten, Jahresschlüsse, mit denen die öffentliche Verkündigung der erfolgten Versetzungen und die Vertheilung von Prämien unbedenklich verbunden werden,) theils das Leben der Gemeinde oder des Volkes bietet. Die bei solchen Gelegenheiten von den Lehrern zu haltenden Reden müssen ihnen folgen, nie vorausgehen.

4. Die im Freien zu haltenden Schulfeste schliessen sich, wo nicht altes Herkommen gewisse Tage bestimmt, am passendsten an die grossen Gedenktage des Vaterlandes an. Lied und Wort müssen auch ihren Mittelpunkt bilden und die gemeinsamen zur Unterhaltung dienenden Spiele bei denselben einen turnerischen Charakter annehmen. Die eigentlichen Turnfeste gehören auf den Turnplatz.

Director *Klix* in Glogau.

3.

1. Die gegenseitige Anerkennung der Maturitätszeugnisse in den verschiedenen deutschen Staaten ist trotz aller Verschiedenheit der Prüfungen nicht blos wünschenswerth, sondern nothwendig.

2. Mittheilung und Besprechung eines Planes zu einem Jahresberichte für das höhere Schulwesen.

Rector *Eckstein* in Leipzig.

4.

Ueber die philosophische Propädeutik in den Gymnasien sind so entgegengesetzte Ansichten aufgestellt und mit deren Methode so viele Experimente gemacht worden, dass es an der Zeit scheint, sind die beiden Fragen: 1) soll die philosophische Propädeutik auf den Gymnasien beibehalten werden? und 2) wie ist sie am besten zu lehren? einen Beschluss herbeizuführen. Der Unterzeichnete erklärt sich für die Bejahung der ersten Frage und für die Behandlung als eines besondern Unterrichtsgegenstands, welche aber den Anschluss an die übrigen Unterrichtszweige und namentlich die Benutzung des in ihnen Gewonnenen zum Augenmerk haben muss.

Rector *Dietsch* in Plauen.

5.

Die Lehrerversammlung wolle beschliessen, dass die Einführung des Stenographie-Unterrichts nach Gabelsbergerschem System in den höhern Lehranstalten von den Schulbehörden und Lehrern kräftig zu fördern sei.

Senator Dr. *Eggers* in Berlin.

V.

Verzeichniss der Mitglieder der zweiundzwanzigsten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.

1. Dr. Ackermann, Oberlehrer am Gymnasium zu Zwickau.
2. Director Dr. Ahrens aus Hannover.
3. Dr. Karl Andree, Consul aus Leipzig.
4. Prof. Dr. Arnold aus Halle.
5. Ferdinand Ascherson, Dr. phil., aus Berlin.
6. Progymnasiallehrer Augustin in Meissen.
7. Dr. Baltzer, Gymnasiallehrer in Dresden.
8. Prof. Dr. Karl Bartsch aus Rostock.
9. Dr. Fedor Bech, Gymnasiallehrer aus Zeitz.
10. Dr. Reinhold Bechstein aus Leipzig.
11. Dr. Paul Becker, k. russ. wirkl. Staatsrath aus Dresden.
12. Walter Friedrich Adolf Behrmauer, Dr. phil., aus Dresden, Secretair der k. s. Bibliotheken.
13. Dr. Eduard Benseler aus Leipzig.
14. Professor Dr. Bergmann, Prorector am Gymnasium zu Brandenburg a/H.
15. Dr. Berkholz, Consistorialrath aus Riga.
16. Dr. Bernhardy, Geh. R.-R. und Prof. aus Halle.
17. B. Beyer (Privatgelehrter), Particulier in Freystadt bei Graudenz.
18. Adjunct Biermann aus Brandenburg.
19. Dr. Bloch aus Berlin.
20. Dr. phil. Karl Bossler aus Darmstadt.
21. Pastor Böttcher aus Dresden.
22. Dr. Bouterweck aus Kloster-Rossleben.
23. Boxberger, Realschullehrer aus Erfurt.
24. von Bradke, Hofrath aus St. Petersburg.
25. Prof. Dr. Brandstäter aus Danzig.
26. Braun, Schulvorsteher in Görlitz.
27. Dr. Wilhelm Brennecke, Director der Realschule aus Posen.
28. Dr. Herrmann Brockhaus, Professor aus Leipzig.
29. Dr. Bernhard Brückner, Gymnasiallehrer aus Zwickau.
30. Buchbinder, Professor aus Schulpforta.
31. Dr. Bursian, Professor an der Universität Tübingen.
32. Dr. O. Busch, Oberlehrer aus Meissen.
33. Cand. ph. Schnorr von Carolsfeld aus Dresden.
34. G. J. Comfort aus New-York (Romanist).
35. G. Crasso, Inspector aus Meissen.
36. Dr. C. H. Creizenach, Gymnasiallehrer zu Frankfurt a/M.
37. Hermann v. Criegern, Cand. theol. aus Dresden.
38. Prof. Dr. Georg Curtius aus Leipzig.
39. Dr. Delitzsch aus Erlangen, Professor.
40. H. Dencker, Domainenrath in Dresden.
41. Friedr. Diderici. Dr. Professor aus Berlin.
42. Dr. Carl Wilhelm Dietrich, Gymnasiallehrer aus Freiberg.
43. Ger.-Dir. Adv. Dietrich aus Meissen.
44. Professor Dr. Dietrich aus Marburg.
45. Prof. Dr. Rudolph Dietsch, Director des Gymnasiums in Plauen, Vicepräsident der Versammlung.
46. Dr. M. Dinse, Gymnasiallehrer aus Berlin.
47. Prof. Dr. Gottlob Bernhard Dinter aus Grimma.
48. Dr. Dohmke, Gymnasiallehrer in Leipzig.
49. Prof. Dr. Döhner aus Meissen.
50. Kirchen- und Schulrath Dr. Döhner aus Zwickau.
51. Dr. Dryander, Prof. am Kgl. Päd. in Halle.
52. Prof. Dr. Duentzer, Bibliothekar aus Köln.
53. Dr. Ebert, Professor aus Leipzig.
54. Dr. Fr. A. Eckstein, Rector und Prof. in Leipzig, Präsident der pädagogischen Section.
55. Holm von Egidy, Amtshauptmann zu Meissen.
56. Hans v. Elterlein, Hauptmann v. d. A. und Rentbeamter der Landesschule Meissen.
57. G. J. Eltz, Candidat der Philologie aus Leipzig
58. Gymnasial-Inspector Engelmann aus Mitau.
59. Dr. Erler, Professor am Pädagogium bei Züllichau

60. Dr. Erler, Lehrer an der Thomasschule zu Leipzig.
61. Prof. A. Ernst aus Frankfurt a/M.
62. Oberl. Dr. C. M. Evers aus Crefeld.
63. Staatsminister Dr. v. Falkenstein aus Dresden.
64. Gymnasiallehrer Fischer aus Soest.
65. Dr. Th. Flathe, Oberlehrer aus Plauen.
66. A. Fleckeisen, Dr., Professor aus Dresden.
67. Prof. Dr. H. L. Fleischer aus Leipzig.
68. Prof. Dr. Gustav Flügel aus Dresden, Präsident der orientalistischen Section.
69. Dr. Förtsch, Gymn.-Director aus Naumburg a/S.
70. Dr. Foss, Professor aus Berlin.
71. Dr. Friedrich Franke, Rector und erster Professor der Landesschule Meissen, Präsident der Versammlung.
72. Subconrector Dr. R. Franke aus Gera.
73. Dompredigor Franz zu Meissen.
74. Archidiaconus M. Freytag in Meissen.
75. Friede, Gymnas.-Oberlehrer aus Breslau.
76. Staatsrath Dr. Fritzsche, Akademiker aus St. Petersburg.
77. Prof. Dr. Franz Volkmar Fritzsche aus Rostock.
78. Dr. Fritzsche, Gymnasiallehrer aus Güstrow.
79. Dr. Hermann Frohberger, Oberlehrer aus Grimma.
80. Dr. Julius Fürst aus Leipzig.
81. Geheimerath Dr. von der Gabelentz aus Proschwitz.
82. Wilhelm Theodor Gast, Dr. phil. aus Wittenberg.
83. Dr. G. Gebauer, Conr. aus Zwickau.
84. Prof. Gebhardt aus Hof.
85. Geh. Kirchen- u. Schulrath Dr. Gilbert aus Dresden.
86. Alfred Gilbert, Prof. in Grimma.
87. Prof. Dr. R. Gosche aus Halle.
88. Prof. Dr. K. H. Graf aus Meissen.
89. Mag. H. Graff, Oberlehrer aus Dorpat.
90. Oberlehrer Dr. P. Grautoff aus Gross-Glogau.
91. Prof. Dr. Haase aus Breslau.
92. Dr. med. et philos. J. C. Haentzsche aus Dresden.
93. Finanz-Proc. Hallbauer aus Meissen.
94. Dr. Karl Halm, Professor und Oberbibliothekar aus München.
95. Dr. Handrick, Gymnas.-Oberlehrer aus Torgau.
96. Prof. Fr. Harl aus Magdeburg.
97. Dr. F. Hecker aus Berlin.
98. Dr. Heiland, Provinzial-Schulrath aus Magdeburg.
99. Professor Dr. Heinze aus Oedenburg.
100. Karl Gustav Helbig, Conrector und Prof. aus Dresden.
101. Dr. Aug. Henneberger, Professor in Meiningen.
102. Dr. Conrad Hermann, Professor aus Leipzig.
103. Dr. Hertz, Professor aus Breslau.
104. Professor Dr. G. Hertzberg aus Halle a/S.
105. Professor Dr. Hettner aus Dresden.
106. Dr. H. R. Hildebrand, Gymnasiallehrer aus Leipzig.
107. Hirschberg, Bürgermeister zu Meissen.
108. Prorector Dr. Hoche, Professor aus Zeitz.
109. Hoffmann von Fallersleben aus Corvey.
110. Dr. Hohlfeld, Lehrer an der Neustädter Realschule zu Dresden.
111. Dr. Hölbe, Gymnasiallehrer aus Dresden.
112. Dr. Friedrich Hultsch, Gymnasiallehrer aus Dresden.
113. Dr. Fr. C. Hultgren, 1. Adjunct am Nicolaigymnasium zu Leipzig.
114. Dr. Hüser, Director zu Aschersleben.
115. Prof. Dr. Ilberg, Gymnasialdirector aus Zwickau.
116. M. Job, Oberlehrer aus Dresden.
117. Ferdinand Justi, Privatdocent aus Marburg.
118. Abraham Juynboll aus Leyden.
119. Dir. Professor Kämmel aus Zittau.
120. Oberhofprediger Dr. Käuffer aus Dresden.
121. Dr. Max v. Karajan, Professor aus Grätz.
122. Dr. Emil Kautzsch aus Leipzig.
123. Subrector Dr. Keck aus Plön.
124. Prof. Kiepert aus Berlin.
125. Director Dr. Kiessling aus Berlin.
126. Dr. Fr. Kirchner, Gymnasiallehrer aus Frankfurt a/O.
127. Prof. Dr. Klee, Rector aus Dresden.
128. Director Dr. Kleiber aus Berlin.
129. Hermann Klein, Lehrer aus Dresden.
130. Kleinschmidt, Gymn.-Lehrer aus Torgau.
131. Dr. Klix, Director aus Glogau.
132. Dr. Kloss, Director aus Dresden.
133. Prof. Dr. Reinhold Klotz aus Leipzig.
134. Klotzsch, Pastor zu St. Afra in Meissen.
135. Heinrich Kloucek, Director aus Leitmeritz.
136. Wenzel Kloucek aus Leitmeritz.
137. Professor Dr. Klussmann aus Rudolstadt.
138. Dr. Hermann Knothe, Professor in Dresden.
139. Dr. P. A. Koch, Prorector aus Frankfurt a/O.
140. Bernhard Koch, Pastor in Poritz.
141. Dr. H. Koch, Lehrer an der Thomasschule zu Leipzig.
142. Oberlehrer Dr. Koch aus Grimma.
143. O. Kohl, stud. phil. von Eisenach.
144. Dr. Reinhold Köhler, Bibliothekar in Weimar.

145. Dr. Köhler aus Erlangen, Professor.
146. Dr. Kohlschütter, Superintendent aus Dresden.
147. Professor Dr. Kohner aus Berlin.
148. Adv. Stadtr. H. Köttig aus Meissen.
149. A. Krannhals, Director des Gymnasium in Riga.
150. Dir. Dr. Krause aus Dresden.
151. Prof. Dr. Krehl aus Leipzig.
152. Dr. Kretzschmar aus Pforta.
153. Prof. Dr. Kreussler aus Meissen.
154. Dir. Prof. Dr. G. T. A. Krüger aus Braunschweig.
155. Prof. Dr. A. Kuhn aus Berlin.
156. Dr. E. Kuhn aus Dresden.
157. Dr. Kunze, Superintendent aus Meissen.
158. Conrector Lachmann aus Zittau.
159. Langbein, Professor in Stettin.
160. Dr. L. Lange, Professor aus Giessen.
161. Oberlehrer Dr. Lasson aus Berlin.
162. Dr. Lazarus, Prof. aus Bern.
163. Max Lechner, Professor am Gymnasium in Erlangen.
164. Otto Leist aus Eisleben, Gymnasiallehrer.
165. Dr. Leitzmann aus Magdeburg.
166. Dr. Hugo Leonhardt aus Plauen.
167. Professor Lepsius aus Berlin.
168. Ernst v. Leutsch, Professor in Göttingen.
169. Dr. M. A. Levy aus Breslau.
170. Oberhofprediger Dr. Liebner aus Dresden.
171. Dr. O. Robert Liesske, Oberlehrer an der Annen-Realschule zu Dresden.
172. Dr. Lindemann, Gymnasiallehrer aus Dresden.
173. Lindenborn, Gymn.-Lehrer in Halle a/S.
174. Dr. phil. Gustav Lindner aus Breslau.
175. Dr. Gustav Linker, Univ.-Prof. aus Lemberg.
176. G. Lipke, Dr. phil. aus Erfurt.
177. Conrector Prof. Dr. Lipsius aus Leipzig.
178. Johann Lissner, k. k. Gymnasiallehrer aus Eger.
179. Jac. Lökke, Gymnasialprofessor aus Christiania in Norwegen.
180. Rev. D. Long aus Calcutta.
181. Adv. Dr. Loth aus Meissen.
182. Dr. Lothholz, Prof. aus Wernigeroda.
183. Herrmann Löwe, Professor aus Grimma.
184. Dr. H. Mahn aus Berlin.
185. Dr. Heinrich Aug. Manitius aus Dresden.
186. Dr. Marthe, Realschullehrer in Berlin.
187. Prof. Dr. Masius aus Leipzig.
188. H. F. Massmann, Dr., Prof. aus Berlin.
189. Dr. F. Meister aus Breslau.
190. Oberlehrer R. Menzel aus Dresden.
191. Professor Leo Meyer aus Göttingen.
192. Oberlehrer J. O. Michael am Vitzthumschen Gymnasium in Dresden.
193. Michael, Gymnasiallehrer aus Torgau.
194. Dr. Julius Michaelis aus Freiberg.
195. Prof. Dr. W. Milberg aus Meissen.
196. Prof. Dr. Theodor Möbius aus Leipzig.
197. A. Mordtmann, Handelsrichter aus Constantinopel.
198. Dr. Ferdinand Mühlau aus Leipzig.
199. Dr. Mühlmann, Lehrer an der Thomasschule in Leipzig.
200. Dr. Mulert aus Meissen.
201. Adolf Müller, Dr. phil. aus Dresden.
202. Oberlehrer Dr. Albert Müller aus Hannover.
203. Dr. Alois Müller aus Wien.
204. Dr. Friedrich Müller aus Wien.
205. Dr. Müller, Probst und Director des Klosters Unser l. Fr. in Magdeburg.
206. Adolf Mussafia aus Wien.
207. Bruno Nake, Dr. phil. aus Berlin.
208. Ed. Naumann, Oberlehrer an der Annen-Realschule in Dresden.
209. Dr. Ernst Neissner aus Dresden.
210. Dr. Nicolai aus Magdeburg.
211. Rector der Neustädter Realschule Dr. Eduard Niemeyer aus Dresden.
212. Rector und Professor Nobbe aus Leipzig.
213. Prof. Dr. Oertel aus Meissen.
214. Dr. Julius Oppert, Professor aus Paris.
215. Dr. Ortmann aus Magdeburg.
216. Prof. Dr. Overbeck aus Leipzig.
217. Oberlehrer Palm aus Breslau.
218. Prof. Dr. Fr. Palm, Rector aus Bautzen.
219. Prof. C. v. Paucker aus Dorpat.
220. Gymnasiallehrer Peiper aus Breslau.
221. Dr. C. Peter, Cons.-Rath und Rector in Pforta.
222. Dr. H. Peter, Gymnasiallehrer in Posen.
223. H. Petermann, Prof. in Berlin.
224. Prof. Dr. Adolf Peters aus Meissen.
225. Ignaz Petters aus Leitmeritz.
226. Prof. Dr. Christian Traugott Pfuhl aus Dresden.
227. Dr. Friedrich Polle aus Dresden.
228. Dr. Adolf Prölss aus Freiberg.
229. Werner Prössel, Oberlehrer aus Freiberg.
230. Pastor des. Quaas aus Meissen.
231. Dr. Rasmus, Gymnasiallehrer aus Frankfurt a/O.
232. Dr. Rudolph v. Raumer aus Erlangen.
233. Dr. Rein, Prof. von Eisenach.
234. Dr. Reinhardt, Conrector am Friedrich-Gymnasium zu Frankfurt a/O.
235. Dr. Arthur Richter aus Magdeburg.
236. Gustav Richter, Dr. phil. aus Posen.

237. Dr. Julius Richter am Friedrich-Werderschen Gymnasium in Berlin.
238. Otto Richter, stud. philol. aus Leipzig.
239. Richard Richter, Oberlehrer aus Plauen.
240. Dr. Rieger aus Darmstadt.
241. Dr. Rödiger, Professor in Berlin.
242. G. Rohmer aus Züllichau.
243. Dr. G. Rosen, Königl. Preuss. Consul in Jerusalem.
244. Dr. C. Rössler aus Bautzen.
245. Prof. Rothmann aus Torgau.
246. Dr. Rüdiger, Rector emer. aus Dresden.
247. Ettore de Ruggiero aus Neapel.
248. C. F. Sachse, Gymnasiallehrer aus Dresden.
249. Sandrock, Lic. theol., Pastor zu Neumarkt.
250. Professor Schaefer aus Greifswald.
251. Prof. Dr. Carl Scheibe, Rector aus Dresden.
252. Dr. Gustav Schickedantz am Vitzthumschen Gymnasium in Dresden.
253. J. Schiehowsky aus St. Petersburg.
254. Dr. Schmalfeld, Professor aus Eisleben.
255. Dr. Th. Schmid, Gymnasialdirector aus Halberstadt.
256. Dr. Wilibald Schmidt aus Plauen.
257. Prof. Dr. Schmidt aus Meissen.
258. A. Schmitt, Buchhändler, Procurist von B. G. Teubner in Leipzig.
259. Dr. Alfred Schöne aus Leipzig.
260. Schöne, Gymnasiallehrer aus Dresden.
261. Dr. phil. R. Schottin aus Bautzen.
262. Th. Schröder, Particulier in Dresden.
263. Dr. Carl Schubart aus Budissin.
264. Dr. Rudolf Schulze, Gymnasiallehrer aus Altenburg.
265. Dr. Schultz aus Berlin.
266. Dr. L. Schwabe, Professor aus Giessen.
267. Dr. Seidel, Lehrer an der Ritter-Akademie zu Brandenburg a/H.
268. Dr. Seyffert aus Berlin.
269. Stanislaus von Siennitzky aus Petersburg.
270. Dr. Otto Simon, Gymnasialoberlehrer aus Glogau.
271. von Slepzoff, Collegien-Assessor aus St. Petersburg.
272. Ernst Snell aus Dresden.
273. Dr. Sorof, Oberlehrer aus Potsdam.
274. Prof. Dr. Spiegel aus Erlangen.
275. Kreisamtmann Dr. Springer aus Meissen.
276. J. J. Stähelin, Theol. Dr. und Prof. aus Basel.
277. Dr. C. Steinhart, Professor in Pforta.
278. Dr. Steinthal, Prof. a. d. Univ. zu Berlin.
279. Prof. Dr. Stenzler aus Breslau.
280. C. V. Stoy, Dr., Professor aus Jena.
281. Prof. Dr. Theiss aus Zeitz.
282. Constantin Tischendorf aus Leipzig.
283. Dr. Todt aus Nordhausen.
284. Studienlehrer G. F. Unger aus Hof.
285. M. H. Vetter, Gymnasialoberlehrer aus Zwickau.
286. Dr. C. Vilmar, Lic. th. aus Marburg.
287. Dr. Vischer an der Universität Basel.
288. Dr. Theodor Vogel, Oberlehrer aus Zwickau.
289. Dr. phil. Volkmann aus Pforta.
290. Director Dr. Philipp Wackernagel aus Dresden.
291. Dr. Fr. Ad. Wagler, G-L. aus Luckau.
292. Conrect. Dr. Philipp Wagner aus Dresden.
293. Wahl, Pfarrer in Kötzschenbroda.
294. Prof. A. Weber aus Berlin.
295. Weicker, Gymn.-Lehrer aus Bautzen.
296. Dr. Weigand, Prof. aus Giessen.
297. Moritz Weinhold, Cand. theol. aus Dresden.
298. Friedrich Wilhelm Wendler, Gymnasiallehrer aus Zwickau.
299. Dr. Wentrup aus Wittenberg, design. Director in Salzwedel.
300. Consul Dr. Wetzstein aus Berlin.
301. Wichert, Georg, Dr. Director des Kgl. Domgymnasiums zu Magdeburg.
302. F. Winter, Dr. phil. aus Wittenberg.
303. Dr. Martin Wohlrab, Gymnasiallehrer in Dresden.
304. Dr. Wolff, Stadtpfarrer in Rottweil.
305. Rev. Charles H. H. Wright, M. A. British Chaplain at Dresden.
306. Dr. H. Wunder aus Plauen.
307. Professor Wilhelm Zahn aus Berlin.
308. Prof. Dr. Fr. Zarncke aus Leipzig, Präsident der germanistischen Section.
309. Dr. Julius Zeibig aus Dresden.
310. Dr. Zenker aus Leipzig.
311. Dr. O. Zeyss, pensionirter Oberlehrer aus Reval, jetzt in Dresden.
312. Dr. Tuiskon Ziller aus Leipzig.
313. Stiftssyndicus Adv. Zimmermann aus Meissen.

Protocolle der allgemeinen Sitzungen.

Erste allgemeine Sitzung.

Die Versammlung wurde am 29. September Vormittags $9^1/_4$ Uhr in der Aula der Königlichen Landesschule von dem Präsidenten Rector Dr. Franke mit folgender Ansprache eröffnet:

Hochverehrte Herren! Ich heisse Sie im Namen der hohen Staatsregierung, im Namen der Stadt Meissen und im Namen der Schule, in deren Räumen Sie versammelt sind, auf das Herzlichste bei uns willkommen. Wir wissen, welchen Segen die wissenschaftlichen Verhandlungen und der persönliche Verkehr so vieler bedeutender Gelehrten und Jugendlehrer auch für unsere Schule haben werden; wir wissen, dass jeder Fortschritt der Wissenschaft mehr oder weniger 'direct oder indirect' für die Schulen verwerthet wird und ihnen zu Gute kommt und dass diese Tage nicht blos für uns eine reiche Quelle vielfacher Belehrung und mannichfacher Anregung sein werden. Daher haben wir uns gefreut und wir danken Ihnen, dass Sie diese alte Fürstenstadt zu Ihrem Versammlungsort gewählt haben. Sind auch die Räumlichkeiten, die wir Ihnen zu bieten im Stande sind, enger und beschränkter, als die, welche Ihnen an andern Orten zu Gebote gestanden haben, so sind sie doch geheiligt durch das Andenken an hohe Fürsten, die durch Stiftung der Landesschulen ein so wesentliches und bleibendes Verdienst sich um die Pflege der Wissenschaft, wie um die Befestigung der Reformation erworben, geheiligt durch die Erinnerung an grosse Männer, welche in diesen Mauern den ersten Grund zu ihrer Grösse und zu ihrem Ruhme gelegt haben. Christo et studiis, der Wahlspruch der Landesschule ist auch der Wahlspruch dieser Versammlung. Darum lassen Sie uns unsre Verhandlungen mit Gott beginnen! Mögen dieselben zum Wohle für unsre Schulen und für das geliebte Vaterland gereichen!

Hochgeehrte Herren! Sie haben auf Ihrer 21. Versammlung in Augsburg mich zum Präsidenten der diesjährigen Sitzungen ernannt; ich habe die Ehre angenommen, nicht als ob ich mich derselben für würdig gehalten oder als ob ich geglaubt hätte, den Pflichten, welche dieselbe auferlegt, zu Ihrer Zufriedenheit gerecht werden zu können, sondern weil ich der Ueberzeugung gewesen bin, dass Sie dadurch diese ehrwürdige Fürstenschule haben ehren wollen, deren Vorstand zu sein ich so glücklich bin. Darum glaube ich auch Ihrer gütigen Nachsicht gewiss sein zu können und bitte um dieselbe, wenn ich bei Verwaltung meines Amtes, bei meiner Unbekanntschaft mit den Formen parlamentarischer Verhandlungen weit hinter Ihrer Erwartung zurückbleiben sollte. Mit diesen Worten gestatten Sie mir, die zweiundzwanzigste Versammlung der deutschen Philologen und Schulmänner für eröffnet zu erklären.

Darauf fährt der Präsident fort:

Es wird nun zunächst einiges Geschäftliche abzumachen sein und vor Allem die Constituirung des Bureaus. Das Präsidium erlaubt sich Ihnen zu Secretären folgende Mitglieder vorzuschlagen, den Hrn. Gymnasiallehrer Dr. Grautoff aus Glogau, Hrn. Professor Döhner aus Meissen, Hrn. Gymnasiallehrer Dr. Vogel aus Zwickau und Hrn. Oberlehrer Dr. Richter aus Plauen. Sollte Jemand gegen diesen Vorschlag Etwas einzuwenden haben, so bitte ich denselben aufzustehen, sonst würde ich die genannten vier Herren ersuchen, am Secretariatstische Platz zu nehmen.

Da kein Einwand erfolgt, so nehmen die genannten Herren als Secretäre ihre Plätze ein.

Nachdem hierauf von dem Präsidenten die Statuten des Vereins nach der Berliner Fassung vom 3. October 1850 und von dem Secretär Professor Dr. Döhner das erste Mitgliederverzeichniss vorgelesen worden waren, fuhr der Präsident fort:

Das eben verlesene Verzeichniss ist gestern Abend 8 Uhr geschlossen worden, seitdem sind aber mehrere neue Mitglieder theils angemeldet, theils angekommen und es wird die Fortsetzung der Liste sobald als möglich hier aufgelegt werden.

Die Commission, welche die Vorbereitungen für die nächstjährige Sitzung zu treffen hat, wird den Statuten gemäss aus folgenden Mitgliedern bestehen: aus dem diesjährigen Präsidium und den hier anwesenden früheren Präsidenten und Vicepräsidenten, den Herren Krüger aus Braunschweig, Vischer aus Basel, Eckstein aus Leipzig, Haase aus Breslau, Halm aus München und Fleckeisen aus Dresden, sowie aus den Deputirten der orientalischen und germanistischen Sectionen.

Ich knüpfe hieran gleich eine andere Mittheilung. Es ist den Herren bereits durch das Programm bekannt geworden, dass die Huld Sr. Majestät des Königs den hier vereinigten Philologen und Schulmännern einen theatralischen Genuss in Dresden bereiten will. Morgen pünctlich halb 3 Uhr wird der Extrazug nach Dresden abgehen und nach Ankunft desselben in Dresden das Japanische Palais, sowie das Museum und die Sammlung der Gypsabgüsse, das sogenannte Mengssche Museum den Herren Philologen geöffnet sein. Herr Prof. Schnorr v. Carolsfeld wird die Führung durch das Museum und die Gemäldegallerie selbst übernehmen und Herr Prof. Hettner hat es übernommen die Herren durch das Japanische Palais zu führen. Das Uebrige ist aus dem Programm zu ersehen.

In Folge einer Mittheilung, die mir so eben gütig gemacht worden ist, habe ich nur noch zu bemerken, dass die Herren, die sich für Archäologie und überhaupt für die Dresdener Sammlungen interessieren, morgen doch zuerst in das Japanische Palais sich begeben mögen, ganz besonders wegen der erst neuerdings angekauften assyrischen Alterthümer, um noch die wenige helle Tageszeit zur Besichtigung derselben zu benutzen.

Ausser den bei der Anmeldung sofort jedem Mitglied überreichten Begrüssungsschriften [1]) hat

1) Herr Conrector Dr. Phil. Wagner aus Dresden eine Anzahl seiner am 15. Mai 1853 in der Kreuzschule zu Dresden gehaltenen Rede über königlichen Sinn (Dresden in Commission bei F. C. Janssen) und seiner Schrift: G. Carpentier: I. Herr Foncade und die römische Frage. Eine Appellation an das unparteiische Publicum. II. Ueber Civilisation. Dresden, Ch. G. Ernst am Ende 1862.

---

1) [1]) Philologis et paedagogis Germaniae iam inde a die XXVIII m. Sept. anni MDCCCLXIII Misniae solennem conventum agentibus salutem dicunt plurimam scholae regiae Afranae Rector et Professores. Insunt *O. Kreussleri* observationes in Theocriti carmen 1. Misniae. 20 S. 4°.

[2]) Philologos Germaniae Misniae sollemnem conventum vicesimum secundum celebrantes salutat *Hermannus Fritzschius*, prof. Lipsiensis, huiusque Graeca societas. Lipsiae CIↃIↃCCCLXIII. 5 S. 4°. (Enthält über Aristot. Metaph. p. 1075ª 1i 13 von Gustav Schneider und J. Schünemann über Theocr. Id. I 6).

[3]) Lat. Ode. Germaniae philologis doctis illustribus Misnae a. MDCCCLXIII auspicato congressis verecunde d. d. d. *Freytagius*, archidiac. Misen. A. A. M.

[4]) Uebersetzung der persischen Kaside des Selmân aus Sâweh († 1367) zum Lobe des Wesir Gyatûddîn Muhammed, von Prof. Dr. K. H. Graf in Meissen.

2) Herr Prof. Dr. Volkm. Fritzsche in Rostock eine Anzahl dreier Universitätsprogramme: Supplementum ad Aristophanem, de scriptoribus satiricis spec. I und de origine tragoediae.
3) Herr Prof. Dr. Döhner hier eine Anzahl seiner neuesten Schrift: Quaestionum Plutarchearum particula quarta. Inest analectorum Byzantinorum specimen primum cum duabus tabulis photographicis. Misenae 1863. Lipsiae O. Klemm.
4) Herr Rector Prof. Tycho Mommsen in Oldenburg, der zugleich sein Bedauern ausdrückt, an der Theilnahme verhindert zu sein, eine kleine Zahl seiner Schrift über „Kritik, Exegese und Verstheilung einiger Oden Pindars." Sendschreiben an Herrn Prof. Friedrichs in Berlin. Zwanzigstes Programm der Vorschule und höhern Bürgerschule in Oldenburg. 1863. 62 S. 8°.

eingesendet. Diejenigen Herren, die sich dafür interessieren, werden ersucht sich diese Schriften, soweit die Exemplare reichen, vom Secretariatstische zu holen. Ausserdem hat Herr Bibliotheksdir. Prof. Dr. C. Halm aus München ein Exemplar seines neuesten Werkes „*Rhetores minores latini* vol. I" dem Präsidium überreicht und ebenso Herr Director Prof. Dr. Krüger die 4. Ausgabe der Satyren und Episteln des Horatius. Die einzeln übergebenen Exemplare werden nach einer bekannten Bestimmung der Bibliothek des Gymnasiums des Ortes, an welchem die Versammlung stattfindet, einverleibt. Wir würden nunmehr zur Tagesordnung zu verschreiten haben, in Betreff welcher Ihnen mein Herr College Rector Dietsch einen Vorschlag zu machen hat.

Rector Dr. Dietsch:

Hochzuverehrende Herren! Es ist zwar ein eigenes Gefühl, wenn man zuerst vor eine Versammlung, deren gütige Nachsicht für die Zukunft so sehr wünschenswerth ist, mit der Bitte um Entschuldigung wegen der Vergangenheit treten muss, da aber ähnliche Entschuldigungen schon bei anderen Versammlungen vorgebracht und ihnen Verzeihung gewährt worden ist, so thue ich es mit gutem Muth. Es ist uns abermals hier nicht möglich geworden, die Bestimmung der Statuten, einige Monate vor der Versammlung die Bekanntmachung über die angemeldeten Vorträge, Fragen und Aufgaben zu erlassen, auszuführen. In Braunschweig ist bereits auf die Uebelstände, welche uns auch diesmal daran verhindert haben, hingewiesen worden. Wir hoffen, dass Sie uns glauben werden: wir haben unser Möglichstes gethan, haben aber das Unmögliche nicht möglich machen können, ein Programm früher an alle einzelnen Anstalten und Gelehrten zu versenden.

Es ist ferner in Augsburg beschlossen worden, dass versuchsweise auf der diesjährigen Versammlung nur 2 Tage, der erste und der letzte Tag, zu allgemeinen Sitzungen bestimmt, der 2. und 3. aber den Sectionen zu freier Verfügung, damit nicht Collisionen entstehen, überlassen werden sollen. Die allgemeinen Sitzungen scheinen zwar dadurch das gewonnen zu haben, dass sie eine längere Ausdehnung an den zwei Tagen gewinnen können, doch ist es ihnen gerade dadurch erschwert worden, das zu leisten, was gewünscht wird. Schon die Zahl der Vorträge auf der Ihnen überreichten gedruckten Bekanntmachung wird Sie, hochzuverehrende Herren, davon überzeugt haben, dass sie alle unmöglich an zwei Tagen werden absolviert werden können. Wir haben deshalb nothwendig Manches in die Sectionssitzungen so zu verlegen, dass doch eine allgemeine Theilnahme stattfinden kann.

Zuerst haben wir geglaubt, das Gedächtniss an den grossen deutschen Mann, der erst vor Kurzem heimgegangen ist, an Jacob Grimm, der Germanisten-Section überlassen zu müssen und wird morgen beim Beginn und der Constituierung dieser Section das Andenken

Jacob Grimms von dem Präsidenten der Germanisten in diesem Saale, so dass alle Mitglieder daran Theil nehmen können, gefeiert werden.

Es ist zweitens ein Vortrag angemeldet von Hrn. Prof. Dr. Gosche aus Halle, welcher über die Phrygischen Inschriften handeln wird. Derselbe gehört natürlich der Orientalisten-Section an, doch hat der Herr Verfasser den Wunsch ausgedrückt, dass auch die übrigen Philologen denselben anhören und ihm Theilnahme schenken möchten. Es würde deshalb mein Antrag darauf lauten, dass das Präsidium der Orientalisten ersucht werden möchte, morgen auf $^1/_2$11 Uhr, so, dass die übrigen Sectionen nicht genirt werden, den Vortrag des Prof. Gosche verlegen zu wollen, damit Alle denselben anhören können. Ich weiss nicht, ob die Herren Orientalisten etwas dagegen einzuwenden haben?

(Mehrfacher Zuruf: Nein! Nein!)

Sodann sind allerdings zuletzt die Vorträge noch in einer reichlicheren Weise eingegangen, als wir geglaubt hatten. Noch gestern erst ist ein Vortrag angemeldet worden von Hrn. Dr. Th. Gomperz aus Wien über die Ausgrabungen in Herculaneum und inwieweit die Studien darin gefördert seien. Wir müssen dies noch nachträglich bekannt geben, da der Druck gestern nicht möglich war. Nun haben wir auch nach Verlegung zweier in die Sectionen doch noch so viele Vorträge, dass wir unmöglich heute und Freitag fertig werden können. Es würde deshalb mein Antrag dahin lauten: dass durch gemeinschaftliche Berathung mit den Präsidenten der Sectionen vielleicht die Möglichkeit festgesetzt würde, auch am 3. Tage, am Donnerstage, einige von den Vorträgen hier in diesem Saale halten zu lassen, worüber dann rechtzeitig die Tagesordnung bekannt gemacht werden würde.

Präsident:

Hat Jemand gegen diesen Vorschlag etwas zu erinnern? (Niemand meldet sich.) Dann kann ich denselben als angenommen ansehen.

Ich habe noch eine Mittheilung zu machen, die ich nicht gut aufsparen kann: es ist die des Präsidiums der letzten Versammlung zu Augsburg über die Verwendung des Ueberschusses der Beiträge, welcher sich auf 34 Thaler belaufen hat. Das Präsidium hat diese dazu verwendet, Exemplare der Verhandlungen, deren Druck von dem Buchhändler B. G. Teubner mit Opfern bewerkstelligt wurde, anzukaufen und sie zu vertheilen und zwar theils an Solche, welche die Zwecke der Versammlung hauptsächlich gefördert haben, theils an einige gelehrte Schulanstalten Bayerns. Ich zweifle nicht, dass die geehrten Herren mit der Verwendung dieses Ueberschusses einverstanden sein werden.

(Zustimmung.)

Zunächst bitte ich nun Hrn. Collegen Dietsch seinen Vortrag über Lessing zu halten.

Rector Prof. Dr. Dietsch hält demnach folgenden Vortrag:

Hochgeehrteste Versammlung!

An vielen der Orte, wohin unser Verein seine Schritte gewandt, sind die Blicke auf bedeutende Männer, welche dort gelebt und zu unserer Wissenschaft in enger Beziehung gestanden, zurückgelenkt worden, damit wir in der Liebe und dem Eifer für unsern Beruf gestärkt würden. Sollte dies hier unangemessen sein, wo wir in den Räumen einer Schule vereinigt sind, die in den 320 Jahren ihres Bestehens eine der ehrenvollsten Stellen im deutschen Schulwesen eingenommen hat? In der That eine lange Reihe von Männern, welche hier gelehrt und selbst auf weitere Kreise durch ihre Schriften gewirkt haben, könnte, H. H., an

Ihren Augen vorüber geführt werden. Doch einer Schule Ehre besteht zunächst in den aus ihr hervorgegangnen Schülern. Welchem Deutschen aber, der diese Räume betritt, sollte nicht Gotthold Ephraim Lessing vorschweben, der vom 21. Jun. 1741 bis zum 30. Jun. 1746 hier die Vorbereitung zur gelehrten Bildung gefunden hat, Lessing, welcher dem deutschen Volke auf dem Gebiete des Geistes dasselbe gewesen ist, was Friedrich der Grosse auf dem Felde der Schlachten, der unerbittliche Bekämpfer alles Ungeschmacks und aller Oberflächlichkeit, der redliche Forscher nach Wahrheit und der unerbittliche Dränger zu deren innerster vollständigster Aneignung, der Schöpfer klassischer Meister- und Musterwerke, der Bildner unserer Sprache, wie sie seit Luther keinen zweiten gehabt, kurz der bedeutendste Grundleger zu dem herlichsten Dome ächt deutscher Bildung. Und dieser Heros unserer Litteratur steht zu uns in noch näherer Beziehung, als Göthe und Schiller. Sein trefflicher Biograph Danzel[1]) sagt: 'Käme es darauf an Lessings Thätigkeit in einer Klassifikation der Wissenszweige unterzubringen, so läge es am nächsten ihn als Philologen zu bezeichnen.' Der Anerkennung als eines solchen verdanken wir gewis mit die liebevolle Sorgfalt, welche einer unserer tüchtigsten Meister, Karl Lachmann, der Herausgabe seiner Werke gewidmet hat. Wer kann es leugnen, dass er nebst Joh. Winckelmann derjenige ist, welcher den Morgen zu einer neuen kulturhistorischen Periode heraufbeschwor, welche man das zweite Wiederaufleben des Altertums nennen und als deren Ziel man die innere lebendige Auffassung des klassischen Geistes in seiner Totalität bezeichnen muss?[2]) Der Werth wissenschaftlicher Arbeiten besteht nicht allein in den Resultaten der Forschung, sondern auch in der Aufzeigung der richtigen Methode zu ihnen zu gelangen: in beider Hinsicht hat Lessing das Tüchtigste geleistet. Mit rastlosem Eifer verfolgte er alles, woraus die Aufklärung des Altertums einen Nutzen ziehen konnte; selbst bis zu den Zeiten seines Nachlebens stieg er herunter, aber nicht blos umfängliche Aufsuchung der Quellen, nein vor allem gründlichste Wort- und Sacherklärung gilt ihm als der einzig rechte Grund, auf dem er mit ächt philosophischem Geiste seine Schlüsse über die höchsten Gründe aufbaut. Seine Darstellung ist als unübertreffliches Muster von allen Urteilsfähigen anerkannt. Wahrlich Verdienst genug um unsere Wissenschaft, aber wie soll man das schätzen, dass er, indem er sie in die engste Beziehung zum Nationalleben setzte, ihr eine Dauer verliehen, welche nicht vergehen kann, so lange sie nicht das Bewustsein davon verliert? Seit man endlich seinen Kämpfen auf dem theologischen Gebiete ein gerechteres Urteil zu Teil werden zu lassen, seit man die von ihm nicht zuerst hervorgerufene Dissonanz zwischen positivem Glauben und antiker Klassicität als einen unvermeidlichen Durchgangspunkt hat begreifen gelernt, konnte auch G. Baur die pädagogische Bedeutung des grossen Mannes in ein solches Licht setzen, dass den Schulmännern er ein Gegenstand liebevollen Studiums sein und werden muss.[3]) Bedarf es einer Rechtfertigung, dass ich zum Gegenstand meines Vortrags, den ich aus keinem andern Grunde unternommen, als um durch eine Anstrengung meine Dankbarkeit für die mir unverdient zu Teil gewordene Ehre der Vicepräsidentschaft auszudrücken, Lessing als Philologen gewählt habe? Ich bitte um gütige Nachsicht, weil ich die Schwäche meiner Kraft fühle, die Ganzheit von Lessings

1) Lessing, sein Leben und seine Werke. I S. 26.

2) Vgl. Friedrichs: Winckelmann. Eine Rede. Hamburg 1862.

3) Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens, hersg. v. K. A. Schmid. III S. 401—415.

Persönlichkeit die Auswahl des Stoffes sehr erschwert und das einzige Zeugnis meiner Ehrerbietung vor der Versammlung, der aufgewandte Fleiss, erst in den unter den Text zu druckenden Anmerkungen zu Gesicht gebracht werden kann.

Ich muss mit Lessings Schulzeit beginnen, nicht etwa nur weil bei der Darstellung derselben bei Danzel[1]) unsere Landesschule in einem anderen Lichte erscheint, als bei dem mit dem Wesen der Fürstenschulen vertrauteren Diller,[2]) sondern weil wir in ihr die Keime seines künftigen Wesens nicht auf negative, sondern auf positive Weise geweckt und gepflegt finden. Es ist zunächst durch die Worte der Stiftungsurkunden und durch die Verzeichnisse der Schüler widerlegt, dass die Fürstenschulen vorzugsweise Theologen und besonders Prediger zu bilden zum Zweck gehabt hätten. Die grosse Zahl der Religionsstunden und der Religionsübungen galten damals für das notwendige Element jeder Jugendbildung. Der Predigtton, den der 14j. Lessing in der Glückwunschrede für seinen Vater[3]) einhält, ist eben so sehr ein natürliches Ergebnis bei dem jugendlichen Geist, der noch keine deutsche Rede ausser Predigten gehört hat, als der altkluge Pedantismus, den er im Briefe an die ältere Schwester[4]) zeigt. Und dass bei aller Orthodoxie die Lehrer nichts darin fanden, zu religiösen Fragen der Zeit die Schüler zu führen, beweist, dass das Specimen, welches L. bei seiner Aufnahme zu übersetzen erhielt, von der Toleranz handelte. Freilich scheinen für die mehr negative Wirksamkeit der Schule die Aeusserungen zu sprechen: 'ich habe es schon in Meissen geglaubt, dass man vieles daselbst lernen muss, was man in der Welt nicht brauchen kann'[5]) und über den Conrector Höre, dem er übrigens alle Hochachtung bezeugt. 'dass es seine geringste Sorge ist, aus seinen Untergebenen vernünftige Leute zu machen, wenn er nur wackere Fürstenschüler aus ihnen machen kann, das ist Leute, die ihren Lehrern blindlings trauen, ununtersucht ob sie Pedanten sind.'[6]) Allein ist jene mehr als die Aeusserung augenblicklicher Misstimmung, die jeden strebenden Geist befällt, wenn er Mängel an sich findet, ohne was er an dem ihm für jetzt unbrauchbar scheinenden Gelernten hat, klar zu sehen, und diese mehr, als das widerwillige Gefühl des Dämpfers, welchen der gewissenhafte Lehrer dem übersprudelnden Geist ansetzt? Und werden diese Aeusserungen nicht wieder gut gemacht, wenn L. sich die im engen Bezirk der klostermässigen Schule verlebten Jahre zurückwünscht, die einzigen, in denen er glücklich gelebt habe?[7]) In dem Bekenntnisse, dass, wenn ihm etwas Gelehrsamkeit und Gründlichkeit zu Teil geworden, er es der Landesschule allein verdanke,[8]) finden wir die Anerkennung des bildenden Einflusses, welchen die Methode der Schule auf seinen Geist geübt. Wer wird es noch zu tadeln wagen, dass sie mit Strenge auf Uebung hielt, weil sie im Können das Hauptziel der Jugendbildung erkannte? Die lateinischen Specimina und Ausarbeitungen und besonders die Verse mögen L. im Augenblick nicht behagt haben, und vielleicht lassen sich die langsameren Fortschritte in

---

1) I S. 21—46.

2) Erinnerung an G. E. Lessing, Zögling der Landesschule zu Meissen. Meissen 1841.

3) W. XI 1 S. 1.

4) W. XII S. 6.

5) 1750. W. XII S. 23.

6) S. Danzel I S. 31 und darüber, dass hinter den plautinischen Schimpfwörtern des Damis nicht der gute Conrector Höre stecke, S. 45.

7) W. IV S. 4.

8) Danzel I S. 26.

den untern Klassen daher erklären, aber der gewonnenen anerkennenswerthen Fertigkeit hat er sich doch später erfreut,[1]) und ihnen verdankt er die Sicherheit im Verständnis der alten Schriftsteller hauptsächlich mit, welche er nach Fischers Zeugnis[2]) bei seinem Uebergang zur Universität bewies. Dass die stete Beschäftigung mit den alten Sprachen den Grundzug seines spätern Wirkens für die deutsche Litteratur ihm eingebildet, kann um so entschiedner behauptet werden, weil jene zweite Grundeinrichtung der Fürstenschulen, von der Thiersch sagt, dass durch sie freilich vieles Geringe vergieng, vieles Mittelmässige mittelmässig blieb, von ihr aber der Gewinn bei den Besseren um so grösser war:[3]) die Ueberlassung möglichst vieler freier Zeit zu selbständigem Studium, an ihm eben so ihre herliche Wirkung übte, wie an Klopstok.[4]) Dass er so ungestört Theophrast, Plautus und Terentius studiert, das erschien ihm noch später als sein süssestes Glück. Und er hatte ja auch Gelegenheit und Zeit zur ernstesten Beschäftigung mit der Mathematik[5]) und zur Fortbildung und Fortübung in andern Gegenständen. Freilich der deutsche Unterricht beschränkte sich auf die Uebersetzung aus den alten Klassikern und die Correctur von einigen Aufsätzen, dass aber die Beschränkung auf den Kanzleistil nicht so arg gewesen sein kann, wie Danzel meint, davon gibt deutlichen Beweis, dass L. schon auf der Schule beneidenswerth gut deutsch schrieb. Man wird sich nicht in den Sinn kommen lassen, die Zurückführung der damaligen Weise für unsere Tage zu begehren, aber man kann doch nicht die Frage zurückweisen, ob nicht die begeisterte Liebe für die deutschen Dichter und die Lust zur Production durch das Selbstüberlassen mehr und besser geweckt worden seien, als durch unser vieles Docieren. Der von Thiersch[6]) so sehr gerühmte poëtische Hauch, der die Fürstenschüler anwehte, fehlte gewis auch damals nicht und die Lehrer haben das Urtheil Anderer[7]) über deutsche Verse nicht geteilt, sonst hätte ja Höre nicht 'die edlen Früchte deutscher Poëterei für die lehrbegierige Jugend' auszusuchen begonnen. Ich weiss nicht, ob das jetzt unter den Meissner Alumnen bestehende Dichterkränzchen mit dem Pflanzenorden, welcher 1684 'wegen Versäumnis an ordentlichen Studien' nicht aufgehoben, sondern nur beschränkt wurde,[8]) in historischem Zusammenhang steht, ich weiss nicht, ob dieser zu Lessings Zeit noch existierte, aber von Gärtner, Gellert und Rabener ist ja die Vermutung nicht unbegründet, dass sie zur Schriftstellerei in Meissen angeregt worden seien, — und, was brauchen wir mehr? L. hat, wie Klopstock in Pforta zu

---

1) Die lateinische Stelle im Briefe an seinen Vater vom 30. Mai 1759 beweist Gewandtheit im guten Latein. Die metrische Uebersetzung des Fragments von Timokles (Athen. VI p. 223b. Meineke fr. com. III p. 593) übertrifft die Grotius'sche (Danzel I S. 143). Ausserdem ist der Anteil zu erwähnen, den er an der mit seinem Bruder unternommenen Uebersetzung des Anfangs von Klopstocks Messiade in lateinischen Hexametern hatte (W. III S. 328 ff. Danzel I S. 209). Diese Weise, die Uebereinstimmung eines Dichters mit dem Geiste der antiken Epiker sich zum Bewusstsein und andern zur Anschauung zu bringen, sollte öfter angewandt werden. Die lateinischen Epigramme bestätigen das Urteil.

2) Danzel I S. 109.

3) Verhandlungen der Philologenvers. zu Stuttgart S. 146.

4) Vgl. dessen Brief in Schmidt u. Kraft: die Landesschule Pforta. S. 51.

5) Danzel I S. 30 über den Einfluss des Mathematicus Klimm.

6) oben Anm. 3.

7) oben Anm. 2. Die Lessing mishandelnde Aeusserung Fischers, welche Rochlitz überliefert hat, erscheint wenig glaubwürdig.

8) Danzel I S. 41.

seiner Messiade, in Meissen den Plan zu seinem 'jungen Gelehrten' entworfen.[1]) Und haben etwa die Lehrer in ihm den wackern Fürstenschüler verkannt? Der Rector Grabner schreibt an den Vater: 'er ist ein Pferd, das doppeltes Futter haben muss. Die Lectionen, die andern zu schwer werden, sind ihm kinderleicht. Wir können ihn fast nicht mehr brauchen.'[2]) Wenn Danzel die Aeusserung thut: 'die Entfremdung von der Heimat, welche sich auf der Fürstenschule ausbildet, ist nicht ihre schönste Frucht',[3]) so dürfen wir nur die lebendige Liebe, die L. immer zu seinen Aeltern und Geschwistern hegt, ins Auge fassen, um sie auf das rechte Mass zurückzuführen. Das Streben nach vielseitiger Ausbildung seiner Persönlichkeit und die stete Behauptung und Geltendmachung seines ganzen Charakters in jeder Umgebung hat doch wohl eine Stütze gefunden in der Versetzung in eine abgeschlossene jugendliche Welt, in der jeder auf eignen Füssen stehen, aber jeder sich abschleifen muss. Was die Mission des väterlichen Pfarrhauses[4]) in ihm gewirkt: die Aufgabe der Genusssucht, die Lust zur Arbeit, die Liebe zur historischen Wahrheit, die nach des Vaters Ausspruch dem Auge gleicht, welches nicht das geringste Stäubchen duldet, das hat die Landesschule nicht zerstört. Sie hat seinem etwas moquanten Wesen entgegengearbeitet, aber die Blamage, welche er dem Conrector Höre durch rücksichtslose Aussprache der Wahrheit zufügte, hat ihm nur den Ausruf: Admirabler Lessing! zugezogen, ist ihm zwar nicht ganz vergessen, aber ganz und gar nicht so bitter vergolten worden,[5]) wie ihm in späterem Leben seine Wahrheitsliebe und Wahrheitstreue gelohnt ward. Mögen doch Viele, welche L. jetzt so laut als den Befreier des deutschen Geistes feiern, sich auch besinnen, wodurch er es geworden! Das Stürmen gegen die Altertumsstudien und gegen die Landesschulen müste aufhören.

Die von der Fürstenschule mitgebrachte Liebe zur Philologie bewährte sich in fleissigem Fortstudieren der Alten auf der Universität, wie wir durch Fischers Zeugnis wissen,[6]) und als L. von der theologischen Laufbahn abgegangen war, konnte er mit gutem Gewissen sich als zum Lehrfach genügend vorbereitet bezeichnen. Es wäre Anmassung, wollte ich vor dieser Versammlung mich über den damaligen Stand der Philologie in Deutschland verbreiten. Mit dem unverkennbaren Fortschritt, den dieselbe durch J. M. Gesner und J. A. Ernesti gemacht, ward in Leipzig Lessing durch den letztern vollständig bekannt. Dass die kritischen Grundsätze, welche R. Bentlei in England so glänzend eingeführt hatte, in Deutschland noch wenig beachtet waren, glaube ich daraus schliessen zu dürfen, dass L. ihn zwar einmal einen grossen Criticus[7]) nennt, sonst aber, selbst bei Terentius und Horatius nicht, keine Rücksichtsnahme auf ihn sich findet. Nicht ohne bestimmenden Einfluss auf seine Richtung war die Anregung, welche ihm durch Christ wurde, der nachdem durch den Grafen Caylus, Mengs und Lippert der Sinn für die antiken Kunstschöpfungen geweckt worden war, zuerst archäologische Vorlesungen hielt, freilich mit so geringer Anerkennung, dass sie nach seinem Tod 1756 von Ernesti zu Tode gebracht wurden.[8]) Ein wie grosses Glück es war, dass Lessing

---

1) Danzel I S. 49.
2) Danzel I S. 25.
3) I S. 23.
4) Lange: religiöse Charaktere I S. 217. G. Baur a. a. O. S. 217.
5) Danzel I S. 24 f.
6) oben Anm. 2.
7) W. XI 1 S. 323.
8) Danzel I S. 70.

schon auf der Schule Terentius, Plautus und Sophokles kennen gelernt hatte, zeigt sein erstes litterarisches Auftreten. Den dominierenden Einfluss der Franzosen, ihre eitle Anmassung, als ob sie alles Gute aus den Alten in sich aufgenommen und weit überboten hätten, würde er ohne dies nicht so bald und nicht so gänzlich abgestreift haben. Bei seinen Bemühungen um Aufbringung des deutschen Theaters hören wir aus der Klage: 'wie viele kennen die griechischen und römischen dramatischen Dichter'[1]) schon eine Hinweisung auf die Quelle, woraus allein die Regeneration erfolgen könne, heraus, die er später so bestimmt ausspricht: 'wann kann man ein gutes Trauerspiel versuchen? wenn man die Alten studiert hat'.[2]) Diese von ihm als so notwendig erkannte Bekanntschaft anzubahnen nahm er sich in den Beiträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters (1750) zu einem Hauptzweck, und die Abhandlung über Plautus[3]) ist einer der bedeutendsten Beiträge. Schon hier zeigt sich die Schärfe seines Geistes in der Scheidung der falschen von der wahren und richtigen Nachahmung,[4]) schon hier jener kritisch ästhetische Standpunkt, den er sein ganzes Leben hindurch gewahrt hat, über dem Zweifel die dem Meister gebürende Bewunderung nicht zu vergessen und bei dem anerkannt Grossen und Schönen die unübertrefflichen Schönheiten an das Licht zu stellen, die Schwächen und Mängel nicht zu verschweigen, aber sie nie auf Kosten des Totaleindrucks hervorzuheben:[5]) notwendig für die damalige Zeit, aber auch jetzt noch nicht genug zu beachten. Die ganze Abhandlung erscheint zwar nach dem von den früheren Philologen gegebnen Musterschema angelegt; man kann zweifeln, ob die Aufzählung und Beurteilung der Ausgaben[6]) und die vollständige Behandlung vieler gelehrten Fragen dem Zwecke derselben entspreche, aber wir finden darin die Gründlichkeit, welche keine Behauptung hinstellt, ohne zu zeigen wie sie gewonnen wurde, weil der Leser sie nicht äusserlich annehmen, sondern sich von ihrer Wahrheit überzeugen soll, überall dann jene Methode der historischen Forschung, die sich jeder selbst zum Gesetz machen muss, der sie Andern anbilden will, deren Grundsatz von Lessing mit den Worten ausgesprochen worden ist: 'man ist in Gefahr sich auf dem Wege zur Wahrheit zu verirren, wenn man sich um gar keine Vorgänger bekümmert und man versäumt sich ohne Not, wenn man sich um alle bekümmern will'.[7]) Dass er über das Leben des Plautus so eingehend kritisch spricht, wird der nicht tadeln, welcher weiss wie sehr die Kenntnis der Lebensumstände die Beurteilung des Dichters bedingt. Was in unsern Tagen Ritschl für Plautus geleistet, davon ist freilich vieles, selbst der wahre Name des Dichters[8]) und die metrischen Gesetze,[9]) Lessing noch verborgen, aber hat er denn nicht in der Kritik über die Captivi, welche zuerst jene herliche Darstellung zeigt, die durch die Fiction eines Gegners den Zauber dramatischer Form über die trockene Auseinandersetzung verbreitet, das wahre Wesen des Plautus in allen seinen Vorzügen und Schwä-

---

1) W. III S. 8.
2) W. VI S. 204.
3) W. III S. 15—141.
4) W. III S. 10.
5) W. III S. 9. VI S. 38.
6) W. III S. 28.
7) W. V S. 424.
8) W. III S. 60. Nach Ritschl's Entdeckungen wurde er erst von Hertz (T. Maccius Plautus oder M. Accius Plautus?) 1854 gegen alle Einwendungen festgestellt.
9) Die Metra erscheinen L. ungebunden, W. VI S. 137.

chen, namentlich aber das Komische, Volkstümliche, Natürliche in ihm ins hellste Licht gesetzt? Ist die Abweisung von Bayle's oberflächlichem Urteil[1]), die Warnung über der Gelehrsamkeit den Witz des Autors nicht unbeachtet zu lassen,[2]) die richtige Limitierung des Urteils von Horaz[3]) ohne Frucht geblieben? Die Regeln, welche er für die Uebersetzungen hier und an anderen Orten[4]) aufgestellt, müssen als die richtigen für alle Zeiten festgehalten werden, indem sie ohne die Originalität des Auctors zu verwischen, doch denselben unsrer Zeit nahe zu rücken und verständlich zu machen lehren, und die Uebersetzung der Captivi, wie die späteren von Horatius Od. I 54,[5]) aus Aristoteles Poëtik c. 9,[6]) aus Terentius[7]), selbst des Tertullianus de praescriptionibus[8]) sind Muster dafür. Am wenigsten kann die des Anfangs von Sophokles Aias[9]) befriedigen. Alles aber, was er schreibt, beruht auf eindringlichster Prüfung der Texte. Ich kann unmöglich in meinem Vortrag alle die Stellen in den verschiedensten Schriftstellern anführen, zu denen er kritische und exegetische Bemerkungen geliefert, Beschränkung auf Einiges gebietet die Zeit. Man hat ihm den Vorwurf gemacht, dass seine Coniecturen, viel häufiger als seine Erklärungen, das Richtige nicht treffen.[10]) Allein muss man nicht froh sein, wenn unter zwanzig Coniecturen eine evidente Emendation ist? und heisst es nicht mit Recht: primus sapientiae gradus est falsa intellegere?[11]) Erhält nicht auch der Irtum seinen Werth, wenn er zur Auffindung der Wahrheit leitet? Bei Lessings Erklärungen und Coniecturen liegt aber überall ein scharfes Aufmerken auf Unklarheiten, Widersprüche, Nichtbefolgung logischer und ästhetischer Gesetze zu Grunde. Er weiss recht wohl, wie wenig der Geschmack in wichtigen Fragen entscheiden könne und wie viel der Misgeschmack verderbe,[12]) aber nur selten nimmt er, um der Begründung seiner Ansicht willen, zum Gefühl seine Zuflucht.[13]) Dass er die richtigen Grundsätze der Kritik, besonders der diplomatischen, noch nicht gekannt, wird man doch wol ihm, dem Miturheber des Aufschwungs, in Folge dessen sie entdeckt wurden, nicht in Rechnung bringen wollen. Jeden Irtum aber verzeiht man dem am leichtesten, welcher so von Rechthaberei entfernt und so bescheiden ist wie Lessing, der von sich sagen durfte: 'ich wollte nicht gern, dass ein Mensch in der

---

1) W. III S. 34.

2) a. O. S. 121.

3) a. O. S. 25 ff. Horat. a. p. 270 sqq.

4) S. besonders in der Dramaturgie (Werke VII S. 37) über die Uebersetzungen von Versen in Prosa.

5) in den Ehrenrettungen.

6) Dramaturgie W. VII S. 370 f. Nur *οἷα ἂν γένοιτο* und *σπουδαιότερος* sind nicht richtig getroffen.

7) Dramaturgie W. VII S. 301 ff. Sie gewinnt namentlich durch die Vergleichung mit einer 1753 in Halle erschienenen.

8) W. XI 1 S. 105 ff.

9) W. VI S. 353.

10) So der Recensent jenes fast unbegreiflichen Reichenbachschen Unternehmens (G. E. Lessingii observationes criticae in varios scriptores graecos atque latinos — collectae — ab I. F. I. Reichenbachio) in der Allg. Litt. Zeit. 1794. Nr. 305. Vgl. Guhrauer (Danzels Fortsetzer) Anh. zu II 2 S. 48.

11) Vgl. Fülleborn bei Guhrauer II 2 S. 347.

12) W X S. 359.

13) So bei der Ansicht, die Nachricht von Sophokles Tod in der Anthol. pal. VII 20 (L. nennt den Verf. Simonides den jüngern, Bergk vermutet Simmias aus Rhodos), sei mit der Nachricht, dass er in Freude über einen tragischen Sieg gestorben, dadurch zu vereinen, dass unter dem Bilde der Weintraube, der Gabe des Dionysos, die Verleihung des Sieges auf der Bühne dargestellt sei (W. VIII S. 497 f.).

Welt wäre, der sich lieber belehren liesse als ich'.[1]) In der Abhandlung über Plautus sind die Erklärung von *addictus*, die Aufstellung des Todesjahrs und die feinen Bemerkungen über den Prolog unzweifelhaft richtig.[2]) Die Nachbildung, die er in seinem Schatz vom Trinummus gegeben, übergehe ich, obgleich die Vergleichung tief in das Wesen der alten Komödie einzuführen trefflichst geeignet ist, und bemerke nur noch, dass er auch später stets dem Plautus eingehendes Studium gewidmet und zerstreut recht treffende Bemerkungen oder, wie er schreibt, Anmerkungen gemacht hat.[3])

Dass L., obgleich er zum Heile der Litteratur der unklaren Gefühlsschwärmerei entgegentrat, doch die Nachahmung der Antiken in den ersten Gesängen von Klopstocks Messias aufs Teilnehmendste würdigte, beweist die Abfertigung, welche er in dem Neuesten aus dem Reiche des Witzes Triller angedeihen lässt. Wenn er aber daselbst sagt: 'Lasst uns unserem Vaterlande Glück wünschen, dass seine Dichter nach langen Verirrungen den wahren Weg des Altertums gefunden haben',[4]) so hat er ausser Klopstock vielleicht die Anakreon zum Muster nehmenden hallischen Dichter, ganz gewis aber Hagedorn im Auge gehabt, der, wie alle mit ihm urteilen, zuerst glücklich den Horatius nachahmte. Wie fleissig er diesen Dichter studiert, würde, wenn er es nicht selbst ausspräche,[5]) schon die häufige Anführung von Aussprüchen desselben bezeugen. Dass er, den der Drang die Gesetze des ewig Schönen an den Alten aufzufinden beseelte, frühzeitig die Epistula ad Pisones beachtete, davon hatten wir bei Plautus ein Beispiel. In den Briefen, wo er die so lehrreiche kritische Vergleichung des Eingangs von Klopstocks Messiade mit den grössten Epikern des Altertums anstellt,[6]) kommt er auf die Stelle vs. 136 ff. zu sprechen und hat zuerst das richtig gezeigt, dass Horatius nicht die Worte des Kyklikers tadle, wenn er auch irrt, indem er den Tadel auf die Unterlassung der Götteranrufung bezieht.[7]) Wenn man die Worte betrachtet, welche er dort anschliesst: 'Welche mit den Alten am meisten zu prahlen pflegen, kennen sie am wenigsten. Es gibt Männer, welche auf allen Seiten den Horatius anführen, und in dem ganzen Werke ist nicht eine horazische Schönheit', so begreift man erst recht das grosse Verdienst, welches sich Lessing durch das Vademecum für Herrn Samuel Gotthold Lange[8]) erworben hat. Einem Jüngling, der den Horatius verstehen und lieben gelernt, soll man die Schrift ja in die Hände geben, damit er die sittliche Entrüstung über anmassende und zu Verleumdungen greifende Erbärmlichkeit nachempfinden lerne. Er wird erkennen, dass Lessing auch an den drei Stellen, wo er selbst irrt,[9]) einem solchen Stümper gegenüber, der gleichwol für einen grossen Dichter galt, Recht hat. Dass die Kritik, wie er sie

---

1) W. VIII S. 8. Vgl. auch VIII S. 177. VII S. 297.

2) Unannehmbar sind die Coniectur zu Capt. vs. 52, die Erklärung von vs. 461—463, ferner die Ansichten über vs. 611 (wo man freilich eine Lücke im Text entdeckt hat), vs. 631. 661. 834.

3) Dass Plautus sein Stück nicht miles gloriosus, sondern nur gloriosus benannt habe (W. VII S. 90), was er sich unter einer tragicomödia gedacht (W. VII S. 235), dass er Bacch. 213 nicht den Epidicus für sein bestes Stück erkläre, sondern der Sklave Chrusalus das Glück des Sklaven Epidicus sich wünsche.

4) W. III S. 221.

5) W. III S. 358.

6) W. III S. 317.

7) Am richtigsten hat meiner Ansicht nach Döderlein tanto hiatu darauf gedeutet, dass der Dichter mit zu starkem Effect beginne, zu tief in die Exposition einführe.

8) W. III S. 409.

9) *novum liquorem* Od. I 31, 2, *religarat* Od. I 32, 8, *clavos trabales* Od. I 35, 18.

übte, 'abschreckend und positiv gegen den Stümper, höhnisch gegen den Prahler und so bitter als möglich gegen den Kabalenmacher', für die Zeit eine sehr notwendige war, beweist, dass er sie noch mehrmals üben muste: an der Duschischen Uebersetzung von Vergils Georgica,[1]) an der Lieberkühn'schen von Theokrits Idyllen,[2]) an der von Klotz empfohlnen Meusel'schen des Apollodoros.[3]) In den Rettungen des Horaz[4]) geht L. fast in allen Behauptungen über das Ziel hinaus,[5]) die wahrhaft historische Auffassung ist eben noch nicht ein Eigentum jener Zeit. Dennoch sind sie nicht allein durch die Schärfe der Dialektik lehrreich, sondern auch durch die Geltendmachung des Rechts für den Dichter, sich in Stimmungen zu versetzen und in bildlicher oder ironischer Weise zu reden. Wir hören klagen, wie selten es gegenwärtig geschehe, dass ein gereifter Mann noch einmal zu seinem Horatius greife, um sich zu erholen und zu erquicken, 'zu dem philosophischen Dichter, der Witz und Vernunft in ein mehr als schwesterliches Band brachte und mit der Feinheit eines Hofmanns den ernstlichsten Lehren das geschmeidige Wesen freundschaftlichster Erinnerungen zu geben wuste und sie entzückenden Harmonien anvertraute, um ihnen den Eingang in das Herz um so unfehlbarer zu machen'.[6]) Es hat diese Vernachlässigung viele Ursachen, aber müssen wir auch das Bild seiner Zeit aus ihm erkennen lehren, sollen wir nicht der Jugend gegenüber Lessings Grundsatze folgen, dass an dem Manne, den wir lieben, mit unserem Willen nicht die geringste Verleumdung haften soll, sollen wir sie nicht eher zur Bewunderung und zum Genusse der unübertrefflichen Schönheiten und des menschlich Edlen führen, als sie mit den Schattenseiten und Schwächen, die jedem als Kinde seiner Zeit ankleben, verächtlich bekannt machen? In dem, was L. über die Od. I 34 sagt, ist viel Falsches,[7]) aber immer wird, wer zu prüfen versteht, in das Urteil Orelli's einstimmen: dignus est qui de hac oda legatur Lessingius. Um ein Beispiel seiner Kritik zu geben, erwähne ich hier, dass L. in der Od. I 35 den Fehler, welchen Horatius, 'dessen kleinste Ode der versteckte Plan zu einem so sonderbaren Ganzen macht',[8]) mit der Schilderung der Necessitas begangen, so scharf herausstellt, dass man, zumal nachdem Meineke die sprachlichen Bedenken bemerklich gemacht hat, dem Dichter einen argen Misgriff zuschreiben muss, wenn man nicht mit Linker die drei Strophen auszuscheiden sich entschliesst.[9])

---

1) W. V S. 192. Unter den richtigen Bemerkungen hebe ich die über den Gen. *dies* hervor, ferner über I 242 (wo die von Ribbeck aus Licht gezogne Lesart *sublimen* die Auffassung nicht ändert), III 19. 58. I 114 wird der Uebersetzer mit Recht getadelt, aber die richtige Erklärung nicht gefunden.

2) W. V 85 ff. Gründlich benutzt L. die Scholien und die Coniectur in denselben zu I 11 οὐκ statt οὗς scheint mir Beachtung zu verdienen. ἀλολμίτραις würde er XVII 19 aufgenommen haben, wenn er dessen handschriftliche Begründung gekannt hätte.

3) W. VII S. 428—430.

4) W. IV S. 9—44.

5) Die Coniectur, wodurch das Spiegelzimmer aus der angeblich Suetonischen vita entfernt wird, ist recht artig.

6) L. a. O. S. 10.

7) Die Auffassung von *invisi* und *atlanteus finis*; die Leugnung, dass unter der *insaniens sapientia* die epikureische Philosophie zu verstehen sei, wozu freilich die zweifelhafte Lesart *relictos* verleitete; der Einfall, dass unter den *deis* Cäsar und Augustus, unter dem Donner aus heiterem Himmel der zu verstehen sei, welcher, als der letztere aus Apollonia nach Rom zurückkam, vernommen wurde, zu verstehen sei.

8) W. VI S. 134.

9) Im Laokoon W. VI S. 421 f. *Rara fides* erklärt L. dort ganz richtig. W. XI 1 S. 426 erkennt er die Falschheit von *auspice Teucro* an; doch wird man vor seiner Verbindung des letzten Wortes mit *cer-*

Die Abhandlung von den lateinischen Trauerspielen, welche unter dem Namen des Seneca bekannt sind, 1754,[1]) beweist die glänzende Gabe, von fremden Dichterwerken auch den Laien eine unmittelbare Anschauung zu verschaffen. Zwar zeigt sich L. noch von dem Geschmack der französischen Dramatiker, bei welchen ja der Pseudoseneca so grossen Einfluss besass, von der Vorliebe für das Rührende und Pathetische befangen, doch in der scharfen Herausstellung von Schwächen bereitet sich schon die Freiheit vor, welche dann im Laokoon[2]) so siegesfroh heraustritt, indem er alle die darin auftretenden Personen für Klopffechter im Kothurn erklärt. Wir vermissen noch eine kritische Bearbeitung dieser Dramen, welche ein hohes historisches Interesse nicht blos als Bild der Neronischen Zeit, sondern auch wegen des Einflusses auf die Zeit vor Lessing bieten; wer sie unternimmt, wird seine Bemerkungen[3]) nicht unberücksichtigt lassen dürfen, obgleich nur éine Coniectur Thyest. 739 *infestam manum*[4]) auf Wahrscheinlichkeit Anspruch macht. Die Behauptung, dass Hercules Furens und Thyestes von éinem Verfasser herrühren, wird bei der Wertbestimmung der Stücke einen leitenden Gesichtspunkt abgeben.

Mit Uebergehung weniger wichtiger, aber die Aufmerksamkeit auf Alles, was in das Gebiet des Altertums gehört, bekundender Bemerkungen[5]) wende ich mich zu den Abhandlungen von der Fabel[6]). Sehen wir auf die Schärfe der Definition, auf die Methode, welche durch die Kritik der Vorgänger spannend das klare Ergebnis mit einem Male vor die Augen springen lässt, auf die Uebersicht über die Litteraturgattung[7]) bei den verschiedensten Völkern, welche zu jeder Behauptung stets anschauliche Beispiele zur Hand schafft, so werden wir gestehen müssen, dass nur durch solche Vorarbeiten und Muster die bedeutenden litterarhistorischen Leistungen, wie sie von Bernhardy zu besitzen unsre Zeit sich rühmt, möglich wurden, wir werden die Vorbereitung zu jenem Universalismus finden, der dann von Herder mit siegreicher Kraft eingeführt, die Wurzel aller unserer neueren wissenschaftlichen Entwickelung wurde. Schulmänner werden sich die empfohlne Heuristik an den Fabeln[8]) um so mehr zu Nutzen machen, wenn sie mit L. als den grössten Fehler der Erziehung anerkennen, dass man nicht zu eignem Nachdenken gewöhnt[9]). Wer sollte nicht das Resultat sich zu eigen machen, dass die Alten auch in dieser Gattung durch die Einfalt ihrer Pläne die unübertroffenen Meister sind,[10]) und dass Phädrus, wo er sich von der Einfalt der griechischen Muster einen Schritt entfernt, einen plumpen Fehler begeht?[11]) Die kritischen und

---

tus enim promisit Apollo der Bentlei'schen Emendation *Phoebo* den Vorzug geben. Der Einfall, dass in *parturiunt montes* das letztere Wort der Accusativ sei, bietet einen Stoff zu Disputationsübungen.

1) W. IV S. 267—339.

2) W. VI S. 386.

3) S. auch den Nachlass W. XI 2 S. 354—356.

4) W. IV S. 313.

5) Das Urteil über Lucrez in der Abhandlung über Pope (W. V S. 7) hat eine heilsam ernüchternde Bedeutung. Seine Ansicht, dass die Elpistiker Pseudomanten gewesen (W. V S. 47 ff. und XI 1 S. 73) ist falsch, aber wer weiss denn heutzutage, was man unter jenen Leuten zu verstehen hat?

6) W. V S. 397 ff.

7) W. XI 1 S. 237.

8) W. V S. 457.

9) W. VI S. 23.

10) W. V S. 416.

11) W. V S. 455.

exegetischen Bemerkungen haben einen hohen Werth, obgleich wir die äsopischen Fabeln jetzt durch Halm ganz anders sichten gelernt haben.[1]) Der ungemeine gewissenhafte Fleiss über den Rimicius und Romulus, dessen Name noch immer zweifelhaft, aber nicht durch einen richtigern ersetzt ist,[2]) und über den Anonymus des Nevelet hat zu Resultaten[3]) geführt, welche die Litterargeschichte sich dankbar angeeignet. Möchte er doch den Plan, die Entwicklung der Fabel bis zu den neusten Zeiten, namentlich auch mit Rücksicht auf deutsche Sprache und Litteratur, zu verfolgen, ausgeführt haben! Möge sein Beispiel einen seiner würdigen Nachfolger anregen!

Den philosophischen aufräumenden Weg, den wir in der eben besprochnen Abhandlung eingeschlagen sehn, hat niemand in den zerstreuten Anmerkungen über das Epigramm und die vornehmsten Epigrammatisten[4]) herzlicher anerkannt, als Herder.[5]) Mit grösster Schärfe hat L., selbst ein Meister dieser Dichtungsart, von der ursprünglichen Bedeutung des Wortes *ἐπίγραμμα* ausgehend, die Bedingungen und Gesetze, besonders die Notwendigkeit des enthymematischen Charakters festgestellt und mit unerbittlicher Consequenz die Aftergattungen und die fälschlich in die Sammlungen, auch seine eigne, aufgenommenen Gedichte ausgeschieden. Wol hat Herder eine Erweiterung der zu eng gezognen Grenzen als notwendig nachgewiesen, aber nur insoweit, als sich eben Subjectives in objectiver Bestimmtheit ausprägen lässt. Wenn wir trotz der Berücksichtigung von Logau und Wernike den Fleiss doch nur auf die antiken Gedichte gewandt sehn, so hat dies wieder seinen Grund darin, dass L. in ihnen die Meister der Gattung sah. Nachdem er Catullus ausgeschieden, weil nur wenige Gedichte (92—95. 105) als wahre Epigramme erscheinen, weshalb auch Martialis ihn nur insofern seinen Meister nennen könne, als er sich seine allgemeinen dichterischen Eigenschaften, besonders den naiven Ton zum Muster genommen,[6]) widmet er die eingehendste Würdigung dem letztern, der, wenn auch vor ihm Epigramme gedichtet wurden, doch der erste Epigrammatist ist.[7]) Freilich finden wir auch hier die Gunstbuhlerei und Bettelei, die aufgeblasene Eitelkeit[8]) und schnöde Undankbarkeit: Eigenschaften, wie sie in kleinen Seelen Domitians Zeiten erzeugen mussten, nicht ans Licht gezogen, in der Verteidigung gegen den Vorwurf der Unzüchtigkeit wird das Ziel verfehlt,[9]) aus der richtig gedeuteten Aeusserung

---

1) Es gehört hierher die Erklärung von Aesop. fab. 90 im Laokoon. S. ausserdem W. XI 1 S. 177 ff. Wer sich nicht zur Auswerfung der Verse 4 und 5 bei Phaedr. I 16 entschliessen kann, lässt dem Dichter einen plumpen Fehler mehr.

2) Bernhardy röm. Litt. S. 579.

3) W. IX S. 39—64.

4) W. VIII S. 412 ff.

5) Guhrauer II 2 S. 28 ff.

6) Die Schönheit des 3. Gedichts hat L. gebürend gewürdigt. Sein von jedem unklaren Gegenstand angeregter Forschungstrieb gibt sich in den Untersuchungen über das Epigramm auf den Wiederauffinder des Catull zu erkennen (a. O. S. 448—52), als dessen Verf. erst Näke (Opusc. I p. 150) und Haupt (quaest. Catull. p. 4) Benvenuto Campesani nachgewiesen haben.

7) Bernh. röm. Litt. S. 468.

8) Die Ueberschätzung der eignen Gedichte wird mit der Begeisterung für seinen Dichterberuf entschuldigt.

9) Aufmerksamkeit verdienen die Stellen, wo L. Martial mit Hohn und Verachtung von Unzüchtigkeiten zu reden scheint (nam. XII 43), ferner die Frage, ob M. überall wo er die erste Person gebraucht, von sich

des L. Verus, dass Martialis sein Vergilius sei, werden nicht Folgerungen über den immer tiefer sinkenden Geschmack der römischen Welt gezogen; aber die Beobachtung, dass Martialis aus dem Leben unter Menschen und von Menschen geschöpft, und dass er recht wol den guten vom falschen Witz zu unterscheiden gewusst habe, so wie die schätzbaren Beiträge, welche L. zur Exegese geboten,[1]) machen recht begierig eine so lange vermisste der Erklärung dienende Ausgabe des Dichters zu erhalten. Die Mitteilung von Lesarten zu den Priapeiis ist verdienstlich und von den geistreichen Erklärungen über einige Epigramme der Anthologie hebe ich die Nachweisung, wer der von Horat. Epist. I 1, 30 erwähnte Glykon sei, so wie die Vermutung, dass Hero Priesterin der *Ἀφροδίτη Ποντία*, der *πύργος* deren Tempel gewesen sei, hervor.[2])

In den Litteraturbriefen tritt, wie Danzel[3]) treffend sagt, die Grundanschauung der heutigen deutschen Litteratur, von Lessing geschaffen, wie Athene aus dem Haupte des Zeus hervor. Die altklassische Litteratur ist für sie das Muster und das Correctiv. Dies hat er aus seiner Philologie geschöpft, aber er hat auch schon die hier so schön vollzogene Einigung mit den Schulmännern in ihrer Notwendigkeit erkannt. Es ist mehr als ein Ungefähr, dass er seine Bemerkungen über Wielands Plan einer Akademie zur Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute gleich am Eingange derselben[4]) niederlegt. Sie sind in stetem Austausch mit Mendelssohn gereift und entspringen der Erkenntnis, dass die Erziehung den Boden schaffen muss, auf dem die Litteratur gedeihen und blühen kann. Den damaligen, noch schärfer mit Basedow hervortretenden pädagogischen Richtungen gegenüber hat die Zurückweisung der idealistischen, aber der historischen Wahrheit entbehrenden Ansicht von der Erziehung der Griechen, namentlich von der an den Dichtern allein zu gewinnenden Bildung eine hohe Bedeutung, noch mehr jene richtige Würdigung der historischen Erkenntnis, der Gewöhnung das Wie und das Warum von einander zu trennen, jener nicht genug zu beherzigende Gedanke, dass keine Reife des Geistes erzielt werde, wenn man von vornherein alles Tiefe und Trockne vermeide und nicht eine streng wissenschaftliche Lehrart anwende, die vom Lehren der Wissenschaft so weit verschieden ist. Der Gegenstand verbietet mir, die treffliche Abweisung jener seicht rationalistischen Vorschläge Basedow's über den christlichen Religions-

---

rede, ob er erst nach der Rückkehr von Rom in Spanien geheiratet und dort das 12. Buch gedichtet habe. Auch das *ius trium liberorum* greift in die Untersuchung ein.

1) Die Hinweisung auf *centum* in I 118 fordert, wenn man auch die Annahme, dass aus den Jugendarbeiten mehreres wider Willen des Dichters in das 1ste Buch gekommen sei (Bernh. r. Litt. S. 571) zu wiederholter Prüfung der Gedichte rücksichtlich der Aechtheit auf. Die Ansichten über die Verleger des Martialis, die Deutung von *nomismata* (als wahrscheinlich anerkannt von Friedländer in Beckers Altert. IV S. 488 n. 88) und der *vispillones* (I 47), ferner die Bemerkungen über I 40. 43. IX 38, besonders die Untersuchung über die phiala des Dichters (W. VIII S. 475—484), die Coniectur zum Epigramm auf Matho (im Nachlass unter Martialis) werden meine Behauptungen rechtfertigen. Die gelehrte Nachweisung, dass die Scaliger zugeschriebnen griechischen Uebersetzungen von Morellus herrühren, hat Bernays gedient.

2) VII 692 (I p. 516) hat L. an *τὸ πρῶτον*, was Baiter so schön in *τροπωτόν* ändert, keinen Anstoss genommen. Die Erklärung, dass der Augenarzt Dio von der Bildsäule die Silberplättchen, welche die Augen vertreten, gestohlen, ist unglaublich, zeigt aber des Dichters Unklarheit. Das Epigramm der Anyta (IX 144) wird von O. Benndorf (de anthol. gr. epigramm., quae ad artem spectant. Bonn 1862. p. 38) richtiger auf die von Paus. VII 21, 10 erwähnte akrolithe Bildsäule der Aphrodite in Paträ bezogen.

3) I S. 412.

4) W. VI S. 18.

unterricht wiederzugeben. Sie möge allen Schulmännern eben so lebendig an's Herz gelegt sein, wie der Vorwurf, den er Wieland wegen nicht zu rechtfertigender Zurückstellung und Verachtung der eignen Nation und der Einführung von Fremdwörtern macht.[1]) Schaaren wir uns, wie um ein Palladium, um das, was er bei Leibnitz's Briefen ausspricht: 'Gewis die Kritik auf dieser Seite betrachtet und das Studium der Alten bis zu dieser Bekanntschaft getrieben, ist keine Pedanterie, sondern vielmehr das Mittel, wodurch Leibnitz der geworden, der er war, und der einzige Weg, durch welchen sich ein fleissiger und denkender Mann ihm nähern kann'![2]) Im engsten Zusammenhang mit dem, was L. über die Unterrichtsmethode gesagt, steht das Ziel welches er unserer Wissenschaft stellt, in dem Tadel gegen Cupers blinde Vorliebe für die Antiquitäten, am deutlichsten später ausgesprochen in den gegen Klotz gerichteten Worten: 'Welch' elendes Studium ist das Studium des Altertums, wenn das Feine desselben auf solche Kenntnisse ankommt, wenn der Gelehrteste darin ist, der solche Armseligkeiten am fertigsten und vollständigsten an den Fingern herzuzählen weiss. Aber mich dünkt, dass es eine würdigere Seite hat, dies Studium. Ein anderes ist der Altertumskrämer, ein anderes der Altertumskundige. Jener hat die Scherben, dieser hat den Geist des Altertums geerbt. Jener denkt nur kaum mit seinen Augen, dieser sieht auch mit seinen Gedanken. Ehe jener noch sagt: so war das!, sagt dieser schon, ob es so sein können'.[3]) Darf ich auch einen für die Jünger unserer Wissenschaft zu beherzigenden Grundsatz in jenen Worten finden: 'Unsere schönen Geister sind selten Gelehrte, und unsere Gelehrten selten schöne Geister. Jene wollen gar nicht lesen, gar nicht nachschlagen, gar nicht sammeln: kurz gar nicht arbeiten, und diese wollen nichts als das. Jenen mangelt es am Stoffe und diesen an der Geschicklichkeit dem Stoffe eine Gestalt zu erteilen'?[4])

Eine Frucht langjähriger Beschäftigung mit dem Dichter ist das Leben des Sophokles (1760),[5]) über welches ich wol das Urteil Bergks[6]) anführen darf: in quo libro quamvis sit incohatus tantum, non absolutus, viri summi egregium ingenii acumen et doctrinae copiam non desiderabis. Es wäre unrecht, wollten wir hier den Vorwurf wiederholen, dass L. in der Widerlegung Anderer stärker sich zeige, als in den eignen Coniecturen; es wäre absurd, die Ableitung des Wortes *Κολωνίτης* von *θής*, *θητός* zu belächeln, da in seiner Zeit die Wissenschaft der Etymologie noch gar nicht vorhanden war;[7]) es wäre geradezu kindisch ihm Irtümer da nachzuweisen, wo später entdeckte Zeugnisse Aufklärung verschafft

---

1) a. O. S. 26 und 29.
2) W. VI S. 184—187.
3) W. VIII S. 231.
4) W. VI 140.
5) W. VI S. 271—354.
6) Commentatio de vita Sophoclis vor seiner Ausgabe, p. X.
7) Dies beweisen die Worte W. VIII S. 151 über die Etymologie, die als ein Spiel der Phantasie betrachtet wird. Camée ist nicht von gemma huja = onychia abzuleiten (s. auch XI 1 S. 337), sondern entweder mit Keferstein (mineralogia polyglotta p. 38) von dem gälischen comahu (Email) oder richtiger von dem semitischen chama, chamia, die Gienmuschel, die zuerst zu solchen Darstellungen benutzt worden sein mag. Die in den Collectaneen (W. XI 2 S. 357) wegen Liv. XXX 34 vorgetragene Vermutung, dass ala der Buckel auf dem scutum, umbo der auf dem clupeus gewesen sei, würde L. nicht vorgetragen haben, wenn er die Ableitung des ala von axilla und die Bedeutung Achsel gekannt hätte. Uebrigens ein Beweis, wie aufmerksam L. fortwärend die alten Schriftsteller las.

haben.[1]) Erkennen wir lieber die richtige Verbesserung von 65 in 55 in der vita an, die Erkenntnis, dass Triptolemos in der Tetralogie gewesen, mit der Sophokles zuerst auftrat,[2]) die wenn auch nicht ganz irtumsfreie Aufklärung über die Masken des Thamyris;[3]) erkennen wir an, dass L. durch die Behauptung, die tragische Kunst lasse sich nicht lehren, die Erzählung, dass Sophokles der Schüler des Aeschylos gewesen sei, auf ihre richtige Bedeutung eingeschränkt, dass er durch seine Anregung die Frage über den Tritagonisten beim Aeschylos und über die Tetralogien der erst in unseren Tagen erfolgten Lösung entgegengeführt hat; achten wir endlich die grosse Vertrautheit mit den grossen Tragikern, welche ihn zu der Vermutung befähigte, dass Plutarch in seiner Schrift *πῶς ἄν τις αἴσθοιτο ἑαυτοῦ προκόπτοντος* Sophokles mit Euripides verwechselt habe. Wir bedauern, dass die Arbeit unvollendet geblieben, noch mehr, dass nicht ausgeführt wurde, wozu sie die Vorarbeit bildete, die Uebersetzung des Sophokles und die ästhetische Beurteilung seiner Dramen. Doch ein Teil dieser Studien und nicht der schlechteste ist in den Laokoon übergegangen.

Mit diesen Worten Guhrauers[4]) wende ich mich zu diesem Werke, der bedeutendsten Leistung Lessings. Wie könnte ich seine Grösse besser charakterisiren, als durch das Bekenntnis Göthe's, dass es ihn, den 18jährigen Jüngling, aus den Regionen eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens hingerissen habe.[5]) Man wird Winckelmann immer preisen, weil er mit Begeisterung das Gesetz der Schönheit aus der Anschauung der unübertrefflichen alten Kunstwerke schöpfte, aber man muss anerkennen, dass die von ihm gegebene Anregung nicht so energisch gewesen wäre, wenn sie nicht Lessings Geist ergriffen hätte. Vor ihm stand der Begriff der Altertumswissenschaft, wie ihn dann F. A. Wolf entwickelte, in voller Klarheit, und die beiden Hauptgebiete in richtiger Stellung zu einander. Er hat die von Winckelmann entdeckten Gesetze philosophisch begründet, ergänzt, berichtigt, und was noch wichtiger, er hat sie in den Litteraturwerken nachgewiesen mit der schärfsten Feststellung der von der Natur gegebnen Unterschiede zwischen der Darstellung durch Bild und durch Wort. Er hat zwar die Plastik und die Malerei nicht genug auseinandergehalten, seine Definitionen bedürfen öfters einer Ergänzung und Erweitrung, ja er selbst hat in seinen späteren Streitschriften manchen seiner Sätze eingeschränkt und die Begriffe nicht überall mit der ganzen Strenge der einmal gegebenen Definitionen festgehalten,[6]) aber die zur innern Aneignung und Durcharbeitung reizende Wahrheit seiner allgemeinen Sätze wird durch die zahlreichen, bis auf den heutigen Tag über sie erschienenen Schriften dargethan, und die Grösse einer Geistes-

---

1) So dass der Gau Kolonos zur Phyle Antiochis gehört habe, dass der Name des Archon nicht Aphepsion gewesen ist, sondern *Ἀφηφίων*. Zweifelhaft bleibt, ob wir die Nachricht des Istros, S. sei ein Phliasier gewesen mit L. einfach verwerfen oder mit Bergk eine Einwandrung seiner Vorfahren aus Phlius annehmen sollen. Nicht unwahrscheinlich ist die Vermutung, dass die Verwechslung von *Κολωνιάτης* und *Κολωνίτης* die Veranlassung gewesen sei, Sophilos zu einem Handwerker zu machen.

2) Diesem Stück hat nicht Welcker zuerst, sondern L. (W. XI 1 S. 86) das Fragm. bei Ribbeck 753 zugewiesen. Uebrigens s. auch Laokoon W. VI S. 511. Ebenso richtig ist die Vermutung, dass *Ναυσικάα* und *Πλύντριαι* der Name desselben Stücks und dieses ein Satyrspiel gewesen sei.

3) Fälschlich scheint mir L., verleitet durch das medicinische *γλαυκοῦν, γλαύκωμα, γλαυκόν* auf das erblindete, *μέλαν* auf das sehende Auge bezogen zu haben.

4) II S. 30.

5) Göthe's Werke Bd. XXV S. 162.

6) Eschenburg bei Guhrauer II 2 S. 247.

that besteht eben darin, wenn sie der Anlass wird, dass über ein Jahrhundert hindurch die Geister sich über sie streiten. Darüber dass L. die Methode der archäologischen Kritik und Hermeneutik, obgleich die Regeln, die Methodik, noch nicht zum Bewustsein gekommen oder ausgesprochen waren, in meisterhafter Weise geübt, berufe ich mich auf Bursians Zeugnis.[1]) Wenn aber auch das von L. aufgestellte Gesetz anerkannt wird, so ist es doch kein geringer Vorwurf, wenn man das Beispiel als schlecht gewählt, den gemeinsamen Ausgangspunkt Winckelmanns und Lessings als verwerflich durch die Behauptung, dass Laokoon schreie und schreien müsse,[2]) darstellt. Es kann mir nicht beikommen hier eine Entscheidung der Frage herbeiführen zu wollen, allein ich glaube zur Geltung bringen zu müssen, was sich für L. anführen lässt und angeführt wird. Wenn nun Mediciner[3]) versichern, dass die eingebogne Mitte des Bauches ein so lautes oder so leises Geschrei, als man wolle, unmöglich mache, wenn der Ausdruck des Gesichts und die Haltung des Kopfes, deren Einklang mit dem ganzen körperlichen Motiv Brunn nachgewiesen hat, sich damit so vereinigen lassen, dass in ihnen sich noch das furchtbare Ringen nach Loswindung spiegelt, wärend im Seufzer die Ruhe der Erstarrung, das Gefühl der Unmöglichkeit Platz greift, so kann man eben so den Künstlern, wie Winckelmann und Lessing gerecht werden. Dass die Kunst einen Moment der Ruhe darzustellen habe, bestätigt denn auch dies Kunstwerk, nur fällt das Motiv, die Mässigung des Ausdrucks um des Gesetzes der Schönheit willen, hinweg. Hätte Lessing die ganze Gruppe zu sehn oder öfters zu betrachten Gelegenheit gehabt,[4]) so würde er auch den Grund nicht vorgebracht haben, dass der Moment des Schreiens für den Eindruck nicht fruchtbar sei,[5]) er würde vielmehr, worauf Göthe aufmerksam gemacht, in der Nebenstellung der beiden Söhne die Feststellung des Moments, in dem die Schlingen des Ungeheuers zu lösen trachtenden und zum Vater um Hülfe aufblickenden grössern das, was für Laokoon vorhergegangen, in dem in das Hinscheiden versinkenden kleinern[6]) das, was für ihn folgen muss, dargestellt gefunden haben. Nach Lessings ganzer Persönlichkeit glaube ich den Grund davon, dass er so objectiv, so ohne Uebertragung des eignen Eindrucks auf das Werk, wovor Göthe warnt, über dasselbe spricht, nicht in dem Mangel der Anschauung finden zu dürfen.[7]) Unter allen Umständen konnte kein Kunstwerk besser zum Ausgangspunkt der Untersuchung gewählt werden als die Laokoonsgruppe, weil die Schilderung desselben Gegenstandes durch einen bedeutenden Dichter zur Vergleichung herausforderte. Wenn L. die Entstehung des Kunstwerks in die Zeit der ersten römischen Kaiser herabrückte, und dafür manche später als unhaltbar erwiesene Gründe anführte, so genügt zu seiner Rechtfertigung, dass Archäologen, wie Creuzer und Thiersch ihm beistimmten, bis F. Welcker und O. Müller die Entstehungszeit festsetzten.[8]) Für

---

1) Verhandlung der Philologenversammlung zu Augsburg S. 56.

2) Overbeck Gesch. d. gr. Plastik II S. 180. Friedrichs Winckelmann S. 11.

3) Ph. J. W. Henke: Die Gruppe des Laokoon. Leipzig und Heidelberg 1862. S. 76, 4.

4) Henke a. O. S. 38.

5) Ueber die Bekämpfung dieses Grundes durch Vischer s. Henke a. O. S. 30.

6) Vischer erklärt ihn für schon todt.

7) Auch Henke S. 38 nennt ihn einen Mann von poliertem Stahl, der nie aus Zärtlichkeit oder Schwächlichkeit irre. Vergl. dens. S. 51: 'Dannecker stiess der Eindruck des Laokoon ab, Göthe suchte ihm durch Nebenergötzungen auszuweichen' (vgl. S. 31). In Bezug auf das letzte ist aber zu erinnern, dass Brunn die Betrachtung bei Fackellicht für die vortheilhafteste zur Gewinnung des Totaleindrucks erklärt.

8) In der Stelle Plin. h. n. XXXVI 5, 4 hat L. die Worte *de consili sententia* unberücksichtigt gelassen,

die Würdigung der Vergilschen Darstellung hat dieser Irtum keinen Nachteil gebracht. Den Mangel eines sittlichen Motivs zu Laokoons Schicksal, den Göthe und Schiller[1]) durch die Berechnung des Eindrucks auf Dido entschuldigen zu müssen glauben, kann ich nicht anerkennen, ich finde es in des Dichters Ansicht, dass der Mensch, welcher die Erfüllung der Fata, auch ohne sie zu kennen, hindert, von der Macht der Götter zermalmt wird. Aber sage ich zu viel, wenn ich es als eine grosse That bezeichne, dass L. den Nimbus, der um die römischen Dichter, und besonders um Vergilius schwebt, zerstört und die Griechen in das Recht, die Meister und Muster zu sein, eingesetzt hat? Indem er offen darlegte, wie weit jener dem göttlichen Homer nachstehe, hat er nie die Schönheiten desselben herauszustellen vergessen.[2]) In seiner consequenten Schärfe ist L. gegen das poëtische Gemälde, namentlich gegen Haller, etwas zu schroff aufgetreten, aber wie meisterhaft hat er bei den Griechen die herliche Vereinigung von Natur und Kunst aufgezeigt, wie wirkungsreich sie, die keiner Sache zu wenig und zu viel thun,[3]) die ihre Wesen handeln zu lassen und sie durch Handlungen zu charakterisieren verstanden,[4]) die sogar in der Wortstellung *κάμπυλα κύκλα χάλκεα ὀκτάκνημα* dies Gesetz ausprägten,[5]) seinen Zeitgenossen mit ihren Maskeraden und sentimentaler Malerei gegenübergestellt! Wer hat zuerst die Rolle des Philoktet bei Sophokles im Zusammenhang mit dem unverfälschten Natursinn verstehen gelehrt, wer hat zuerst von den Anschauungen des geselligen Griechenvolks aus, was in dem noch immer nicht befriedigt gelösten *πρόσουρος* und *κακογείτων* verborgen liege, gezeigt? Die Zusammenstellung mit Chateaubrun ist einer der Meisterstreiche, mit denen er das die Köpfe der Deutschen umnebelnde Franzosen-

---

er würde darüber gewis Lachmann (archäol. Zeitung 1845 S. 192 und 1848 S. 237. Stephani bull. — de St. Petersbourg VI S. 8) beigestimmt, aber gewis nicht mit Haakh (Verhandl. der Phil. zu Stuttgart S. 165 ff.) eine symbolische Beziehung auf die Niederschlagung des jüdischen Aufstandes angenommen haben. Will man jene Worte in Erwartung einer noch im Schoosse der Zukunft ruhenden Emendation bei Seite lassen, so bleibt noch die Schwierigkeit des *similiter*, welche Urlichs durch die vorgenommene Umstellung der Sätze nicht ganz beseitigt hat. Von Lessings Annahme, dass das Imperf. und der Aor. in den Aufschriften eine Zeitbestimmung abgeben (immer ein Beweis seines Alles beachtenden Scharfsinns) hat Brunn (rhein. Museum VIII S. 234) das Gegenteil als wahr erwiesen. Ueber die Litteratur sind Guhrauer II 1 S. 308 und Haakh a. a. O. nachzusehen. Dass Vergil die Gestaltung der Sage, welche er annahm, durch Hyginus empfangen, ist nicht zweifelhaft (Bernh. r. L. S. 249. Die Ansicht, dass dieser seine Fabulae vorzüglich aus Argumenten von Tragödien geschöpft, muss durch O. Schneiders Abhandlung über die *Αἴτια* des Kallimachos einige Einschränkung finden); dass L., der später genügende Bekanntschaft mit Hyginus zeigt, darauf nicht eingieng, hat nur seinen Grund darin, weil er überzeugt war, die rhodischen Künstler hätten nach Vergil gearbeitet.

1) Henke a. O. S. 53. Hat Schiller: 'er stehet regungslos' mit Bewustseln um der Laokoongruppe willen geschrieben? (Henke S. 54). Eine absichtliche Abweichung von Vergils Darstellung ist nach seinen ästhetischen Abhandlungen, besonders nach seinen Bestimmungen über das Erhabne unbedingt anzunehmen.

2) Die Vergleichung seiner Schildbeschreibung mit der bei Homer fällt entschieden zu seinem Nachteil aus. Die Herbeiziehung der Harpyien und die Auflösung des Orakels derselben in ein blosses Wortspiel finden verdienten Tadel und (W. XI 1 S. 544) wird die Stelle Aen. I 271 als durch ein schwächliches Compliment gegen die Julier verdorben bezeichnet. Dagegen erhält W. III S. 315 die ächt künstlerische Gestaltung des Proömiums zum Epos glänzende Darstellung und VI S. 43 (vgl. 138) wird durch die Hinweisung auf die Kunst des poëtischen Perioden, wodurch Vergil soweit alle lateinischen Dichter überrage, sein Wert gesichert. Ausser dem früher Angeführten erwähne ich noch die richtige Deutung von Ge. I 12 W. III S. 302 und mache auf die Laok. S. 463 vorgetragene Emendation bei Dares aufmerksam.

3) W. VI S. 362.

4) a. O. S. 421.

5) Il. E 722.

tum verjagt hat. Die eingehenden Zergliederungen von Juvenal XI 107[1]) und Lucretius V 736—747[2]) mögen zurücktreten gegen die unübertreffliche Weise, in welcher durch eine Vergleichung der wichtigsten Partien der Ilias mit den von dem Grafen Caylus vorgeschlagnen Gemälden und durch die Zusammenstellung des Schicksals, das Thersites bei ihm trifft, mit dem Ende, das ihn Quintus Smyrnäus nehmen lässt, die ewige Klassicität in Homers Gedichten herausgestellt wird.[3]) Was haben Herder, was Tischbein dadurch gelernt! Wer nur einigermassen mit den Ausgaben der Klassiker seit Heyne's Vergil vertraut ist, wird wissen, wie alle Leistungen in der ästhetischen Kritik auf Lessings Laokoon zurückweisen. Sein Dringen auf vollständige Lesung der Dichter und seine Warnung vor unverständiger Herbeiziehung antiker Kunstwerke zur Erklärung derselben[4]) bleiben für alle Zeiten methodische Regeln.

Die Sicherheit, mit welcher Lessing sofort als Meister in der archäologischen Forschung auftritt, beweist die selbständig gefundene Wahrheit, dass der *puer claudicans* des Pythagoras von Rhegion Philoktetes sei,[5]) die richtige Unterscheidung der beiden Gemälde des Protogenes, die anregende Bemerkung über den Unterschied von reinen Kunstwerken und zur Verehrung in Tempeln bestimmten Bildsäulen.[6]) Seine Ansicht über das Gemälde der Artemis von Apelles erscheint mir noch nicht widerlegt,[7]) aber freilich unglücklich ist seine, erst nach langem Kampfe mit sich selbst zurückgenommene[8]) Deutung des borghesichen Fechters auf Chabrias, soll aber uns sein Bild dadurch getrübt werden, dass er durch eine ungenügende Abbildung sich täuschen und durch eine handschriftlich wenig beglaubigte Lesart bei Nepos sich verleiten liess, über die militärische Stellung, über welche wir bis heute nur Vermutung haben, eine unhaltbare Ansicht aufzustellen?[9])

In der Dramaturgie leitet L. zuerst aus den im Laokoon aufgestellten Gesetzen treffende Bemerkungen über die Schauspielkunst und die Cheironomie bei den Alten

---

1) *pendentis* hat erst Schrader richtig erklärt. In *Aurae* hat L. den Mädchennamen nachgewiesen, wenn er auch nicht Luftnymphen erteilt worden ist.

2) Da es sich nur um den Beweis, dass der Dichter kein wirkliches Gemälde vor Augen gehabt zu haben brauche, handelte, so kann man sich nicht wundern, dass ihm Bentlei's Emendation *veris* vs. 736, durch die erst die Schönheit des Bildes hergestellt wird, entgangen und er den Anstoss in vs 747, den mir Lachmann besser hinweggeräumt zu haben scheint, als Bergk Nlbb. XXVII S. 325, nicht gefühlt.

3) Zu Homer finden wir noch W. VI S. 326 eine Rechtfertigung des Gleichnisses Od. ζ 129. In den Collectaneen (W. XI 2 S. 836) wird aus Od. α 10 die Existenz anderer *Νόστοι* geschlossen, aus 32—34 dass Homer Sünden nicht als Folgen von Irtümern betrachtet habe. Die interessante Bemerkung über *γλαυκῶπις*, vor allem aber die zur Batrachomyomachie, verdienen Beachtung.

4) W. VI S. 418.

5) Vgl. W. XI 1 S. 491. Dass bei Plin. auch *Philoctetem* herzustellen sei, ist wol zu viel behauptet.

6) Dass das Idealbild des Dionysos (ohne Hörner) aus der Schule des Praxiteles und Skopas herrühre, hat L. nicht gewust.

7) Es will mir nicht einleuchten, wie Apelles die im Reigen der ihr opfernden, aber als Nymphen gebildeten ephesischen Priesterinnen, wie Urlichs erklärt, habe malen können, wenn schon ich die Veränderung von *sacrificantium* in *venantium* oder besser *saltantium* bei Plin. h. n. XXXV 96 nicht sofort annehmen kann.

8) W. VIII S. 41. 99. XI 1 S. 330.

9) Köchly und Rüstow: Geschichte des griechischen Kriegswesens S. 170. Dass Cornelius Nepos einem Lessing nicht zu unbedeutend war, dass er sogar die Frage nach der Autorschaft der Vitae nicht unbeachtet liess, beweist die Bemerkung im Nachlass XI 1 S. 351.

her.[1]) Von der längst vorbereiteten, aber erst in diesem Werke vollbrachten grossen Rettungsthat für den deutschen Geist ist nicht der geringste Teil, dass er die oberflächlichen Berufungen der französischen Tonangeber auf den grössten Kunstrichter des Altertums Aristoteles für immer abgewiesen hat.[2]) Die schriftliche Niederlegung seiner Ansichten ist zwar sichtlich etwas eilfertig[3]), sie selbst aber können bei den Zeugnissen früheren eingehenden Studiums[4]) nicht als unreif betrachtet werden. Die Wichtigkeit der gegebnen Anregungen lässt sich daraus ermessen, dass noch heute die feinsten Kenner des Aristoteles[5]) die eigentümlichen Schwierigkeiten in dessen so scharfen Definitionen nachzuweisen sich bemühen, und dass erst in Folge der von L. aufgedeckten Widersprüche, wie in der Poëtik c. 14,[6]) und der Deutungsversuche des Unklaren[7]) der Zustand, in welchem die Poëtik auf uns gekommen ist, erkannt wurde, wobei die Aufzeigung des Weges in einem sorgfältigen Studium des ganzen Aristoteles[8]) ein wesentliches Verdienst ist. Allein bedeutend sind auch die positiven Resultate, dass die Forderung der Einheit des Orts und der Zeit nur eine Folge der durch die äussern Umstände gebotnen Einheit des Chors und somit der Handlung ist,[9]) dass aus der Definition des Aristoteles sich auch die Notwendigkeit der dramatischen Form ergibt,[10]) dass statt Schreckens Furcht zu setzen ist und das Mitleid erst durch den Hinzutritt dieser zum rechten Mitleid wird.[11]) Bei seiner Deutung der Definition von der Tragödie ist L. zunächst durch die noch nicht als falsch nachgewiesne Lesart *οὐ δι' ἀπαγγελείας ἀλλὰ δι' ἐλέου*[12]) in Irtum geführt worden; aber trotz Herders kritischer Wälder, trotz Göthe's mehr aus Divination als aus Kenntnis des Griechischen geschöpfter gegründeter Einwendungen[13]) hat erst Bernays,[14]) indem er mit Lessing'schem Geiste den bezeichneten Weg bis zu den im Dunkel liegenden Aussprüchen des wahren Aristoteles verfolgte, die richtige Deutung von *τῶν τοιούτων παθημάτων* und *κάθαρσις* gefunden und doch beweisen die von Susemihl und Andern erhobnen Einwände, dass man von allgemeiner Anerkennung noch weit entfernt ist.[15]) Nur eine Be-

---

1) W. VII S. 19 u. 26. Welche Anwendungen von denselben auf das Wesen der Tragödie sich machen lassen, hat Henke in der öfters angeführten Schrift gezeigt.

2) W. VII S. 298 ff. 340 ff. 370 ff.

3) Dies tritt besonders daraus hervor, dass er die wichtige Stelle aus dem 8. Buch der Politik wol gekannt, aber sie nachzuschlagen und in Betrachtung zu ziehen versäumt hat.

4) Ein solches ist die gründliche Erörterung von Rhet. II 20 in der Abhandlung von der Fabel W. V S. 428.

5) Christ Verhandlungen der Phil. zu Augsburg S. 100.

6) W. VII S. 157.

7) Bei der Behauptung, dass Arist. durch Hineinziehung zufälliger Eigenschaft seine sonst das Wesen der Sache so genau bezeichnende Definition der Tragödie zu einer nicht vollkommen logischen gemacht habe, erkennen alle Kenner an, dass L. damit nur, was er vermisst, zu rechtfertigen gesucht habe.

8) a. O. S. 312.

9) a. O. S. 194.

10) a. O. S. 323 f.

11) a. O. S. 312 ff.

12) Bernays in der sofort anzuführenden Schrift S. 187.

13) Nachträge zu Aristoteles Poëtik. 1826. *περαίνουσα* hat Göthe falsch übersetzt.

14) Grundzüge der verlornen Abhandlung des Aristoteles über Wirkung der Tragödie. Abhandlungen der histor.-phil. Gesellschaft zu Breslau. 1858. S. 135—202.

15) Das Schulprogramm von Lippert habe ich nicht einsehen können, doch Christ bemerkt an dem ob. Anm. 5 angef. O., dass trotz der mathematischen Genauigkeit derselben noch adhuc sub iudice lis est.

hauptung von Bernays glaube ich beschränken zu müssen, dass Lessings Ansicht von dem moralisierenden Theater zu dem Tribut gehöre, den er seinem noch nicht durch Göthe befreiten Jahrhundert abgetragen habe;[1]) ich hoffe, dass manche mit mir dessen Ausspruch: 'Bessern sollen uns alle Gattungen der Poësie: es ist kläglich, wenn man dieses erst noch beweisen muss; es ist kläglich, wenn es Dichter gibt, die selbst daran zweifeln'[2]) für wahr halten und, ohne sich und mich für unfrei zu erklären, eine veredelnde Wirkung der Katharsis wenigstens als untrennbar vom Wesen der wahren Tragödie ansehen werden.

Die genaue Bekanntschaft, welche sich L. ausser mit Sophokles auch mit Euripides erworben hatte, beweisen ausser einigen Bemerkungen über einzelne Stellen[3]) die Erklärung der Alkestis für ein Satyrspiel, die Rechtfertigung der Prologe und die Nachweisung, mit welchem Rechte ihn Aristoteles den tragisch'sten Dichter nenne, so wie[4]) die den Charakter des Dichters so eingehend berücksichtigenden Collectaneen zum Ion.[5]) Vom Studium des Aeschylos gibt nur eine Stelle im Nachlass[6]) Zeugnis, aber die Urteile, dass die Rede des Wächters im Agamemnon ein Prolog sei und genau dem Charakter solcher Leute entspreche, so wie dass in den Reden der Klytämnestra das Uebertriebne ihre Falschheit charakterisiere, hat Schneidewin dankbar benutzt. Die Hinweisung, dass Aristophanes nur aus den Zeitverhältnissen richtig zu erklären sei,[7]) mag auch für seine Zeit nicht neu gewesen sein, fruchtbarer ist die bei Gelegenheit der Untersuchung über die Allgemeinheit der komischen Charaktere gemachte Bemerkung, dass im Sokrates der Wolken der Dichter nicht die Person, sondern nur den Begriff des Sophisten gesehen habe.[8]) Einzelnes ladet noch zur Prüfung ein.[9])

---

1) Bernays an O. S 172. Dass L. nicht so unfrei gewesen, ergibt sich aus seinen Worten (W. IV S. 296): 'Eigentlich halte ich es für keine Nothwendigkeit, dass aus der Fabel eines Trauerspiels eine gute Lehre fliessen müsse, wenn uns nur einzelne Stellen von nützlichen Wahrheiten unterrichten' und aus seiner Warnung, den letzten Sittenspruch, den man am Schlusse verschiedner Trauerspiele der Alten findet, so anzusehen, als ob das Ganze nur um seinetwillen da sei (W. VI S. 53).

2) W. VII S. 326. Die Ansicht von Casaubonus von den Didaskalien des Aristoteles belächelt L. W. VII S. 417. Sein Irtum rührt von zu grosser Verehrung des griechischen Meisters her.

3) Das Fragm. Ribb. 857 p. 397 hat L. dem Ctesphontes zugewiesen (W. VII S. 156). Auch die Vermutung über Hyg. Fab. 184 ist interessant.

4) Die Ansicht über die Alkestis ist durch eine neuerdings aufgefundene Didaskalie bestätigt worden. Die andern beiden Bemerkungen W. VII S. 204—208.

5) W. XI 2 S. 339. Die Ungereimtheiten vs. 169. 224. 225 hat L. richtig erkannt, vs 1141—1165 mit Recht getadelt. Die Ansicht, dass Eur. die Religion vielfach gemishandelt, und die daraus hergeleiteten Folgerungen über den religiösen Zustand des Volkes verdienen ebensoviel Beachtung, wie dass demselben weit wichtiger gewesen, das Herz als die Neugierde der Zuschauer zu beschäftigen. Die Rolle des Alten wird als eine wahre Misgeburt bezeichnet. Die Bemerkung, dass man im Eingang den Adler und den Schwan auf der Bühne wirklich gesehen haben müsse, regt zu weiteren Untersuchungen an. Die Unannehmlichkeiten des Chors haben die Alten gewis empfunden, wenn man aus der Zusammenhangslosigkeit der Lieder mit der Handlung in späterer Zeit einen Schluss ziehen darf.

6) W. XI 2 S. 338.

7) Im Leben des Sophokles. Die dort vorgebrachten Vermutungen über Ran. 943 u. 1140 haben keinen Anspruch auf Annahme.

8) W. VII S. 394. Man füge hinzu XII S. 314, dass M. Cato Censorius über Sokrates ebenso geurteilt habe wie Aristophanes.

9) Dass Nub. 332 *σφραγιδονυχαργυροκομῆται* zunächst Flötenspieler bedeute, (W. VIII S. 66 f.) ist falsch und vielmehr die Allgemeinheit der Mode des Ringtragens daraus zu folgern. Dass Thesmoph. 435

Auch Terentius erhält in der Dramaturgie durch die Zurückweisung der kaum auf Lesung des Stücks schliessen lassenden Behauptungen Voltaire's über die Adelphi und die Herausstellung von dieses Stückes Kunstwert in einer Vergleichung mit Romanus Brüdern[1]) die gebürende Anerkennung. Dass man sich das Spiel des Acteurs denken müsse, führt zur schönen Erklärung zweier Stellen in V 1 und Deutlichmachung des hohen Verdiensts von Donatus Commentar.[2]) Im Prolog zum Heautontimorumenos hat L. den Unsinn von vs 6 erkannt, den man jedoch wol lieber durch Fleckeisens Radicalcur entfernen wird. Die Zurückweisung von Diderot's Behauptung, dass *peius* bei Horat. sat. I 2, 22 ein Urteil über Terentius Poësie enthalte, leitet auf die beachtenswerte Erklärung, Menedemus spare, um seinen Sohn für die gegenwärtige Entbehrung durch Gewährung späterer Gemächlichkeit zu entschädigen.

Ein kostbarer Schatz sind die Briefe antiquarischen Inhalts, nicht allein wegen der unübertrefflichen vernichtenden Abweisung seines Gegners Klotz, sondern weil darin die wahre philologische Methode, die bis zum kleinsten Citat sich erstreckende Akribie, die emsige Aufsuchung alles Materials, die kritische Prüfung und Sichtung der Quellen, das Vordringen zu den allgemeinen und höchsten Gründen, die scharfe Scheidung von positiver Wahrheit und Wahrscheinlichkeit auf die herlichste Weise vorgebildet wird. Mag man auch manche Behauptungen Lessings nicht unterschreiben, in den Discussionen über die homerischen Gemälde und über die Bilder der Furien[3]) ist er überall der Löwe, der durch die Erhebung seines Hauptes die um ihn herum kläffenden Kleingeister schreckt. Ein Muster von Klarheit ist die Erklärung der Perspective zur Rechtfertigung seiner Behauptung, dass sie die alten Maler nicht gekannt.[4]) Vollends die Abhandlung von den geschnittenen Steinen, erhebt sie nicht einen Zweig der Kunstübung in ein solches Licht, dass er ein lebendiger Zug im Gesammtbilde des antiken Lebens wird? Zwar drückt L. das Alter der Steinschneidekunst bei den Griechen zu tief herab,[5]) aber Gründlichkeit wird man ihm nicht absprechen. Aufräumend sind seine Untersuchungen über die Mineralogie der Alten, welche durch den veränderten Gebrauch der Namen so sehr erschwert ist, von niemandem unbeachtet

---

θριπήδεστα σφραγίδια so feingestochene Siegelringe bedeute, dass man die Gravüre für Wurmstich halten müsse, davon kenne ich wenigstens keine Widerlegung. Lessings Richtung für alles einen Grund zu suchen erkennt man in der Herleitung der Bekanntschaft mit geschnittnen Steinen vom Rückzug der Athener aus Aegypten über Kyrene. Die Coniectur Plut. Mor. p. 792 c. für Ismenias *Ἀμεινίας* zu lesen, fordert zu chronologischen Untersuchungen auf.

1) W. VII 298 u. 400.

2) Dass im Donat *Diphilus* für *Menander* zu schreiben sei ist richtig. Die Vermutungen über die Composition und das Verhältnis zum griechischen Vorbild können weniger auf Beistimmung rechnen. Ueber Menanders Misogyn s. auch W. XI 1 S. 463.

3) Da die Eumeniden des Skopas und Kalamis (diesen Namen statt Kalos hat Osann festgestellt) nicht die grässlichen Töchter der Erde und Nacht, sondern die versöhnten Athen ihre Huld schenkenden unnahbaren Göttinnen waren, so bestätigt dies, dass Lessings Behauptung die Alten hätten ihre Werke nie durch den Ausdruck der Wut oder der Verzweiflung geschändet, dem griechischen Volksgeist entspricht. Seine Deutung vom bekannten Gesetz der Thebäer hat Creuzer (deutsche Schriften Abt. 2 S. 68—71 und 105) selbständig gerechtfertigt.

4) Luc. Zeux. c. 4 hat L. *μεσῶν* als die richtige Lesart für *μέτρων* erkannt, auch Philostr. Apoll. c. 20 p. 71 richtig erklärt.

5) Dass der Stein im Ring des Polykrates nicht geschnitten gewesen sei, darin folgt L. O. Müller Handb. d. Archäol. § 97, 2 u. § 60; dagegen spricht Urlichs rhein. M. X S. 24.

zu lassen, der Kriterien für die Aechtheit der Gemmen und Intaglien sucht.[1]) Die Kenntnis der Werkzeuge und Hülfsmittel, mit denen die alten Künstler so bewundernswerte Werke hergestellt haben, ist nicht allein für die Schätzung dieser von Wichtigkeit,[2]) sondern eröffnet auch einen tiefen Einblick, wie weit die Alten in Erforschung der Eigenschaften der Naturgegenstände und der Naturgesetze vorgedrungen gewesen. Ich bin nicht in der Lage anzugeben, ob der angebliche Fund antiker Vergrösserungsmittel constatiert sei, aber ehe man sich für die Annahme entscheidet, wird man Lessings gründliche Untersuchung über die Unwahrscheinlichkeit der Existenz solcher zur Vermeidung von Irtümern prüfend zu Rathe ziehen müssen.[3])

Das Resultat der klassischen Abhandlung wie die Alten den Tod gebildet? ist durch das von Lessing noch unbekannte, von Fr. Welcker so gründlich erklärte Denkmal von

---

1) S. die Einzeluntersuchungen auch im Nachl. XI 1 S. 227. 299. 324 u. s. w. Klotz's falsche Schreibung von Agat (s. W. XI 1 S. 303) wird zurückgewiesen, aber Achat ist nicht mit Theophr. u. Plin. vom sicilischen Flusse, sondern vom armen. akat und dem bengalischen akika abzuleiten (Käferstein Min. polygl. S. 39). Die Ableitung des Plasma di Smeraldo von prasma (Prasius) wird dadurch nicht widerlegt, dass Werner eine Gattung Plasma angenommen hat. Ich führe an die Bemerkung über den Chalcedon (W. VIII S. 157. Plin. h. n. XXXVII 24 wird *Carmaniae* für *Germaniae* behauptet), die Verwerfung des Namens Achatonyx (auch W. XI 1 S. 296), die Identificirung von *lychnitis* mit *carbunculus Alabandicus* (Almandin) bei Plin. (W. VIII S. 163). Den *ostracitis* bei Plin. hat L. nicht bestimmen können (W. VIII S. 159). Die neuern Mineralogen halten ihn für einen Hornstein. Bei der Ausdehnung der Untersuchungen selbst auf den Igiada (span. piedra da hijada) und den deutschen Namen Waise für Opal ist es mir auffällig, dass ich den Namen Intaglie nirgends bei L. gefunden habe. Mittelst der so gewonnenen Resultate hat L. den Sardonyx Winckelmanns für einen Onyx erkannt (W. VIII S. 159) und die Behauptung dass man bunte Steine benützt, um das geschnittene Bild zu einem Gemälde zu machen ('eine zwangvolle Spielerei'), durch die Unmöglichkeit solche zu finden abgewiesen (W. VIII S. 149. Plin. h. n. XXVII 75).

2) Wenn die Alten keinen Smirgel von Diamant sondern nur von Wetzstein gekannt haben, so können sie auch unmöglich die härteren Edelsteine zu vollem Glanze geschliffen haben und es wird dadurch minder problematisch, dass sie sich zur Erhöhung desselben corsischen Honigs bedient haben (L. W. VIII S. 120 ff.) Die Stelle Plin. h. n. XXVII 15 hat L. (W. VIII S. 84) im Ganzen richtig erklärt, doch wünschte man den Worten *ut cerni vix possint* eine eingehendere Erörterung gewidmet zu sehen. Dass Material zu dem *naxium* aus Kypern, später aus Armenien gekommen sei, hätte L. nicht mit der Bemerkung, man habe ja das Material sogleich auf Kypros verarbeiten können, es nicht erst nach Creta zu bringen gebraucht, verwerfen sollen. Möglich, dass zuerst Material in Creta gefunden und verarbeitet wurde, aber die Alten wusten die Fabrikationsanlagen geschickt zu verteilen und zu benützen. Vgl. übrigens Käferstein am a. O. S. 84.

3) Sie regt zu gründlicher kritischer und exegetischer Feststellung der Stelle Plin. h. n. XXVII 6 an, sie lehrt den berühmten Smaragd des Nero nicht ohne weiteres für ein Vergrösserungsglas, das bei seiner constatirten Weitsichtigkeit (Suet. Ner. 51 u. Plin. h. n. XI 54) convex hätte geschliffen sein müssen, sondern für ein Mittel die Augen zu stärken zu halten, wenn man nicht an unsre Modespielerei die Naturfärbung in der Betrachtung durch bunte Gläser zu verwandeln denken will, sie stellt aus Seneca qu. nat. I 6, 5 fest, dass die Alten die Vergrösserung durch mit Wasser gefüllte Kugeln gekannt hätten, macht aber die Annahme von Vergrösserungsgläsern sofort durch die Nachweisung, dass sie die Wirkung dem Wasser, nicht dem Glase zugeschrieben, wieder problematisch (W. VIII S. 143). Auch der Gebrauch von gläsernen Kugeln zum Brennen, den nach L's. Deutung von *μετὰ τοῦ ὑελίου* bei Procopodromus die Aerzte um 1150 n. Chr. kannten, kann ebensowenig etwas beweisen, als die *crystallina pila* bei Plin. h. n. XXXVII 10, da diese nach Lessings Folgerung aus dem vorhergehenden Abschnitt mit Wasser gefüllt zu denken sind. Und beachtet man die tiefe Bemerkung (W. VIII S. 144), wie schwer die letzten Schritte zu wichtigen Entdeckungen erfolgen, so wird man der Beobachtung, dass Plin. h. n. XX 51 u. XXVII 6 wol Mittel zur Erhaltung der Augen, aber nirgends zur Vergrösserung erwähnt, ein grösseres Gewicht beilegen.

S. Ildefonso bestätigt worden. Das nur den Spukgeistern, den larvis[1]), zugeteilte Skelett hat dem freundlichen Bilde des Genius mit der gesenkten Fackel Platz gemacht und damit ist den Alten die bis ins homerische Zeitalter zurückreichende tiefsinnige Unterscheidung zwischen dem Schrecken des Todeskampfes (*Κήρ*) und dem durch Wegnahme des letzten Athemzuges zur Ruhe freundlich führenden Moments (*Θάνατος*) für immer vindicirt.[2]) Die durch Herder[3]) bekämpfte Deutung von *ἀμφοτέρους διεστραμμένους τοὺς πόδας* bei Pausan. V 18, 1 ist noch nicht durch eine alle Schwierigkeiten beseitigende Erklärung oder Emendation ersetzt.

Von den fernern Leistungen Lessings auf dem Gebiete der Archäologie erwähne ich die vollkommen bestätigte Behauptung, dass der Kopf der Dresdner Agrippina nicht ursprünglich zur Statue gehört habe,[4]) so wie die wenn auch unvollendete, doch glänzende Zurückweisung des Einfalls von Klotz, dass die imagines der Römer nicht aus Wachs gebildet, sondern Werke der enkaustischen Malerei gewesen seien.[5]) Ich muss mir versagen die einzelnen zerstreuten Bemerkungen aufzuführen. Sie liefern den Beweis, wie rastlos der so viel beschäftigte grosse Mann auf diesem Gebiete studierte und wie die in den grösseren Abhandlungen niedergelegten Ansichten nicht von einzelnen, sondern von vielen antiken Monumenten entnommen und an ihnen geprüft waren. Sie stellen deutlich den Vorzug, den er vor Winckelmann besitzt, die Genauigkeit in Prüfung der Quellen, vor Augen, sie sind endlich musterhaft, weil sie selten blosse Notizen, meist vollständig ausgeführte Gedanken geben.[6]) Ich muss es mir versagen, auch jene vorzuführen, welche beweisen, in welchem Umfang, mit welcher Gründlichkeit und mit welchem Erfolg L. die alten Schriftsteller las, welche Aufmerksamkeit er den Sprachgebilden, den Stylgattungen, dem Wohlklang, den Geheimnissen der Metrik zuwandte.[7])

---

1) Preller röm. Myth. S. 72. 486. 499.

2) Auch *mors* und *letum* hat L. im Ganzen richtig unterschieden.

3) Krit. Wälder I S. 68. S. Preller griech. Myth. I S. 526 (erste Ausgabe). Mir scheint gewis, dass *ἀμφοτέρους* nur auf die beiden Knaben bezogen werden kann. Ruhig aber fest schlafende Kinder pflegen die Beine auseinander zu spreizen. Die Stelle des Pausanias hat L. zur Erkenntnis der richtigen Lesart *nigra* bei Tib. II. 1, 90 geführt. Dass Paus. V 19, 6 *γυνή* ausgefallen sei, verdient alle Beachtung.

4) W. VIII S. 507. XI 1 S. 304. Guhrauer II 2 S. 87.

5) W. XI 1 S. 252 ff.

6) In den Collectaneen zu Winckelmanns Geschichte der Kunst (W. XI 1 S. 136) ist hervorzuheben *κωνωπεῖον* (S. 141). Die Coniectur Plin. h. n. XXXVI 4, 5 (S. 145) *ut ille* verdient Beachtung, da es ja wol unzweifelhaft ist, dass der von Verres aus dem Garten des Heius entwendete Eros (Cic. acc. IV 2, 4) reine Nachbildung des thespischen gewesen, zugleich aber unglaublich, dass Plinius dies nicht gewust oder geahnt habe. Die Deutung von *statua tusca* Iuv. VII 28 (S. 140) gilt für richtig (Klotz Lex.). Die Erklärung von *σκολιὰ ἔργα* bei Strab. p. 893, 12 Mein. ist nicht besser, als die Winckelmann'sche, hat aber beigetragen zur Herstellung des richtigen *Σκόπα ἔργα*. Ueber die Kunstschulen ist viel Gutes gesagt (S. 143), obgleich sich L. durch seinen Scharfsinn zur Leugnung der äginetischen verleiten lässt. In den Collectaneen zum Laokoon ist die Erklärung von Plin. h. n. XXXIV 3 gewis richtig (XI 1 S. 175 u. 555). Die Gedanken über die Ursache der Form der ältesten ägyptischen Statuen sind nicht annehmbar, aber anregend. Hätte L. das Wesen der Demeter als *Δηώ* gekannt, er würde über *ἀπὸ τῆς συμφορᾶς* bei Clem. protr. 4 (p. 50 Pott.) nicht geirrt haben. W. XI 1 S. 277 finden wir eine Hinweisung auf die vielfache willkürliche Veränderung der Aufschriften von Bildsäulen. Zerstreute Bemerkungen sind die isische Tafel (S. 266), die Karyatiden (S. 274), der Steinschneider Diodoros (S. 277), die Grottesken (S. 277), die Schriftsteller Achilles Tatius, Aristänetus und Callistratus in Rücksicht auf die von ihnen beschriebnen Kunstwerke (S. 299. 315. 336. Der letzte wird in die ptolemäische Zeit gesetzt), der Bildhauer Apollonios, Nestors S. (S. 313), *Crotoniati nummi* (S. 359), Hermä, Hermathenä u. s. w. (S. 418), die Künstler, welche Portraitköpfe Alexanders gefertigt (S. 500).

7) Hierher gehören die Collectaneen zur beabsichtigten Abhandlung über die Pantomimen, welche den

Auch als Bibliothekar zu Wolfenbüttel war L. der Mann der That. 'Die Thaten der Bibliothek sind, was die Bücher der Gelehrsamkeit und den Gelehrten genützt haben'.[1]) Auch unserer Wissenschaft sind sie zu Gute gekommen. Wie vielen hat seine Dienstbereitwilligkeit geholfen? Wenn er sich freut, dass in Deutschland so viele schöne und gute Ausgaben der Klassiker erschienen sind, wie in keinem andren Lande,[2]) so hatte er selbst einen bedeutenden Anteil daran, wie Reiske durch die Widmung des Aeschines[3]) anerkannte. Er selbst gab des Paulus Silentiarius Gedicht *εἰς τὰ ἐν Πυθίοις θερμά* in gediegenster Weise heraus,[4]) er wies nach, dass die angeblichen Anecdota des Antonius mit Ausnamen zweier Stücke aus Aelian zusammengestellt seien,[5]) er veröffentlichte unter anderen jenes Problem von den Heerden des Sonnengottes,[6]) das zu so interessanten Untersuchungen über die Arithmetik der Griechen, besonders über ihr Ziffersystem Veranlassung gibt, endlich gab er Ergänzungen zu Iulius Firmicus.[7]) Schon daraus erkennen wir, wie er der Philologie die Aufgabe stellte, dem ganzen Altertum selbst in den geringsten Resten treuen Fleiss zu widmen. 'Was die Welt einmal hat,' sagt er,[8]) 'muss sie so ganz als möglich, so ganz als es ihr von Anfang an bestimmt worden, haben. Was einmal zur Kenntnis der Welt gebracht worden, muss sie so genau, so zuverlässig wissen können, als möglich', und[9]) 'wir wollen nur immer die Zunft der Scholiasten noch eine Weile

---

Aufklärern des Gegenstands gute Dienste geleistet haben (W. XI 1 S. 11—18), die Bemerkung über die Göttin Cotys oder Cotyttia (Hor. Epod. 17, 56. W. XI 1 S. 353. Vgl. Lobeck Aglaoph. p. 1012. 1017), *pulvinar* in der Bedeutung von Cultstätte (S. 499; die Erklärung von *supervenientibus plerisque* ist mir undeutlich geblieben; ich nehme Dorville's Em. *super eventibus pler.* an). Ueber das Zeitalter des Antimachus Aegyptius (S. 530), den Schauspieler Theodoros (S. 531). Die Andeutung über die Hellenisten (S. 418), die feine, wenn auch der Geschichte widersprechende Auffassung von Lakonismus (S. 438), der Tadel wider die Verschränkung der Construction bei den lateinischen Dichtern (S. 354), die Tonmalerei bei Vergil und Lucrez (XI 2 S. 350), der Gedanke die Klangfüsse nach den Pulsschlägen zu bestimmen (früher schon im Laokoon, dann XI 1 S. 432 ff.). Litterarhistorisch interessant sind die Bemerkungen über Orpheus *περὶ λίθων* (XI 1 S. 438), über die Ausgaben des Petronius (S. 488), über eine alte Ausgabe von Catos disticha (XI 2 S. 303), über *νόμος* als Weise für verschiedene Instrumente (XI 1 S. 473.), *nymphae* von unverheirateten Frauen (S. 473. Ov. Her. I 27), *Taurobolium* nicht *Tauribolium* (S. 428). Ich hebe ferner die feinen Bemerkungen über Xenophons Cyropädie (XI 2 S. 342), über den Dichterwert des Ovidius (S. 350—354. Vgl. auch das Urteil über die ars am. W. III S. 242 f. mit der Bemerkung: 'wie schwer ist es dasjenige gut zu machen, was ein Ovidius schlecht gemacht hat'), hervor. Wie scharf hat L. die Widersprüche zwischen Senec. qu. nat. B. 1 u. 2 erkannt. Statt der vorgeschlagnen Versetzung der beiden Bücher hat Haase besser das Vorhandensein von Lücken angenommen (S. 359 f.). Bemerkenswerth sind die Coniecturen zu Plinius (S. 360—362). Die übrigen Schriftsteller sind Musäos, Lukianos (S. auch eine freilich nicht haltbare Ansicht W. III S. 366), Plutarchos (namentl. über Vollständigkeit von Schriften), Mimas, Herakleitos, Diogenes Laërtius, Demetrius Phalereus, Suidas, Themistius (das bezweifelte *ἐν ἑξαμέτρῳ τόνῳ* wird durch Herodots Sprachgebrauch geschützt), Eustathius, der Rhetor ad Herennium. Zu interessanten Discussionen hat auch die in der Abhandlung von der Ewigkeit der Strafen gemachte Benutzung von Plato's Gorgias Veranlassung gegeben (s. Guhrauer II 2 Anh. S. 13).

1) W. IX S. 4.
2) W. VIII S. 351.
3) Guhrauer II 2 S. 241.
4) W. IX S. 101.
5) W. IX S. 137.
6) W. IX S. 285. Nach den Mitteilungen meines Collegen, Herrn Oberl. Dr. Schmidt, halte ich es für unmöglich, dass die Aufgabe vor der Kenntnis des arabischen Ziffersystems gelöst werden konnte.
7) W. IX S. 409.
8) W. IX S. 463.
9) W. X S. 359.

bestehen lassen. Wenn sie mit den guten klassischen Schriftstellern fertig ist, kann sie ja die Schriftsteller der späteren Zeiten vornehmen, welche aufzuklären und zu berichtigen gewis nicht weniger Scharfsinn und Kritik erfordert. Annehmen und voraussetzen, dass dieses überflüssig und jenes schon geschehen sei, heisst ein wenig viel Unkunde von dieser Art der Gelehrsamkeit besitzen'.

Doch auch eine weitere Entwicklung unsrer Wissenschaft, die wir jetzt durch den erfreulichen Zutritt der Germanisten zu unserem Verein zur Wirklichkeit geworden sehen, half L. mit vorbereiten. Hat er nicht Friedrichs von Logau ganz in Vergessenheit gerathene Sinngedichte,[1]) nicht des Andreas Scultetus jugendliche, aber litterarhistorisch interessante Dichterversuche[2]) mit philologischer Akribie ans Licht gezogen? Hat er nicht Boner[3]) kennen gelehrt und zu seinem Fabelbuch die kritische Grundlage gegeben? Hat er nicht seine Studien bis zum Heldenbuch,[4]) zu Wolfram von Eschenbach,[5]) zu den Minnesängern in der Manessischen Sammlung[6]) ausgedehnt, stand er nicht in Begriff sich in Ulfilas zu vertiefen??[7]) Mit welchem Eifer fasste er die Bereicherung der deutschen Sprache durch Zurückführung ungebräuchlich gewordner guter Worte und Ausdrücke, die Grammatik, ja selbst die Orthographie ins Auge?[8]) Liegt nicht in den Gedanken, die er beim Wörterbuch zu Logau aussprach, der erste Keim zu dem herlichen Unternehmen, das die Gebrüder Grimm zu ihrer und des deutschen Namens Ehre in musterhaftester Weise begonnen haben? Die ganze deutsche Vergangenheit, die Gemälde im Kloster Hirschau, die Maler, die Baukunst, die Institutionen[9]) erregten sein Interesse.[9]) Freilich laufen wunderliche Ansichten unter,[10]) aber noch lag ja die Wissenschaft in der Wiege, und die richtigen zeugen von Lessings Geist. Erinnern wir uns nun noch, wie nahe er dem Universalismus stand! Die Dauer einer Wissenschaft ist durch die Arbeit, die sie findet, verbürgt, wie uns Haase in Breslau so schön darstellte. Verdanken wir solche Dauer nicht Lessing mit? Wäre sogar eine Zeit denkbar, wo es keine Aufgabe mehr zu lösen gäbe, so lange Lessings Geist auf innere selbständige Durchdringung und Aneignung der Wahrheit fort wirkt, wird man Philologie treiben. Und drängten der Zeit hochgehende Wogen uns in einen entlegenen Winkel zurück, so lange dann die Deutschen der Sehnsucht nach einer Wiedererweckung jener Blüthe, die unser Volk über alle andern stellt, fähig sind, wird man sie an der Quelle suchen, welche Lessing aufgezeigt. Dass aber Lessings sorgfältiger, gründlicher Fleiss, seine philosophische Schärfe und Klarheit der Methode, seine lebendige Begeisterung für unseres Volkes Kampf und Sieg, Blühen und Ehre in unsrer Wissenschaft fortleben und fortleben werden, dafür bürgen die Männer, welche wir hier versammelt sehen!

---

1) W. fünfter Band.
2) W. VIII S. 353.
3) W. IX S. 134. X S. 329.
4) W. XI 1 S. 43—56.
5) W. XI 2 S. 378.
6) W. XI 1 S. 58.
7) W. XI 1 S. 405.
8) W. XI 1 S. 357. 483. 523. 524. 553. 2 S. 75 ff.
9) W. XI 1 S. 286. 381.
10) Danzel I S. 371.

Vorsitzender Dr. Franke: Wünscht Jemand das Wort zu ergreifen?

Prof. Dr. Overbeck aus Leipzig: Nicht um im allergeringsten der Lessingschen Ansicht über den Laokoon hier zu nahe treten zu wollen, aber wohl um die neue Ansicht über Laokoon zu wahren, muss ich ein Paar Worte zur Versammlung sprechen. Es ist von dem Vortragenden namentlich auf die ärztlich physiologischen Kenntnisse eines Marburger Gelehrten hingewiesen worden für die Ansicht: Laokoon schreie nicht, könne nicht schreien. Es ist dann mit diesem Urtheil in Zusammenhang gebracht, was Brunn über Laokoon und seine Situation gesagt hat. Das kann ich nicht als richtig anerkennen, zunächst dieses Zusammenbringen mit Brunn; denn dieser steht entschieden auf der Seite derjenigen, zu denen auch ich mich bekenne, welche annehmen: Laokoon schreie, nicht brülle etwa, wie jener Vergilische Laokoon, der wie ein verwundeter Stier am Altare brüllt, sondern ruft von Schmerz ergriffen: ὦ Ἄπολλον, ὦ Ἄπολλον! indem er sich wohl erinnert, warum ihm diese Strafe eines längst begangenen Frevels kommt. Was aber die physiologische Behauptung Henke's anlangt, so muss ich hier erwähnen, was ich über das Schreien des Laokoon in Uebereinstimmung mit Welcker und Brunn geschrieben habe, dass ich nicht etwa aus eigner Weisheit auf dem Gebiete der Physiologie, welche geringer ist als auf anderem Gebiete, geschöpft habe, sondern dass ich auf das Zeugniss sehr gewiegter und bedeutender physiologischer Autoritäten, wie auf dasjenige meiner Leipziger Collegen, die ich darum befragt und welche derselben Meinung sind und dieselbe Ueberzeugung haben, mich stütze, wenn ich sage, dass wenn man nicht den Ansatz des Schreiens, sondern das Ende desselben annimmt, wohl der Leib des Laokoon so gestaltet ist, dass darin nichts Widersprechendes mit der Annahme eines Aufschreiens, eines Anrufes an die rächende und strafende Gottheit liegt. Das zur Berichtigung

Dietsch. Zur Erwiderung bemerke ich, dass meine Absicht misverstanden worden ist. Ich habe nicht Brunns Auctorität für die Lessing'sche Ansicht angeführt, sondern nur, dass der Ausdruck des Gesichtes und die Haltung des Kopfes, auf deren Einklang mit dem ganzen körperlichen Motiv jener so trefflich hingewiesen, sich auch mit der Ansicht, dass Laokoon seufze, vereinigen lasse. Ueberhaupt aber habe ich keine Ansichten über Laokoon bekämpfen wollen, noch habe ich eine eigene aufzustellen gewagt, ich habe vielmehr blos zeigen wollen, dass Lessings Ansicht doch auch noch jetzt als eine solche anerkannt wird, die manches für sich hat, und dass man nicht ohne weiteres ihm Schuld geben kann, er habe in dem Ausgangspunkt seiner Untersuchungen im Laokoon geirrt. Ich hoffe, Herr Prof. Overbeck wird dies als genügend ansehen, wenn ich sage, dass es nicht in meiner Absicht gelegen hat, seine Ansicht zu widerlegen oder für widerlegt zu erklären.

Prof. Overbeck. Ich muss hier wieder ein Missverständniss beseitigen. Es handelt sich nicht um meine, sondern um die Ansicht, welche die ganze neuere Wissenschaft hat, nicht gegen Lessing, sondern über Lessing hinaus. Auf dem von Lessing gegebnen Fundament basiert diese Meinung.

Rector Prof. Dr. Eckstein. Es könnte etwas bedenklich erscheinen, einem Vortrage, der das ganze literarische Leben eines so bedeutenden Mannes, wie Lessings, verfolgt hat, einige Bemerkungen protestierend sogar entgegenzusetzen, aber ich fühle mich doch gedrungen, einen Protest gegen eine Darstellung einzulegen, mit der ich durchaus nicht einverstanden bin, und zu gleicher Zeit auch an den geehrten Herrn Redner eine Bitte um Aufklärung in Betreff eines Berichts zu richten, der mir übergangen zu sein scheint, trotzdem dass so manche pikante Anekdote aus der Schulzeit Lessings mit eingeflochten war. Der Protest betrifft die

ganze Auffassung, dass Lessing schon durch die klassischen Studien auf dieser altehrwürdigen Schule die Richtung gegen den französischen Geschmack in der Literatur mit herübergenommen habe. Das wurde ziemlich bestimmt ausgesprochen und zwar, gleich in der Zeit nach dem Abgang zur Universität Leipzig sei dies hervorgetreten. Nun sehe ich freilich, dass unser Dietsch mit dem Kopfe schüttelt, als wäre hier wieder, wie vorhin bei Overbeck, ein Misverständniss. Wenn dies der Fall ist, so werde ich mich gern zufrieden geben. Ich möchte nur ganz besonders darauf hinweisen, dass Lessing damals eigentlich in Bezug auf seine Richtung ganz in dem alten Gottschedschen Geschmacke befangen gewesen ist; denn seine Jugenddramen mit den Lisetten und andern komischen Figuren giengen durchaus nicht über den alten Leipziger Geschmack hinaus, und lange Jahre sind vergangen, Zeiten ernster Arbeit, wo er sich gründlich beschäftigte mit den Klassikern, ehe er in Kampf trat gegen den französischen Geschmack und ehe er zu der bessern Richtung gekommen ist. Das ist der Protest. Aber nun noch eine Frage an den, der so viele Anekdoten weiss; er ist am Ende auch im Stande uns aufzuklären über die Anekdote, die mich sehr befremdet und an deren Wahrheit ich immer gezweifelt habe. Danzel erzählt eine Geschichte, die Rochlitz ihm mitgetheilt habe über meinen grossen Vorgänger Joh. Fr. Fischer, wie er ihm einmal erzählt habe, er habe in Leipzig als Student mit einem andern Studenten zusammengewohnt, der sei ein gescheiter Mensch gewesen, fleissig und gelehrt, und in den Alten bewandert, sogar Thucydides habe er gelesen, und dieser sei auf Abwege gerathen; er habe viel Deutsch gelesen und Deutsch zu schreiben begonnen, ja deutsche Verse gemacht. Weiterhin habe er sich, trotz seiner Warnungen und Mahnungen, sogar der Komödie gewidmet — und so sei es um ihn geschehen gewesen; der Kerl habe Lessing geheissen. Ich frage nun, ob der geehrte Redner mir in dieser Beziehung eine Aufklärung geben kann; mir hat immer die Geschichte gemacht erschienen, um den alten Fischer lächerlich zu machen.

Rector Dietsch. Was den Protest anlangt, so habe ich das, was Lessing Werke III S. 8 ungefähr zwei Jahre nach seinem Abgang zur Universität sagt: 'wie viele kennen die griechischen und römischen Dichter!' in Verbindung gebracht mit der spätern Aeusserung in der Dramaturgie: 'wann kann man ein gutes Trauerspiel versuchen? wenn man die Alten studiert hat.' Ich habe jene Aeusserung als die erste Andeutung und Vorbereitung des Entgegentretens gegen die französierende Gottschedsche Richtung und die frühste ahnende Hinweisung auf die Quelle, woraus eine Regeneration des deutschen Theaters erfolgen müsse, erkannt, und dagegen das volle Bewustsein erst in der Dramaturgie gefunden. Was aber die Frage betrifft, so muss ich ganz offen gestehen, dass die Anekdote eben unter das gehört, was ich erst in einer Anmerkung bei dem Druck meines Vortrags berücksichtigen kann. Dass ich vollständig den Zweifel meines verehrten Collegen und Freundes Eckstein theile, wird er dort finden, aber ich weiss nicht, in wie weit man Rochlitz in Betreff jener Anekdote trauen soll, für die er der einzige Gewährsmann ist.

Rector Prof. Dr. Klee aus Dresden: In Hinsicht der Art und Weise, wie Rochlitz Allerlei berichtet hat, will ich nur hinweisen auf die Erzählungen, die durch ihn über Mozart verbreitet worden sind. Da erweist sich sehr Vieles als entweder halb oder gar nicht wahr, wie dies in der Biographie Mozarts, welche von dem Philologen Otto Jahn verfasst ist, dargethan worden ist. Ueber die Lessingsche Geschichte weiss ich allerdings nichts Näheres; man kann aber wohl schliessen, dass, wenn Rochlitz auf der einen Seite seiner Phantasie einen so freien Spielraum gelassen hat, er dies wahrscheinlich auch auf dieser Seite

gethan hat. Darum dürfte die erwähnte Anekdote als etwas höchst zweifelhaftes zu betrachten sein.

Prof. Bursian. So leid es mir thut, meine Herren, die Debatte auch nur einen Augenblick zu verlängern, so muss auch ich einen Protest gegen eine Aeusserung unsers verehrten Dietsch einlegen. Er betrifft abermals den Laokoon; fürchten Sie aber nicht, dass ich die frühere Debatte wieder aufnehmen werde, sondern ich wollte nur protestiren, dass gesagt wurde, die Entstehungszeit der Laokoonsgruppe sei gegen die Ansicht Lessings von Welcker und Ottfried Müller festgestellt. Ich constatiere nur, — und ich bin überzeugt, dass Sie es nicht als eine oratio pro domo betrachten, — dass dies noch nicht festgestellt, sondern bis auf den heutigen Tag noch eine controverse Frage ist, und dass ich den Autoritäten, die Dietsch anführte, gegenüber den Autoritäten wie Lachmann, Hermann, O. Jahn beipflichte, welche gestützt auf eine Stelle des Plinius meinen, — und worüber ich mich gewundert habe, dass dies von Dietsch nicht angeführt wurde — dass die Entstehungszeit in die Zeit des Titus falle.

Rector Dr. Dietsch. Ich will meinem Freunde Bursian nur entgegnen, dass ich nicht zu den Archäologen gehöre, wohl aber Respect habe vor Autoritäten wie Welcker und Müller, was er mir nicht übel deuten wird. Die Stelle des Plinius habe ich natürlich gekannt, auch die Schwierigkeiten, welche sie bietet, namentlich de consili sententia. Sie haben mich aber getrieben, mich an Welcker und O. Müller anzuhalten. Ein näheres Eingehen würde, wie in meinem Vortrage, so auch jetzt zu weitläufig sein; wir werden ja wohl Gelegenheit finden, darüber privatim die Ansichten auszutauschen.

Prof. Dr. Franke. Wenn Niemand weiter das Wort ergreift, so glaube ich im Sinne der Versammlung zu handeln, wenn ich Herrn Prof. Dietsch den Dank für seinen interessanten Vortrag ausspreche.

Sodann mache ich bekannt, dass nach einer vom Präsidium der orientalischen Section mir gewordenen Mittheilung Herr Prof. Gosche seinen Vortrag Morgen nicht um 10, sondern erst um 11 Uhr halten wird. Ich glaube, dass es zweckmässig sein wird, eine kleine Pause von $^1/_4$ Stunde zu machen.

(Pause.)

Nach der Wiedereröffnung der Sitzung gibt der Vorsitzende zuerst Herrn Prof. Dr. Hettner aus Dresden das Wort zu einer Mittheilung für diejenigen Herren, welche sich für Archäologie interessieren.

Prof. Dr. Hettner aus Dresden: Verzeihen Sie, meine Herren, wenn ich Ihre Geschäfte mit einer kleinen Mittheilung unterbreche, um Ihnen als Vorsteher der archäologischen Sammlungen in Dresden einige Winke für die morgenden Besichtigungen zu geben. Es ist die Anordnung so getroffen worden, dass sowohl die eigentliche königliche Antikensammlung, als auch das sogenannte Mengs'sche Museum, d. h. die Sammlung von Gypsabgüssen, gleichzeitig geöffnet sind, so dass es den Herren freisteht, das eine oder andere zuerst zu besuchen. Da aber Nachmittags das Licht nicht ganz günstig sein wird, erlaube ich mir den Herren zu sagen, dass es angezeigt ist, die Antikensammlung zuerst zu besuchen. Schon die locale Lage empfiehlt dies und dann auch, weil die daselbst befindliche, neu angekommene assyrische Originalsammlung wegen der fahlen Steine und der flachen Reliefs besseres Licht verlangt.

Präsident. Ich ersuche nun Hr. Prof. Curtius uns seinen Vortrag zu geben.

Prof. Dr. Curtius aus Leipzig hält folgenden Vortrag:

Hochgeehrte Versammlung!

Ich muss es wagen, nach einem Vortrage, der so sehr geeignet war, Ihr Interesse in den manichfachsten Fragen in Anspruch zu nehmen, sie auf das engere Gebiet der Grammatik zu führen.

Aber für das Thema wenigstens, über welches ich einige Bemerkungen Ihrer wohlwollenden Beurtheilung vorlege, hoffe ich in diesem Kreise eine gewisse Theilnahme voraussetzen zu können. Die Frage, ob die Sprache bei der Feststellung der Casus von räumlichen Anschauungen ausgieng, hat zunächst eine allgemeine sprachwissenschaftliche, folglich auch philosophische Seite, insofern es für das Wesen und die Entwickelung der flectierenden Sprachen von Wichtigkeit ist, wie diese zu einem so bedeutenden Mittel des Ausdrucks gelangten. Die Frage hat sodann eine philologische Seite. Denn nicht bloss gehört es zu den unabweisbaren Aufgaben der Philologie die Erscheinungen der Sprachen nach richtigen Gesichtspunkten zu ordnen, sondern es hängt sogar oft die Erklärung einer Stelle davon ab, wie wir über diese Frage denken. Wer z. B. dem Genetiv die Bezeichnung des woher als ursprüngliche Function zutheilt, wird unwillkürlich geneigt sein, diese von ihm vorausgesetzte Grundbedeutung auch im einzelnen wieder zu erkennen, während der über diese Frage anders denkende auch bei der Erklärung bisweilen einen andern Weg einschlägt. Denn unabweisbar ist der Einfluss solcher allgemeiner Anschauungen und es folgt daraus die Pflicht in der Bildung dieser streng und gewissenhaft zu sein. Endlich hoffe ich auf ein besondres Interesse von Seiten der Schulmänner. Denn im praktischen Unterricht ist es ja ganz unabweislich sich der localistischen Theorie entweder anzuschliessen oder entgegen zu stellen. Und sollte sich die Unhaltbarkeit dieser Lehre herausstellen, so würde diese trotz aller didaktischen Bequemlichkeit der Wahrheit weichen müssen.

Der Versuch den Gebrauch der casus obliqui auf räumliche Verhältnisse zurückzuführen, stammt, wie man neuerdings mehrfach hervorgehoben hat, schon aus dem späteren griechischen Alterthum. Die drei byzantinischen Grammatiker Philemon, Theodosios und Planudes enthalten gleichlautend die vermuthlich aus einer älteren gemeinsamen Quelle entnommene Notiz, die drei Fragen *πόθεν*, *ποῦ* und *πῇ* hätten sich *κατά τινα φυσικὴν ἀκολουθίαν* auf die drei casus obliqui vertheilt. Der ganze Nachdruck wird dabei auf die Dreizahl — die ja nur im Griechischen vorhanden ist — und auf die Reihenfolge gelegt — die ja nur das Werk der Grammatiker ist. Ganz unabhängig — so scheint es — von diesen Vorläufern trat die locale Theorie gegen das Jahr 1830 fast gleichzeitig in den Schriften von Wüllner und Hartung hervor. Nachdem K. F. Becker wesentliche Punkte derselben in seine einflussreichen Bücher freilich in sehr modificierter Fassung aufgenommen hatte, gewann der Localismus namentlich durch Kühner auch Boden in den gangbaren Grammatiken des Griechischen und Lateinischen. Aber auch ein Gelehrter von so sehr abweichender Richtung wie K. W. Krüger verstattet dieser Ansicht wenigstens einen gewissen Einfluss auf seine Darstellung. Beachtet man, in wie verschiedener Weise diese und andre mehr oder weniger bedingte Anhänger der Localtheorie die Thatsachen zurecht legen, wie namentlich bei der Erörterung des Dativgebrauchs das wo, woher und wohin durch einander laufen, so sollte man in der That kaum glauben, dass sich diese Lehre bei vielen die Macht eines Dogma's erworben hat. Und dennoch, und obgleich es zu keiner Zeit an verständigem Widerspruch gefehlt hat, ist dem so. Ja es wird in den

Schriften einzelner jüngerer Gelehrten von der ursprünglich räumlichen Bedeutung der Casus gelegentlich wie von einer ausgemachten Sache gesprochen.

Indem ich mich nun nach diesen Vorbemerkungen zur Frage selbst wende — die, wie sich von selbst versteht, bei der hier gebotenen Kürze nur berührt werden kann — muss ich zunächst den Gesichtspunkt hervorheben, von dem aus eine Antwort im Sinne der heutigen Sprachwissenschaft am ehesten gefunden werden kann. Wir suchen hier nicht den Fehlern und Widersprüchen nachzuspüren, in welche sich die locale Theorie als solche verwickelt, auch nicht den Unwahrscheinlichkeiten, welche sie annimmt um von ihrem Boden aus die einzelnen Gebrauchsweisen zu erklären, sondern wir fragen, was lehrt uns die Sprache selbst durch das System ihrer Formen? Die Sprachformen sind auch in Bezug auf diesen Punkt, richtig betrachtet, und zwar selbst ohne eine weitere Analyse nicht so stumm, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte. Zunächst nämlich wird wohl jedermann zugeben, dass es zur Ermittelung der in den Casusformen steckenden Intention der Sprache von Wichtigkeit ist, welche Casus formell immer oder bisweilen zusammen, welche durchaus auseinander fallen. Diese Seite der Frage ist auch bisher keineswegs gänzlich unbeachtet geblieben. Hartung, unter den Localisten derjenige, welcher am ausführlichsten auf die Casusformen eingeht, gründet seine Auffassung der lateinischen Casus darauf, dass der Ablativ ursprünglich identisch mit dem Dativ gewesen sei. Diese Annahme ist nun aber, seit wir die altlateinischen und oskischen Ablative auf *d* kennen und mit den entsprechenden indischen und persischen auf *t* vergleichen können, vollständig widerlegt. Andre Vertreter desselben Grundprincips haben Gewicht darauf gelegt, dass der Genetiv im Sanskrit vielfach mit dem Ablativ zusammenfalle, dessen Eigenschaft als Wohercasus weniger zweifelhaft ist. Ebenso hat man die formelle Gleichheit des griechischen Dativs mit dem Locativ betont. Allein, wie es zu geschehen pflegt, alle diese Punkte sind nur in so weit in Betracht gezogen, als sie zu der zu erweisenden Theorie passten. Solche Umstände derselben Art aber, bei denen dies nicht der Fall ist, blieben unberücksichtigt. So steht der sanskritische Genetiv nur im Singular mit dem Ablativ in einem gewissen Austausch, während er im Dual mit dem Locativ, also nach jener Theorie der Woher- mit dem Wocasus zusammenfällt. Der Ablativ aber, dem in den Sprachen, welche ihn erhalten haben, wirklich überwiegend die Bezeichnung des woher zufällt, theilt im lateinischen und sanskritischen Plural und im Dual des Sanskrit die Form des Dativs. Wie stimmen diese Thatsachen zu jenen Voraussetzungen? Wäre die Sprache von bestimmten räumlichen Anschauungen ausgegangen, wie hätte sie wohl in den beiden Numeris der Mehrheit davon so abweichen, wie ihre ursprünglichen Kategorien so unter einander wirren können? Wäre der Dativ ein Wocasus, wie käme es, dass dieser Casus sich im casusärmeren Dual nicht etwa mit dem nach localistischer Ansicht ihm zunächst verwandten Collegen, dem Locativ, sondern wie im Plural mit dem Wohercasus dem Ablativ associiert? Es ist klar, wir können nur diejenigen Grundvorstellungen der Sprache für richtig errathen halten, welche dem Bestande der Formen nicht widersprechen, und ebenso klar, dass ein solcher Widerspruch zwischen dem Localismus und den Casusformen vorliegt. Ueberhaupt ist der Umstand in hohem Grade beachtenswerth, dass das Casussystem sich für jeden Numerus anders stellt und nur für den Singular vollständig entwickelt ist. Es geht daraus deutlich hervor, dass dem Sprachgefühl ein ganz bestimmtes Bewusstsein von dem einzelnen Casus als solchem überhaupt nicht vorschwebte, dass vielmehr für jeden Numerus das Bedürfnis

nach Casusformen und das Gefühl für die Verschiedenheit der Casus unter einander ein verschiedenes war. Das individuelle erweist sich hier wie anderswo im Sprachleben als das frühere, das Bewusstsein von der Einheit des ähnlichen als das spätere.

In Bezug auf das Zusammenfallen der Formen ergibt sich nun aber ferner ein wichtiges Factum. Sämmtliche Casus lassen sich in dieser Hinsicht in zwei Gruppen eintheilen. Die erste Gruppe umfasst den Vocativ, Nominativ und Accusativ. Diese drei Casus fallen formell unter einander sehr häufig zusammen, wie sie ja denn im Neutrum durchweg und im Dual der Wörter jeglichen Geschlechts in allen indogermanischen Sprachen gleichlauten. Dagegen hat — abgesehen von einzelnen ganz zufälligen, das heisst aus lautlicher Umgestaltung zu erklärenden Fällen — keiner dieser drei Casus jemals etwas mit einem der übrigen gemein. In keiner dieser Sprachen ist jemals der Accusativ dem Dativ oder Genetiv gleich, geschweige denn dass der Nominativ seine Form je mit einem dieser Casus theilte. Sowohl die positive, wie die negative Seite dieser Thatsache scheint mir von höchster Wichtigkeit zu sein. Die positive Seite, also der Umstand, dass der Nominativ und Vocativ mit dem Accusativ häufig gleichlautet, begünstigt die locale Theorie wenig. Nach dieser ist der Accusativ der Casus des wohin und doch fällt seine Form häufig mit der des Subjectscasus zusammen. Dasjenige also, was Ausgangspunkt der Handlung ist, wird durch dieselbe Form ausgedrückt wie das, was Zielpunkt ist. *τέκνο-ν* ist formell betrachtet offenbar ebenso gut Accusativ des Stammes *τεκνο* wie *λόγο-ν* des Stammes *λογο*, und doch dient diese Form auch als Nominativ und Vocativ. Hiess *τέκνο-ν* nach localistischer Ansicht ursprünglich zum Kinde hin, wie kam es in *τέκνον, τί κλαίεις* von der Bedeutung zum Kinde hin was weinst du, zu der von o Kind? In der That zeigt sich am Accusativ wohl die grösste Schwäche des Localismus, weshalb es auch nicht an solchen laueren Anhängern dieser Lehre fehlt, die für diesen Casus sie für verfehlt halten. — Die negative Seite aber der erwähnten Thatsache, d. h. der Umstand, dass die drei genannten Casus sich von den übrigen absondern, wird uns auch auf eine andre Weise bestätigt. Die Localisten, welche überhaupt vorzugsweise das Verhältniss der Casus zu den Präpositionen betonen, entnehmen ein auf den ersten Blick sehr ansprechendes Motiv für ihre Lehre den neueren Sprachen, welche, wie die romanischen, die abgestorbenen Casus durch Präpositionen ersetzen. An die Stelle des Genetivs tritt die Präposition des woher *de*, und es liegt etwas verlockendes in der Annahme, dass sich hier Jahrhunderte später derselbe Gang der Sprache wiederholt habe, den man für die Urzeit voraussetzte. Mit dem *ad*, das den Dativ ersetzt, will sich's freilich gleich weniger fügen, da diese Präposition offenbar die Richtung wohin bezeichnet. Und vollends ganz anders stellt es sich beim Accusativ. Abgesehen von vereinzelten Anwendungen einzelner Präpositionen, wie etwa in unserm Aequivalent des prädicativen Accusativs z. B. sie wählen ihn zum Führer, wird der Accusativ nie durch präpositionale Wendungen ersetzt, fällt vielmehr formell wie beim Neutrum mit dem Nominativ zusammen. Also auch hier ein scharfer Unterschied der ersten Gruppe von der zweiten. Es freut mich in dieser Zweitheilung der Casus mit Grassmann übereinzustimmen, der in einem der neuesten Hefte von Kuhn's Zeitschrift die indogermanische Casusbildung scharfsinnig, aber freilich sonst in einer Weise erörtert, der ich nur zum Theil zu folgen vermag.

Bleiben wir hier einen Augenblick stehen und erwägen die Consequenz, die sich aus dem gewonnenen für die localistische Casustheorie überhaupt ergibt. Das Hauptargument

der Localisten ist immer ein sprachphilosophisches. Die Sprache, sagen sie, geht vom sinnlichen aus, gelangt erst durch das sinnliche zum geistigen. Das können wir zugeben. Räumliche Verhältnisse fallen mehr in die Sinne als geistige. Das lässt sich noch weniger leugnen. Wenn sie aber auf diese beiden Prämissen den Schluss stützen, folglich muss die Sprache bei der Casusbildung von räumlichen Anschauungen ausgegangen sein, so liegt hier ein logischer Fehler. Es gibt nämlich auch andre sinnliche Anschauungen als räumliche. Folglich geht der Schluss nur auf ein Können, nicht auf ein Müssen. Nun haben wir gesehn dass ausser dem Nominativ und Vocativ, die wohl niemand auf räumliche Verhältnisse zurückführen wird, auch der Accusativ kein ursprünglicher Raumcasus ist. Es steht also fest, dass es auch einen casus obliquus gibt, der, von was für Anschauungen immer, nur nicht von räumlichen, zu seinem Gebrauch als Objectscasus gelangte. Wir werden daher auch in Bezug auf die übrigen Casus vorsichtig sein und ohne uns durch jenen Schluss a priori bestimmen zu lassen auch für sie eine locale Grundbedeutung nur dann einräumen, wenn sie sich aus dem Gebrauch des einzelnen Casus ohne allen Zwang ergibt.

Kehren wir aber zu den Formen zurück, die uns ja überall in diesen Fragen am sichersten zu leiten scheinen. Nichts ist gewisser, als dass sämmtliche indogermanische Sprachen ursprünglich einen grösseren Reichthum an Casus besassen als das Griechische und das noch um einen Casus reichere Lateinische, dem eine verkehrte Ansicht nicht einmal diesen bescheidenen Vorzug vor der sonst so viel reicheren Schwester gönnen wollte. Der Ablativ, dessen einziger Rest bei den Griechen in den Adverbien auf ως steckt, ist ausser im Lateinischen im Oskischen lebendig. Den Locativ und Instrumentalis haben die slawisch-lettischen Sprachen bis auf den heutigen Tag erhalten. Spuren beider, namentlich des Locativs finden sich auch in den südeuropäischen Sprachen und den Instrumentalis kennt bekanntlich auch das Altdeutsche. Kein Zweifel also, die acht Casus des Sanskrit waren schon in der Zeit vor der Sprachtrennung vorhanden. Von dieser Grundlage muss jede Untersuchung über die Geltung der einzelnen Casus ausgehn. Der Wohincasus ist schon beseitigt. Wir hätten nun im Sinne der Localisten einen Wocasus im Locativ. Aber es ist schon auffallend dass sich diesem sofort ein zweiter Wocasus, der Dativ, hinzugesellen soll und wir werden gegen diese Auffassung um so mistrauischer sein, da in der That der Gebrauch des Dativs, da wo er, wie im Lateinischen, rein hervortritt, so gut wie gar keine Spuren einer solchen Bedeutung zeigt, weshalb es denn nicht an solchen gefehlt hat, die für den Dativ das wohin und selbst das woher vorzogen. Ganz dasselbe Verhältniss findet zwischen dem Ablativ und dem Genetiv statt. Mit dem Instrumentalis aber, der alle die Verhältnisse bezeichnet, für welche wir uns der Präposition mit bedienen, ist noch weniger etwas anzufangen. Mit einem Worte, jene locale Theorie passt nur für den verhältnismässig geringen Casusbestand des Griechischen einigermassen, zu dem reicheren, den wir für den alterthümlicheren zu halten berechtigt sind, fügt sie sich gar nicht, oder nur mit äusserstem Zwange. Dies Sprachverhältnis sollte denn doch einigermassen bedenklich machen.

Jener anfängliche Reichthum ist nun fast in keiner indogermanischen Sprache ganz unversehrt geblieben. Einzelne Casus sind in den meisten unter ihnen abgestorben, und auch das ist für die localistische Theorie wichtig, wie die absterbenden Casus ersetzt wurden. Tritt nun bei diesem Ersatz absterbender Casus, bei dem was ich schon anderswo einmal die suppletorische Function der erhaltenen Casus genannt habe, etwa die locale Bedeutung

hervor? Sicherlich gibt es nur wenige Facta, die sich allenfalls so deuten liessen. Der absterbende Locativ wird im Lateinischen nicht durch den, wie nach der Ansicht der meisten Localisten angenommen wird, ihm zunächst verwandten Dativ, sondern durch den Ablativ ersetzt z. B. in bello neben belli domique. Den Instrumentalis vertritt im Griechischen der Dativ, im Lateinischen der Ablativ. Hätte die Sprache zur Zeit des Absterbens dieses Casus noch ein Gefühl für eine bestimmte locale Bedeutung desselben besessen, wäre es wahrscheinlich, dass sie zum Ersatz hier das eine, dort das andre locale Verhältniss gewählt hätte? Daraus, dass die Functionen eines abgestorbenen Casus auf einen andern übertragen werden, entstehen Mischcasus. Ein solcher Mischcasus kann gar nicht, wie man von uns armen Grammatikern noch immer bisweilen fordert, auf eine einzige scharf definierbare Grundbedeutung oder Formel zurückgeführt werden. Der griechische Dativ ist kein einfacher, sondern ein dreifacher Casus, er ist erstens echter Dativ und entspricht nur insofern dem lateinischen Dativ, er ist zweitens Ersatzmann des Instrumentalis und drittens des Locativs und in den beiden letzteren Eigenschaften dem lateinischen Ablativ zu vergleichen. Wie die Sprache überhaupt, so ist der Casusgebrauch etwas historisch gewordenes, das sich ebenso wenig wie Verhältnisse des realen Lebens aus spitzen Definitionen oder logischen Aufstellungen begreifen lässt. Versuche der letzteren Art, und zu ihnen gehört auch die locale Theorie, sind ein Ueberrest aus einer jetzt schon überwundenen Periode der Sprachforschung, in welcher man zunächst alles mit bewundernswürdiger Entschlossenheit a priori construierte, und dann solchen Constructionen die gegebenen Facta so gut es gehn wollte, anpasste. Selbst der praktische Unterricht kann sicherlich nur dabei gewinnen, wenn er sich von solchen Ueberresten, unter denen die locale Theorie vielleicht ihrer scheinbaren Einfachheit und Fasslichkeit wegen einer der beliebtesten ist, völlig frei machte.

Indessen, wir dürfen uns nicht mit der blossen Negation begnügen. Was hat denn, wird mancher fragen, die neuere Sprachwissenschaft über den Ursprung der Casus neues und besseres vorzubringen? Allerdings bin ich der Meinung, dass die Analyse der Casusformen, obwohl durch mehrere neuere Untersuchungen wesentlich gefördert, doch von einem befriedigenden Abschluss noch weit entfernt ist. Zwei Meinungen stehen sich in Bezug auf den Ursprung der Casusendungen gegenüber. Nach der einen sind alle Casusendungen ursprünglich angefügte Pronominalstämme. Unstreitig ist an dieser Ansicht viel richtiges, nur muss man zugeben, dass der Nachweis bestimmter Pronominalstämme noch nicht überall gelungen, und dass namentlich das Band zwischen den angefügten Elementen und der Bedeutung eines Casus noch häufig ganz dunkel ist. Nach der andern Auffassung stecken in den Endungen der casus obliqui angefügte Präpositionen. Auf diese Weise würde die Bedeutung des einzelnen Casus begreiflicher sein. Aber der Nachweis ist im einzelnen noch weniger gelungen und noch mehr steht dieser Erklärung der Umstand entgegen, dass die frühe Existenz der Präpositionen vor der Schöpfung der Casus unwahrscheinlich ist, weil wir an den meisten Präpositionen Casusendungen deutlich erkennen und diese daher selbst für erstarrte Casus halten müssen. Im ganzen also halte ich den pronominalen Ursprung der Casusendungen für den wahrscheinlicheren, und wenigstens für die von mir vorhin als die erste bezeichnete Gruppe von Casus, für den Vocativ, Nominativ und Accusativ können wir wenigstens mit einiger Wahrscheinlichkeit den Gang errathen, welchen die Sprache bei dieser, wie wir vielleicht vermuthen dürfen, ältesten Trias von Casus einschlug. Der Vocativ hat, wie wohl allgemein anerkannt wird, gar keine Endung. *νεανία,*

πόλι, δαῖμον sind die reinen Stämme der betreffenden Nomina. Da beim Ruf der Name eben nur genannt, das Wort ausser aller Satzverbindung gedacht wird, so war hier zu einer Hinzufügung kein Anlass. Es erhielt sich also die unflectierte Form aus einer Zeit, da es noch keine Casusendungen gab. Für den Nominativ wird die Erklärung Bopps jetzt wohl ebenso allgemein anerkannt, vielleicht eine der schönsten Entdeckungen des würdigen Altmeisters, auf dessen Grund wir jüngeren alle fortbauen. Bopp hält das *s*, welches in allen indogermanischen Sprachen das Zeichen des Nominativs der persönlichen Geschlechter ist, für identisch mit dem in einer Reihe von Sprachen erhaltenen Pronominalstamme *sa* — von dem unter anderm der altlat. Acc. Pl. sos = eos und der griechische Artikel ὁ herstammen. Die Sprache kennzeichnete danach das Subject dadurch, dass sie dem betreffenden Wort ein hinweisendes Pronomen artikelartig postponierte. Es ist klar, dass die Geltung eines auf diese Weise charakterisierten Nomens nicht nothwendig die des Subjectes sein musste, aber wir begreifen, wie sich der Gebrauch ausbilden konnte, gerade nur das Subject auf diese Art zu kennzeichnen, und später aus diesem Gebrauch die Gewohnheit mit diesem Kennzeichen sofort die Bedeutung des Subjects zu verbinden. Dass die Tendenz der Sprache mehr auf Hervorhebung als auf eine bestimmtere Bezeichnung ging, ergibt sich besonders daraus, dass das Neutrum, auch wenn es als Subject steht, dieses Zeichens entbehrt, offenbar deshalb weil die im Neutrum stehenden weniger hervortretenden Begriffe zu solcher Kennzeichnung nicht geeignet schienen. In Bezug auf den Ursprung des Accusativs aber scheint mir ein Gedanke beachtenswerth, den Grassmann in dem oben erwähnten Aufsatz ausspricht. Das Zeichen des Accusativs ist *m* oder *am*. Schon Bopp und Schleicher bringen dies *m* mit mehreren sanskritischen Pronominalstämmen in Verbindung, unter anderen mit dem Stamme *amu*, und hier macht nun Grassmann darauf aufmerksam, dass dies *amu* in seiner Bedeutung jener zu der Bedeutung des Accusativs sich gut fügt. Pronominalstämme vor der Casusbildung lassen sich am ersten mit unsern demonstrativen Adverbien vergleichen. *sa* wies, so scheint es, auf das zunächst liegende, *amu* oder *am* auf das ferner stehende hin, *sa* also entsprach etwa unserm her, *am* unserm da. Die Sprache charakterisierte das Subject durch ein angefügtes hier, das Object durch ein angefügtes da. Ein Satz wie *deu-s donu-m da-t* = skt. *dêva-s dâna-m dadâ-ti* hiess also eigentlich Gott hier Gabe da geben er. Man wird zugeben, dass diese Erklärung der ersten Casusgruppe sich wenigstens hören lässt. Sie stimmt auch, dünkt mich, zu dem was wir über den Ersatz der Casus durch Partikeln in minder vollkommenen Sprachen wissen. Welch ein Schritt freilich von solchen ersten Versuchen der Formenschöpfung zu der reich und kräftig entwickelten Casusflexion!

Ein weiteres Eindringen in den Ursprung der Casus wird nur dann zu erwarten sein, wenn sich mehr als bisher die syntaktische Forschung mit der etymologischen verbindet, wozu vor allem vergleichende Studien des Casusgebrauchs nothwendig sind. Ein grosses Muster für vergleichende Syntax liegt ja in dem vierten Bande der leider unvollendeten deutschen Grammatik des Mannes vor, den erst in diesen Wochen der Tod abrief. Was Jacob Grimm nach andern Richtungen hin schuf und war, sind andre zu sagen berufener als ich. Aber das eine kann ich hier nicht unterdrücken. Was Sprache ist, wie die Sprache lebt, hat wohl kein sterblicher in dem Maasse erlauscht, wie Jacob Grimm.

Präsident Dr. Franke:
Wünscht Jemand das Wort?

Prof. Dr. Lange aus Giessen:

M. H.! Es ist eine schwierige Sache, wenn man gänzlich unvorbereitet gegenüber einem durch seine Klarheit und Durchsichtigkeit ausgezeichneten Vortrag auftreten soll, um eine wenigstens zum guten Theile entgegengesetzte Ansicht ex tempore zur Geltung zu bringen. Ich muss Sie daher im voraus um Entschuldigung bitten, wenn das, was ich zu sagen habe, nicht systematisch geordnet vorgetragen werden, sondern an die Reihenfolge der Gedanken, die von meinem geehrten Herrn Vorredner eingehalten worden ist, sich anknüpfen und sonach einen mehr aphoristischen Charakter an sich tragen wird. Im Allgemeinen will ich jedoch den Gesichtspunkt vorausschicken, dass ich in der Opposition gegen Hartung mit Herrn Prof. Curtius vollkommen übereinstimme, dass es mir nicht einfallen wird, die Localtheorie, wie sie von Hartung seiner Zeit geltend gemacht worden ist, wieder aufzufrischen. Herr Prof. Curtius hat unwiderleglich dargethan, und davon bin ich auch von jeher überzeugt gewesen, dass die Localtheorie in der Form, wie sie Hartung geltend gemacht hat und wie sie von Kühner in den Grammatiken weiter verbreitet worden ist, nicht haltbar ist. Die Argumente, die dagegen sprechen, sind manichfacher Art und liessen sich noch vermehren. Aber wenn man eine Anschauung, die in einer extremen Weise formuliert war, widerlegt hat, so hat man noch nicht die vielleicht richtigen Grundgedanken, von denen diese Anschauung, wenn sie auch extrem formuliert war, ausgegangen ist, widerlegt.

Mein geehrter Vorredner hat die Frage aufgeworfen: Was lehrt die Sprache durch ihre Form? und bei Erörterung derselben das Zusammenfallen gewisser Casusformen ins Auge gefasst, und die Thatsachen geltend gemacht, welche dafür sprechen, dass der Genetiv nicht könne die Bedeutung woher gehabt haben, der Dativ nicht die Bedeutung wo, der Accusativ nicht die Bedeutung wohin. Er folgerte aus dem Zusammenfallen der Casus im Singular und aus dem davon verschiedenen Zusammenfallen im Dual und Plural, dass eine solche bestimmte Unterscheidung der Localbegriffe nicht zu Grunde gelegen haben könne. Aber frage ich, folgt denn daraus auch, dass die Casus, um welche es sich handelt, nicht eine unbestimmte Localbedeutung gehabt haben können? Prof. Curtius hat selbst geltend gemacht, dass die Sprache kein ganz bestimmtes Gefühl gehabt haben könne für die Unterscheidung der Casus obliqui; denn sonst würden im Singular nicht andere Casus zusammengefallen sein, als im Dual und Plural. Der Meinung bin ich auch, ich meine aber auch, das lässt sich auf die locale Grundanschauung sehr wohl anwenden, man kann sich denken, dass die Sprache von localen Anschauungen ausgeht, dass sie gewissermassen die Tendenz hat, gewisse locale Verhältnisse unterscheiden zu wollen, dass sie aber mit dieser Tendenz nicht zum Durchbruch kommt, bei einer unbestimmten instinktmässigen Unterscheidung stehen bleibt, die nicht stark genug ist, um ein verschiedenes Zusammenfallen in den verschiedenen Numeris zu verhindern. Also die Thatsachen stimmen nicht mit der localen Definition, wie sie Hartung gegeben hat, aber sie schliessen nicht die Möglichkeit einer localen Grundauffassung der in Betracht kommenden Casus aus.

Mit der Eintheilung der Casus in zwei Gruppen, Nominativus, Accusativus und Vocativus einerseits, und die übrigen fünf Casus des Sanskrit andererseits, stimme ich vollkommen überein, und bin auch der Meinung, dass die erste Gruppe, Nominativ, Vocativ und Accu-

sativ wesentlich nicht von localen Anschauungen ausgegangen, hege aber dagegen die Ansicht, dass bei der andern Gruppe die locale Grundanschauung festzuhalten ist.

Ueber die Argumentation der Localisten hat sich der Herr Prof. Curtius ungefähr so ausgesprochen: das Hauptargument derselben sei ein philosophisches; sie behaupteten, dass die sinnlichen Anschauungen ursprünglicher seien, als die geistigen, dass die räumlichen Anschauungen eben sinnliche seien, folglich seien die Casus aus räumlichen Anschauungen zu erklären. Würde das in der Weise formuliert, so würde es allerdings sehr ungenügend sein; aber ich glaube, man könnte von diesem Standpunkte aus es besser formulieren. Es gibt freilich ausser den räumlichen Anschauungen auch andere sinnliche, aber die räumliche Anschauung hat nach der Theorie der modernen Psychologen, unter denen ich speciell Lotze nenne, vor allen überhaupt zu denkenden sinnlichen Anschauungen auf die Bildung der Vorstellungen im menschlichen Geiste überwiegenden Einfluss, deshalb weil die zwei wichtigsten Sinne, Auge und Tastsinn, zusammenwirken müssen, um überhaupt räumliche Vorstellungen hervor zu bringen.

Was durch diese beiden Sinne an Anschauungen in frühester Jugend gewonnen wird, haftet fest und bildet gewissermassen eine Form, in welche alles andre unwillkürlich hineingegossen wird, bildet gewissermassen den Stempel, den der denkende Geist allem andern unwillkürlich aufprägt. So sind wahrscheinlich auch in der Kindheit der Menschheit vor allen andern Vorstellungen durch die zusammengreifende Wirksamkeit von Auge und Tastsinn die Aussagen, welche die Casus geben, zuerst aus räumlichen Anschauungen hervorgegangen, nicht aus präcisierten, wie Hartung will, wenn er sich für ein Woher-, Wo- und Wohin-Verhältniss erklärt, sondern aus unbestimmten Anschauungen. Diese unbestimmten Vorstellungen sind aber massgebend gewesen für den Ausdruck geistiger Beziehungen. In diesen geistigen Beziehungen, die wir jetzt allerdings zu analysieren und zu unterscheiden wissen, hat zur Zeit, als die sprachlichen Formen geschaffen wurden, noch eine grössere Unbestimmtheit geherscht, als bei den Vorstellungen räumlicher Anschauungen. Um sich geistige Verhältnisse klar zu machen, übertrug man unwillkürlich räumliche Anschauungen auf diese geistigen. Man machte gleichsam eine Metapher. Ich kann das im Einzelnen nicht durchführen. Ich lasse aber mein Beispiel auch vom Standpunkte des spätern Sprachgebrauchs gelten, worin man das metaphorische Verfahren deutlich erkennen kann, indem Vorstellungen von nicht räumlichen Beziehungen ausgedrückt werden durch die Formen, die zunächst geschaffen waren für räumliche Beziehungen, die wir zuerst als räumliche Vorstellungen fassen müssen. Also, das glaube ich, so unvollkommen es in der Art, wie ich es vorgetragen, erscheinen mag, lässt sich jedenfalls ahnen, dass vom philosophischen Standpunkte aus eine locale Auffassung der sprachlichen Casus in vollkommnerer Weise gegeben werden kann, als die von Hartung gebotene und in dieser Form von Curtius widerlegte.

Prof. Curtius hat ferner bezüglich des Reichtums an Casus in den Ursprachen und des Armwerdens einzelner Sprachen in dieser Hinsicht geltend gemacht, dass das Sanskrit acht Casus habe. Er hat gefragt, da der Wo-Casus in einem Locativ vorhanden gewesen, wie es komme, dass ein zweiter Casus, der Dativ, noch für das Wo-Verhältniss vorhanden sei. Diese Frage kann ich natürlich endgültig nicht beantworten, aber ich möchte darauf hinweisen, dass im Sanskrit selbst, soweit ich den Sprachgebrauch kenne, nämlich im Epischen und Vedischen, allerdings ein Unterschied besteht zwischen dem Locativ und dem Dativ, ein Unterschied, der

wohl in der Form liegt. Bei dem Locativ prävalierte das Locale mit Entschiedenheit, während beim Dativ das Locative schon auf das geistige Gebiet übertragen war. Als Beispiel erinnere ich daran, dass zwischen dem finalen Dativgebrauch im Lateinischen und im Sanskrit viel analoges zu finden ist. Einzelne Beispiele finden sich für diesen Gebrauch auch beim Locativ; während das locative Verhältniss zu den nicht localen Fällen ein solches ist, dass der Localgebrauch entschieden prävaliert, ist dies beim Dativ nicht der Fall. Was werden wir daraus schliessen, dass es zwei verschiedene Casus gibt, wenigstens im epischen Sanskrit? Ich meine, m. H., das haben wir einfach als ein Produkt der historischen Entwickelung anzusehen. Ursprünglich sind beide Casus identisch, und der eine überflüssig. Als nun die Sprache anfing nicht blos Localbeziehungen auszudrücken, sondern auch geistige, z. B. Finalitätsverhältnisse, da benutzte man vorzugsweise von den beiden Suffixen dasjenige, welches durch die vollere Form ausgezeichnet war, und fing an bei diesem differenzierenden Sprachgebrauche beide Suffixe zu scheiden, für den Locativ das Suffix in vokalisch gesteigerter Form, die sogenannte Guna, für den Dativ das mit dem gesteigerten diphthongischen Laut *i* oder wie es ausgesprochen wird. Sind dies nun verschiedene Suffixe? kann man vielleicht fragen. Es ist nicht anzunehmen, dass man zum Zweck des Ausdrucks finaler Beziehungen nach Analogie der localen Beziehungen, den Locativ auf *i*, wie man gewohnt war anzunehmen, aus dem potenzierten Suffix *ni* gebildet habe.

Dann hat Prof. Curtius gesagt, dass sich mit dem Instrumentalis, durch welchen man das Womitverhältniss ausdrücke, vom Standpunkt der localistischen Theorie nichts anfangen lasse. Das muss ich aber ganz entschieden bestreiten, freilich nicht von dem Standpunkte Hartungs, sondern von einem andern Standpunkte aus. Es lässt sich recht wohl Localistisches mit dem Instrumentalis in Zusammenhang bringen. Der Instrumentalis drückt im epischen Sanskrit überwiegend das Verhältniss aus, welches man auch im Lateinischen und Griechischen als ein instrumentales zu bezeichnen gewöhnt ist, er steht auf die Frage womit; aber wir finden in ziemlich ausgedehnter Weise Fälle dieses Gebrauches, den schon Bopp als sociativen oder auch comitativen bezeichnet. Ich halte nun diesen Comitativ für die Grundlage des Instrumentalis, so dass sich beide sehr wohl mit einander vertragen. Wir sagen z. B. „ich gehe mit meinem Freunde spazieren" und „ich schlage den Hund mit dem Stocke". Dass es sich hier um verschiedene Verhältnisse handelt, wissen wir: das eine ist ein sociatives, das andere ein instrumentales. Wir wissen es, wir Grammatiker, die wir darüber nachdenken nach unserer Weise; der gemeine Mann unterscheidet nicht. Das Volk, welches die Unterschiede, deren es sich geistig bewusst geworden, schafft und ausprägt durch die Sprache, dieses Volk unterscheidet jetzt nicht mehr. Warum will man nun nicht annehmen, dass in der Zeit der Schöpfung der Flexionsformen diese beiden nahe liegenden Verhältnisse vom Volksgeiste nicht unterschieden, sondern zusammengefasst wurden unter einem Gesichtspunkte: Ich gehe mit meinem Freunde spazieren und ich schlage den Hund mit dem Stocke, verrichte irgend eine Handlung mit irgend einem Instrumente. Wenn der Sociativ der frühere ist in der Entwickelung des Gebrauchs, so würde von Curtius die räumliche Anschauung nicht bestritten werden. Denn das 'mit Jemandem gehen' ist gerade so local, wie das 'herkommen von einem Orte'.

Das ganze Unglück der localistischen Theorie ist, dass sie von Hartung in drei Fragen (wo? woher? und wohin?) gedrängt worden ist, mit welchen sich nichts durchführen lässt; wollte man aber die locale Grundanschauung etwas freier gestalten, so könnte man sie sehr

wohl festhalten, ohne sich in Widersprüche zu verwickeln, wie sie sich gegen die Hartungsche Theorie geltend machen lassen.

Dann hat Prof. Curtius gefragt, wie die absterbenden Casus ersetzt worden seien, und gemeint, dass die Art und Weise nicht spreche für die Localtheorie. Er hat z. B. gesagt: der Locativ *belli* „im Kriege" werde später ersetzt durch *bello*. Das ist nun mein Standpunkt nicht: ich halte den Ablativ nicht für einen ausgeprägten Wohercasus und berufe mich auf die Herren, die Sanskrit verstehen, dass einige Fälle des Gebrauchs der Form vorkommen mit *at*, welche entschieden nicht als Antworten auf die Frage woher? sondern auf die Frage wo? zu betrachten sind. Diese Formen auf *t* haben genau, wie die Formen auf *i*, eine viel vagere, aber locale Grundbedeutung gehabt, aus welcher durch den Differenzierungsprozess sich der Gebrauch im Sanskrit anders, anders im Latein gestaltete. Den Instrumentalis vertritt im Griechischen der Dativ, im Latein der Ablativ; das konnte der griechische Dativ sehr wohl, wenn ursprünglich im Sanskrit der Instrumentalis nur ein Bruder des Locativs ist, der mit einem andern Suffix gebildet ward, aber doch in ganz ähnlicher Weise auf die ursprüngliche Frage Wo steht und daraus entwickelte sich das Verhältniss Womit. Es kann dies Verhältniss ebensogut aus dem Verhältniss Wo entwickelt werden, wie die Verhältnisse Wohin und Woher. Ich muss mich ferner gegen die Einwendung erklären, die Prof. Curtius gemacht hat rücksichlich des Zustandes der absterbenden Casus im herschenden lateinischen und griechischen Sprachgebrauch. Er nennt diese Casus Mischcasus und denkt sich, dass vorher im Griechischen und Lateinischen ein fest entwickelter Sprachgebrauch vorhanden gewesen sei, durch Ablativ und Instrumentalis u. s. w., dass sich im Lateinischen dies später verloren habe. Wer sagt uns, dass ein entschieden fest entwickelter Sprachgebrauch vorhanden gewesen. Wir kennen Sanskrit und den Sanskritsprachgebrauch, die ältesten Denkmäler des Sanskrit, welche älter sind als die ältesten des Homer, aber wie der Sprachgebrauch gewesen, wie er feststand zur Zeit, als das indogermanische Urvolk sich in verschiedene Zweige spaltete, wissen wir nicht, wir können nur zurückschliessen. Die richtige Methode ist nicht die, dass man vom Sanskrit ausgeht und sagt, weil dort diese fünf Verhältnisse genau unterschieden wurden, so musste das Griechische sie ebenso genau unterscheiden, sondern man muss sagen, wenn im Sanskrit sich Unterscheidungen finden, die theilweise zusammenstimmen mit dem Griechischen und Lateinischen, theilweise aber auch nicht, so muss man aus dieser Thatsache vorsichtig zurückschliessen und man erlangt sodann eine gewisse, freilich klein ausfallende Summe von Thatsachen über den ürsprünglichen Casusgebrauch, aus welcher wir uns nun einzelne Facta erklären. Für die Schulpraxis kommt sehr wenig darauf an; da ist es gleich, ob der Casus ein Mischcasus ist und in drei Kapitel zerlegt werden kann, oder ob man die Hartung'sche Theorie anwendet und die Casus zerlegt oder sie ganz äusserlich nach Verben oder Adjectiven anordnet. Das wird von der Wissenschaft nicht verlangt, dass sie der pädagogischen Praxis die Mühe abnehme, welche die Einübung des Casusgebrauchs in Schulen von jeher verursacht hat und in Zukunft noch verursachen wird, aber für die Wissenschaft lässt sich allerdings auf dem Wege, den ich nur andeuten kann, wohl das eine und andere Resultat gewinnen, welches für die Geschichte der Entwickelung sprachlicher Formen nicbt ohne Bedeutung sein wird. Namentlich muss ich mich noch dagegen verwahren, dass Herr Prof. Curtius gesagt hat, die Localtheorie sei ein Ueberrest einer veralteten a priori construierenden Methode. Das spricht freilich gegen die Hartungsche; aber, wie ich schon mehrmals zu betonen Gelegenheit genommen habe, damit ist nicht die locale Anschauung beseitigt.

Auf die positiven Aufstellungen des Herrn Prof. Curtius erlauben Sie mir nur noch mit einem Worte einzugehen. Auch hier bin ich nicht ganz derselben Ansicht. Er sagt, die Suffixe gelten entweder für Pronominalstämme oder für Präpositionen, als wenn beide Ansichten nothwendig so schroff einander gegenüberständen. Ich glaube nicht, dass dem so ist. Ich nehme z. B. mit Herrn Prof. Curtius an, dass der Nominativ gebildet wird mit dem Suffix *sa*, der Accusativ mit *am;* aber rücksichtlich der übrigen Casus (der andern Gruppe) nehme ich allerdings an, dass sie aus Präpositionen gebildet sind; nur dürfen wir nicht erwarten, dass es fertige Präpositionen wie *aput*, *post* u. s. w. gewesen, die spätern Erzeugnisse aus den frühern viel kürzern Formen. Wenn man sich in die Urzeit hineindenkt, muss man überhaupt abstrahieren von den Vorstellungen, die wir uns gegenwärtig von Präpositionen machen. So verschieden ein *s* von *οὗτος*, so verschieden ist das locative *i* von *aput*. Also das *i* des Locativs halte ich für eine virtuale Präposition, nicht für eine unbedingte, aber seiner Tendenz nach, hinzuweisen, wie etwa in der Weise eines Adverbs, so dass also z. B. von *οἶκος* der Locativ *οἴκοι* hat. Das kann nun heissen, je nachdem es mit einem Verbum der einen oder andern Bedeutung gebildet ist, 'beim Hause', 'im Hause' u. s. w. Das ist Sache der sprachgeschichtlichen Erforschung des syntaktischen Gebrauchs im Einzelnen, wie er aus einer so vagen Bedeutung sich durch Differenzierung nach allen einzelnen Richtungen hin allmählich in einem immer vollkommeneren Zustande herausgestellt hat.

Dann muss ich noch ein Wort sagen, um das Princip des verworfenen Standpunktes Hartungs einigermassen, wie er es wirklich verdient, zu Ehren zu bringen. In dem geschichtlichen Differenzierungsprocesse, der von dem ursprünglichen Zustande aus stattfand, lässt sich nicht verkennen, dass z. B. diejenige Casusform, welche wir Ablativ nennen, dessen Tendenz ist das Verhältniss Woher? auszudrücken, in irgend welcher Periode der Sprachgeschichte einmal überwiegend diese Tendenz gehabt, und sich ausgeprägt hat im Sprachgebrauche, wie er sich nachher feststellte und in classischen Schriftstellern vorkommt. Ebenso ist es die Tendenz des Genetivs, das Woher? zu bezeichnen, und des Dativs, das Wohin? Aber wie gesagt, das kann ich alles hier jetzt nicht weiter ausführen; ich fühle überhaupt, indem ich schliesse, dass ich Ihrer Nachsicht im hohen Grade bedarf für die ungeordnete Form, in der ich meine Gegenbemerkungen hier vortragen musste.

Prof. Curtius:

Es sei mir erlaubt, mit einem Worte auf das zu antworten, was Herr Prof. Lange soeben auszuführen die Güte gehabt hat. Es freut mich zunächst, auf's neue bestätigt zu sehen, dass ich in wesentlichen Stücken vollkommen mit ihm übereinstimme, nämlich einmal in der Verwerfung jenes Localismus, den ich hauptsächlich zu bekämpfen mir vorsetzte, und zweitens in der Annahme, dass der Accusativ in keiner Weise auf ein locales Verhältnis zurückkommt. Was den neuen Localismus betrifft, den Herr Prof. Lange an die Stelle des alten setzen will, so habe ich natürlich gegen diesen nicht sprechen können, weil er überhaupt noch nirgends ausgeführt worden ist, sondern ich habe mich nur gegen die Hartungsche Theorie, welche vielfach in grammatischen Werken verbreitet ist, erklärt. Vielleicht ist es möglich, statt fester und fassbarer unbestimmte Grundbedeutungen dem Casussystem zu Grunde zu legen und in den Casusformen wiederzugeben. Das muss der Zukunft überlassen bleiben und weiter eingehender Prüfung. In Bezug auf vieles Einzelne, was vorgebracht worden ist, befinde ich mich wiederum völlig in Uebereinstimmung mit Herrn Prof. Lange, z. B. hinsichtlich des Instrumentalis, dessen sociative und comitative Bedeutung ich mit keinem Worte habe bestreiten wollen.

Prof. Ahrens:

Ich werde die Geduld der geehrten Versammlung nicht auf lange Zeit in Anspruch nehmen; ich fühle mich aber veranlasst, auch ein paar Worte über die vorliegende Frage zu sagen, weil ich gerade vor zwanzig Jahren auf der Versammlung in Cassel über denselben Gegenstand zu sprechen Veranlassung gehabt habe, nachdem sich der hochverehrte Döderlein vorher in einem andern Sinne ausgesprochen hatte. Ich habe mich sehr gefreut, dass das, was ich damals nur ganz andeutungsweise gesagt und später auch noch mehr in Kürze in meiner griechischen Formenlehre berührt habe, durch die gediegene Auseinandersetzung von Herrn Prof. Curtius vollkommen bestätigt worden ist. Ich fühle mich überhaupt in dem, was ich jetzt zur Sprache bringen will, bei weitem mehr in Uebereinstimmung mit Herrn Prof. Curtius, als mit Herrn Prof. Lange. Ich möchte nur auf einen Punkt aufmerksam machen, der bis jetzt nicht ganz vollkommen klar hervorgehoben worden zu sein scheint. Ich stimme damit überein, dass es ganz unmöglich ist, die gesammten Casus auf eine locale Bedeutung zurückzuführen, namentlich in der Weise, wie es bisher geschehen, z. B. von Hartung. Nun aber habe ich schon damals die Casus, wie sie in den indogermanischen Sprachen vorliegen, in zwei Gruppen geschieden, aber in anderem Sinne, wie es Curtius gethan, der dabei zunächst eine Scheidung der Formen zu Grunde gelegt hat. Ich legte vielmehr die Bedeutung zu Grunde und unterschied nun einerseits logische und dann topische Casus. Die topischen Casus, bei denen ganz deutlich eine locale Bedeutung vorliegt, finden sich im Sanskrit vollständig; in andern Sprachen haben wir nur Trümmer derselben. Wir haben im Sanskrit klar einen Casus auf die Frage Woher? und einen auf die Frage Wo? und einen Casus, über den die Herren Prof. Lange und Curtius übereinstimmen, den Instrumentalis oder besser Comitativus, der das Mitverhältniss, das Verhältniss des Zusammenseins und also etwas Locales ausdrückt. Dann ist freilich noch in der Idee zu statuieren ein anderer topischer Casus auf die Frage Wohin? der in der Sprache in abgesonderter Gestalt gar nicht vorkommt. Auf der andern Seite stehen die logischen Casus und da haben wir Genetiv, Dativ und Accusativ, und dass für die Existenz dieser drei logischen Casus eine gewisse Nothwendigkeit vorliegt, erkennt man einerseits daraus, weil sie in allen Sprachen sich erhalten haben, auch in denen, in welchen gar keine andern Casus mehr da sind. Die localen Casus bilden gewissermaassen einen Luxus der Sprache; sie hätten durch Präpositionen ersetzt werden können. Sie sind auch im Griechischen vorhanden, wo sie aber mehr als im Lateinischen zusammengeschmolzen sind; sie sind im Deutschen da und selbst in Sprachen, welche die eigentlichen Casusformen verloren haben und wo sie durch Präpositionen ersetzt werden. Hierdurch ist eine gewisse Dreiheit dieser obliquen Casus entstanden. Ich habe ferner in Cassel damals darauf aufmerksam gemacht, dass diese Dreiheit der obliquen Casus dadurch sich rechtfertigt, dass sie in einem Verhältnis stehen zu den drei Hauptwortklassen. Das Substantiv regiert nur den Genetiv, das Adjektiv den Genetiv und Dativ, das Verbum kann alle drei Casus haben, oder kurz, es lässt sich nachweisen ein gewisser Zusammenhang zwischen den drei Casus und den Hauptwortklassen. Der Accusativ entspricht seiner Natur nach mehr dem Verbum, er enthält das Princip der Bewegung. Der Genetiv entspricht am meisten dem Substantiv, dem Ruhen, der Festigkeit, und der Dativ steht zwischen beiden in der Mitte, die Bewegung geht in Ruhe über. Ich will das nicht weiter auseinandersetzen. Kurz und gut: ich halte daran, es sind drei logische Casus und diese haben die grösste Nothwendigkeit für sich, während die localen Casus gewissermassen einen Luxus der Sprache

bilden. In manchen Sprachen existiert eine noch viel grössere Menge solcher localer Casus, z. B. im Finnischen 14, was ich freilich nicht aus eigener Kenntnis weiss, sondern aus den Berichten anderer. Nun würde die Streitfrage von Herrn Prof. Curtius und Prof. Lange, soviel ich verstehe, darauf hinauskommen: Prof. Lange muss zugeben, dass gewisse Casus wenigstens in den Sprachen, wie wir sie jetzt vor uns haben, auch in der ältesten Gestalt, im Sanskrit wie im Griechischen, vorwiegend eine logische Bedeutung haben. Dem entgegen stehen die localen Casus. Herr Prof. Lange scheint zu behaupten, dass allerdings zwei Arten von Casus vorhanden sind; die einen sind die ganz entschieden localen in dem Sprachgebrauche, wie er uns vorliegt; die andern sind in der Sprache nicht zunächst locale, sie drücken innere Verhältnisse aus, aber sind hervorgegangen aus einer ursprünglich localen Bedeutung, die sich aber bei diesen Casus dahin entwickelt hat, jene Verhältnisse ausdrücken zu können, während dies bei den andern, den eigentlich localen Casus, nicht der Fall war. Diese Theorie scheint ein bisschen schwierig und es liegt uns das Material nicht vor, wodurch wir sie beweisen können. Es scheint überhaupt, dass diese Theorie über das hinausgeht, wofür wir unmittelbare Belege haben, und ich möchte es da immer bedenklich finden, jetzt auf Theorien und Speculationen einzugehen, in dieser Zeit und unter diesen Umständen, während wir genug zu thun haben, um das zu verstehen, was aus sehr alter Zeit uns noch in Urkunden vorliegt. Ich hätte wohl noch manches andere zu sagen, aber es ist schon zu viel Zeit verloren worden und ich will mich mit diesen Bemerkungen begnügen.

Dr. Wagler aus Luckau:

Ich kann über den Gegenstand, der jetzt vorliegt, nicht als Gelehrter, nicht als Linguist sprechen. Ich stehe diesen Studien ganz fern. Dagegen liegt es mir nahe über den Gegenstand eine Bemerkung als einfacher Schulmeister zu machen, der sich nur um die praktischen Resultate solcher Studien bekümmert. Ich kann diesen Studien nicht folgen, bin aber dem Vortrage des Herrn Prof. Curtius mit dem grössten Interesse bis zum Ende gefolgt; denn er hielt sich auf Gebieten, die auch dem einfachen Schulmeister zugänglich sind. In dieser Beziehung erlaube ich mir zwei Bemerkungen: 1. Man beachtet auch in allen Gebieten der Sprache einen Fortschritt vom Sinnlichen zum Geistigen. Wenn man also auch beim Casus geneigt ist dieser Auffassung zu folgen und wenigstens die Probe mit ihr zu machen, ob sie darauf Anwendung finden kann, so scheint mir dies das natürlichste zu sein. So lange also nicht die casus auf der andern Seite auf eine so einleuchtende Weise erklärt werden, dass selbst der Schulmeister fähig ist, einer solchen Beweisführung zu folgen (Heiterkeit), glaube ich, thun wir klug, wenn wir noch vor der Hand an der älteren Auffassung festhalten. Die Schwierigkeiten, die dabei sind, z. B. in der Uebereinstimmung verschiedener casus im Singular und Plural, und manche andre, die Herr Prof. Curtius erwähnt hat, die sehen wir Alle. Aber auf der andern Seite sind auch viele Schwierigkeiten, von denen ich nur die eine erwähnen will. Herr Prof. Curtius hat zuletzt eine Erklärung gegeben, wornach der Nominativ der Hiercasus und der Accusativ der Dortcasus ist. Diese Erklärung mag ganz richtig sein, sie kommt aber im Wesentlichen auch auf die locale Erklärung hinaus; wir kommen also wieder zurück auf die Erklärung, dass die Casus aus localen Verhältnissen entstanden sind. Also eigentlich im Grunde sind wir, wenigstens was das Praktische betrifft, gar nicht sehr weit gekommen. Darum, glaube ich, wird es für uns Schulmeister ganz passend sein, wenn wir vor der Hand noch an der alten Theorie festhalten und ihr so lange folgen, so lange es gehen will. Es werden immer Gesichtspunkte herauskommen, die für den Schü-

ler lehrreich sind; z. B. der Accusativ als Wohincasus wird dem Schüler den Gebrauch desselben als Objectscasus am leichtesten erklärlich machen und der Ablativ als Wohercasus den Gebrauch desselben beim Passiv. Ferner bei den unglücklichen Städtenamen, die in der Grammatik sich so häufig die allersinnloseste — wenn Sie mir erlauben, den Ausdruck zu gebrauchen — Behandlung gefallen lassen müssen, indem man sagt, auf die Frage wo? stehen die einen im Genetiv, die andern im Ablativ, wird immer zurückgegangen werden müssen auf das Locale. Romae in Rom, Romam nach Rom, Roma von Rom, das sind praktische Dinge, die uns sehr zu statten kommen. Auf der andern Seite werden uns nur Hypothesen geboten und die Hypothesen sind nicht einmal vollständig durchgeführt, sondern sind im Ganzen noch mangelhaft (Heiterkeit), wenn mir der Herr Prof. den Ausdruck nicht übel nimmt. Deshalb, glaube ich, ist es noch am gerathensten der localen Casustheorie zu folgen, wenigstens da, wo es so klar gegeben ist, dass von der Sprache die locale Theorie befolgt worden ist.

Prof. Dr. Steinthal aus Berlin:

Wenn ich Herrn Prof. Lange richtig aufgefasst habe, so läuft die Einwendung, die er gegen Curtius gemacht hat, auf zwei Punkte hinaus. Hr. Prof. Curtius hat gesagt: die localen Anschauungen können den Ausgangspunkt für die Casusbildung wohl hergeben, weil locale Anschauungen ursprünglich sinnlicher Natur sind; aber aus dieser Möglichkeit folgt noch nicht die Nothwendigkeit. Dagegen behauptet Hr. Prof. Lange: die localen Anschauungen seien allerdings nothwendig der Anfang, weil jedes Kind vor allen Dingen die Entwicklung seiner Seelenkräfte mit der Bildung localer Anschauungen beginne. Das ist ganz richtig: das Denkvermögen übt sich zunächst in der Auffassung räumlicher Verhältnisse. Aber ist denn die Sprache ein Product der Kinder? Nicht Kinder haben die Casus geschaffen, sondern diejenigen, welche sie schufen, hatten ausser räumlichen Anschauungen schon eine viel höhere Entwicklung des Denkens erreicht. Also bleibt immer nur die Möglichkeit, dass auch die Schöpfer der Sprache von den Anschauungen ausgiengen, welche sie in frühester Kindheit gebildet hatten; aber die Nothwendigkeit ist nicht vorhanden.

Der zweite Punkt, welcher von Herrn Prof. Lange geltend gemacht wurde, ist nun der, dass man bei der Erklärung der Casus aus der Räumlichkeit nicht die bestimmten drei räumlichen Vorstellungen zu Grunde legen müsse: woher? wo? wohin?, sondern ganz unbestimmt die Räumlichkeit überhaupt. Hier will ich mich, meine Herren, nur kurz auf Ihr Gefühl berufen, ob das wohl mit der lebendigen Sinnlichkeit eines Wilden und eines Urmenschen übereinstimmt, sich so die Räumlichkeit überhaupt zugänglich zu machen, ob der nicht mit aller Bestimmtheit eben dieses individuelle Raumverhältnis allemal im Sinne haben wird? Ein solches wo? woher? wohin? kann niemals mit einander verwechselt werden. Uns ist es möglich, eine solche Kategorie von räumlichen Beziehungen überhaupt zu bilden — dem Urmenschen, dem sinnlich erregten Menschen ist das unmöglich. Und wir wissen Alle recht wohl, wenn zuweilen es scheint, als sei in der Sprache etwas als wo aufgefasst, was wir als wohin ansehen, dass die Sache wirklich so liegt. Hat die Sprache den Casus für ein wo gebraucht, so hat sie ein wo gedacht und nicht ein wohin! Also, solche Verwechselungen würden nicht anzunehmen sein, solche Unbestimmtheiten müssen abgewiesen werden.

So viel zur Abwehr gegen Herrn Prof. Lange, und nun will ich mir ein Paar Bemerkungen erlauben über die Weise, wie ich die Sachen ansehe.

Das scheint als Thatsache allgemein anerkannt, dass die drei Casus Nominativ, Accu-

sativ und Vocativ unbedingt zu sondern sind von den übrigen Casus und damit ist allerdings, wie Hr. Prof. Curtius bemerkt hat, die localistische Casustheorie zerrissen, da der Accusativ, bisher wenigstens, immer mit in dieselbe hineingezogen wurde. Ich glaube aber, diese Thatsache muss weiter ausgedehnt werden.

Diese drei Casus sind nicht blos, wie bemerkt worden ist, auch formell von den andern Casus verschieden, sondern sie sind es ganz entschieden der Bedeutung nach, und zwar sind diese drei Casus die wirklichen Grundcasus, ohne welche überhaupt Casus gar nicht zu denken sind. Daher kommt es vor, dass in vielen Sprachen, im Finnischen, wie schon leise bemerkt worden ist, im Ungarischen u. s. w., sehr viele Casus sind, aber gerade ein Nominativ existiert nicht und gerade ein bestimmter Accusativ existiert nicht — und darum haben eben jene Sprachen in Wahrheit gar keine Casus.

Wenn behauptet worden ist, es giebt topische Casus, so muss ich einen solchen Ausdruck überhaupt völlig abweisen. Casus sind Formen, strenge Formen; räumliche Verhältnisse aber sind das nicht, was die Sprache als Formen ansehen darf und wirklich ansieht in unsern indogermanischen Sprachen. Ob eine Schüssel auf dem Tische steht oder unter dem Tische sich befindet, das ist etwas materiell so wichtiges, dass das nicht durch eine Form aufgefasst werden kann. (Heiterkeit.)

Die Sprachen, die ich eben formlos nenne, wie Finnisch, Ungarisch, die so viele Casus haben, könnten unzählige Casus haben. Diese Casus sind sämmtlich räumlich, topisch geworden, sie bedeuten ein 'hinein-' oder 'heraus-Gehen' oder '-Tragen' und alle möglichen Raumverhältnisse, wie sie sich überhaupt der Denker construieren kann und wie sie Bopp in seinem Buche über die Präpositionen construiert hat. Den Namen Casus aber gebrauche ich hier nur in einer ganz misbräuchlichen Weise; denn wahre Casus sind das nicht, sondern, wenn man wissen will, was wahre Casus sind, muss man den Nominativ oder Accusativ zum Massstab nehmen. Die Bedeutung muss ganz entschieden eine logische, eine kategorische sein, es muss ein begriffliches Verhältnis dadurch angedeutet werden; sonst entsteht keine wahre Form.

Herr Prof. Curtius hat nun den Satz aufgestellt, der Nominativ sei ursprünglich ein Casus der Nähe, der Accusativ ein Casus der Ferne. Ich glaube, dass dies deswegen nicht richtig ist, weil feine begriffliche Formen gar nicht aus solchen immerhin materiellen und rohen Verhältnissen sich entwickeln können. Hätte jemals das *s* des Nominativs eine solche Vorstellung wie hier, und das *m* wie ein da, so wäre kein reiner Nominativ und Accusativ entstanden. Und ich glaube auch nicht, dass das *s* des Nominativs wirklich und leibhaftig das Demonstrativum *sa* ist, sondern ich meine, dass das *sa* und das *s* onomatopoietisch sind, pathognomisch den gleichen Ursprung haben, dass die Bedeutung des Nominativs aber weniger materiell ist und dass nicht ein dieser und hier ausgedrückt wird, sondern die Thätigkeit, die Bewegung, die Lebendigkeit oder so etwas, während das *m* des Accusativs das Stumpfere, Todte, Leidende ausdrückt, weswegen im Neutrum der Nominativ und Accusativ nicht unterschieden ist. Die ursprüngliche Bedeutung vom Nom. und Acc. ist allerdings noch tiefer als die, welche sich im Unterschied des Masculinum und Neutrum ausspricht. Davon ausgehend gieng man über zum Nominativ und Accusativ. Das ist ein Uebergang, den man leichter erklären kann. Hier war von vornherein das ideale Verhältnis gesetzt von Thätigkeit und Ruhe und dieses wurde übertragen auf die idealeren begrifflichen Verhältnisse des Nominativ und Accusativ. Neben diesen und dem Vocativ hat es ursprünglich höchst wahr-

scheinlich im Indogermanischen gerade so viele Casus gegeben, wie im Finnischen; denn jedes Verhältnis, das wir durch Präpositionen bezeichnen, wurde wahrscheinlich durch einen Casus ausgedrückt. Das indogermanische Volk hatte den richtigen Sinn, solche Verhältnisse nicht auf die gleiche Linie zu stellen mit dem Nominativ und Accusativ, weil es den Unterschied fühlte und beide rein formell erhalten wollte, und die andern Verhältnisse, wie sie wirklich sind, auch materiell erhalten wollte. Darum hat die Sprache diese Casus erweitert zur Entwicklung der Präpositionen; sie hat diese Anschauungen, die immerhin unbestimmt sind, lieber zu vollen Wörtern entwickelt oder durch vollere Wörter ersetzt. Und diese Entwicklung kann man sich recht wohl dadurch denken, dass man den Pronominalstamm mit ursprünglich halbe oder falsche Casus bedeutenden Casus-Endungen versah. ἐπί enthält den Pronominalstamm ἑ mit einem Suffix, das einen räumlichen Sinn hatte. So bildete man Präpositionen, um diese falschen Casus entbehren zu können und dadurch die drei formellen Casus rein abzurunden. Nun meinte man, mit diesen drei nicht ausreichen zu können, man war geneigt, einige Verhältnisse, obwohl sie uns als materieller Natur erscheinen, dennoch formell auffassen zu müssen, und so bildete man allerdings noch zwei andere Casus, Genetiv und Dativ; wenigstens hat die griechische Sprache das so gemacht.

Die Casus sind also Ueberreste von alten Formen, welche falsche Casus sind oder misbräuchliche Casus, die man zurückbehalten hat, um sie den reineren Casus anzunähern.

Dass die griechische Sprache und schliesslich auch die deutsche sich darauf beschränkt hat, so wenig von den alten Formen zurückzubehalten, das ist ein entschieden grosser Vortheil, beweist einen sehr starken formellen Sinn, während die anderen Sprachen, welche soviel von den alten schlechten Formen bewahrt haben, allerdings einen Reichthum bewahrt haben, der aber ein Bettelreichthum ist.

Also, um meine Meinung zu sagen: Es gab ursprünglich neben den drei wahren Casus sehr viele attigierte Formen. Diese liess man fallen und ersetzte sie durch Präpositionen, behielt aber einige zurück und näherte ihre Bedeutung dem Formellen an, im Genetiv und Dativ.

Prof. Dr. Lange:

Ich will mir nur erlauben gegen Herrn Dr. Steinthal einzuwenden, wie ich allerdings bei meinem Vortrag vergessen habe, darauf aufmerksam zu machen, dass die Sprache im Zusammenhang gedacht werden muss mit der Gesticulation. Wenn ich behauptet habe, dass die ursprüngliche Bedeutung der Casussuffixe eine unbestimmte gewesen sei, so habe ich damit nicht behaupten wollen, dass die Aussagen der Leute so unbestimmt gewesen seien, wie sie niemals gewesen sein können. Aber die Menschen der ersten Zeit, wie wir sie uns denken, gesticulierten lebhaft, sie hatten die Gegenstände, worüber sie sprachen, vor Augen, in der Nähe. Da genügten solche unbestimmte Suffixausdrücke, wie das *i*, da die Gesticulation dazu diente, um die näher bestimmte Auffassung, die gerade im concreten Falle wichtig war, zu demonstrieren. Das ist überhaupt viel zu wenig in der Sprache beachtet. Man sucht in den sprachlichen Lauten viel zu viel, viel mehr als darin hat sein können; es lässt sich das auch an vielen andern Formen nachweisen und daher rührt nach meiner Ueberzeugung eine grosse Anzahl verbohrter Theorien in den Grammatiken.

Uebrigens muss ich noch bemerken, dass die Herren nunmehr vier verschiedene Casustheorien kennen gelernt haben; also jedenfalls genug, um sich eine davon zum praktischen Gebrauche auszusuchen. (Heiterkeit.)

Ich habe über meine Theorie vom Katheder herunter gesagt, dass ich für die Praxis gar keinen Werth darauf lege, sondern dass die praktische Darstellung der Casuslehre sich nach den Grundsätzen der didaktisch-pädagogischen Methodik richten müsse. Dahin geht die Aufgabe der Wissenschaft nicht, die Casustheorie für die Pädagogik zurecht zu legen. Sie dürfen es uns nicht übel nehmen, wenn wir uns über diese unfruchtbar scheinenden Theorien streiten. Im Laufe der Zeit wird etwas dabei herauskommen, und ich will nur darauf aufmerksam machen, dass es eine dankbare Aufgabe ist, im einzelnen, Casus für Casus, Casusgebrauch für Casusgebrauch bei der griechischen Sprache historisch zu verfolgen, in der Weise, wie es Bernhardy seiner Zeit angebahnt hat, aber genau und mit möglichst statistischer Vollständigkeit und ausgehend von den nöthigen Vorkenntnissen aus dem Studium der vergleichenden Grammatik.

Oberlehrer Dr. Lasson aus Berlin:

Ich habe mir das Wort erbeten, um zwei Facta zu constatieren. Herr Dr. Steinthal hat von vornherein kategorisch der Sprache vorgeschrieben, was sie als Casus auszudrücken habe und was nicht, also feine logische Verhältnisse. Ein solches Constructionsunwesen, sollte ich meinen, wäre längst abgethan. Und zweitens, was die Negation der localistischen Theorie von Seiten des Herrn Prof. Curtius betrifft, so will ich an das eine, von dem Herrn Schulmeister bezeichnete Factum erinnern, dass allerdings Curtius, wenn er positiv den Sinn von Nominativ und Accusativ angiebt, wieder auf die locale Theorie zurückkommt und nicht einen Gegensatz der Richtung, sondern der örtlichen Ruhe annimmt, und ich meine, das könnte zur Bestätigung der Vermuthung dienen, dass, da die Casus Beziehungen von Bewegungen auf einander andeuten, allerdings eine locale Bedeutung von ihnen unabtrennbar bleibt und bleiben wird.

(Mehrere Herren bitten ums Wort.)

Präsident:

Ich will die Versammlung fragen, ob die Debatte geschlossen werden soll?

Viele Stimmen:

Ja! Ja! Schluss!

M. H.! Es ist heute zum ersten Male eine archäologische Section zu bilden, welche einige Zeit nöthig hat. Ebenso bitte ich die übrigen Sectionen sich nach den Zimmern zu begeben, die für sie reserviert sind, und sich daselbst zu constituieren. Es ist ein Uhr durch, um zwei Uhr ist das Diner. Noch eins wollte ich bemerken: Die Zahl der bis vorhin Angemeldeten beträgt 257, ich höre aber, dass gegenwärtig mindestens einige 30 noch gekommen sind. Die Liste vorzulesen, würde zu lange aufhalten, morgen erhalten Sie dieselbe aus der Druckerei.

Schluss $^1/_4$2 Uhr.

Sitzung am 30. September Vormittags 10 Uhr.

Dem am vorhergehenden Tage gefassten Beschluss zufolge trat die gesammte Versammlung in der Aula der königlichen Landesschule zusammen, um der Eröffnung der germanistischen Section beizuwohnen. Deren Präsident, Herr Prof. Dr. Zarncke aus Leipzig hielt folgenden Vortrag:

Eine so junge Versammlung, wie die unsere, meine Herren, soll ihren Blick vornehmlich der Zukunft zuwenden; denn dort liegen ihre Ziele. Aber heute müssen Sie mir gestatten, Ihr Auge für eine kurze Zeit auf die Vergangenheit zurückzulenken. Denn indem ich Sie in diesen Räumen unserer Section willkommen heisse, drängt sich mir mit doppelter Lebhaftigkeit das schmerzliche Bewusstsein auf, dass der Mann aus unserer Mitte geschieden ist, ohne den es schwerlich heute eine germanistische Section der deutschen Philologenversammlung geben würde. Sie Alle wissen, wen ich meine: den Gründer der deutschen Sprachwissenschaft, den Gründer der historischen Grammatik, Jacob Grimm. Seine feste Absicht war es, hier unter uns zu erscheinen; zu den letzten Zeilen, die er in diesem Leben geschrieben, gehören die Worte, in denen er mir, schon vom Krankenlager aus, die Unmöglichkeit seines Kommens bedauernd mittheilte. Wenige Tage darauf, am 20. September, ward er abgerufen zu einer höhern Versammlung, im bald vollendeten 79. Lebensjahre, nach kurzer Krankheit, doch hartem Todeskampfe.

Ich brauche vor Ihnen Jacob Grimm's Lob nicht zu verkünden. Wenigen Sterblichen ist es vergönnt gewesen, schon bei ihren Lebzeiten die Verehrung und die Liebe ihrer Nation in dem Grade zu besitzen, wie Jacob Grimm sich ihrer seit langen Jahren erfreut hat. Sie alle wissen, wie er im zweiten Decennium dieses Jahrhunderts in die bis dahin mit beschränkter und engherziger Auffassung, mit ungenügender Gelehrsamkeit und zum Theil mit dilettantischer Spielerei betriebene deutsche Sprach- und Alterthumsforschung überraschend grossartige neue Gesichtspuncte und eine streng wissenschaftliche Methode einführte, deren Einfluss sich schnell über das ganze Gebiet der Sprachwissenschaft und Philologie, der Geschichte und selbst der Rechtskunde erstreckte. Sie wissen, wie seitdem eine unser Staunen und unsere Bewunderung herausfordernde Reihe epochemachender Werke gefolgt ist, von denen fast ein jedes der Grundstock einer neuen Wissenschaft geworden ist. Ich brauche Ihnen diese nicht ausführlich zu charakterisieren. Sie kennen die Grammatik, jenes aus vier Bänden bestehende und doch noch nicht vollendete Werk, welches zum ersten Male die Sprache als ein naturhistorisches Object der Betrachtung erfasste und so die Grundlage der historischen Grammatik, ja in gewisser Beziehung die Grundlage der gesammten modernen Sprachwissenschaft ward; Sie kennen die Deutsche Mythologie, diese völlig neue Schöpfung, die Rechtsalterthümer und die Weisthümer, die selbst auf diesem scheinbar so ganz entgegengesetzt gearteten Gebiete die Poesie des deutschen Gemüthes aufzuspüren lehrten; Sie kennen die classische Arbeit über den Reinhart Fuchs, die das Wesen der Thiersage erschloss und uns ahnungsvoll hineinschauen liess in die Zeiten des vertraulicheren Verkehrs unserer Voreltern mit den Thieren des Waldes; Sie kennen die Geschichte der Deutschen Sprache, die, so manches Bedenkliche auch dies Werk seines beginnenden Alters enthält, doch der erste kühne Griff bleibt, der Sprache die fernst liegenden Geheimnisse der Culturgeschichte abzulauschen; Sie kennen die Arbeiten, die Jacob im Verein mit seinem

Bruder Wilhelm geliefert hat und durch die das Brüderpaar dem Herzen des deutschen Volkes so besonders nahe getreten ist, die Kinder- und Hausmärchen, die den Namen Grimm einflechten in die ersten Freuden des erwachenden Gemüthes, die Deutschen Sagen, die altdeutschen Wälder und endlich das deutsche Wörterbuch, über welchem beide Brüder abberufen sind, — Jacob Grimm vom Tode ereilt mitten im Artikel Frucht; Sie kennen auch jene lange Reihe kleinerer, namentlich akademischer Abhandlungen, die, zurückgreifend bis auf die Frage nach dem Ursprunge der Sprache, über das ganze Gebiet unserer Sprache und Litteratur sich verbreiten bis auf die neuesten Zeiten in jener schönen Rede beim Schillerfeste. In diesen Werken ist kaum eine Seite unseres deutschen Volksthums unberührt geblieben. Vielleicht nie wieder wird unserer Nation ein Mann geschenkt werden, der eine so sehr dem innersten Wesen ihrer Begabung congeniale Natur besitzen wird. Dieser Instinct des Genius, der nur das ihm Gemässe zu ergreifen brauchte, dieser congeniale Blick war es, den er, man möchte sagen, wie eine Leuchte hinabsenkte in die dunkelsten Schachte unserer Vergangenheit und Gebiete erhellte, die der Gelehrsamkeit und dem Scharfsinne allein stets unenthüllt geblieben wären. Ein Mann aus einem Gusse war Jacob Grimm. Wir wissen es nicht, sollen wir mehr den erstaunlichen Fleiss und die Gelehrsamkeit, oder mehr die Kühnheit oder Feinheit seiner Combinationen, oder mehr jenen Zauber poesievoller Anschauung bewundern, der jedes seiner Worte beseelt. Wegen dieser Vereinigung so seltener Eigenschaften werden seine Werke nie veralten, auch wenn und wo einmal die Wissenschaft anfangen sollte abzuweichen von den Wegen, die er geebnet; sie werden ein Bestandtheil der classischen Litteratur unserer Nation bleiben, und ihrem Verfasser ist sein Platz gesichert, nicht nur in der Geschichte der deutschen Gelehrsamkeit, sondern auch in der Geschichte des deutschen Volksthums und selbst in der unserer Poesie.

Ein gütiges Geschick hat Jacob Grimm ein gesundes und frohes Greisenalter verliehen. Während Generationen seiner Mitforscher wechselten, blieb er mit der Frische eines Jünglings an der Spitze seiner, unserer Schaar, jeder neuen Frage, jedem neuen Problem und jeder neuen Wendung bei dessen Lösung mit offenem Sinne zugänglich. Sein helles, strahlendes Auge ruhte mit Freude und Theilnahme auf jedem, der neu hinzutrat in unsern Kreis, und wo er fördern konnte, da scheute er nicht Zeit und Mühe, um zu helfen mit Rath und That.

Jetzt ist es geschlossen, dieses schöne Auge, und der belebende Zauber seiner Theilnahme wird fortan unsern Arbeiten fehlen. Es ist mir, und wird gewiss Vielen so sein, als wären wir führerlos geworden, als müssten wir nun erst lernen, auf eigenen Füssen zu stehen, als begönne in diesen Tagen eine neue Epoche unseres wissenschaftlichen Lebens.

Und so lassen Sie uns nun mit einem dankenden Blicke der Verehrung Abschied nehmen von dem grossen Heimgegangenen, und lassen Sie uns jetzt unsere Blicke mit doppeltem Ernste und mit doppeltem Eifer dieser Zukunft unserer Wissenschaft zuwenden, die mehr als je nun uns anvertraut ist.

Unsere Wissenschaft und die Theilnahme für sie ruht nicht auf dem festen Grunde einer Jahrhunderte langen Anerkennung und Gewöhnung, wie ihre ältere Schwester und Lehrerin, die classische Philologie. Erst seit kurzem hat sie gewagt, mit dem Anspruche auf Gleichberechtigung schüchtern hervorzutreten und noch jetzt ist man mancher Orten über ihren Inhalt und ihre Tragweite gar übel unterrichtet. Hier gilt es nicht, überkommenen Besitz zu schützen, sondern erobernd vorwärts zu dringen, und in dem Feldzugsplane, nach dem wir dies thun müssen, können diese unsere Versammlungen eine gar wichtige Rolle spielen. Nicht als

ob die wissenschaftlichen Resultate, die wir hier erzielen, hochwichtige sein müssten. Wer wollte eine solche Forderung stellen? Wie könnte aus einer improvisierten Debatte, die ohne Hülfsmittel aus dem Stegereife unternommen wird, in schwierigen Fragen ein abschliessendes Resultat erzielt werden? Wenn wir hier debattieren über wissenschaftliche Probleme, so geschieht das,, weil wir eine Freude daran haben, weil nichts unser Interesse angenehmer beschäftigt als eine Unterhaltung über Fragen unserer Wissenschaft. Aber der Hauptzweck unserer Zusammenkünfte liegt sicherlich darin, dass wir uns kennen und begreifen lernen als gemeinsame Arbeiter an einem grossen Zwecke und dass wir diese Einsicht nicht nur theoretisch empfinden, sondern uns in Fleisch und Blut, in Betragen und Gewöhnung übergehen lassen. Jene Zeiten sind vorüber, wo noch der Philologe sich als eine einsame, egoistische Grösse hinter seine Bücherrepositorien zurückzog, sich hier verschanzte und, seine Festung mit Geschützen nach allen Richtungen spickend, es seine Freude sein liess, aus der massenhaft aufgespeicherten Munition dem, welcher seinem Umkreise zu nahen wagte, ein paar wohlgezielte Schüsse in die Seite zu feuern. Die Naturforscher haben uns seit langer Zeit gelehrt, dass in gegenseitiger Mittheilung und Förderung der Lebensathem des wissenschaftlichen Fortschrittes liegt, und auch wir fangen immer mehr an, es zu fühlen, dass jene absichtliche und vornehm thuende Zurückhaltung nur der Deckmantel der eigenen Schwäche ist.

Und wie uns selber unser Zweck und die Gemeinsamkeit unserer Arbeit klarer werden wird durch unsere Zusammenkünfte, so werden wir auch die Aussenstehenden durch diese mehr als durch manches Andere von unserer Existenz, die man hie und da wohl noch gerne bezweifeln möchte, überzeugen, von dem Inhalte, der Macht und der Tragweite unserer Studien. Dass diese, obwohl sie gerade unser eigenstes Volksthum zum Gegenstande haben, doch eben unserm Volke verhältnissmässig noch sehr fern stehen, das kann leider Niemand leugnen. Wie dem abzuhelfen sei, das in Ueberlegung zu ziehen, werden gerade unsere Zusammenkünfte wieder die beste Gelegenheit geben.

Und noch nach einer Seite hin möchte ich, dass unsere Versammlungen anregend und fruchtbar wirkten. Es ist seit Jahren in der Publication altdeutscher Denkmäler eine unverkennbare Lassheit eingetreten. Wie vieles wichtige ist noch unherausgegeben, und wer nicht in der Nähe einer handschriftlichen Bibliothek arbeitet, der geräth allaugenblicklich auf den Strand. Wie ganz anders verfuhr man in dieser Beziehung beim Wiedererwachen der classischen Studien! Nach einem halben Jahrhundert war kaum noch ein nennenswerther Schriftsteller unediert. Es ist wahr, diese Hast der Publication hat hauptsächlich jene Ueberschwemmung mit Vulgatatexten verschuldet, die erst die neuere Zeit, und nicht ohne grosse Noth, wieder zu entfernen sich bemüht. Aber warum sollten wir nicht den Fehler vermeiden können, ohne die Nachahmung des Lobenswerthen zu unterlassen? Diese Mahnung sei zumal an die Süddeutschen unter uns gerichtet, in deren Bibliotheken die reichsten Schätze vorhanden sind. Möchten in dieser Richtung unsere Versammlungen unablässig aufmunternd wirken, und manch fruchtbares Samenkorn ausstreuen für die Zukunft.

So heisse ich Sie denn herzlich willkommen und mit besonderer Freude begrüsse ich unter Ihnen die Vertreter der romanischen Sprachen und Litteraturen, die Sie in dieser Versammlung zum ersten Male auf Grund unserer Statuten als Mitglieder unter uns erschienen sind. Nur in Gemeinsamkeit mit Ihnen vermag die germanische Philologie ihre Ziele zu erreichen, nur mit Ihnen zusammen repräsentieren wir eine wissenschaftliche Disciplin, die ihren Schwerpunct in sich selber findet; denn wer vermöchte die Sprachen und Litteraturen der

romanischen und germanischen Völker getrennt und ohne Rücksicht auf einander zu behandeln? Mit Ihnen zusammen müssen wir zunächst auch bedacht sein auf einen akademischen Cursus für die neueren Sprachen und Litteraturen, der einen ausreichenden Inhalt für ein selbständiges Studium gewährt. Erst wenn dies geschehen ist, erst wenn wir an jeder Universität unseres Vaterlandes neben einer ordentlichen Professur für germanische Philologie auch eine solche für die romanischen Sprachen finden, erst wenn diesen beiden zur Seite ein wohlausgestattetes Seminar für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen stehen wird, erst dann wird für unsere Wissenschaft eine feste Grundlage gewonnen sein, von der aus dem Dilettantismus und der blossen Routine mit Consequenz und mit Erfolg entgegengetreten werden kann, und von der aus es möglich sein wird, die grossen Bildungselemente, welche unsere Wissenschaft bietet, in gedeihlicher und zukunftverheissender Weise zu entfalten und nutzbar zu machen.

Ich habe hieran noch eine Mittheilung zu knüpfen, die, obwohl sie ganz speciell für die germanistische Section bestimmt ist, doch ihres allgemeinen Interesses wegen auch von dem versammelten Plenum gern wird entgegengenommen werden.

Es war im vorigen Jahr in Augsburg beschlossen worden, dass die Vertreter der romanistischen Studien als Mitglieder der germanistischen Section sollten angesehen werden. Mir als dem für dies Jahr erwählten Vorsitzenden fiel die Aufgabe zu, die Romanisten auf diesen Beschluss besonders aufmerksam zu machen. Indem ich daher an die hervorragendsten Vertreter jener Studien besondere Einladungsschreiben erliess, glaubte ich auch den Namen des Fürsten nicht übergehen zu dürfen, der auf dem Gebiete der italienischen Litteratur selbst Hand angelegt und die Wissenschaft mit einem Werke gründlicher Gelehrsamkeit bereichert hat, wobei ich wohl fühlte, dass meine Mittheilung nicht den Charakter einer Einladung, sondern nur den einer ehrfurchtsvollen Anzeige tragen dürfe. Se. Majestät hat diese meine Anzeige nicht nur huldreichst entgegenzunehmen, sondern auch mich mit einer eigenhändigen Antwort zu beehren geruht, die ich Ihnen vorzulesen nicht unterlassen darf. Das allerhöchste Handschreiben Seiner Majestät lautet:

Mein Herr Professor!

Es konnte mir nur erfreulich und schmeichelhaft sein, dass Sie bei Gelegenheit der Versammlung deutscher Philologen einer Arbeit meiner früheren Musse mit Anerkenntnis gedacht haben. So wenig ich mich auch für befähigt halten würde, in dem Kreise so ausgezeichneter Männer etwas zur Förderung der Sache beitragen zu können, so wenig würde ich doch mich Ihrer freundlichen Einladung entzogen haben, wenn meine jetzigen Verhältnisse mir solche gestatteten. Ich bitte diese meine Antwort der Section, deren Vorstand Sie sind, mitzutheilen und derselben zu versichern, dass ich ihren Arbeiten, wenn auch abwesend, mit Interesse folgen werde.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Pillnitz, den 16. Sept. 1863. Ihr ergebenster

Johann.

Meine Herren! Nicht nur der Inhalt dieses Briefes ist ein so wahrhaft liebenswürdiger, auch die ungewöhnliche Form einer eigenhändigen Antwort (selbst die Adresse ist von der Hand Sr. Majestät) zeugt so ausdrücklich von der Absicht unserer Section eine ganz besondere Auszeichnung zu Theil werden zu lassen, dass ich gewis in Ihrer Aller Sinn handle, wenn ich unseren tiefgefühltesten Dank hiermit öffentlich ausspreche und den Wunsch hinzu-

füge, mit dem wir nun endlich in die Tagesordnung eintreten wollen, dass unsere Verhandlungen so ausfallen mögen, dass sie mit Recht das Interesse des Fürsten, der sich uns so wohlwollend bewiesen hat, und damit aller derer verdienen, die für unsere Studien ein warmes Interesse hegen.

Nachdem sich hierauf die Mitglieder der Germanistensection in ihr Sitzungslocal begeben hatten, dagegen die der orientalistischen in die Aula eingetreten waren, betrat Handelsrichter Dr. Mordtmann aus Constantinopel, dem Professor Dr. Gosche aus Halle den Vorgang freiwillig abgetreten hatte, die Rednerbühne und hielt folgenden Vortrag:

Zur Geschichte der Zigeuner.

Durch die vergleichende Sprachenkunde ist es bereits längst festgestellt, dass die Zigeuner aus Indien stammen, und ist man auch im Stande nach einzelnen verzettelten Notizen einige isolierte Nachrichten über die Zeit ihrer Erscheinung in verschiedenen Ländern beizubringen; im Ganzen aber ist dieser Gegenstand noch in ein grosses Dunkel gehüllt; man weiss nichts über ihre früheren Verhältnisse in Indien, nichts über den Weg den sie genommen haben, um nach Europa zu kommen, noch viel weniger über die Zeit wann sie in den dazwischen liegenden Ländern sich zeigten, wie lange sie sich dort aufhielten, was sie dort machten. Wir wissen nur aus positiven Angaben der Historiker, dass sie im 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung in Persien einwanderten, wo sie als Musikanten und Lustigmacher auftraten; im 9. Jahrhundert waren sie in Kappadokien, wo aber die moderne Kritik sie nicht dulden will, ohne dass man eigentlich recht begreift warum? Von da an bis zu ihrem Erscheinen in Europa im 14. Jahrhundert ist wieder absolute Dunkelheit, und es fehlt uns bis jetzt an allen positiven Notizen, um diese Zwischenräume auszufüllen. Die Zigeuner selbst haben keine Schriftsteller, und die Historiker jener Zeiten hatten den Kopf voll von andern Dingen, als dass sie von den Wanderungen dieser armseligen Landstreicher Notiz nehmen konnten.

Prof. Pott in Halle hat durch sein Meisterwerk eine Menge Details geliefert, welche bei aufmerksamer und umfassender Vergleichung gewiss sehr interessante Resultate liefern dürften; indessen sind die meisten Sprachproben, welche er liefert, von den Zigeunern aus Deutschland, Ungarn und Spanien; für die türkischen Zigeuner ist sein Material weniger vollständig, und doch ist dieses, wie es mir scheint, mindestens ebenso wichtig, theils weil die türkischen Zigeuner ihrer indischen Heimat sowohl räumlich als auch in socialer Beziehung noch viel näher sind, theils auch, weil sich hier viele Elemente in ihrer Sprache erhalten haben, welche uns gestatten in ihre Geschichte einen tiefern Blick zu thun.

Mit diesen türkischen Zigeunern haben sich in der letzten Zeit einige Amerikaner beschäftigt: zuerst der Dragoman der amerikanischen Gesandtschaft und Cpt. Mr. Brown, welcher von den Zigeunern in der Nähe der türkischen Hauptstadt ein ziemlich umfassendes Vocabular und auch über ihre religiösen Ansichten mehrere interessante Notizen sammelte. Dann beschäftigte sich Herr Dr. Paspatis (ursprünglich ein Grieche, aber während des griechischen Aufstandes von amerikanischen Missionairen aus den Händen der Türken gerettet und nach Amerika geschickt, wo er Medicin studierte und amerikanischer Bürger ward) mit den Zigeunern in einer noch mehr umfassenden Weise; Herr Brown überliess ihm seine gesammelten Vocabularien, und Herr Paspatis bearbeitete das ganze Material in seiner Muttersprache, und ein anderer Amerikaner, Mr. C. Hamlin (Missionair) übersetzte diese Arbeit, und in dieser Gestalt erschien sie im 7. Bande des Journals der amerikanischen morgenländischen Gesell-

schaft unter dem Titel: „Memoir on the Language of the Gypsies as now used in the Turkish Empire."

Endlich hat noch ein Amerikaner, Mr. Seropé Alishan (eigentlich ein armenischer Antiquar und Münzhändler), den ihm aus Gesundheitsrücksichten vorgeschriebenen Aufenthalt auf dem Lande benutzt, um von den Zigeunern ein Vocabular zu sammeln, welches er mir überlassen hat.

Indem ich diese Materialien untersuchte, überraschte es mich zu finden, dass der Wörtervorrath sich nach gewissen Kategorien aus verschiedenen Sprachen recrutierte, woraus sich wenigstens eine Art Culturgeschichte dieses Vagabundenvolkes ergibt, und nebenbei auch einiges Licht auf die Zwischenstationen ihrer Wanderungen und die muthmasslichen Epochen fällt. Es liegt in der Natur der Sache, dass solche Untersuchungen nur fragmentarische Resultate liefern, aber auch selbst diese Bruchstücke sind immerhin interessant genug, und ich gebe hier eine kurze Uebersicht dessen, was sich aus den gesammelten Notizen des vorhin genannten Amerikaners ergiebt.

Vor allen Dingen hat Hr. Dr. Paspatis den schon längst bekannten Satz bestätigt, dass die Zigeuner aus Indien stammen. Indischen Ursprungs sind in der Zigeunersprache alle Ausdrücke für die Bedürfnisse des täglichen Lebens, als Körpertheile, die ersten Nahrungsmittel, die täglichen Erscheinungen der Atmosphäre, die Himmelskörper, die Zeitwörter, welche die allergewöhnlichsten Verrichtungen anzeigen, die Zahlwörter (mit einer bemerkenswerthen später zu besprechenden Ausnahme) u. s. w. Ueber diese ganze Partie mich hier ausführlich zu verbreiten, scheint mir völlig überflüssig, indem ich auf das Werk von Pott verweise.

Dagegen erscheinen in der Zigeunersprache auch eine Menge Ausdrücke, welche sicherlich nicht indischen Ursprungs sind, aber auch sonst keiner bekannten Sprache zwischen Indien und Europa anzugehören scheinen, und von diesen Ausdrücken sind einige sehr merkwürdig, weil sie auf eine frühere Cultur und selbst auf eine positive Religion der Zigeuner hindeuten. Zunächst gehören zu diesen Wörtern von ganz ungewissem Ursprung eine Menge von Ausdrücken welche auf die ersten Anfänge der menschlichen Cultur zurückweisen, z. B. Mutter *dái*, Kind *paklo*, Schwager *saló*, Schwägerin *sali*;[1]) Bauch *bor*, Ohr *kann*,[2]) Faust *domúk*, Fuss *piró*, Haar *bal*,[3]) Nabel *pol*, die Geschlechtstheile *kas* und *mintsch*, Schulter *vikó*; Sommer *nilai*, Winter *vent*; Brot *manró*, Waizen *giv*, *iv*,[4]) Feigen *kheli*, Flachs *vus*, Nuss *akhór*, *akór*, Zwiebel *purúm*, Pflaume *kiláv*, Granatapfel *daráv*, Wein *mol*;[5]) — Hahn *basnó*, Floh *puschum*, Frosch *Zampa*; Ochse *guruv*, Kuh *guruvni*, Wolf *ruv*. Wenn Wörter von so alltäglichem Gebrauche nicht dem Sanskrit angehören und auch sich in keiner indo-europäischen Sprache nachweisen lassen, so wird der indogermanische Ursprung der Zigeuner doch wieder etwas problematisch, und man kann dieselben nicht mehr so ganz unbedenklich zu den arischen Völkern zählen. Erwägen wir aber, dass auch Indien selbst ursprünglich nicht von arischen Völkern bewohnt war, und dass die Arier erst später sich über diese Gefilde verbreiteten, so gewinnt die Sache ein anderes Ansehen. Die Zigeuner werden also wohl zu den sogenannten dravidischen Völkern gehören, d. h. zu denjenigen, welche wir bei dem heutigen Stande der Ethnographie als die Ureinwohner Indiens anzusehen haben. Der Contact mit den eingewanderten Ariern aber verfehlte nicht eine bedeutende nachhaltige Wirkung auszuüben, wie denn überall die arischen Völker als die begabtesten Culturvölker

1) jedoch S. *syâla*, *syâli*. 2) S. *karna*. 3) S. *bâla*. 4) S. *yava*, *dschava*. 5) jedoch Persisch *mul*. d. Red.

den roheren und minder begabten Völkern ihre Cultur aufzwangen, wenn man will, d. h. die rohe physische Kraft musste überall, so auch hier der geistigen Macht gehorchen, was nun einmal die uralte Weltordnung ist, an der sich nichts ändern lässt (mens agitat molem).

Nachdem wir also gesehen haben, dass die Zigeuner schon vor den sanskritredenden Ariern in Indien wohnten, wollen wir weiter untersuchen, wie weit sie es in jener grauen Vorzeit in der Cultur gebracht hatten; einen Theil ihrer Cultur entnehmen wir schon aus dem so eben angeführten Verzeichnis der Culturpflanzen und Hausthiere, die sie schon vor der Einwanderung der Arier kannten. Zu diesen uralten Errungenschaften gehören aber noch folgende Dinge: Blasebalg *pischót*, Hammer *sivri*, Feile *verni*, Gold *somnakai*[1]), Wäsche (Leinenzeug) *yismata*, Geld *love*, Ofen (Backofen) *bov*, Beinkleider *dimi*, Schuh *triak*, Sattel *zen*, Teller *tscharó*, spinnen *kaháva*, Löffel *rógi*, Feuerstahl *abtschin*, Schwert *hanló*, Zelt *sahriz*, Zwirn *tav*, Rad *asán*, Wein *mol*.

Alle diese Ausdrücke setzen schon eine gewisse Culturstufe voraus, wo schon mehrere Gewerke in Thätigkeit sind, sie setzen eine Lebensweise voraus, welche nichts weniger als landstreicherisch und nomadisch ist. Noch mehr aber werden wir durch folgende Ausdrücke überrascht:

Kirche *karghiri*, Kreuz *truschul* (dieses Wort wird später noch einmal besprochen), Excommunication *kalipé*, Ostern *patranki*, Priester *raschái*, Taufpathe *kisvó*, Teufel *benk*.

Diese Wörter beweisen zunächst, dass die Zigeuner in irgend einer Epoche ihres Wanderlebens das Christenthum angenommen haben; da aber die Ausdrücke selbst weder der griechischen Sprache, noch dem Armenischen, Persischen oder Syrischen angehören, so möchte man daraus schliessen, dass sie schon in Indien eine Religion hatten, welcher sie bei ihrem Uebertritt zum Christenthum diese Ausdrücke entlehnten. Welcher Art diese Religion war, dürfte aber schwer zu ermitteln sein. Ich gebe hier das Resultat der Forschungen, welche Hr. Brown angestellt hat, und denen ich noch einiges aus meinen eigenen Erkundigungen hinzufüge.

Allgemein gelten die Zigeuner sowohl hier als in Europa als ein Volk welches gar keine Religion hat; äusserlich bekennen sie sich aber zu derjenigen Religion, welcher ihre nächsten Nachbaren angehören; in der Türkei gehören sie also äusserlich theils dem Islam, theils der griechischen Kirche an. Ob sie wirklich ohne alle Religion sind, lässt sich indessen schwer beweisen; vielmehr ergiebt sich aus einzelnen Anzeichen, dass sie bis auf den heutigen Tag eine Art Magier sind, welchen Cultus sie unter dieser Voraussetzung während ihres Aufenthaltes in Persien angenommen haben müssen. Die Beweise für diese Muthmassung sind indessen nur schwach und reducieren sich auf folgende Punkte. Es ist Thatsache, dass die Zigeuner des Morgens beim Sonnenaufgang ein Gebet verrichten, wobei sie ihr Angesicht nach der Sonne wenden. Es ist ferner Thatsache, dass sie ihre todten Leichname auf eine bisher noch nicht ermittelte Weise beseitigen; bis jetzt habe ich trotz der genauesten Nachfragen noch niemanden gefunden, der bei dem Leichenbegängnis eines Zigeuners Zeuge gewesen ist. Dies ist um so auffallender, da doch selbst in der Stadt Constantinopel ein ganzes Zigeunerquartier existiert. Auf unsere Frage, wie die Bewohner dieses Quartiers ihre Leichen beseitigten, da doch ohne Erlaubnis der Behörde keine Leiche bestattet werden darf, sagte man uns, dass die Angehörigen des Verstorbenen zugleich dem nächsten griechischen Priester und dem nächsten mohamedanischen Imam die Anzeige machen. Sobald nun einer derselben, z. B. der Imam kommt, erklären sie ihm unter vielen Entschuldigungen,

1) Vgl. jedoch S. *suvarṇa*, *svarṇa*. d. Red.

dass schon der griechische Papes die Leiche abgeholt hätte, und dass sie es daher herzlich bedauerten ihn umsonst bemüht zu haben; kommt der Papes, so erklären sie ihm dasselbe mutatis mutandis; inzwischen ist die Leiche schon längst beseitigt, niemand weiss wohin. Die Wander-Zigeuner sind natürlich weniger geniert. Endlich ist es auffallend, dass das Zigeunerwort für Feuer *yak* von einem Sanskritworte *yadsch* herkommt, welches „verehren" bedeutet.

Die Berührung mit den indischen Ariern hat auf die Zigeuner den grössten Einfluss gehabt, denn die Mehrzahl der Wörter ihrer Sprache lässt sich aus dem Sanskrit belegen. Sehen wir uns einige der wichtigsten an, um zu ermitteln, welche Stufe der Cultur die Zigeuner in jener Periode erreichten.

Mensch *manus* Sskrt. *manuschya.*
Blut *rath* S. *raktam.*
Eingeweide *buko* S. *bukka* (Herz).
Gehirn *goti* S. *goda.*
Busen *tschutschi* S. *tschutschi.*
Auge *yak* S. *akschi.*
Hand *vash* S. *hasta.*
Kopf *sheró* S. *çiras.*
Ferse *khur* S. *khura* (Pferdehuf).
Lippe *uschta* S. *oschtha.*
Mund *múi* S. *mukha.*
Nagel (am Finger) *nai* S. *nakha.*
Nase *nak* S. *nâsâ.*
Vater *dat* S. *tâta.*
Schwiegervater *schatro* S. *çvaçura.*
Schwiegermutter *schaschui* S. *çvaçrû.*
Heirat *biav* S. *vivâha.*
Schwiegersohn *jamutro* S. *yâmâtar.*
Knabe *tschavó*, Mädchen *tschai* } S. *çava*, ein Junges.
Bruder *pral*, *plal* S. *bhrâtar.*

Kohl *schah* Sskrt. *çâka* (Pflanze), Traube *drak* S. *drakschâ*, Hase *schoschoi* S. *çaça*, Schaf *bakró* (Hindost. *bullka*, Ziege), Wagen *vordón* S. *bhera* Schiff, Käse *kerál* S. *kschîra* Milch, Kleider *pata* S. *pata*, Kohlen *angar* S. *angâra*, Kamm *kangli* S. *kankata*, Zähnen *ghenava* S. *gan*, Tag *dives* S. *diva*, Thür *darvudár* S. *dvâra*, betrunken *mattó* S. *matta*, mahlen *pischáva* S. *pisch*, wohnen *beschâva* S. *viç*, Eisen *schastis* S. *çastra*, Monat *matek* S. *másika* (monatlich), Nacht *ral* S. *râtri*, Strick *schelo* S. *çulva*, Salz *lon* S. *lavana*, Nadel *sûv* S. *sûtschi*, nähen *tiváva* S. *siv*, Schiff *beró* S. *bhera*, Silber *rup* S. *rûpya*, Essig *schut* S. *çiti* sauer, Jahr *bersch* S. *varscha* Regen.

Die geringe Anzahl von Ausdrücken für Culturpflanzen und Hausthiere, welche die Zigeuner dem Sanskrit entlehnten, verglichen mit der Mehrzahl der übrigen Wörter, deutet an, dass sie in Indien in der damaligen Epoche sich vornehmlich mit städtischen Gewerken beschäftigten und also eine gewisse bürgerliche Stellung einnahmen, weit entfernt von den heutigen Parias; — eins der auffallendsten Wörter in dieser Beziehung ist *rai*, welches Edelmann bedeutet, und offenbar dem indischen *râdscha* entnommen ist.

Auch einige religiöse Ideen verdanken die Zigeuner ihrer Berührung mit den arischen Indiern z. B. taufen *boláva* S. *bul*, glauben *pakiava* S. *paksch* (?), Gott *devel*. Letzteres Wort (dessen Aehnlichkeit mit dem englischen *devil* nur zufällig ist) ist bestimmt dem Sanskritwort *deva* entnommen, denn gerade in dieser Beziehung stehen die indischen Arier den persischen Ariern feindlich gegenüber, so dass bei den letzteren *dev* nicht Gott sondern Teufel bedeutet; die Gottesidee haben also die Zigeuner aus Indien mitgebracht; ebenso beweisen die schon oben angeführten Wörter für „Heirat", „Monat", „Jahr" u. s. w., dass die religiösen Vorstellungen auch auf die bürgerlichen Familienverhältnisse Einfluss hatten. Soweit

also können wir die fortschreitende Culturentwicklung der Zigeuner in ihrer ursprünglichen Heimat verfolgen und es darf uns dabei nicht wundern, dass in einem solchen Stadium der Civilisation auch die Auswüchse derselben sich zu zeigen beginnen; in der That sind die Ausdrücke Lüge *kholaimpé*, stehlen *tschorava*, Dieb *tschor*, Hure *lubni* oder *nubli* ebenfalls aus dem Sanskrit abgeleitet.

Wir verlassen nun mit den Zigeunern Indien und betreten auf dem Landwege die nächsten Gränzländer, das heutige Afghanistan. Wann sie dort ankamen und was sie da machten, ist schwer zu ermitteln; indessen ist ihr Durchzug durch diese Länder nicht ohne Spuren geblieben; sie lernten hier die Katze kennen, die sie mit ihrem afghanischen Namen benennen: *pissmara* afghanisch *pschi*; ebenso lernten sie hier Messer, vermuthlich nach einer verbesserten Weise, kennen, *tschuri*, afghan. *tschale;* auch die Milch Zig. *sut*, *tschuti*, afghan. *schudi* und die Zahl hundert Zig. *schil*, afghan. *sel*, zeugen von ihrem dortigen Aufenthalt.

Nun aber begegnen wir einer geschichtlichen Notiz. Der sassanidische König Bahram V. (reg. 420—440) liess eine Colonie dieser Leute nach Persien kommen, um die durch Hungersnoth und Kriegselend niedergebeugten Perser zu erheitern, oder wahrscheinlicher, um die verödeten Provinzen wieder zu bevölkern. Ihre damalige Hauptbeschäftigung bestand in Gesang und Musik, und man nannte sie Lutié. Die Sprache der Zigeuner aber beweist, dass Ackerbau und Viehzucht ihre Hauptbeschäftigung waren, denn wir haben folgende Wörter, welche ganz genau den persischen Formen entsprechen.

Finger *angush* Pers. *angüscht.*
Hören *schunava* P. *schiniden.*
Apfel *papai*, *hapai* P. *sil.*
Gerste *dschov* P. *dschav.*
Knoblauch *sir* P. *sir.*
Weingarten *rez* P. *rez.*
Birne *ambrorl* P. *amrud.*
Wald *vesch* P. *bische.*
Esel *kher* P. *kher.*
Hund *tschukil* P. *sek.*
Ziegenbock *buzos*
Ziege *buzni* } P. *buz.*
Zickel *buznora*

Axt *toves* P. *tebes.*
Brücke *purh* Zend *peretu.*
Mühle *vasiav* P. *asjab.*
Ring *angustri* P. *engüschteri.*
Gürtel *kiustik* Pehlevi *kosták.*

Auch das Meer lernten sie hier kennen, *derjav* Pers. *derja.*

Auffallend ist das Wort *armán* Fluch, vielleicht mit dem bösen Prinzip des Magismus, Ahriman, zu vergleichen.

Von Persien zogen sie vermuthlich nach Chujistan, ohne sich dort lange aufzuhalten; merkwürdiger Weise finden sich in ihrer Sprache ein Paar Wörter, welche sich nur aus der Sprache der Keilinschriften zweiter Gattung, d. h. aus der Sprache des alten Susiana erklären lassen, nämlich *lir*, *lil* Papier, Buch, zu vergleichen mit dem Worte *rilu* „schreiben" und *truschul* Kreuz, welches mit *trur* (Kreuz) zu vergleichen ist.

In Medien, dem heutigen Kurdistan, hielten sie sich vermuthlich etwas länger auf, denn aus der kurdischen Sprache sind einige Ausdrücke entlehnt, welche auf ihre dortigen Verhältnisse einiges Licht werfen.

Brunnen Z. *khanuk* kurd. *kani.*
Maus Z. *mischakos* kurd. *myschk.*
Bär Z. *ritschini* kurd. *hyrtsch.*

Noch mehr aber haben sie sich in Armenien aufgehalten.

Geist *oghi* arm. *hogi.*
blind *koró* arm. *goir.*
König *takkai* arm. *takvor.*
Kürbis *dudum* arm. *dudum.*
Pferd *grast* arm. *grast* (Lastthier).
Füllen *kuri* arm. *kura* (in den altarmenischen Keilinschriften).
Hagel *khulkhudi*, *kukudi* arm. *karkud.*
Leder *morti* arm. *mort.*
Hammer zum Schmieden *varé*, *birim* arm. *urn*, *vurn.*

Die aus Susiana, Medien und Armenien stammenden Ausdrücke sind im Ganzen genommen wenig prägnant und es scheint also, dass sie bereits damals angefangen hatten in der Cultur Rückschritte zu machen und sich ihren heutigen Beschäftigungen zuzuneigen.

Im Anfang des 9. Jahrhunderts tauchen in der Umgegend der Stadt Amorium in Phrygien die Athinganen auf; diese werden uns als eine Ketzer-Sekte geschildert, welche nur die Taufe annahmen, sonst aber die jüdischen Gebräuche befolgten mit Ausnahme der Beschneidung. Sie befassten sich hauptsächlich mit Wahrsagereien; sie waren *παλαμοσκόποι* (Wahrsager aus den Lineamenten der Hand), *λεκανομάντεις* (aus Schüsseln), *νεφοδιῶκται* (aus den Wolken), *οἰωνοσκόποι* (Augurn), *γυτευταί* (Zauberer), *ἐγγαστρίμυθοι* (Bauchredner). — Dieses Gemälde stimmt Zug um Zug mit den heutigen Zigeunern, welche in der Türkei bis auf den heutigen Tag Tschingané heissen, und doch will man seit Grellmann nicht zugeben, dass es Zigeuner waren, ohne jedoch irgend etwas dagegen einwenden zu können. Erwägen wir, dass die damaligen Geschichtschreiber den Kopf voll von theologischen Zänkereien hatten und für die eigentliche Weltgeschichte nur insoweit ein Verständnis besassen, als die orthodoxe Theologie dabei betheiligt war, so darf man sich nicht wundern, dass sie das Erscheinen der Zigeuner in Amorium so seltsam auffassten; waren doch diese geistesarmen Stümper über ihre eigene Herkunft der Ansicht, dass sie Römer seien und dass sie als christgläubige Römer mit den liederlichen heidnischen Hellenen nicht die entfernteste Gemeinschaft hätten. Man muss nachsichtig gegen jene Leute sein, wenn Le Beau in seiner Geschichte des Byzantinischen Reichs bei dieser Gelegenheit äussert, die Athinganen wären vermuthlich dieselbe Sekte, welche jetzt „böhmische Brüder" heissen. Was kann man von Kedrenos, Theophanes und ihren Ausschreibern verlangen, wenn ein Historiker des 18. Jahrhunderts die Bohémiens mit den böhmischen und mährischen Brüdern verwechselt?

Uebrigens ergibt sich aus der Sprachvergleichung, dass nächst den arischen Indiern die Griechen am stärksten auf den Culturzustand der Zigeuner einwirkten, wie dies auch nach den Gesetzen, welche die physische Welt mit der geistigen verbinden, sich von selbst versteht. Viele Wörter sind nicht aus der griechischen Sprache entnommen, aber es sind meistens sehr charakteristische; dahin gehören vornehmlich die Zahlen von sieben an, welche fast ganz identisch mit den neugriechischen Formen sind:

sieben Z. *eftá* Ngr. *eftá.*
acht Z. *ohtó* Ngr. *ochtó.*
neun Z. *iniya* Ngr. *enia.*
dreissig Z. *trianda* Ngr. *triauda.*
vierzig Z. *saranda* Ngr. *sarandu* u. s. w.

Es scheint also, dass die Leute auf ihrer Wanderung von dem Gebrauch höherer Zahlen ganz entwöhnt worden sind, was auf eine noch niederere Stufe der Cultur hindeutet, als welche sie jetzt einnehmen. Denselben Schluss ziehen wir aus folgenden Wörtern:

Strasse Z. *drom* Ngr. *drómos.*
Marktplatz Z. *fóros* Lat. *forum.*
Trauben Z. *porik* Ngr. *opóra* ὀπώρα
schreiben Z. *grafáva* Ngr. *gräfo.*

Ferner haben sie folgende technische Ausdrücke für ihr vornehmstes Handwerk dem Neugriechischen entnommen:

Amboss Z. *amuni* Ngr. *ἄμωνι.*
Schmied Z. *mastér* Ngr. *mastori μάστορι.*
Zange Z. *ksillabi* Ngr. *ξυλλαβή* (Mittelgriechisch).
Feuerlöscher Z. *vrehtúla* Ngr. *vrechtúla βρεχτοῦλα.*

Auf Cultus bezügliche Ausdrücke sind:

Sonntag Z. *kurkó* Gr. *κυριακή.*
Weihnachten Z. *khristoni* (von Christus).
Grab Z. *mnémóri* Gr. *μνημεῖον.*

Folgende Wörter sind wohl nur zufällig aufgenommen:

Knochen Z. *kókkalo* Ngr. *kókkalor.*
Nase Z. *rutuni* Ngr. *rothonion.*
Knie Z. *kotsch* Ngr. *kotzi.*
Kind Z. *tiknó* Ngr. *teknon.*

Auffallend aber sind einige Benennungen für Völkernamen. Ein Bulgar heisst in der Zigeunersprache Dás, also ein Dacier. Die Griechen selbst nennen sich bekanntlich Romaei, die Zigeuner aber nennen sich auch Rom; der Ursprung des letztern Ausdrucks ist nicht ganz klar; zwar weiss man, dass *rom* in der Zigeunersprache im Allgemeinen einen Mann, auch einen Ehemann bedeutet, so wie romai 1) eine Frau, 2) eine Zigeunerin bedeutet, aber die Ableitung dieser Wörter lässt sich nicht auf indische Wurzeln zurückführen; — jedenfalls aber erklärt sich daraus, warum sie die Griechen nicht mit einem ihrem eigenen Namen so ähnlich lautenden Ausdruck bezeichnen; sie nennen sie Balamó; eine Benennung, zu deren Erklärung mir jeder Anhaltspunkt fehlt. Die Türken heissen bei den Zigeunern *Khorakhái,* eine ebenfalls ganz unerklärliche Benennung.

Von den Slaven (Bulgaren u. s. w.), mit denen die Zigeuner in Europa in Berührung kamen, haben sie eine Anzahl landwirthschaftlicher Benennungen entlehnt, z. B. Wurzel, Sense, Schössling (des Weinstocks), Bohne u. s. w., ferner die auf ihren Betrieb bezüglichen Wörter Korb, Flinte, Sieb u. s. w.

Aus der türkischen Sprache haben die Zigeuner so gut wie nichts entlehnt, was auf den ersten Blick auffallend erscheint, besonders wenn man erwägt, wie viele Entlehnungen andere den Türken unterworfene Nationalitäten gemacht haben, z. B. Griechen, Arnauten, Bulgaren. Die Sache erklärt sich aber sehr einfach dadurch, dass die Türken vor den Zigeunern einen viel gründlicheren Abscheu haben, als vor den Christen und Juden, indem

letztere doch eine geoffenbarte Religion bekennen, deren Urkunden (das alte und neue Testament) auch dem Islam als heilig gelten, während die Zigeuner allem Anschein nach gar keine Religion haben, höchstens eine solche deren Urkunden im Islam nicht anerkannt sind. Andererseits besitzt auch der Zigeuner so gut seinen Nationalstolz wie alle anderen Nationen, die er gründlich verachtet; mag man es nun Bettelstolz nennen, so ist es doch auch ein Stolz, der nicht ohne alle Berechtigung ist. Gleich den arabischen Beduinen, den türkischen Pürük und andern Nomaden vermeidet er jeden unbeweglichen Besitz und bewahrt sich dadurch seine individuelle Freiheit; ausserdem aber hat er sich bis jetzt von jeder geistigen Bevormundung durch hierarchische Einrichtungen völlig frei gehalten. Bei dem exclusiven Charakter des Islam ist es daher kein Wunder, dass die Berührungen zwischen ihnen und den Türken sich auf ein Minimum beschränken, wodurch sich hinlänglich erklärt, dass die türkische Oberherrschaft auf das Idiom der Zigeuner ohne allen Einfluss geblieben ist.

Fassen wir die Resultate dieser Untersuchung zusammen, so ergibt sich daraus mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit, dass die Zigeuner schon in den ältesten Zeiten gleich den übrigen indischen Autochthonen eine gewisse Stufe bürgerlicher und religiöser Cultur erreicht hatten; dass sie durch die Berührung mit den eingewanderten Ariern eine verhältnismässig noch höhere Stufe erstiegen; dass sie während ihres Aufenthalts im persischen Reiche ungefähr stationär blieben, indem sie neue Anregung nicht gewannen; dass sie dann in Armenien und Mesopotamien ein halbes, ein Scheinchristenthum annahmen, welches sie später gründlich wieder verloren; dass sie endlich in jenen erbarmungswürdigen Zustand gesunken sind, in welchem wir sie gegenwärtig finden, welcher Zustand jedoch uns weit bedauerlicher erscheint, als ihnen selbst, weil sie, wie schon gesagt, trotz ihrer kläglichen Lage doch einen gewissen Nationalstolz besitzen.

Mein Hauptzweck ist gewesen, zu sorgsamer Untersuchung über dieses merkwürdige Volk, über seine Sitten und Gebräuche, so wie seine Sprache neuerlich wieder anzuregen. Auf eine nach irgend einer Seite hin erschöpfende und erledigende Behandlung kam es mir nicht an und konnte es mir auch nicht ankommen, da ich in Constantinopel der nothwendigsten Hülfsmittel ermangle. Dass ich die europäischen Zigeuner gar nicht in Betracht gezogen habe, geschah absichtlich, weil ich eigne Untersuchungen über sie anzustellen ausser Stand war und demnach nur, was Pott in seinem trefflichen Buche gesagt hat, hätte reproducieren müssen, womit schwerlich Jemandem gedient gewesen sein würde.

Auf die Frage des Präsidenten, ob Jemand von den geehrten Anwesenden über den eben gehörten Vortrag das Wort zu ergreifen wünsche, erhebt sich Prof. Dr. Brockhaus aus Leipzig:

Ich wollte nur bemerken, dass es ausserordentlich schwer ist, bei einer solchen Masse von Einzelheiten, die mitgetheilt sind, ein richtiges Urtheil zu fassen. Ich muss offen eingestehen, dass ich mit den Grundansichten des Herrn Dr. Mordtmann nicht einverstanden bin. Es ist aber ein Gegenstand, der unmöglich hier verhandelt werden kann. Es kommt mir nicht bei, auf das Einzelne einzugeben und bemerke ich nur, dass der Redner die Zigeuner zu gross und alt und zu originellen Ursprungs geschildert hat.

Präsident:

Um so dankenswerther ist es, dass Herr Dr. Mordtmann seinen Vortrag in den Verhandlungen abdrucken lassen will. (Zuruf: Das wird auch nöthig sein!)

Es würde jetzt noch ein Vortrag zu halten sein, aber ich habe einige geschäftliche Mittheilungen zu machen, und ich muss gleich im Voraus bemerken, dass heute pünktlich 12 Uhr geschlossen werden muss. Es sollen nämlich dann vom Präsidium die Karten zur Festvorstellung vertheilt werden. Ich habe bereits die Präsidenten der verschiedenen Sectionen gebeten, dies in ihren Sectionen bekannt zu machen. Ich glaubte auch, der Besuch dieser Versammlung würde zahlreicher sein. Die Austheilung der Karten wird nach der Reihe der Präsenzliste erfolgen, indem die mir zu Gebote gestellten, wahrscheinlich nicht für sämmtliche Eingeschriebene ausreichen; es ist mir aber die Zusicherung geworden, dass noch welche nachgeschickt würden oder von mir in Dresden in Empfang genommen werden könnten.

Ausserdem wollte ich die Herren bitten, für den Nothfall, — ich glaube kaum, dass es nöthig sein wird — Ihre Mitgliedskarten bei sich zu führen, wenn etwa bei der Eisenbahn Schwierigkeiten gemacht werden sollten, obgleich mir geschrieben worden ist, ich solle nur die Zahl der Billete und welche Wagenclasse angeben. Dann habe ich der geehrten Versammlung drei heute eingegangene Antworten auf die Grüsse, welche gestern von der Versammlung an die fünf Herrn Böckh, Ritschl, Schömann, Iman. Bekker und Döderlein gerichtet worden sind, mitzutheilen. Ganz früh erhielt ich von Böckh die Worte: „Herzlichen Dank für das Hoch. Glückauf zum heutigen Feste.“ Etwas später kam von Ritschl eine Depesche folgenden Inhalts: „Ein dreimal dreifaches Hoch den in Meissen versammelten Philologen und Schulmännern von ihrem leider nur in Geist und Herzen anwesenden dankbaren Genossen“ und vor kurzer Zeit kam von Schömann die Depesche an: „An die Versammlung der Philologen. Den versammelten Studiengenossen sagt der Abwesende, dessen Sie so freundlich ehrend gedacht haben, von ganzem Herzen Dank.“ Ich bitte nun den Hrn. Prof. Gosche sich darüber auszusprechen, ob er glaubt, seinen Vortrag bis 12 Uhr beendigt zu haben.

Prof. Dr. Gosche aus Halle:

Ich erlaube mir, den Antrag bei dem Vorstand zu stellen, auf eine bessere Zeit diesen Vortrag zu verlegen. Bei einer solchen Menge von Einzelheiten und principiellen Erörterungen würden fünfzehn Minuten nicht hinreichen.

Präsident:

Ich wollte mir für den Fall den Vorschlag erlauben, doch noch eine allgemeine Sitzung anzusetzen, da sich die versuchsweise getroffene Einrichtung nicht zu bewähren scheint. Auf der morgenden Tagesordnung würden dann stehen der Vortrag des Hr. Dr. Steinthal, und daran würde sich der Vortrag des Herrn Prof. Gosche schliessen. Ich glaube auch, meine Herren, dass, da wir Punkt 2 Uhr auf dem Bahnhofe sein müssen, weil es doch eine halbe Stunde dauert, ehe die ganze Gesellschaft in die Wagen kommt, Punkt halb 3 Uhr aber abgefahren wird, weil 10 Minuten später ein anderer Zug abgeht, es wünschenswerth ist, dass heute zeitig gegessen wird, und die Austheilung wird voraussichtlich, da so wenig anwesend sind, uns sehr lange Zeit beschäftigen. Das Theater beginnt um $\frac{1}{2}$ 7 Uhr.

Schluss der Sitzung 10 Minuten vor 12 Uhr.

Sitzung am 1. October Vormittags 8 Uhr.

Präsident Dr. Franke eröffnet die Sitzung mit folgender Mittheilung:

Ehe wir zur Tagesordnung vorschreiten, habe ich den Herren noch eine Depesche mitzutheilen, die noch während unsrer Abwesenheit in Dresden gestern eingegangen ist. Sodann theile ich mit, dass heute Nachmittag 3 Uhr der Dom geöffnet sein und durch Gesang und Orgelspiel die herliche Akustik des Bau's zu Gehör gebracht werden wird. Von da aus werden wir dann den gemeinschaftlichen Spaziergang antreten.

Die dritte Präsenzliste wird im Laufe der Sitzung erscheinen und vertheilt werden.

Von den beiden letzten Programmen unserer Landesschule sind Exemplare für diejenigen Herren, welche sich dafür interessieren, auf den Secretariatstisch niedergelegt worden.

Wir gehen nun zur Tagesordnung über. Wenn Hr. Dr. Steinthal seinen Vortrag gehalten haben wird, wird Hr. Prof. Gosche die Güte haben, uns den seinigen über phrygische Inschriften zu geben. Derselbe ist so freundlich gewesen, eine Anzahl Lithographien hier auszulegen, die nachher abgeholt werden können.

Dr. H. Steinthal aus Berlin hielt darauf folgenden Vortrag über die Beziehung der Philosophie zur Philologie:[1])

M. H.! Sie sind in diesen Versammlungen daran gewöhnt, die bewährtesten Forscher ihrer vieljährigen Bemühungen reichste Ergebnisse in entsprechender Form vortragen zu hören. Dagegen wage ich Ihre Aufmerksamkeit in dieser Stunde in Anspruch zu nehmen, nicht sowohl für etwas fertiges, vollbrachtes, als vielmehr für eine Aussicht, die ich Ihnen zu eröffnen hoffe, auf ein weites Gebiet von Aufgaben und möglichen Leistungen. Ich will von den Beziehungen reden der Philologie zur Psychologie. Um nun Ihnen meine Ansicht von vornherein ganz kurz auszudrücken, will ich den Satz aufstellen: „Die Psychologie ist für die Philologie Principienlehre!“ Ich will dies theoretisch nicht weiter erörtern; die Philologie schafft ihre eignen Principien grösstentheils, und die Bearbeitung dieser Principien ist eine psychologische Aufgabe. Insofern hat die Philologie von der Psychologie Aufklärungen zu erwarten, und Licht ist allemal befruchtend. Insofern also ergibt sich die Rückwirkung der Psychologie auf die Philologie. Zum Theil aber wird die Philologie von der Psychologie auch die Principien, welche die Philologie braucht, erst fordern. Alles dieses nun will ich heute, wie gesagt, nicht theoretisch erörtern, sondern ich will versuchen, Ihnen durch Betrachtung von Thatsachen diese Ansicht zu erläutern und damit doch auch in gewisser Beziehung zu begründen.

Nicht so ist die Psychologie Principienlehre für die Philologie, wie auch Metaphysik und Logik so genannt werden können: insofern Metaphysik und Logik die allgemeinen Kategorien des Sein's, der Wahrheit, und die allgemeinen Denkformen dem Philologen überliefern; sondern die Psychologie nenne ich im speciellen Sinne Principienlehre, weil sie die *οἰκεῖαι ἀρχαί*, die eigenthümlichen Principien der Philologie, zur Wahrheit macht. Ich will nun auch bei meinen Betrachtungen nicht so verfahren, dass ich die einzelnen Disciplinen der Philologie durchgehe,

---

1) Da Hr. Dr. Steinthal seinen Vortrag bereits für die von ihm und Lazarus herausgegebene Zeitschrift für Völkerpsychologie zugesagt hatte, so geben wir denselben hier nach den stenographischen Niederschriften.

sondern ich werde einen andern Weg einschlagen. Ich werde nur die letzten Ziele der Philologie im Auge haben, ich werde nur die beiden formalen Momente hervorheben, welche das gesammte philologische Streben durchdringen und also alle Disciplinen in gleicher Weise berühren.

Nämlich wie nach der einen Seite hin wohl allgemein als Aufgabe des Philologen gilt, die Fülle der Thatsachen des geistigen Lebens eines Volkes aus dem Volksgeiste abzuleiten, so soll jede Sprache, jede Religionsform und Mythenmasse, jede Verfassung des praktischen Lebens, kurz jede theoretische oder praktische Idee eines Volkes aus dessen Geiste abgeleitet werden. Nach der andern Seite hin sollen diese Ideen, diese Offenbarungsformen des Volksgeistes und der Gesammtgeist des Volks selbst in ihrer geschichtlichen Entwickelung nach den allgemeinen Entwickelungsgesetzen des menschlichen Geistes erkannt, begriffen werden. Nun bitte ich Sie wohl zu beachten: man sagt aus dem Geiste sollen die einzelnen Offenbarungsformen erklärt werden, nicht aus der Seele. Man spricht von Entwickelungsgesetzen des Geistes, aber nicht der Seele, und das geschieht nicht zufällig, nicht ohne Grund, sondern es ist ein ganz richtiges Sprachgefühl. Denn wenn wir sehen, was eine Erklärung aus dem Geiste bedeuten kann, und das vergleichen mit dem, was die Philologen bisher geleistet, erstrebt haben, so werden wir wirklich sagen: die Philologen bemühten sich um eine Erklärung aus dem Geiste. Ganz etwas anderes würde eine Erklärung aus der Seele sein.

Also nun zuerst die Frage: was versteht man unter „Geist"? und dann unter „Volksgeist"? Davon sehe ich hier ab, dass Geist zunächst nur ein Sammelbegriff ist, dass er die Summe von Thatsachen und Verhältnissen bezeichnet, die wir eben geistige nennen. Davon abgesehen, versteht man in tieferer Weise unter Volksgeist gewisse charakteristische Züge, eigenthümliche Qualitäten an den geistigen Lebensverhältnissen und Erzeugnissen eines Volkes. Wenn Sie an einzelne Fälle denken wollen, wo Erscheinungen oder Richtungen des griechischen Geistes, wo etwa ein Dichter oder die Religion der Griechen aus dem hellenischen Geiste abgeleitet wurden, that man denn da etwas anderes, als dass man in den betreffenden Erscheinungen oder in der betreffenden Richtung einen Charakterzug, einen Typus, eine herschende Form oder Idee nachwies, welche in gleichartiger oder analoger Weise auch in andern Hauptrichtungen des hellenischen Geistes sich wiederfindet? Also kurz, eine Erscheinung aus dem Volksgeiste ableiten heisst nichts anderes, als in ihr denselben Charakter nachweisen, den man zugleich als den Charakter des gesammten Volksgeistes, als die den Volksgeist beherschende Idee erkannt hat. Wenn Jemand z. B. das Schöne, das Ideale im Gegensatz zum Praktischen und Nützlichen, wenn er das Individualisieren im Gegensatz zum Generalisieren oder Universalisieren, oder wenn er irgend welche Unmittelbarkeit im Gegensatz zur Vermittelung als bezeichnenden Grundzug des griechischen Geistes erkennt, so wird er bemüht sein, diesen Charakter in den verschiedenen Thätigkeitsweisen des Geistes, in der Religion, in der Staatsverfassung, in der Wissenschaft, u. s. w. wieder zu finden, und hat er ihn gefunden, so meint er dieselben aus dem Geiste des hellenischen Volks abgeleitet zu haben. Die sämmtlichen einzelnen Erscheinungen eines Volkes aus dem Geiste ableiten, heisst also, sie dadurch zu einer Einheit zusammenfassen, dass man in ihnen allen die gleiche Form nachweist. In diesem Sinne z. B. spricht Wilhelm von Humboldt von der Form der Sprache und von der Ableitung der Sprache aus dem Gesammtgeiste des Volkes.

Bleiben wir einen Augenblick hierbei stehen, so bedarf es kaum vieler Worte, um darauf hinzuweisen, dass ein solches Verfahren nicht eigentlich eine Ableitung und eine Er-

klärung heissen kann, sondern nur eine Charakteristik. In dieser Beziehung ist der Philolog gewissermassen ein Maler des Volksgeistes, und sehen wir zu, wie er dabei verfährt, welcher Mittel, Kategorien er sich bei Anfertigung dieses Bildes bedient, so haben wir beispielsweise schon als Kategorien erwähnt: die Unmittelbarkeit und Vermittelung, Individualisation und Universalisation. Aehnliche Kategorien sind Aneignungsfähigkeit und -lust und Abgeschlossenheit gegen Fremdes, Leidenschaftlichkeit und Gemessenheit, Anmuth und Würde, Subjectivität und Objectivität, Phantasie und Verstand, Aeusserlichkeit und Innerlichkeit, u. s. w. Das sind Kategorien, mit denen Volksgeister, mit denen bestimmte Thätigkeiten eines Volkes charakterisiert werden.

Nach der andern Seite hin scheint nun aber allerdings die Philologie zu historischen Erklärungen zu gelangen, zu geschichtlichen Entwickelungen. Hier wird der Volksgeist nicht in seinem ruhenden Sein betrachtet, und es handelt sich also auch gar nicht mehr um eine Gleichheit oder Verwandtschaft des Charakters oder der Form der Erscheinungen und geistigen Richtungen, sondern hier soll der Geist in seiner geschichtlichen Veränderung vorgeführt werden. Der Philolog zeichnet nicht blos ein ruhendes Bild, sondern eine Reihe von Bildern, deren eins aus dem andern entsteht, oder wenn Sie wollen, ein sich veränderndes Bild. Er kann und, wenn man will, muss sogar noch Tieferes erstreben, nämlich, wie man es nennt, 'die Erkenntnis der organischen Entwickelung eines Volksgeistes aus dessen Keimen bis zum Untergange'. Soll dies nun erreicht werden, soll wirklich ein Wachsen und Verfallen und Absterben nachgewiesen werden, so müssen natürlich eben Gesetze der geistigen Entwickelung angewendet, es muss ein Causalverhältnis aufgedeckt werden.

Mit diesen beiden Punkten, meine ich, ist die Thätigkeit des Philologen vollständig umschrieben, und nun meine ich, wenn die Psychologie hinzutritt, so wird diese Thätigkeit an Klarheit und dadurch auch an Sicherheit gewinnen und sich vertiefen. Denn erst diese charakterisierenden Kategorien, wie: Aeusserlichkeit und Innerlichkeit, Individualisieren und Universalisieren, Subjectivität und Objectivität, das sind ja ganz klar psychologische Kategorien, deren Werth, deren Inhalt in der Psychologie bestimmt wird. Und wenn dies also das Rüstzeug des Philologen für diese Seite seiner Thätigkeit ausmacht, so muss er hier von der Psychologie Aufklärung erwarten. Aber auch die Entwickelungsgesetze des Geistes, wie man sie nennt, dieses Mittel um die historische Entwickelung des Volksgeistes zu erkennen, auch sie bedürfen noch einer gründlicheren Bearbeitung durch die Psychologie. Nämlich so, wie sie ausgesprochen werden, abgesehen davon, dass sie noch nicht vollständig und präcis auch nur erkannt und definiert sind, — aber zugestanden, sie wären es, so würden sie immer nur eine gleichmässige oder analoge Wiederkehr zweier Ereignisse, den wiederkehrenden Verlauf und Verband zweier Begebenheiten bezeichnen. Dass aber dieser Verlauf und Verband in Wirklichkeiten beruht, das sprechen diese Gesetze gar nicht aus; denn sie sind wesentlich nur Zusammenfassungen sehr vieler, in einander verschlungener Vorgänge in der Seele zu einem scheinbar einfachen Verhältnis. Das, was man Entwickelungsgesetze des Geistes nennt, verhält sich zu den wirklichen psychologischen Gesetzen etwa so, wie das Organ einer Sinnenthätigkeit zu den einzelnen constituierenden Theilen dieses Organs. Wenn Jemand sagt: zum Sehen gehört ein Auge — oder: aus dem Auge ergibt sich das Sehen, so wird etwa so etwas ausgesprochen, wie bei der Aufstellung der Entwickelungsgesetze des Geistes geschieht. Wir würden aber, wenn wir eine Einsicht in den Sehprozess wünschen, gewiss nun verlangen, dass man dieses

Organ, das Auge anatomiert, und die Mitwirkung der einzelnen Theile zu diesem Gesammteffect und zur Bildung des ganzen Organs uns aufdeckt.

Ich würde nun den Unterschied der Betrachtung so bezeichnen, dass die charakterisierende Thätigkeit des Philologen eine, so zu sagen, ästhetische Construction des Volksgeistes ergibt, und ebenso würde durch die Anwendung der Entwickelungsgesetze eine Construction der Geschichte nach ihrem Verlaufe gegeben werden. Und wenn ich nun hinzufüge, sowohl diese charakterisierenden Merkmale, als auch diese Entwickelungsgesetze, sie seien erst aus der Seele abzuleiten, so verstehe ich unter Seele hier zunächst weiter gar nichts, als die Gesammtheit der Gesetze, nach welchen innere Vorgänge gelenkt werden, von denen die innerlichen seelischen Ereignisse beherscht werden: weswegen ich auch die Frage über Materialismus und das Gegentheil davon, überhaupt über den Dualismus von Materie und Seele unberührt lassen kann; denn wenn sich die Psychologie nur diese Aufgabe stellt, die Gesetze darzulegen, nach denen die innern Ereignisse vor sich gehen, so ist es ganz gleichgiltig, ob man meint: das sind Gesetze für Gehirnfunctionen, oder Gesetze für die Thätigkeit einer immateriellen Substanz.

Was ich nun erwarte von der Einwirkung solcher Betrachtungen auf die Philologie, das ist gerade dies, dass der historische Sinn gestärkt und gereinigt werde. Nämlich es liegt in dem Wesen der Seele selbst, den geschichtlichen Geist zu erzeugen, Geschichte zu machen, geschichtliche Schicksale zu erfahren. Indem also die Psychologie nur ihr eigenes Geschäft vollzieht, durchmisst sie den Boden der Geschichte und erforscht sie die Lebensbedingungen der Geschiehte. Damit dies aber nicht eine vage, ideale Behauptung bleibe, was ich von der Reinigung und Kräftigung des historischen Sinnes gesagt habe, will ich dies an einigen Thatsachen erläutern.

Der Irrthum, den ich bekämpfen muss, und der meiner Ansicht nach eben durch diese psychologische Begründung der Philologie beseitigt werden wird: ein Irrthum, der in Deutschland weit verbreitet ist und von dem ich auch Wilhelm von Humboldt nicht freispreche, scheint mir der zu sein, dass man die bloss ästethische, nach Ideen charakterisierende Construction entweder geradezu für eine genetische Erklärung nahm, oder dass man diese ideale Construction für so wesentlich hielt, dass man daneben kaum noch ein Bedürfnis nach genetischer Erklärung fühlte. Dieser Fehler herscht nicht blos in der Hegelschen Philosophie, wo allerdings im höchsten Grade und mit vollster Bestimmtheit dies ausgesprochen wird, sondern der Historiker nahm in gleicher Weise daran Theil. Zum Beispiel will ich erinnern an die Geschichte der Litteratur. Sie mögen mir zutrauen, dass ich die Verdienste der neueren Werke um die Geschichte der griechischen Litteratur, die Verdienste eines Bernhardy mit ganzem Herzen anerkenne; das soll mich aber nicht abhalten, das Folgende zu bemerken. Die Anordnung ist gewöhnlich so, dass man der Reihe nach zuerst das Epos bespricht, dann die Lyrik, dann das Drama und darnach die Prosa in ihren Arten. Man verfolgt diese litterarischen Gattungen durch die Jahrhunderte der griechischen Geschichte. Man beginnt mit Homer und verfolgt das Epos bis in das Mittelalter hinein, darauf kehrt man zurück zu Kallinos und Terpandros, um auch die Lyrik in gleicher Weise von ihren Anfängen bis in die späteste Zeit zu behandeln. Ich sage nicht, dass das ein Uebelstand ist, sondern meine nur: es liegt ein falsches Princip zu Grunde, nämlich dieser Irrthum, dass die litterarischen Gattungen die Ideen sind, dass man diese Ideen der Epik, Lyrik, Dramatik so ansah, als wohnte ihnen eine Kraft inne sich zu verwirklichen, die Ideen gäben sich in der Geschichte die Wirklichkeit, man

sah sie an, ich möchte sagen, als substanzielle Wesen. Das ist nun aber zu gleicher Zeit ungeschichtlich, weil unpsychologisch. Unter Materie versteht der Naturforscher nur die Substanz, in der die Naturdinge existieren, und die Gesetze, nach denen sie existieren; und unter Seele verstehen wir, ich wenigstens, die Substanz, in der die geistigen Erzeugnisse ihr ideales Dasein haben, und die Gesetze, nach denen sie ihr Dasein gewinnen, erhalten und verlieren. Wenn man von einer Entwickelung der Ideen spricht, indem man dabei von der Seele absieht, d. h. von den persönlichen Subjecten welche diese Ideen erzeugen, entwickeln, tragen, so ist das gerade so, als wollte man von der Entstehung und Entwickelung der Naturdinge reden mit Absehung von der Materie. Das thut der Hegelianismus allerdings, er construiert die Wesen so, ganz abgesehen von ihrem materiellen Dasein, rein als begriffliche Wesen, als Begriffe, wobei er eben die Begriffe hypostasiert. Der Historiker ist hier ganz ebenso verfahren, nur nicht mit gleicher Consequenz und mit gleich bestimmtem Bewusstsein. Er hat allerdings nicht unterlassen, seiner Entwickelung der litterarischen Ideen Biographieen der Dichter und allerlei historische Thatsachen anzufügen, und noch mehr, der Litterarhistoriker fügt zu dieser Betrachtung der einzelnen Gattungen der Litteratur noch eine andere hinzu, die gewöhnlich vorausgeschickt wird, theils als Einleitung oder als erster Theil. Hier werden die Epochen der Litteratur aufgestellt, und die litterarischen Erscheinungen werden chronologisch geordnet. Hierdurch glaubt man die Unbequemlichkeiten, welche durch die Anordnung nach litterarischen Gattungen sich ergeben, zu beseitigen: wenn man nämlich hier die entgegengesetzte Anordnung nach der Zeitfolge ebenfalls in kurzer Uebersicht gegeben hat. Hierdurch werden mancherlei Uebelstände allerdings gehoben, aber dem wahren historischen Princip wird dadurch nicht genügt. Auch bei dieser chronologischen Darstellung selbst liegt das rechte historische Princip nicht zu Grunde, denn es handelt sich auch hier um Charakteristik, um Construction nach Ideen. Nämlich wenn in dem einen Theil, von dem ich vorhin sprach, die litterarischen Gattungen oder litterarischen Ideen aus dem Volksgeist abgeleitet, d. h. charakterisiert wurden, so werden hier in dem vorangeschickten Theile der Litteraturgeschichte die Zeitepochen charakterisiert. Es wird auch hier nur eine ideale Construction gegeben, und nicht einmal ein Nachweis von Causalität und von Genesis, welcher Nachweis doch allein das Wesen der Geschichte begründet. Welche wirklichen Uebelstände sich hieraus ergeben, nicht blos Uebelstände der Uebersichtlichkeit, sondern im Inhalte selbst, das könnte ich an jeder Thatsache nachweisen. Die schlagendste wäre diejenige, wie mir scheint, wenn Sie an das alexandrinische Epos denken. Dieses alexandrinische Epos wird unter der Betrachtung der Entwickelung der Epik gegeben. Es ist aber thatsächlich gar nicht richtig, dass das alexandrinische Epos in wirklich gerader Linie von Homer abstammt und in wirklichem Zusammenhange mit Homer stehe, sondern diese spätere Epik steht im Zusammenhange mit den gleichzeitigen grammatischen Bestrebungen, und man kann also das alexandrinische Epos nicht richtig auffassen und verstehen, wenn man es innerhalb der Epik betrachtet und nicht innerhalb der alexandrinischen Zeit. Dasselbe gilt von jeder andern Erscheinung, gilt z. B. auch von Euripides, den man nicht sowohl versteht, wenn man ihn als Entwickelung des Sophokles betrachtet, als vielmehr, wenn man ihn in Zusammenhang bringt mit den gleichzeitigen Bestrebungen in allen Richtungen und Strömungen des griechischen Geistes. Wenn man nun auch bei dieser Geschichte der litterarischen Gattungen, überhaupt in der Litteraturgeschichte auf die Entwickelungsgesetze kommt, so beruhen nun doch diese Entwickelungsgesetze der Geschichte des Geistes nicht auf einem klar und bestimmt gefassten historischen

Princip; denn auch sie beruhen in der Weise, wie sie formuliert werden, auf der Voraussetzung, als wären die Ideen Organismen, die ein selbstständiges Leben auch ausserhalb der Seele führen, während der Historiker die Sache nur so betrachten kann, dass er immer die subjectiven Persönlichkeiten als Schöpfer und Träger der Ideen festhält. Nun schliesslich noch eine Thatsache. Nämlich ich erinnere Sie an ein Lieblingsthema für Philologen und Laien, an den Charakter der griechischen Stämme. Ich will auch hier zeigen, wie durch die Psychologie erst der rechte historische Sinn in diese Betrachtung geführt wird, während bis jetzt immer nur Constructionen nach den Ideen gegeben werden. Man hat, wenn ich nicht irre, diese Stammcharaktere, die zum Theil vortrefflich gezeichnet sind, immer nur als blosse gegebene Naturbestimmtheiten angesehen, als etwas was nun eben vorhanden war, als etwas was die Bedingungen zu geistigen Erzeugungen jedes Stammes schon vollständig in sich trug. In so hohem Grade sah man in diesem gegebenen Charakter schon den Keim zu allem, was der Stamm geleistet, dass man die Leistungen des Stammes als charakteristisch für diesen Stamm selbst genommen hat. Also es gehörte eben zum Charakter der Ionier, dass sie das Epos entwickelt haben, d. h. die Epik überhaupt, diese Idee der Epik an sich, die gehört mit zu dem Charakter der Ionier, nicht etwa blos die ionische Eigenthümlichkeit, der ionische Typus des Epos. Und ebenso wurde die Lyrik der Aeolier oder Dorier als charakteristisch für diese Stämme hingestellt. Hierbei scheint mir wenigstens das geschichtliche Element nicht vollständig und nicht tief genug beachtet worden zu sein. Dass überhaupt bei der Bildung der Stammcharaktere der Hellenen Naturbestimmtheiten und geschichtliche Verhältnisse ineinander gewirkt haben, das wird wohl nicht zu leugnen sein, und ich will es auch jetzt nicht gar so sehr hervorheben, dass man zu wenig darauf geachtet hat, wie die Charaktere der hellenischen Stämme sich erst gebildet, entwickelt haben. Aber das will ich hervorheben, diese Thatsache die unleugbar ist, dass die Productivität der Stämme gar nicht in eine und dieselbe Zeit fällt, sondern dass ein Stamm den andern ablöst mit seiner Productivität. Gerade hier scheint mir eine Aufgabe vorzuliegen, in welcher das Zusammenwirken von Psychologie und geschichtlicher Betrachtung am klarsten gemacht werden könnte, und darum will ich mir hierüber noch einige wenige Worte erlauben.

Also nach einander tritt die Productivität der Stämme hervor, und erst mit der Productivität auch wirklich der Stammcharakter. Der ionische Charakter gelangt am frühesten zur Reife, wenig später der dorische in politischer Beziehung, dann entwickelt sich litterarisch der äolische Stamm und unlitterarisch auch der dorische, endlich folgte der attische Stamm, langsamer und später sich entfaltend als die andern. Nun ist es sehr einladend so zu sagen: der ionische Charakter ist der relativ äusserliche, der äolische ist der subjective, der dorische ist der innerliche und der attische ist der objective Charakter, und die Reihenfolge dieser Charaktere scheint nun auch ein Entwickelungsgesetz auszusprechen. Nämlich die ionische Aeusserlichkeit entwickelt sich zeitiger, zuerst, weil eben zuerst die Aeusserlichkeit auftreten muss, dann erst folgt die äolische Subjectivität, die sich nun zur dorischen Innerlichkeit sammeln kann und endlich in der attischen Objectivität ihren Abschluss findet. Nun will ich davon absehen, dass ein solches Entwickelungsgesetz, wenn es wirklich Geltung haben soll, doch vor allem näherer, schärferer Bestimmungen bedürfte, Bestimmungen, d. h. Beschränkungen, vielmehr aber will ich folgendes hervorheben. Man muss, wie ich schon bemerkte, nicht meinen, Aeusserlichkeit und Epik, Subjectivität und Lyrik u. s. w. seien ideale Mächte, begrifflich objective Potenzen, die sich in den Ioniern, in den Aeoliern u. s. w. wirklich geben;

man muss auch nicht sagen, der Ionismus habe sich darum zuerst entwickelt, weil in seiner Grundbestimmtheit die Aeusserlichkeit gelegen habe; der Aeolismus sei darum gefolgt, weil der Subjecticismus sein Grundwesen war und dieser in seiner Entwickelung erst später auftreten kann; denn eine solche Behauptung scheint mir sogar unbegründet, da durch nichts bewiesen ist, dass der ionische Geist ursprünglich von Natur weniger subjectiv, weniger innerlich, weniger objectiv ist, als irgend einer der andern Stammcharaktere. Man muss vielmehr, wie mir scheint, sich so ausdrücken: Jeder hellenische Stamm entwickelt das ganze Hellenenthum in derjenigen Form, welche durch die Bedingungen, unter denen er seine Blüthe erreichte, nothwendig geworden war. Um dies kurz anzudeuten: ganz anders waren ja die Mischungsverhältnisse der Bevölkerung, in Folge dessen ganz anders die politischen Verhältnisse, die Gestaltung des Staatslebens, und wiederum in Folge davon und von geographischen, tellurischen und klimatischen Verhältnissen gestaltete sich das Leben und der Verkehr im Innern und Aeussern ganz anders bei den Ioniern und Aeoliern, anders bei den Doriern und Attikern. Und aus solcher Verschiedenheit der Bedingungen ergibt sich eine Verschiedenheit nach der Entwickelung in der Zeit, und aus der verschiedenen Entwickelung in der Zeit, aus der verschiedenen Zeitepoche und zeitlichen Reihenfolge auch wiederum eine Verschiedenheit dem Wesen nach. Hierbei scheint mir das speculative Bedürfnis nach Einheit ebensowohl befriedigt, als das reinhistorische, causale, genetische Verhältnis; denn hier habe ich eine einheitliche Idee des Hellenenthums mit der Strenge, wie sie irgendwie nur gefordert werden kann. Diese Idee findet ihre Abschattung und ihre Entwickelung in den verschiedenen Stammcharakteren. Andrerseits werden nun auch die Bedingungen, die in der Wirklichkeit liegenden Bedingungen durch die Entwickelung dieser Idee streng und allseitig hervorgehoben, und diese Bedingungen liegen, abgesehen von den Naturverhältnissen, in der Subjectivität des hellenischen Volkes, und in den Persönlichkeiten und in den Verhältnissen, unter denen diese subjectiven Persönlichkeiten lebten und sich entwickelten. Nach beiden Seiten hin, sowohl nach der speculativen Seite, welche die einheitliche Idee hervorhebt, wie nach der andern Seite hin, welche die Verhältnisse der Wirklichkeit betrachtet, unter denen diese Idee gebildet und entwickelt wird, nach beiden Seiten hin liefert die Psychologie erst volle Klarheit. Denn wenn ich eine solche Einheit der Idee des Hellenenthums annehme, so meine ich auch wirklich, dass sie nicht blos eine subjectivistische Idee, eine Hülfsannahme und ein blosser Gedanke des Historikers, eine Hypothese von lediglich constructivem Werth, sondern ich meine in der That, dass dieses einige Hellenenthum ein Factum ist. Diese Idee ist eine geistige Thatsache, die erstlich verwirklicht ist in bestimmten Institutionen, Ereignissen, Thatsachen, die aber auch zweitens verwirklicht ist in den lebendigen hellenischen Subjecten, also ein psychologisches Ereignis, ein Ereignis in ihren Seelen. Sie ist also wirklich von constructiver Bedeutung, sie ist nicht blos speculativ berechtigt, sondern auch historisch nothwendig, und weil sie nun eben eine Wirklichkeit war, eine Wirklichkeit in der Seele, im Bewustsein des griechischen Volkes, darum ist sie psychologischen Gesetzen unterworfen, und ist das Object einer psychologischen Betrachtung und einer psychologischen Forschung.

Nun zum Schluss noch folgendes. Eine Psychologie, welche sich eine solche Aufgabe stellt, eine Psychologie, welche die Geschichte erklären will, die mag Völkerpsychologie heissen, weil die Völker den realen Boden der Geschichte liefern, weil sie die realen Factoren der Geschichte sind. Weil nun aber, bestimmter ausgedrückt, die Aufgabe der Völkerpsychologie die ist, jede Gemeinsamkeit von Subjecten, jede Gemeinsamkeit geistigen Lebens zu erforschen, da sie also Aufgaben findet, wo Seelen-Subjecte miteinander und ineinander wirken, wo sie

sich verbinden, nun, so gehört in die Völkerpsychologie auch die Betrachtung jedes gemeinsamen geschichtlichen Lebens; und hiernach müste ich sagen: ich weiss die Philologie von der Völkerpsychologie, wenn ich beide nach ihrer Idee, nach dem Ideal betrachte, nur relativ zu unterscheiden, d. h. nur nach besondern Gesichtspunkten. Nämlich die Philologie ist der analytische Theil der Geschichte, die Völkerpsychologie der synthetische Theil der Geschichte, und statt Geschichte könnte ich auch sagen: Philologie; denn Geschichte oder Philologie ist eben die Wissenschaft vom Geiste, und weil der Geist in der Seele lebt, so muss Alles, was Geist heisst, auch psychologischen Gesetzen folgen. Also in der Idee, welche diese Relativität unbeachtet lässt, ist die Philologie die Völkerpsychologie und umgekehrt. Wir freilich, die endlichen Individuen ziehen uns jeder seine Schranken nach seiner Individualität. Diese jährlichen Zusammenkünfte aber beweisen unser aller Wunsch, dass diese Schranken der Individualität die Gemeinsamkeit und Einheit der Geister nicht stören, sondern im Gegentheil stärker machen. Und dass dies stets so sein möge, mit diesem Wunsche schliesse ich.

Prof. Dr. Haase aus Breslau:

Ich möchte mir den Vorschlag erlauben, die Debatte über diesen Gegenstand zu verschieben, bis wir den nachfolgenden Vortrag gehört haben, der wohl nicht füglich länger verschoben werden kann.

Präsident:

Ist die Versammlung damit einverstanden, so bitte ich Herrn Prof. Gosche seinen Vortrag zu beginnen.

Da Niemand sich gegen den Vorschlag erhebt, so besteigt Prof. Dr. Gosche aus Halle die Rednerbühne und hält folgenden Vortrag über phrygische Inschriften:

Ueber die phrygischen Inschriften.*)

Meine Herren!

Es ist ein Stück grenzläuferischer Wissenschaft, für welches ich die Aufmerksamkeit der Hörer in Anspruch nehme, und die Untersuchung wird sicher unter den Gefahren leiden, welche aus der Betrachtung der Berührungen grundverschiedener Culturgebiete wie hier des griechischen und des vorderasiatischen, fast nothwendig entspringen müssen. Einen Verdacht indess, welchem der Orientalist gegenüber einem der classischen Alterthumskunde zufallenden Thema leicht ausgesetzt ist, muss ich vorweg abweisen: dass hier eine unberechtigte Razzia in ein wohlgeordnetes Gebiet beabsichtigt werde, eine Reclamation kraft deren hellenisches Besitzthum ohne weiteres als dem Orientalismus zugehörig erwiesen werden solle — ein Verfahren, welches in den meisten Fällen mit der bekannten Identificierung der ägyptischen Neit und der griechischen Athene übereinstimmt: vorn und hinten etwas abzuschneiden und den Rest noch umzukehren. Die orientalische Philologie hat von ihrer älteren Schwester, der classischen, nachgerade Methode gelernt und in dem vorliegenden Falle soll nur mit sicheren Mitteln der Versuch gemacht werden, eine barbarische Volkseigenthümlichkeit aus einigen Inschriften näher zu bestimmen, welche allerdings Fr. Osann mit einer bei Steindenkmälern

*) Die Leser, welche an der Versammlung in Meissen theilgenommen haben, werden nichts vom Wortlaut des damals Gehörten vermissen und einige mir nothwendig erschienene Erweiterungen, welche ich mir im freien Vortrage nicht gestatten mochte, gern hinnehmen. Gosche.

gradezu gewissenlosen Conjecturalkritik und Fr. Haase mit solider Energie dem griechischen Sprachkreise einzureihen versucht haben.

Das Thema, um welches es sich handelt, ist nicht gross: es sind fünfzehn kleine Inschriften, von denen, dass ich jeder Erwartung sogleich im Eingang begegne, sehr wenig verstanden werden kann und deren zum kleinen Theile verständlicher Inhalt von keiner hohen Bedeutung an und für sich ist; doch gewinnt dieses wenige durch seine sprachlichen Zusammenhänge einen allgemeineren Werth. Mein trefflicher Freund Kiepert, welchem die vorderasiatischen Forschungen Anregung und Förderung genug verdanken, hat auf der beigefügten Tafel diese kleinen Sprachdenkmäler mit bekanntem Geschick zusammengestellt und zu bequemster Uebersicht die Varianten der verschiedenen Copien angegeben; auch die kappadokischen Bruchstücke haben zunächst wegen ihrer allgemeinen Verwandtschaft hier eine Stelle gefunden.

Die Auffindung dieser Inschriften ist im wesentlichen ein Verdienst unsers Jahrhunderts. Nur die unter Nr. 14 der Tafel eingetragene ist bereits von Rich. Pococke mitgetheilt worden. Auf ihn folgten über ein halbes Jahrhundert später W. Hamilton, welcher in dem Anhang zu seinen 'Aegyptiaca' eine defecte Abschrift von Nr. 3, des Midasgrabes, gab, und Seetzen, dem wir die erste etwas vollständigere Copie von Nr. 13, welche W. J. Hamilton nicht mehr in demselben guten Zustande gefunden zu haben scheint, verdanken. In hervorragender Weise bildeten dann W. M. Leake's durch Robert Walpole's Reisewerk schon zu einer vorläufigen allgemeineren Kenntnis gebrachten Aufzeichnungen die Grundlage der ersten Untersuchungen von Letronne, St. Martin und vor allen von G. F. Grotefend; Leake muss der Wissenschaft als der eigentliche Entdecker des Midasdenkmales und seiner Hauptinschriften gelten. Bald nacheinander erwarben sich Ch. Texier und J. R. Steuart bedeutende Verdienste um unsere Denkmäler, der erstere in künstlerischer, der andere in epigraphischer Beziehung, indem er die Inschriften Nr. 7—9 in der Nachbarschaft des Hauptdenkmales auffand. Unsere Kenntnis der jüngern Gruppe der phrygischen Inschriften erweiterte nach Pococke und Seetzen W. J. Hamilton, durch welchen wir die Abschrift von drei neuen Stücken Nr. 11, 12, 15, die Wiederholung der Seetzen'schen Nr. 13 und ein kappadokisches erhalten haben. Zuletzt hat Mordtmann auf drei Reisen durch Phrygien in den Jahren 1852, 1858 und 1859 die Inschriften zum grössten Theil neu verglichen, wobei ihm Nr. 14 unbekannt geblieben zu sein scheint, und die kleinen Stücke Nr. 4, 5, 10 wie das zweite kappadokische entdeckt, so dass das wenig umfangreiche Material doch sicher überliefert ist.

Die Fundorte selbst sind ihrer Lage nach bedeutsam. Während die dem rein griechischen Schriftcharakter angehörenden Inschriften Nr. 10 bis 15, theils nach der bithynisch-galatischen Grenze zu, theils an der grossen durch Mittelphrygien führenden Heerstrasse gefunden wurden, sind die eigenthümlichen älteren in dem eigentlichen Centralphrygien, in einsamen grünen Thälern eingehauen, wo nur selten Ruinen das sonst überall mächtige Vordringen römischer Macht und Bildung bezeugen. Das eigentliche Midasdenkmal, welches gegenwärtig türkisch *yasülükaya* 'der beschriebene Felsen' heisst, liegt unweit des alten Prymnessus in der Ebene von Doghanlü; nahe dabei finden sich die übrigen alten unter Nr. 7 bis 9 verzeichneten Inschriften. Auf Grund dieser Localitäten und der in ihnen seit geschichtlichem Gedenken wohnhaft gewesenen Phryger sind die Inschriften nach ihnen benannt und damit auf ihre Sprache und Nationalität zurückgeführt worden; ein Grund, hieran zu zweifeln und in ihnen etwa Denkmäler eines eingedrungenen nicht-phrygischen Stammes zu sehen, lag auch nicht von ferne vor.

Schon für den ersten Blick sondern sich diese Inschriften in die beiden Gruppen der alt- und der neu-phrygischen, Nr. 1—9 und 11—15, und zwar durch ihren nachher eingehender zu untersuchenden Schriftcharakter auf das bestimmteste. Die zweite Gruppe zeichnet sich vortheilhaft dadurch aus, dass die drei längeren Nr. 13, 14 und 15 bilingue sind, was bei der nach Mordtmann's Versicherung schon verwitterten Nr. 10 nur scheinbar angenommen werden kann, aber bei dem Gegensatz des christlichen ΑΓΙΑ ΘΕΚΛΑ und des darunterstehenden trotz Α nicht so jungen Bustrophedonbruchstücks abgewiesen werden muss. Das Hilfsmittel der Zweisprachigkeit entbehren wir leider bei den älteren, voraussetzlich mehr nationalen Inschriften und deshalb haben die Versuche zur Entzifferung derselben im ganzen fast abenteuerliche Wege eingeschlagen.

Wenn wir, um das allgemeinste vorauszuschicken, einen Schlüssel suchen, der uns das Verständnis dieser Sprachdenkmäler erschliesse, so müssen wir, wie jeder Historiker und Archäolog, der Asiatisches und Europäisches, insonderheit Altgriechisches in seinen Wechselbeziehungen zu betrachten hat, auf Herodot zurückgehen. Er bestimmt das ethnographische Verhältnis der Phryger, welche im allgemeinen als ein autochthones Volk, ja wie aus Psammetichs bekanntem bei aller Derbheit als erstes sprachphilosophisches Experiment anerkennenswerthem Versuch zu ersehen ist, sogar älter als die Aegypter galten, zu einem nicht sehr entfernten östlichen Nachbar, indem er die Armenier als *ἐόντες Φρυγῶν ἄποικοι* bezeichnet. Derselben Anschauung, wahrscheinlich auf herodoteischer Grundlage, folgt Eudoxos, welcher in einer von Eustathios erhaltenen Stelle ebenfalls die Armenier aus Phrygien ableitet und ihrer Sprache phrygischen Charakter beilegt, wozu man noch das Zeugnis des Stephanos von Byzanz u. d. W. *Ἀρμενία* vergleichen kann. Dem widerspricht nicht, wenn nach einer anderen Anschauung und Ueberlieferung die kleinasiatischen Phryger mit den thrakischen Brigern von demselben Herodot zusammengebracht werden, worin nur eine specifisch makedonische Localisierung der Ansicht von der kleinasiatisch-nordgriechischen Völkerwanderung zu sehen ist. Ein ähnliches, grade hier in Betracht kommendes Verhältnis stellt die Auffassung des Strabon dar, wenn er auf der einen Seite Phryger und Briger unter der noch jetzt gern gebrauchten aber leider sehr unbestimmten Kategorie des Thrakischen zusammenbringt, zugleich Beziehungen zwischen phrygischem und thrakischem Cultus hervorhebend, auf der andern Armenier aus Thessalien abgeleitet werden lässt. Ein geistvoller Philolog hat ausserdem noch auf eine andere Stelle aufmerksam gemacht, welche sich in Cramer's 'Anecdota graeca' finde. Es steht zwar in der benutzten Oxforder Handschrift etwas von der Aehnlichkeit der Armenier und Phryger und O. Abel hat ebenfalls in seinen ethnographischen Voruntersuchungen über die Macedonier diese Stelle benutzen zu können geglaubt: indes handelt es sich dort um Hippologie und die Gleichheit der armenischen und phrygischen Pferde, und so verwegen bisweilen die Sprachvergleichung auch in der Anwendung ihrer Mittel sein mag, der Vermittlung der Pferde darf sie sich nicht bedienen.

Setzen wir als das natürlichste, dass der eranische Volksstamm, als dessen ältesten Vorschub wir ohne Zweifel die Armenier mit ihrer bisweilen sonderbar entwickelten Sprache zu betrachten haben, seinen Weg nicht durch Südost-Europa, sondern durch die südlichen Stufenländer des Kaukasus, wenn nicht durch die mesopotamische Ebene genommen habe: so wird für den modernen Standpunkt der Ethnographie das Zeugnis Herodots umzukehren sein. Die phrygische Nationalität mag eher als abgelöst von der armenisch-eranischen erscheinen. Nicht unmöglich ist es, dass bereits in einer Epoche vorgeschrittener Cultur diese Absonderung statt-

fand, so dass schon die Flutsage aus dem oberen Euphrat- und Tigrisgebiet mit nach dem westlichen Kleinasien gebracht werden konnte, wodurch sich der auffällige Münztypus von Apamea Kibotos und die Versetzung des Berges Ararat nach Phrygien in den sibyllinischen Büchern erklären würde. Es ist wahrscheinlich, dass die Phryger als eine breite staatenbildende Masse vordrangen, dass darum im dichterischen Sprachgebrauch ihr Name auch auf Troia und die Bezeichnung 'Barbar' auf sie als eine dem ältesten Griechenthum besonders entgegengesetzte geschlossene Nationalität Anwendung fand.

Diese ethnographische Zusammenstellung gibt ein unzweifelhaftes Recht, Phrygisches und Armenisches zu vergleichen, und es lag nahe, was uns von phrygischen Glossen überliefert ist, nach dieser Seite zu untersuchen. Obgleich längst von Bochart und Jablonski Zusammenstellungen der Art gemacht worden waren, so wurden doch erst vor sechszehn Jahren von mir selbst diese Sprachreste näher mit dem Armenischen und dem Eranischen überhaupt verglichen, worauf dann P. Bötticher mit einer dankenswerthen neuen und vollständigeren Sammlung der Glossen folgte. Als Resultat der ersten Untersuchung ergab sich unwiderleglich, dass Phrygisch und Armenisch fast auf einer Linie der eranischen Sprachentwicklung, jedenfalls innerhalb dieser standen. Da die armenische Litteratur uns im wesentlichen erst vom vierten Jahrhundert ab überliefert ist, so könnte eine so nahe Begegnung befremden: aber mit geringen Ausnahmen gehören die griechisch-phrygischen Glossen dem Hesychius, Eustathius, dem Etymologicum magnum an, deren Mittheilungen also schon auf eine spätere Sprachstufe zurückgehen konnten. Aus den Vergleichungen ergaben sich schon zwei charakteristische Lautverschiebungsgesetze, wie sie besonders in den eranischen Sprachen nebeneinander beobachtet werden können: *h* für indisches *s*, und *z* für indisches *h*. Für das erstere ist ein Beispiel das *ἁρμάν* des Etym. M., welches 'Krieg' bedeuten soll und mit dem dasselbe sagenden achämenidischen *hamarana* auf indisches *samara*, *samarana* (eigentlich das Zusammengehen) zurückgeht. Das aus gleicher Wurzel und Zusammensetzung hervorgegangene *hamar* der Armenier hat in einem sehr verständlichen Begriffsfortschritt die Bedeutung 'Zahl, Rechnung' angenommen. In einem anderen Falle ist die Spirans ganz geschwunden: in *ἀδάμνα*, *ἀδαμνεῖν*, welches 'Freund, lieben' bedeuten soll und am wahrscheinlichsten mit pers. *hamdam* ('Genosse, Freund') zusammengestellt worden ist. Das in dem letzteren enthaltene Präfix ind. *sam* erscheint auch gerade in entsprechenden armenischen Bildungen ebenfalls ohne *h*. Die Vertretung eines indischen *h* durch *ζ* bezeugt *ζέλκια*, nach Hesychius im Phrygischen s. v. a. *λάχανα*, vergleiche man es nun, was ich immer noch für das wahrscheinlichere halte, mit der indischen Wurzel *hal* 'pflügen', oder mit *hri* wovon *harit* 'grün'. Eine ebenfalls im Eranischen häufige Erscheinung, die Verwandlung eines ursprünglichen *j* in *z* zeigt das Phrygische gleicherweise; z. B. in dem *ξευμὰν* des Hesychius 'Quelle', das mit dem armenischen *dsow* 'Wasser, Meer' sich zum vedischen *yavyâ* 'Fluss' stellt. Schlagend ist die Identität einiger speciellen Bezeichnungen im Armenischen und Phrygischen, von denen ich die hauptsächlichsten hier aufzählen will: *ἀζήν* nach Hesychius so viel als *πώγων*, wozu sich arm. *adsèlèl* 'den Bart scheeren' vergleicht; *δροῦγγος* nach Epiphanius 'Nase, Schnabel' neben arm. *ṙûngn* 'Nase'; *ἔλυμος* und *ἔλεγος* von Bötticher sehr treffend neben arm. *elègn* 'Schilfrohr' und verwandtes gestellt; *μᾶ* nach Hesychius s. v. a. *πρόβατα* verglichen arm. *maqi;* besonders aber sogar in der Lautzertrümmerung vollkommen entsprechend *ὄρον* nach Achilles Tatius 'über', auf die Stufe des armen. *i vèrah* von dem alten *upari* herabgesunken. Interessant ist das von Boeckh bereits unserm Sprachkreise zugewiesene *τύραννος*, das schwerlich mit

κοίρανος verglichen und überhaupt nicht aus dem Griechischen abgeleitet werden kann; im Armenischen bietet sich die an zahlreichen Ableitungen fruchtbare Wurzel *tir* 'Herscher' dar, wobei freilich noch die Möglichkeit eines nicht einmal indogermanischen Ausgangspunktes bleibt, man vergl. tartar. *tur* 'Herr'.

Einige phrygische Glossen stimmen nicht zu dem eigentlich armenischen Lautbestande in seiner gegenwärtigen Niedersetzung, sondern zeigen eine ältere noch feste Sprachstufe. Dahin gehört das von Clemens von Alexandrien aufbewahrte und aus dem orphischen Sprachgebrauch nachgewiesene *βέδυ* für 'Wasser' oder auch 'Luft', welchem das in der ersteren Bedeutung und in seinem ersten Bestandtheile gleiche griechische *ὕδωρ*, nach Platon ebenfalls ein phrygisches Wort, lautlich schon mehr zerstört, parallel läuft: es ist nicht unwahrscheinlich, dass im Jahrhundert des Platon die ältere Wurzelform *βεδ* zu *ὑδ* nach Analogie sanskritischer und auch eranischer Bildungen geschwächt sein mochte. In der Bedeutung 'Wasser' bietet das Armenische mit einem nicht ungewöhnlichen Lautwechsel *gèt* ('Fluss'); in der anderen 'Luft' die Form *ôd* aus einem ursprünglicheren *vad* oder *bad* zusammengezogen. Das oft besprochene phrygische *βέκος* 'Brot', das aus der herodotischen Anekdote bekannt genug ist, zeigt dem armen. *haz* gegenüber, dessen *h* durch eine im Ossetischen fixierte Aspiration *fićin* 'backen' vorbereitet war, noch den Labial und den Guttural in guter Ursprünglichkeit. Auch wenn Platon *κύων* für phrygisch ausgeben konnte, so muste das dem griechischen gleich oder ähnlich lautende Wort den gutturalen Anlaut treuer bewahrt haben als das armenische *šun*, ja selbst treuer als das Sanskrit. Dasselbe gilt endlich von dem armenischen *hûr* gegenüber dem ebenfalls bei Platon auch als phrygisch angeführten *πῦρ*, welches den wurzelhaften Labial (wie *βέκος*) noch besitzen muste, um überhaupt eine Vergleichung der griechischen und phrygischen Form möglich zu machen. Diese Betrachtung, welche hier nicht weiter ausgedehnt werden kann, sich aber im Verlauf noch durch einige gelegentliche Momente vervollständigen wird, vermag Vertrauen zu den Vergleichungen des Armenischen und des Phrygischen einzuflössen; sie ergibt aber auch noch ein anderes weiterhin sich bestätigendes Resultat, dass nach griechischer Ueberlieferung in dem phrygischen Wortschatz Formen von armenischer Abgeschliffenheit und Formen von mehr Ursprünglichkeit als Zeugnisse einer älteren und einer jüngeren Sprachepoche erscheinen. Zweierlei Ansprüche hätten indes bei diesen Glossen nicht gestellt werden dürfen: einmal wegen ihrer durch griechische Vermittlung herbeigeführten Gräcisierung und wegen einiges den Griechen und den Barbaren gemeinsamen Wortvorrats auch eine dem Griechischen näher stehende Nationalität zu fordern, wie Fr. Haase zuletzt mit vielem Scheine gethan hat; und dann zu erwarten, dass diese im ganzen so wenigen Glossen unmittelbar anwendbares Material für die Entzifferung der Inschriften darbieten sollen, in welcher Erwartung getäuscht Mordtmann sehr ungerecht von ihrem 'nur sehr problematischen Nutzen' redet.

Der von Herodot und den Glossen aus gewonnene Standpunkt hätte einfach bei allen Bemühungen, die phrygischen Inschriften zu erklären, festgehalten werden müssen, ist aber leider bei den grossen Entzifferungsversuchen, die seit mehr als dreissig Jahren im Gange sind, fast immer verlassen worden. Abgesehen von den Deutungen Letronne's und Grotefend's, welche Männer bei dem ihnen vorliegenden unsicheren und unzulänglichen Material nicht weit vorschreiten konnten, aber selbst irrend immer etwas bedeutendes wie sie zu thun pflegten gesagt haben, verdienen hier besondere Erwähnung die eingehenden Arbeiten von Fr. Osann, Chr. Lassen und A. D. Mordtmann. Osann, der sich nur mit den altphrygischen Inschriften und

mit diesen nach Leake's Abschriften beschäftigte, ging lediglich von der Voraussetzung aus, dass hier griechische Sprachdenkmäler vorlägen, und da das factisch gegebene an fast allen Punkten seiner Anschauung widersprechen musste, so emendierte er mit der Tendenz, einen möglichst griechischen Text zu gewinnen. Wo dies nicht angieng und selbst alle Mittel einer schon im Eingang charakterisierten Conjecturalkritik versagten, wurde eine Urform des Griechischen angenommen, die angeblich für die Schriftsprache spurlos verloren gegangen sei. Indes der Giessner Philolog den Standpunkt seiner Untersuchung bedenklich und willkürlich verengte, erweiterte ihn Lassen in der seinigen 'über die Lykischen Inschriften und die Sprachen Kleinasiens' bis zur Annahme eines besonderen 'armenisch-kleinasiatisch-thrakischen Sprachstamms'. Hierdurch gieng abgesehen von anderen Gefahren der Vortheil verloren, die phrygische Sprache in ihrer besonderen Individualität erkennen zu müssen. Endlich kam Mordtmann, ausgerüstet mit einer lebendigen Anschauung Vorderasiens, einer mannigfaltigen Sprachkenntnis und einem bedeutenden aber nicht gehörig disciplinierten Scharfsinn. Er schwankt augenscheinlich zwischen der Annahme eines hellenischen und eines armenischen Sprachtypus des Phrygischen haltlos hin und her und der verdiente Erklärer der sasanidischen Münzlegenden verliert sich hier in zigeunerische Sprachmengerei. In der Vergleichung des Griechischen geschehen schon die unglaublichst Dinge. So setzt er z. B. ATEΣ oder ATIΣ wie er fand gleich *οὗτος* in Nr. 1; die Endung TIϟ in Nr. 9 Zeile 3 als mit *τῆς* in dem Sinne von *αὐτῆς* zusammenfallend: in derselben Inschrift kann ihm ZOϟTYTYTEP⁝ etwa ein armenisches *ûstr* 'Sohn', ebenda ZOϟEϟ///T vielleicht der Plural dazu und auch gelegentlich Eigenname sein; von einer angeblich persischen Wurzel *kn* hält er eine Nominalbildung *gavos* für möglich; in Nr. 3 werden die beiden ersten Worte gegen die Interpunction als eines angesehen, mit dem armenischen *astovads* verglichen und dies ganz abenteuerlich erklärt. Kurz seine Methode ist so wild und weit, dass sie zulässt und möglich macht, auch irgend eine afrikanische Sprache in diesen phrygischen Inschriften zu finden. Dagegen verdanken wir ihm die in der That werthvolle Erklärung von ΓAFAPTAΣI⁝ in Nr. 1 durch Gordios. Im allgemeinen wünsche ich neben ihm mir nur das Verdienst zu erwerben, viel weniger von dem Inhalte der Inschriften verstehen zu wollen. —

Es sind, wie ich schon vorhin hervorhob, zwei Alphabete, in denen uns die phrygischen Sprachdenkmäler entgegentreten, ein älteres und ein jüngeres. Das ältere zeigen die einsprachigen Inschriften Nr. 1—9, von denen Nr. 1—6 durch ihre nahe Beziehung zu dem monumentalen Midasbau schon als verhältnismässig alt bezeugt gelten können. Zwar kann über die kunstgeschichtliche Stellung dieses sogenannten Midasgrabes durchaus nichts sicheres gesagt werden, indem die Stätigkeit des Stils in den Gräberbauten z. B. Kariens und Lyciens, welche alle Elemente des Holzbaus in die Epoche der Steintechnik hinübergeführt zeigen, vor Ueber- und Unterschätzungen des Alters warnen mag. Das Zeugnis des verschiedenen zum Theil hohen Zeitalters tragen die Alphabete in sich selbst, welche sich so neben einander stellen:

Altphrygisch:	Kappadokisch:	Neuphrygisch:
A	A	A
B	—	B
ᚴ Γ	—	Γ
Δ	—	Δ

Altphrygisch:	Kappadokisch:	Neuphrygisch:
⋹ ⋹ (umgekehrt ⋹ ⋹)	Ε	Ε Є
F	F	—
Σ	—	Ζ
—	—	Η
Ι	Ι	Ι
⊨ Κ Κ Κ Є ?	Κ Κ	Κ
Ι Λ	—	Λ
Μ	Μ	Μ
Γ Ν Ν	Ν	Ν
Ο	Ο	Ο
Γ	Γ	Π
—	ϑ?	—
Ρ Ρ?	—	Ρ
ϟ ϟ	Ε	Σ
Τ	—	Τ
Υ	—	Υ
Φ	—	—
Ψ	—	Χ
—	—	Ω Ω

Das alte Alphabet erweist sich sofort als wesentlich der Gruppe der ionischen, also kleinasiatischen und insularen Schriftentwicklung zugehörig, und als ein ziemlich hoch hinaufzurückendes durch die Richtung der Schrift, den Gebrauch des Digamma, die unzweifelhafte Ausdehnung des Systems nur bis Υ, indem Φ und Ψ nur durch je einen Fall verbürgt sind, und durch die Buchstabenformen im allgemeinen. Unter den Zeichen für die Vokale besitzt Α nach kleinasiatischer Weise einen schrägen Mittelstrich, und das vereinzelt z. B. in Nr. 9 Zeile 4 vorkommende Α ist wohl auf Rechnung der Copisten zu setzen; ⋹ (umgekehrt ⋹ und ⋹) erscheint wie in der Schrift der Inseln und in der argivischer Denkmäler, und ist noch nicht zu der späteren Form Ε umgestaltet; das daneben vorkommende vierstrichige ⋹ wird man, wenn überhaupt aus den wenigen Fällen ein Schluss gezogen werden soll, immer noch am sichersten mit Grotefend und anderen Paläographen als ein dem dreistrichigen ⋹ sehr nahe stehendes Lautzeichen, vielleicht für das lange *ē*, das in das eranische Lautsystem gehört, betrachten: für die Annahme eines Lautwerthes *y*, welchen Mordtmann vorgezogen hat, gibt es weder einen paläographischen noch einen phonetischen Grund; unzweifelhaft sind Ι, Ο und das in seiner Gestalt durch Inschriften verwandter Schriftentwicklung (auf Rhodos, Thera, doch auch von Korkyra und Korinth) ebenfalls bezeugte Υ. Die gutturale Lautklasse zeigt sich auf das einfache *k* und *g* beschränkt, das erstere in den angegebenen fünf Formen, von denen die erste mit den kurzen gebogenen und dem Hauptstrich eng verbundenen Schenkeln die älteste, die zweite und dritte mit geraden zusammenstossenden oder unverbundenen ganz kurzen Schenkeln auch aus milesischen Denkmälern bekannt sind; anzweifeln darf man die letzte nur in einer von Mordtmann unter ungünstigen Umständen copierten Inschrift nachzuweisenden Form mit gebogenem Hauptstrich. Für *g* erscheint auch neben der gewöhnlichen

Form mit rechtwinkligem Seitenstrich die andere ächtkleinasiatische mit spitzem Winkel. Wenn anders das dunkle ΛΑΨΙΤ: in Nr. 9 Zeile 2 vollkommen gesichert ist, so wird man in Ψ nicht etwa mit dem letzten Erklärer unsrer Inschriften ein ψ sondern nach Analogie des verwandten lykischen Zeichens ein in dieser Gestalt auch auf dem hellenischen Festlande erscheinendes den Ioniern Kleinasiens aber verlorenes χ finden müssen, wodurch eine gutturale Aspirata gewonnen wäre. Als Dentale erscheinen nur Τ und Δ, das letztere nach der Weise einiger eigentlich hellenischen Alphabete den rechten Schenkel ein wenig krümmend und damit sich dem D anähnelnd; ebenso einfach die Labiale Π, dessen Form dem Dorischen zuneigt, und Β, welches trotz seiner graphischen Eigenthümlichkeit nach dem ganzen phrygischen Laut- und Schriftsystem als die Media dieser Classe anzusehen und nicht etwa unter die Vokale zu rechnen ist. Wie bei den Gutturalen, so ist auch für die Labiale nur in einem einzigen und darum schwerlich vollgültigen Falle die Aspirata Φ (dessen Gestalt wie Ψ an ein mehr continentales, speciell alt-lakonisches Schriftsystem erinnert) bezeugt, nämlich durch Nr. 2. Als Halbvokale treten auf *l* in der alterthümlichen Form Ν und in der neueren aber hier nicht durchweg gesicherten Λ; *r* in der guten Form Ρ und in der sich schon mehr entfernenden hier zweifelhaften Ρ; *m* nur mit der alterthümlichen Verkürzung des rechten Schenkels als Μ wie es so consequent ausgeprägt wohl nur noch in korinthischen Inschriften erscheint, und *n* in den angegebenen Varianten, welche ebenfalls an Korinth erinnern. Das Digamma, welches ohne Zweifel als Zeichen hohen Alterthums gelten kann und z. B. auf der von Newton gefundenen, geschichtlich wie paläographisch merkwürdigen grossen Inschrift von Halikarnassos schon nicht mehr angewendet wird, vertritt allein annähernd die Klasse der Spiranten, für welche sich sonst kein Zeichen findet. Desto mehr erscheinen für die Sibilanten, darunter jedoch noch nicht das spätere Ϲ. Der eigenthümliche, mehr einer Entartung gleichende Reichthum des lautlich verwandten Armenisch darf uns nicht zu der Vermuthung verleiten, dass in den beiden Zeichen Ξ (auf der beiliegenden Inschriftentafel meist etwas zu scharfeckig geraten) und Ϟ, welche theils an altathenische theils an milesische Formen erinnern, zwei verschiedene Laute dargestellt seien. Auch in den von Lepsius mitgetheilten, ebenfalls dem ionischen System zugehörenden Inschriften auf den Kolossen von Abu Simbel kommen beide Formen unterschiedslos nebeneinander vor, und für unsere Texte lässt sich ein anderes nicht beweisen. Bemerkenswerth ist die Gestalt des Σ, welches durchweg dem sonst gewöhnlichen Ι gegenübersteht. Dem Alphabete fehlen also von altgriechischen Lautzeichen Η und Θ: beides beachtenswerth. Entweder vertrat Η noch einen gutturalen Hauch, so bezeugt das Fehlen des Zeichens in unsern Inschriften das Fehlen des Lautes; oder es hatte schon die enger griechische Bedeutung eines η und wurde trotzdem nicht dafür verwandt, was Grund sein könnte, dem Ξ einen solchen Vocalwerth abzusprechen und es vollständig mit Ξ zu identificieren. Was aber Θ betrifft, so wäre, wenn es im altphrygischen Alphabet überhaupt eine Stelle hatte, sein Fehlen in den vorliegenden Inschriften ein merkwürdiger Zufall: man hätte es wohl z. B. zwischen Vocalen erwarten können. Fehlte es aber überhaupt, so hätten auch die beiden anderen, eben nur vereinzelt vorkommenden Aspiraten Φ und Ψ kein Recht im phrygischen Lautsystem.

Eine sehr ähnliche Schriftentwicklung stellen die kappadokischen Bruchstücke dar, in denen neben dem alterthümlichen Ϝ ein *Koppa* in der Gestalt ϐ vorzukommen scheint. Doch ist vorläufig jede bestimmte Meinung darüber wegen Mangels an Material unzulässig.

Zu dem alterthümlichen Charakter der phrygischen Schrift passt es, dass sie mit einer

ebenso alterthümlichen Richtung und Interpunktion auftritt. Wo der Umfang der Inschriften Gelegenheit dazu gibt, erscheinen sie *bustrophedon* geschrieben, wie die alten mehr als einzeiligen Stücke Nr. 7, 8 und 9; zweifelhaft ist wieder Nr. 4; auch im Kappadokischen scheint diese Richtung üblich gewesen zu sein. Zwar sind Untersuchungen über das Bustrophedon-Schreiben in neuerer Zeit nicht gemacht worden: doch darf man damit im allgemeinen nur bis in den Anfang des fünften Jahrhunderts v. Chr. hinabgehen. Die angewandte Interpunktion ist keine gleichförmige; in vier übereinanderstehenden Punkten besteht sie durchweg bei Nr. 1, 3 und 7; in dreien bei Nr. 9 (die zwei Punkte am Ende der zweiten Zeile rechts werden ein Schreibeversehen sein) und wohl auch bei Nr. 8; aus abwechselnd dreien und vieren bei Nr. 2. Dass die Nrn. 4 bis 6 gar keine Interpunktion zeigen, liegt in ihrer Kürze und wahrscheinlichen Unvollständigkeit. Eigenthümlich ist die Verwendung von vier Punkten; zwei und drei nebeneinander waren aus der sigeischen Inschrift bekannt, deren gewöhnlich behauptete Unechtheit bezweifelt werden darf; alle Analogien lassen in dieser Worttrennung ein Moment der Alterthümlichkeit erkennen. Es darf aber im allgemeinen darauf aufmerksam gemacht werden, dass in diesen altphrygischen Inschriften sich eine ungeübte Hand verrät; nicht allein fehlt der bei monumentalen Aufschriften unerlässliche Sinn für architektonische Anordnung, wie Nr. 9 zeigt, sondern es wurden ohne Zweifel aus Versehen Silben doppelt geschrieben, wie in ΣΟϟΤΙΤΙΤΕΡ: Nr. 9 Z. 4 und in ⋮ΖΥΡΣοΣοΣ⋮ (wo auch Mordtmann die beiden letzten Buchstaben nicht hat) Nr. 3, oder nahe verwandte Laute verwechselt, wie Σ für ϟ in ΤΕΛΑΤΟΣ ebenfalls in der Inschrift Nr. 9 Zeile 4. Man darf bei diesem monumentalen Ungeschick an die geringe Selbstbethätigung der phrygischen Nationalität überhaupt und an die kaum bezeugte einheimische Litteraturübung denken.

Von phonetischen Eigenthümlichkeiten, welche aus diesen Inschriften sofort entgegentreten, steht in erster Linie die merkwürdige Häufung von Diphthongen und Triphthongen: ΑΙ, ΑΙΑ; ΑϜ, ΑϜ, ΑϜΙ; ΙΑ, ΙΑϜ; ϜΑ, ϜΙ; ΙϜ, ΙΟ; ΟΙ, ΟΙΑ; ΥΙϜ, fast sämmtlich nur inlautend, mit Ausnahme von ΙΟ, das nur im Anlaut, und ΑΙ, ΑϜ und ΑϜ, die auch im Auslaut vorkommen; das sind breite Vocalerscheinungen, wie sie eben nur einer stark entarteten Sprache zukommen, zumal wenn sie im Verhältnis zu dem geringen Umfange der erhaltenen Denkmäler so häufig auftreten. Unter den Consonanten finden sich anlautend *g, t; b, f, m* und *s* mit *z;* auslautend ausser den beiden Zischlauten und *n* auch *k* in dem einzigen *bonok* der neunten Inschrift, welchem Steuart darum wohl einen 'assyrischen' Klang beilegen wollte. Consonantenverbindungen erträgt die Sprache im Auslaut gar nicht; sonst nur Doppelconsonanten (wobei die Gemination ausgeschlossen ist), nämlich anlautend *kt* (?), *ks; pr, br; vg, vr* (*v* bezeichnet hier das Digamma); inlautend *kt, ks; vt; rk, rt* und *rz*. Diese Scheu, Consonanten zu häufen, bildet den schärfsten Gegensatz zu den Lautcomplexen des späteren Armenisch.

Das Alphabet der jüngeren Inschriften, für welche es vielleicht noch an paläographisch ganz sicheren Copien fehlen mag, bietet in Beziehung auf die einzelnen Charaktere nichts bemerkenswerthes dar. Wenn Η und Ω in der Uebersicht des Alphabets der neueren Inschriften vorhin mit angeführt wurden, so trifft dies eigentlich nicht den phrygischen Theil derselben; diesem ist mittlerweile das alte, gewiss einen volksthümlichen Laut bezeichnende Ϝ abhanden gekommen, auch Φ ist nicht nachweisbar. Die die älteren Inschriften auszeichnende Interpunktion fehlt ganz. Gewiss war das specifisch griechische Alphabet dem Sprachbestande der Phryger nicht angemessen, darum und wegen der grösseren Ungeschickt-

heit der Schreiber zeigt sich ein bedeutendes Schwanken der Orthographie. Man bemerke *ios* in Nr. 12 und 14 neben *eios* in Nr. 13 und wahrscheinlich *is* in Nr. 15 (wenn dies nicht anders erklärt werden darf); *manikak* in Nr. 11 und 13 (wie auch in Nr. 12 zu lesen ist) neben *maneka(k)* in Nr. 14; *tikmenos* in Nr. 12 und *tikmena* in Nr. 13 neben *teikmenos* in Nr. 14; *etitte* in Nr. 11, 12 und 13 (wo es sich zum Theil, aber leicht ergänzt) neben *etite* in Nr. 14 und 15, und *kez* in Nr. 11 neben *ketz* in Nr. 13. Der Charakter der Schrift führt in späte Zeit und da wir nichts Christliches in diesen Inschriften bemerken, so würde das siegreiche Eindringen der neuen Lehre in dieses Gebiet die späteste Grenze sein, jenseits welcher diese Grabinschriften fallen müssten. Aber diese Grenze selbst ist nicht scharf zu ziehen, denn Götter sterben langsam. Nicht den geringsten Anhalt bietet die von Mordtmann entdeckte Inschrift Nr. 10, welche bereits im Vorbeigehen erwähnt worden ist. Die h. Thekla, welche in ihr genannt wird, würde frühestens in den Anfang des vierten christlichen Jahrhunderts führen; doch wird es nicht gestattet sein, das verwitterte Säulendenkmal, auf welchem sich die wenigen Worte befinden, in das christliche armenische Zeitalter herabzurücken, da für ein solches die Bustrophedon-Richtung der darunterstehenden und nach Mordtmann's in dieser Beziehung geübtem Urtheil ein phrygisches Wort bildenden Buchstaben entschieden nicht passen würde. Also gehören das obere und das untere Zeilenpaar der kurzen Inschrift schwerlich zusammen und die unteren Buchstaben sind Theil eines älteren Monuments gewesen. Wir müssen uns begnügen, die kurzweg als neu-phrygische bezeichneten Inschriften einfach und ganz allgemein in die Zeit zwischen das Eindringen des Römerthums, für welches der Name Aurelios in Nr. 14 zeugt, und den Sieg des Christenthums zu setzen.

Von diesen neuphrygischen Inschriften wollen wir bei unseren bescheidenen Deutungsversuchen ausgehen, des Vortheils wegen, dass drei von ihnen, nämlich Nr. 13, 14 und 15 bilingue sind. Alle fünf, so weit sie überhaupt erklärt werden können, stimmen in Einzelheiten der Sprache so sehr zum Armenischen, dass man versucht sein könnte, darin nur die ungeschickte Wiedergabe armenischer Sprache durch griechische Buchstaben zu sehen, zumal diese vor Mesrop's Bemühungen kein eigenthümliches Alphabet besessen zu haben scheint; es ist nur eine weitere Bestätigung des aus der Betrachtung der phrygischen Glossen gewonnenen Resultats. Die drei bilinguen und beiden einsprachigen neuphrygischen Inschriften stimmen in einer Formel überein, welche am vollständigsten und deutlichsten an der Spitze der sonst dunklen von Hamilton gefundenen und im C. I. Gr. mitgetheilten, auch von Mordtmann vorauf gestellten Inschrift Nr. 12 aus Apollonia (jetzt Borlu) erscheint. Die Worte ΙΟΣ ΝΙΣ ΙΜΟΥΝ ΚΝΟΥ ΜΑΝΙΚΑΚ (so ist das letzte Wort nach Vergleichung der andern Inschriften einfach zu lesen) lauten fast gleich im Armenischen *iès inds imùm knoǵ mankauq* d. h. „ich für mich, meine Frau und die Kinder", was durch die gangbaren kleinasiatisch-griechischen Grabschriften vollständig und zum grössten Theil auch durch unsere bilingue gerechtfertigt wird. Der dunklere o-Vokal in ΙΟΣ für das Pronomen der ersten Person wird eben nicht erwartet; einfacher scheint in Nr. 15 Z. 2 dafür *is* zu stehen. Aber es sind die wechselnden Schreibungen der Inschriften nur als ein Versuch anzusehen, die Quetschung eines ursprünglichen *a* zu *iè* im Armenischen oder die vollkommene Schärfung desselben zu *i* (wie sie sich in dem von Hesychius als phrygisch gegebenen *κλμερος* für *νοῦς* dem armenischen *kam-q* 'Wille' und der Sanskritwurzel *kam* gegenüber vollzogen zeigt) annähernd darzustellen. Jedenfalls ist bemerkenswerth, dass sich im Phrygischen wie im Armenischen und in den alt-eranischen Sprachen eine selbständige Nominativform für dies Pronomen erhalten

hat, welches andere neueranische Sprachen mit Ausnahme des *ezem* im Talisch, des *ézi* oder *éz* im Kurdischen und des *ze* im Afghanischen (doch hier daneben schon *mā*, *mī*) durch oblique Casusformen ausdrücken. Das darauf folgende *nis*, das ebenso in Nr. 13 erscheint, dagegen in dem *iossemu* von Nr. 14 durch ungeschickte Orthographie verdunkelt ist, darf in diesem formelhaften Zusammenhange geradezu mit dem in seiner Bildung nicht ganz klaren armenischen Dativ sing. des Pronomens der ersten Person *inds* identificiert werden. Je eigenthümlicher die armenische Form ist, um so bedeutungsvoller ist das Zusammentreffen mit dem Phrygischen. Dasselbe gilt von dem dritten Worte *imun*, in Nr. 13 als *emun*, in Nr. 14 als *emu*, in Nr. 11 nur mit seinem letzten Buchstaben erscheinend, welches ebenso frappant, mit Ausnahme des letzten am Wortende sehr natürlichen Veränderungen unterworfenen Lautes dem armenischen *imùm*, dem specifischen Dativ. sing. des Possessivpronomens der ersten Person, *mi*, begegnet. Auch das darauf folgende *knu* zeigt enge Berührungen mit dem Armenischen. Zwar lautet in diesem der entsprechende Dativ (und zugleich Genetiv) gewöhnlich *knoǫ́*; aber man fasse nun das im Auslaut dieser Form erscheinende armenische *Dschē* als einen Palatal oder als eine breite Sibilans: immer wird es ein einfaches palatales *j* zur Voraussetzung haben, das in seiner sprachgeschichtlichen Entwicklung theils als wirkliches *j*, theils als leise Spirans erscheint, wie beide Lautwerthe in diesem Flexionsfalle sonst das armenische *Hi* vertritt. Sehr leicht möglich ist es, dass das Phrygische unserer Inschriften bei diesem Worte ebenfalls die alte vollere Genetivendung *sya* zur einfachen Spirans verflüchtigt eintreten liess, wie dies bei der regelmässigen armen. Declination der ersten, vierten und siebenten Classe (nach Petermanns Zählung) der Fall ist. Endlich das sehr auffällige Wort *manikak*, das in diesem Zusammenhange sofort an ein armenisches *mankauq* erinnert und nicht von Lassen mit der Deutung von *Μανιχά* als einer von dem guten Könige Manis abgeleiteten Bezeichnung alles glänzenden und bewunderungswerthen bei Plutarchos hätte zusammengebracht werden sollen. Dieses *mankauq* ist zwar eine plurale Instrumentalform von *manuk* 'Kind', das nicht sowohl mit *Manu*, als vielmehr mit *manr* 'klein' zusammenhängt. Dass am Ende im Phrygischen *ak* statt des armenischen *auq* erscheint, erklärt sich daraus, dass das aus ursprünglichem *bh* oder *b* erweichte *w* (oder *u*) kaum hörbar gesprochen werden mochte. Es darf uns nicht befremden, wenn hier ein ursprünglicher Instrumentalis den Dativ vertritt: die nächst liegende Parallele bietet das Lateinische mit seiner Endung *-bus*. Auf ein sehr nahes Verhältnis zu dem Armenischen weist aber die Pluralendung *q*, welche sich in einer gleichen Gestalt und Anwendung sonst schwerlich findet.

Das Vorkommen aller dieser Wörter und Begriffe wird durch die Wiederkehr in den entsprechenden Texten der bilinguen Inschriften vollständig gesichert. Das in unserer Nr. 12 unmittelbar darauf folgende erdreiste ich mich nicht armenisch zu lesen. Doch nach dem correspondierenden Inhalt der übrigen zweisprachigen Stücke haben wir noch etwas zu erwarten, was 'er machte, setzte' und 'zum Gedächtnis' bedeutet. Das erstere wird in dem Z. 5 theilweis zu ergänzenden *etitte* enthalten sein, das ganz sicher in Nr. 11 und 13 mit derselben Verdoppelung des *t*, dagegen in Nr. 14 und 15 mit einfachem *t* erscheint. Es geht, wie die entsprechende griechische Form auf eine Wurzel *dhâ*, im Armenischen verstärkt *d-niėl*, zurück. Die Form hat nach der Analogie anderer eranischer Sprachen ein Augment, das der armenischen Flexion für gewöhnlich abhanden gekommen ist; neben einigen andern bestimmten Fällen hat es sich aber gerade in der dem vorliegenden *etitte* oder *etite* parallelen Form *ieđ*

erhalten. Das '*μνήμης χάριν*' wird in *tikmenos* der fünften Zeile stecken, denn auch dieses kehrt formelhaft in den drei Inschriften Nr. 13—15 wieder. Dass das in zwei Fällen, nämlich am Ende von Nr. 12 und Nr. 14, darauf folgende ЄITOY oder ЄITO begrifflich dazu gehöre, scheint nach Nr. 13 und 15, wo es fehlen darf, nicht durchaus nothwendig; da es aber in beiden Fällen, wo es erscheint, am Ende steht und nicht Theil eines neuen Satzes sein kann, so könnte es möglicher Weise eine den Armenischen abstractis auf *ûthiun* entsprechende Bildung andeuten. Vielleicht ist aus der Schreibweise *teikmenos* in Nr. 14, wenn diese nicht durch die Unsicherheit der ganzen Orthographie verschuldet wird, zu entnehmen, dass es sich hier um eine Präposition *te* und um ein Nomen handle. Dies so gewonnene Nomen möchte einem armenischen *hišumn* entsprechen. Es muss, um jedem Verdacht der Willkür vorzubeugen, darauf aufmerksam gemacht werden, dass im jetzigen Armenisch ein *š*, die breite Sibilante, ursprünglichem *k* entsprechen kann, was durch die Palatalisierung des alten Lautes vermittelt wäre; und die Wahrscheinlichkeit dieser Combination kann nicht dadurch verringert werden, dass bereits im Altbaktrischen für diese Wurzel sich *š* festgesetzt hat. Statt der stehenden Endung *os*, welche ich nicht zu erklären wage, kommt nur in der letzten Zeile von Nr. 13 *a* vor — freilich scheint der Text dort nicht ganz sicher. Die Präposition *t* kann dann dem armenischen, aus altem *haćâ* hervorgegangenen *z* ganz wohl entsprechen, indem ein ähnlicher Lautwechsel zwischen Dentalen und Sibilanten, von weiter entfernten Sprachgebieten abgesehn, durch andere eranische Sprachen wie das Altpersische und das Afghanische belegt wird. Wir haben also in dieser unbedeutenden, wahrscheinlich unvollständigen und vielleicht nicht ganz sicher eingezeichneten Inschrift Formen für das erste Pronomen, das persönliche sowohl wie das possessive, eine Singularform *knu* und eine Pluralform *manikak*, sämmtlich von durchaus armenischer Bildung, dazu eine Präteritumform mit Augment von einer Wurzel, welche auch im Armenischen das Augment festhält.

Aehnlich verhält es sich mit der folgenden Inschrift Nr. 13, welche schon von Seetzen auf dem Wege von Aqshehr nach Ladik unweit Ilgün (des alten Tyriaeion), gefunden worden war. Sie ist eine bilingue, aber der griechische Text lässt sich nicht ganz mit dem phrygischen zusammenbringen. Sicher ist, dass man den Eigennamen des Griechischen nicht in dem entsprechenden barbarischen Theile der Inschrift wieder zu finden hat, denn der Phryger, der überhaupt des Lesens kundig war, konnte ihn aus dem Griechischen entnehmen. Die erste Zeile des phrygischen Textes, der sich schon durch die runde Gestalt des Є und durch die Schreibung *eios* statt *ios* von der Hand in Nr. 12 unterscheidet, ist uns bereits verständlich geworden, so dass wir mit den beiden letzten Buchstaben ON ein neues Wort annehmen dürfen. Die damit schliessende Zeile ist wegen ihrer fast gleichen Länge mit der folgenden zweifellos vollständigen ebenfalls als vollständig anzusehen; was ONΛΛΔA, das ein Wort sein kann, bedeute, ahne ich nicht: ΛΛΔA mit Mordtmann als besonderes Wort zu nehmen und durch '*erexit*' zu erklären, liegt gar kein Grund vor. Die folgende Buchstabenreihe muss vor dem bereits gesicherten ЄTITTЄ abgeschlossen sein; in ihr sondert sich ein neues sehr interessantes Moment für den armenischen Charakter des Phrygischen ab. Es veranlasst nämlich das in der dritten Zeile des griechischen Textes stehende *καὶ ἑαυτῷ ζῶν* ein dem letzteren Verbum entsprechendes Wort im Phrygischen vorauszusetzen. Dies ist das in der zweiten Langzeile sich findende KЄTZ, wahrscheinlich in der Inschrift Nr. 11 als KEZ wiederkehrend, ohne Zweifel zu dem armenischen Verbum *kiė-al* 'leben' mit der Bil-

dung *kiėz* gehörend. Diese Deutung scheint angemessner, als mit Mordtmann hier einen ziemlich sonderbaren Repräsentanten von *καί* und erst in dem folgenden ΚΕΟΙ eine Ableitung von *kiė-al* zu suchen. Die folgenden Buchstaben ΕΙΡΑΚΕΟΙ stellen höchst wahrscheinlich zwei selbständige Wörter dar, welche die Inschrift Nr. 11 mit einer kleinen aber kaum auffälligen Variante in umgekehrter Ordnung als ΚΕΟΙΕΙΡΟ zeigt. In *eira* kann man sehr wohl mit Mordtmann eine Ableitung von armen. *iur* sehen, dessen Dativ *iur* oder voller *iuriėan* 'ihm' hier annähernd wiedergegeben sein möchte. Ueber *keoi* wage ich nichts zu sagen. Die Buchstaben ΠΕΙΕC könnte man beim ersten Blick versucht sein mit der Wurzel *pis* 'schreiben, malen' zu combinieren, welche hier wie in andern Ableitungen in den achämenidischen Keilinschriften vom Einhauen der Buchstaben gebraucht wäre; doch bliebe dann vor ΕΤΙΤΤΕ ein isoliertes Κ übrig. Besser scheint es, in der Gruppe ΠΕΙΕCΚ zunächst irgend eine Partikel ΠΕ oder ΠΕΙ (welche an das armenische *apa* 'dermalen' erinnert) und dann ein Adverb ΙΕCΚ oder ΕCΚ zu sehen, welches letztere sich ungezwungen mit dem armenischen *isk* 'in der That, wirklich' vergleichen würde: eine auslautende Consonantenverbindung, wie sie die allgemeine Betrachtung des altphrygischen Lautsystems nicht zuzulassen schien. In der letzten Zeile der Inschrift ist nur der Anfang deutlich; die eigenthümliche Form ΤΙΚΜΕΝΑ ist schon erwähnt worden; das übrige lässt mit seinen Varianten Π für ΤΤ und weiterhin für Η keine grosse Sicherheit des Textes voraussetzen, von welcher auch die rechte Seite des griechischen Anfangs zeugt, in welcher Seetzen's Abschrift gegen die Hamiltons vollständiger erscheint.

Die bereits von Pococke mitgetheilte, auch im C. I. Gr. behandelte Inschrift von Orkistos (jetzt Alekján) unter Nr. 14 ist von Mordtmann bei seinen Erläuterungen übergangen worden. Sie kann, einige Nachlässigkeiten in der Schreibung (wie ΙΟΣ ΣΕΜΟΥ für ΙΟΣΝΙΣΕΜΟΥΝ oder ΙΜΟΥΝ und ΕΤΙΤΕ für das sonst verbürgte ΕΤΙΤΤΕ) sowie die bedauerliche Lücke nach ΜΑΝΕΚΑ abgerechnet, als die eigentlichste bilinguis gelten, durch welche das bisher gefundene lediglich bestätigt wird. Zu dem griechischen Texte ist kaum die Anmerkung zu machen, dass das nach *τύραννος* stehende *Παπα* zwar an das ΒΑΒΑ der altphrygischen Inschrift Nr. 2 erinnert, ohne indes dadurch erklärt zu werden: am besten fasst man es natürlich wie *Τύραννος* als Eigennamen.

Die von Mordtmann an die Spitze gestellte kleine nur einsprachige Inschrift Nr. 11 aus Synnada (jetzt Afiûn-Qarahissàr) ist von allen Seiten defect. Der den Namen enthaltende Anfang fehlt, ebenso der Schluss, und rechts wie links einige Buchstaben. Aber sie ist doch dadurch interessant, dass gleich in der ersten Zeile die Singularform *knu* und die Pluralform *manikak* unentstellt erscheinen. In den jetzt erhaltenen ersten Buchstaben der zweiten Zeile ΕΝΔΕ oder ΕΝΔΕΟ nehme ich entschieden Anstand, mit Mordtmann den Rest des Eigennamens zu sehen: dieser musste nach der Constructionsweise dieser Inschriften wohl eine andere Stelle haben. Zweifelhaft ist die Deutung der Buchstaben ΟCΚΕΖΕΜΙ .. Im Vorübergehen habe ich bereits ΚΕΖ mit dem ΚΕΤΖ der vorletzten Zeile von Nr. 14 zusammengestellt, so dass es 'lebend' bedeuten könnte; doch lässt die Zusammenhangslosigkeit auch eine andere Deutung zu, auf welche ich sogleich bei der Betrachtung von Nr. 15 eingehen werde. Die vorletzte Zeile enthält die schon besprochenen Gruppen ΚΕΟΙΕΙΡΟ und ΕΤΙΤΤ(Ε); zwischen ihnen steht das sonst nicht vorkommende ΙΑΤΙ. Wenn genau in demselben Zusammenhange die Inschrift Nr. 13 ΠΕ oder .ΠΕΙ zeigte, welches ich durch das armenische *apa* zu erklären wagte, so vergleicht sich jetzt ungezwungen *iati* mit dem arme-

nischen *hièioh* 'alsdann', dessen erstes *h* in der That ein ursprüngliches *i* oder *j* repräsentieren kann.

Endlich in der Inschrift Nr. 15, welche aus derselben Gegend mit der vorigen, aus Sürmenè bei Afiûn-Qarahissar stammt, finden wir eine barbarische Mischung von Griechisch und Phrygisch, so dass sie nur uneigentlich als eine bilingue bezeichnet werden kann. Da man für den phrygischen Text dieselbe wilde Orthographie annehmen muss, unter welcher der griechische gelitten hat, so fehlt jede Grundlage zur Untersuchung. Zu dem bereits gefundenen gehört *etite tikmenos* am Schluss der dritten Zeile. Ausserdem hebt sich aber eine interessante Buchstabengruppe ab, nämlich: ICKECEMOYN. Hierin würde ich nach Analogie aller Formeln in Nr. 12, 13 und 14, besonders in den beiden letzteren Inschriften, in welchen nach dem *μνήμης χάριν* in sehr ähnlicher Weise der phrygische Text anhebt, verbessernd etwa lesen *is nis emun knu manikak*. Aber von diesen letztern beiden Wörtern sind nur einzelne Buchstaben in ganz anderer Umgebung aufzufinden, und dazu kommt, dass die von dieser Seite schon hervorgehobene zweite Zeile von Nr. 11 eine ähnlich abweichende, der vorliegenden fast gleiche Wortverbindung darzubieten scheint. Es ist überhaupt nicht unmöglich, dass diese beiden den Fundorten nach benachbarten Inschriften eine andere Formel für dergleichen Grabschriften anwandten. Mordtmanns Vermutung, dass KECEMOYN dem in seinem Ursprung dunklen armenischen *gièrièzman* 'Grabmonument' und das davorstehende *is* oder *os* dem armenischen Demonstrativum *ais* entspreche, kann hier vielleicht berechtigt sein; aber sie mit ihm auf die ähnlichen Sätze der übrigen gerade in diesem Zusammenhange mehr gesicherten Inschriften auszudehnen, ist gewaltsam.

So fragmentarisch die Deutung dieser Inschriften sein und so dürftig ihr Inhalt erscheinen mag: es ergibt sich doch daraus, ganz in Uebereinstimmung mit den Glossen, dass das sicher erkennbare dieser phrygischen Texte nicht allein mit dem Eranischen im weiteren Sinne, sondern ganz speciell mit dem Armenischen zusammenfällt; wäre uns dieses letztere auf älteren Spuren seiner Entwicklung zugänglich, dabei die phrygischen Texte zahlreicher und umfassender, so würden die Vergleichungen sicherer und ihrer mehr sein.

Zu diesem hiermit gewonnenen Sprachcharakter der neuphrygischen Inschriften stehen die neun altphrygischen in scharfem Gegensatz, wie sie schon durch das äussere Gewand der Schrift von ihnen geschieden erscheinen. Mit diesen alten Stücken verglichen, könnte man sich einen Augenblick versucht fühlen, die neuphrygischen Denkmale gar nicht für antik, sondern, was ich schon vorhin angedeutet habe, für Anwendungen der griechischen Schrift durch die Armenier auf ihre Sprache zu halten. Aber abgesehen von dem bedeutsamen Zeugnis, welches die alten Glossen ablegen, wäre eine solche Annahme, um dies noch einmal nachdrücklich hervorzuheben, nicht sowohl paläographisch als besonders in Rücksicht auf Fundorte und Inhalt dieser Inschriften unzulässig. Dass bis zu den Punkten des eigentlichen Phrygiens, an denen diese Schriftdenkmäler gefunden worden sind, Armenier bereits in alter Zeit in kleineren oder grösseren Massen vorgedrungen seien, ist nicht nachweisbar. Von dem christlichen Zeitalter, in welchem eine solche Verbreitung der Armenier stattfand, verrät sich in den Inschriften nichts: nichts von dem grossartigen Eifer, mit welchem man sich der neuen Lehre hingab. Deshalb mussten wir diese als neuphrygisch bezeichneten Inschriften noch in das Heidenthum, spätestens in die Epoche des römischen Kaiserthums hinaufrücken, ehe noch das Christenthum sich consolidierte. Wenn nun die altphrygischen Inschriften sich von diesen neuphrygischen so wesentlich in Schrift und,

wie sich sofort zeigen wird, auch in Sprache unterscheiden: so müssen sie mit ihrem durchaus nationalen Gepräge in ein Zeitalter hineinreichen, das noch nicht ergriffen war von den mächtigen griechischen Bewegungen Alexanders von Macedonien, ja das im wesentlichen noch nicht die Störungen der persischen Weltherschaft erfahren haben konnte. Zwischen den Epochen der beiden Inschriftengruppen müssen Schicksale auch von Bedeutung für die Sprachgeschichte die Phryger betroffen haben: solche liegen in dem Eindringen der mannigfaltigsten meist stammverschiedenen nationalen Elemente vor. Wir wissen, dass das Lydische Volksthum starke Einflüsse ausübte, dass Hyrkanier unter Darius sich als Colonisten an den phrygischen Grenzen festsetzten. Dazu kamen in der Diadochenzeit macedonische Ansiedlungen, Gallier drangen ein, sogar Juden wurden durch die syrischen Könige hierhergeführt. Rechnet man endlich dazu die stätige Ausbreitung des Griechischen, so erklärt sich die Umwandlung der Sprache leicht genug, wie sie eben im Neuphrygischen vorliegt.

Die altphrygischen Inschriften nun, zu deren Untersuchung wir an zweiter Stelle übergehen, bieten uns keine so bequemen Anhaltspunkte für die Erklärung wie die neuphrygischen. Keine einzige derselben ist, wie die Mehrzahl der neuphrygischen, zweisprachig. Ferner fehlen zu der Deutung derselben noch sichere sprachliche Vergleichungspunkte, denn hier liegt offenbar eine alterthümlichere Sprachform vor als das Armenisch-Phrygische. Das Altarmenische, welches dem christlichen Zeitalter vorhergieng, ist uns aber noch ganz unbekannt; vielleicht, dass in den Keilinschriften vom Van-See und aus Armenien überhaupt Denkmäler davon erhalten sind und die hoffentlich bald ganz gelingende Entzifferung derselben einiges Licht auch auf die altphrygischen Sprachreste wirft. Augenblicklich muss man so viel Bescheidenheit besitzen, sich mit Vermutungen zu begnügen.

Die Hauptinschriften befinden sich bei dem sogenannten Midasgrabe oder in seiner Nähe. Dieser alterthümliche Felsenbau und die Stellung der beiden ersten Inschriften daran ist seit den Zeichnungen von Leake u. A. besonders durch die lithographische Darstellung in Osann's 'Midas' bekannt genug, als dass eine Wiederholung auf unserer Tafel nöthig gewesen wäre. Bei diesem Bauwerk, ähnlich dem unter Nr. 9 zu bequemerer Anschauung der dazu gehörigen Inschriften skizzierten, läuft über dem Giebel links in paralleler schräger Richtung die Inschrift Nr. 1, rechts neben der Seitenlinie des ganzen Portals in verticaler Nr. 2. Da die erstere den imposanteren Platz hat, so ist sie gegen Steuart, der sie mit Nr. 2 bezeichnet, als die erste Inschrift anzusehen; die andere sollte höchst wahrscheinlich übereinstimmend rechts oben ihre Stelle finden, was aber durch die brüchige Natur des Felsens verhindert worden sein mag, unter welcher überhaupt die Harmonie des ganzen Baues etwas gelitten zu haben scheint. Die erste Inschrift, welche nach den wiederholten neueren Copien zu lesen ist: *Ates arkiaevais akenanogavos Midai Gavartaei vanaktei edaes*, ist ihrem ganzen Context nach klar, zumal wenn sie mit Nr. 2 verglichen wird. Suchen wir nach einem Subject und dem zugehörigen Verbum, so stellt sich am ungezwungensten das erstere in dem an der Spitze stehenden ATES⁝ dar, welches längst und zuletzt noch von Lassen mit *Attis* (wozu auch Mordtmanns Copie ATIS passt) verglichen worden ist; es weist zu schlagend auf diesen wenngleich semitischen, so doch in der phrygischen Ueberlieferung sehr bedeutsamen Namen, als dass wir es mit Mordtmann gegen Laut und Sinn zu dem griechischen οὗτος stellen könnten, mit dem es genau genommen auch nur den einen Buchstaben *t* gemein hat, da *s* dem griechischen Nominativ gehört. Das Verbum, welches die Thätigkeit dieses Subjects bezeichnet, steht am Ende als ΞΔΛΞS. Wir wissen, dass das Phrygische ein Augment

besass, da es ausdrücklich durch die Formen *etitte* oder *etite* der neuphrygischen Inschriften bezeugt ist. Die von Mordtmann angezweifelte Schreibung des Worts mit Δ steht in dieser Inschrift durch sein eigenes Zeugnis wie durch Steuarts und Texiers Abschriften fest, und wenn an derselben Stelle die Inschriften Nr. 2 und 7 deutlich ΞΛΔΞ lesen, so ist deshalb das *l* nicht in unserer Inschrift anzunehmen; aus Δ wird leicht Λ bei Verwitterung des Steins werden können, nicht umgekehrt. Lehrreich ist es, dass diese Form in Nr. 1 und 2 mit zwei vierstrichigen, in Nr. 7 mit zwei dreistrichigen *e* geschrieben wird; daraus folgt, wie wir schon angenommen haben, dass die durch diese Variante dargestellten Lautwerthe nur wenig abweichend von einander sein konnten, vielleicht dieselben waren, und das von Mordtmann für Ξ gesetzte *y* der Begründung entbehrt. Die Bevorzugung des *l* in dem Verbum hat diesen Gelehrten veranlasst, die Buchstabengruppen ΑΛΔΑ aus Nr. 13 Zeile 6 und ΑΛΑ aus Nr. 15 Z. 3 und dazu das armenische *ielaniel* 'herausgehen, entspringen, sich ableiten', zu vergleichen, ohne dass jedoch die Form grammatisch genügend erklärt worden wäre. Man muss hier Lassen beistimmen, welcher in *edaes* dem Sinne nach das griechische ἔθη (in den neuphrygischen Inschriften durch *etitte* ausgedrückt) fand, und fehlte dem phrygischen Worte das *s* am Ende, so hätten wir ohne jedes Bedenken die Wurzel *dhâ*, *dâ* 'setzen' zu statuieren; ja es könnte zur Noth dieses *s* als ein caussatives oder besser als Rest eines alten *t*, *th* solcher Aoristbildungen wie zend. *adhâṭ* (im Griechischen als σε auftretend) gefasst werden. Aber der Diphthong *ae* bliebe dann immer unerklärt und schwerlich genügte es, hier Lassens Beobachtung anzuwenden, dass „der Bindevocal *e* der phrygischen Sprache eigenthümlich" sei. Dem gegenüber ist es mir sehr wahrscheinlich, in *daes* eine Steigerung der einfachen Wurzel *diç* zu erblicken, welche, auch dem griechischen δεικνύναι zu Grunde liegend, 'zeigen' bedeutet und hier den Sinn von 'etwas sehen lassen, darstellen' annehmen mochte. Unter allen Umständen muss *edaes* eine solche Bedeutung haben, wie schon Osann dem Sinn nach sehr richtig das griechische δαΐζειν verglichen hat. Gesichert und bemerkenswerth bleibt aber die Anwendung des Augments im Altphrygischen und zwar wie im Neuphrygischen, Armenischen und Griechischen von einem ursprünglichen, im Sanskrit und Altpersischen noch nachweisbaren *a* zu *e* herabgesunken. Subject und Verbum des Satzes wären somit gesichert; das Object scheint für den ersten Anblick in *akenanogavos* zu stecken, worin es auch Lassen und Mordtmann übereinstimmend gesucht haben, und welches daher von beiden als 'Grabmal, Monument' gedeutet wird. Aber da die folgende Inschrift Nr. 2 das Object an anderer Stelle und daneben wie Nr. 1 nach dem ersten Nomen des Satzes zwei Wörter mit gleichen Endungen zeigt, so bin ich weit mehr geneigt, in *arkiaevais akenanogavos* eine Apposition zu *Ates* zu sehen. Nicht unwahrscheinlich ist es, dass *arkiaevais* ein Genetiv und das folgende *akenanogavos* ein denselben bedingender Nominativ sei. Das erstere lässt sich, wie *nemefais* in Nr. 2 und *bramegegais* in Nr. 7 sehr gut mit den Genetiven der achämenidischen Keilinschriften *ćišpâiš*, *ćićikhrâiš* zusammenstellen, wenngleich auch die von Lassen hervorgehobene Aehnlichkeit des Instrumentalis des Plurals im Sanskrit und Zend vor der Hand noch nicht ganz abzuweisen ist; einen Zusammenhang mit armenischem *arqah* und dessen Verwandten zu vermuten liegt nahe. Das wohl als Nominativ eines Themas auf *u* zu fassende und daher sein *s* erhaltende *akenanogavos*, welches in Mordtmanns Abschrift als *akinanogavos* erscheint, aber in der ersteren Gestalt in Nr. 9 Zeile 4 wiederkehrt, ist mir noch dunkel. Dagegen liegt das entferntere Object, auf welches sich die Handlung des *Ates* oder *Atis* bezieht, klar vor in ΜΙΔΑΙ⋮ das sogleich

bei der Auffindung dieser Inschrift von Leake richtig wie das weiterhin folgende FANAKTEI auf den 'König Midas' gedeutet wurde. Midas wurde zu Prymnessos, in dessen Nähe sich eben dieses Denkmal befindet, als Heros verehrt; Münzen der Stadt beziehen sich auf ihn und er ist dem Mondgotte gleichgestellt worden. Sein Name steht auf einer Linie der Bedeutung nach mit *Manu* oder *Manis* und geht, wie dies auf die Wurzel *man* 'denken', auf eine im Indischen und Eranischen nachweisbare Wurzel *mid*, *mith*, welche 'einsehen, klug sein, denken' bedeutet, zurück. Die beiden folgenden Worte geben nähere Bestimmungen zu dem Eigennamen. Das räthselhafte *gavartaei* ist von den frühern Auslegern geradezu misshandelt worden, bis Mordtmann sehr scharfsinnig darin den Namen Gordios erkannt und übersetzt hat: 'Midas dem Gordischen'. Es ist nicht weiter zu urgieren, dass Leake und Texier statt des P ein ᚹ in ihren Abschriften haben, da P durch Steuart und Mordtmann vollständig sicher steht. Der berühmte Midas erscheint als Sohn des Gordios oder Gordias nach Herodots Zeugnis, und da der Name nicht ungewöhnlich gewesen zu sein scheint, so war eine nähere Bestimmung hier ganz an ihrer Stelle. Man darf sich erlauben, Mordtmanns Deutung noch weiter auszuführen und bei dem engen Zusammenhange des Phrygischen und Armenischen verdient eine Etymologie, welche das letztere bei der nun bekannt gewordenen ursprünglichen Namensform für Gordios von selbst darbietet, wohl beachtet zu werden. Zerlegen wir das Wort *gavartaei*, so kommen wir einfach auf ein eranisches *gâo* 'Kuh', das im älteren Armenischen durch unregelmässige Lautverschiebung zu *kow* geworden, gegenwärtig aber wieder zu *gow* zurückgekehrt ist, und auf armenisches *wordi* 'Sohn', möge dieses nun ein sehr verstümmeltes *putra* oder lieber *vṛiddha* sein. Somit würde dieses Compositum geradezu 'Kuhsohn' bedeuten. Es ist aber andrerseits bekannt, in welch nahem Zusammenhange die Gordios-Sage mit dem Ackerbau und Pfluge stehe, eine wie grosse Rolle das Rind in den Anschauungen der alten Eranier und Inder spielt; und es könnte wohl, da unsere Kenntnis der phrygischen Mythologie sehr mangelhaft ist, in dieser Bezeichnung noch ein bedeutsamer mythischer Zug liegen. Die zweite längst richtig gedeutete Bezeichnung des Midas als 'König' ist sprachlich interessant; nicht sowohl wegen des auch sonst verbürgten Digammas in *vanaktei*, sondern weil die Frage entsteht, ob es als griechischer Eindringling oder als eigenthümliche nordwesteranische Bezeichnung des Herschers anzusehen sei, indem uns in den achämenidischen Inschriften *naqa* mit derselben Bedeutung begegnet. Das Phrygische bediente sich dieses Wortes augenscheinlich in offizieller Weise, wenngleich es auch ein anderes für denselben Begriff gehabt haben muss, das auf dieselbe im Armenischen noch lebendige Wurzel zurückwies, von welcher das griechische *τύραννος* zuerst in Kleinasien abgeleitet ward. Die Inschrift sagt also: „Ates, der *** des ***, setzte (es) dem Midas, dem Gordischen, dem Könige". Doch was damit eigentlich gemeint sei, ist nicht ganz sicher. Ich komme auf diesen Punkt sogleich bei der Betrachtung der zweiten Inschrift zurück.

Diese zweite Inschrift zeigt einen merkwürdigen Parallelismus zu der ersten: das Satzgefüge ist genau dasselbe. War dort im Anfange des Satzes *Ates* Eigenname, sehr wahrscheinlich wie wir sehen werden der eines Priesters: so kann *Baba* ebenfalls nur ein Nominativ sein. Deshalb darf Lassens Bemerkung, dass „im Phrygischen das auslautende *s* sich darbiete", nicht als Grund dafür genommen werden, *Baba* gegen seine Stellung im Satze als Instrumental des Singulars zu fassen, als ob damit die Hülfe eines Sklaven *Baba* bezeichnet sei, deren sich ein gewisser *Proitafos* bei seinem Unternehmen bedient habe. Freilich

kommen griechische Formen von Baba als Sklavennamen vor; aber die neu-phrygische Inschrift Nr. 14 hatte ΠΑΠΑ als wenig abweichenden Namen doch wohl eines freien Mannes und Diodor von Sicilien kennt *Πάπας* als Beinamen des phrygischen Zeus. Die beiden auf *Baba* folgenden Worte stehen augenscheinlich in demselben Casusverhältnis, wie das entsprechende zweite und dritte der ersten Inschrift; aber noch weiss ich sie nicht zu erklären. Mordtmann, der diese Inschrift neu verglichen und sicher *proiafos* gelesen hat, ist mit Unrecht geneigt zu Gunsten des unsicheren und sehr wahrscheinlich nach *Proiafos* zu emendierenden *iroita* in Nr. 7 Zeile 1 das *p* aufzugeben. Nicht einmal der Form nach sind die folgenden Wörtchen *kfi zan*, zwischen welchen von Mordtmann und H. Barth die Trennungspunkte bemerkt wurden, zu erklären; ebenso dunkel bleibt *afezos*. Der Sinn, welchen Mordtmann unterzulegen weiss, erscheint bei der Willkür des Etymologisierens und bei der Nichtbeachtung aller grammatischen Verhältnisse vollständig unbegründet. Das vorletzte Wort ϟIKENEMAN lässt eine Deutung zu, natürlich nicht durch Sikyon, an das Steuart sehr naiv gedacht hat; es ist das Verdienst Mordtmann's das richtige Wort geahnt zu haben, wenngleich er es durch etymologische Willkür verdunkelt hat. Das hier gegebene Wort steht doch zu weit von *kezemi* in Nr. 11, *kesemun* in Nr. 15, *akarazamun* (wie er conjiciert) in Nr. 7 Z. 2, *kurzanezon* (nicht *kurzamenom*) in der Seitenzeile von Nr. 9 und dem armenischen *gièrtèzman* ab, um damit verglichen zu werden. Sicher aber bedeutet das hier vorliegende Nomen das Werk, welches von dem hier genannten ausgieng. Es konnte dies Monument wohl als die Ruhestätte des betreffenden Heros bezeichnet werden, und darauf hin will ich eine sonst kühne Vermutung gründen. Das vorhin von mir aus Platon herbeigezogene *κύων*, welches phrygisch sein sollte, zeigte die Neigung ein altes *çu* als *k* zu halten; demgemäss mochte das Phrygische wohl auch wie das Zend ursprüngliches *sv* durch einen starken Gutturalen vertreten lassen; ihm konnte eine dem armenischen *qûn* 'Schlaf' ähnliche Form für zendisches *qafna* und indisches *svapna* wohlanstehen. Das Armenische lässt nun das *û* dieses *qûn* in abgeleiteten Formen fallen und sagt daher stark verkürzend *qnièl* 'schlafen'. Von einer solchen Wurzel, nur mit anderem Suffix, konnte sich im Phrygischen ein dem armenischen *qnaran* 'Schlafort, Grabmal' paralleles *keneman* gebildet haben, wenn nicht etwa von der Schlummerstätte eines Heros zu sprechen in diesem Zeitalter zu sentimental erscheinen möchte. Die Vorsilbe *si* wäre dann, wie *z* im Armenischen, Zeichen des Accusativs, was Mordtmann auch für seine Deutung angenommen hat. Indem wir noch das letzte *elaes* in *edaes* nach der sicheren Lesung in Nr. 1 verbessern, erhalten wir schliesslich den fragmentarischen Sinn für die Inschrift: 'Baba, der *** des *** **** setzte das Grabmal'.

Da beide Inschriften sich in der Form zusammengehörig erweisen, so mag es nicht befremden, dass das directe Object nur in der zweiten genannt ist, wie nur in der ersten das entferntere bezeichnet war. Zwei Männer, welche heilige Namen tragen, Ates und Baba, haben also vielleicht das Bauwerk gegründet; man darf um ihrer Namen willen vermuten, dass es Priester waren. Mit der Vermutung, dass die Erbauer hier ihre Namen eingezeichnet haben, begegnen wir der Meinung der frühesten Erklärer dieser Inschrift. Einiges auffällige behält es immer, dass die zweite Inschrift mit *sikeneman* directe Beziehung auf das Bauwerk nimmt, deren die erste Inschrift entbehrt. Ich gebe daher gern eine andere Vermutung zur Erwägung anheim, dass *sikeneman* in Beziehung zu dem in der Form verschiedenen armenischen *zkni* zu setzen sei und also vielleicht nur sagen wolle, dass Baba nach Ates sich

hier eingezeichnet habe: in der Bedeutung würde es dann zu dem *iati* von Nr. 11 Zeile 3 und *pe* oder *pei* von Nr. 13 Zeile 6 im Neuphrygischen stimmen.

Die dritte Inschrift (nicht mehr unmittelbar am Grabe befindlich, sondern wie die drei folgenden seitwärts in der Nähe versteckt, und zwar diese in einer kleinen Höhle), welche schon durch ihre verhältnismässig zahlreichen Varianten und die Zerstörung der Buchstaben am Ende wenig Vertrauen erweckt, gewährt gar keinen Anhalt zur Deutung und verrät wenig gewissenhafte Schreibung durch die schon erwähnte Verdopplung ΣΟΣΟΣ, welche ohne Zweifel Schuld des Steinmetzen ist. Nur das eine scheint mir gewiss zu sein, dass man das an der Spitze stehende AΣ⁝ als Pronomen der ersten Person fassen darf. Wir haben bei den neuphrygischen Inschriften erkannt, dass dort dasselbe Pronomen durch IOΣ, ЄIOC und wohl auch IΣ bezeichnet wurde. Dies aber entspricht einem ursprünglichen *as* und mit diesem Pronomen beginnt sehr wahrscheinlich unser Denkmal. Mordtmanns Vorschlag, dasselbe mit dem folgenden *tuatienis* zu einem Worte zu verbinden und darin dann den armenischen Namen für 'Gott' *astovads* (der nicht mit ihm aus *dêva*, sondern aus zendischem *açtvat* 'mit Sein begabt' zu erklären ist) zu finden, verbietet schon die ganz sicher verbürgte Interpunction nach AΣ. Dagegen ist es nicht ganz unmöglich, die letzte Silbe dieses zweiten Wortes mit Mordtmann als *miz* zu fassen und dem armenischen *mièds* 'gross' gleichzustellen, wenngleich bei der ununterbrochenen Schreibung des Ganzen die Annahme einer grammatischen Endung näher liegt.

Die folgenden drei Inschriften Nr. 4, 5 und 6 sind kurz und ihr Inhalt ebenso wenig zu erraten wie der der vorhergehenden. Die beiden ersten davon hat Mordtmann aufgefunden und nur mit Mühe abschreiben können: er bemerkt dazu, sie seien so geschrieben 'dass sie beide in der Richtung nach der Oeffnung des Grabes zu lesen sind, d. h. die Inschrift links geht von der Linken zur Rechten, die Inschrift rechts von der Rechten zur Linken'. In der vierten *bustrophedon* geschriebenen und durch das gleichzeitige Vorkommen von drei verschiedenen K auffälligen Inschrift erinnert uns das Wort *atamn*, wenn überhaupt so mit Mordtmann gelesen werden darf, an die schon besprochene Glosse bei Hesychius, der zufolge *ἀδαμνεῖν* im Phrygischen 'lieben' bedeutet. Den übrigen Inhalt, welchen Mordtmann gewonnen hat und zwar durch die seltsamsten Buchstabenveränderungen und Etymologien, vermag ich nicht wieder zu finden. Nach des Entdeckers Meinung gehören die Inschriften Nr. 4 und 5 zusammen und beziehen sich als eine auf eine geliebte Mutter, was mir wieder durch die Hinweisung beider auf die Grabesöffnung, wenn diese anders feststeht, zweifelhaft werden würde.

Das kleine Bruchstück Nr. 6 liefert vielleicht das aus dem Griechischen eingedrungene *βασιλεύς* als eine weitere im Phrygischen gangbare Bezeichnung des Königs; jedenfalls ist dies sicherer, als mit Mordtmann bei LAIAKIO an das gothische *hlaiv* 'monumentum' zu denken.

Die folgenden beiden Inschriften Nr. 7 und 8 bieten bei ihrer Kürze ebenfalls keinen bestimmten Anhalt zur Erklärung; doch ist die erstere dadurch interessant, dass sie in ihrem Satzbau zu den beiden Inschriften unter Nr. 1 und 2 stimmt, wie schon im Vorbeigehen bemerkt wurde. Sehr wahrscheinlich ist sie zu Anfang defect und es fehlt nach der Analogie jener andern beiden vollständigen Inschriften der Eigenname; BPA wird kaum als Rest oder Vertreter desselben gelten können, da sonst schwerlich die Interpunction fehlen würde, sondern es ist vielmehr mit MƧΓƧΓAIΣ⁝ als ein Wort zu betrachten und dies seiner Endung nach wie das schon besprochene *arkiaevais* und *nemevais* zu fassen. Seine auslautende Silbe

gais ist zu beachten, damit man nicht etwa das *v* des in den beiden andern Fällen erscheinenden *vais* für flexivisch halte. Wie schon erwähnt, ist ΙΡΟΙΤΑ nach Nr. 2 zu *Proitavos* zu ergänzen. Das folgende Wort, das erste der zweiten Zeile, ist wieder ganz dunkel; das andere ΑΚΑΡΑΓΑΣΥΝ erinnert Steuart an *Agrigentum*, während Mordtmann zwar nicht ungeschickt aber doch nicht genau genug an das armenische *gièrièzman* 'Grabmal' denkt, dem *a* als ein ganz absonderlicher Artikel vorgesetzt sei. Den Beschluss macht das als *edaes* zu lesende ϜΛΛϜΣ.

Alle diese bisher betrachteten altphrygischen Inschriften Nr. 1—8 hält, so weit wir sehen können, ein gemeinsamer Charakter der Schriftzüge, die Gemeinschaftlichkeit des Fundortes und in einigen wichtigen Stücken Gleichartigkeit der Satzfügung zusammen. Ihnen stehen in scheinbar steiferer, etwas ungelenker Schrift, welche aber auch durch das mühselige Einhauen über und neben dem Monument verschuldet sein kann, die Zeilen unter Nr. 9 gegenüber. Wenngleich in ihnen nur das ϝ und nicht mehr das vierstrichige ϝ, aber wohl ein neues Lautzeichen Υ vorkommt, und für einen Zweifler in ΟΝΟΜΑΝ, ΜΑΤΕΡΑΝ und ähnlichem stärkere griechische Einflüsse verraten sein könnten, so darf man doch ihr Zeitalter nicht erheblich später ansetzen, als das der Hauptinschriften Nr. 1, 2 und 7. Denn nicht allein erscheint das Wort *akenanogavos* hier zweimal genau in derselben Gestalt wieder, in welcher wir es dort fanden, sondern noch herscht auch hier die Bustrophedon-Richtung der Schrift, welche auch im wesentlichen noch den alten Charakter jener anderen Inschriften trägt; das Denkmal, dem sie ähnlich wie Nr. 1 und 2 dem ihrigen eingehauen sind, hat selbst mit dem benachbarten Midasgrabe die engste Verwandtschaft im Stil. Mordtmann hat die Inschrift in zwei zerlegt, ohne dass dafür ein entscheidender Grund beigebracht wäre; damit die ganze Anordnung derselben klar werde, ist sie auf unsrer Tafel in eine Skizze des Felsenbaues eingetragen. Was den Inhalt betrifft, so scheint dessen Entzifferung für Mordtmann nach seiner Versicherung nur 'wenig Schwierigkeiten' darzubieten; mir scheint aber fast nichts in diesen Zeilen, deren Satzgefüge gar nicht erkannt werden kann, festzustehen. Es ist in ihnen, so viel sehen wir freilich, eine Zahl von Eigennamen enthalten, die wir aber nicht leichtsinnig durch solche Wörter vermehren dürfen, die sich bis jetzt noch nicht an verwandte Spracherscheinungen haben anknüpfen lassen; ob aber diese Eigennamen Stämme, Städte oder — was das wahrscheinlichste bleibt, Personen bezeichnen, ist noch zu entscheiden. Die Beziehung auf eine Mutter schliesst, so lange sie überhaupt nicht sicher erkannt werden kann, nicht nothwendig den Begriff der Göttermutter aus. In der vierten unter dem Giebelfelde hinlaufenden Zeile kommt zu Anfang das merkwürdige ϜΡΕΚΥΝ vor, das seit Steuart wiederholt mit dem Namen der Phryger verglichen worden ist und mit seinem weicheren Digamma das Β in der Namensform *Βρίγες* wiedergebend, durch sein Κ noch weiter von einem etymologischen Zusammenhange mit 'frei', dem es in der Bedeutung nach Hesychius entsprechen würde, abführt. *Materez* in Z. 2 und *Materan* Z. 3 kann 'Mutter' bedeuten. *Arezaztin* oder vielleicht auch *Arezaztim* Z. 3 ist bemerkenswerth durch sein Bildungssuffix, welches an die als phrygisch überlieferten Wortformen *Agdistis* und *Akristis* erinnert. Dass in den Buchstaben ΕϜΕ zu Anfang des dritten Wortes der zweiten Zeile das armenische *iew* 'und' enthalten sei, ist nicht wahrscheinlich, da für das Vorkommen dieser Bindepartikel sonst wohl noch Gelegenheit in dieser Inschrift war. Das ΚΥΡΣΑΥΕΣΟΥ: der Seitenlinie ist, wie wir bereits sahen, von Mordtmann nicht ohne Schein mit dem armenischen *gièrièzman* 'Grabmal' verglichen worden, indem freilich die

Endbuchstaben verändert werden mussten. In dem ΣΟΣΕϟΑΙΤ: der zweiten Zeile kann man mit Lassen sehr wohl eine reduplicierte Optativform sehen. Etwas auffällig ist das sehr häufige Vorkommen des Σ statt ϟ im Auslaut sicher flexivischer Silben.

Man sieht: es ist leider ausserordentlich wenig, was sich gerade über den alterthümlichen Theil unseres Themas, über die altphrygischen Inschriften sagen lässt, nur wenige grammatische Formen und sicher vergleichbare Wörter. Aber dieses wenige zusammengenommen mit dem, was die glücklicher Weise zweisprachigen neuphrygischen Inschriften an sprachlichem Material ergeben haben, berechtigt uns doch vollständig, in den Phrygern eine durchaus eranische Nationalität, nicht ein griechisch-barbarisches Mischvolk vorauszusetzen, und dies ist eine nicht unwichtige ethnographische Thatsache. Sie erschien uns begründet durch die überlieferten Glossen und die Sprache der Inschriften, soweit sie erkannt werden konnte. Bei der Betrachtung der ersteren liess ich einige beiseit, welche in dem jetzt gewonnenen eranischen Zusammenhange bedeutungsvoll werden. Hesychius führt neben einigen andern nicht weiter erklärbaren Angaben *Βαγαῖος* auch als Bezeichnung des *Ζεὺς Φρύγιος* auf, und hiezu vergleicht sich von selbst das echteranische *baga* der achämenidischen, das *bag* der sasanidischen Inschriften als Bezeichnung Gottes, ausserdem wohl nur in dem abgeleiteten armenischen *bagin* ('Altar') und im Slavischen erhalten. Und wenn derselbe Hesychius *Μαξεύς* als *ὁ Ζεὺς παρὰ Φρυξί* glossiert, so ist das in der Endung vielleicht eine Anähnlung an den griechischen Namen, im Kern aber entweder das alteranische *mazda* oder Ableitung von der Wurzel *maz* 'gross sein', die sich auch in dem armenischen Adjectiv *mieds* darstellt. Wir können noch weiter gehen. Wir dürfen auf Grund dieser Verwandtschaft der Phryger mit dem eranischen Volksstamme in den Sprachen desselben die Wurzeln aufsuchen, aus welchen die charakteristischen Namen Hyagnis, Marsyas, Midas, Gordios u. s. w. hervorgegangen sind. Hyagnis, dessen heilige Erinnerungen an dem ehrwürdigen Kelaenae haften, ist, wie Kiepert schon gelegentlich ganz treffend erklärt hat, aus eranisch *hu* 'gut' und arisch *agni* 'Feuer' zusammengesetzt, im Armenischen ebenfalls als mythischer Name in der wenig abweichenden Form *Vahagn* erhalten, das in dem armenischen Originaltexte des Agathangelos für den Herakles der griechischen Bearbeitung erscheint. Auch hier finden wir wieder in der Bezeichnung des Feuers durch einen dem indischen *agni* entsprechenden Ausdruck in diesem Eigennamen einen selbständigen Zug des Phrygischen gegenüber den andern eranischen Sprachen, welche (mit charakteristischer Ausnahme nur des kurdischen *agir*) dafür *âtar* und dessen Umbildungen verwenden. Der Sohn und Schüler des Hyagnis, Marsyas, trägt ebenfalls einen eranischen Namen, indem derselbe sich als eine assibilierte Form des älteren Martya ergibt, so dass hinter dieser Sage ein anthropogonischer Mythus verborgen sein könnte. Das Bruchstück einer ähnlichen alten Ueberlieferung mag in dem Namen Manis, der ein alter, trefflicher König gewesen sei, liegen, indem derselbe sofort an Manu und seine Ableitungen erinnert. Die hochberühmten Namen des Gordios und seines Sohnes Midas sind schon vorhin aus demselben Sprach- und Ideenkreise erklärt worden. Eine charakteristische Bedeutung hat in der Ueberlieferung der Name des unechten Sohnes des Midas, des Lityerses, welcher sich als die Personification des Schnitterliedes darstellt, gewonnen: vielleicht mag der erste Theil des Namens dem indischen *ṛitu* 'Jahreszeit', der andere einem *ṛiši* 'Tonweise' entsprechen, so dass das ganze 'Jahreszeiten-weise' bedeuten könnte. Wir sind schliesslich dazu berechtigt, manche Wörter, welche in einer kulturgeschichtlichen Verbindung mit Phrygien stehen, gerade aus diesem kleinasiatischen Sprachkreise zu erläutern. Es ist eine

bekannte Thatsache, dass das heilige, klagende Flötenspiel von Phrygien ausgegangen sei, und darum stimme ich Bötticher bei, das griechische ἔλεγος statt von einem unsinnigen ἐ ἐ λέγειν aus dem Armenischen zu erklären, in welchem, wie schon im Eingang hervorgehoben wurde, das Rohr, aus dem man Pfeifen schneidet, *elegn* heisst. Hierher wurde auch bereits das griechische τύραννος als aus einer vielleicht armenisch-eranischen Wurzel *tir* hervorgegangen gewiesen; auch das im Griechischen befremdliche ἄναξ fand hier sprachlichen und sagenhaften Zusammenhang, so dass es fast scheinen konnte, als sei in Phrygien der Name für den Herscher gebildet und dem Griechischen überliefert worden, aus welchem dafür das an versammeltes Volksthum erinnernde βασιλεύς kam. In gleicher Weise werden vielleicht noch einige andere wichtige Wörter und Bezeichnungen der kleinasiatisch-griechischen Kultur durch diese Vermittlung auf das eranische Gebiet zurückgeführt und aus diesem beleuchtet werden können.

Nach diesen Betrachtungen fällt es nicht mehr auf, wenn in Leben und Sitte der Phryger so vieles an Altpersien erinnert. Dieses Hervorheben des Ackerbaus und der Viehzucht, Verknüpfung der alten königlichen Ueberlieferung mit dem Bauernstande, das bis zur Androhung der Todesstrafe sich schärfende Verbot der Tödtung eines Ackerstiers, die sagenhafte Verherlichung des Erntegesangs: alle diese Momente stehen in dem Geiste des Avesta.

Was aber für die kleinasiatische Mythenentwicklung das wichtigste ist, scheint, um es kurz zu sagen, folgendes. Wenn die Phryger so sehr Eranier waren, dass sie mit den Armeniern auf eine Linie gestellt werden müssen, dann theilten sie mit ihnen ohne Zweifel den alten Besitz eranischer religiöser Anschauungen, sei es in ursprünglicher Reinheit (wie sie in der gewiss von einer sehr alten Sprachstufe her erhaltenen armenischen Bezeichnung Gottes als des durchaus Seienden, in *astovatš* uns vorliegt), sei es nach sehr früher Ablösung von der gemeinsamen Heimat auch schon in Verwahrlosung, wie sie sich bereits in dem Priesterwesen von Medien und Westpersien kundgiebt. Daraus erklärt sich in einigen wichtigen Zügen der kosmische Charakter der phrygischen Religion. Er wird diesem Volke mit den übrigen Alteraniern gemeinsam gewesen sein, wenn er auch nicht überall den Höhepunkt wie im Avesta erreicht. Nehmen wir hierzu die Tendenz des altsemitischen Heidenthums, wie sie in der Nachbarschaft der Phryger durch Lyder und Karer vertreten sein mochte, die Tendenz, die treibende sowohl zeugende wie zerstörende Natur in ihrer elementaren Gewalt zu personifizieren; so werden uns jene entsetzlich orgiastischen Kulte der Cybele in Kleinasien und anderes hinlänglich erklärt.

Diese Kulturverbindungen und mehr allgemein geschichtlichen Resultate mögen dafür entschuldigen, dass die Inschriften sonst keinen bedeutenden Inhalt zu liefern vermochten. Vielleicht waren die Phryger vor Alters ein grossartiges Volk; vielleicht verdienten sie von Haus aus den herlichen Namen des altvedischen Heldenstammes der Bhrigu's oder nach anderer Deutung den eben so herlichen der 'Freien' zu führen und noch in später Zeit von Herodian als Verwandte der Römer durch Aeneas bezeichnet zu werden. Indes wir wissen nur, dass sie Sklaven waren. Aber nicht Völker von Sklaven, nur Völker von Männern hinterlassen der Nachwelt wichtige Denkmäler. Dagegen tritt uns doch noch in dem gesunkenen Zeitalter der neuphrygischen Inschriften ein eigenthümlicher Zug entgegen: die Sorge für Weib und Kind: Zeugnis genug, dass selbst in dem niedrigen phrygischen Sklavenwesen Sorge und Sinn für die Familie nicht erloschen ist.

Vorsitzender Dr. Franke:

Wünscht Jemand über den gehörten Vortrag das Wort? Herr Dr. Mordtmann hat sich erhoben.

Dr. Mordtmann:

Ich bin nicht aufgestanden, um das Wort zu verlangen. Um so weniger kann ich näher auf den Vortrag des Herrn Prof. Dr. Gosche eingehen, als ich verhindert war, denselben von Anfang an zu hören.

Präsident Dr. Franke:

Dann glaube ich im Namen der Versammlung Herrn Professor Gosche für seinen Vortrag herzlichen Dank aussprechen zu müssen. Die allgemeine Sitzung muss jetzt geschlossen werden, damit die der Sectionen beginnen können. Es ist noch eine Reihe von Vorträgen übrig, welche morgen in der letzten allgemeinen Sitzung, die um 9 Uhr beginnt, gehalten werden sollen. Die Tagesordnung ist in der Druckerei und wird wahrscheinlich noch diesen Morgen vertheilt werden.

Prof. Oppert aus Paris fragt an, ob die Tagesordnung nicht schon jetzt mitgetheilt werden könne.

Präsident Dr. Franke:

Ich will sofort bekannt machen, dass Herr Prof. Oppert einen Vortrag angemeldet hat, über irgend einen Gegenstand aus dem Kreis seiner Studien, z. B. über Keilinschriften. Dieser Vortrag wird mit auf die Tagesordnung für morgen gesetzt werden, aber natürlich zuletzt, weil er zuletzt angemeldet worden ist.

Schluss der allgemeinen Sitzung nach 10 Uhr.

Vierte allgemeine Sitzung am 2. October Vormittags 9 Uhr.

Der Vicepräsident Rector Dr. Dietsch eröffnete die Sitzung:

Hochgeehrteste Herren! Da mir mein College für die heutige Sitzung das Präsidium übertragen hat, habe ich zunächst mitzutheilen, dass unser Mitglied, Hofrath Dr. Döderlein in Erlangen, auf den Glückwunsch eine herzlich dankende Antwort ertheilt hat.

Bei der Festsetzung der heutigen Tagesordnung war uns durchaus nichts anderes geboten, als dass wir sämtliche Vorträge, die noch angemeldet waren, darauf setzten. Die Zeit wird es freilich unmöglich gestatten, dass diese Vorträge alle gehalten oder lange Discussionen daran angeknüpft werden. Denn später als ein Viertel oder halb 1 Uhr wird nicht geschlossen werden dürfen, da viele der Herren diesen Nachmittag noch Meissen verlassen. Ein Vortrag ist hinweggefallen, indem Prof. Oppert aus Paris schon gestern Abend abgereist ist. Was die übrige Tagesordnung betrifft, so ist von vielen Seiten der Wunsch geäussert worden, dass Hr. Prof. Dr. Schwabe aus Giessen mit seinem Vortrage über das Wiederauffinden des Catull beginne und darauf Prof. Dr. Lange aus Giessen, der ebenfalls nur $^1/_2$ Stunde in Anspruch nehmen wird, über die *Transitio ad plebem* spreche. Herr Dr. Bechstein hat sich entschlossen, seinen Vortrag über die Programmen-litteratur in den Verhandlungen zum Abdruck bringen zu lassen. Es würde dann die kurze be-

richtigende Bemerkung des Hrn. Prof. Dr. Linker aus Lemberg bezüglich der 16. Epode des Horaz sich anschliessen. Hr. Dr. Benseler würde endlich, wenn noch Zeit vorhanden wäre, über einige charakteristische Verschiedenheiten der griechischen und lateinischen Namengebung sprechen und einen heitern Schluss in unsere Versammlung bringen. Wenn die Versammlung dies genehmigt, würde ich zuerst unsern verehrten Freund Rector Eckstein, der von der Commission beauftragt ist, in ihrem Namen Bericht zu erstatten, ersuchen, das Katheder zu besteigen und über die von der Commission zu stellenden Anträge Vortrag zu halten.

Da Niemand gegen die Vorschläge über die Tagesordnung etwas einwendet, so besteigt Rector Prof. Dr. Eckstein die Rednerbühne und trägt folgendes vor:

Verehrte Herren! — Es hat sich bei der nun ihrem Ende sich zuneigenden Versammlung eine alte Erfahrung bestätigt und ein neuer Versuch sich leider als höchst misslich und bedenklich herausgestellt. Die alte Erfahrung ist diejenige gewesen, dass in kleinern Orten, ganz abgesehen von der Gastfreundschaft, die man an solchen Orten übt und mit freudigem Herzen übt, auch wir selbst immer enger und enger an einander uns anschliessen und dadurch einen Hauptzweck unseres Vereines, die persönliche Bekanntschaft und innigeren persönlichen Verkehr, erreichen. Das ist die erfreuliche Erfahrung, die wir hier gemacht haben. Aber wenig hat sich bewährt, was wir im vorigen Jahre in Augsburg beschlossen haben, nämlich nur an dem ersten und dem letzten Tage allgemeine Sitzungen zu veranstalten und die beiden dazwischen liegenden Tage den Sectionen zu überlassen. Die Praxis hat hier diese Bestimmung durchbrochen. Wir haben schon am dritten Tage eine allgemeine Sitzung in bester Form gehalten. Das, was wir gehofft hatten, die geehrten Mitglieder bis zum Schlusse festzuhalten, zeigt sich in diesem sehr gelichteten Kreise wenig bestätigt, und auf der andern Seite hat es sich als höchst bedenklich gezeigt, dass wir nicht regelmässig an jedem Tage eine allgemeine Versammlung gehalten haben. Ich denke, die Erfahrung wird uns wiederum darauf zurückbringen, dass wir an den alten einfachen Statuten unverbrüchlich festhaltend, uns vor allen unnöthigen Neuerungen hüten und in Folge dessen das Präsidium des neuen Ortes, nach welchem wir berufen werden, ersuchen, nach alter Form und Ordnung unsere Verhandlungen zu leiten. Die Wahl des Ortes, wohin wir nächstes Jahr unsern Fuss zu setzen Veranlassung erhalten sollen, ist eine schwierige in einer Zeit, wo unzählige Wanderversammlungen und grossartige Vereinigungen überall sich zusammenfinden und die Gastfreundschaft der Städte in einem ganz enormen Grade vielseitig in Anspruch genommen wird. Dennoch wenn wir in unserer Einfachheit nichts beanspruchen, selbst nach Kräften uns bemühen, in dem Sinne, in dem wir allein zusammenkommen, wissenschaftlich thätig zu sein und uns von allen geräuschvollen Vergnügungen fern zu halten, die grosse Kosten veranlassen, wird man uns überall, wohin wir uns wenden, freundliche Aufnahme gestatten. Es wäre für die nächste Versammlung wohl an der Zeit gewesen, einmal wieder eine preussische Stadt zu wählen; es sind auch Versuche in diesem Sinne gemacht worden, aber eine Antwort darauf ist nicht erfolgt, und da ist denn uns, die wir über die Wahl berathen haben, das freundliche Anerbieten gemacht worden, dass wir im nächsten Jahre in Hannover freundliche Aufnahme finden würden. Höchst willkommen ist dies uns gewesen, um so willkommener, als wir dann nach 25 Jahren einmal wiederum in das Land zurückkehren, das die Geburtsstätte dieser Vereinigung gewesen ist, nach Hannover. Darum ist auch bei uns kein Zweifel gewesen, Ihnen Hannover zu empfehlen, zumal wir dort auch diejenigen Männer finden werden, die vor allem durch genaue Kenntnis der Verhältnisse

unseres Vereins, ganz abgesehen von ihrer hohen wissenschaftlichen Bedeutung, am geeignetsten sind, unsere Geschäfte zu leiten. Deswegen würden wir Ihnen als Präsidenten der nächsten Versammlung Herrn Director Ahrens und Herrn Archivar Dr. Grotefend in Hannover vorschlagen. Es ist aber auch noch ein weiterer Schritt bereits insofern geschehen, als die archäologische Section, die sich hier unter der Leitung Overbecks constituiert und an zwei Tagen ihre Sitzungen eifrigst gehalten hat, für das nächste Jahr Prof. Wieseler in Göttingen zu ihrem Vorsitzenden bestimmt hat. Das ist natürlich nur eine Mittheilung, für die wir sehr dankbar sein werden. Dann möchte ich noch vorschlagen, den Titel unseres Vereins für die 23. Versammlung desselben etwas abzukürzen und nur zu sagen: „23e Versammlung der deutschen Philologen und Schulmänner", denn meines Wissens sind doch die Orientalisten auch deutsche Philologen und die Germanisten erst recht — und dann können wir Ihnen einfach als Ort für die 23. Versammlung der deutschen Philologen und Schulmänner Hannover und als Präsidenten Prof. Dr. Ahrens und Dr. Grotefend vorschlagen.

Vice-Präsident Dr. Dietsch:

Ich frage, ob Jemand über die gehörten Anträge der Commission zu sprechen wünscht.

Prof. Dr. Haase: Es sind mehrere Anträge gestellt worden, welche jedenfalls getrennt werden müssen. Der erste, welcher die in Augsburg gefassten Beschlüsse betrifft, verdient eine besondere Behandlung und Fragestellung, die in Bezug auf Ort und Vorsitz der nächstjährigen Versammlung mögen dann nachfolgen. Ueber den ersten Antrag wünsche ich zu sprechen.

Vice-Präsident Dietsch: Ich bin allerdings auch von vornherein der Ansicht gewesen, dass über die drei Anträge besonders debattiert und abgestimmt werden müsse, und ich denke, man wird dies in der Reihenfolge vornehmen können, wie sie in dem Vortrage vorlag. Deshalb bitte ich Herrn Prof. Dr. Haase das Wort zu nehmen.

Prof. Dr. Haase:

Meine Herren! Seitdem unsere Versammlung besteht, hat sich fortwährend ein Gegensatz kundgegeben zwischen den allgemeinen Versammlungen und der Neigung verschiedene Sectionen zu bilden. Die Gründer der Philologenversammlung, namentlich Thiersch, Rost und Andere, sind vom Anfange an sehr entschiedene Gegner der Sectionen gewesen und bei mehrern Gelegenheiten ist darüber eifrig debattiert worden. Dennoch trotz des Widerstrebens der ersten Mitglieder und Begründer sind allmählich einige Sectionen entstanden und haben einen sehr wechselnden Bestand gehabt mit Ausnahme der pädagogischen, die sich bisher am festesten und dauerndsten gehalten hat. Der Grund, welcher jene verdienten Männer bestimmte, gegen die Sectionen zu sein, war der, dass sie meinten, es würde sich die Versammlung allmählich zersplittern und das allgemeine Interesse, durch das sie verbunden sein sollte, verloren gehen. Es hat sich also die Gründung der Sectionen mit wechselndem Erfolge fortgesetzt, bis wir jetzt zu einer Art von Extrem gekommen sind, eigentlich zu dem, dass auf Grund der Augsburger Beschlüsse sich hier die Versammlung fast ganz zersplittern musste und die allgemeinen Versammlungen dagegen in den Hintergrund traten. Dies zu verhindern, das war die Absicht, die Thiersch und Andere hatten, und ich glaube, wir haben allen Grund, dies Bestreben anzuerkennen und wieder von neuem aufzufassen, gerade in unsern Tagen, wo die Neigung, sich zu zersplittern in alle möglichen Einzelnheiten, Besonderheiten und Einseitigkeiten, was man concentrieren nennt, immer mehr um sich greift und wo es sehr darauf ankommt, das allgemeine Band, das die ver-

wandten Fächer und Berufsgattungen verbinden soll, festzuhalten und aufs neue zu stärken. Ich bin deshalb sehr einverstanden mit dem Vorschlage, zur frühern Einrichtung wieder zurückzukehren, die Sectionen, soweit sie dauernden Bestand gewonnen haben, beizubehalten, aber ohne dass die allgemeinen Versammlungen beeinträchtigt werden. Indessen ist nicht zu leugnen, dass in Augsburg gute Gründe vorhanden gewesen sein werden, um einen so entscheidenden Beschluss zu fassen. Ich glaube, es hat dabei gewissermassen die Verzweiflung zu Grunde gelegen, immer für die allgemeinen Versammlungen eine genügende Anzahl von allgemein ansprechenden und interessanten Vorträgen zu erlangen, und wenn man dann sich in der Nothwendigkeit befindet, eben nur das zu nehmen, was sich nothdürftig bietet, wenn man zuweilen etwas weniger ansprechendes, weniger nützliches in die allgemeine Versammlung bringen muss, etwas das nur ein geringes und einseitiges Interesse hat, so ist die natürliche Folge, dass die allgemeine Versammlung selbst ihr Interesse verliert. Diese Noth um Vorträge haben ohne Zweifel alle, die je der Philologenversammlung vorgesessen haben, empfunden und es hat die Verlegenheit davon sich bis in die heutige Versammlung hinein immer auf sehr empfindliche Weise geltend gemacht. Da glaube ich nun, dass allerdings etwas geschehen müsse, um diesen Uebelstand zu beseitigen, ich halte aber den Beschluss, den wir darüber in Braunschweig gefasst haben, für das rechte Mittel. Dabei lag das Bedenken zu Grunde, dass man sich nicht so gänzlich dem Zufalle preisgeben sollte, sondern dass ein leitendes Comité im Laufe des Jahres für Vorträge sorgen sollte und dabei nicht sowohl zunächst an Personen, als vielmehr an Gegenstände zu denken, welche für die allgemeine Versammlung besonders angemessen sein möchten: solche Fragen, die gerade unsere Wissenschaft am meisten bewegen, und zwar möchten sie wirklich ganz allgemeiner Natur sein oder in das Gebiet einer einzelnen Section fallen, aber doch von der Art, dass sie das Interesse der Gesamtheit unserer Versammlung in Anspruch nehmen könnten. Wenn das Comité sich dann darüber verständigte, solche Gegenstände, solche in der laufenden Bewegung unserer Studien besonders interessante Gegenstände, zu bestimmen, so würden sich die Männer auch bald ergeben, von denen Alle wünschen würden, dass sie gerade über diesen oder jenen Gegenstand zu uns reden möchten, und man würde sich an diejenigen zu wenden haben, die am meisten befähigt sind, den einen oder andern Gegenstand zu behandeln. Ich will nun nicht einen Antrag stellen, diesen Beschluss zu erneuern, denn er besteht eigentlich noch, oder ein neues Comité dazu zu wählen, ich glaube aber, dass es sehr rathsam ist, wenn die Versammlung, indem sie ihre Verwerfung des Augsburger Beschlusses ausspricht, wozu ich sehr rathen würde, es in dem Sinne thut, dass der Präsident der nächstjährigen Versammlung sich Mühe geben möchte, in Vereinigung mit den früheren Comitémitgliedern und andern, die ihm dabei behülflich sein könnten, in angegebener Weise für Vorträge und deren zweckmässig gewählte Gegenstände zu sorgen.

Rector Eckstein (vom Platze aus):

Zunächst möchte ich nur meinem Freunde Haase sagen, dass der Augsburger Beschluss nicht aus Noth und Verzweiflung über Gegenstände, die in der allgemeinen Sitzung zur Sprache gebracht werden könnten, Vorträge zu erhalten hervorgegangen ist. Das ist nicht der Fall, er war einfach ein Mittel, grossartige Pläne über eine feste Organisation des Vereins, namentlich eine dauernde Mitgliedschaft u. dergl., die vom Geh. Rath Firnhaber vorgeschlagen waren, vorläufig zu beseitigen, weil wir uns unmöglich entschliessen konnten, diese freie Wanderversammlung dadurch zu fixieren, dass wir eine förmliche Mitgliedschaft

darin constituierten. Um also diesem grösseren Uebel entgegenzutreten, ist das kleinere Uebel gewählt worden, und dass es ein Uebel war, haben wir im reichsten Maasse empfunden und daher ist der Antrag gekommen. Das Braunschweiger Comité war vortrefflich in der Idee, die Sache ist aber nur die, dass dann um so weniger geschieht, weil ein jeder sich auf die 11 oder 12 andern im Comité verlässt und schliesslich die ganze Last dem Präsidium anheimfällt. Freilich in dem Sinne stimme ich meinem Nachbar bei, dass dem Präsidium der nächstjährigen Versammlung, das ohnehin mit den persönlichen Verhältnissen unseres Vereines bekannt ist, freie Hand gelassen und die ganze Last der Sorge um geeignete Vorträge auf die etwas schmalen Schultern unseres Freundes Ahrens und auf die sehr breiten Grotefends geladen werde und dass man ihnen ans Herz lege, in diesem Sinne thätig zu sein.

Dir. Dr. Ahrens aus Hannover:

Ich wollte das geehrte Präsidium um eine Auskunft zunächst bitten. Wie ist es denn mit der Versammlung der Orientalisten und Germanisten? So viel ich von früheren Theilnehmern weiss, haben sich die Orientalisten gleich so constituiert, dass sie nicht als Section zu betrachten sind, sondern neben der Versammlung stehen. Ursprünglich war die Meinung die, dass die Verhandlungen alle gemeinschaftlich sein sollten, dann dass diese gemeinschaftlichen Versammlungen den Mittelpunkt bilden und die Sectionsverhandlungen ausserhalb der Zeit, welche für die gemeinschaftlichen Verhandlungen bestimmt ist, stattfinden sollten. Wenn ich aber nicht irre, haben die Herren Orientalisten sich durchaus nicht daran gehalten, sondern ihre Versammlungen zu gleicher Zeit mit den allgemeinen gehalten. Ist es bisher auch mit den Germanisten so gewesen?

Rector Dr. Eckstein:

Die Germanisten haben sich nach Kräften bemüht, ihre Versammlungen so anzusetzen, dass sie nicht mit den allgemeinen zusammenfielen und ihre Mitglieder diesen letztern beiwohnen konnten. Die Orientalisten constituieren sich selbstständig, wie jede Section. Das Präsidium hat für sie nur insoweit zu sorgen, dass die Herren ein Local finden, in dem sie in Hannover zusammen treten können. Weitere Sorgen sind nicht erforderlich und in dieser Beziehung braucht das Präsidium keine Angst zu haben; bis über's Jahr ist dazu Zeit die Hülle und Fülle.

Vice-Präsident Dietsch:

Ich sehe mich hier veranlasst eine Bemerkung zu machen. Da die Herren Orientalisten uns in Kenntnis gesetzt hatten, sie wollten aus dem Titel der Versammlung wegbleiben und unter den deutschen Philologen mit begriffen sein (mehrseitiges Bravo!), so haben schon wir zur Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner eingeladen.

Prof. Dr. Bursian aus Tübingen:

Ich wollte nur kurz ein Paar Worte bemerken. Es scheint mir von besonderer Wichtigkeit, worauf Prof. Haase hingewiesen hat, dass nämlich das lose Band zwischen den Sectionen und der allgemeinen Versammlung, das fast gar keines mehr ist, möglichst etwas enger gezogen werde. Die Berechtigung der Sectionen ist nicht abzuleugnen; andererseits aber gehen die Sectionssitzungen so ausserhalb der allgemeinen Versammlung, dass wer nicht an den Sectionssitzungen Theil nimmt, nicht weiss, was dort verhandelt wird, dass recht eigentlich die ganze Versammlung in eine Masse kleiner Versammlungen auseinander geht. Ich will in dieser Beziehung nicht einen Antrag stellen, sondern nur dem Präsidium

zur Erwägung geben, ob es nicht wünschenswerth sei, dass es wie früher gehalten werde, von 8—10 die Sectionssitzungen und von da die allgemeinen Versammlungen stattfinden. Wenn jeder Vorsitzende der einzelnen Section bei Beginn der allgemeinen Sitzungen ganz kurz den Anwesenden Mittheilung davon machte, was in den Sectionen verhandelt worden sei, so würde dadurch ein Zusammenhang des einzelnen mit dem ganzen und eine Unterordnung dessen, was in den einzelnen Sectionen geschieht, unter die allgemeine Versammlung constituiert und festgehalten. Die allgemeine Versammlung ist berechtigt und hat ein Interesse zu erfahren, was die Sectionen thun, andererseits hat man nicht die Lust allen einzelnen Verhandlungen, wie sie in den Sectionen gepflogen werden, beizuwohnen, man kann daher auch nicht verlangen, dass man in die eine oder andere geht. Durch solche Mittheilungen wird das lebendige Bewusstsein der Zusammengehörigkeit recht wach erhalten, das Bewusstsein, dass, soviel wir uns in Sectionen zersplittern, wir mit allen Sectionen nur die allgemeine Alterthumswissenschaft zu fördern streben, und dass es die Aufgabe der Sectionen ist, gewisse Resultate zu Tage zu fördern, von denen Alle, die sich zu den deutschen Philologen rechnen, Gebrauch machen.

Vice-Präsident Dietsch:

Ich richte an die Versammlung die Frage, ob noch jemand das Wort begehrt.

Dir. Dr. Ahrens:

Ich möchte den Wunsch daran knüpfen, dass im voraus bis zum Abend vorher von den Sectionen immer bestimmt mitgetheilt werde, was am folgenden Tage auf ihre Tagesordnung kommen solle.

Vorsitzender Dietsch:

Wir haben uns hier darum bemüht, aber den Zweck nicht erreichen können. Ohnehin sind wir bei den Verhältnissen des Orts verhindert gewesen, durch rasche Druckförderung die Tagesordnungen immer zur gewünschten Zeit bekannt zu machen.

Rector Dr. Eckstein:

Ich möchte hier eine alte Einrichtung empfehlen, die uns an vielen Orten höchst förderlich gewesen ist, nämlich den Druck eines Tageblatts für die Zeit der Versammlung. In dem Tageblatte werden alle betreffenden Mittheilungen gemacht, im Tageblatte werden die Verzeichnisse der Mitglieder schnell gedruckt, im Tageblatte können auch sonstige Bekanntmachungen erlassen werden, für Abende u. dergl., so dass jeder am Morgen, wenn er in die Sitzung kommt, weiss, was ihm an diesem Tage bevorsteht, dass er au fait ist. Es ist das an vielen Orten, in Berlin, Darmstadt u. s. w. geschehen, und hat uns wesentliche Dienste geleistet. Namentlich da wir nun nach einer grossen Stadt kommen, wird es fast ein dringendes Bedürfnis sein, in dieser Weise für unsre Interessen zu sorgen.

Vorsitzender Dietsch:

Wenn niemand weiter das Wort ergreift, so würde ich zur Abstimmung schreiten. Es ist zunächst der Antrag gestellt worden, die Augsburger Beschlüsse für die nächste Versammlung wieder zu beseitigen. Ich ersuche die Herren, die gegen diesen Antrag sind, sich zu erheben.

Es haben sich nur zwei Mitglieder erhoben.

Gegen 2 Stimmen ist also der Antrag angenommen.

Der 2. Antrag bezieht sich auf die Wahl Hannovers zu unserem Versammlungsort. Ich bitte auch hier die Herren, die gegen Hannover stimmen, sich von ihren Sitzen zu erheben.

Dir. Dr. Ahrens:

Ich bitte vorher um's Wort, um ein Misverständnis zu beseitigen. Freund Eckstein drückte sich vorher so aus, als wäre eine Einladung von Hannover aus erfolgt. Dieses Sachverhältnis ist jedoch nicht ganz richtig. Ich zweifle nicht, dass eine solche erfolgt sein würde, wenn man vorher hätte anfragen können. Das ist aber nicht möglich gewesen, da vorher kein bestimmtes Augenmerk auf Hannover gerichtet war. Ich glaube aber garantieren zu können, dass von der Stadt Hannover die Versammlung mit Freuden begrüsst werden wird. Ich zweifle auch nicht daran, dass von Seiten der Regierung und unsers allergnädigsten Königs nicht allein keinerlei Bedenken stattfinden werden, sondern dass auch gewiss alles geschehen wird, um die Versammluug zu unterstützen. Ich kann aber natürlich nicht dafür einstehen.

Dr. Eckstein:

Dies ist auch gar nicht nöthig. Denn statutengemäss hat das Präsidium dafür zu sorgen, erst nach seiner Wahl die Genehmigung der betreffenden Behörden einzuholen. Ob es anderwärts anders gescheben ist, weiss ich nicht, nach den Statuten braucht es erst nachher zu geschehen.

Vorsitzender Dietsch:

Da niemand mehr das Wort begehrt, so ersuche ich diejenigen, die gegen Hannover stimmen, sich von ihren Plätzen zu erheben!

Ich sehe Niemanden, Hannover ist also einstimmig gewählt worden.

Es wäre nun noch die vorgeschlagene Wahl unsres Freundes Ahrens zum Präsidenten und des Archivar Dr. Grotefend zum Vice-Präsidenten übrig.

Sollte jemand in der Versammlung sein, der die beiden Herren nicht wünschte, so bitte ich ihn, sich zu erheben (Niemand erhebt sich). Die Vorschläge sind allgemein und einstimmig angenommen.

Dir. Dr. Ahrens:

Mein Freund Eckstein hat bereits sehr richtig es bezeichnet, dass meine Schultern etwas schwach sein werden, die Last zu tragen, die auf sie gelegt ist. Aber ich hoffe gerade, dass die Unterstützung meines Freundes Grotefend mich mehr befähigen wird, den Hoffnungen zu entsprechen, die auf das Präsidium gestellt sein müssen. Ich werde mich bemühen, auch von anderer Seite her alle nöthige Unterstützung zu gewinnen und bitte recht dringend, dass von Seiten der Versammlung alle Nachsicht gewährt werde, sowohl im voraus als während der Versammlung.

Diese Unterstützung kann nach dem, was vorhin auseinander gesetzt worden ist, auch namentlich darin stattfinden, dass recht gediegene und interessante Vorträge zeitig für die Versammlung angemeldet werden, worum ich recht dringend und freundlich bitte.

Rector Dr. Eckstein:

Ich möchte dagegen protestieren, dass ich meinem Freunde Ahrens „schwache Schultern" zugeschrieben haben soll. Das wäre unverschämt gewesen! schmale Schultern habe ich gesagt! (allgemeine Heiterkeit.)

Vorsitzender Dietsch:

Wir können nunmehr in der Tagesordnung weitergehen und ich würde deshalb Herrn Professor Dr. Schwabe aus Giessen ersuchen, uns seinen Vortrag zu halten.

Professor Dr. Schwabe hält folgenden Vortrag:

Die Wiederauffindung und erste Verbreitung Catulls im vierzehnten Jahrhundert.

Hochgeehrte Versammlung!

Je grössere Wichtigkeit die Philologie seit Lachmann der Sichtung der handschriftlichen Hilfsmittel beilegt, um der unverfälschten Ueberlieferung der alten Schriftwerke möglichst nahe zu kommen: desto mehr Reiz hat es auch die Geschichte und Schicksale der einzelnen Handschriften zu erforschen. Denn nicht selten ist uns dabei das Glück so günstig, dass wir ohne den innern Werth unserer Hilfsmittel erst prüfen zu müssen schon bei der geschichtlichen Betrachtung der äusseren Ueberlieferung sichere Grundlagen zur Textgestaltung sich ergeben sehen. Dieser Fall findet auch bei Catull statt, wie ich durch eine Ausführung: Ueber die Wiederauffindung und erste Verbreitung desselben im vierzehnten Jahrhundert zur Anschauung zu bringen hoffe. — Möchten Sie mir denn Ihre gütige Aufmerksamkeit für einen kurzen Blick in jene ewig denkwürdigen Zeiten des Wiederauflebens der klassischen Studien in Italien schenken, und meinen Versuch, die Kenntnis genannten Gegenstandes unter dankbarer Verwerthung der Vorarbeiten berichtigend zu ergänzen, mit Ihrem nachsichtigen Wohlwollen begleiten! —

Die Betrachtung der handschriftlichen Ueberlieferung[1]) von Catull's Buch führt mit Sicherheit zu dem Schlusse, dass alle bekannten Handschriften von einer einzigen schon in ganz bestimmter Weise verderbten Vorlage abstammen. Dieselbe war nicht mehr in Capital- oder Uncialschrift, sondern schon in einer schwierigen Minuskel geschrieben und daher kaum älter als etwa das siebente Jahrhundert. Auf der anderen Seite sind spätestens im neunten Jahrhundert durch ihre Vermittlung catullische Gedichte verbreitet worden. Diese Urschrift lag wahrscheinlich in Frankreich. Es flossen aus ihr, so viel ersichtlich, zwei geschwisterliche, nicht gleich vollständige Abschriften. Von der einen unvollständigen erhalten wir nur einmal eine Mittheilung, welche eben dieselbe Heimat bekundet[2]). Von der anderen vollständigen Abschrift hören wir zwar erst später als von der ersten, dafür entschwindet sie aber auch nicht unseren Blicken nach der ersten Erscheinung wie jene: vielmehr lässt sich ihre Geschichte, wenn auch nicht in ungestörtem Zusammenhang, so doch mit genügender Deutlichkeit bis zu dem Punkt herab verfolgen, wo von ihr, der jetzt auch wie die Urschrift längst verlorenen, der ganze Vorrath unserer heutigen Handschriften unmittelbar und mittelbar abgeleitet worden. Diese zweite Abschrift hat, so weit wir rückwärts sehen können, immer in Italien, immer in der Heimat des Dichters, ja sogar in seiner Geburtsstadt gelegen.

Ihren ersten Schicksalen gilt unsere Untersuchung.

Die erste Erwähnung dieser veronesischen Mutterhandschrift hat Maffei[3]) nachgewiesen. Sie findet sich in einer Predigt[4]), welche der Bischof Rather von Verona daselbst im August

---

1) Vgl. Haupt's quaest. Catull. p. 2—8, Heyse z. seiner Uebersetzung S. 279—282, v. Leutsch in Gött. Gel. Anz. 1855 S. 1975—1978, P. Böhme's quaest. Catull. (Bonn 1862) p. 23 ff.

2) Die Abschrift des 62sten Gedichts in der bekannten Handschrift de Thou's nr. 8071 saec. X zu Paris.

3) Verona illustrata. (Mil. 1825) II 32.

4) de Maria et Martha c. 4. Opp. p. 639 Ball: *quid de me dicere ualeo, quid ualeo cogitare, — et ut turpia subsilens honesta solum, prohibita scilicet, depromam — si in lege dei, ut debitorem me fore non nescio, die non meditor ac nocte, Catullum numquam antea lectum, Plautum quando iam olim lego lectum, musicam quando saepe rogatus expono.*

965 gehalten hat. Er sagt darin, dass er Catull gelesen. Er hatte, wie v. Leutsch[1]) aus der Art seiner Erwähnung richtig geschlossen, den verschollenen Dichter, der ihm, dem für lateinische Litteratur sehr eifrigen Manne, auf seinen Irrfahrten bis dahin noch nirgends aufgestossen war, unter den reichen Bücherschätzen Verona's kurz vor jener Predigt gefunden. Nicht aber hatte Rather jenen Catull aus seiner Heimat Frankreich nach Verona gebracht und dort später zurückgelassen[2]). So erwünscht uns diese Auffassung deshalb wäre, weil sie die Möglichkeit böte auch die zweite Spur, welche nach der Urhandschrift führt, wie die erste nach Frankreich als ihrer Heimat zurück zu leiten, so muss sie doch als unvereinbar mit den Worten Rathers zurück gewiesen werden.

Es lag also im zehnten Jahrhundert eine Abschrift von Catulls Buch in der Vaterstadt des Dichters, die ja auch die natürlichste Pflicht hatte die nugae ihres berühmten Sohnes zu bewahren. — Aber die Nachricht, die uns über die veroneser Handschrift Rather mittheilt, bleibt für eine lange Zeit die einzige. Ueber 300 Jahre hören wir nichts von Handschriften oder selbständiger Lesung Catulls. Weder Johann von Salisbury las ihn — den einen Vers, den er anführt, hat er aus zweiter Hand, aus Martianus Capella[3]) — noch Vincenz von Beauvais. Auch erwähnt ihn nicht Hugo von Trimberg im registrum multorum auctorum, ebensowenig Dante im vierten Gesang der Hölle. — Doch im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts finden sich wieder Spuren seiner Lesung, welche jedoch in so fern an die Rather'sche Mittheilung anknüpfen, als sie alle ohne Ausnahme gleichfalls auf Verona als Fundort hinweisen.

Vor allem sind hier die Andeutungen jenes bekannten, so oft besprochenen Epigramms[4]) zu erwägen, welches sich in vielen Catullhandschriften findet. Es feiert die Wiederauffindung von Catulls Buch und meldet uns, dass ein Landsmann (*compatriota*) den Dichter, dessen Licht so lange unter dem Scheffel gestanden (*cuius sub modio clausa papyrus erat*), aus der Unterwelt, wohin er verschlagen gewesen (*longis a finibus exul*), in die Heimat (*ad patriam*) zurückgebracht habe. Der Name des Finders ist künstlich versteckt im zweiten Distichon: *Scilicet a calamis, tribuit cui Francia nomen Quique notat turbae praetereuntis iter.* Darin, so lange bis ein glücklicher Blick das etwa verborgene Rätsel löst, 'Thorschreiber Francesco' zu erkennen, ist gewiss das einfachste und darum auch das gerathenste. —

Wann aber und von wem ist dieses Epigramm verfasst? Ohne Namen des Verfassers findet sich jenes Gedicht in den meisten derjenigen Handschriften, welche es überhaupt haben. Manche schreiben es Guarino aus Verona zu. Das aber erweist sich schon durch einfache Betrachtung der Zeitverhältnisse als Fälschung. Denn da die 1375 geschriebene Handschrift von St. Germain das Epigramm enthält, so kann es selbst nicht jener älteste Guarino, der hochberühmte Wiedererwecker der griechischen Litteratur in Italien[5]), geschrieben haben,

---

1) a. a. O. S. 1975.

2) Wie O. Ribbeck (Catullus. Kiel 1863 S. 5) andeutet.

3) Schaarschmidt Rhein. Mus. XIIII 210.

4) *Ad patriam uenio longis a finibus exul.*
causa mei reditus compatriota fuit:
scilicet a calamis, tribuit cui Francia nomen
quique notat turbae praetereuntis iter.
quo licet ingenio uestrum celebrate Catullum,
cuius sub modio clausa papyrus erat.

5) Maffei Verona illustr. II 142—162.

da dieser erst 1370 geboren ist. Den wahren Verfasser nennt allein von allen die älteste von allen heute noch erhaltenen, die eben erwähnte Handschrift von St. Germain, jetzt in Paris (nr. 1165), und zwar in folgender Ueberschrift: *Versus Domini Benvenuti de Campesanis de Vicentia de resurrectione Catulli poetae Veronensis.* Es ist J. G. Meinert's[1]) Verdienst diese Aufschrift sowohl als auch die subscriptio jener Handschrift — beides war von Sillig in seiner Beurtheilung der Lachmann'schen Ausgabe[2]) mitgetheilt worden — zuerst für unsern Zweck verwerthet zu haben. Er machte darauf aufmerksam, dass jener Benvenuto de Campesanis im ersten Drittel des vierzehnten Jahrhunderts gelebt habe und als Dichter rühmlichst bekannt gewesen sei. *Poeta et scriba mirabilis* heisst er bei Wilhelm von Pastrengo, einem Manne, von welchem wir bald genauer werden reden müssen, und *uir eloquentissimus et poeta excellens* nennt ihn der Geschichtschreiber seiner Vaterstadt, Baptista Pajarino. Eben dieser theilt uns die fünf ersten Verse eines epischen Gedichtes mit, welches Campesani zur Feier einer Waffenthat seines Gönners Can Grande della Scala von Verona 1312 geschrieben. Dies ist wichtig als die für uns früheste Erwähnung der Thätigkeit Campesani's. Sein Todesjahr ist streitig und die Untersuchung darüber zu kleinlich und verwickelt, als dass ich Sie damit behelligen dürfte. Nach meiner Meinung ist nur zwischen 1326 und 1330 die Wahl möglich. Aus der Abfassung jenes Epigramms durch Campesani ergiebt sich also, dass Catulls Buch zwischen 1300 etwa und 1330, beziehungsweise 1326, aufgefunden worden ist. Genaueres über die Zeit der Auffindung lässt sich nicht gewinnen. Meinert wollte sie vor 1314 setzen, weil ein Zeit- und Kunstgenosse Campesani's, Mussato von Padua, in einem damals verfassten Gedicht 'der Lesbia Catulls und der Scherze ihres Sperlings' Erwähnung thut: allein Mussato schöpfte, wie Haupt[3]) sah, aus abgeleiteter Quelle, aus Martial. — Aber wo fand denn jener 'Thorschreiber Francesco' Catull? Ohne Zweifel in derselben Stadt, wo er vor 300 Jahren schon einmal gefunden worden. Darauf weist Alles hin. Ein Landsmann (*compatriota*) war es, wie das Epigramm besagt, durch welchen der wiederauferstandene Catull in die Heimat (*ad patriam*) zurückkehrte. Werden wir zweifeln dürfen, eingedenk der von Rather zu Verona entdeckten Handschrift, dass ein Veroneser zu Verona eben diese, die längst wieder verschollene, von neuem aufgefunden habe? — Auf keinen andern Fundort führt uns auch die Erwägung über den Verfasser jenes Epigramms. Denn Campesani, aus Vicenza in nächster Nähe Verona's gebürtig, lebte zu Verona selbst als Hofdichter in glänzender Stellung. Was war natürlicher als dass, nachdem jener 'Thorschreiber Francesco', auch so zu sagen eine amtliche Persönlichkeit, jenen Fund gemacht und Campesani mitgetheilt, dieser gerade in seiner Stellung sich berufen fühlte zur Ehre seines Mitbürgers und seiner neuen Heimat jene Verse zu dichten: welche der glückliche Finder, der sein Licht nicht unter den Scheffel stellen wollte, unter das letzte Gedicht des Büchleins einzutragen nicht versäumte. Zu Verona also wurde Catulls Buch spätestens 1330 oder 1326 wieder aufgefunden.

Verfolgen wir das fernere Schicksal desselben, so müssen wir zunächst eines Mannes gedenken, der, wie gleichfalls Maffei[4]) zuerst bemerkt hat, auch schon im vierzehnten Jahr-

1) Wiener Jahrbücher Bd. 54 (1831) Anzeigebl. S. 1—17.
2) Jahn's Jahrb. f. Phil. XIII 269.
3) quaest. Catull. S. 5.
4) a. a. O. S. 32.

hundert Catull gelesen: ja der uns sogar die beiden ersten Verse des ersten catullischen Gedichts mit treuer Bewahrung der Fehler fast ganz so mitgetheilt hat, wie sie in der veronesischen Mutterhandschrift müssen geschrieben gewesen sein. Das ist jener eben erwähnte Wilhelm von Pastrengo, so genannt von seinem Geburtsdorfe bei Verona, der etwa von 1295 bis 1365 lebte, zu Verona seinen ständigen Wohnsitz hatte und daselbst allmählich Notar, Richter und Syndicus wurde, letzteres schon 1337. Das hohe Ansehn des Mannes bezeugen ausserdem mehrere Gesandtschaften in schwierigen und wichtigen Staatsangelegenheiten, zu welchen ihn das Vertrauen der Herren della Scala zu Verona berufen. Dieser schrieb zwei Schriften de uiris illustribus und de originibus rerum ungewiss wann, doch brauchen wir ihre Abfassungszeit sicherlich nicht später als 1335—40 anzusetzen. Aus diesen Schriften, die nur einmal gedruckt[1]) und heute ausserordentlich selten sind, hat Haupt[2]) die Stellen mitgetheilt, in denen Pastrengo Catulls gedenkt. Es sind ihrer vier. Die eine Stelle über Mamurras, jenes Günstlings Cäsars, Prunk mit marmornen Säulen hat er aus Plinius[3]) genommen, der selbst schon auf jenes giftige Gedicht Catulls: *Quis hoc potest uidere, quis potest pati* hingewiesen und einen Vers daraus ziemlich wörtlich angeführt hat: aber Pastrengo hat, was Plinius sagt, gründlich verwirrt und sich nicht die Mühe genommen die Stelle in der Handschrift aufzusuchen: sie steckte freilich mitten im Buche und war noch dazu wegen der Verderbnis *Nam murram* für *Mamurram* schwer zu finden. Dagegen konnte er folgendes nur aus eigner Ansicht schreiben: *Catullus, Veronensis poeta, Ciceronis coaetaneus, librum uario metrorum genere exaratum, multa iocosa et placita continentem scolasticis legendum tradidit.* Jene Worte *Ciceronis coaetaneus* schrieb Pastrengo gewiss mit Bezug auf Gedicht 49 *Disertissime Romuli nepotum Quot sunt quotque fuere, Marce Tulli.* Die beiden noch übrigen Stellen enthalten Anführungen aus dem ersten Gedicht, welches am natürlichsten zur Benutzung einlud; die eine bezieht sich auf die Verse 5—7, welche von keinem alten Schriftsteller mitgetheilt werden; die andere spricht vom Bearbeiten der Bücher durch Bimsstein mit den Worten des Isidorus[4]), der selbst schon die beiden ersten Verse angeführt hat. Eben dieselben schreibt auch Pastrengo aus, aber mit folgenden Lesarten: *Qui* (nicht *Quoi*) *dono lepidum nouum libellum Arrida* (nicht *Arido*) *modo Punicae* (nicht *pumice*) *expolitum.* Hier beweisen, wie Haupt erkannt, die drei Lesarten *Qui, arrida* und *Punicae* unwidersprechlich, dass Pastrengo von seinem Gewährsmann Isidorus, der *Cui, arido* und *pumice* liest, abgesehen und aus der alten heimatlichen Catullhandschrift geschöpft hat. Dass diese *Qui* gehabt, ist unbestreitbar, ferner sehr wahrscheinlich, dass in ihr *punice* und *arrido* mit doppeltem *r* geschrieben war. Das Femininum *arrida* aber fand Pastrengo gewiss nicht in der Catullhandschrift, sondern entnahm es wohl aus Servius, welcher Catull den weiblichen Gebrauch des Wortes *pumex* beilegt[5]). Dass wenigstens Pastrengo der Mann dazu war die betreffende Stelle des Servius zur rechten Zeit im Kopf zu haben, möchte man aus den Worten Tiraboschi's schliessen, der von seinen Werken als glänzenden Zeugnissen einer unaufhörlichen

---

1) unter diesem Haupttitel: De originibus rerum libellus authore Gulielmo Pastregico Veronense. Venedig 1547 bei Michel Ang. Biondo.

2) Quaest. Cat. S. 5—6.

3) H. n. XXXVI 6 48.

4) Orig. VI 12 3 p. 197.

5) zu Vergils Aen. XII 587.

unermesslichen Lectüre spricht[1]). — Es ist offenbar, dass diese Erwähnungen von Catulls Buch durch den zu Verona wohnhaften Schriftsteller mit grösster Sicherheit auf die in Verona aufgefundene Handschrift zurückführen.

Aber noch mehr! Durch eben dieselbe veronesische Handschrift und durch denselben Pastrengo ist auch die Bekanntschaft Franz Petrarca's mit Catull vermittelt worden. Dass dieser Mann, der, wenn auch die Nachwelt so gering wie er selbst von seinen italienischen Dichtungen dächte, doch wegen seiner Verdienste um die neue Belebung der klassischen Wissenschaften im dankbaren Gedächtnis der Philologie ewig fortleben würde, dass Petrarca Catulls Buch gekannt und schon frühe gekannt hat, ist jetzt durch eine Briefstelle, welche Heyse mitgetheilt[2]), ausser Zweifel gesetzt. Früher musste es trotz aller inneren Wahrscheinlichkeit, trotzdem dass Petrarca Catull noch ein paarmal erwähnt, ungewiss bleiben, da diese Erwähnungen auf abgeleiteten Quellen beruhen können. Im Jahre 1347 aber, als er in dem Traume befangen war, Cola di Rienzi würde die alte Römerherlichkeit auf dem Capitolium wieder herstellen, schrieb Petrarca von Avignon an den redegewaltigen letzten Tribunen: *Eloquio te dicunt Ciceronem, ad quem Catullus Veronensis ait 'Disertissime Romuli nepotum'*. Da dieser catullische Vers von keinem alten Schriftsteller erwähnt wird, so bezeugt er eine wirkliche Lesung. So hatte denn schon vor 1347 Petrarca Catulls Buch kennen gelernt: unter den vielen denkbaren Möglichkeiten über die Art, wie diese Bekanntschaft bewerkstelligt worden, sind nur zwei wahrscheinlich. Entweder erhielt Petrarca durch Pastrengo abschriftlich Mittheilungen aus der Handschrift, oder Petrarca selbst sah in Verona das Buch und machte sich daraus Auszüge. Dass Pastrengo jenen Gefallen Petrarca erwiesen, wäre natürlich genug, da, wie der Briefwechsel derselben bezeugt, beide Männer sowohl die herzlichste Freundschaft als auch die gleiche Liebe zum klassischen Alterthum verband. Trotzdem stehe ich nicht an es für wahrscheinlicher zu halten, dass Petrarca selbst in Verona, wenn auch durch Vermittlung Pastrengo's, Catulls Buch gesehen und gelesen habe. Und es lässt sich noch die Zeit ermitteln, wann dies geschehen sein muss. Dass es vor 1347 geschehen, beweist der Brief an Rienzi. Andererseits muss es nach Ostern 1341 gewesen sein. Denn unmittelbar darauf, als er an jenem Feste auf dem Capitolium mit dem Dichterlorber gekrönt worden, kam Petrarca (abgesehen von seiner Studienzeit in Bologna) zum erstenmal nach Oberitalien und zwar nach Parma, in dessen Nähe er sich ein Haus kaufte, seine 'Afrika' vollendete und dort fast ein Jahr verweilte. Damals war er, wie er selbst in dem Brief 'an die Nachwelt' erzählt, auch längere Zeit in Verona. Sodann verweilte er wieder länger daselbst im innigsten Verkehr mit Pastrengo im Jahr 1345. Dieser zweite Aufenthalt ist für uns darum ausserdem bemerkenswerth, weil damals am 16. Juni 1345 Petrarca zu Verona eine Handschrift von Cicero's Briefen an Atticus auffand. Was kann wahrscheinlicher sein, als dass Petrarca, sei es beim ersten, sei es beim zweiten Aufenthalt, aufmerksam gemacht durch Pastrengo, der jener Handschrift selbst so viel Beachtung geschenkt, dass er die ersten Verse von Catulls Buch lieber aus ihr als aus seinem Gewährsmann Isidorus mitgetheilt hatte, von dem erst kürzlich wieder entdeckten Catull Einsicht nahm und, wenn er ihn auch nicht ganz abschrieb (wir werden sehen, dass dies sehr wahrscheinlich ist), so doch Auszüge daraus machte? Dabei vergass es Petrarca natürlich nicht jene, wie es schien, so ehrenvolle

1) Storia della letterat. ital. (Mil. 1823) V 604.

2) Uebersetz. S. 281.

Erwähnung seines Lieblings Cicero, zu dem er mit andächtiger Bewunderung emporsah, sich anzumerken, sie, auf die auch Pastrengo schon, wie ich vorhin sagte, sich bezogen.

Wir sind bis zum Jahr 1347 gekommen und hören von da an fast dreissig Jahre nichts von Catulls Buch. Erst im Jahr 1374 tauchen neue Nachrichten auf, die zu den bis jetzt gewonnenen Ergebnissen die willkommenste Ergänzung liefern. Wir finden sie in drei Briefen, welche Haupt nach Mittheilungen von Th. Mommsen veröffentlicht hat[1]). Geschrieben sind sie alle von dem Manne, welcher in die Bestrebungen Petrarca's, in dem er ein leuchtendes Vorbild sah, wie kein zweiter eingieng und für Entdeckung, Verbesserung, Verbreitung und Sammlung der alten Schriftsteller mit dem ganzen Feuer und der Unwiderstehlichkeit seines Wesens thätig war, welchen seine — des Staatskanzlers zu Florenz — Worte nach dem Geständnis seiner Gegner furchtbarer machten als die florentinischen Heere. Dies war Coluccio de Piero du' Salutati. Derselbe schreibt am 20. Juli 1374 von Florenz an Caspar de Broaspinis in Verona, und schliesst seinen Brief mit folgenden Worten: *Benuenutus de Imola, a quo primum de te grata accepi, suggessit, imo promisit a te impetraturum ut Propertium et Catullum haberem. nescio si de hoc scripsit. scio quod interprete non indigeo tecum. illos, si potes, fac ut uideam. uale mei memor.* Coluccio hatte sich also um Catull und Properz zu bekommen an Benvenuto de' Rambaldi von Imola gewandt, der damals den Lehrstuhl für die Erklärung Dante's in Bologna inne hatte, und dieser seine Verwendung bei Broaspini zugesagt; dadurch waren Coluccio und Broaspini bekannt geworden und in unmittelbaren brieflichen Verkehr getreten. — Der zweite jener Briefe vom 25. Juli 1374 ist an Benvenuto von Imola selbst gerichtet und enthält diese uns hier angehenden Worte: *tua epistola nihil aliud fuit quam amor et caritas, inprimis quod uotorum meorum diligentissimus executor dyomianes* (so!) *Propertium Catullumque procuras, quorum mihi nil paene nisi nomen innotuit. quod ut perficere coneris exoro, ingens enim cupido mihi diu fuit poetas aspicere.* Der dritte Brief endlich wiederum an Broaspini zu Verona geschrieben zu Florenz Mitte November desselben Jahres 1374, enthält folgendes: *si prece uel pretio Propertium de bibliotheca illius celeberrimi uiri, Petrarcae inquam, — quem nobis subtractum esse, gloriae tamen, tam certum quantum potest humano iudicio deprehendi, moleste fero et metrico opusculo, quod absoluere cito ut uellem impedior, lamentor et fleo — haberi posse confidis uel ut meus sit uel ut exemplari queat deprecor ut procures. Catullum, quem credo paruum libellum, aut exemplatum aut exemplandum rogo transmitte. tenent ibi Florentini, qui totum terrarum orbem discurrendo terunt, pro mercibus apothecas: in ballis quas faciunt illum iubere potes alligari, quem ad me, ut arbitror, libenter quilibet destinabit.* Ich musste Sie mit dem Vorlesen dieser Stellen behelligen, da auf den Wortlaut hier alles ankommt. Was ist aber nun für unsern Zweck aus diesen Briefen zu gewinnen? Haupt hat unter Beistimmung Anderer nur das eine daraus geschlossen, dass in Petrarca's Bibliothek Properz' und Catulls Gedichte sich befunden. Von Properz ist dies nach einer Stelle eines Briefs von Coluccio an Lombardo zu Padua vom Jahr 1375, und nach unserem dritten Briefe nicht zu bezweifeln. Aber dass schon in dem ersten und zweiten Briefe Coluccio um Besorgung Properz' und Catulls aus Petrarca's Bibliothek und im dritten ausser um Besorgung von Properz aus dieser Sammlung auch um die Catulls ebendaher gebeten habe, dafür findet sich in den Briefen nicht die leiseste Andeutung. Man erwäge folgendes. Wenn Petrarca Properz und Catull abschrift-

1) Berichte der Sächs. Gesellsch. der Wissensch. 1849 S. 258.

lich besass und von ihm Coluccio ihre Gedichte haben wollte, sollte er, der mit Petrarca auf das genauste befreundet war und mit ihm in brieflichem Verkehre stand, wie es nach dieser Auffassung scheinen müsste, nicht unmittelbar, nein! durch zweite und dritte Hand — von Florenz nach Bologna an Benvenuto, von da nach Verona an Broaspini und von da endlich nach Padua, in dessen Nähe Petrarca seine letzten Lebensjahre zubrachte — sich an diesen gewandt haben? Aber könnte man mir einwerfen, diese Briefe sind je alle nach Petrarca's Tod geschrieben: ändert das nicht die ganze Sachlage? Nein, ganz und gar nicht! Denn der erste Brief ist nur zwei Tage nach Petrarca's Tode geschrieben, als Coluccio davon noch nichts erfahren, und ihm waren schon andere in derselben Angelegenheit vorausgegangen. Und in diesem Brief keine Silbe, die auf Petrarca als Besitzer der betreffenden Handschriften hinwiese. Ebenso wenig ist im zweiten Brief bei Erörterung der Catull- und Properzangelegenheit von Petrarca irgend wie die Rede. Erst nachdem der Brief, der sieben Tage nach Petrarca's Tod geschrieben ist, schon beendigt war, traf Coluccio die Nachricht vom Hinscheiden desselben und er fügt noch folgende Nachschrift bei: *audiui, uae mihi, Petrarcam nostrum ad sua sidera demigrasse. quia nollem non credo et quia timeo factum dubito. siquid de eo habes rescribe. iterum uale felix, amicorum optime.* Ist nicht aus diesen Worten die vollständige Unabhängigkeit jener Angelegenheit von Petrarca und seiner Büchersammlung ersichtlich? — Erst im dritten Brief, der über ein Vierteljahr später geschrieben ist, spricht Coluccio von einem Properz in Petrarca's Bibliothek, aber so dass man leicht einsieht, dass es sich keineswegs um eine blosse Erinnerung an jenen alten bis dahin ergebnislosen Auftrag, sondern um einen neuen handelt: *si prece uel pretio Propertium de bibliotheca Petrarcae haberi posse confidis, uel ut meus sit uel ut exemplari queat deprecor ut procures.* Wahrscheinlich sollte sich zu diesem Behuf Broaspini an den Schwiegersohn Petrarca's wenden, dem die bei Petrarca's Tod vorhandene *bibliotheca pretiosissima* — so nennt sie Bocaccio — als Haupterben zufiel und der auch wirklich diese ebenso durch Verkauf zerstreut zu haben scheint, wie später die Söhne Coluccio's dessen treffliche auf 600 Bände sich belaufende Sammlung.

Dass aber auch Catulls Buch aus Petrarca's Bibliothek Coluccio sich verschafft wissen wollte, davon findet sich auch im dritten Briefe keine Spur. Im Gegentheil wird auf's deutlichste Catull von jenem Properz getrennt. In Betreff des Properz beansprucht Coluccio von Broaspini nur eine vermittelnde Bemühung in einer noch zweifelhaften Sache (*si prece uel pretio Propertium de bibliotheca Petrarcae haberi posse confidis, deprecor ut procures*): natürlich da ja Petrarca's Büchersammlung sich nicht in Verona, wo Broaspini wohnte, befand. Dagegen in Betreff Catulls bittet er einfach um Uebersendung (rogo transmitte), sei es der Urschrift, sei es einer Abschrift. Und zwar um Uebersendung von Verona aus, wie sich aus den Worten ergiebt: *tenent ibi* (d. i. dort wo du wohnst, in Verona) *Florentini pro mercibus apothecas.* Und um alles ausser Zweifel zu setzen, so spricht Coluccio nicht von der Benutzung der guten Gelegenheit der Florentinischen Kaufmannsballen zur Uebersendung beider, des Properz und des Catull, sondern blos des einen Catullus. Ja endlich dient wie zum Ueberflusse noch das gewissermassen zur Bestätigung unserer Ansicht, dass unmittelbar nach der Stelle über Catull Coluccio um Uebersendung einer Auswahl von Cicero's Briefen bittet, von der es so gut wie gewiss ist, dass sie Broaspini aus der von Petrarca, wie ich vorhin sagte, aufgefundenen veronesischen Handschrift genommen. Es bat also Coluccio einen Veroneser um Uebersendung, sei es der Urschrift sei es einer Abschrift, einer zu Verona vorhan-

denen Catullhandschrift. Wer darf zweifeln, dass es die schon seit Rather bekannte gewesen?

Aber es ergiebt sich aus diesen Briefen noch anderes für uns sehr wichtiges. Es folgt nämlich daraus mit grösster Sicherheit, dass Catulls Buch, obwohl schon vor 1330 gefunden, doch noch bis zum Jahr 1374 so gut wie unbekannt war, oder anders ausgedrückt, dass bis dahin von der veronesischen Handschrift noch keine Abschriften genommen worden waren. Denn sonst hätte wahrlich Coluccio, der unermüdliche und wohlbewanderte Aufspürer und Kenner der Alten, im Jahr 1374 nicht sagen können: *Propertii et Catulli mihi nil paene nisi nomen innotuit*, — denn auch Properz war damals noch fast unbekannt — ebenso wenig *ingens enim cupido mihi diu fuit poetas aspicere*, ebenso wenig endlich *Catullum quem credo paruum libellum*. Ein weiterer Beweis dafür wird uns sogleich noch begegnen. Die Thatsache selbst mag auffallend sein, aber sie ist doch nicht auffallender, als dass z. B. Cicero's Briefe nach Petrarca's doppeltem Fund auch noch sehr lange Zeit unbekannt geblieben, und wenn sie noch so auffallend wäre, sie lässt sich nicht in Zweifel ziehen. Hatte darum Lachmann nicht vollkommen Recht als er kurzer Hand behauptete[1]): *ante finem saeculi quarti decimi antiquissimus codex Catulli in alios transcriptus non fuit*?

Doch wann wurde denn nun von der veronesischen Handschrift die erste Abschrift genommen? und ist diese wenigstens, da jene unbekannt wann spurlos verschwunden, heute noch erhalten? Antwort auf beide Fragen giebt uns die nämliche Handschrift von St. Germain, welcher wir die Auskunft über den Verfasser jenes Epigramms verdankten. Dieselbe hat unter diesem Epigramme auf dem letzten Blatt folgendes: *Tu lector quicunque, ad cuius manus hic libellus obuenerit, scriptori da ueniam, si tibi corruptus uidebitur. Quoniam a corruptissimo exemplari transcripsit. Non enim quodpiam aliud extabat, unde posset libelli huius habere copiam exemplandi et ut ex ipso salebroso aliquid tamen suggereret, decreuit potius tamen corruptum habere quam omnino carere, sperans adhuc ab aliquo alio fortuite emergente hunc posse corrigere. Valebis, si ei imprecatus non fueris.* 1375 *mense Octobri* 19^{0} *quando Casignorius laborabat in extremis.* Zuerst ist es von Wichtigkeit zu wissen, dass bis jetzt keine Handschrift aufgefunden, die älter wäre als diese, sodann dass auch sie zu Verona geschrieben worden. Dies hatte schon Meinert mit Recht aus der Unterschrift geschlossen, indem er in jenem 'Casignorius, der beim Schluss der Abschrift in den letzten Zügen lag' den Can Signorio della Scala Herrn von Verona erkannte. Aber getäuscht durch einen Irrthum in Silligs Mittheilung jener subscriptio und ohne genaue Kenntnis der damaligen Vorgänge zu Verona war er auf falsche Wege gerathen. Allen Zweifel, ob zu Verona am 19. October 1375 jene Abschrift von Catulls Buch beendigt worden, tilgt die Nachricht, welche Hieronymus della Corte[2]) gibt, dass am 19ten desselben Monats — er spricht aber vom October 1375 — um 11 Uhr Nachts der Fürst Can Signorio im 35sten Jahr seines Lebens und dem 16ten seiner Herrschaft gestorben sei.

Zugleich ist jetzt klar, dass der Germanensis unmittelbar aus der veronesischen Mutterhandschrift geflossen ist: denn sie nur kann jenes *exemplar corruptissimum* und *salebrosum* sein, ausser welchem kein zweites aufzutreiben war: die Urhandschrift war eben bis dahin

1) zu Lukrez S. 246.

2) Geschichte von Verona (Verona 1596) II 166: *Il decimo nono dello istesso mese* (Ottobre 1375) *a cinque ore di notte morì poi il Signor Can Signorio nel trigesimo quinto anno di sua uita benche altri dicano nel trigesimo, e nel sesto decimo della Signoria.*

nicht abgeschrieben worden. Ein zweiter selbständiger vollgültiger Zeuge, der Schreiber des Germanensis, bestätigt ganz und gar die Aussagen Coluccio's!

Schliesslich noch éins: Im November 1374 bittet Coluccio den Broaspini ihm den ihm ganz unbekannten Catull entweder in der Urschrift zum Abschreiben (*exemplandum*) oder in einer Abschrift (*exemplatum*) von Verona zu überschicken und noch nicht ein Jahr später wird im October 1375 zu Verona die älteste Handschrift Catulls, welche heute übrig ist, beendigt: liegt unter diesen Umständen die Vermuthung nicht sehr nahe, dass unser Germanensis die erste Abschrift, die überhaupt von der veronesischen Handschrift genommen, und zugleich die von Broaspini in Verona für Coluccio in Florenz besorgte Abschrift sei?

Meine Herrn, ich bin mit meiner Darlegung zu Ende und fasse was ich glaube bewiesen zu haben nochmals kurz zusammen.

Die Mutter unsrer Catullhandschriften befand sich wir wissen nicht seit wann zu Verona. Dort entdeckte sie und las darin Catulls Gedichte, die er vorher nirgends hatte auftreiben können, im Jahr 965 der Bischof Rather. Dann verschwand sie wieder und mit ihr alle Kenntnis von Catulls Buch. Erst während der ersten Jahrzehnte des 14. Jahrhunderts fand ein 'Thorschreiber Francesco' dieselbe, die ganz und gar verschollene, zu Verona wieder: seinen Fund verherrlichte der dortige Hofdichter Campesani durch ein Epigramm. In den vierziger Jahren sehen die Handschrift Wilhelm von Pastrengo, Syndicus zu Verona, und bei einem vorübergehenden Aufenthalte in dieser Stadt auch Petrarca und ziehen Einzelheiten aus. Endlich 1374 bittet Coluccio zu Florenz Broaspini zu Verona um Abschrift des bis dahin noch kein einziges mal abgeschriebenen und darum so gut wie unbekannten Buches. Broaspini gibt eine solche in Auftrag. Diese wird im folgenden Jahr zu Verona vollendet und wir besitzen sie noch in der Handschrift von St. Germain.

Aus diesen geschichtlichen Thatsachen ergeben sich, wie ich zu Anfang meines Vortrags andeutete, für die Schätzung der handschriftlichen Ueberlieferung die wichtigsten Folgerungen, die indes natürlich nicht sowohl zu einer Umgestaltung als vielmehr zu einer nur berichtigenden Bestätigung der Grundlagen führen, auf welche Lachmanns Meisterschaft die ausübende Kritik in Catulls Buche begründet.

Da die Handschrift von St. Germain als die erste Abschrift der veronesischen nach dem Verluste dieser nicht nur die heutzutage für uns zufällig älteste, sondern zugleich die überhaupt möglichst älteste ist, so nimmt sie von vornherein die Voraussetzung der Wahrheit für ihre Aussagen so lange in Anspruch, bis dieselben aus inneren Gründen umgestossen worden. Alle jüngern Handschriften, deren manche auf anderen hier und da einmal genaueren Abschriften der veroneser beruhen, haben den Beweis des Rechts und Vorrechts ihrer Abweichungen gegenüber derjenigen von St. Germain anzutreten. Ferner sichert uns der Germanensis als älteste Abschrift vor den trügerischesten Besserungen der Italiener. Denn was uns seine erste Hand bietet, kann nur im Veronensis enthalten gewesen oder Zuthat des Schreibers sein. Der Schreiber aber war sich zwar völlig klar über die Verderbtheit seiner Vorlage — seine subscriptio beweist das — doch erwartete er nur von einer Vergleichung mit einer andern etwa später auftauchenden Handschrift Hülfe und hielt sich aus löblicher Achtung vor der Ueberlieferung von eigenmächtigen Besserungen fast ganz fern. Kurz die Handschrift von St. Germain ist mit einer Treue und Gewissenhaftigkeit geschrieben, welche von keiner der übrigen bis jetzt bekannten übertroffen wird: und so sichert auch die innere Güte ihr in der Reihe der Handschriften den Ehrenplatz, den Alter und Geschichte ihr anweisen.

Vicepräsident Dietsch:

Ich richte die Frage, ob jemand über diesen Vortrag etwas zu bemerken hat. Da niemand das Wort wünscht, so glaube ich im Sinne der Versammlung dem geehrten Redner den herzlichsten Dank aussprechen zu dürfen. Ich würde nun Herrn Professor Dr. Lange aus Giessen ersuchen, uns seinen Vortrag zu geben.

Professor Dr. Lange aus Giessen hält folgenden Vortrag über die:

Transitio ad plebem.

Es ist bekannt, dass in Rom Patricier sich ihres Charakters als Patricier begeben und zur Plebs übertreten, Plebejer werden konnten. Das Motiv zu einer solchen *transitio ad plebem* war meist der Wunsch, das den Patriciern verschlossene, politisch immer einflussreicher gewordene Volkstribunat bekleiden zu können. Im Allgemeinen wird sowohl die Thatsache selbst, als auch dieses Motiv durch Dio Cass. fragm. 22 und Zon. 7, 15 bezeugt.[1]) Was einzelne Beispiele betrifft, so wissen wir, dass P. Clodius Pulcher im J. 59 vor Chr. Geb. und P. Cornelius Dolabella im J. 47 aus dem genannten Motive zur Plebs übergetreten sind.[2]) Uebrigens konnte, abgesehen vom Volkstribunate, der Schritt auch dadurch motiviert sein, dass den Plebejern die zwei Stellen des Consulats (und der Censur), den Patriciern nur die eine offen stand.[3]) So ging z. B. der Bruder des P. Clodius, C. Claudius, als er sich für das Jahr 53 um das Consulat bewarb, mit dem Plane um, zur Plebs überzutreten, weil dadurch die Chancen einer erfolgreichen Bewerbung für ihn günstiger zu werden schienen.[4])

---

1) Die Stelle des Dio Cass. lautet mit den Ergänzungen Bekkers: *ὥστε καὶ τῶν εὐπατριδῶν τινάς, ἐπειδὴ μηδὲν ἄλλως ἦννυτον, ἐς τὰ τοῦ πλήθους νομίσματα μεταστῆναι. τὴν γὰρ ταπεινότητα αὐτοῦ πολὺ (κρεῖττω) πρὸς τὰς τῆς δημαρχικῆς ἰσχύος ἐπιθυμίας τῆς τῶν σφετέρων καλλωπισμάτων ἀσθενείας ἐνόμιζον εἶναι, καὶ μάλισθ' ὅτι καὶ δεύτερον καὶ τρίτον ἐπὶ πλεῖόν τε ἔτι, καίπερ κωλυθὲν τό τινα (πλεονάκις) τὴν ἀρχὴν λαμβάνειν, συχνοὶ καὶ ἐφεξῆς ἐδημάρχουν.* Die des Zonaras: *καὶ τέλος κἀκ τῶν βουλευτῶν τινὲς ἠξίωσαν δημαρχεῖν, εἰ μή τις εὐπατρίδης ἐτύγχανεν· οὐ γὰρ ἐδέχετο τοὺς εὐπατρίδας ὁ ὅμιλος. κατὰ γὰρ τῶν εὐπατριδῶν ἑλόμενοι τοὺς δημάρχους, καὶ πρὸς τοσαύτην προαγαγόντες ἰσχύν, ἐδεδοίκεσαν μή τις αὐτῶν τῇ ἰσχύϊ ἐς τοὐναντίον κατ' αὐτῶν χρήσηται. εἰ δέ τις τὸ τοῦ γένους ἀξίωμα ἐξωμόσατο καὶ πρὸς τὴν τοῦ πλήθους μετέστη νόμισιν, ἀσμένως αὐτὸν προσεδέχοντο. καὶ συχνοὶ τῶν σφόδρα εὐπατριδῶν ἀπείπαντο τὴν εὐγένειαν ἔρωτι τοῦ μέγα δυνηθῆναι καὶ ἐδημάρχησαν.*

2) Wegen P. Clodius s. unten, wegen Dolabella Dio Cass. 42, 29: *Λούκιός τέ τις Τρεβέλλιος καὶ Πούπλιος Κορνήλιος Δολοβέλλας δήμαρχοι ἐστασίασαν. οὗτος μὲν γὰρ τοῖς ὀφείλουσιν, ἐξ ὧν αὐτὸς ἦν, διὸ καὶ ἐκ τῶν εὐπατριδῶν ἐς τὸ πλῆθος ἐπὶ τῇ δημαρχίᾳ μετέστη, συνηγωνίζετο.*

3) Cic. de dom. 14, 37: Cur enim quisquam vellet tribunum pl. se fieri non licere, *angustiorem sibi esse petitionem consulatus*, in sacerdotium cum possit venire, quia patricio non sit is locus, non venire?

4) Cic. pro Scaur. fr. § 33: Neque vero tam haec ipsa quotidiana res Appium Claudium illa humanitate et sapientia praeditum per se ipsa movisset, nisi hunc C. Claudii, fratris sui, competitorem fore putasset. 34. Qui *sive patricius sive plebeius esset (nondum enim certum constituerat)*, cum hoc sibi contentionem fore putabat; Appius autem hoc maiorem etiam, quod illum in pontificatus petitione, in saliatu, in ceteris meminerat fuisse patricium. Quam ob rem se consule neque repelli fratrem volebat, neque, *si patricius esset*, parem Scauro fore videbat, nisi hunc aliquo aut metu aut infamia perculisset. Dazu bemerkt Ascon. p. 25 Or.: Fuerunt enim duae familiae Claudiae: earum, quae Marcellorum appellata est, plebeia; quae Pulchrorum, patricia. Sed hoc loco urbane Cicero lusit in Claudium, cum quo in gratiam non redierat. Nam quia is P. Clodii erat frater, qui ex patricia in plebeiam familiam transierat per summam infamiam, † se (l. eum) quoque dubitare adhuc dixit.

Weniger bekannt ist die Form, in welcher die *transitio ad plebem* bewerkstelligt wurde. Es ist der Zweck meines Vortrags, diese Form so weit als möglich ins Klare zu setzen.

Von dem Begriffe der mit technischem Ausdrucke sogenannten *transitio ad plebem* müssen wir zuvörderst den Fall aussondern, dass ein patricischer *filius familias* einem plebejischen *pater familias* zur Adoption überlassen wurde, um die plebejische Familie seines Adoptivvaters fortzusetzen. Es findet nämlich bei einer solchen Adoption allerdings auch ein Uebertritt zur Plebs statt, wie z. B. der Sohn des T. Manlius Torquatus (Consul 165) natürlich Plebejer war, nachdem ihn D. Junius Silanus adoptiert hatte.[1]) Allein ein solcher Uebertritt wird doch nicht unter den technischen Begriff der *transitio ad plebem* subsumiert, weil derselbe ein zwar unvermeidliches, aber doch nur nebensächliches Resultat des Adoptionsverfahrens, nicht der eigentliche und hauptsächliche Zweck desselben war. Ebensowenig hat ja auch der umgekehrte Fall, die Adoption eines plebejischen *filius familias* durch einen patricischen *pater familias*,[2]) Anlass gegeben zur Bildung des technischen Begriffs einer *transitio ad patres* oder *patricios*.

Für die im technischen Sinne des Worts sogenannte *transitio ad plebem* ist ein Merkmal wesentlich, womit es sich bei der Adoption anders verhält. Während nämlich bei der Adoption der Adoptierte den Namen seines Adoptivvaters erhält, behält bei der *transitio ad plebem* der zum Plebejer gewordene Patricier seinen patricischen Gentilnamen bei. Dies zeigen schon die Beispiele des P. Clodius Pulcher und des P. Cornelius Dolabella;[3]) aber sicherer noch als aus diesen einzelnen Beispielen folgt die Beibehaltung des Namens als ein Merkmal

---

1) Cic. de fin. 1, 7, 24: Quid? Torquatus is, qui consul cum Cn. Octavio fuit, cum illam severitatem in eo filio adhibuit, *quem in adoptionem D. Silano emancipaverat*, ut eum, Macedonum legatis accusantibus, quod pecunias praetorem in provincia cepisse arguerent, causam apud se dicere iuberet reque ex utraque parte audita pronuntiaret, eum non talem videri fuisse in imperio, quales eius maiores fuissent, et in conspectum suum venire vetuit, num quid tibi videtur de voluptatibus suis cogitavisse? Liv. ep. 54: Cum Macedonum legati questum de D. Iunio Silano praetore venissent, quod acceptis pecuniis provinciam spoliasset, et senatus de querellis eorum vellet cognoscere, T. Manlius Torquatus, pater Silani, petiit impetravitque, ut sibi cognitio mandaretur; et domi causa cognita filium condemnavit abdicavitque. Vgl. Val. Max. 5, 8, 3. T. Manlius Torquatus richtete hier nicht kraft der patria potestas, die er über seinen Sohn nicht mehr hatte, sondern er stellte als Vertrauensmann des Senats eine Voruntersuchung an.

2) Ein bekanntes Beispiel dieses Falles ist der Consul des J. 179 L. Manlius Acidinus *Fulvianus*, der, wie der Name zeigt, von einem Manlier adoptierte Sohn des Plebejers Q. Fulvius Flaccus.

3) Die plebejisch veränderte Aussprache — Clodius für Claudius — kommt natürlich nicht in Betracht. In Betreff des Dolabella hat Drumann, Geschichte Roms, Bd. 2, S. 566 vermuthet, er sei von einem Plebejer Cn. Cornelius Lentulus, den Cic. de imp. Cn. Pomp. 19, 58 erwähnt, adoptiert worden. Wäre diese Vermuthung begründet, so würde das Beispiel des Dolabella für die Beibehaltung des Namens bei der *transitio ad plebem* nichts beweisen, da der Name des Adoptivvaters in diesem Falle zufällig derselbe wäre mit dem patricischen Gentilnamen des Dolabella. Allein jene Vermuthung ist nur gemacht worden, um den Umstand zu erklären, dass Dolabella bisweilen Lentulus heisst (Ascon. p. 5 Or. Macrob. sat. 2, 3), sein Sohn aber, Cicero's Enkel, von diesem selbst Lentulus genannt wird (ad Att. 12, 28, 3. 12, 30, 1). Für diesen Zweck aber ist sie durchaus nicht nöthig, da der Beiname Lentulus neben Dolabella sich auch auf andere Weise erklärt; andererseits ist sie an sich unwahrscheinlich, da, ihre Richtigkeit vorausgesetzt, Dolabella in officieller Sprache Cn. (nicht P.) Cornelius hätte heissen müssen, während er stets, und selbst in den Consularfasten, P. genannt wird. Wenn Mommsen ihn in dem später zu erwähnenden Aufs. S. 358 (Röm. Forsch. S. 124) Cn. nennt, so beruht diess auf einem Versehen. — Uebrigens setzt auch Suet. Aug. 2 voraus, dass die angeblich von Servius Tullius ins Patriciat aufgenommene Familie der Octavier bei ihrem späteren Uebertritte zur Plebs den Namen nicht geändert habe.

der *transitio ad plebem* daraus, dass in den *laudationes funebres* und in den *tituli imaginum* gefälschte *transitiones ad plebem* sich fanden, gefälscht in der Absicht, um den Ursprung einer plebejischen Familie auf eine gleichnamige patricische zurückzuführen. Bekannt ist die Stelle aus Ciceros Brutus, in welcher derselbe über Fälschungen dieser Art klagt; [1]) und an der Erzählung, dass der praefectus annonae L. Minucius im J. 439 zur Plebs übergetreten und darauf von den Volkstribunen als elfter Tribun cooptiert worden sei, haben wir ein concretes Beispiel einer solchen Fälschung, das schon Livius als solches erkannt hat. [2]) Es liegt zu Tage, dass derartige Fälschungen ganz undenkbar gewesen sein würden, wenn nicht die Beibehaltung des Namens bei der *transitio ad plebem* etwas selbstverständliches gewesen wäre.

Die specielleren Nachrichten nun, die wir über die Form der *transitio ad plebem* haben, beziehen sich insgesammt auf den einen Fall des P. Clodius Pulcher. Zwar Vellejus, Suetonius im Leben des Caesar und Plutarch im Leben des Cato minor berühren den Vorgang nur mit allgemeinen Ausdrücken, aus denen sich nichts bestimmtes über die Form entnehmen lässt. [3]) Cicero aber spricht, vor allem in der Rede de domo (cap. 13. 14), sodann aber auch in andern Reden und in den Briefen vielfach, zum Theil sehr eingehend, von der *transitio ad plebem* seines Todfeindes. Auch Suetonius im Leben des Tiberius (cap. 2) und Asconius (p. 25 Or.) haben einige mit Cicero's Darstellung übereinstimmende Einzelheiten. Endlich macht Dio Cassius einige sehr bemerkenswerthe Angaben über die *transitio* des Clodius, die, wie wir sehen werden, nicht ganz mit Cicero in Uebereinstimmung sind. [4])

Ehe ich auf die Betrachtung der Form eingehe, hebe ich noch hervor, dass P. Clodius, als er zur Plebs übertrat, ein *homo sui iuris* war. Was wir also über die Form seines Uebertritts ermitteln können, gilt zunächst nur für die *transitio* eines *homo sui iuris*. Ob und wie die *transitio ad plebem* (mit Beibehaltung des Namens) auch bei *filii familias* vor-

---

1) Cic. Brut. 16, 62: Quamquam his laudationibus historia rerum nostrarum est facta mendosior. Multa enim scripta sunt in eis, quae facta non sunt, falsi triumphi, plures consulatus, *genera etiam falsa et ad plebem transitiones*, cum homines humiliores in alienum *eiusdem nominis* infunderentur genus: ut, si ego me a M'. Tullio esse dicerem, qui patricius cum Servio Sulpicio consul anno decimo post exactos reges fuit.

2) Liv. 4, 16: Hunc Minucium apud quosdam auctores *transisse a patribus ad plebem* undecimumque tribunum plebis (vgl. Plin. n. h. 18, 3, 15) cooptatum seditionem motam ex Maeliana caede sedasse invenio. Ceterum vix credibile est numerum tribunorum patres augeri passos, idque potissimum exemplum a patricio homine introductum, nec deinde id plebem concessum semel obtinuisse aut certe temptasse. sed ante omnia refellit *falsum imaginis titulum* paucis ante annis lege cautum, ne tribunis collegam cooptare liceret. — Ein anderes Beispiel von Fälschung ist die Erzählung, dass im J. 448 Sp. Tarpejus und A. Aternius (Consuln 454) in ein unvollständig gewähltes Collegium von Tribunen cooptiert worden seien. Die Erfinder derselben wollten vermuthlich die Abstammung späterer plebejischer Aternier und Tarpejer von jenen Patriciern glaublich machen durch eine angeblich geschichtliche Thatsache, aus der, wenn sie wahr war, hervorgieng, dass jene Patricier müssten zur Plebs übergetreten sein. Liv. 3, 65: Novi tribuni plebis in cooptandis collegis patrum voluntatem foverunt, duos etiam patricios consularesque Sp. Tarpeium et A. Aternium cooptavere.

3) Vell. 2, 45: Per idem tempus P. Clodius, homo nobilis ....., cum graves inimicitias cum M. Cicerone exerceret (quid enim inter tam dissimiles amicum esse poterat?) et *a patribus ad plebem transisset*, legem in tribunatu tulit. Suet. Caes. 20: Cicerone in iudicio quodam deplorante temporum statum, Publium Clodium inimicum eius, frustra iam pridem *a patribus ad plebem transire nitentem*, eodem die horaque nona transduxit. Plut. Cat. min. 33: *Πόπλιον δὲ Κλώδιον ἐκ πατρικίων εἰς δημοτικοὺς παρανόμως μεταστήσαντες ἀπέδειξαν δήμαρχον ἐπὶ μισθῷ τῇ Κικέρωνος ἐξελάσει πάντα πρὸς χάριν ἐκείνοις πολιτευόμενον.*

4) Der Wortlaut der betreffenden Stellen wird unten an passender Stelle angeführt werden.

kommen konnte, lässt sich erst dann beurtheilen, wenn genau festgestellt ist, in welcher Weise *homines sui iuris* ihren Uebertritt bewerkstelligten.

Aus den Nachrichten über Clodius nun wurde bisher entnommen, dass zur *transitio ad plebem* eines *homo sui iuris* erforderlich sei: 1) die Arrogation (d. h. die auf *homines sui iuris* anwendbare alterthümliche sacrale Art der Adoption) durch einen Plebejer, ein Act zu dessen Vornahme eine *lex curiata* nöthig war;[1] 2) die Emancipation, d. h. die Entlassung des eben Arrogierten aus der väterlichen Gewalt seines plebejischen Adoptivvaters.[2] So hat namentlich Becker im Handbuche der römischen Alterthümer die Sache dargestellt,[3] und ich bin ihm darin gefolgt.[4] Dass erstens P. Clodius wirklich im J. 59 von einem Plebejer arrogiert wurde, der P. Fontejus hiess,[5] und dass diese Arrogation vermittelst einer von dem Consul C. Julius Caesar rogierten *lex curiata* zu Stande kam,[6] ist eine unzweifelhaft feststehende historische Thatsache, die von Cicero an vielen Stellen erwähnt und nicht bloss von Suetonius und Asconius,[7] sondern auch von Dio Cassius[8] bestätigt wird. Dass zweitens P. Clodius sofort nach geschehener Adoption von P. Fonteius wiederum emancipiert wurde, sagt zwar nur

---

1) Gell. 5, 19. Gaj. 1, 98 f. Lange, Alt. Bd. 1 S. 103 (2. Aufl. S. 117).

2) Gaj. 1, 132. Lange, Alt. Bd. 1 S. 107 (2. Aufl. S. 121).

3) Becker Bd. 2, 1 S. 156: „Der Austritt aus dem Patricierverbande konnte jedoch nicht willkürlich und ohne weitere Förmlichkeit geschehen. Es kann dazu keinen andern Weg gegeben haben, als Arrogation, indem der Patricier sich in die Potestas eines Plebejers als seines Paterfamilias begab, und dann von diesem emancipiert wurde. Dazu aber bedurfte es eines Beschlusses der Curien, lex curiata, nachdem die Pontifices die Gründe des Austritts geprüft und die Sacra gewahrt hatten." Vgl. S. 393.

4) Lange Bd. 1 S. 105 und 297. In der zweiten Aufl. S. 122 ff. finden sich bereits die Resultate der diesem Vortrage zu Grunde liegenden Untersuchung.

5) Cic. de dom. 29, 77: Credo enim, quamquam in illa adoptatione legitime factum est nihil, tamen te esse interrogatum, auctorne esses, ut in te *P. Fonteius* vitae necisque potestatem haberet ut in filio. 13, 35: Tu neque *Fonteius* es, qui esse debebas, neque patris heres, neque amissis sacris paternis in haec adoptiva venisti. de har. resp. 27, 57: Iste parentum nomen, sacra, memoriam, gentem *Fonteiano nomine* obruit. Auf die Adoption des Clodius durch einen Plebejer spielt Cicero ironisch an auch ad Att. 7, 7, 6: Placet igitur etiam me expulsum et agrum Campanum perisse et *adoptatum patricium a plebeio*, Gaditanum a Mitylenaeo.

6) Cic. pro Sest. 7, 16: Hanc taetram immanemque beluam, vinctam auspiciis, alligatam more maiorum, constrictam legum sacratarum catenis, *solvit subito lege curiata consul.* de har. resp. 23, 48: Tum leges Iulias contra auspicia latas et hic et in contionibus dicere, in quibus legibus inerat *curiata illa lex*, quae totum eius tribunatum continebat, quam caecus amentia non videbat: producebat fortissimum virum, M. Bibulum: quaerebat ex eo, C. Caesare leges ferente de caelo semperne servasset? de prov. cons. 19, 45: Nam si illud iure rogatum dicere ausi sunt, quod nullo exemplo fieri potuit, nulla lege licuit, quia nemo de caelo servarat, oblitine erant, tum, cum ille, qui id egerat, *plebeius est lege curiata factus*, dici de caelo esse servatum? de dom. 15, 39: Quo die de te *lex curiata* lata esse dicatur, audes negare de caelo esse servatum? ad Att. 2, 7, 2: Videbatur mihi, siquid esset in eo populare, quod plebeius factus esset, id amissurus. Quid enim ad plebem transisti? ut Tigranem ires salutatum? Narra mihi: reges Armenii patricios salutare non solent? Quid quaeris? Acueram me ad exagitandam hanc eius legationem. Quam si ille contemnit et si, ut scribis, bilem id commovet et *latoribus et auspicibus legis curiatae*, spectaculum egregium. Mit den auspices legis curiatae ist Pompejus gemeint, auf welchen auch geht ad Att. 2, 9, 1: hic noster Hierosolymarius traductor ad plebem. 8, 8, 2: ille in adoptando P. Clodio augur. Vgl. auch Cic. de. har. resp. 21, 44 f.

7) Suet. Tib. 2: P. Clodio qui ob expellendum urbe Ciceronem *plebeio homini* atque etiam natu minori in adoptionem se dedit. Vgl. Suet. Caes. 20 S. 122 Anm. 3. Ascon. p. 25 Or.: P. Clodii erat frater, qui *ex patricia in plebeiam familiam transierat.*

8) Dio Cass. 38, 12. 39, 11. Den Wortlaut s. unten S. 127 Anm. 2 und 3.

Cicero an einer Stelle der Rede de domo; [1]) aber es ist kein Grund vorhanden, deshalb an der Richtigkeit der Thatsache zu zweifeln, da die Nichterwähnung dieses Umstandes in den anderen Stellen sich aus der Kürze der Erzählung oder der Anspielungen in denselben vollkommen erklärt.

Trotz dieser guten Zeugnisse ist die bisherige Ansicht von der Form der *transitio* neuerdings von Th. Mommsen erschüttert worden, und zwar durch ein Bedenken, welches auf jeden Fall beseitigt werden muss, wenn man die ältere Ansicht festhalten will. In dem Aufsatze über die römischen Patriciergeschlechter[2]) nämlich hat Mommsen gegen die bisherige Ansicht eingewendet,[3]) dass die *transitio ad plebem* deshalb nicht habe durch Arrogation bewerkstelligt werden können, weil hierbei der Arrogierte den Namen des Arrogierenden hätte erhalten müssen, was allerdings, wie wir sahen, bei der *transitio ad plebem* nicht der Fall ist. Es wird also darauf ankommen zu zeigen, dass und wie sich die Beibehaltung des Namens trotz der Arrogation erklärt. Ehe ich jedoch diess zeigen kann, muss ich näher eingehen auf die neue Ansicht, welche Mommsen an die Stelle der bisherigen setzt.

Zur Begründung seiner neuen Ansicht stützt sich Mommsen auf den Bericht des Dio Cassius über die Schritte, welche Clodius schon im Jahre vorher, im J. 60 gethan hat, um Tribun zu werden. Dio Cassius erzählt nämlich (37, 51), Clodius habe, um zum Tribunate zu gelangen, einige Tribunen veranlasst, darauf anzutragen, dass auch den Patriciern das Volkstribunat zugänglich sein solle; als er aber dieses nicht durchgesetzt habe, habe er sein Patriciat abgeschworen und sei zu den Gerechtsamen der Plebs übergetreten, indem er in ihre Versammlung gegangen sei: *ὡς δὲ οὐκ ἔπεισε, τήν τε εὐγένειαν ἐξωμόσατο καὶ πρὸς τὰ τοῦ πλήθους δικαιώματα, ἐς αὐτόν σφων τὸν σύλλογον ἐσελθών, μετέστη.*[4]) „Hiernach, sagt Mommsen, ist alles klar; die *transitio ad plebem* erfolgte

1) Cic. de dom. 14, 37: Quae maior calumnia est quam venire imberbum adolescentulum, bene valentem ac maritum: dicere se filium senatorem populi Romani sibi velle adoptare: id autem scire et videre omnes, non, ut ille filius instituatur, sed ut, si e patriciis exeat, tribunus pl. fieri possit, idcirco adoptari? neque id obscure: nam *adoptatum emancipari statim*, ne sit eius filius, qui adoptarit.

2) Rhein. Mus. N. F. Bd. 16, 1861 S. 321, bes. S. 357. Jetzt ist der Aufsatz wiederholt in Mommsens Römischen Forschungen. Bd. 1. Berlin 1864. S. 69; die betreffende Stelle über die transitio findet sich S. 123.

3) Einen andern Einwand Mommsens, dass nämlich „für die Annahme an Kindes statt die Bezeichnung *transitio ad plebem* als technische wenig angemessen ist" (Rh. Mus. S. 358. Röm. Forsch. S. 125), habe ich im Vortrage absichtlich nicht berücksichtigt, weil er in der That gar nichts bedeutet. Denn erstens behauptet niemand, dass der Ausdruck *transitio ad plebem* ein anderer Ausdruck für Adoption sei, sondern die aus Arrogation und Emancipation zusammengesetzte Procedur wird *transitio ad plebem* genannt. Zweitens aber ist *transire* auch bei der Adoption ein von dem Uebertritt aus einer Familie in die andere wirklich üblicher Ausdruck. Vgl. Ascon. p. 25: *ex patricia in plebeiam familiam transierat.* Gell. 5, 19, 8: Adrogatio autem dicta, quia genus hoc *in alienam familiam transitus* per populi rogationem fit. Serv. ad Aen. 2, 156: Consuetudo apud antiquos fuit, ut, qui *in familiam vel gentem transiret*, cet.

4) Die ganze Stelle heisst: *Κλώδιος δὲ ἐπεθύμησε μὲν διὰ τοὺς δυνατοὺς ἐπὶ τῇ δίκῃ δημαρχῆσαι, καί τινας τῶν δημαρχούντων προκαθῆκεν ἐσηγήσασθαι τὸ καὶ τοῖς εὐπατρίδαις τῆς ἀρχῆς μεταδίδοσθαι, ὡς δ' οὐκ ἔπεισε, τήν τε εὐγένειαν ἐξωμόσατο καὶ πρὸς τὰ τοῦ πλήθους δικαιώματα, ἐς αὐτόν σφων τὸν σύλλογον ἐσελθών, μετέστη. καὶ ἤτησε μὲν εὐθὺς τὴν δημαρχίαν, οὐκ ἀπεδείχθη δὲ ἐναντιωθέντος οἱ τοῦ Μετέλλου· ἐν γένει τε γὰρ αὐτῷ ἦν, καὶ τοῖς πραττομένοις ὑπ' αὐτοῦ οὐκ ἠρέσκετο. πρόφασιν δὲ ἐποιήσατο ὅτι μὴ κατὰ τὰ πάτρια ἡ ἐκποίησις αὐτοῦ ἐγεγόνει· ἐν γὰρ τῇ ἐσφορᾷ τοῦ φρατριατικοῦ νόμου μόνως ἐξῆν τοῦτο γίγνεσθαι.*

nicht durch Adoption, sondern durch eine blosse vor versammelter Menge eidlich abgegebene Erklärung; ohne Zweifel ist diese die *detestatio sacrorum calatis comitiis*, die ohne nähere Angabe ihres rechtlichen Inhalts von Gellius erwähnt wird und die man bisher gewöhnlich als einen Bestandtheil der Arrogation aufgefasst hat."

Ganz so klar ist die Sache denn doch nicht so ohne weiteres. Zunächst sagt Dio Cassius nicht, dass die Abschwörung des Patriciats in *comitiis calatis* stattgefunden habe. Man muss aus seinen Worten ἐς αὐτόν σφων (d. i. der Plebejer) τὸν σύλλογον ἐσελθών vielmehr schliessen, sie habe in einer von einem Volkstribunen berufenen *contio* oder in einem *concilium plebis* stattgefunden.[1]) Auch ist es an sich nicht wahrscheinlich, dass die Pontifices, ohne welche die *detestatio sacrorum comitiis calatis* ganz gewiss nicht stattfinden konnte,[2]) dem Clodius schon im J. 60 bei seinem Vorhaben sollten zu Willen gewesen sein. Dazu kommt, dass Cicero in der Hauptstelle über die *transitio* des Clodius, wo er dieselbe vom Standpuncte des *ius pontificium* beurtheilt (de dom. 13. 14), von dieser im J. 60 vorgenommenen *detestatio sacrorum* durchaus nichts sagt, was sich nur erklärt, wenn das, was Clodius gethan hatte, juristisch völlig irrelevant war, mit andern Worten, wenn es nicht die feierliche *detestatio sacrorum comitiis calatis* war, sondern nur eben ein Versuch in formloser Weise die *detestatio sacrorum* zu ersetzen.

Mit diesem Einwande gegen Mommsens Behauptung will ich natürlich das Recht nicht leugnen, die feierliche *detestatio sacrorum comitiis calatis* mit der *transitio ad plebem* in eine gewisse Beziehung zu bringen; denn auch Zonaras bedient sich in der oben angeführten Stelle über die *transitio*[3]) des Ausdrucks ἐξόμνυσθαι (τὸ τοῦ γένους ἀξίωμα), den Mommsen ganz gewiss mit Recht auf die *detestatio sacrorum* bezogen hat. Aber eine Beziehung der *detestatio sacrorum* zu der *transitio ad plebem* verträgt sich auch sehr wohl mit der bisherigen Ansicht sowohl von der *detestatio* als auch von der *transitio*. Gerade weil nach Beckers Ansicht zur *transitio* eines *homo sui iuris* die *arrogatio* erforderlich ist, für diese aber zwar nicht nach Beckers, aber nach der jetzt herschenden Ansicht wiederum die *detestatio sa-*

---

1) Statt der Worte: „durch eine blosse vor versammelter Menge eidlich abgegebene Erklärung" heisst es jetzt in den Röm. Forsch. S. 126: „durch eine blosse vor den versammelten patricisch-plebejischen Curien eidlich abgegebene Erklärung". Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, dass in den Worten des Dio Cassius ebensowenig eine Hindeutung auf patricisch-plebejische Curien, wie auf rein patricische Curien liegt. Es ist daher nicht nöthig, die von Mommsen in dem Aufsatze über „die patricischen und plebejischen Sonderrechte in den Bürger- und den Rathsversammlungen" aufgestellten Ansichten über patricisch-plebejische *comitia curiata* und *comitia calata*, womit obige Aenderung des Wortlauts zusammenhängt, zu erörtern. Mögen die *comitia calata*, in denen die *detestatio sacrorum* vorgenommen wurde (Gell. 15, 27), rein patricisch, oder patricisch-plebejisch gewesen sein, gewiss ist, dass Dio Cassius an keins von beiden gedacht hat.

2) Gell. 15, 27: In libro Laelii Felicis ad Q. Mucium primo scriptum est, Labeonem scribere, *calata* comitia esse, quae *pro conlegio pontificum habentur* aut regis aut flamiuum inaugurandorum causa. — Isdem comitiis, quae *calata* appellari diximus, et *sacrorum detestatio* et testamenta fieri solebant. Die *detestatio sacrorum* war, mag man über sie denken wie man will, auf jeden Fall ein Act von ausgesprochen sacralrechtlicher Bedeutung. Es versteht sich daher eigentlich von selbst, dass bei ihr die Pontifices mindestens ebenso betheiligt sein mussten, wie bei den Testamenten und bei der Arrogation.

3) Zon. 7, 15, s. oben S. 120 Anm. 1. Dass auch Dio Cass. fr. 22 Bekker sich dieses Ausdruckes bediene, wie Mommsen sagt (Rh. Mus. S. 359. Röm. Forsch. S. 126), beruht auf einem Versehen, so gut wie die von Mommsen gesetzte active Form ἐξομνύναι.

crorum,[1]) so muss die *detestatio sacrorum* auch bei einer solchen *arrogatio* stattgefunden haben, welche zum Behufe der *transitio* vorgenommen wurde. Wir haben also weder wegen des von Clodius unternommenen Versuchs, eine *detestatio sacrorum* in formloser Weise vorzunehmen, noch wegen des als nothwendig erkannten Stattfindens der feierlichen *detestatio sacrorum* bei der *transitio ad plebem* Grund, die herschende Ansicht von der *detestatio sacrorum* aufzugeben, vorausgesetzt, dass sich die Nothwendigkeit zeigt, die Beckersche Ansicht von der *transitio ad plebem*, in der Weise wie eben geschehen ergänzt,[2]) festzuhalten.

Im Gegensatze zu derselben behauptet nun aber Mommsen gerade dieses, dass zur *transitio ad plebem* nur die *detestatio sacrorum*, und nicht die *arrogatio* erforderlich gewesen sei. Er stützt sich hierfür nicht bloss auf die von Dio Cassius berichtete Thatsache, dass Clodius das Patriciat in einem *σύλλογος τοῦ πλήθους* abgeschworen habe, sondern auch auf die weitere Darstellung des Dio Cassius, der allerdings die Sache so darstellt, als ob Clodius schon durch jene im J. 60 vorgenommene Abschwörung rechtmässig Plebejer geworden sei, und als ob Caesar nur überflüssigerweise im Jahre darauf die *lex curiata* für Clodius beantragt habe. Dio Cassius erzählt nämlich, Clodius habe sofort nach der Abschwörung des Pa-

---

1) Ueber die *detestatio sacrorum* wissen wir allerdings weiter nichts, als dass sie wie die Testamente in comitiis calatis (d. h. in populi contione, ohne Abstimmung des Volkes) stattfand (Gell. 15, 27), und dass der Jurist Servius Sulpicius über sie (*de sacris detestandis*) mindestens zwei Bücher geschrieben hatte, in deren zweitem er das Wort *testamentum* als ein Compositum von *testari* und *mens* erklärte (Gell. 6, 12). Nun aber ist es bekannt, dass die *arrogatio* ein Act von sacralrechtlicher Bedeutung war, und dass dabei ein Eid geschworen werden musste. Gell. 5, 19: Sed adrogationes non temere nec inexplorate committuntur: nam comitia, *arbitris pontificibus*, praebentur, quae curiata appellantur, aetasque eius, qui adrogare vult, an liberis potius gignundis idonea sit, bonaque eius, qui adrogatur, ne insidiose adpetita sint, consideratur, iusque iurandum a Q. Mucio, pontifice maximo, conceptum dicitur, quod in adrogando iuraretur. Ferner ist bekannt, dass bei einer regelmässigen Arrogation der Arrogierte seine angestammten Sacra aufgeben musste. Cic. de dom. 13, 35: Tu neque Fonteius es, qui esse debebas, neque patris heres, neque *amissis sacris paternis* (nämlich quae amittere debebas) in haec adoptiva venisti. Es ist daher mindestens in hohem Grade wahrscheinlich, dass die *detestatio sacrorum* der der Arrogation vorhergehende Act war, wodurch der zu Arrogierende sich von seinen Sacra lossagte. Eine solche Lossagung von den Sacra kennt auch Cicero, der freilich den technischen Ausdruck *detestatio* durch einen allgemein verständlichen *alienatio* ersetzt. Cic. or. 42, 144: An quibus verbis *sacrorum alienatio* fiat docere honestum est, ut est; quibus ipsa sacra retineri defendique possint non honestum est? Mit Recht bezieht man auf die bei der *arrogatio* nothwendige Lossagung von den Sacra auch die Worte des Serv. ad Aen. 2, 156: Consuetudo apud antiquos fuit, ut *qui in familiam vel gentem transiret, prius se abdicaret ab ea, in qua fuerat*, et sic ab alia reciperetur. Wenigstens wird das Recht zu dieser Deutung der Stelle des Servius nicht dadurch beeinträchtigt, dass der Ausdruck *se abdicare* weiter ist, als der Ausdruck *detestari sacra*, indem er auch die Lossagung von dem angestammten Erbrechte umfasst; denn natürlich hört er darum nicht auf auch die *detestatio sacrorum* zu umfassen. — Marquardt, der die detestatio sacrorum gleichfalls auf die *arrogatio* bezieht (Handbuch Bd. 4 S. 239), irrt nur darin, dass er sie mit der *arrogatio* geradezu identificiert. Denn dass es verschiedene Acte waren, folgt eben daraus, dass die *detestatio* in *comitiis calatis*, die *arrogatio* in *comitiis curiatis* stattfand (Gell. 15, 27. 5, 19).

2) Becker hatte diese Beziehung der *detestatio sacrorum* zu der vermittelst der *arrogatio* bewerkstelligten *transitio ad plebem* um so weniger wahrnehmen können, als er die *detestatio sacrorum* aus unzureichenden Gründen für einen Bestandtheil der *testamenti factio* ansah. S. Bd. 2, 1 S. 370. Sie kann das allerdings auch gewesen sein, aber anders als es Becker sich dachte, und nur in dem Falle, wenn dem *testamentum comitiis calatis* eine ältere Form, ein *testamentum comitiis curiatis*, voranging, und wenn etwa ein solches ältestes Testament den Sinn einer Arrogation von Todes wegen hatte. In diesem Falle nämlich könnte von dem einzusetzenden Erben dieselbe *detestatio sacrorum* verlangt worden sein, die von dem zu Arrogierenden verlangt wurde.

triciats um das Tribunat sich beworben, sei aber nicht zum Tribunen gewählt worden, weil der Consul Q. Metellus Celer ihm entgegengetreten sei. Dieser habe als Vorwand (*πρόφασις*) den Umstand benutzt, dass der Austritt des Clodius aus dem Patriciat nicht *more maiorum* erfolgt sei; denn es könne dieses nur durch Einbringung einer *lex curiata* geschehen.[1]) Und an der späteren Stelle, wo er von der durch Caesar beantragten *lex curiata* spricht, sagt er, Caesar habe den Clodius wiederum (*αὖθις*) zum Plebejer gemacht.[2]) Aus den Ausdrücken *πρόφασις* und *αὖθις* folgt nun allerdings, dass Dio Cassius den Clodius schon in Folge seiner im J. 60 vorgenommenen Abschwörung als rechtlich zur Plebs übergetreten betrachtet.[3]) Aber zugleich folgt aus der Darstellung des Dio Cassius doch auch dieses, dass der Consul Metellus Celer es nicht that. Es steht hier also die Auctorität des bekanntlich mit Clodius verschwägerten Consuls und die Auctorität eines drei Jahrhunderte später lebenden Geschichtschreibers einander gegenüber. Trotzdem entscheidet sich Mommsen ohne weiteres für Dio Cassius, indem er sagt:[4]) „Aus welchen Gründen oder Vorwänden Metellus ihre Zulässigkeit bestritt und für den Uebertritt aus dem Patriciat in die Plebs statt der einfachen Abdication Arrogation durch Curiatgesetz forderte, wissen wir nicht; das unterliegt keinem Zweifel, dass Patricier auf jene Art in der That zur Plebs übergetreten sind und dabei ihren bisherigen Geschlechtsnamen und ihre bisherigen Ahnen auch nach dem Uebertritt von Rechtswegen behalten haben."

---

1) Die Worte s. S. 124 Anm. 4.

2) Dio Cass. 38, 12: *Ἐξ οὖν τούτων τῶν λογισμῶν καὶ τότε αὐτὸς μὲν τὴν ἡσυχίαν ἦγε, τὸν δὲ δὴ Κλώδιον ἀντιχαρίσασθαί τι αὐτῷ, ὅτι τῆς μοιχείας αὐτοῦ οὐ κατηγόρησε, βουλόμενον αἰσθόμενος παρεσκεύασε κρύφα κατὰ τοῦ Κικέρωνος. καὶ πρῶτον μὲν ἐς τὰ τοῦ πλήθους δικαιώματα αὖθις αὐτόν, ὅπως νομίμως ἐκποιηθῇ, συμπράττοντος αὐτῷ καὶ τοῦ Πομπηΐου μετέστησεν, ἔπειτα δὲ δήμαρχον εὐθὺς ἀποδειχθῆναι διεπράξατο.*

3) Hiermit habe ich Mommsen vielleicht mehr concediert, als ich nöthig gehabt hätte. Denn streng genommen muss man sagen, dass Dio Cassius sich über die Bedeutung des im J. 60 vorgenommenen Schrittes unklar war und sich daher widersprechend äussert. Wenn er 37, 51 durch *πρόφασιν* andeutet, dass er den Einwand des Metellus für unbegründet halte, so stimmt er dagegen dem Metellus bei, wenn er sagt *ἐν γὰρ τῇ εἰσφορᾷ τοῦ φρατριατικοῦ νόμου μόνως ἐξῆν τοῦτο γίγνεσθαι.* Und ebenso hebt er die durch *αὖθις* angedeutete Ueberzeugung durch den Zusatz *ὅπως νομίμως ἐκποιηθῇ* wiederum auf. In der ersten Stelle könnte man freilich die Consequenz des Dio Cassius wahren, wenn man statt *ἐξῆν* schriebe *ἐξεῖναι* (so dass die letzten Worte aus dem Sinne des Metellus zu verstehen wären); allein bei der zweiten Stelle müsste man schon zu dem gewagten Mittel greifen, die Worte *ὅπως νομίμως ἐκποιηθῇ* für ein Glossem zu erklären. Dass Dio Cass. wirklich unklar war, geht aus der Stelle hervor, wo er von dem Processe de domo spricht, 39, 11: *Κικέρων μὲν οὖν αὖθις ἀνεβλάστανε, καὶ τήν τε ἄλλην οὐσίαν καὶ τὸ ἔδαφος τῆς οἰκίας, καίτοι τῇ ἐλευθερίᾳ ἀνειμένον, καὶ τοῦ Κλωδίου καὶ ἐπιθειάζοντος καὶ ἐς ἐνθυμίαν αὐτῷ προβάλλοντος ἐκομίσατο· τὴν γὰρ ἐσφορὰν τοῦ φρατριατικοῦ νόμου, παρ' ἣν ἐκ τῶν εὐπατριδῶν ἐς τὸ πλῆθος ἐπεποίητο, διαβάλλων ὡς οὐκ ἐν τοῖς ὡρισμένοις ἐκ τῶν πατρίων χρόνοις ἐκτεθέντος αὐτοῦ, τήν τε δημαρχίαν τοῦ Κλωδίου πᾶσαν, ἐν ᾗ καὶ τὰ κατὰ τὴν οἰκίαν ἐδέδοκτο, κατέλυε, λέγων οὐχ οἷόν τε εἶναι, τῆς μεταστάσεως αὐτοῦ τῆς ἐς τὸν ὅμιλον παρανόμως γεγενημένης, ὑγιές τι τῶν ἐν αὐτῇ πραχθέντων νομίζεσθαι, καὶ ἔπεισε διὰ τούτου τοὺς ποντίφικας τὸ ἔδαφός οἱ ὡς καὶ ὅσιον καὶ βέβηλον ὂν ἀποδοῦναι.* Es ist mindestens in hohem Grade auffallend, dass Dio Cass., wenn er die juristische Ueberzeugung hatte, die Mommsen bei ihm findet, hier nicht mit einer Silbe andeutet, dass Cicero's Beweisführung schon desshalb trügerisch sei, weil Clodius ja rechtlich schon durch die Abschwörung des Patriciats im J. 60 Plebejer geworden sei, auf die lex curiata also gar nichts ankomme.

4) Rh. Mus. S. 259. Röm. Forsch. S. 127.

Der Auctorität des Dio Cassius steht aber nicht allein die des Metellus,[1]) sondern auch die des Caesar gegenüber. Zugegeben nämlich, dass Metellus die ihm misliebige Bewerbung des Clodius ums Tribunat hätte hindern können, wenn dieser rechtmässig Plebejer war, so hätte doch Caesar, der die Wahl des Clodius begünstigte, zur Einbringung der lex curiata sich gewiss nicht entschlossen, wenn er sie nicht wirklich gleich dem Metellus für unumgänglich nöthig gehalten hätte. Der Auctorität des Dio Cassius steht endlich aber auch die des ganzen Senats gegenüber; denn wir wissen aus Cicero,[2]) dass allerdings schon im J. 60 darüber im Senate verhandelt wurde, ob Clodius Plebejer sei und sich um das Tribunat bewerben dürfe, wir wissen aber auch, dass nicht bloss Cicero, sondern vielmehr der ganze Senat in dieser Frage mit dem Consul Metellus Celer durchaus einverstanden war. Von den Schriftstellern aber ist es nicht etwa bloss Cicero, der bezüglich der Vorgänge des J. 60 anders urtheilt als Dio Cassius,[3]) sondern auch Sueton, der geradezu sagt, Clodius habe schon lange vergeblich (*frustra*) sich bemüht zur Plebs überzutreten, bis Caesar ihm endlich dazu verholfen habe.[4])

---

1) Man kann hinzufügen, dass auch einige Tribunen des J. 60 mit Metellus Celer müssen einverstanden gewesen sein. Denn, wenn alle den Clodius für einen rechtmässigen Plebejer gehalten hätten, so hätte Metellus die Candidatur und die Wahl des Clodius nicht hindern können. Vgl. rücksichtlich des Verhaltens der Tribunen auch Cic. ad Att. 1, 18, 4. 1, 19, 5 (unten Anm. 4).

2) Cic. ad Att. 2, 1, 4: Ac nunc quidem otium est; sed si paullo plus furor Pulchelli progredi posset, valde ego te istim excitarem. Verum praeclare Metellus impedit et impediet. Quid quaeris? Est consul φιλόπατρις et, ut semper iudicavi, natura bonus. 5. Ille autem non simulat, sed plane tribunus pl. fieri cupit. Qua de re cum in senatu ageretur, fregi hominem et inconstantiam eius reprehendi, qui Romae tribunatum pl. peteret, cum in Sicilia, Herae, aedilitatem se petere dictitasset. Sed neque magno opere dixi esse nobis laborandum, quod nihilo magis ei liciturum esset plebeio rem publicam perdere, quam similibus eius, me consule, patriciis esset licitum. Dass der Senat sich für Metellus erklärte, folgt daraus, dass Cicero in diesem Zusammenhange das Gegentheil nicht erwähnt. Uebrigens vgl. Cic. de har. resp. 21, 44: Hanc ob amentiam in discordiis nostris, de quibus ipsis his prodigiis recentibus a dis immortalibus admonemur, arreptus est *unus ex patriciis, cui tribuno pl. fieri non liceret.* 45. Quod anno ante frater *Metellus et concors etiam tum senatus, senatus principe Cn. Pompeio sententiam dicente*, excluserat acerrimeque una voce ac mente restiterat, id post discidium optimatium, de quo ipso nunc monemur, ita perturbatum itaque permutatum est, ut *quod frater consul ne fieret obstiterat*, quod affinis et sodalis, clarissimus vir, qui illum reum non laudarat, excluserat, id is consul efficeret in discordiis principum, qui illi unus inimicissimus esse debuerat, eo fecisse auctore se diceret, cuius auctoritatis neminem posset paenitere.

3) Dass er dies thut, folgt, abgesehen von den in der vorigen Anm. citierten Stellen, besonders auch daraus, dass er de dom. 13. 14 auf die formlose detestatio des J. 60 gar nicht eingeht (vgl. oben S. 125).

4) Suet. Caes. 20; die Worte s. S. 122 Anm. 3. Zu diesen vergeblichen Bemühungen gehörte ausser der formlosen Abschwörung des Patriciats auch das, dass Clodius einen Tribunen C. Herennius schon im Januar 60 bewogen hatte, zu versuchen, ob er nicht durch das gewöhnliche Gesetzgebungsverfahren in Tributcomitien ihn, Clodius, für einen Plebejer könne erklären lassen. Cic. ad Att. 1, 18, 4: Est autem C. Herennius quidam tribunus pl., quem tu fortasse ne nosti quidem: *is ad plebem P. Clodium traducit;* idemque fert, ut universus populus in campo Martio suffragium de re Clodii ferat. Hunc ego accepi in senatu, ut soleo; sed nihil est illo homine lentius. 5. Metellus est consul egregius et nos amat, sed imminuit auctoritatem suam, quod habet dicis causa promulgatum illud idem de Clodio. (Beiläufig bemerke ich, dass wenn Metellus damals, vielleicht aus verwandtschaftlichen Rücksichten, den Antrag des Herennius unterstützte, seine spätere Erklärung gegen Clodius umsomehr als eine rechtlich begründete ins Gewicht fällt.) Am 15. März aber schreibt Cic. ad Att. 1, 19, 5: Haec sunt in republica; nisi etiam illud ad rem publicam putas pertinere, Herennium quendam, tribunum pl., tribulem tuum, sane hominem nequam et egentem, saepe iam *de P. Clodio ad plebem traducendo* agere coepisse; huic frequenter interceditur. Angesichts dieser Notizen ist sogar der Zweifel berechtigt, ob nicht das, was Dio Cassius 37, 51 erzählt von einem durch Clodius veranlassten Antrage, es

Unter solchen Umständen kann darüber wohl kein Zweifel sein, dass die Auffassung des Dio Cassius eine juristisch falsche, und demnach die auf sie sich stützende Ansicht Mommsens über die Identität der *transitio ad plebem* mit der *detestatio sacrorum* unhaltbar ist. Wir werden daher auf die Beckersche Ansicht von der *transitio ad plebem* zurückkommen müssen, nach welcher die *transitio ad plebem* eines *homo sui iuris* rechtlich nur durch Arrogation von Seiten eines Plebejers und durch sofortige Emancipation bewerkstelligt werden konnte, und welche wir vorhin insofern ergänzt haben, als wir erkannten, dass dieser *arrogatio*, sogut wie jeder andern, die *detestatio sacrorum* vorangehen musste. Um aber diese Ansicht festhalten zu können gegenüber dem schon erwähnten Einwande Mommsens, dass sich bei ihr nicht erkläre die für die *transitio ad plebem* charakteristische Beibehaltung des Namens, müssen wir unser Augenmerk jetzt eben der Frage zuwenden, ob sich die Beibehaltung des Namens nicht doch erklärt trotz der stattfindenden *arrogatio?* Diese Frage muss bejaht werden, da ja auch Clodius arrogiert worden ist, — die Thatsache an sich bestreitet ja Mommsen nicht —, und trotzdem nach wie vor Clodius, und nicht etwa Fontejus hiess.[1]) Lässt sich nun aber im Falle des Clodius erklären, wie es kam, dass er seinen Namen beibehielt, so ist damit überhaupt erklärt, wie trotz der *arrogatio* die Beibehaltung des Namens mit der *transitio ad plebem* verbunden sein konnte.

Die Lösung des Rätsels liegt aber, wie ich vermuthe, darin, dass die zum Behufe der *transitio ad plebem* vorgenommene *arrogatio* keine ernstlich gemeinte, sondern eine *arrogatio fiduciae causa*, eine Scheinarrogation, war.

Solcher Scheingeschäfte hat das römische Recht bekanntlich mehrere erzeugt.[2]) Ihre

---

solle auch den Patriciern das Tribunat zugänglich sein (s. S. 124 Anm. 4), auf Verwechselung mit dem Antrage des Herennius beruht. Doch ist es ebenso möglich, dass Herennius, nachdem sein ursprünglicher Antrag gescheitert war, einen neuen Antrag in dem Sinne stellte, den Dio Cassius angiebt. Die Zeitverhältnisse wenigstens gestatten es; denn die Senatsverhandlungen, von denen Cicero ad Att. 2, 1, 4. 5 und de har. resp. 21, 44 spricht, fanden erst im Juni statt (Drumann Bd. 2 S. 219), so dass man annehmen darf, Herennius habe eben im April und Mai sich vergeblich bemüht, den neuen Antrag durchzusetzen, und Clodius habe, als er sich von der Vergeblichkeit auch dieser Bemühungen überzeugt habe, etwa Ende Mai oder Anfang Juni in einer contio des Herennius sein Patriciat abgeschworen und versucht dadurch die Qualität eines Plebejers zu erhalten. — Ganz ohne Grund ist es übrigens, wenn Drumann, Bd. 2 S. 219, abweichend von Dio Cassius und von Cicero sagt, Herennius habe den Clodius in Tributcomitien von einem Plebejer wollen adoptieren lassen. Brückner, Leben Cic. S. 293, behauptet sogar, diese Adoption sei durchgesetzt.

1) Clodius wird bekanntlich in seinem Tribunate und überhaupt nach seinem Uebertritt stets Clodius genannt (S. 121 Anm. 3); dass er rechtlich so hiess, folgt daraus, dass seine Gesetze leges Clodiae heissen. Dass er rechtlich so hiess in Folge einer Verschiedenheit seiner Adoption von andern Adoptionen, sagt Cic. de dom. 13, 35: quas adoptiones, sicut alias innumerabiles, hereditates *nominis*, pecuniae, sacrorum secutae sunt. *Tu neque Fonteius es, qui esse debebas*, neque patris heres, neque amissis sacris paternis in haec adoptiva venisti. Angesichts dieser Stelle kann weder aus Cic. de dom. 44, 116 noch aus Cic. de har. resp. 27, 57 geschlossen werden, dass Clodius rechtlich Fontejus geheissen habe. Die erste Stelle lautet: Inferiorem aedium partem assignavit non *suae genti Fonteiae*, *sed Clodiae*, *quam reliquit*, quem in numerum ex multis Clodiis nemo nomen dedit, nisi aut egestate aut scelere perditus. Offenbar will Cicero hier nur sagen, dass eigentlich Clodius nicht mehr zur gens Claudia, sondern zur Familie des Fontejus gehöre (was er ja auch 13, 35 sagt), nicht aber, dass er rechtlich und wirklich Fontejus geheissen habe. Die andere Stelle lautet: Iste parentum *nomen*, sacra, memoriam, gentem *Fonteiano nomine* obruit. Offenbar soll damit nur gesagt sein, dass Clodius seinen Namen durch eine Arrogation, in Folge deren er eigentlich hätte ein Fontejus werden müssen, beschimpft habe, nicht dass er rechtlich und wirklich Fontejus geheissen habe.

2) Im allgemeinen wolle man hierüber Ihering, Geist des röm. Rechts Bd. 2 S. 554, nachsehen.

ursprüngliche Stelle scheint die *fiducia* im Sachenrechte zu haben; man bezeichnete mit diesem Ausdrucke die z. B. beim Pfandgeschäfte nur zum Schein, im Vertrauen auf die Rückgabe, geschehene Uebertragung des Eigenthumsrechts durch *mancipatio* oder *in iure cessio;* die *mancipatio* oder *in iure cessio* geschah hierbei nur *fiduciae causa*, der eigentliche Zweck war nicht die Eigenthumsübertragung, sondern etwas anderes.[1]) Von der *mancipatio* war die *fiducia* auf die *coemptio* übertragen, die ihrerseits ja nur eine besondere Anwendung der *mancipatio* zur Begründung der *manus* des Mannes über die Frau war. Eine *coemptio fiduciae causa* war verschieden von einer *coemptio matrimonii causa*; die Frau schloss jene ab, nicht um eine Manus-Ehe *liberorum quaerendorum causa* einzugehen, sondern um in die *manus* eines Mannes zu kommen, mit dem sie im voraus Remancipation an einen dritten verabredet hatte, der die Frau dann manumittierte und ihr *tutor fiduciarius* wurde. Die Frauen schlugen diesen Weg ein, nicht zu dem eigentlichen Zwecke, wozu die *coemptio* ursprünglich bestimmt war, sondern zur Erreichung von Nebenabsichten, z. B. um das Recht der *testamenti factio* zu erwerben, oder um Freiheit von lästigen Sacra oder von der Agnatentutel zu erlangen.[2])

Dass nun die *arrogatio* des Clodius durch P. Fontejus in der That eine *arrogatio fiduciae causa* war, lässt sich aus der Aehnlichkeit dieser *arrogatio* mit der *coemptio fiduciae causa* leicht darthun.[3])

1. Fontejus adoptierte den Clodius nicht im wahren Sinne des Instituts der Adoption, um einen Sohn zu erhalten, der, seiner *patria potestas* unterworfen, seine, des Fontejus, Familie fortsetze; — denn Fontejus war erst zwanzig Jahr alt, verheiratet, konnte

---

1) Boeth. ad Cic. top. cap. 10 (p. 340 Or.): *Fiduciam* vero accepit, cuicunque res aliqua *mancipatur, ut eam mancipanti remancipet;* velut si quis tempus dubium timens amico potentiori fundum mancipet, ut ei, quum tempus, quod suspectum est, praeterierit, reddat: haec *mancipatio fiduciaria* nominatur idcirco, *quod restituendi fides interponitur.* Isid. orig. 5, 25: *Fiducia* est cum res aliqua sumendae mutuae pecuniae gratia vel mancipatur, vel in iure ceditur. Vgl. auch Gaj. 2, 59. 60. Paul. sent. rec. 2, 13 (p. 361 Huschke). Ihering a. a. O. S. 557.

2) Gaj. 1, 114: Potest autem coemptionem facere mulier non solum cum marito suo, sed etiam cum extraneo; unde *aut matrimonii causa* facta coemptio dicitur, *aut fiduciae causa:* quae enim cum marito suo facit coemptionem, *ut apud eum filiae loco sit*, dicitur *matrimonii causa* fecisse coemptionem; quae vero *alterius rei causa* facit coemptionem cum viro suo aut cum extraneo, velut *tutelae evitandae causa*, dicitur *fiduciae causa* fecisse coemptionem. 115. quod est tale: si qua velit quos habet tutores reponere, ut alium nanciscatur, eis auctoribus coemptionem facit; *deinde a coemptionatore remancipata ei, cui ipsa velit,* et ab eo vindicta manumissa incipit eum habere tutorem, a quo manu missa est; qui *tutor fiduciarius* dicitur, sicut inferius apparebit. 115a. Olim etiam *testamenti faciendi gratia fiduciaria fiebat coemptio:* tunc enim non aliter feminae testamenti faciendi ius habebant, exceptis quibusdam personis, quam si *coemptionem fecissent remancipataeque et manu missae fuissent;* set hanc necessitatem coemptionis faciendae ex auctoritate divi Hadriani senatus remisit. Cic. pro Mur. 12, 27: Nam cum permulta praeclare legibus essent constituta, ea iureconsultorum ingeniis pleraque corrupta ac depravata sunt. Mulieres omnes propter infirmitatem consilii maiores in tutorum potestate esse voluerunt: *hi invenerunt genera tutorum, quae potestate mulierum continerentur.* Sacra interire illi noluerunt: *horum ingenio senes ad coemptiones faciendas interimendorum sacrorum causa reperti sunt.*

3) Eine gleichmässige Behandlung der *coemptio* und *arrogatio* lag den Juristen überhaupt nahe, auch wo die Acte im eigentlichen Sinne stattgefunden hatten. S. Gaj. 4, 38, wonach sowohl gegen den *arrogatus*, als auch gegen die Frau *quae coemptionem fecit*, eine *actio utilis* eingeführt worden ist, bei welcher fingiert wird, dass sie nicht *capitis deminutio* erlitten hätten.

sehr wohl noch leibliche Kinder erhalten und hatte somit gar keinen im alten pontificischen Rechte begründeten Anlass zu einer Adoption zu schreiten.[1]) Ganz eben so geht der *coemptionator fiduciarius* die *coemptio* nicht im wahren Sinne des Instituts der *coemptio* ein, um eine Frau zu erhalten, die seiner vollen eheherlichen *manus* unterworfen, in einem *matrimonium liberorum quaerendorum causa* ihm Kinder gebäre.

2. Fontejus emancipierte den Clodius sofort nach der Arrogation.[2]) Ganz ebenso remancipiert der *coemptionator fiduciarius* die Frau sofort an einen dritten.[3]) Dort wird die so eben begründete *patria potestas*, hier die so eben begründete *manus* sofort wieder aufgehoben.
3. Clodius gilt gar nicht als *filius* oder, nach erfolgter Emancipation, als gewesener *filius* des Fontejus; — denn er führte weder den Namen des Fontejus, noch dessen Sacra, noch hatte er ein Erbrecht auf dessen Vermögen.[4]) Ganz ebenso ist die Frau, welche durch *coemptio fiduciae causa* in die *manus* des *coemptionator* gekommen war, für diesen nicht *filiae loco*, wie es diejenige Frau ist, welche durch *coemptio matrimonii causa* in die *manus* des *maritus* kommt.[5])
4. Obwohl Clodius nicht im wahren Sinne des Worts *filius* des Fontejus werden sollte, so wurde er doch insoweit als dessen *filius* betrachtet, als dieses nöthig war, um das Recht des Fontejus zur Emancipation zu begründen. Ganz ebenso erkennen die Juristen an,

---

1) Cic. de dom. 13, 34: Quod est, pontifices, ius adoptionis? Nempe ut is adoptet, qui neque procreare iam liberos possit et, cum potuerit, sit expertus. — Quid est horum in ista adoptione qnaesitum? *Adoptat annos viginti natus, etiam minor, senatorem. Liberorumne causa? At procreare potest: habet uxorem. Suscipiet iam liberos: exheredabit igitur pater filium?* 14, 37: Quae maior calumnia est, quam venire *imberbum adolescentulum, bene valentem ac maritum:* dicere se filium senatorem populi Romani sibi velle adoptare?

2) Cic. de dom. 14, 37 (oben S. 124 Anm. 1).

3) Gaj. 1, 115 (oben S. 130 Anm. 2).

4) Cic. de dom. 13, 35 (oben S. 129 Anm. 1). 14, 37 (oben S. 124 Anm. 1). Dass bei der Arrogation des Clodius der Ausdruck *filius* gebraucht wurde (vgl. Cic. de dom. 29, 77 mit Gell. 5, 19), steht natürlich nicht entgegen. Denn das Scheingeschäft geschah genau in denselben Formen, wie das ernsthaft gemeinte. Vgl. Ihering a. a. O. S. 556: „Zunächst verstand es sich wohl von selbst, dass das Geschäft sich nicht selbst als Scheingeschäft bezeichnen durfte.“ 557 Anm. „das Kriterium des fiduciae causa geschlossenen Geschäfts lag lediglich in seinem Zweck, nicht in der Form.“ Hieran muss man sich erinnern, um zu verstehen, mit welchem Rechte Cicero sagen konnte in unmittelbarem Anschluss an die S. 129 Anm. 1 citierten Worte: Ita perturbatis sacris, contaminatis gentibus et quam deseruisti et quam polluisti, iure Quiritium legitimo tutelarum et hereditatium relicto, *factus es eius filius* contra fas, cuius per aetatem pater esse potuisti. Dass Clodius gefragt wurde, ob er *filius* des Fontejus werden wolle, deutet Cicero auch an durch die ironische Bemerkung 13, 35: nisi forte ex te ita quaesitum est, num perturbare rem publicam seditionibus velles, et ob eam causam adoptari, *non ut eius filius esses*, sed ut tribunus pl. fieres et funditus everteres rem publicam.

5) Gaj. 1, 114 (oben S. 130 Anm. 2). Der obige Satz erleidet allerdings eine Ausnahme. Da nämlich die Frau auch mit ihrem Ehemanne selbst, mit dem sie in einer Ehe ohne Manus lebte, eine *coemptio fiduciae causa* eingehen konnte (Gaj. 1, 114), so war allerdings bei einer solchen *coemptio fiduciae causa* mit dem *maritus* bestimmt, dass die Frau für diesen doch *filiae loco* sein solle. Gaj. 1, 115b: (Si qua tamen mulier) fiduciae causa *cum viro suo* fecerit coemptionem, nihilo minus *filiae loco* incipit esse: nam si omnino qualibet ex causa *uxor* in manu *viri* sit, *placuit* eam *filiae iura* nancisci. Vgl. Gaj. 1, 118 in der folgenden Anm. und Gaj. 1, 136: quamvis hae solae *loco filiarum* habeantur, quae *in viri manu* sunt. Natürlich hindert diese Ausnahme die obige Vergleichung nicht im geringsten.

dass der *coemptionator fiduciarius*, obwohl die Frau für ihn nicht *filiae loco* ist, doch das Recht habe, sie zu mancipieren.[1])

5. Clodius liess sich von Fontejus adoptieren zu dem der Adoption an sich fremdartigen Zwecke, um frei zu werden von dem Hemmnis, das ihm als Patricier bei der Bewerbung um das Volkstribunat entgegenstand.[2]) Ganz ebenso giengen die Frauen die *coemptio fiduciae causa* zu den der *coemptio* an sich fremdartigen Zwecken ein, um frei zu werden von der Agnatentutel oder von lästigen Sacra oder von der Unfähigkeit zur Errichtung eines Testaments.[3])
6. Clodius liess sich von einem viel jüngern Manne, dessen Vater er hätte sein können, adoptieren, gleichsam um hierdurch recht augenfällig zu zeigen, dass es sich nicht um eine ernstliche *arrogatio*, sondern um eine *arrogatio fiduciae causa* handle.[4]) Ganz ebenso pflegten die Frauen die *coemptio fiduciae causa* mit abgelebten Greisen einzugehen, um ihrerseits zu zeigen, dass es sich nicht um eine ernstliche *coemptio matrimonii causa*, nicht um den Zweck der Ehe *liberorum quaerendorum causa* handle.[5])

Kurz der Adoptivvater P. Fontejus spielte bei der *transitio ad plebem* des Clodius offenbar nur *dicis causa* seine Rolle, ähnlich wie die *senes coemptionales* bei der *coemptio fiduciae causa* und der *familiae emptor* beim Mancipationstestamente.[6])

---

1) Gaj. 1, 118: Idem iuris est in earum personis, quae in manu sunt: nam feminae a coemptionatoribus eodem modo possunt [mancipari, quo liberi a parente mancipantur; adeo] quidem, ut, *quamvis ea sola aput coemptionatorem filiae loco sit, quae ei nupta sit, tamen nihilominus etiam quae ei nupta non sit, nec ob id filiae loco sit, ab eo mancipari possit.*

2) Natürlich wurde dieser Zweck bei der Arrogation selbst nicht ausgesprochen. Vgl. Ihering a. a. O. S. 556: „Bei der coemptio und in iure cessio fiduciae causa sollte der Empfänger die Person oder Sache nicht wirklich haben und behalten, wie in andern Fällen, sondern sie je nach getroffener Vereinbarung restituieren. Allein diese Vereinbarung hatte in dem Geschäft selbst keinen Platz, sie widersprach dem eigentlichen Zweck desselben; der einfach-natürlichen Vorstellungsweise wollte es nicht in den Sinn, dass man „erwerbe", wenn man den Erwerb nicht behalten solle. Die Verabredung konnte also, wie bei der sponsio praeiudicialis, und wie auch heutzutage bei jedem simulierten Geschäft nur nebenbei, d. h. ausserhalb des eigentlichen Geschäfts getroffen werden. Darauf beruht der Begriff der *fiducia* oder des *fiduciae causa* abgeschlossenen Geschäfts". Hiernach wird man verstehen die ironischen Bemerkungen Cicero's sowohl de dom. 13, 35 (S. 131 Anm. 4) als auch 14, 37: Quae maior calumnia est, quam venire imberbum adolescentulum bene valentem ac maritum, *dicere*, se filium senatorem populi Romani sibi velle adoptare: id autem *scire et videre omnes*, non ut ille filius instituatur, sed ut, si ex patriciis exeat, tribunus pl. fieri possit, *ideirco adoptari?* neque id obscure: nam adoptatum emancipari statim, ne sit eius filius, qui adoptarit.

3) S. S. 130 Anm. 2.

4) S. die Stellen S. 131 Anm. 1 und Cic. de dom. 13, 35: factus es eius filius contra fas, *cuius per aetatem pater esse potuisti.* 36: Dico apud pontifices: nego istam adoptionem pontificio iure esse factam: primum quod eae vestrae sint aetates, ut is qui te adoptavit, vel *filii tibi loco* per aetatem esse potuerit. Suet. Tib. 2: P. Clodio, qui ob expellendum urbe Ciceronem plebeio homini *atque etiam natu minori* in adoptionem se dedit. Dass die Adoption eines älteren Mannes durch einen *natu minor* anfangs nicht vorgekommen war, liegt in der Natur der Sache; dass die rechtliche Möglichkeit sodann eine Zeitlang controvers war, folgt aus Gaj. 1, 106: Sed illud quoque, quod quaesitum est, an minor natu maiorem natu adoptare possit, utriusque adoptionis commune est (d. h. der *arrogatio* und der *adoptio* im engeren Sinne).

5) Cic. pro Mur. 12, 27 (S. 130 Anm. 2). Vgl. Plaut. Bacch. 976: Nunc Priamo nostro sist quis emptor, *coemptionalem senem* vendam ego, venalem quem habeo, extemplo ubi oppidum expugnavero. Curius bei Cic. ad fam. 7, 29, 1: quod quidem si inter *senes coemptionales* venale proscripserit, egerit non multum.

6) Gaj. 2, 103: nunc vero alius heres testamento instituitur, a quo etiam legata relinquuntur, alius *dicis gratia propter veteris iuris imitationem* familiae emptor adhibetur.

Bei diesen Aehnlichkeiten dürfen wir ohne Zweifel annehmen, dass von dem Collegium der Pontifices neben den ernstlich gemeinten Arrogationen auch *arrogationes fiduciae causa* zugelassen worden sind, wozu, abgesehen von der Ausdehnung der ursprünglich rein patricischen *arrogatio* auf die Plebejer,[1]) eigentlich weiter nichts nöthig war, als dass es bei der pontificischen Cognition über die Beweggründe der Adoption ein Auge zudrückte.[2]) Wollte man hiergegen sagen, dass, wenn dies so wäre, Cicero sich nicht dermassen vom Standpunkte des pontificischen Rechts über die Arrogation des Clodius hätte ereifern können, wie er es thut, so ist dagegen zu bemerken, dass Cicero dazu sehr wohl ein gewisses Recht hatte, da die pontificische Cognition der Arrogation des Clodius überhaupt nicht vorangegangen war.[3]) Dieses

---

1) Diesen Punkt hier weiter auszuführen ist unthunlich, da dabei die ganze Controverse wegen des Verhältnisses der Plebejer zu den Curiatcomitien zu erörtern sein würde. Einstweilen s. Röm. Alt. Bd. 1. Aufl. 2. S. 124 f. Eine weitere Ausführung jenes Punktes ist aber auch überflüssig, da er eine Nebensache betrifft, von deren Entscheidung die Entscheidung über das, was bei dem Gegenstande dieses Vortrags die Hauptsache ist, nicht abhängt.

2) Den *fiduciae causa arrogatus* gegen Misbrauch der *fiducia* von Seiten des Arrogierenden zu schützen, war nicht Sache des Collegiums; dafür werden die *iureconsulti* (Cic. pro Mur. 12, 27), möglicherweise also auch Mitglieder des Collegiums der Pontifices, gesorgt haben, so gut wie sie Mittel und Wege erfunden haben müssen, um auch die Frauen gegen solche Ansprüche der *coemptionatores* zu schützen, welche der *fiducia* widersprachen. Wer die *fiducia*, d. h. die neben dem solennen Geschäfte getroffene Verabredung brach, konnte mit der *fiduciae actio* (Paul. sent. rec. 2, 13, 5), die zu den *actiones fidei bonae* gehörte, belangt werden (Cic. de off. 3, 15, 61. ad fam. 7, 12, 2), und wer in einem *fiduciae iudicium* (Coll. Mos. 10, 2, 2) verurtheilt wurde, ward *infamis* (Cic. pro Rosc. com. 6, 16. pro Caec. 3, 7. Lex Iulia mun. lin. 111 in Mommsens I. L. A. S. 122).

3) Er thut dies entschieden de dom. 13. 14. Indes muss man unterscheiden, was in dieser Erörterung den Werth eines juristischen Arguments hat oder haben soll, was lediglich rednerische Ausschmückung ist. Ein juristisches Argument für die Nichtigkeit der Arrogation ist nur der formelle Mangel der pontificischen Cognition, rednerische Ausschmückung dagegen alles, was Cicero über die Unzulässigket der Arrogation in materieller Beziehung sagt. Die Auseinandersetzung Cicero's beginnt mit den Worten 13, 34: Quod est, pontifices, ius adoptionis? Nempe ut is adoptet, qui neque procreare iam liberos possit, et cum potuerit, sit expertus. *Quae deinde causa cuique sit adoptionis, quae ratio generum ac dignitatis, quae sacrorum, quaeri a pontificum collegio solet. Quid est horum in ista adoptione quaesitum?* Wie er hier die materielle und formelle Seite der Frage zusammenbringt, so auch in der ganzen Deduction, und besonders deutlich am Schlusse der ganzen Stelle 14, 38: Dixi apud pontifices istam adoptionem *nullo decreto huius collegii probatam, contra omne pontificium ius factam*, pro nihilo esse habendam. Man darf den Redner nicht tadeln, dass er das Gewicht des Mangels eines pontificischen Decrets durch die Betrachtung steigert, dass ein solches nach pontificischem Rechte gar nicht habe ertheilt werden können, weil es dem Geiste des alten pontificischen Rechts widerspreche; aber man darf aus dieser vom Parteistandpuncte verfochtenen Ansicht, die Cicero eben desshalb ungeniert aussprechen konnte, weil kein pontificisches Decret vorlag und bei der Arrogation selbst natürlich nicht die Rede davon gewesen war, da sie nur *fiduciae causa* stattfand, nicht schliessen, dass die Pontifices nicht schon vorher in ähnlichen Transitionsfällen gegen den Geist des alten pontificischen Rechts *arrogationes fiduciae causa* zugelassen hatten. Dass in der That schon vorher solche vorgekommen sein müssen, folgt daraus, dass der Consul Metellus die *lex curiata de arrogatione* nach dem *mos maiorum* (*κατὰ τὰ πάτρια* bei Dio Cass. 37, 51) für nothwendig erklärte. Ebensowenig darf man aus der von Cicero behaupteten und auch scheinbar bewiesenen Ungesetzlichkeit der Arrogation des Clodius schliessen, dass jede *arrogatio fiduciae causa* ungesetzlich sein würde. Es schien ihm nämlich die Arrogation des Clodius besonders deshalb ungesetzlich, weil Formfehler dabei vorgekommen waren. Der Mangel der pontificischen Cognition war nicht der einzige Formfehler, auf den Cicero die Behauptung der Nichtigkeit der Arrogation stützte. Die *lex curiata* war ausserdem mit Nichtachtung der Obnuntiation des Bibulus (de dom. 15, 39 f. de har. resp. 23, 48. de prov. cons. 19, 46) und mit Nichtbeobachtung des *trinundinum* der Promulgation (de dom.

Factum bezeugt zwar auch nur Cicero; wir dürfen es ihm aber unbedenklich glauben, zumal da es bekannt ist, dass Caesar die *lex curiata* sehr eilig — um die neunte Stunde desselben Tages, an welchem Cicero um die sechste Stunde den Caesar in einer Gerichtsrede direct angegriffen hatte — hatte annehmen lassen.[1]) Offenbar hat Caesar in seiner Eigenschaft als *pontifex maximus* die Verantwortung für die Unterlassung der Cognition des Collegiums der Pontifices auf sich genommen.

Waren nun aber *arrogationes fiduciae causa* zulässig, so versteht es sich von selbst, dass der zu Arrogierende sich nebenbei nicht bloss die sofortige *emancipatio*, sondern auch das Recht ausbedingen konnte, seinen alten Namen, seine alten Sacra und sein altes Erbrecht beizubehalten.[2]) Hiermit ist also die Beibehaltung des Namens bei der *transitio ad plebem* trotz der zum Behuf derselben stattfindenden *arrogatio* erklärt. Wenn aber der *fiduciae causa* Arrogierte seine alten Sacra beibehielt,[3]) wie es Clodius wirklich that,[4]) so zeigt sich jetzt zugleich, dass die bei der *transitio ad plebem* vorkommende *detestatio sacrorum*, weit entfernt nach Mommsens Ansicht die wesentliche Form für die *transitio ad plebem* zu sein, eben auch nur eine *detestatio sacrorum fiduciae causa* war.

Nunmehr wird sich die oben zurückgestellte Frage beantworten lassen, ob auch bei einem *filius familias* eine *transitio ad plebem* ohne Namensänderung vorkommen konnte. Dies war ohne Zweifel möglich, wenn der Vater seinen *filius familias* zunächst emancipierte;

16, 41. Dio Cass. 39, 11) rogiert worden; es war eben in formeller Beziehung nichts in gesetzlicher Weise geschehen (Cic. de dom. 29, 77: in illa adoptatione legitime factum est nihil). Mehr als die Ungesetzlichkeit wegen Formmängel hat auch Plutarch nicht im Sinne, wenn er Cat. min. 33 sagt: *Πόπλιον δὲ Κλώδιον ἐκ πατρικίων εἰς δημοτικοὺς παρανόμως μετασχήσαντες.* Dass die Arrogation des Clodius, abgesehen von diesen Formfehlern, ganz gesetzlich war, folgt daraus, dass andere Staatsmänner die rechtliche Wirksamkeit der Arrogation bezüglich der Plebität des Clodius trotz der Formfehler anerkannten (z. B. Cato, s. Dio Cass. 39, 22. Plut. Cat. min. 40. Cic. 34), und dass Cicero sich, wenn auch widerstrebend, diesem Standpuncte accommodierte (Cic. de dom. 16, 42. de prov. cons. 19, 45).

1) Cic. de dom. 16, 41: Hora fortasse sexta diei questus sum in iudicio, cum C. Antonium, collegam meum, defenderem, quaedam de re publica, quae mihi visa sunt ad illius miseri causam pertinere. Haec homines improbi ad quosdam viros fortes longe aliter atque a me dicta erant detulerunt. Hora nona illo ipso die tu es adoptatus. Suet. Caes. 20 (s. S. 122 Anm. 3). Aus Cic. ad Att. 2, 12 ist aber zu ersehen, dass die Arrogation, welche kurz vor den Cerialien (vor dem 19. April) stattgefunden hatte, fast heimlich vor sich gegangen war.

2) Streitig machen konnten ihm dies nur der *pater fiduciarius* und seine bisherigen Gentilen. Jener durfte es nicht, wenn er sich nicht einem *iudicium fiduciae* aussetzen und *infamis* werden wollte. Diese aber mögen auch kraft einer neben dem solennen Geschäfte der Arrogation hergehenden Verabredung auf die Geltendmachung ihrer Rechte verzichtet haben. Die Annahme, dass sie dazu geneigt gewesen seien, ist um nichts bedenklicher, als die Annahme, dass die agnatischen Tutoren der Frauen bereit waren auf die Tutel zu verzichten, wozu sie doch auch bereit gewesen sein müssen, da ohne ihre Einwilligung (auctoritas) die *coemptio fiduciae causa* unmöglich gewesen wäre. S. Gaj. 1, 115 (S. 130 Anm. 2).

3) Hierdurch unterscheidet sich die *arrogatio fiduciae causa* von der *coemptio fiduciae causa*, insofern die letztere benutzt wurde, um sich lästiger Sacra zu entledigen (Cic. Mur. 12, 27). Indes ist dies durchaus kein principieller Unterschied, sondern nur ein Unterschied der Anwendung. Auch ist es sehr wohl möglich, dass eine Frau, welche nur das Recht der testamenti factio erwerben oder nur von der Agnatentutel frei werden wollte, sich ebenso wie der *fiduciae causa* Arrogierte die Beibehaltung ihrer Sacra ausbedang.

4) Cic. de dom. 13, 35 und 44, 116 (S. 129 Anm. 1). Vgl. über die letztere Stelle Marquardt Bd. 4 S. 144 A. 857, der indes, falls meine Ansicht von der *arrogatio fiduciae causa* richtig ist, das. S. 239 Anm. 1432 irrt, wenn er meint, die Beibehaltung der *sacra gentis Clodiae* sei gegen das *ius sacrum* gewesen.

zum *homo sui juris* geworden, konnte derselbe dann vermittelst der *arrogatio fiduciae causa* mit Beibehaltung des Namens übertreten. Aber es gab dafür einen noch bequemeren Weg, den der *adoptio* (im engern Sinne) *fiduciae causa*, die wir nach Analogie der *arrogatio fiduciae causa* unbedenklich voraussetzen dürfen. Eine solche *adoptio fiduciae causa* musste in denselben Formen geschehen, wie die ernstlich gemeinte *adoptio*, nämlich durch dreimalige Mancipation von Seiten des Vaters, Emancipation und Remancipation von Seiten des Käufers, und schliessliche *in jure cessio* gegenüber dem den Sohn vindicierenden Adoptivvater vor dem Praetor.[1]) Natürlich aber musste nebenbei sofortige Emancipation und Beibehaltung des Namens, der Sacra und des Erbrechts ausbedungen werden. Da die *adoptio* mit der *coemptio* auf derselben Stufe steht, da jene wie diese auf der *mancipatio* beruht, da der Begriff der *fiducia* zuerst bei der *mancipatio* Zugang fand: so darf man vermuthen, dass *adoptiones fiduciae causa* sogar eher vorgekommen sind, als *arrogationes fiduciae causa*. Es lag in der Natur der Sache, dass man weniger scrupulös war bei der Anwendung civilrechtlicher Formen *fiduciae causa* als bei der entsprechenden Anwendung sacralrechtlicher Formen.[2])

Ueber die Zeit der Zulassung dieser Neuerungen lässt sich folgendes vermuthen. Da die ältesten historisch gesicherten Fälle von *transitiones ad plebem* nach Mommsen im zweiten punischen Kriege vorkommen,[3]) so nehmen wir an, dass damals die *adoptio fiduciae causa* üblich geworden ist, was sowohl mit der Entwickelung der Zustände innerhalb der Nobilität, als auch damit stimmt, dass die *coemptio fiduciae causa* nicht viel später üblich geworden sein muss.[4]) Einige Generationen später wird dann die *fiducia* auch auf die *arrogatio* angewendet worden sein; zur Zeit der Gracchen und des Marius wenigstens war die Religiosität der Römer schon tief genug gesunken, um es begreiflich zu finden, dass mit den alten geheiligten Formen des Sacralrechts ein ihrem Geiste widerstrebender Misbrauch getrieben, man möchte sagen, Komödie gespielt werden konnte.[5])

---

1) Gaj. 1, 134. Gell. 5, 19.

2) Dass *homines sui juris* sich erst von einem Patricier ernstlich arrogieren liessen, um dann, von diesem einem Plebejer durch *adoptio fiduciae causa* übergeben, zur Plebs überzutreten, ist juristisch möglich. Aber dass sie diesen jedenfalls weniger bequemen Umweg einschlugen, ist nicht wahrscheinlich, da eben Clodius ihn nicht eingeschlagen hat.

3) Rh. Mus. S. 354. Röm. Forschungen S. 124. Es sind C. und M. Servilius Geminus, die 203 und 202 Consuln waren. Es ist nur bekannt, dass sie Plebejer waren, während ihre Vorfahren dem patricischen Stande angehörten; natürlich aber nicht, ob sie als *filii familias* oder als *homines sui iuris* übergetreten sind. Nur aus den angeführten inneren Gründen halte ich jenes für wahrscheinlicher.

4) Vgl. Lange, Römische Alterthümer Bd. 2, S. 260. Bd. 1. 2. Aufl. S. 107. 207.

5) Leider lässt sich nicht ermitteln, ob P. Sulpicius Rufus, der berüchtigte Volkstribun des J. 88, der auch vom Patriciat zur Plebs übergetreten sein muss (Mommsen Rh. Mus. S. 355. Röm. Forsch. S. 120), diess als *filius familias* oder als *homo sui iuris* that. Gewiss ist zwar, dass schon Scipio Aemilianus in seiner Censur 142 v. Chr. Geb. über Misbrauch im Adoptionswesen klagte; aber dies bezog sich möglicherweise nur auf Adoption im engern Sinne (Gell. 5, 19, 15. 16). Sollte aber nicht die Thatsache, dass der Pontifex maximus Q. Mucius Scaevola (Consul 95) den bei der Arrogation zu leistenden Schwur (Gell. 5, 19) neu formuliert hatte (denn dass er den Schwur selbst nicht etwa aufbrachte, sondern nur neu formulierte, ist wohl selbstverständlich), in Verbindung zu bringen sein mit der Nothwendigkeit einer laxeren Praxis seit dem Aufkommen der *arrogationes fiduciae causa*? Wenn die Pontifices bei der Cognition ein Auge zudrückten, so werden sie auch geneigt gewesen sein, dem Schwure eine Form zu geben, bei welcher sich das Gewissen des Schwörenden im Falle einer nicht ernstlich gemeinten Arrogation beruhigen konnte. Und dass Q. Mucius Scaevola sich für die *fiducia* sehr interessierte, ersehen wir aus Cic. de off. 3, 17, 70.

Auf die Frage des Vorsitzenden, ob jemand das Wort zu ergreifen wünsche, erhebt sich

Prof. Dr. Rein aus Eisenach:

Man wird im allgemeinen dem werthen Redner in seinen Ansichten über das Wesen und die Form der *transitio ad plebem* sicherlich beistimmen dürfen, ich möchte nur eins geltend machen in Bezug auf die Annahme des Namens. Ich glaube nicht, dass die ältesten *transitiones ad plebem* irgendwie ohne Annahme des neuen Namens von dem Arrogierenden möglich gewesen sind; dagegen dass die Annahme einer *arrogatio fiduciae causa* sicher etwas überflüssiges ist. Ich stimme vollkommen bei, wenn gesagt wurde, die *transitio* ist eine reine *arrogatio*, und ich stimme Herrn Prof. Lange hierin gegen Mommsen unbedingt bei; dass aber der Name des Arrogierenden angenommen werden musste, und zwar für alle Zeiten, das bezweifle ich keineswegs. Wenn es bei Clodius nicht geschah, so ward das, weil das Ganze eine reine Comödie war, nicht als nothwendig betrachtet. Es liegt hier eben keine rechtmässige Anwendung der *transitio ad plebem* vor. Ebenso wenig billige ich die Annahme der alten *fiducia*, wie überhaupt die Auffassung der *coemptio* noch an vielen Mängeln leidet. Ihre Erklärung der Clodianischen *transitio ad plebem* wird auch ohne diese Annahmen als richtig anerkannt werden, doch glaube ich, dass man aus dem ganz eigenthümlichen und singulären Vorgehen in diesem einen Falle nicht schliessen darf, dass die Nichtannahme des Namens vom Arrogierenden in allen Fällen möglich gewesen sei.

Prof. Dr. Lange:

Dann bitte ich mir nur zu erklären, wie ein vernünftiger Mensch in den Zeiten nach dem punischen Kriege auf die Idee habe kommen können, *transitiones ad plebem* zu fälschen. Cicero sagt, in den *laudationes funebres* wären vielerlei Fälschungen vorgekommen, falsche Titel, falsche *transitiones ad plebem* und er führt als Beispiel an: sowie wenn ich sagen wollte, jener Patricier Manius Tullius, der 493 vor Christus Consul gewesen, sei mein Ahnherr, und wozu man den Gedanken ergänzen muss: sei zur *plebs* übergetreten. Daraus folgt doch, dass keine Namensänderung stattgefunden habe. Sonst hätte man die *transitio ad plebem* nie erfinden können.

Prof. Dr. Rein:

Die *arrogatio* ist doch immer eine andere Form der *adoptio*. Bei jener eben so, wie bei dieser, wurde jemand von einem andern an Kindesstatt angenommen. Der an Kindesstatt Angenommene trat in die *potestas* des Adoptivvaters über, wurde der Rechte eines wirklichen Kindes (namentlich auch in Bezug auf das Erbe) theilhaftig, verlor seine bisherigen Agnaten und erhielt in der Familie des Adoptivvaters neue. Er trat damit auch in den Stand des Adoptivvaters über. Wäre dies nun alles denkbar, wenn er nicht unter allen Umständen auch den Namen des neuen Vaters hätte annehmen müssen? Das hiesse dann doch so viel als: es habe jemand einen adoptieren können, ohne dass dieser doch sein Sohn sein sollte.

Prof. Dr. Lange:

Es ist das doch sehr gut denkbar, so gut wie die Frau, in der Form, die für die Ehe geschaffen ist, der *coemptio*, in die *manus* des Mannes kommt, ohne dass dieser sie heiratet. Eben so konnte ein Mann adoptiert werden, ohne dass er ernstlich in die *patria potestas* des Adoptivvaters übergieng.

Prof. Dr. Rein:

Das ist ein wesentlicher Unterschied. *Manus* ohne Ehe ist denkbar, aber *adoptio* nicht

ohne *patria potestas*. Wenn einer nicht heiraten will und sich der *manus* bedient, so ist dies ein ganz anderes Verhältnis, ein reines Unterthänigkeitsverhältnis.

Prof. Dr. Lange:

Manus und *patria potestas* im uralten Sinne sind dieselben Begriffe, auf verschiedne Personen angewendet. Man muss einen Unterschied machen zwischen der alten Bedeutung und der Anwendung, wie sie die Jurisprudenz künstlich von dem Begriffe entwickelt hat, wie die *coemptio fiduciae causa*. Es sind das Erfindungen, die den römischen Rechtslehrern alle Ehre machen, trotzdem dass man es lächerlich finden kann, dass jemand einen andern adoptiert, der nicht sein Sohn, und eine Frau heiratet, die nicht seine Frau sein soll. In solchen Fällen wird die *manus* hergestellt, um sich ihrer sofort zu entledigen, und im andern Fall die *patria potestas*, nur um vermittelst derselben ein Recht zu erlangen, während sie selbst sofort wieder aufgegeben wird.

Prof. Dr. Rein:

Ich weiche darin von Ihnen ab, dass ich die *manus* bei weitem mehr von der Ehe trenne, als Sie. Indessen, diese Verhandlung werden Sie, h. H., etwas ungeniessbar finden; wir wollen sie lieber privatim fortsetzen; das wird Allen lieber sein und die Sache mehr fördern.

Prof. Dr. Linker aus Lemberg:

Ich wollte in einer kurzen Bemerkung nicht auf das eigentlich sachliche des eben gehörten Vortrags eingehen, sondern nur an etwas erinnern, was Prof. Lange vielleicht mit Absicht nicht in seinen Vortrag eingeflochten hat. Er hat sich berufen auch auf die ciceronianische Rede *pro domo* oder wie sie jetzt nach bester und sicherster Ueberlieferung heisst *de domo*. Ich wollte nur einen Protest einlegen gegen die Bezeichnung dieser Rede als ciceronianisch. Es ist freilich jetzt wohl ziemlich allgemein, oder wenigstens bei vielen Fachgenossen Sitte geworden, gerade diese Rede dem grossen Redner selbst zuzuschreiben und vor allen hat Mommsen in seiner römischen Geschichte und in dem, was er über die Rede *de haruspicum responsis* sagt, dazu beigetragen; aber mag das historische Gewicht dieser alten Reden nicht gering sein, mögen auch manche Stellen darin für auf die damaligen Zeitumstände bezügliche Thatsachen eine recht willkommene Quelle sein, so wird doch die sprachliche Form dieser Rede, wenn sie wirklich nach Wolf noch einmal genauer untersucht werden sollte, ein Zeugnis ablegen, dass der Autor ein verschiedner von Cicero ist, und wenn auch Wolfs Gründe nicht alle stichhaltig genannt werden können, so werden doch gewiss die Bemerkungen, welche von andern, und zuletzt von Nägelsbach in der neusten Auflage seiner Stylistik gegen die Aechtheit der Rede vorgebracht worden sind, mit dazu beitragen, das Gewicht der Wolfschen Gründe zu erhöhen. Diese kurze Bemerkung wollte ich mir erlauben. Vielleicht hat Hr. Prof. Lange nicht einmal besondern Nachdruck auf die Aechtheit der Rede gelegt.

Prof. Dr. Lange:

Ich habe die Frage nach der Aechtheit der Rede *de domo* bei meinem Vortrage absichtlich übergangen. Ich für meine Person bin von der Aechtheit der Rede in sachlicher und sprachlicher Hinsicht vollständig überzeugt. Die gegen die Aechtheit der Rede *de haruspicum responso* vorgebrachten Einwände sind zuerst von G. Lahmeyer in der Schrift 'orationis de haruspicum responso habitae origo Tulliana. Gottingae 1850' — nicht von Th. Mommsen, wie Hr. Prof. Linker sagt — überzeugend beseitigt worden. Ich kenne die Bemerkungen

von Nägelsbach recht wohl. Aber so gut wie es bei andern ciceronianischen Reden der Fall gewesen, ebenso sicher hege ich die Hoffnung, dass, wenn jemand sich ernstlich mit der Rede *de domo* beschäftigt, sich das Urtheil der Gelehrten zu Gunsten ihrer Aechtheit feststellen wird. Was das sachliche betrifft, so hat z. B. Schwegler in den Anmerkungen zu seiner römischen Geschichte an der Wolfschen Ansicht rücksichtlich der Verwerfung der Rede festgehalten, aber bei Schwegler ist anzunehmen, dass er sich viel unkritischer verhalten hat gegen gewisse Auctoritäten der neuern Zeit, als gegen die alten Autoren. Seine einzelnen Anstände gegen die Rede lassen sich leicht beseitigen. Man sollte, so lange nicht ganz zwingende Gründe vorhanden sind, Anstand nehmen, eine so inhaltreiche Rede wegen einiger sprachlichen Eigenthümlichkeiten als unächt zu verwerfen. Wenn vollends Mommsen an der Aechtheit der Rede nicht zweifelte, so war nach meiner Ansicht zunächst für mich kein Grund vorhanden, auf die Aechtheit der Rede *de domo* einzugehen. Ich stehe aber in dieser Frage mit Mommsen auf einem Standpunkte. Mommsen verwirft das Zeugnis Cicero's über des *Clodius transitio ad plebem* nicht deshalb, weil er die Rede nicht für ächt, sondern weil er den Ausspruch für juristisch falsch hält.

Prof. Dr. Linker:

Die Abhandlung Lahmeyer's war mir recht wohl bekannt. Ich glaube aber, dass gerade auch diese Abhandlung ebenso wenig beigetragen hat, die Aechtheit der Rede *de haruspicum responso* festzustellen, wie die kurzen Bemerkungen von Mommsen. Ueberhaupt steht die Sache so: Mommsen hält die Rede für ächt; dagegen aber hält sie Wolf für unächt. Es wird wenigstes vorsichtig sein, vor der Hand die Frage so lange in suspenso zu lassen, bis ausführliche Gründe für die eine oder die andere Ansicht vorgebracht sind.

Vice-Präsident Dietsch:

Wenn niemand weiter das Wort verlangt, so spreche ich Herrn Prof. Lange für die Anregung einer so wichtigen Frage und für die Art und Weise, wie er sie uns vorgeführt hat, unsern Dank aus. Es scheint als wenn die Herren eine Pause zu machen wünschten, vielleicht von 10 Minuten. (Allgemeine Zustimmung.)

Dr. Eckstein:

Ich wünschte sehr, dass das Zeichen des Wiederbeginns mit der Schulglocke gegeben würde; denn es sind viele hungrig.

Nach Wiederaufnahme der Sitzung erhält der Tagesordnung gemäss Prof. Dr. G. Linker aus Lemberg das Wort und gibt in folgendem die angekündigte kurze Bemerkung über Horat. Epod. 16:

Hochgeehrte Versammlung! Wenn ich mir erlaubte in dieser Sitzung Ihre Aufmerksamkeit noch auf wenige Minuten gerade für die 16. Epode des Horaz in Anspruch zu nehmen, so geschah es zunächst nur aus dem Grunde, weil mein letzter Vortrag auf der Philologen-Versammlung zu Frankfurt über 'Spuren der Bekanntschaft des Horatius mit Sallustius Historien'[1]) gerade auf den 2. Theil dieser Epode sich bezog, und weil, wie ich hoffe, die genauere Ausarbeitung dieser jetzigen, nur vorläufigen Bemerkungen Gelegenheit geben wird und muss, einiges dort in Frankfurt bemerkte ausführlicher und in berichtigterer Gestalt vorzubringen. Seither sind trotz des neuen Aufiebens der Horazischen Studien gerade die Epo-

1) Siehe d. Verh. der Versammlung zu Frankfurt a. M. S. 117.

den gewissermassen das Stiefkind dieser Untersuchungen geblieben und es liesse sich für diese Behauptung daran erinnern, dass die schöne Abhandlung von Martin in Posen: 'de Horatii epodorum ratione antistrophica et interpolationibus' wenig verbreitet zu sein scheint. Nur muss ich freilich bemerken, dass ich keineswegs als Panegyriker, auch nicht einmal als Vertheidiger der Ansichten Martins in jeder Hinsicht auftreten möchte, so namentlich nicht der Behauptung, dass alle Epoden des Horaz in vierzeilige Strophen zu zerlegen seien. Denn obgleich dies für mehrere Epoden ganz richtig ist, so stehen doch diesen gegenüber einige andere, bei welchen eine andere Verstheilung sich zeigt, indem sogar in dialogischer Form z. B. die Epode 4 in zwei genau gleiche Hälften von je 10 Versen zerfällt, die Epode 12 in zweimal 13 Verse, wenn schon vielleicht zweifelhaft ist, ob die Zahl dreizehn wirklich anzuerkennen ist. In anderen dagegen, wie in der 14. Epode ist die Viertheilung auf's klarste zu erkennen, indem sich gleich hier 4 vierzeilige Strophen auf das bestimmteste scheiden; ebenso noch in der 17., wo fünfmal 4 Strophen sind, in der Epode 7: Quo, quo scelesti ruitis und ebenso, wie ich glaube, in unsrer 16. Epode.

Freilich um die Gestaltung dieser Epode vollständig kritisch darzulegen, dazu gebricht es hier an Zeit. Der Gegenstand ist ohnehin ein viel zu umfassender für einen kurzen Vortrag, und selbst abgesehen von der Zeit, wäre hier auf Einzelnheiten einzugehen unrathsam, da nicht einmal ein gedruckter Text vertheilt werden konnte. Ich will mich daher hier nur auf die kurzen Bemerkungen beschränken, dass die Epode ihrer überlieferten Gestalt nach in zwei Hälften, die erste von 38 und dann die zweite von 28 Versen zerfällt: eine Ungleichheit, die eben der sonstigen Gestalt, nicht blos der Horazischen *carmina*, sondern auch der Epoden auf das entschiedenste widerspricht, so dass der Verdacht hierdurch nahe gelegt, oder wenigstens die Nothwendigkeit einer Untersuchung begründet ist, ob wir wirklich gerade nur bei diesem Gedicht eine Ungleichheit der beiden Hälften, wenn Sie wollen, als Strophe und Antistrophe, anzunehmen und dem Horaz zuzutrauen hätten. Meiner Ansicht nach, die erst später schriftlich ausgeführt werden kann, ist das nicht der Fall, sondern die Epode zerfällt wie alle übrigen in zwei gleiche Hälften und zwar in je 5 vierzeilige Strophen, wie sich das beim iambischen Metrum auch fast genau herausstellt. Die ganze Norm dieser Neugestaltung, also auch die Annahme einer Interpolation bei dieser Epode wird freilich darauf beruhen, ob die gleich im Anfang stehenden wohl allgemein bekannten zwei Verse wirklich von Horaz herrühren.

Der Anfang lautet:

Altera iam teritur bellis civilibus aetas,
suis et ipsa Roma viribus ruit:
quam neque finitimi valuerunt perdere Marsi
Minacis aut Etrusca Porsenae manus,
aemula nec virtus Capuae, nec Spartacus acer
novisque rebus infidelis Allobrox,
nec fera caerulea domuit Germania pube,
parentibusque abominatus Hannibal:
inpia perdemus devoti sanguinis aetas,
ferisque rursus occupabitur solum.

Es ist der bekannte rhetorische locus nur in dichterischer Form ausgeführt: die Stadt Rom, welche weder den früheren, noch den späteren gefährlichsten auswärtigen Feinden

unterlag, die wird durch eigne Kraft zu Grunde gehen: ein locus, der bei Geschichtschreibern und Rednern sogar mit denselben Worten und Beispielen wiederkehrt. Eben aber unter den angeführten Beispielen von den früheren gefährlichsten Feinden Roms müssen nothwendig befremden die zwei Verse:

Aemula nec virtus Capuae, nec Spartacus acer
novisque rebus infidelis Allobrox.

Horaz führt hier offenbart gerade die Feinde Roms als Hauptbeispiele an, welche die Stadt Rom direct belagerten oder wenigstens in grosse Gefahr brachten, also natürlich Porsena, Hannibal, dann noch aus der letzten Vergangenheit die Marsi, wobei wohl nicht mit den gewöhnlichen Erklärern an das bellum Marsicum, den Bundesgenossenkrieg überhaupt zu denken ist, sondern im allgemeinen nur an die Bedrohung Roms und die blutigen Kämpfe in den Strassen Roms am Esquilin durch Pontius Telesinus am Ende des bellum Marsicum bei der Rückkehr des Sulla.

Diesen Feinden gegenüber wäre es ganz singulär, wenn die aemula virtus Capuae erscheinen wollte, wenn Capua, die oft genug von Livius als die aemula Romae dargestellt wird, mit Hannibal, mit Porsena in Parellele gesetzt wird, welchen Rom fast erlegen wäre, während Capua nur die Angriffe Roms selbst abzuwehren hatte. Noch auffallender würde die Erwähnung des Spartacus sein, der froh sein musste, den römischen Heeren selbst zu entrinnen, oder gar des Allobrox, der keineswegs etwa als Specification sämtlicher Gallier dienen kann. Noch dazu ist das sprachlich merkwürdige novisque rebus infidelis Allobrox, in offenbare Beziehung gebracht zur catilinarischen Verschwörung. Es heisst nun, nicht der Allobrox hat Rom gestürzt, als bei jener Gelegenheit, wo novae res sich zeigten, er sich als infidelis bewährte. Bei der Verschwörung selbst verhielten sich die guten Leute ganz ruhig, und liessen sich sogar von Cicero düpieren, dass sie den Brief an Catilina herausgaben. Später nur brach ihr Hass aus. Jedenfalls gehört dieser kleine gallische Stamm nicht in die Parallele mit Porsena und Hannibal.

Sobald also diese 2 Verse unächt sind, ist der Schlüssel für die Gestaltung der Ode gefunden und man kann sie dann bequem in 2mal 5 Strophen zerlegen. Indessen es würde mich das zu weit führen, ich behalte mir das für eine schriftliche Ausarbeitung vor. Hier wollte ich mir nur noch erlauben, auf das vierte der jedenfalls ächten von Horaz angeführten Beispiele einen Blick zu werfen.

Ausser Porsena, Hannibal und den Marsern sehen wir auch die Germania unter den Haupt- und gefährlichsten Feinden Roms erwähnt, also Rom, quam nec fera caerulea domuit Germania pube. Was bedeutet hier die caerulea pubes Germaniae? Die gewöhnliche Erklärung lautet wie bekannt: die blauäugigen Schaaren Germaniens. Man denkt an die letzten Kämpfe zu Cäsars Zeit, wobei es nur höchst merkwürdig wäre, dass die Germanen unter den gefährlichsten Feinden Roms aufgezählt werden, oder man denkt noch öfterer an die Cimbern und Teutonen. Ehe wir indessen auf die Frage nach der Bedeutung Germania's selbst eingehen, möchte ich einen Blick werfen auf den Ausdruck *caerulea pubes*, der gewöhnlich dahin übereinstimmend erklärt wird, als ob damit die blauäugige pubes Germaniae bezeichnet werde, mit Anführung der Worte des Tacitus (Germ. c. 4) über die truces et caerulei oculi Germanorum. Diese blauen Augen sind allerdings bekannt genug, selbst schon aus Cäsar, welcher den Augen der Schaaren des Ariovist solche blendende Blicke und solchen tiefen

Glanz zuschreibt, dass kein römischer Blick ihnen habe widerstehen können. Aber heisst denn caeruleus soviel als blauäugig? ich glaube nicht!

Bei Tacitus lesen wir caerulei oculi, das sind blaue Augen, wenn wir die gewöhnliche Uebersetzung beibehalten wollen, obgleich sie nicht ganz genau der Bedeutung von caeruleus entspricht. In dem ganzen Bereich der lateinischen Literatur, weder bei einem Dichter noch bei einem Prosaiker, wird sich caeruleus allein zur Bezeichnung von blauäugig gebraucht erweisen lassen. Es ist nicht dasselbe Verhältnis, als wenn ein Mann oder Weib als flavus oder flava bezeichnet wird, wo vor allem an die Haare zu denken ist, etwa wie jemand als Rother bezeichnet wird, mit Beziehung auf sein rothes Haar. Aber ebenso wenig wie jemand, der blaue Augen zu besitzen das Glück oder Unglück hat, als blau im Deutschen bezeichnet werden kann, ebensowenig würde es bei den Römern angehen. Das caeruleus kann nur die Bezeichnung für eine Farbe, namentlich die Gesichtsfarbe sein, ebenso wie caerulei dei, caeruleus Neptunus, caeruleus Triton erscheint. In derselben Weise begegnen wir solchen Bezeichnungen häufig genug in Beziehung auf die Gesichtsfarbe solcher fremder Stämme, welche die Hautfarbe zu färben, zum Theil auch zu tättowieren pflegten, so dass die caerulei Germani an unsrer Stelle wohl dieselbe Bedeutung haben mögen, wie die virides Britanni, die uns mehrfach bei Dichtern, namentlich der späteren Zeit begegnen.

Gerade von den Britanniern erwähnt schon Cäsar die Eigenthümlichkeit, dass sie mit einer besondern Farbe das Gesicht färben: vitro inficiunt, quod caeruleum efficit colorem, wie er sagt (de b. G. V 14). Indes beschränkt Cäsar diese Bemerkung auf die Britannier, während von andern Schriftstellern dieselbe auf alle keltischen Stämme ausgedehnt wird. Soll nun etwa aus dieser Stelle des Horaz hier das neue historische Resultat gezogen werden, dass auch die Germanen diese schöne Sitte, die Gesichter zum Schlachtkampf zu färben, gehabt haben, soll hierin die germanische Sitte mit der keltischen zusammentreffen? Der Beweis hierfür möchte schwer zu führen sein. Cäsar erwähnt, wie ich bereits sagte, nicht einmal etwas von den Kelten. Bei Tacitus findet man nur am Schlusse der Germania (c. 43) die Arii picti (tincta corpora), die für uns auch weiter nichts beweisen. Ebenso wenig möchte die Erwähnug derselben Sitte bei einigen skythischen Völkerschaften durch Herodot etwas beweisen, da allerdings noch grosser Streit über die Frage herscht, ob dort germanische Stämme zu erkennen sind, oder nicht. Genug die historische Begründung einer solchen Deutung der caerulea pubes Germaniae ist mir unbekannt. Aber wir brauchen uns gar nicht bis zu diesem Resultat zu versteigen. Die Germania an unsrer Stelle wird eben nicht in Bezug auf unsere Vorfahren, auf die mit Recht oder Unrecht sogenannten Germanen, die Zeitgenossen des Cäsar und Horaz zu beziehen sein, sondern wir müssen hier in der Bezeichnung der caerulea pubes Germaniae eben den vierten hauptsächlichsten Gegner Roms wieder finden, den Gegner, der Rom allein in der historischen Zeit in Asche legte, dessen Auslassung ganz besonders auffallend ist; wir müssen die Gallier erkennen, die 390 vor Christus Rom zerstörten: eine Erklärung, die nicht singulär dasteht, sondern Parallele gefunden hat in einer Bemerkung eines in manigfacher Beziehung schätzbaren Werkes des ehrwürdigen Geschichtsforschers v. Wintersheim. Dieser macht im 3. Bande seiner Geschichte der Völkerwanderung (S. 496) auf eine interessante Stelle des Kaiser Julianus aufmerksam, worin jener Zug der Gallier von 390 vor Christus als Zug der Germanen bezeichnet wird, also eine ganz genaue Parallele zu unserm Ausdruck des Horaz. Wir hätten also hier in der caerulea pubes Ger-

maniae die tättowierten oder gefärbten Gallier der frühern Zeit zu erkennen, welche Rom bedrohten. Auf diese kurze Bemerkung will ich mich jetzt beschränken, obgleich sonst noch vieles interessante bei der Erklärung dieser Epode in Betracht kommt.

Vorsitzender Rector Dr. Dietsch:

Wünscht Jemand das Wort?

Prof. Bursian:

Es ist nicht meine Absicht, auf alle die sehr interessanten, aber auch sehr disputabeln Bemerkungen des Herrn Prof. Linker einzugehen, namentlich nicht auf die letzte, die den alten Streit über Kelten und Germanen, der in ausgezeichneten Büchern und Schriften eines Holzmann und Brandes ausführlich behandelt worden ist und zum Theil wird, in seiner ganzen Ausdehnung wach ruft. Ich will mir nur einen Zweifel erlauben an der Behauptung des Prof. Linker, dass die caerulea pubes Germaniae gar nicht die hellgrauäugigen Schaaren Germaniens bedeuten dürfte. Ich kann allerdings keine unmittelbare Beispiele anführen, dass sonst jemand schlechtweg caeruleus genannt würde, im Sinne von hellgrauäugig. Herr Prof. Linker hat als Analogie den Gebrauch des Wortes flavus angeführt. Wenn aber jemand flavus heisst wegen seiner Haare, so glaube ich auch, dass er caeruleus wegen seiner Augen genannt werden kann. Wenn ein Dichter ein nur einem einzigen Theile des Menschen oder des Körpers zukommendes Beiwort durch eine gewisse dichterische Generalisierung auf den ganzen Menschen überträgt, so ist dies nur dann gestattet, wenn dieses Beiwort auf diesen speciellen Theil des Menschen allein bezogen werden kann. Wenn also der Dichter einen Mann, der blonde Haare hat, schlechtweg flavus nennt, so thut er es, weil niemand bei solcher Bezeichnung an einen andern Theil des Körpers, als an das Haar denken kann. Ebenso verhält es sich mit caeruleus. Da wo es vorkommt, bezieht es sich nicht auf Menschen, sondern auf die Götter, die im Meere wohnen, die gleichsam graublau, meergrün angelaufen sind. Am Menschen aber kann kein anderer Theil caeruleus sein, als die Augen, und darum kann man einen Menschen, der caeruleos oculos hat, auch schlechtweg caeruleus nennen.

Prof. Linker:

Dagegen kann ich nur einfach erinnern, dass keineswegs bloss die dei marini als caerulei bezeichnet werden, sondern dass caeruleus gerade häufig genug von dem Tättowieren der Völkerschaften neben virides und vitrei gebraucht erscheint, also in Bezug auf das Gesicht und die Hautfarbe derer, welche sich tättowierten, steht, ebenso wie bei caerulei dei. Ausserdem sind doch auch naturgemäss die Haare für die Unterscheidung von Menschen etwas ganz anderes, als die Augen, wie ich schon bemerkt habe. Wenn ein jedes Epitheton, das auf einen Theil des Körpers passt, sogleich dem ganzen Menschen beigelegt werden könnte, so würde einer mit einer schiefen Nase schlechtweg 'ein schiefer' heissen dürfen.

Prof. Bursian:

Das ist eine Verdrehung meiner Worte. Ich habe ausdrücklich gesagt: es kann der Dichter nur in einem Falle ein solches Epitheton auf den ganzen Menschen übertragen, wenn diese Bezeichnung nur einem Theile zukommen kann. Nun kann aber Jemand nicht allein an der Nase, sondern auch am Bein oder am Rücken schief sein, das ist etwas anders. Ich legte darauf Gewicht, dass weil jemand nur an den Haaren flavus sein kann, man ihn schlechtweg flavus nennen könne. Dass übrigens caeruleus für Leute gebraucht werde, die sich tättowiert haben, möchte ich bezweifeln, in Hinblick darauf, dass der Dichter gewiss nicht ein Wort für eine Sitte eines Volksstamms gebraucht haben wird, die damals in Rom noch sehr

unbekannt war und wovon man wenig Bescheid wusste. Etwas anderes wäre es bei einem Historiker. Wenn ein solcher von der Sitte des Tättowierens in einem frühern Abschnitt gesprochen, dann kann er sich den Ausdruck caeruleus für die Menschen, die sich tättowieren, erlauben. Dass aber ein Dichter sich dies ohne weiteres in Rom erlauben, dass er mit diesem Epitheton eine deutliche Vorstellung von dem, was er meine, bei seinen Lesern zu erwecken hoffen konnte, das ist mir ganz unwahrscheinlich.

Prof. Linker:

Ich muss dem gegenüber daran erinnern, dass caeruleus keineswegs nach dem sonstigen Sprachgebrauch nur den Augen zukommt, sondern auch überhaupt der Hautfarbe, und vor allem der Gesichtsfarbe im allgemeinen. Dafür werde ich einzelne Beispiele in der Abhandlung, die ich drucken lassen werde, liefern. Für unsere Stelle aber fällt ins Gewicht, dass wenn man anders deutet als ich, die gefährlichsten Feinde Roms, die Gallier, gar nicht erwähnt sind.

Rector Dr. Eckstein:

Ich habe vor etlichen Jahren in Breslau meines Landsmanns und Freundes Martin in Posen Horazische Studien manchen der Herren zuerst zur Kenntnis gebracht und auch Prof. Linker macht darauf aufmerksam, dass die Abhandlung über die Epoden unverdienter Weise in wenigen Kreisen bekannt sei. Er will sie aber selbst nicht in allen Theilen vertreten. Ja ich möchte sie ganz und gar nicht vertreten. Doch das ist eine Sache für sich. Aber ich wünschte, dass wir doch endlich einmal über die vierzeiligen Strophen der Horazischen Gedichte hinweg kämen, und dass der Autoritätenglaube, der so fest begründet zu sein scheint, endlich einmal an den bestimmten Zeugnissen des Alterthums seine Widerlegung fände. Ich ärgere mich allemal, wenn ich sehe, wie unser Freund Leutsch, der uns über diese Dinge die vollste Aufklärung geben kann, es so ruhig an sich vorüber gehen lässt, wenn immer noch nur von vierzeiligen Strophen der Horazischen Gedichte geredet wird, wenn man das bestimmte Zeugnis der alten Metriker so vollständig ignoriert, die klarsten Worte des Marius Victorinus ausser Acht lässt, was uns aus dem Alterthum selbst überliefert worden ist, nicht anerkennen will, um nur neues und gezwungenes im Horaz herzustellen. Ich habe nur meinem Herzen einmal Luft gemacht; denn ich weiss wohl, dass ich eigentlich davon nichts verstehe. Aber nun komme ich wieder mit Freund Linker zusammen, der sein kritisches Messer angewendet hat. Ich bin zwar nicht ultra-conservativ, im Gegentheil ich bin einigermassen liberal, aber ich bin doch kein Rother, denn 'Rothe' nennt man auch die Demokraten, nicht bloss die rothes Haar haben, und als Rothe möchte ich auch diejenigen bezeichnen, die uns den Horaz zerfleischen. Ein solches Beispiel haben wir heute wieder. Weil Horatius hier nur diejenigen Feinde nennen kann, von denen die Stadt Rom unmittelbar Gefahr zu befürchten gehabt hatte, darum können die zwei Verse unmöglich für ächt erkannt werden. Habe ich es so recht verstanden?

Prof. Linker:

Das gehört wenigstens mit dazu.

Rector Dr. Eckstein:

Das schien mir so der Kern zu sein. Ich weiss nicht, soll durch Ausscheidungen von vs. 5 und 6 und durch die neue Erklärung der caerulea pubes Germaniae als tättowierter Gallier eine Art historischer Folge in den Beispielen erzielt werden? Porsena — Gallier — Hannibal, das würde stimmen. Aber was fangen wir mit dem armen marsischen Kriege an?

Denn offenbar kann das „quam neque finitimi valuerunt perdere Marsi" auf keinen andern Kampf bezogen werden, als auf das bellum marsicum, oder soll hier ein Kampf aus der Königsherschaft gemeint sein? Ja das wird dann so herauskommen müssen. Sie schütteln mit dem Kopf, Herr Prof. Schäfer.

Prof. Schäfer:

Ich schüttelte mit dem Kopf, weil Prof. Linker bereits gesagt hat, es bezöge sich auf den marsischen Krieg, er verstehe darunter den Kampf des Pontius unter den Mauern Roms.

Rector Dr. Eckstein:

So hätten wir also doch zuerst den marsischen Krieg. Dann kommt Porsena, dann die tättowierten Gallier und der hannibalische Krieg. Das wäre recht schön, wenn nur unter der Voraussetzung, dass die historische Folge beabsichtigt wäre, die beiden Verse beseitigt würden. Nun sollte ich aber meinen, es müsste in den beiden Versen wirklich ein innerer Grund vorliegen, warum weder von Capua noch von Spartacus, der dem Horaz bei andern Gelegenheiten als höchst gefährlicher Feind Roms erschien, und wenn auch nur in der Beziehung, dass er keinen einzigen Schoppen Meissner Wein verschont haben würde, die Rede sein soll.

Prof. Linker:

Einmal nur.

Rector Dr. Eckstein:

Einmal ausser hier. Und wenn ich nicht irre, steht er dort in Verbindung mit dem marsischen Krieg.[1]) Offenbar ist er immer dem Horaz als ein höchst gefährlicher und bedenklicher Gegner erschienen.

Prof. Linker:

Gefährlich für den Wein, der in Roms Kellern lag.

Rector Dr. Eckstein:

Wer die Weinlager plündert, der plündert auch das übrige. In dieser Beziehung ist kein Bedenken. Ich meine nun, das bedenkliche bei solchen Untersuchungen liegt darin, dass man etwas bestimmtes in den vorliegenden Worten sucht und durchaus finden will und deshalb alles, was dieser vorgefassten Meinung nicht entspricht, kurzweg beseitigt. Weil in Epode 16 zwei Verse das angenommene Princip verletzen, so werden sie von Ihnen, Prof. Linker, gestrichen. Ueber das Princip muss ich erst vollständig belehrt sein; eher gebe ich meine conservative Gesinnung nicht auf.

Prof. Linker:

Ich will mir nur ein Paar Worte gegenüber denjenigen des verehrten Vorredners gestatten. Was zunächst die historische Anordnung der Beispiele anlangt, so ist das eben eine petitio principii, wenn gleich Eckstein von dieser Forderung als solcher ausgeht, als ob der Dichter verpflichtet gewesen sei, die Beispiele in historischer Reihenfolge anzuführen, und wir verpflichtet seien, dem Dichter eine solche Reihenfolge gleich von vornherein zuzutrauen. Die Anordnung der Beispiele war vielmehr nach meiner Anordnung die, dass wir im ersten Distichon die beiden Beispiele aus Italien selbst finden, Porsena und den Marsischen Krieg, unbekümmert um die historische Reihenfolge, und in dem zweiten Distichon eben die aus-

---

1) Od. III 14, 18: et cadum Marsi memorem duelli,
Spartacum si quae potuit vagantem
fallere testa.

wärtigen, die Gallier und Hannibal. Zwischen diesen beiden Paaren wirklich passender Beispiele, wovon jedes einen besondern Vers hat, zwischen beiden sehen wir zwei Verse eingeschoben, welche uns drei Beispiele von Feinden bringen, eben Capua, Spartacus und infidelis Allobrox. Wenn man dies nun auch durch eine Gradation a maiore ad minus erklären und sagen wollte, zuerst sei der mächtigste Feind, Capua, dann der weniger gefährliche Spartacus, und zuletzt als der am wenigsten gefürchtete Allobrox gesetzt, so wird diese schöne Gradation allein nicht hinreichen, um diese drei Feinde den vorher genannten vier gegenüber zu stellen, namentlich wenn wir in der Germaniae pubes wirklich die Gallier vom Jahre 390 v. Ch. als die gefährlichsten Gegner Roms selbst zu erkennen haben. Uebrigens was das Streben nach Auffindung von Interpolationen anlangt, so möchte ich wirklich daran erinnern, dass man dergleichen als blosses Haschen nach übertriebener Sophistik nicht auffassen möge. Ich wenigstens habe von Interpolationen nur dann gesprochen, wenn ich meine Ueberzeugung auch durchaus offen und ehrlich vertheidigen konnte, und das wird wohl auch bei sehr vielen andern der Fall sein, wie auch bei dem gelehrten und würdigen Martin aus Posen. Und ich muss protestieren gegen solche Aeusserungen, wie sie Nauck in der 3. Auflage seiner Schulausgabe der Oden und Epoden vorgebracht hat, worin er mein Verfahren gewissermassen als Popanz für alle aufrichtigen Schulmänner aufstellt; ob er das in der 4. Auflage, die, wie ich hier hörte, erschienen sein soll, wiederholt hat, weiss ich nicht. Ich wenigstens möchte es nicht geschrieben haben.

Rector Dr. Eckstein:

Zunächst möchte ich wenigstens bemerken, dass ich daran gar nicht denke; davon bin ich weit entfernt. Ich betrachte meinen Freund Linker nicht als den glücklichen Minos, sondern ich weiss wohl, wie sorgfältig er in seinen Arbeiten zu Werke gegangen ist. Ich möchte ihm gern die zwei Verse in den Kauf geben, darüber bin ich nicht unglücklich, es sind ein paar Verse weniger von den Schülern zu memorieren. Die Schüler freuen sich sehr, wenn eine Strophe in Parenthese geschlossen ist, die brauchen sie nicht zu lernen. Aber wegen der vierzeiligen Strophen. Ich möchte davon etwas wissen. Sie kleben — entschuldigen Sie, ich wollte sagen — Sie halten daran fest. Ich bin zweifelhaft. Aber wie steht die Sache, wie stehts nach den alten Zeugnissen? Unser Leutsch schweigt? Ich wende mich an ihn.

Prof. Dr. v. Leutsch aus Göttingen:

Wenn ich es wage zu sprechen, so entschuldigen Sie, dass ich es mit heiserer Stimme thue. Ich werde aber auch um deswillen kurz sein. Allerdings das kann man nicht leugnen, es ist mit der Stropheneintheilung in Horaz sehr viel Misbrauch getrieben worden; allein ich möchte doch auch sehr bitten, von der andern, von der conservativen Seite nicht das Kind mit dem Bade auszuschütten. Ohne alle Frage ist manches, was in neuerer Zeit in dieser Richtung geschehen ist, verfehlt, aber anderes auch recht glücklich erkannt. Man sei nicht ungerecht. Wenn man das, was durch emsigen Fleiss über die Stropheneintheilung zusammengebracht ist, mit einem Blick übersieht, so hat man ein weit verzweigtes und ausgedehntes Material. Die neueste Zeit hat nun noch gelehrt, dass mancher Dichter der spätesten Jahrhunderte, von dem man früher gar nicht ahnte, dass er bei Untersuchungen über Dichtungen der klassischen Zeit herangezogen werden müsste, wichtige Aufschlüsse zu geben vermag, und dadurch ist das Material noch unübersehbarer geworden. Eben dieses weitschichtige Material, das ist der Grund meines beharrlichen Schweigens, über das Freund Eckstein

mich etwas neckt. Namentlich gehört zur Entscheidung der Frage eine feine, ins einzelne eingehende Exegese, wovon wir Philologen leider uns immer mehr entfernen. Wir werden sehr schnell jetzt grosse Kritiker, allein von exegetischen Ausgaben, die tüchtig sind, kann man im ganzen sehr wenig sehen. Das zweite, was die Sache schwierig macht, ist unsre Unkenntnis über die Musik der Alten. Denn je weiter man in die Erforschung der Strophenintheilung eingeht, man wird immer wieder als die eigentliche Grundlage für das Entstehen der ganzen Kunst auf die Musik zurückgeführt. Und jeder, der anfangen wird, das Buch von Westphal zu lesen, wird zuletzt sagen, wie ungemein wenig wir wissen und wie ungemein schwierig es ist, da für diese Frage eine musikalische Grundlage zu legen. Man wird auf vielen Umwegen erst das Ziel erreichen können. Um nun auf Horaz selbst zu kommen, so will ich ganz offen mein Glaubensbekenntnis ablegen. Ich glaube, dass Horaz in den meisten Fällen seine Gedichte strophisch und zwar sehr häufig, aber nicht immer, in Strophen von 4 Versen componiert hat. Aber ich glaube, dass mit dieser Strophenintheilung, wenn sie recht behandelt wird, die Verszahl des Horaz durchaus nicht vermindert, sondern dass es durch die richtig behandelte Strophenintheilung in den meisten Fällen dazu kommen wird, die Echtheit und Sicherheit in der Ueberlieferung der Horazischen Verse zu erkennen.

Rector Dr. Eckstein:

Die Neckerei hat Folgen gehabt, die Herren werden mir gewiss für das Resultat dankbar sein. Ich hätte gewünscht, Freund Leutsch hätte noch etwas über die zwei- und dreizeiligen Strophen im Horaz hinzugefügt; ich glaube beide Arten sind vorhanden, wenn auch erstere in grösserer Zahl.

Prof. v. Leutsch:

Ich habe schon in Breslau bei Gelegenheit der dortigen Philologenversammlung erklärt, dass ein Gedicht von dreizeiligen Strophen im Horaz erscheint, und zwar dies erklärt auf Grund eines alten Zeugnisses.

Prof. Linker:

Nur eine kurze Bemerkurg. Dass die Oden des Horaz in vierzeiligen Strophen abgefasst seien, dafür, meine ich wenigstens, hat als Zeugnis zu gelten, was von Lachmann hervorgehoben worden ist, dass das bekannte Gedicht an Lydia vierzeiligen Wechselgesang enthält, wovon 2 Verse wiederkehren, obgleich es nach dem Metrum eben so gut in Strophen zu je zwei Versen hätte eingetheilt werden können. Und was ausserdem den Vorwurf betrifft, dass der Theorie von den vierzeiligen Strophen zu Liebe die Oden des Horaz so arg verkürzt worden sind, so betrifft dies nur eine einzige Ode, IV 8. Die Beschneidung beruht aber auf noch anderen Gründen, als auf der Theorie von der Vierzeiligkeit der Strophen. Die erste Ode des I Buchs ist theilbar durch 4; also wer nichts weiter als vierzeilige Strophen haben will, kann sie beibehalten mit Haut und Haar.

Was endlich die dreizeiligen Strophen anlangt, so wüsste ich gar kein Gedicht dafür als III 12. Ob dort 4 dreizeilige Strophen sind oder eine einzige vierzeilige, wie Lachmann will, darüber — ich gestehe es — wage ich nicht zu urtheilen.

Vicepräsident Dr. Dietsch:

M. H.! Es wäre nun noch ein Vortrag zu hören, der des Herrn Dr. Benseler, allein ich fürchte, dass sich viele entfernen, um ihre Abreise zu beschleunigen. Ich möchte daher Herrn Dr. Benseler ersuchen, seinen Vortrag mir zu geben, um ihn in den Verhandlungen abdrucken zu lassen. (Dr. Benseler erklärt sich einverstanden.)

Jetzt habe ich noch eine Mittheilung zu machen: „Die Germanistensection, durchdrungen von dem lebendigen Wunsche, ein ihres grossen Meisters Jacob Grimm's würdiges Ehrengedächtnis zu stiften, hat zu diesem Zwecke eine zunächst nur aus fünf Mitgliedern bestehende, aber einer Erweiterung fähige Commission ernannt, welche diese Angelegenheit in besondere Berathung ziehen wird, um deren Ergebnis der nächsten Philologenversammlung in Hannover vorzulegen. Gleichwohl, um die Frische des Eindrucks und der regen Theilnahme für ihr Unternehmen nicht unverwerthet zu lassen, beabsichtigt sie demnächst einen von der genannten Commission ausgehenden Aufruf an die gesammte Nation ergehen zu lassen. Die Section, im Vertrauen auf die rege Theilnahme und Unterstützung, welche dies ihr Unternehmen namentlich von Seiten der hier vereinigten Philologen und Schulmänner finden dürfte, hält es für ihre Pflicht, schon heute denselben hiervon Mittheilung zu machen."

Und nun, m. H., kommen wir zum Schluss. Es würde nicht möglich sein, die Fülle der tiefen und herlichen Eindrücke in wenigen Worten zusammenzufassen, die diese Versammlung auf mich und so viele Theilnehmer gemacht hat. Ich kann nur weniges anführen. Wir haben hier die Ueberzeugung gewonnen, dass unsre Wissenschaft und unser Beruf von den höchsten Stellen bis zu den Schichten des Volks herunter eine freudige Anerkennung und eine lebendige Theilnahme findet. Wir haben hier die Erfahrung gemacht, dass ein frisches und reges Leben die Forschung auf alle Gebiete ausdehnt und doch wieder eine Einheit sucht, die am besten in dieser Versammlung verwirklicht werden kann. Wir haben das Gefühl gewonnen, dass der Geist echter Humanität in uns rege ist, aus der freundlichen Art und Weise, wie die Meister der Wissenschaft den Jüngern und Geringern begegnet sind, und aus dem fröhlichen Beisammensein, das sich überall dargestellt hat. Darum herzlichen Dank denen, die zu diesem Resultat mitgewirkt haben, thätig durch Wort, thätig durch Schrift, thätig durch ihre Theilnahme. Der Moment des Abschieds aber ruft die Frage hervor: werden wir uns wieder sehen? Und dies gibt eine Bitte und einen Wunsch ins Herz. Die Bitte kann uns erfüllt werden von Ihnen: ein freundliches, herzliches Andenken. Den Wunsch aber eines frohen Wiedersehens, den lasse Gott in Erfüllung gehen! Damit schliesse ich die zweiundzwanzigste Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner.

Prof. Dr. Haase aus Breslau:

M. H.! Wir können uns nicht von diesem Orte trennen, ohne den Empfindungen Ausdruck zu geben, die uns alle erfüllen und die wir mit in unsere Heimat nehmen, indem wir nun nach verschiedenen Richtungen auseinander gehen. Gewiss sind es die angenehmsten und wohlthuendsten Erinnerungen, die uns von dieser geweihten Stätte begleiten, einer Stätte, die seit Jahrhunderten geweiht ist durch die edelste geistige Arbeit, die es giebt, durch die Erziehung der Jugend, wo die Namen und die Erinnerung an grosse Männer uns umschweben und wo wir ihre würdigen Nachfolger vor uns sehen, von denen wir uns überzeugt haben, dass sie die grossen Werke, die vor 300 Jahren und früher hier begonnen haben, in würdigster Weise fortsetzen. Aber nicht blos diese schöne, grosse, die Stätte weihende Erinnerung wird uns wohlthuend begleiten, sondern auch die Anschauung der Freundlichkeit, des wohlthuenden Entgegenkommens, der achtungsvollen Theilnahme an unsern Bestrebungen, die uns allen hier von den verschiedensten Seiten her begegnet sind; und wir können nicht anders als unsern vollsten und innigsten Dank für diese vielfältige uns bewiesene Theilnahme auszusprechen; sie hat sich von den höchsten Spitzen dieses Landes bis in die Mitte der Bevölkerung erstreckt. S. M. der König von Sachsen selbst, wie er es schon früher gethan hat, als die Philologen-

versammlung in Dresden tagte, hat wieder in der freundlichsten Weise und mit der Einsicht und mit dem lebendigen Interesse, die er unsern wissenschaftlichen Bestrebungen zuwendet, auch jetzt in jeder Weise seine Theilnahme bewiesen, was uns alle zum ergebensten und wärmsten Dank gestimmt hat. Eben so haben wir in dieser Stadt, dem alten Haupte des meissnischen Landes, von allen Seiten, von den Behörden dieser Stadt, wie von der Bürgerschaft, die freundlichste und angenehmste Theilnahme gefunden, eine gastliche Freundlichkeit, die nur die angenehmsten Erinnerungen in uns hinterlassen kann. Auch dafür werden wir mit dem herzlichsten Dank von hier scheiden. Wir haben ausserdem täglich vor unsern Augen gehabt, mit welcher Treue und grosser Fürsorge unser Präsidium sich hat alles angelegen sein lassen, was der Versammlung erwünscht sein konnte, und was für das Gedeihen zweckmässig, für ihr Wohlbefinden, für ihr Behagen angenehm und willkommen wäre. Alle haben gesehen, wie diese Sorgen schon seit langer Zeit von dem Präsidium getragen worden sind und auch in diesen Tagen, und mit wie schönem und erfreulichem Erfolge. Wir sind ganz besonders unserm würdigen Herrn Präsidenten, dem Rector Dr. Franke und seinem rüstigen und treuen Gehülfen, dem Director Dietsch, den herzlichsten Dank schuldig, so wie auch den Herren Secretären, welche ihnen bei ihren Geschäften behülflich gewesen sind. M. H.! Indem ich, wie ich glaube, in Ihrer aller Namen den Dank ausgesprochen habe, den wir nach so vielen Seiten schuldig sind, bitte ich Sie nunmehr dadurch, dass Sie sich von Ihren Plätzen erheben, zu erkennen zu geben, dass wir der Stadt Meissen und den in ihr Sesshaften, und dem um unsre Versammlung so sehr verdienten Präsidium unsern herzlichsten Dank zollen. Scheiden wir von ihnen mit einem herzlichen Lebewohl und Lebehoch. (Die Versammlung stimmt freudig in ein dreifaches Hoch ein.)

(Schluss der Sitzung nach $^1/_2$1 Uhr.)

Verhandlungen der pädagogischen Section.

Die pädagogische Section constituierte sich nach Schluss der ersten allgemeinen Sitzung Dienstag den 29. September 1 Uhr in dem für sie bestimmten Locale, dem Speisesale der Alumnen von St. Afra. Auf Vorschlag des Dir. Dietsch wurde Rector Prof. Dr. Eckstein aus Leipzig durch Acclamation zum Vorsitzenden ernannt. Nachdem die Section seinen Antrag, zunächst über die Thesen des Direct. Klix und des Prof. Foss (III und VI) zu verhandeln, zum Beschluss erhoben hatte, wurde diese vorbereitende Sitzung ($1^1/_2$ Uhr) geschlossen.

Erste Sitzung. Mittwoch den 30. September. (Anfang 8 Uhr).

Vorsitzender Rector Dr. Eckstein.

Vorsitzender: Hochverehrte Collegen! Indem wir hier zusammenkommen, um uns über Fragen, die mit unserem Berufe im innigsten Zusammenhange stehen, zu verständigen, möchte ich Sie, soweit Sie noch nicht Verhandlungen der pädagogischen Section beigewohnt haben, darauf aufmerksam machen, dass wir keineswegs grossartige Beschlüsse zu fassen, noch weniger dadurch Einfluss zu üben beabsichtigen: wir wollen vielmehr von einander lernen und uns gegenseitig in unserer Einsicht fördern. Eine ausführliche Geschäftsordnung haben wir nie gehabt; es handelt sich nur darum, dass diejenigen Herren, die das Wort begehren, sich melden und frisch in die Discussion hineingehen.

An diese einleitenden Worte schliesst der Präsident einige geschäftliche Mittheilungen. Sodann fordert er den Director Klix auf seine Thesen zu begründen, indem er zugleich anräth dieselben dergestalt zu trennen, dass zuerst über öffentliche Examina (Th. 1.), darnach über Schulfeierlichkeiten (Th. 2—4.) debattiert werde.

Direct. Dr. Klix: Es kommt bei den vorliegenden Thesen darauf an, klare Vorstellungen zu gewinnen über die Frage, wie wir uns zu verhalten haben bei den Acten, in welchen unsere Schule aus dem Schatten der Verborgenheit an's Licht der Oeffentlichkeit tritt. Nach altem Herkommen geschieht dies bei zwei Gelegenheiten, den sogenannten Schulprüfungen und den Schulfeierlichkeiten. Wie sind diese Handlungen zweckmässig einzurichten, wie die Nachtheile zu vermeiden, welche nur zu leicht für die Schüler aus denselben erwachsen?

Was zuerst die öffentlichen Examina anlangt, so handelt es sich hier nicht um die Prüfungen, welche im engen Raume der Schule durch den Director oder die Ordinarien vorgenommen werden, sei es zur Versetzung oder des Abgangs wegen, sondern um jene Schaustücke, mit denen wir nach altem Brauche unser Schuljahr zu schliessen pflegen. Nach meiner Erfahrung sind diese öffentlichen Examina zwecklos, ja unter Umständen sogar schädlich: zwecklos für das Publicum, weil keinem, der ausser der Schule steht, durch einen derartigen Act ein Einblick in das Leben der Schule gewährt wird, zwecklos auch für die Schüler; denn diese wissen, dass auf solche Prüfungen — um einen bekannten Schülerausdruck zu gebrauchen — nichts ankommt. Darum unterziehen sie sich denselben meist gedankenlos und ohne Interesse. Aber ich gehe noch weiter und behaupte: diese Examina sind schädlich, weil sie den Lehrer in die Versuchung führen, die Schüler für diese halbstündige Schaustellung geradezu abzurichten. Diejenigen Lehrpensa, welche vorgenommen werden sollen, werden vorher gründlichst durchgearbeitet; die Stellen, welche übersetzt werden sollen, werden vorher genau erklärt, so dass dann ein herliches Schauspiel gewährt wird; aber es findet doch eigentlich eine Täuschung des Publicums statt; man meint Leistungen zu sehen, welche die Schule hervorgebracht hat, und sieht doch nur vorbereitetes Gepränge. Das aber streitet wider die Sittlichkeit und ist der Jugend schädlich, welcher summa reverentia, also auch summa veritas gebührt. Aus diesen Gründen bin ich der Meinung, dass diese öffentlichen Prüfungen beseitigt werden müssen. Ob sie bei uns in Preussen eigentlich gesetzlich angeordnet sind, ist mir nicht bekannt. In verschiedenen Instructionen wird ihr Vorhandensein angenommen, aber nirgends habe ich gefunden, dass sie gesetzlich befohlen seien. Deshalb und dazu gekommener äusserer Umstände wegen habe ich sie seit einigen Jahren in Glogau eingestellt, und ich kann versichern, dass sie dort niemand vermisst, wie auch vorher niemand gekommen ist sie anzuhören.

Propst und Dir. Dr. Müller aus Magdeburg: Wenn ich auch zugeben muss, dass Uebelstände bei diesen öffentlichen Prüfungen stattfinden können, so halte ich sie doch nicht für nachtheilig, sobald die Lehrer sich vorher darüber vereinigen, dass alles trügerische Schaugepränge dabei vermieden werden soll. An der Anstalt, welche ich zu leiten habe, am Kloster unsrer lieben Frauen zu Magdeburg, wird eintägiges — früher zweitägiges — öffentliches Examen gehalten, damit die Eltern Gelegenheit haben ihre Söhne in der Schule zu hören. Und wenn diese Prüfungen auch nicht gerade sehr frequentiert werden, so finden sich doch manche Zuhörer ein, weniger zu den Examina der höheren, mehr zu denen der mittleren und unteren Classen. Ich habe mir es nun zur Pflicht gemacht in einer Tabelle jede Antwort des Schülers im Examen mit einer Note zu censieren. Da ich nach diesen Bemerkungen mein Urtheil nach der Prüfung abgebe, so legen die Schüler doch grossen Werth auf dieselbe. Endlich ist auch der Vortheil der öffentlichen Prüfungen nicht zu vergessen, dass die Schüler vor fremden Personen aussprechen lernen, was sie wissen.

Prof. Dr. Massmann aus Berlin. Die Berechtigung für mich hier das Wort zu nehmen, obgleich ich nicht selbst Lehrer bin, suche ich darin, dass mein ganzes Leben der Pädagogik gewidmet gewesen ist und dass ich Erfahrungen gemacht habe über das „Versteckspielen“ der öffentlichen Examina. Sind diese Examina aus einem Bedürfnisse hervorgegangen, dem wir Rechnung tragen müssen, so gilt es Ersatzmittel für sie zu suchen, nachdem sich so grosse Uebelstände bei ihnen herausgestellt haben. Könnte den Eltern nicht Gelegenheit geboten werden, das Stillleben der Schule kennen zu lernen dadurch, dass sie in die Classen

eintreten und dem Unterricht beiwohnen dürfen, wann sie wollen? Freilich würde diese Theilnahme der Eltern am Schulleben auch manche Störung verursachen; aber dann hätten wir wohl als eine Art Trost die Gewissheit, dass eben nicht allzuviele kommen würden. — Uebrigens glaube ich, dass wir, um die erste These bald zu erledigen, die andern drei mit in die Discussion ziehen müssen.

Vorsitzender: Ich muss meinen Antrag die Thesen zu trennen aufrecht halten; was in den drei letzten berührt ist, steht mit dem Schlussexamen am Ende des Schuljahrs in keinem näheren Zusammenhange.

Rector Dr. Peter aus Pforta: Ich glaube doch, dass man dem Publicum einige Rücksicht schuldig ist und dass die Gymnasiallehrer nicht Ursache haben, die wenigen Brücken zwischen Publicum und Gymnasium abzubrechen, die Gelegenheiten zu beschränken, bei welchem das Interesse des Publicums an den Gymnasien erregt werden kann. Ich bin in einer Stadt Director gewesen, wo das Gymnasium erst vor kurzer Zeit aus städtischen Mitteln gegründet worden war. Dort interessierte sich die ganze Stadt für das Gedeihen des Gymnasiums auf das lebhafteste, und zu den öffentlichen Prüfungen strömte hinzu, was irgend auf Bildung Anspruch machte. Wenn an einem solchen Orte diese Prüfungen abgestellt werden sollten, so würde ich darin eine grosse Unbilligkeit gegen das Publicum erkennen, aber auch einen Schaden für die Schule daraus befürchten. Dass übrigens die öffentlichen Examina immer nur leere Schaustellungen seien, möchte ich gegen Klix aus meiner Erfahrung bestreiten. Hier gilt der Spruch: „abusus non tollit usum". Wir müssen daher unsre Aufmerksamkeit darauf hinlenken, ob sich nicht Grundsätze für die Einrichtung der öffentlichen Prüfungen aufstellen lassen, durch welche die bezeichneten Gefahren beseitigt oder doch wenigstens vermindert werden.

Vorsitzender: Es ist bei dieser Frage sehr wohl zu unterscheiden zwischen den Städten. Je grösser eine Stadt, desto geringer wird die Theilnahme des Publicums an öffentlichen Prüfungen sein; in kleineren Städten, wo das Publicum mit der Schule viel mehr verwachsen ist, werden die Prüfungen zahlreich besucht und sogar von Damen.

Dir. Dr. Ahrens aus Hannover: Wir in Hannover, das sich schmeichelt zu den grossen Städten zu gehören, haben die Examenfrage vielfach besprochen. Schon seit Jahren sind in meinem Collegium einzelne Stimmen laut geworden gegen die öffentlichen Prüfungen als unnütze und sogar schädliche Institute. Es ist dieselbe Ansicht bei der städtischen Behörde vorherschend, von der unser Gymnasium abhängt. An sämtlichen übrigen Schulen der Stadt sind die öffentlichen Prüfungen abgestellt. Und doch haben wir uns für Beibehaltung derselben entschieden nach wiederholter ernstlicher Berathung aus guten Gründen. Es ist allerdings hinsichtlich der Betheiligung des Publicums ein grosser Unterschied zwischen den oberen und unteren Classen. Bei den Prüfungen der untern Classen hat sich ein starker Zuspruch gezeigt, und besonders kommen die Mütter sehr fleissig. So befördern diese öffentlichen Prüfungen einen recht wünschenswerthen lebhaften Verkehr der Eltern mit den Lehrern. Dazu trägt noch eine Einrichtung bei, die unsrer Anstalt eigenthümlich ist, die ich aber sehr empfehlen möchte: die sogenannten Mappencensuren, gewissermassen geheime Censuren, in welchen der Lehrer sich unbefangen ausspricht über den Schüler, z. B. über die Anlagen desselben. Diese Censuren werden dem Schüler nicht eingehändigt, sondern nur den Eltern und nächsten Angehörigen auf Verlangen bei Gelegenheit der Prüfung vorgezeigt, und sie ziehen das Publicum besonders an. Für die Prüfungen der obern Classen fallen nun

freilich diese Gründe weg. Sie sind wenig besucht, da die obern Schüler meist auswärtige sind. Trotzdem aber haben wir uns nicht entschlossen für diese Classen die öffentlichen Examina abzustellen, aus dem Grunde, weil durch dieselben den Behörden eine willkommene Gelegenheit geboten wird eine Uebersicht über die gesamte Schule zu gewinnen. Dies könnte allerdings auch auf eine andre Weise erreicht werden. Für die untern Classen aber würden wir, ich wiederhole es, nach unsern Erfahrungen sehr ungern auf die öffentlichen Prüfungen verzichten.

Vorsitzender: Die Debatte scheint mir bis jetzt ergeben zu haben, dass die öffentlichen Prüfungen für uns Lehrer ohne alle Bedeutung sind. Es fragt sich aber nun noch, ob sie aus Rücksicht auf die Eltern der Schüler oder auf städtische Behörden, die an der Schule ein Interesse nehmen, beizubehalten sind.

Dir. Dr. Hüser aus Aschersleben: Wir müssen bei der vorliegenden Frage nicht nur den Unterschied der Städte berücksichtigen, sondern besonders auch die verschiedene Stellung, in welcher die Gymnasien zu ihren Städten stehen. Wird eine Schule aus städtischen Mitteln erhalten, so hat sie allen Grund es nicht dadurch mit der Stadt zu verderben, dass sie sich gegen den Verkehr mit ihren Bürgern abschliesst. Diejenigen Gymnasien aber welche durch eine Fundation oder aus Staatsmitteln erhalten werden, pflegen stolz zu sein auf die Unabhängigkeit von den Vätern ihrer Stadt. Sie sollen aber dadurch sich nicht verlocken lassen, die Beziehungen zu den Eltern ihrer Schüler zu vernachlässigen, die, wenn keine pecuniären, moralische und intellectuelle sind. Die Eltern haben ein Interesse an der Schule, der sie ihre Kinder anvertrauen. Ist freilich das Interesse des Publicums an der Schule aus localen Verhältnissen ganz geschwunden, wofür der erste Redner ein Beispiel anführte, dann erscheint es mir zulässig die öffentlichen Examina aufzugeben, wenn man nicht dagegen geltend machen will, dass die Prüfungen in irgend einer Weise das Interesse wieder erwecken könnten.

Rector Dr. Palm aus Bautzen: Ich habe zunächst die Erfahrung, welche von einem der Herren Vorredner ausgesprochen worden ist, zu bestätigen. In zwei Städten, in welchen ich Anstalten vorgestanden habe, habe ich bei den Prüfungen der untern Classen die grösste Theilnahme des Publicums gefunden; sie schwand allmählich nach oben hin. Dann aber möchte ich noch einen Gesichtspunkt zur Sprache bringen, der bis jetzt noch nicht berührt worden ist. Die öffentlichen Examina bieten nämlich den Vortheil, dass die Lehrer dabei sich untereinander kennen lernen und zugleich einigermassen die Classen, mit denen sie in der nächsten Zeit zu thun haben werden, vorausgesetzt dass die Examina in rechter Weise abgehalten werden, nicht Schaustellungen sind, sondern solche Einrichtungen, durch welche man die Leistungen der Schüler wirklich zu erkennen im Stande ist. Man könnte freilich einwenden, dass durch Classenexamina, Privatprüfungen dasselbe erreicht werde; aber wenn wir um des Publicums willen die öffentlichen Examina nicht entbehren können, so werden sie auch eine höhere Bedeutung für uns erlangen, wenn wir sie als passende Gelegenheit betrachten, Lehrer und Schüler kennen zu lernen.

Prof. Dr. Schmalfeld aus Eisleben: Es sind bisher die Rücksichten besprochen worden, welche die Lehrer auf sich und welche sie dem Publicum gegenüber zu nehmen haben; wir dürfen aber auch den Schüler nicht ganz ausser Berücksichtigung lassen. Vorausgesetzt, dass das Interesse des Publicums für die Schule nicht völlig erstorben ist, und vorausgesetzt, dass die Examina dem einzelnen Schüler, namentlich dem obern, in irgend welcher

Weise Gelegenheit bieten sich hervorzuthun, ist es meines Erachtens für die Schüler nicht gleichgiltig, auch einmal öffentlich zu zeigen, was sie wissen. In meiner Vaterstadt werden einzelne Schüler, einzelne Classen, welche sich bei den Examina ausgezeichnet haben, nicht bloss innerhalb der Schulmauern, sondern auch im Publicum mit Anerkennung besprochen, wie es auf der andern Seite nicht unbesprochen bleibt, wenn eine Classe oder einzelne Schüler es nicht nach Wunsch gemacht haben. Dies zu wissen gereicht den Schülern zum Nutzen; sie werden dadurch ethisch gehoben. Ebenso hat es auch auf den Lehrer einen ethischen Einfluss, wenn er am Schlusse des Schuljahres seine Classe dem Publicum vorführen und öffentlich darlegen kann, was sie unter ihm gelernt hat.

Hüser: Die Examina sind mehrmals in misbilligendem Sinne Schaustellungen genannt worden. Ich finde in dieser Bezeichnung an sich keinen Tadel, wenn man nur nicht trügerische Schaustellungen darunter versteht. Dass man bei einem solchen Feste in seinem Sonntagsstaate auftritt, erscheint mir ganz angemessen. Das Examen ist eben ein Act, wo man zur Schau stellt, was die Schule leisten kann, und nicht gerade die Schwächen hervorhebt. Man gibt mit aller Ehrlichkeit das beste, was man vorsetzen kann. Es ist nicht nöthig, dass Leute, die nichts davon verstehen, die Schwächen der Schule erfahren. Etwas anderes ist es, wenn die eigentlichen Sachverständigen, Lehrer oder Vorgesetzte, über den Stand einer Classe oder der ganzen Schule sich unterrichten wollen: die kommen aber nicht in die öffentlichen Examina, sondern in die gewöhnlichen Schulstunden.

Dr. Liesske aus Dresden: So lange die übrigen höheren Schulen öffentliche Prüfungen haben, so lange muss das Gymnasium um seiner selbst willen sie auch beibehalten, um ein öffentliches Zeugnis von seinem Leben und von der Art seines Lebens zu geben. Es reicht dazu nicht hin, dass Programme ausgeschickt werden. Diese kommen nur zur Kenntnis weniger, und von noch viel wenigern können sie beurtheilt werden. Das grössere Publicum muss in andrer Weise das Gymnasialleben kennen lernen, und ich weiss vor der Hand kein Mittel, durch welches das Gymnasium auf eine bessere Weise sich beim Publicum legitimierte und das Interesse desselben für Gymnasialzwecke in Anspruch nähme, als die öffentlichen Examina.

Prof. Dr Hasse aus Magdeburg: Das Interesse für die öffentlichen Examina kann gesteigert werden durch Einlegen declamatorischer Vorträge: eine Einrichtung die sich am Kloster Unsrer lieben Frauen seit einer Reihe von Jahren bewährt hat. Ich habe bemerkt, dass besonders die Kleinen, welche Gedichte vortragen, Beachtung finden, aber auch die Schüler der mittleren und oberen Classen. Es ist bekannt, wann solche Vorträge fallen; in dieser Zeit stellen sich viele Leute ein, die auch dann bei der wissenschaftlichen Prüfung sitzen bleiben.

Klix: Aus den verschiedenen Bemerkungen, mit denen man meine Thesen gewürdigt hat, habe ich ersehen, dass Sie, meine Herren, sämtlich darüber einverstanden sind, dass wir ein Mittel haben müssen das Interesse des Publicums an unsern Anstalten wach zu erhalten. Diese Nothwendigkeit erkenne ich vollständig an, aber ich suche das Mittel in dem, was ich in Thes. 2—4 aufgestellt habe. Ist denn das ein Interesse, welches das Publicum an der Schule zeigt, wenn eine Anzahl Mütter ihre kleinen Jungen sehen und hören will? Was ist das anderes als einfach die Theilnahme der Mütter an ihren Kindern? — Den Eltern den Zugang zu den Lehrstunden zu gestatten, wie einer der Herren vorschlug, halte ich für ganz unausführbar. Wir allesamt fühlen uns, wenn einmal jemand bei uns hospitiert, in

einer veränderten Stimmung; wir sind nicht mehr mit der Classe allein, nicht ohne fremden und drückenden Einfluss. Gelegenheit für die Lehrer sich kennen zu lernen kann ich am allerwenigsten in den Examina finden. Dazu müssen andere Mittel gebraucht werden, Mittel die wahrhaft fruchtbar sind. Freilich bin ich davon überzeugt, dass unter gewissen Umständen solche Examina noch immer nothwendig erscheinen können, z. B. bei einer jungen städtischen Schule, wie die in Anclam ist, wo Freund Peter so viel Interesse des Publicums gefunden hat; aber hier, wo es sich um das Princip handelt, was ausgesprochen werden muss, glaube ich bei der Thesis stehen bleiben zu können, dass diese öffentlichen Prüfungen zu beseitigen seien.

Vorsitzender: Eine Abstimmung über eine solche Frage zu veranlassen, hat wirklich keinen Sinn bei einer Versammlung, deren Zusammensetzung eine so zufällige ist. Wir wollen uns ja nur durch den gegenseitigen Austausch unserer Gedanken und Erfahrungen belehren. Ich habe besonders die Stimmen solcher Collegen vermisst, an deren Schulen die öffentlichen Prüfungen noch zwei, drei, ja vielleicht vier Tage dauern. Ich weiss, dass dies an manchen Orten noch der Fall ist. Ich bitte die Herren, uns mitzutheilen wie es bei solch' einem mehrtägigen Examen hergeht, ob die Zuhörer auch aushalten, ob durch die längere Dauer wirklich etwas erreicht wird und namentlich das Publicum Einsicht in das Leben der Schule gewinnt, oder nicht.

Prof. Dr. Klussmann aus Rudolstadt: Wir in Rudolstadt hielten bisher jährlich ein viertägiges Examen ab; im letzten Jahre aber sind wir auf drei Tage herabgegangen, weil die Theilnahme des Publicums zu schwach geworden war. Es kommen vorzugsweise nur Mütter, die ihre Kleinen hören wollen, die also nicht durch das Interesse an der Schule herbeigezogen werden, sondern lediglich durch die Sorge um ihre Kinder. Die ersten Stunden werden besucht; schon nach zwei, drei Stunden zieht man sich zurück und Nachmittags kommt man nicht wieder. Auch zu den Redeübungen der obern Schüler kommen in der Regel nur diejenigen, welche in irgend einer Beziehung zu den jungen Rednern stehen; übrigens zeigt unser Publicum sehr wenig Interesse für diese Sachen.

Dr. Albert Müller aus Hannover: An unserm Gymnasium in Hannover haben wir im Laufe des Jahres vier Prüfungstage, zwei zu Weihnachten für die obern Classen, zu Ostern zwei für die sämtlichen Unterclassen. Wie schon Prof. Ahrens bemerkt hat, werden die Prüfungen der obern Classen nur spärlich besucht, dagegen ist die Theilnahme des Publicums bei den untern Classen sehr gross. Ich kann es nun durchaus nicht gering anschlagen, dass uns dadurch Gelegenheit geboten wird mit dem Publicum in nähere Beziehung zu treten, namentlich mit den Eltern der Schüler, die wir bei den Verhältnissen der grossen Stadt nicht alle sonstwoher kennen können. Wir haben bei Gelegenheit der Examina schon manche eingehende Berathung mit einem Vater gehabt, die für den Sohn, unsern Schüler, von wichtigen Folgen gewesen ist.

Vorsitzender: Die Anwesenheit der Mütter bei den Prüfungen hat meines Wissens zumeist den Grund, dass sie sehen wollen, wie ihre Kinder in dem neuen Anzuge sich ausnehmen und wie andre Eltern ihre Kinder angeputzt haben; wenigstens war es in Halle so. Dort sind die öffentlichen Examina der Gymnasien längst eingegangen, weil die gehörige Theilnahme des Publicums fehlte.

Dr. Franke aus Gera: Aus meiner kurzen Praxis in Gera kann ich Erfahrungen anführen, die ähnliches besagen. Dort bestand bisher die Einrichtung, dass ausser einer

sogenannten Perlustration, die zu Ostern stattfindet, indem die Behörden in den einzelnen Classen hospitieren, zu Michaelis ein öffentliches Examen von 3—4 Tagen abgehalten wurde. Als uns das Ministerium jetzt aufgab, ein neues Gymnasialregulativ zu berathen, wurde ohne jeglichen Widerspruch anerkannt, dass man die öffentlichen Prüfungen auf einen, höchstens zwei Tage herabsetzen müsse. Die Theilnahme seitens des Publicums entspricht durchaus nicht dem Aufwande von Arbeit und Zeit, den solche Prüfungen verursachen.

Vorsitzender: Da niemand mehr das Wort begehrt, können wir übergehen zur Besprechung der Ersatzmittel, welche Dir. Klix in Thes. 2—4 aufgestellt hat. Ich glaube, dass sich diese drei Thesen in eine gemeinschaftliche Erörterung zusammenfassen lassen und nur die Discussion über die zuletzt erwähnten Turnfeste davon zu trennen ist. Ich ersuche Herrn Dir. Klix, die Thesen zu begründen.

Klix: Die Schule braucht ein Mittel, durch welches sie dem Publicum von dem Geiste, der in ihr waltet, und von dem, was sie etwa leistet, eine Anschauung gibt. Die öffentlichen Examina erfüllen, wie wir eben gesehen haben, an den meisten Anstalten diesen Zweck nicht. Der beste Ersatz für dieselben scheinen mir nun die öffentlichen Schulfeierlichkeiten, die ich für nothwendig erachte nicht nur um des Publicums, sondern auch um der Schüler willen. Diese öffentlichen Schulfeierlichkeiten sind doppelter Natur, entweder sogenannte Redeactus, um den einmal überlieferten Namen zu gebrauchen, oder freiere Schulfeste, die nach meiner Meinung keine Schule entbehren kann, die einzuführen, wo sie noch nicht vorhanden sind, absolut dringendes Bedürfnis ist. Meine Herren! Sie werden mit mir darin übereinstimmen, dass das Leben einer Schule nur dann gesund ist, wenn in den Schülern das Bewusstsein vorhanden ist, dass sie der Schule als einem Ganzen angehören, dass sie Glieder einer Gemeinschaft sind, deren Ehre ihre Ehre ist, dass ihr Leben und Thun in steter Beziehung auf dieses Ganze steht. Um dieses Bewusstsein zu wecken, müssen wir auch äusserlich hervortreten lassen, dass die Schüler ein Ganzes bilden. Ich halte es darum für geeignet, dass die gesammte Schülerschaar bei passenden Gelegenheiten öffentlich in einem Aufzuge erscheine; ich will es vertheidigen, wenn man diesem Aufzuge auch einen gewissen äusseren Glanz giebt, wenn man bis zu einer Turneruniform vorgeht. Das Gefühl der Einheit, der Zugehörigkeit zur Gemeinschaft wird bei solchen Gelegenheiten in ganz ersichtlicher Weise geweckt und genährt. Dasselbe sollen die Redeactus bewirken. Vor allem müssen daher bei ihnen sämtliche Schüler zugegen sein. Die Elemente, welche diese Feierlichkeiten bilden, sind ganz bestimmt; wir haben Gesänge, Declamationen, freie Vorträge. Das, meine ich, sind Leistungen, welche die Schule dem Publicum zeigen muss und aus welchen das Publicum zu erkennen vermag, was eine Schule aus dem einzelnen Schüler machen kann. Gewöhnlich findet man nun, dass der Inhalt solcher Actus ein willkürlich zusammengewürfelter ist. Der Director beauftragt die Ordinarien oder diejenigen Collegen, welche Unterricht im Deutschen ertheilen, die Declamatoren zu wählen und die Stoffe zum Vortrage auszusuchen; nun bleibt es dem Zufalle überlassen, welche Wahl der einzelne trifft; ja hin und wieder lässt man die Schüler sich selbst Declamationsstücke auswählen. So entsteht eine wunderbar bunte Zusammenstellung von Vorträgen bei den meisten Schulfeierlichkeiten. Ich habe mich nun bemüht diesen Redefesten einen einheitlichen Grundgedanken zu geben, einen bestimmten Mittelpunkt, auf den sich die verschiedenen Vorträge beziehen. So lag beispielsweise vor vier Jahren bei der Schillerfeier der Gedanke nahe eine Auswahl von Schillerschen Gedichten zu treffen, welche das Wesen der Schillerschen Dichtung in einem kleinen Spiegelbilde

zusammenfassten. Oder man kann Declamationen und freie Vorträge so zusammenstellen, dass sie eine bestimmte Zeit charakterisieren, z. B. das griechische Leben, das mittelalterliche. Auf diese Weise werden die Redeübungen für die Schüler belehrend und anregend, für das Publicum wirklich interessant werden. Die Anlässe für die Redeactus habe ich in der dritten These angedeutet. Die Worte „Jahresschlüsse, mit denen die öffentliche Verkündigung der erfolgten Versetzungen und die Vertheilung der Prämien unbedenklich verbunden werden" habe ich nicht mit solcher Zuversicht gefühlt, wie ich sie geschrieben habe; denn die Verkündigung der Versetzungen und die Vertheilung der Prämien vor dem grösseren Publicum könnte doch manchem Bedenken unterliegen, ich hoffe darüber noch manches lehrreiche Wort aus der Mitte der Versammlung zu hören. Das kann ich schliesslich aus meiner Erfahrung versichern, dass die Redeübungen, die ich alljährlich zu Ostern in Glogau halte, das allergrösste Interesse beim Publicum finden. Die Räumlichkeiten unseres Gymnasiums reichen niemals dazu aus. Da kommen nicht bloss die Mütter, da kommen die studierten Väter, die noch einmal eine lateinische Rede hören wollen, da kommen alle diejenigen, denen die Schule am Herzen liegt. Ich habe gefunden, dass diese Redeactus, um mich auf sie zu beschränken, schon ein ausreichendes Mittel waren das Interesse des Publicums an der Schule wach zu halten. Mit Erlaubnis der Versammlung rede ich von den Schulfesten, die ausserhalb der Räume der Anstalt gehalten werden, jetzt noch nicht; ich glaube, dass wir uns vorläufig auf die eben besprochenen Feste in unsrer Debatte beschränken müssen.

Hüser: Ich möchte zu dem, was der Herr Vorredner gesagt hat, als Ergänzung hinzufügen, dass zu unterscheiden ist zwischen öffentlichen Schulfeierlichkeiten und privaten. So ist es nach meiner Ansicht nicht gerathen die Censuren und die Prämien öffentlich zu verkündigen; wohl aber muss man sie so in der Schule vertheilen, dass eine gemeinsame Feier gebildet wird. Es sind dabei Dinge zu sagen, die nicht ein jeder aus dem Publicum zu hören braucht. Ja, ich unterscheide noch weiter zwischen einer allgemeinen und einer besondern Feier bei Gelegenheit der Censurvertheilung. Zur ersteren versammle ich die ganze Schule, um das zu sagen, was alle Schüler hören können. Dagegen gibt es Dinge, die man vor dem ganzen Cötus ohne Anstoss nicht aussprechen kann; die lasse ich von den Ordinarien den einzelnen Classen mittheilen. Uebrigens ist hier noch an gemeinsame religiöse Feierlichkeiten zu erinnern, die zwar, wie ich weiss, grosse Bedenken haben, aber unter gewissen Bedingungen wohl empfohlen werden können. Ich setze dabei voraus, dass erstens der Cötus — — — —

Vorsitzender: Ich muss hier unterbrechen; das führt auf eine Frage, die unserm Gegenstande ganz fern liegt. Ebenso scheint es mir ungehörig auf die Censuren hinzuweisen, die doch wohl kein Mensch vor dem Publicum vertheilen wird.

Müller aus Magdeburg: Die genannten Feierlichkeiten ersetzen die öffentlichen Prüfungen nicht; jedes von beiden Instituten hat seine Berechtigung, seine Wirkung für sich; nur darin haben beide eine gewisse Gemeinsamkeit, dass dieses wie jenes geeignet ist Interesse und Wohlwollen des Publicums für die Schule rege zu machen. Ausserdem möchte ich noch hinzufügen, was ich vorhin übergangen habe, dass mir, wie einem früheren Redner, die Examina auch deshalb wünschenswerth scheinen, weil sich dabei die Lehrer gegenseitig hören und von einander lernen können, der Neuling von dem alten Prakticus, der ältere von einem besonders befähigten jüngeren Genossen.

Vorsitzender: Ich habe die in Frage stehenden Redeübungen abgeschafft, weil

mir die Reden der Schüler bei den Schulfeierlichkeiten immer als etwas unangemessenes erschienen sind, namentlich dann, wenn sie Ersatz für das bieten sollen, was eigentlich dem Director zu sagen zukommt. So ist es mir immer ein Greuel gewesen, wenn am Geburtstage des Königs oder an sonstigen patriotischen Festen den Schülern das überlassen wird, was zu sagen ist, während sich die Lehrer auf ihre Stühle als blosse Hörer des Worts zurückziehen, da sie doch den Tag benutzen sollten, Liebe zu König und Vaterland bei der Jugend zu erwecken:

Klix: Solch' ausschliessliches Reden der Schüler wünsche ich durchaus nicht. Meine Ansicht ist im Gegentheil, dass bei dergleichen Anlässen die Rede des Rectors niemals fehlen darf; sie muss den Gipfelpunkt der ganzen Feier bilden.

Massmann: Die Reden der erwachsenen Schüler haben für mich immer etwas peinliches und grundwidriges gehabt. Es ist das ein — wie drücke ich es aus? — ein Papageiengeschwätz. [Lebhafter Widerspruch in der Versammlung.] Ich habe mit Bewusstsein gesprochen. Es ist ein Papageiengeschwätz, insofern die jungen Leute auswendig gelerntes hersagen, und das ist nicht eine freie Thätigkeit. [Erneuter Widerspruch.] Ich habe mich nur bestimmt ausdrücken wollen, damit jeder dagegen reden kann. Ich möchte nicht mit einer auswendig gelernten Rede auftreten. Ich habe mich geschämt, als ich auf der Universität begann meine Collegienhefte abzulesen; sehr bald bin ich dahin gekommen einen freien Vortrag zu halten. Einen solchen können wir von der Jugend nicht erwarten; aber wir sollen auch nicht darnach verlangen, von dem Schüler eine lateinische Rede gut hergesagt zu hören.

Schmalfeld: Ich gebe zu, dass manchem Zuhörer, der sich nicht in den Geist der Schule, ins jugendliche Alter versetzen kann, eine Schülerrede als Geschwätz erscheinen wird, aber trotzdem sind nach meiner vierzigjährigen Erfahrung diese Redeübungen werthvoll für die Schüler. Ich habe die Bemerkung gemacht, dass diejenigen Primaner oder Secundaner, die zu Vorträgen auserwählt wurden, sich selbst und andern geehrt schienen. Durch das öffentliche Auftreten gewinnen ferner die Schüler an Selbstvertrauen; sie fühlen, dass sie etwas gelernt haben, dass etwas in ihnen steckt, und dies ist ein ethisches Moment, sie werden sittlich gehoben. Sie müssen natürlich vorher ausgearbeitete Reden halten; aber das Hersagen des auswendiggelernten führt dazu, dass man sich gewöhnt späterhin frei zu sprechen; damit anzufangen ist ja unmöglich.

Peter: Ich finde in dem, was Prof. Massmann gesagt hat, viel wahres. Es kann nicht sein, dass in den Schülerreden reife Früchte dem Publicum geboten werden, wie man im Frühling nicht Aepfel und Birnen von den Bäumen pflückt; Productionen von süssem Wohlgeschmack findet das Publicum nicht. „Aber diese Reden sind den Schülern nützlich", könnte man dagegen bemerken. Da möchte ich folgendes Bedenken hervorheben. In solchen Acten wird ausserordentlich viel von den Schülern gesprochen, aber sehr wenig selbstgedachtes und selbstempfundenes. Und das halte ich für recht gefährlich. Die Jugend soll nicht anders reden als aus voller Brust, nichts anderes als was sie stark und vollkommen empfindet. Dazu kommt noch, dass durch solche Reden, namentlich durch die deutschen, die Schüler leicht über die Sphäre hinausgeführt werden, in der sie erhalten werden sollen. Unsre Schüler lesen jetzt auch Zeitungen, lesen Feuilletons, und es gibt junge Leute, welche die Art des Stils, wie er in dergleichen literarischen Erzeugnissen herscht, mit Leichtigkeit sich aneignen und mit einer gewissen Virtuosität gebrauchen. Ich habe dergleichen Dinge gehört, die auf einen gewissen Theil des Publicums einen grossen Eindruck machten, mir aber — und ich glaube mit Recht — als Schülerarbeiten höchlich misfielen. Ich gebe dem

Vorredner allerdings zu, dass dieses Auftreten auch eine gute Wirkung haben, dem Schüler einen kräftigen Impuls für sein künftiges Leben geben kann, aber eine gefährliche Sache bleibt es doch. Ganz anders steht es mit den Declamationen der Kleinen, die mir durchaus unbedenklich erscheinen.

Müller aus Magdeburg: Ich habe ungefähr 45 Jahre solche Schulfeierlichkeiten geleitet, zuerst in Torgau, dann in Magdeburg; und was zunächst die Theilnahme des Publicums betrifft, so kann ich darüber nicht klagen; in Torgau war sie oft so gross, dass ich mich genöthigt sah zwei Tage hintereinander Redeactus anzustellen. Die Gefahren, welche Rector Peter in dem öffentlichen Reden für die Schüler sieht, kann ich nicht finden. Die zu behandelnden Themen werden doch erst dem Lehrer vorgelegt; viele Themen, besonders aus der Geschichte genommene bieten durchaus keine Gefahr. Und dass der Schüler bei solchen Vorträgen zuweilen sehr selbständig verfährt, weiss ich aus eigener Erfahrung. Ich habe einen Schüler in Torgau gehabt, der in drei Tagen seine Rede fertig machte. Es war damals eine Zeit, wo die Jugend sehr aufgeregt war. Er hatte eine deutsche Rede ausgearbeitet und war dabei hinübergeschweift in das politische Gebiet, und das ziemt der Jugend nicht. Ich sagte ihm: „Sie halten eine lateinische Rede, und wenn Sie darin durchaus politische Anspielungen machen wollen, so werden Sie gewisse Schwierigkeiten zu überwinden haben". Der junge Mann war aber so fähig, dass er in den Proben die Rede jedesmal anders hielt, als er sie geschrieben hatte. Der ganze Gang der Rede blieb derselbe, aber die einzelnen Sätze waren frei. An diesem Beispiele sieht man, dass sich auch bei solchen Schülerreden schon eine tüchtige Redekraft entwickeln kann. Schliesslich möchte ich noch das bemerken: Wenn wir so viele Prediger und andre öffentliche Redner hören, ohne dass wir von ihnen befriedigt werden, warum wollen wir so strenge Forderungen an die Schüler stellen, dass sie gleichsam einen Ausbund von tüchtigen Reden liefern sollen? Nein, jeder, der einen Redeactus besucht, muss wissen, dass er Schülerarbeiten, Schülerversuche zu hören bekommen wird.

Dir. Dr. Wichert aus Magdeburg: Gegen die Declamationen wird niemand etwas einwenden können; jeder im Publicum weiss, dass der vortragende etwas fremdes auswendig gelernt hat, und ist zufrieden, wenn es gut gelernt ist. Ganz anders verhält es sich mit den rhetorischen deutschen und lateinischen Vorträgen. Was den Inhalt derselben anlangt, so begnügen wir uns, wenn die Schüler dasjenige, was sie in der Classe vielfach von uns gehört haben, also fremde Gedanken gut wiedergeben; das Publicum weiss auch, dass ein Schüler der eignen Gedanken nicht viele haben kann. Anders ist es mit der Form der Reden. Der Schüler soll durch dieselben seine formelle Bildung zeigen. Nach meiner Erfahrung ist es aber unmöglich, dass der Schüler allein etwas rhetorisch abgerundetes, gehörig durchgefeiltes liefere. Es bleibt nichts übrig, als dass der Lehrer die Rede durchcorrigiert, und da liegt es allerdings sehr nahe, dass er auch eigenes hineincorrigiert. Ich bin vielfach in die Verlegenheit gekommen, dem Publicum entweder etwas ganz rohes vorführen zu müssen oder eigenes zu geben. Das ist eine Alternative, der man wohl aus dem Wege gehen muss.

Prof. Kämmel aus Zittau: Mir scheint es nicht unzweckmässig, wenn wir uns bei der vorliegenden Frage einigermassen historisch besinnen und Bezug nehmen darauf, was die Redeactus namentlich im 16. und 17. Jahrhundert gewesen sind. Damals lief der höhere Unterricht mehr oder weniger auf Poetik und Rhetorik hinaus, hatte sich also in poetischen und rhetorischen Leistungen zu bewähren, und wie alles in grosser Menge zu liefern war, so

mussten auch orationes in grosser Menge geschafft werden. Gerade in solchen Uebungen erkannte man gewissermassen den Gipfelpunkt des Unterrichts, da sich die ganze Ausbildung fast ausschliesslich auf die formelle Seite beschränkte. Wenn nun unsere gegenwärtige Unterrichtsweise einen ganz andern Charakter angenommen hat und neben der formellen Seite des Unterrichts die materielle stark hervorgetreten ist, wenn wir — wir mögen wollen oder nicht — genöthigt sind eben auch die materies neben der forma zur Geltung zu bringen, so sind wir von vornherein beschränkt in demjenigen, was wir in den Redeactus noch darzustellen vermögen, da ja, wie vorhin schon bemerkt wurde, dem Inhalte nach nicht viel selbständiges von Schülern geleistet werden kann. Was der Herr Antragsteller in Bezug auf den herzustellenden Zusammenhang der Reden vorgeschlagen hat, würde nichts neues sein. Wenigstens die Gymnasien der Oberlausitz haben im 16. und 17. Jahrhundert derartiges häufig produciert in der Weise, dass man z. B. in dem einen Actus de Aeneae virtutibus sprechen liess, in einem andern de pietate oder de fortitudine, oder dass auch eine einzige Tugend in mehr allegorischer Form und diese nach verschiedenen Gesichtspunkten, nach ihrer Grösse und Wirkung, nach der Stütze, welche ihr zu geben sei u. s. w., behandelt wurde. Dass dabei in verschiedenen Sprachen, in lateinischer, griechischer, wohl auch in hebräischer gesprochen und dadurch der durch den Stoff herbeigeführten Einheit eine wunderbare formelle Manigfaltigkeit gegeben wurde, mag dazu beigetragen haben, dass derartige Redeactus interessant wurden und für weitere Kreise eine grosse Anziehungskraft hatten. Allein ich glaube heutzutage würden wir, wenn wir auch in der von Klix vorgeschlagenen Form Redeactus versuchen wollten, nicht dieselbe Theilnahme des Publicums erreichen. Unser Publicum ist nicht mehr so harmlos, so anspruchslos wie das Publicum einer frühern Zeit; es ist ihm in der verschiedensten Weise Gelegenheit gegeben, diejenigen Stoffe, welche bei solchen Actus geboten werden können, auch in besserer Form zu vernehmen. Nur das specielle Interesse an einzelnen Schülern lockt jetzt Zuhörer in die Actus, und das ist ein Umstand, der mich persönlich nicht gerade sehr für solche Feierlichkeiten erregt. Die grossen Nachtheile, welche Rect. Peter besorgt, fürchte ich allerdings nicht; freilich aber ist von Seiten der Lehrer, welche den Schülern Themata vorzuschlagen oder sie bei der Wahl derselben zu leiten haben, ein besonders feiner Tact erforderlich und eine genaue individuelle Bekanntschaft mit dem, was die zu einem Redeactus berufenen leisten können, wenn nicht dabei starke Misgriffe vorkommen sollen. Die Themata sind mit Rücksicht auf die individuelle Ausrüstung der einzelnen Schüler zu bestimmen und die Ausarbeitung ist in einer solchen Weise zu leiten, dass die Individualität des Schülers irgendwie, wenn auch nur unvollkommen, in dem Vortrage sich äussern kann. So lange Redeactus als nothwendig oder doch wenigstens als wünschenswerth gelten werden, werde ich darauf grosses Gewicht legen, dass einzelne Schüler dadurch genöthigt werden, einmal mit ihrer ganzen Persönlichkeit hervorzutreten und einzustehen für die Sache und für die Ehre der Anstalt. Das versteht sich wohl in jedem Falle von selbst, dass solche Schülerleistungen von den Lehrern mit äusserster Vorsicht und Gewissenhaftigkeit zu behandeln sind. Ich kann mir den Fall nicht denken, dass ein Director sich entschliessen könnte, Reden, die nicht corrigiert wären, zum Vortrage bringen zu lassen; freilich die Art und Weise der Correctur ist von besondern Schwierigkeiten umgeben, wenn nicht der Lehrer, statt den Schüler sprechen zu lassen, selbst für ihn hinter dem Vorhange reden will. Im allgemeinen glaube ich kann die Neigung, die Redeactus zu erweitern und in irgend einer neuen Form dem Publicum wieder lieb zu machen, kaum gross

sein, und ich verspreche mir, abgesehen von den Fällen, wo eine allgemeine tiefere Erregung, vielleicht unter besonderen Veranlassungen oder für besondere Festlichkeiten, bei dem betheiligten Publicum vorauszusetzen ist, von solchen Redeactus keine grosse Wirkung.

Vorsitzender: Ich erlaube mir ein kurzes Supplement dem eben gehörten interessanten historischen Vortrage hinzuzufügen. Es ist ganz richtig vom Vorredner, dem ἱστορικώτατος, darauf hingewiesen worden, dass das, was Klix heute will, eigentlich in früheren Jahrhunderten immer befolgt wurde, dass nämlich ein bestimmtes Thema bei einer solchen Feierlichkeit von den einzelnen oratores durchgeführt wurde. Der Vorredner hat aber verschwiegen, dass diese Reden vom ersten bis zum letzten Worte vom Rector gemacht wurden und die Schüler die Reden nur recitierten. Ich füge weiter hinzu, dass diese Redeactus an den meisten Orten Einnahmequellen für den Rector waren, dass vom Publicum ein Eintrittsgeld bezahlt wurde. Der Vorredner wird am besten vom Schulrector Weisse wissen, wie dieser aus den Schulkomödien und Schulacten sehr gut ein Accessit zum Gehalte zu machen wusste. Ich weiss, dass am Ende des vorigen Jahrhunderts ein Rector sich nach langem Bedenken entschlossen hat die Redeactus aufzugeben, trotzdem er etwa 25 Thaler an seinem Einkommen dadurch einbüsste.

Müller aus Magdeburg: Es darf gar nicht vorkommen, dass der Lehrer die vorzutragenden Reden und Gedichte in der Weise corrigiert, dass sie sein Werk werden. Ich lasse immer mehrere ein ähnliches Thema bearbeiten; ist es dem einen nicht recht gelungen, so wähle ich einen andern zum Auftreten. Uebrigens wird eine grosse Correctur nicht nöthig sein, wenn die Schüler ein Thema erhalten, das sie mit Lust und Liebe behandeln. Endlich möchte ich noch darauf aufmerksam machen, dass es für junge Leute, die später öffentlich reden wollen, sehr wichtig ist, wenn sie frühzeitig die Schüchternheit beim Auftreten vor mehreren oft nicht gekannten Personen ablegen. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass solche, welche anfangs einige Schüchternheit zeigten, diese nach zwei-, dreimaligem Auftreten verloren, so dass sie später auf der Kanzel keinen übeln Eindruck machten und nicht umschütteten.

Schulrath Dr. Heiland aus Magdeburg: Ich komme noch einmal auf den historischen Verlauf der Sache zurück. Die Redeactus, wie wir sie jetzt haben, sind die letzten Ausläufer der Schulkomödien. Zuerst wurden lateinische Komödien aufgeführt zur Uebung in der lateinischen Sprache und im öffentlichen Vortrage. Man brauchte damals nicht so gelinde Mittel wie jetzt die Schüler in die Oeffentlichkeit einzuführen. Es folgten die deutschen Schulkomödien, die neben dem biblischen Inhalte wieder den öffentlichen Vortrag zur Haupttendenz hatten. Aus diesen Schulkomödien sind nachher die Actus entstanden, in welchen man alle über ein bestimmtes Thema reden liess. Das, meine Herren, muss nach den Kenntnissen, die ich aus verschiedenen Schulnachrichten und alten Programmen gewonnen habe, über die Maassen langweilig gewesen sein. Von dem weimaranischen Gymnasium kann ich bestätigen, was Dr. Eckstein bemerkte: die Reden wurden von dem Rector ausgearbeitet, namentlich hat Grossgebauer einen grossen Ruhm darin gesucht, und auch der vielgenannte und besonders von Herder hochgeschätzte Michael Heinze hat in dieser Beziehung gewirkt und sich öffentlich darüber ausgesprochen; „Melanchthon hätte das für die Studierenden auch gethan", damit hat er sich entschuldigt. Aus diesen früheren Uebungen hat man nicht viel gerettet. Einige Decennien sind die Redeactus immer noch wahre Sprachfeste gewesen, bei denen es besonders auf die formelle Seite ankam. Lateinische und griechische Reden, mamentlich aber auch lateinische und griechische Gedichte wurden

ausgearbeitet, um auch die Poetik vertreten sein zu lassen. Dies hat sich in neuerer Zeit, wie ich meine, nicht zum Vortheil geändert. In den meisten Schulen ist es dahin gekommen, dass etwa noch eine lateinische Rede erscheint, vorherschend sind deutsche Reden, besonders bei der Abiturientenentlassung. Bei den deutschen Reden aber sehe auch ich die Gefahr, die Rector Peter bezeichnet hat; sie liegt besonders in den deutschen Ausarbeitungen, die nicht zum Vortrage gelangen und die immer zweifelhafte specimina geistiger Reife sind. Ausser diesen deutschen Reden erscheint nun in vielen Gymnasien, was man früher gar nicht gekannt hat, dass die kleinen Jungen der Unterclassen öffentlich als Declamatoren auftreten müssen. Das halte ich für sehr bedenklich, so sehr auch die Mütter sich davon angezogen fühlen mögen. Die kleinen Jungen laufen Gefahr diejenige Schüchternheit zu verlieren, die ihnen gerade in diesem Alter erhalten werden muss. Unsere obern Schüler sollen allerdings diese Schüchternheit überwinden, sie sollen auf gelinde Weise in die Oeffentlichkeit geführt werden, nämlich mit lateinischen oder griechischen Vorträgen, womit sie auch nicht so leicht sich die Gunst der jungen Damen gewinnen können. Sie haben in gehöriger Leistung durch ausgearbeitete Reden oder Gedichte in fremden Sprachen vor das Publicum zu treten. Dass ein Schüler nur ausgearbeitetes vorträgt, halte ich, wenn auch Prof. Massmann andrer Meinung sein sollte, durchaus für selbstverständlich; ich wünsche nicht, dass ein Schüler irgend einmal öffentlich auftritt als mit dem, was er vorher ausgearbeitet und gehörig auswendig gelernt hat; auf diese Weise bildet man sich zum Redner. Ich möchte nun das erörtert sehen, ob so viele deutsche Reden, wie man sie jetzt in den Actus hört, oder ob Reden in fremden Sprachen — Sie werden den Ausdruck nicht misverstehen — Sprachfeste des Gymnasiums bilden. Diese werden allerdings immer eine Art Schaustellung abgeben; aber man braucht eine solche Epideixis, der, wie ich behaupte, die Schule sich nicht zu entziehen hat, eine Epideixis, die ergänzend zur öffentlichen Prüfung tritt. Die öffentlichen Prüfungen haben den Vortheil, dass die Eltern den Lehrer kennen lernen, wie er im Verkehr mit den Schülern erscheint. Stellt man sich auf den Standpunkt des Dr. Klix, so erscheinen sie eigentlich minder bedenklich als die öffentlichen Redeactus, die sind geradezu etwas vorbereitetes und zeigen nicht die gewöhnlichen Leistungen der Schüler, sondern nur gewisse Höhepunkte derselben. Auch haben diese Redeactus am wenigsten, wie ich glaube, die Bedeutung, dass sie in den Schülern das Gefühl der Zusammengehörigkeit erwecken. Die Erfahrung lehrt, wie Dir. Klix verrathen hat, dass meistens, sobald die Räume das Publicum nicht fassen können, die Schüler weichen müssen; die Unter- und Mittelclassen werden von vornherein angewiesen nicht zu der Feierlichkeit zu kommen, weil kein Platz da ist. In Weimar ist es ebenso gewesen. Das Gefühl der Einheit zu erwecken sind besonders die Schulfeierlichkeiten geeignet, die inter privatos parietes gehalten werden, und diejenigen Schulfeste, die ausserhalb der Schule gehalten die Zusammengehörigkeit der Schüler und Lehrer und der ganzen Schulgemeinde darstellen.

Peter: Ganz beseitigt werden können derartige Uebungen nicht; in Pforta z. B. sind sie nicht zu entbehren; aber wir müssen die Gefahren, welche sie mit sich bringen, scharf in's Auge fassen und abzuwenden suchen. Sie liegen vorzüglich darin, dass sich jetzt die Individualität des Schülers mehr hervordrängt als bei den Actus der früheren Zeit, jenen rein formellen Sprachübungen, die nicht viel halfen, aber auch gewöhnlich nichts schadeten.

Hüser: Ausdrücklich möchte ich mich gegen den Vorschlag verwahren, den einer der Herren heute gemacht hat, die öffentlichen Examina aufzufrischen durch Einschiebung von

Reden der Schüler. Redeactus und Examen müssen getrennt sein, jedes selbständig für sich bestehen schon deshalb, weil das Examen sehr mässig besucht, der Actus von einem zahlreichen Publicum frequentiert zu werden pflegt. Ferner bemerke ich, dass es mir zweckmässig erscheint Gesang und Musik mit diesen Redeactus zu verbinden. Etwas deutsches muss übrigens in denselben vorkommen des Publicums wegen, das durch die Reden in fremden Sprachen nicht angezogen wird. Für die Kleinen endlich möchte ich auch das Patronat übernehmen; die Declamation derselben würde ich ungern vermissen; allerdings bin ich entschieden gegen den Applaus, der die Schüchternheit zerstört und den Vortrag unterbricht, aber ein freundliches Gesicht, ein Lächeln und grosse Stille und Aufmerksamkeit belohnt die Kleinen für das, was sie gelernt und vorgetragen haben. Darin kann ich keinen Nachtheil erblicken.

Dr. Schultz aus Berlin: Es ist zu vermeiden, dass die Schüler der mittleren und unteren Classen ganz von den Redeactus ausgeschlossen werden. Wo die Räumlichkeiten nicht ausreichen das Publicum und den gesammten Coetus zu fassen, kann den Schülern Gelegenheit gegeben werden die Reden zu hören in der Generalprobe. Ferner möchte ich bitten etwas specieller einzugehen auf die Frage der Einheit, welche Dir. Klix von den Actusreden verlangt. In dem Gymnasium zum grauen Kloster wird aller zwei Jahre ein Wohlthäterfest gefeiert. Dabei werden von den Schülern Vorträge in den auf der Anstalt gelehrten Sprachen gehalten. Die Themata sind vorgeschrieben, namentlich soll das Lob Venedigs gefeiert werden. Das Ganze ist dadurch in eine Einheit gebunden, dass in allen auf dem Gymnasium gelehrten Sprachen Reden gehalten werden. Ich möchte nun eine Anleitung haben, wie in andrer Weise, als eben so durch die Lehrobjecte, die behandelt werden, eine Einheit herzustellen sei.

Vorsitzender: Die Verhältnisse des grauen Klosters sind durch testamentarische Bestimmungen bedingt; es wird auch noch manche andere Schule geben, wo durch Legate und Stiftungen bestimmte Anordnungen getroffen sind, und diese müssen natürlich festgehalten werden.

Meine Herren! Es ist 10 Uhr, und es fragt sich nun, ob Sie bereit sind, das kurze Gedächtniswort für den jüngst verstorbenen J. Grimm, das Prof. Zarncke sprechen wird, zu hören. Wir haben nicht eine lang vorbereitete, glänzende Rede zu erwarten, aber ich glaube, wir Schulmänner sind es dem Andenken des grossen Mannes schuldig, dass wir auch das warme Wort, das sein Gedächtnis ehrt, hören und unsre Hochachtung und innige Verehrung für den Verstorbenen durch unsre Anwesenheit ausdrücken.

Die Sitzung wird geschlossen. (10 Uhr.)

Zweite Sitzung. Donnerstag, den 1. October.

Beginn der Sitzung 10 Uhr.

Vorsitzender Eckstein.

Vorsitzender: Um die Resultate der gestrigen Discussion kurz zu recapitulieren, so sind wir etwa über folgendes einig geworden: Die Beibehaltung der Redeactus ist wünschenswerth schon um des Verhältnisses zwischen Schule und Publicum willen; es soll ferner bei

den Actus eine gewisse einheitliche Idee in die Vorträge gebracht werden; die Actus sollen mehr als Sprachfeste betrachtet werden, bei denen die formelle Seite hervortritt. Eine Differenz stellte sich nur heraus in Bezug auf die deutschen Reden, bei denen Einige grosse Bedenken hatten, welche Andere nicht theilten. Ebenso wurden Bedenken erhoben in Betreff der Correctur der Vorträge durch die Lehrer; man sprach sich besonders aus gegen die vollständige Abfassung der Reden vom Rector oder einem Lehrer, wie sie an mehreren Orten früher üblich gewesen ist und auch heutigen Tages noch vorkommen soll. Ich denke, die Verhandlung über die Redeactus ist als geschlossen anzusehen, und es bleibt uns noch zu sprechen übrig über das, was noch in der vierten These erwähnt ist, über die eigentlichen Schulfeste, insbesondre die Turnfeste. Ich ersuche den Herrn Antragsteller auch diesen Theil der These kurz zu begründen.

Klix: Ich möchte mir erlauben dem Redner, der gestern zuletzt gesprochen und an mich die Frage gerichtet hat, wie eine Einheit in den Redeactus herzustellen sei, eine Antwort zu geben. Das habe ich auch sehr wohl gewusst, was Herr Prof. Kämmel gestern mit umfassender Kenntnis hier auseinandergesetzt hat, wie im vorigen Jahrhunderte namentlich in Schlesien die Redeactus gehalten worden sind, welche Einheit man damals gesucht hat in den Vorträgen, die der Rector ausarbeitete. Ich muss mich nun feierlich dagegen verwahren, dass die Einheit, welche ich von einem solchen Actus wünsche, mit jener Einheit irgend etwas zu schaffen habe. Ich habe nur darauf hinweisen wollen, dass die Einrichtung derartiger Redeactus von einer Hand ausgehen soll, dass man dabei den Zufall nicht walten lassen darf, und dass darum bei der Wahl der einzelnen Bestandtheile von einem leitenden Gesichtspunkte auszugehen ist. Wie mustergültig sind z. B. die Redeactus am Gymnasium zu Wittenberg, wie sie bei Gelegenheit der Reformationsfeier, der Melanchthonfeier gehalten worden; dort hat man den Vorträgen einen einheitlichen Charakter gegeben. In derselben Weise kann man nun, meine ich, zur Belehrung und Anregung der Schüler geschichtliche Perioden, wie z. B. die griechische Welt oder die Zeit der Kreuzzüge, durch Reden und Declamationen in einem Actus behandeln lassen. Allgemeine Grundsätze lassen sich hierüber kaum aufstellen, es müssen erst von verschiedenen Seiten Erfahrungen gesammelt werden. Eine zweite Frage, die ich mit Bewilligung unseres Vorsitzenden noch berühre, betrifft den Passus in der These: „Ihre häufige Wiederkehr z. B. als sogenannte Abendunterhaltungen erscheint im Interesse der Schüler unzulässig". Ich bitte die Herren darüber noch ein Wort laut werden zu lassen. Ich für meine Person kann unmöglich glauben, dass solche Schulfeierlichkeiten, die nicht im Leben der Schule begründet sind, welche veranstaltet werden um dem Publicum eine Unterhaltung zu gewähren, wobei unsere Schüler zu Schauspielern werden, von Vortheil für die Schule sind. Oder wenn man den Primanern gestattet Mitglieder einer Ressource zu werden, damit sie bei Gelegenheit eines Musikfestes besondere Aufführungen machen, kann das für die jungen Leute heilsam sein? Beides kommt wirklich vor. Gegen eine derartige Gestaltung der Schulfeste möchte ich Verwahrung eingelegt haben.

Müller aus Magdeburg: Nur eine kleine Ergänzung! Es ist wohl auch sehr wünschenswerth, dass der Gesang nach seinem Inhalte in Uebereinstimmung gesetzt werde mit dem folgenden und vorhergehenden Vortrage.

Prof. Dr. Erler aus Züllichau: Prof. Klix hat jedenfalls eine Einrichtung gemeint, die in Züllichau seit alter, alter Zeit besteht, nämlich dass in jedem Winter 12 sogenannte Concerte stattfinden. In diesen Concerten werden 4 oder 5 Musikstücke vorgetragen, 1 oder

2 Primaner halten selbstausgearbeitete Reden, und endlich declamieren noch 6 bis 8 Schüler aus verschiedenen Classen. Nach meiner Anschauung haben diese Abendunterhaltungen einen recht unschuldigen Charakter; es wird nicht viel verlangt. Andrerseits geben sie unsern Schülern Gelegenheit, die natürliche Scheu vor öffentlichem Auftreten zu überwinden und befördern eine musikalische Ausbildung, die unter anderen Verhältnissen nicht leicht zu erlangen sein dürfte.

Vorsitzender: Ich glaube, diese Concerte kann man als etwas ausgedehntere Familienfeste bezeichnen. Züllichau ist eine geschlossene Anstalt; das Publicum der Concerte besteht aus den Lehrern und ihren Familien, zu denen nur noch wenige Theilnehmer hinzukommen; solche Vereinigung muss man als einen Familienkreis betrachten.

Klix: Ich habe die Einrichtung eines Internats, wie es in Züllichau besteht — ich kenne dasselbe sehr wohl, da ich selbst zwei Jahre dort gewesen bin — nicht im Auge gehabt; Internate und freie Gymnasien sind bei dieser Frage durchaus zu trennen.

Dietsch: Ich möchte diesen Unterschied zwischen Alumnaten und freien Gymnasien noch deutlicher hervorheben. In einem Alumnate werden die Alumnen nach der Abendunterhaltung zu Bette gebracht; auf den freien Gymnasien führen die Schüler die Damen nach Hause und suchen dann ihre durstig gewordenen Kehlen in einer Restauration anzufrischen; darin liegt eine grosse Gefahr solcher Feste.

Da niemand weiter über diesen Gegenstand zu sprechen begehrt, wird die Discussion geschlossen und Dir. Klix vom Vorsitzenden aufgefordert die vierte These zu begründen.

Klix: Meine Herren! Die freien Schulfeste schliessen sich in der Regel an Einrichtungen an, die auf einem oft Jahrhunderte alten Herkommen beruhen. An der Anstalt, der ich vorstehe, wird seit langer Zeit alljährlich ein Spaziergang mit dem ganzen Cötus nach einem etwa eine Meile entfernten Orte unternommen. Ich habe mich nun bemüht diesem Schulfeste im Walde einen Inhalt zu geben, indem ich Turnspiele oder genauer bezeichnet eine Nachahmung der olympischen Wettspiele eingeführt habe, die den Mittelpunkt des Festes bildet. Gewisse Uebungen des Turnplatzes werden zum Gegenstande des Kämpfens und Ringens gemacht; ich scheue mich nicht denen, die sich auszeichnen, Medaillen zu verleihen zum Andenken an den Tag. Noch weit wichtiger aber ist mir, dass diese Feste auf Tage verlegt werden, welche durch die Geschichte unseres Vaterlandes geweiht sind. So findet unser Schulfest gewöhnlich am 18. Juni statt; und es hat namentlich in den letzten Jahren, wo die Erinnerung an die Freiheitskriege wieder allgemein lebendig geworden ist, grosse Theilnahme gefunden; einen grossen Eindruck hat es auf die Schüler gemacht, als am letzten 18. Juni einige Veteranen unsere Feier mit ihrem Besuche beehrten.

Ich wünsche nun von Ihnen, meine Herren Collegen, zu erfahren, ob Sie darin mit mir einverstanden sind, dass solche Schulfeste dazu dienen den Gemeinsinn, das Gefühl der Zusammengehörigkeit bei unsern Schülern zu wecken, das Leben der Schule zu fördern.

Müller aus Magdeburg: Ich bin ganz mit diesen Grundsätzen einverstanden und will nur anführen, dass ich auch in Torgau wie in Magdeburg grössere Spaziergänge mit den Schülern unternommen habe. Es kommt besonders darauf an, dass sich womöglich alle Lehrer dabei betheiligen. Es ist das ein Weg für die Lehrer und Schüler sich einander zu nähern. Ich selbst habe als alter Mann die Spiele der jungen Leute mitgemacht z. B. den Dreiabschlag. Wir haben im Kloster unsrer lieben Frauen bei dem jährlichen Feste in einem

Eichenwalde auch Wettspiele vorgenommen; die Sieger erhielten kleine Geschenke z. B. ein Trinkglas, ein Schreibzeug u. dergl.

Hüser: Ich bin mit den beiden Vorrednern im Allgemeinen gleicher Ansicht; nur eins scheint mir nicht ohne Bedenken, nämlich das von dem letzten Redner empfohlene Mitspielen der Lehrer. (Frage in der Versammlung: „Warum?") Wohl ist es wünschenswerth, dass Lehrer und Schüler einander näher treten, aber es giebt Lehrer, denen der Tact fehlt sich zu helfen, wenn sie dabei in eine üble Lage gerathen sind. Wie leicht kann z. B. bei dem vorhin erwähnten an sich gewiss unschuldigen Spiele des Dreiabschlagens der Lehrer zum Gelächter der Schüler werden, wenn er sich ungeschickt anstellt; durch zu derbes Schlagen kann bittrer Ernst erzeugt werden. Das ist die bedenkliche Seite des Mitspielens der Lehrer.

Dietsch: Wir in Plauen lassen uns bei unsern Schulspaziergängen von dem Grundsatze leiten: „Eines schickt sich nicht für alle". Ich wenigstens kann keinen Nutzen darin finden, wenn ein neunzehnjähriger Primaner mit einem zehnjährigen Jungen zusammen spielen soll. Deswegen machen wir nicht einen Spaziergang mit dem ganzen Cötus von 300 Mann, sondern mit den einzelnen Classen werden förmlich kleine Reisen unternommen; oft wird über Nacht geblieben. Wenn ausgeruht wird, so kommt ein wissenschaftlicher Gegenstand zur Besprechung, und ich habe gefunden, dass das den Lehrer den Herzen der Schüler näher bringt.

Prof. Dr. Dinter aus Grimma: Ich fühle mich gedrungen gegen das von Hüser ausgesprochene Bedenken zu erwidern: Bei allem, was hier verhandelt wird, wird schlechterdings vorausgesetzt, dass die Lehrer Tact beweisen. Uebrigens stimme ich dem bei, was der Herr Vorredner gesagt hat.

Vorsitzender: Es scheint mir, als komme man von der These ab. Classenspaziergänge der Ordinarien mit ihren Schülern sind gewiss wirksame Förderungsmittel zu einer genauen Kenntnis des Charakters der Schüler, haben aber mit der vorliegenden Frage nichts zu thun, ebensowenig wie allgemeine Spaziergänge eines ganzen Cötus; hier handelt es sich um Schulfeierlichkeiten und namentlich um die Anordnung von Schulfesten im grünen Walde. Dazu gehören Turnspiele. Leider aber pflegen die Turnlehrer die turnerischen Spiele auf den Turnplätzen zu wenig; sie sollten mehr darauf Rücksicht nehmen, damit man bei den erwähnten Feierlichkeiten eine grössere Abwechselung in passenden Spielen eintreten lassen könnte. Was ferner die Prämien anlangt, die bei den schlesischen u. s. w. Olympien ertheilt werden, so erscheinen mir Medaillen, Trinkgläser und dgl. nicht so passend als Kränze. Ein Kranz ist das wohlfeilste und classischste Geschenk und hält jeden Gedanken an materiellen Gewinn fern; der Schüler hat eben nur die Freude an dem gewonnenen Preise.

Prof. Langbein aus Stettin: Wir haben an der Realschule in Stettin ausser den Classenspaziergängen und den Festen, die im Winter gefeiert werden, noch regelmässig jährlich wiederkehrende Sommerfeste, bei welchen von den Lehrern diejenigen Schüler eingeladen werden, welche im Laufe des Jahres durch eine freie Leistung für die Schule sich einen Anspruch auf den Dank der Schule erworben haben, sei es dass sie als Vorturner oder Zugführer auf dem Turnplatze oder als Sänger bei den gemeinsamen Andachten, bei der Ausführung von Motetten, bei Concerten, oder sei es dass sie bei den Winterfesten durch Declamationen oder Vorträge thätig gewesen sind. Diese Schüler werden eingeladen und sind die Gäste der Lehrer.

Vorsitzender: Diese Einrichtung ist meines Erachtens hier nicht in Frage zu ziehen.

Es ist darunter zu verstehen was vornehme Leute eine Abfütterung derjenigen nennen, welchen sie irgendwie verpflichtet sind; hier handelt es sich aber um allgemeine Schulfeste, nicht um den Dank, den man einzelnen Schülern abzustatten beabsichtigt. —

Des Liedes ist noch gar nicht gedacht worden, das nach meiner Ansicht bei solchen Festen besonders gepflegt werden muss. Ich halte es für einen grossen Fehler unsrer Gesanglehrer, dass sie meist schwere Compositionen einstudieren und dabei den Gesang darnieder liegen lassen, der auf den Turnplatz, der zu unsern Festen gehört, der auf unsern Spaziergängen so schön erklingt; der deutsche Männergesang wird in unsern Schulen zu wenig geübt, weil eben die Herren Gesanglehrer es unter ihrer Würde halten sich damit abzugeben. Sollen unsere Schulfeste rechtes Leben haben, so müssen wir darauf hinarbeiten, dass der Gesang des deutschen Liedes mehr gepflegt werde.

Rector Dr. Klee aus Dresden: Der deutsche Männergesang kann auf den Schulen unmöglich geübt werden, weil unsre Gymnasiasten nicht deutsche Männer sind. Der deutsche Männergesang ist sehr schön; es wird ungemein damit renommiert; die Folge davon aber ist, dass wir immer weniger Tenore und immer mehr Bierbässe bekommen. Auf der Schule ist vorzugsweise darauf zu halten, dass vierstimmige Gesänge eingeübt, dass die Tenore gut gehalten werden und dass schöne Discant- und Altstimmen vorhanden sind. Ich habe in Dresden einen sehr schönen Chor, der unter Otto's tüchtiger Leitung steht. Alljährlich mache ich mit den Chorschülern, den Alumnen, eine Turnfahrt, aber bis zum deutschen Männergesange haben wir es dabei noch nicht gebracht.

Vorsitzender: Die Entgegnung des Collegen Klee beruht auf einem Misverständnisse. Ich habe mich fälschlich des Ausdruckes „Männergesang" bedient, habe damit aber nichts anderes gemeint als den vierstimmigen Gesang, den auch er eifrig betrieben wissen will. Ein wesentliches Hindernis, dass dieser Gesang nicht so recht blüht, liegt in der grossen Unbekanntschaft mit dem Texte der gewöhnlichen Lieder. Die Leute brummen: „Was ist des deutschen Vaterland", aber wenn man nach dem Texte fragt, so hapert's schon beim zweiten Verse. Wir haben eine Reihe köstlicher Lieder; es ist dafür zu sorgen, dass die Schüler die Texte derselben kennen.

Dr. Wentrup aus Wittenberg: Zu diesem Zwecke muss sich der deutsche Lehrer mit dem Gesanglehrer in Verbindung setzen; er muss darauf sehen, dass die Schüler die Texte der Volkslieder auswendig lernen. Wir in Wittenberg haben nach diesem Grundsatze gehandelt und gute Erfolge damit erzielt.

Vorsitzender: Wünscht noch jemand über diese Frage das Wort zu nehmen? Es scheint nicht; die Debatte ist somit geschlossen. Ein Widerspruch gegen die These ist von keiner Seite laut geworden. Es fragt sich nun noch, ob jemand gegen den letzten Satz „die eigentlichen Turnfeste gehören auf den Turnplatz" etwas einzuwenden hat. Ist über denselben ein Zweifel?

Klix: Doch vielleicht! Da das Turnen erst seit wenig Jahren obligatorisch ist und die Mittel dasselbe in den Schulen zu fördern noch wenig erprobt sind, so habe ich auf diesem Gebiete nur geringe Erfahrung. Ich wünsche daher, dass solche Collegen, die in Sachen des Turnens erfahrener sind, sich darüber aussprechen. Ich habe erst seit zwei Jahren Turnfeste eingerichtet und schliesse das Sommerturnen durch eine Feierlichkeit auf dem Turnplatze, indem ich dort Freiübungen und Riegenturnen und endlich ein Wetturnen der

Vorturner vor den theilnehmenden Zuschauern ausführen lasse. Es ist das auch ein Schulfest, aber nicht derselben Art wie die soeben besprochenen Waldfeste mit turnerischen Spielen; es ist ein eigentliches Turnfest und scheint mir deshalb auf den Turnplatz zu gehören.

Vorsitzender: In Halle haben wir in früherer Zeit seltener, in den letzten Jahren aber, nachdem die Behörden, wenigstens in der Provinz, ausdrücklich darauf hingewiesen haben, dass es wünschenswerth sei für das Turnen durch Schauturnen eine grössere Theilnahme beim Publicum zu erwecken, ziemlich regelmässig ein sogenanntes Schauturnen veranstaltet, leider ohne Gesang, der auch dazu gehört, aber bei uns nicht zu ermöglichen war, weil die Herren Gesanglehrer nur Oratorien und Motetten eingeübt hatten. Dieses Schauturnen erscheint mir vom grössten Interesse, einerseits wegen des Publicums, das dadurch mit dem Turnen ausgesöhnt, ja für dasselbe erwärmt wird; noch grösseren Werth aber hat es für die Schüler, die in Aussicht des Turnfestes sich den ganzen Sommer hindurch fleissig und tüchtig üben und dadurch ihre körperliche Ausbildung wesentlich fördern. Ich pflege das Fest mit einigen Worten zu beschliessen und an die besten Turner Kränze auszutheilen. Es hat sich diese Einrichtung im höchsten Grade bewährt. Sind darüber keine weiteren Erfahrungen mitzutheilen? Sie, Herr Prof. Lechner, müssen uns hierüber noch bessere Aufklärung geben können.

Prof. Lechner aus Erlangen: Nach meiner Auffassung verwerfe ich zunächst den Namen Schauturnen; ich nenne es Turnprüfung. In Bezug auf die Gymnasialverhältnisse gilt es mir dabei vor allem Vorurtheile der Eltern zu bekämpfen, ihnen zu zeigen, was mit den Jungen auf dem Turnplatze vorgenommen wird, die übertriebenen Besorgnisse, dass da der körperlichen Gesundheit der Kinder geschadet werden könnte, schwinden zu machen. Es wird ferner eine naturgemässe Lust der Jugend sich unter Gesang in geordneten Scharen zu bewegen auf diese Weise am leichtesten befriedigt. Dass sich solche Turnprüfungen zu Schlussfesten des Semesters gestalten, liegt in der Natur der Sache. Nicht ganz gefallen mir dabei zu grosse Aeusserlichkeiten, wie man sie häufig findet, z. B. Gepränge mit Fahnen, Ausmarsch mit Trommel u. dgl. Ich bin in dieser Beziehung sehr Freund der Einfachheit; ich will bei solchen Gelegenheiten nur ein Bild des Turnbetriebs vorführen, der im Laufe des Halbjahres stattgefunden hat.

Klix: Ich bitte etwas näher auf den Inhalt solcher Turnfeste einzugehen und mitzutheilen, was dabei vorgeführt wird.

Lechner: Zunächst suche ich in den verschiedenen Jahren abzuwechseln, so dass das Publicum in jedem Jahre eine andre Uebungsgruppe sehen kann. Ich nahm z. B. in dem einen Jahre zuerst mit den kleinern Schülern Frei- und Ordnungsübungen nach der Spiess'schen Weise vor, daran schloss sich eine geordnete Vorführung der Barrenschule, so dass grössere Abtheilungen jüngerer Schüler — ich setze immer das Spiess'sche System voraus, nach welchem grosse Massen von Schülern zu gleicher Zeit vorgeführt werden am Langbarren — dass, sage ich, grössere Gruppen von kleinen Schülern mit den leichteren Uebungen begannen, die allmählich unter meinem eigenen Befehle weiter fortgeführt wurden zur mittleren Stufe und zu den schwierigeren Uebungen, welche die Schüler höherer Classen gruppenweise ausführten, bis endlich mit den schwierigsten Stücken von ausgewählten Schülern, mit dem Kürturnen geschlossen ward. In einem andern Jahre wurde beispielsweise das Reck gewählt oder besonders auf das Voltigieren gesehen u. s. w. Gewisse Dinge suche ich na-

türlich stets vorzuführen, insbesondere Frei- und Ordnungsübungen. Die Worte, welche ich zuweilen bei solchen Gelegenheiten an die anwesenden Eltern oder an die Schüler selbst richtete, hatten hauptsächlich den Zweck über die Wichtigkeit des Schulturnens und über das Verhältnis, in welches am Gymnasium der Turnunterricht zu den andern Zweigen des Unterrichts gesetzt werden muss, die Eltern und Schüler zur Klarheit zu bringen. Ich konnte mich z. B. aussprechen über die Methode von Spiess, über die Einführung des Turnunterrichts als obligaten Lehrgegenstandes u. s. w. Eine besondre, auf ein patriotisches Fest sich beziehende Feier war bei uns mit dieser Turnprüfung nie verbunden. Ich betrachte sie lediglich als Prüfung, bei welcher die Schüler ihre Leistungen im Turnen zeigen sollen. Ich sehe aber auch darauf, dass nicht nur die körperliche Gewandtheit zu Tage tritt, sondern dass auch die Zuschauer erkennen, wie auf dem Turnplatze für alle andern Zweige des Schulunterrichts Ordnung und Zucht eingeübt wird, besonders bei Zugrundelegung der Spiess'schen Methode. Dadurch wird nicht ausgeschlossen, dass man am Ende der Prüfung zu einem heitern Spiele übergeht, wobei sich der Turnplatz als ein Platz darstellt, auf welchem sich jugendlicher Frohsinn entfalten kann. Ich muss sagen, dass diese Prüfungen bei den Eltern sehr beliebt sind und von ihnen gern besucht werden.

Vorsitzender: Es wird am zweckmässigsten sein mit den Freiübungen zu beginnen, die Geräthübungen folgen zu lassen, dann die besseren Turner vorzuführen, endlich mit einem Turnspiele zu schliessen.

Klee: An der Kreuzschule ist endlich auch das Turnen eingeführt, in den drei obern Classen ist es facultativ gestellt, von Obertertia bis Unterquinta obligatorisch. Ich habe mit Vergnügen wahrgenommen, dass die Schüler der obern Classen an dem Turnunterrichte den lebhaftesten Antheil nehmen, trotzdem dass sie nicht zur Theilnahme gezwungen werden. Mit Lechner stimme ich darin vollkommen überein, wenn er den Namen Schauturnen verdammt; wir haben ja auch kein Schaulateinisch, Schaudeutsch u. s. w. Das Turnen muss ein Gegenstand der Prüfung sein. Das Publicum geht uns dabei nichts an, das ja zu den Prüfungen in der Regel spärlich sich einfindet, sei es nun dass es zu viel oder dass es zu wenig davon versteht. Von den Belohnungen für hervorragende Leistungen, wie sie vorgeschlagen worden sind, halte ich nichts, sie mögen für Frankreich passen; ich würde keinen Kranz geben, sondern dem Schüler sagen: „Du bekommst eine gute Censur im Turnen", wie das in andern Dingen die Belohnung der Schule ist.

Müller aus Magdeburg: Es ist mir aus der Seele gesprochen, was Lechner geäussert hat, dass rechte Zucht und Ordnung auf dem Turnplatze herschen und dass von da aus ein guter Einfluss auf die Zucht im übrigen Schulwesen ausgeübt werden muss. Freilich wird dabei vorausgesetzt, dass der Turnlehrer den rechten Tact besitze; ich bin leider genöthigt bei meiner Anstalt in jeder Turnstunde anwesend zu sein.

Klee: Ich kann nicht anders sagen als dass bei uns seit Ostern, wo der Turnunterricht begonnen hat, unter des Director Kloss und seiner tüchtigen Lehrer vortrefflicher Leitung die Jungen schon eine bessere Haltung angenommen haben. Ich wohne selten dem Turnunterrichte bei; es findet auch keine regelmässige Inspection statt; die darf auch nicht nöthig sein. Wie gesagt, die Haltung der Schüler ist besser geworden gegen früher.

Vorsitzender: Es würde zu weit führen, wenn wir uns einlassen wollten auf Excurse über die sittliche Wirkung, welche das Turnen geübt hat und immer üben wird.

Lechner: Vor drei Jahren habe ich in Braunschweig versucht eine Lanze für das

Spiess'sche System zu brechen. Ich erlaube mir mit einem Worte darauf zurückzukommen, weil mich die Frage des Schauturnens dazu nöthigt. Nach meiner Meinung stellt sich der Unterschied zwischen der früheren Betreibungsweise des Turnens und der Methode des seligen Spiess am klarsten heraus bei Gelegenheit der Turnprüfungen. Gerade das Spiess'sche Turnen macht solche Prüfungen zu Schulfesten, während bei dem Schauturnen nach alter Weise einzelne Turnvirtuosen auftreten. Wenn nach den Grundsätzen des verstorbenen Spiess eine ganze Classe von Schülern in einer und derselben Uebung beschäftigt ist, so ist wenig Gelegenheit vorhanden, dass sich die Eitelkeit einzelner hervorthue; wenn man aber in anderer Weise die Sache auffasst und, wie es beim Männerturnen seine Berechtigung hat, einzelne Schüler im Kürturnen ihre persönliche Gewandtheit zeigen lässt, so hat das Turnfest darin etwas verderbliches. Ich glaube also, dass mit der Frage nach dem Schauturnen und der Turnprüfung die Frage nach der Richtigkeit der Methode zusammenfällt, und ich erlaube mir bei dieser Gelegenheit ebensogut wie vor drei Jahren mich für die Weise von Spiess zu erklären als diejenige, welche der deutschen Gymnasien am würdigsten ist.

Vorsitzender: Wir wollen davon Act nehmen, können aber unmöglich jetzt auf das Methodische des Turnens weiter eingehen. Ich danke dem Herrn Prof. Lechner, dass er heute wieder mit solcher Wärme für das unsern Schulen sehr zuträgliche Turnen sich ausgesprochen hat.

Dr. Wagler aus Luckau: Auf die Gefahr hin, etwas unpassendes zu bemerken — das Gute haben mir die Vorredner schon weggenommen — nur um etwas zu sagen, weil ich einmal hier bin und keine Aussicht habe, wieder einer solchen Versammlung beizuwohnen, will ich bemerken, dass mir das Ausziehen der Schüler mit Fahnen und ähnliche Aeusserlichkeiten bei Turnfesten doch nicht ganz verwerflich scheinen. Auf dem Gymnasium, wo ich bin, werden häufig Turnfahrten veranstaltet; den Schülern macht es aber Freude, wenn sie mit Fahnen, wohl auch mit Kränzen u. dgl. ausziehen können. Dann möchte ich noch erwähnen, dass mir die Belohnung durch Kränze insofern nicht ganz zweckmässig erscheint, weil die Kränze gar zu schnell dem Verwelken ausgesetzt sind und also kein Andenken für längere Zeit gewähren.

Die Discussion wird geschlossen.

Klix: Ich habe noch den herzlichsten Dank auszusprechen für die vielfache Theilnahme, welche die Herren Collegen hier meinen Thesen geschenkt haben. Ich meine, dass mein Freund Dietsch, welcher eigentlich der geistige Urheber dieser Thesen ist, seinen Zweck erreicht hat.

Vorsitzender: Ich ersuche nun Herrn Prof. Foss uns seinen Vortrag zu halten über die Verbindung der Geschichte und Geographie bei dem Unterrichte in den höheren Classen.

Professor Dr. Foss aus Berlin: Meine Herren! Es wird im Publicum sehr häufig die Klage geführt, dass die Zeit, welche die Behörden für den geographischen und historischen Unterricht gewährt haben, nicht genügend ausgenutzt werde. Man kann diese Klage in den Werken sehr bedeutender Geographen und Historiker lesen, ja ich habe sie sogar aus dem Munde eines Droysen, eines Leopold Ranke wiederholt hören müssen. Wenigstens hält man dafür, dass in meinem Vaterlande Preussen in diesem Unterrichtszweige etwas mehr gethan werden könne. Die Mängel desselben sind auch von der höchsten Behörde durch

Rescripte anerkannt worden und zwar auf Grund von Berichten, die auf meinen Angaben beruhen. Erst jüngst ist ein Rescript über den geographischen Unterricht ergangen, welches hervorgerufen worden ist durch den Bericht, den ich über die Resultate der Fähndrichsexamina in dieser Hinsicht an die Militairinspection gesandt habe. Ich habe sechs oder sieben Jahre Gelegenheit gehabt die Anschauung der Behörde als ganz gerechtfertigt zu erkennen, indem ich jährlich 300—400 Schüler in der Geschichte und Geographie zu prüfen habe aus allen Gymnasien und Realschulen Preussens und der kleinen Herzogthümer, mit denen Preussen Militairconventionen geschlossen hat. Dabei habe ich bestätigt gefunden, was Herder in einer Schulrede sagt, die neuerdings von Wackernagel abgedruckt worden ist, dass der geographische Unterricht den Lehrern dringend an's Herz zu legen sei, und dass dieser Unterrichtszweig ausführlich organisiert werden müsse. Darüber wird, glaube ich, für alle, die sich eingehender mit diesen Dingen beschäftigt haben, kein Zweifel sein, dass in Preussen die Zeit für denselben nicht genügend ausgebeutet wird. Woran liegt das? Je nun, das liegt zum Theil mit an den äusseren Verhältnissen, wie z. B. der Universitäten, wo man wohl Vorlesungen für Geschichte hält, aber nur auf einer einzigen Vorlesungen für Geographie. Früher, als ich studierte, las Leo in Halle wohl einmal geographische Collegien; er nahm so einzelne Länder heraus, die er behandelte. Aber seit dem Tode Ritters sind alle Anregungen für die Schulen, auch Berlins verloren gegangen; denn Barth hat nur seine Specialitäten. Der historische Unterricht ist etwas besser bestellt, und darin sind auch die Resultate viel günstiger. Professor Ranke hat mir häufig gesagt, es sei viel wichtiger, dass auf den Gymnasien gehörig Geographie gelehrt werde als Geschichte, weil die Universitäten für die geschichtlichen Fächer eine reiche Lehrerzahl darbieten, und weil doch auch die tiefere und gründliche Erkenntnis der Geschichte dem Universitätsstudium vorbehalten bleiben muss. Ich habe ferner seit einer Reihe von Jahren in der Berliner Gymnasialzeitung die meisten geogr. Lehrbücher, wie sie gerade von Collegen geschrieben sind, anzuzeigen und zu recensieren, aber es ist mir leider nicht immer möglich gewesen selbst von den verbreiteteren die Zweckmässigkeit in jeder Beziehung anzuerkennen, am wenigsten in der Behandlung der Geographie des Vaterlandes. Was kann es nützen, wenn von den Sudeten die Rede ist und der Junge sagt mir nach dem Buche: „sie bestehen aus dem Mährischen Gebirge, dem Habelschwerdter, dem Eulen — und dem Heuscheuergebirge"? Was weiss denn nun der Junge aus diesen vier Gebirgen? Versteht er damit einen einzigen Zug Friedrichs des Grossen? Wenn es heisst: „Warum hat Preussen die Festung Posen da angelegt, warum liegt Berlin hier? was weiss er da"? Ist denn die neuere geographische Schule eines Jahnsen in Kiel, eines Mahn nicht vorhanden, die in einer Weise, vor der ich mich beugen muss, den Zusammenhang zwischen Geschichte und Geographie behandelt, gerade für die Schulen. Ich mache Sie darauf aufmerksam, wie geistlos der zweite punische Krieg vor der Vincke'schen Arbeit behandelt worden ist. Es war als wenn die grossen Feldherrn als Vagabunden umhergezogen wären, dahin und dorthin ohne Grund. Ich habe mit Erstaunen darüber noch in neuerer Zeit manche sonderbare Bemerkung gelesen. Man streitet sich darüber, ob die Schlacht an der Trebia am linken oder rechten Ufer stattgefunden hat; man erzählt, dass der Consul Sempronius seine Soldaten entliess und ihnen befahl sich in Rimini wieder zu sammeln, aber niemand giebt an, wie der Consul zu der seltsamen Idee kam auf die Ostküste von Italien sein Heer zu bestellen. Das weiss jeder Officier, dass auf solche Weise eine klare Anschauung der Dinge nicht möglich ist. Ich habe es an den Arbeiten von Göler

gesehen, wie man dergleichen verständig behandeln kann und wie nothwendig dies zum Verständnis der Schriftsteller ist.

Ich liebe nicht, dass die Zahl der Stunden, die von der Behörde für den Geographieunterricht festgesetzt ist, getadelt wird. Darin können wir nichts ändern. Die Hauptsache scheint mir für den praktischen Lehrer, dass er sich in die gegebenen Verhältnisse schicke und seine Stunden gehörig anzuwenden suche. Es ist mir ganz gleichgültig, ob in Sexta oder Quinta zwei oder drei Stunden für Geographie sind; die Stunden werden ausreichen, wenn man sie geschickt zu benutzen weiss. Wir pflegen in Preussen unsern Cursus auf dem Gymnasium so einzutheilen, dass wir dreimal die Geographie durchnehmen, zweimal die Geschichte. Wir üben in Sexta die ersten Vocabeln der Geographie, d. h. wir lehren die Meere, Meerbusen u. s. w. kennen. In Quinta besprechen wir — d. h. es soll geschehen, ich habe aber hochgelehrte Secundaner und Primaner damit unbekannt gefunden — die Parallelkreise, Meridiane, Ketten- und Kammgebirge. Ich versichere Sie, ich habe Primaner gefunden, dutzendweise gefunden, gelehrte Primaner, welche nicht wussten, was ein Meridian ist, nicht, wenn der längste Tag im Jahre ist, was jeder Bauerjunge weiss. (Unruhe in der Versammlung.) Ja, ja, meine Herren, das ist factisch! Die Leute konnten sich nicht auf das Allernächste besinnen. Es ist mir der Fall vorgekommen, dass ein junger Mann, aus solcher Schule hervorgegangen, ein Jahr lang an einem Orte als Officier gestanden und dort täglich Vorposten an einem Flusse aufgestellt hatte, aber nicht wusste, wie der Fluss hiess, obgleich seine Instruction vorschrieb, dass er dies den Untergebenen sage. Aehnliche Erfahrungen macht man auch sonst, auch bei Behandlung der classischen Schriftsteller. Als ich bei einem Examen auf die Züge Alexanders zu sprechen kam und die Frage stellte, was Monsuns seien, was man unter Regenzeit verstehe, da musste ich mir hinterdrein sagen lassen, dass man das nicht zu wissen brauche; das seien so Annahmen von Dove, die er heute aufstelle und morgen wieder verwerfe. (Grosses Erstaunen, Widerspruch.) Meine Herren! Das ist ein Factum so gut wie dass Monsuns zu allen Zeiten geweht haben, und auch die Alten gedenken derselben. Natürlich, wenn solche Anschauungen herschen, ist nichts zu machen. — Nachdem wir die allgemeinsten geographischen Begriffe gegeben haben, pflegen wir in Quinta die fremden Erdtheile durchzunehmen. Sodann folgt in Quarta dreistündig in einem Semester Geographie von Deutschland. Da haben Collegen grosses Erstaunen gezeigt, wenn ich verlangte, dass die Schüler wissen sollten, warum hier grosse Seen wären, wie man noch in der Ebene die Grenzen bestimmen könnte für Landestheile. In der Ordnung für den Geschichtsunterricht in Westfalen heisst es, als ob Ritter gar nicht gelebt hätte, man solle das Hauptgewicht legen auf die politische Geographie. Die politische Geographie aber muss hervorgehen aus der physischen, und es wird mir nicht einfallen politische Geographie auswendig lernen zu lassen, sondern den Schülern muss die Richtung der Flüsse und Gebirge anschaulich gemacht und eingeprägt werden. In Tertia gehen nun Geschichte und Geographie neben einander her; für jedes sind zwei Stunden bestimmt. Hier müssen die ersten geschichtlichen Vocabeln gelernt werden. Dann nehmen wir in den vier Oberclassen den eigentlichen geschichtlichen Cursus durch, und in vier Jahren können wir das mit grosser Ausführlichkeit. Darüber will ich hier nicht streiten, ob man besser die alte Geschichte für die oberen Classen aufhebt und in den mittleren die neuere behandelt; diese Frage gehört nicht hierher. Auf einem Gymnasium wie das Joachimsthaler, wo der Geschichtslehrer mit dem Vortrage

der alten Geschichte die Erklärung attischer Inschriften verbindet, wird billig die alte Geschichte für die oberen Classen aufgespart.

Ich komme nun zu der Frage nach der Geographie in den Oberclassen. Wie traurig es aussieht mit den geographischen Kenntnissen der Abiturienten, davon weiss ich zu erzählen. Gewöhnlich wissen sie nicht einmal, dass die Weichsel ein preussischer Fluss ist, noch wohin sie fliesst. (Lebhafter Widerspruch.) Sie können das, meine Herren, bei jedem Examen hören, ich habe es tausendmal gehört: „Die Weichsel fliesst in die Nordsee." Ich habe jährlich 300 Leute zu prüfen, die sich noch dazu auf ein solches Examen besonders präpariert haben. Es ist das ein Factum! Ja sogar der Lehrer einer preussischen Ritterakademie hat keine Ahnung davon gehabt, was Marschland ist. Auf einer Karte war mit in das Weisse hineingedruckt „Spreewald", und der gute Mann meinte, das wäre ein Theil des uralisch-baltischen Höhenzuges! Er hatte den geographischen Unterricht in einer Secunda und Prima. (Gelächter, Murren.)

Nach dem Befehle der Behörden soll in den oberen Classen Geographie repetiert werden. Gut, aber wie? Auf vielen Gymnasien herscht der Gebrauch, dass keine einzige Karte gezeichnet wird. Nun begreife ich aber nicht, wie man Geographie mit Erfolg treiben will, ohne Karten zu zeigen und die Schüler zeichnen zu lassen. Wenn ich einen Schüler frage, wo Schwaben liegt — ich soll ihm die Geschichte des Mittelalters vortragen — so kann er keine Antwort geben. Wo Attika, Boeotien liegt, weiss er genau, aber wo die Schwaben, Franken, Friesen gewohnt haben, davon haben viele gelehrte Primaner keine Ahnung. Wenn ich den dreissigjährigen Krieg vornehme, muss ich es erst den Schülern begreiflich machen, warum die Schlacht bei Nördlingen gerade da geschlagen worden ist, warum noch heute die Eisenbahn gerade bei Nördlingen vorbeigeht. Bei solchen Fragen stutzen sie jedesmal. Ich benutze nun auch die Gelegenheit, um beiläufig hinzuweisen auf den Unterschied der Endungen bei den schwäbischen und den bairischen Städtenamen; jene gehen aus auf -ingen, wie Tübingen, Reutlingen, diese auf -ing, wie Erding, Freising — warum? Weil der bairische Dialekt härter ist als der schwäbische. Das kann nun wieder der Lehrer des Deutschen verwerthen.

Jede Ferien lassen wir eine Karte zeichnen, so dass nach und nach in den vier Oberclassen die ganze Erde gezeichnet wird. Wir sind allerdings so glücklich einen guten Zeichenlehrer zu haben, dessen Unterricht in dieser Beziehung den geographischen wesentlich fördert. Dem Zeichnen muss aber vorausgehen, dass der Schüler die Karte lesen lernt. Anfangs ist der Junge sehr verwundert, wenn ich ihm sage: „Du musst die Karte verstehen lernen, du verstehst sie nicht". Erst allmählich lernt er begreifen, was das heisst. Im Anfange sieht er gar nicht, wo auf der Karte ein Abhang gezeichnet ist. Damit sein Auge geschärft werde für solche Dinge, ist es zweckmässig verschiedene Atlanten vorzulegen, ältere und neuere derselben Verfasser und Atlanten verschiedener Verfasser. Auf der Sydow'schen Wandkarte ist der südlich-russische Ural ganz anders gezeichnet als auf den neueren Karten, die uns aus Darmstadt zugegangen sind. Auf den jüngeren Karten von Sydow hat die Hämushalbinsel eine ganz andere Gestalt als auf den früheren.

Nach den Ferien wird nun, wie die Vorschrift ist, repetiert, was im verflossenen Schuljahre besprochen worden ist, aber niemals allein die Geographie, ebensowenig wie je Geschichte getrieben wird ohne Wandkarte und ohne Hinweis auf dieselbe. Ich werde niemals Kriegszüge anführen, ohne deren Nothwendigkeit aus der geographischen Gestaltung des Landes

nachzuweisen. Bei der Repetition von Geschichtstabellen können geographische Fragen angeknüpft werden, und umgekehrt ist mit der Geographie die Geschichte zu verbinden. Ich habe in der Gymnasialzeitung Frankreich in dieser Weise behandelt, Indien und die Mark. Ich habe darüber beifällige Aeusserungen gehört, und es ist mir Gelegenheit geworden Fremde in unser Gymnasium einzuführen, um ihnen diese meine Methode zu zeigen. Der Lehrer Hirsch in Danzig hat sie angeregt, und sie ist auch von besonderer Wichtigkeit für die öffentlichen Examina.

Ich will ein kleines Beispiel geben, wie ich examiniere. Ich verlange schon in Quarta, dass der Schüler den uralisch-baltischen Höhenzug genau kennt und darzustellen weiss. Er muss mir nachweisen, weswegen die Mark ihre eigenthümlichen Wasserverhältnisse hat, warum die Eisenbahn von Berlin nach Wittenberg einen grossen Bogen macht, warum die Elbe diese oder jene Krümmung macht, weshalb die Eisenbahn von Magdeburg über Berlin nach Frankfurt, Posen und Warschau geht; dergleichen kann mit ein paar Strichen auf der Karte klar gemacht werden.

Ich will mir nur noch einige Worte erlauben über die Art, wie ich Repetitionen in den Oberclassen veranstalte. Wenn ich z. B. Spanien repetiere, so fange ich auf die einfachste Weise an mit der Frage nach den Parallelkreisen. Die drei südlichen Halbinseln von Europa werden vom 40., die drei südlichen Halbinseln Asiens vom 20., die Halbinseln im Norden Europas vom 60. Grade durchschnitten. Unter dem 60. Grade liegen auch die Halbinseln Kamtschatka, Aljasska und Labrador. Der 40. Grad, der die Pyrenäenhalbinsel durchschneidet, geht auch mitten durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Bei dem 49. haben die Engländer als Grenze gleich einen geraden Strich gemacht. Auf diese Weise hat der Primaner gleich einige praktische Bestimmungen, diese muss er festhalten. Weiss er sie nicht, so sage ich ihm: „Besuche mich des Abends, da wirst du das lernen". — Der 40. Grad geht also durch Spanien, mitten durch die Halbinsel, und zwar merkwürdig zwischen Madrid und Toledo. Toledo ist die alte, Madrid ist die neue Hauptstadt Spaniens, Madrid seit Philipp II.; von da beginnt die neue Epoche für Spanien. Der 40. Grad geht auch über Neapel, ferner durch die Hämushalbinsel. Hier weise ich darauf hin, wie schön E. Curtius in seiner griechischen Geschichte bemerkt, dass bei dem 40. Grade inmitten der Hämushalbinsel eine ganz andere Pflanzenwelt anfängt. Dieser Grad durchschneidet gerade die Strasse von Otranto. Dann mache ich einen Abstecher nach England. Die Südspitze Englands liegt unter dem 50. Grade. In England wird kein Wein reif, selbst die Pflaumen reifen bisweilen nicht; dafür wächst dort der Erdbeerstrauch und der Taxusbaum. Der 50. Grad durchschneidet auch den Main; da wächst Wein. Wie kommt das? Wem fiele das nicht auf? Hier kommen wir auf den Unterschied des oceanischen und continentalen Klima's. Auf demselben Wege erklären sich dem Schüler die scheinbar sehr bedeutenden Gegensätze im Klima des südlichen Schwedens und der Halbinseln Kamtschatka, Aljasska und Labrador. Dann frage ich einfach: „Haben Sie nicht gelesen in englischen Büchern von dem prachtvoll grünen Rasen Englands? Vergleichen Sie den Rasen im Berliner Thiergarten". Der Junge sieht hier die Bewässerungsgräben täglich. „Woher kommt der Rasen in England? Woher die immergrünen Taxusbäume, von denen die Schützen bei Crécy, Maupertuis und Azincourt ihre Bogen nahmen"? Hier stehe ich nun mit dem naturhistorischen Lehrer im Einverständnis, der nur so viel Pflanzen- und Thierkunde, Mineralogie u. s. w. treibt, als für die Zwecke der Schule in Geschichte und Geographie nothwendig ist. Er lehrt die Pflanzengeographie inso-

weit, dass er die Hauptculturpflanzen der verschiedenen Länder bespricht. Gelegentlich erwähne ich auch einiges von der Wanderung der Pflanzen. So erzähle ich beiläufig, wie Alexander bei seinem Zuge nach Indien von dort das Zuckerrohr mitnimmt; die Araber raffinieren es und bringen es nach Sicilien; von da holen es die Venetianer; bei ihnen entsteht der Name Marcipan. Hier hört der Schüler auch etwas vom heil. Marcus, und auf diese Weise hat er die Tour um die halbe Welt gemacht. Dabei fällt auch ohne gelehrten Vortrag viel für ihn ab. Es bedarf keiner grossen Anstrengung seinerseits; spielend lernt er in diesem Zusammenhange eine Masse von Einzelheiten und behält sie im Gedächtnis.

Doch um auf Spanien zurückzukommen, nachdem die Parallelkreise besprochen sind, gehe ich auf die Meridiane über. Durch Spanien geht der 10. und 20. Meridian, der 10. geht auch durch Irland, der 20. durch Paris. Spanien ist ferner auf der einen Seite begrenzt durch die Meerenge von Gibraltar. „Warum heisst die so? Seit wenn kann sie so heissen"? Seit dem Uebergange des Tarik. „Wie hiess sie im Alterthume"? Das hat der Schüler bei Otto Schultz §. 70. gelernt, wo er findet: „fretum Gaditanum". Weiss er das nicht, so muss er das Stück übersetzen oder auswendig lernen, dann schämt er sich. „Wie hiess sie noch früher"? Die Säulen des Hercules. Da wird er mir etwas vom Hercules (Melkart) zu sagen wissen, was ihm vielleicht aus der Mythologie mitgetheilt worden ist bei der Lectüre. Wenn er nichts darüber weiss, lasse ich die Frage fallen. Ich muss mich allerdings darum bekümmern, was die Schüler sonst treiben; das kostet Zeit, aber es verlohnt sich auch der Mühe.

Ich denke, es ist an einem Länderbeispiele genug. Ebenso mache ich es mit den Gebirgen, so mit den Pyrenäen. Hier werden die Züge Hannibals, die Ronceval-Schlacht u. s. w. erwähnt. Bei der Geschichte Spaniens erinnere ich viel an den Cid. Wenn ich die Wiedereroberung Spaniens durch die Araber bespreche, gedenke ich der den Schülern bekannten Romanze, in welcher erzählt wird, wie Donna Uraca dem Cid die Sporen anschnallt. „Wo geschieht das"? In Coimbra. Coimbra ist eine Universitätsstadt, das merkt sich der Schüler leicht. Der Cid stirbt in Valencia. Wenn ich nun eine Linie von Coimbra nach Valencia ziehe, so bildet sie ungefähr die Grenze zwischen dem alten und dem neuen Castilien. Gegen Ende des 11. Jahrhunderts haben die christlichen Völker wiederum Altcastilien in Besitz. Die Entdeckung Amerika's erfolgte erst nach der Eroberung Granada's; so lange dauerte es, ehe Neucastilien und Andalusien erobert wurden. Damit bringe ich die Romanze von Don Pelaez in Verbindung. Da weiss der Schüler, wie sich der Cid rühmt, dass seine Gefährten die Gefährten des Don Pelaez waren. Was Galicien anlangt, so ist ihm bekannt, dass dahin die Celten gekommen sind. Hieraus ergiebt sich die Bedeutung des Namens Portugal (portus Gallorum). Ich weiss wohl, dass es noch andere Ableitungen des Namens giebt, so von portus Calae u. s. w., aber ich benutze die erstgenannte, weil sie zu meinem Zwecke passt.

Meine Herren! Ich könnte Ihnen ohne Mühe noch weitere Beispiele vorführen; aber das, was ich angeführt habe, wird wohl genügen Ihnen zu zeigen, in welcher Weise ich Litteratur, Geschichte und Geographie beim Unterrichte zu verbinden weiss.

Vorsitzender: Indem ich die Discussion über den gehörten Vortrag eröffne, bitte ich die Herren sich nur auf die didaktische Frage zu beschränken, wie die Geographie mit der Geschichte zu verbinden sei beim Unterrichte in den höheren Classen.

Prof. Dr. Oertel aus Meissen: Ich kenne den historisch-geographischen Unterricht seit langer Zeit an verschiedenen Gymnasien verschiedener Länder; ich bin auch an einem preussischen Gymnasium $12^1/_2$ Jahr Lehrer gewesen, besonders für Geschichte

und Geographie; ich weiss, wie es in früherer Zeit stand um die Kenntnisse der Schüler in diesen Fächern, aber nirgends habe ich die traurigen Erfahrungen gemacht, welche der geehrte Herr Vorredner gemacht haben will. Ich habe manche praktische Methode eingeschlagen gefunden und mich überzeugt, dass durch dieselbe dauernde Kenntnisse in der Geographie bei den Zuhörern erzielt wurden. Darin stimme ich mit dem Vorredner überein, dass auf die Symmetrie bei Behandlung der Geographie mit Recht Werth gelegt wird, und mir scheint, dass sie noch weiter ausgedehnt werden kann. Wir haben z. B., um bei Europa stehen zu bleiben, nicht nur drei Halbinseln im Süden, auch deren drei im Norden; wir haben auch, um die Dreiheit festzuhalten, drei Meerengen — doch ich will nicht weiter schulmeistern. Wenn ferner der Vorredner sagte, dass die verschiedenen Karten ein ganz verschiedenes Bild gewährten, und dass der Schüler auf der andern nicht wiederfände, was er auf der einen gefunden, so sage ich darauf: „Es ist ein Atlas dem Schüler zum Gebrauch zu geben, so lange er Schüler ist. Dann bekommt er ein festes Bild von den Ländern; es prägt sich ihm das Bild der Karte mit ihren Farben in's Gedächtnis; er weiss sich alle Länder der Karte zu vergegenwärtigen, ohne dass er dieselbe vor Augen hat". — Sodann werde ich beim geographischen Unterrichte immer das Bleibende vorausschicken und das Wandelnde nachfolgen lassen; das Orographische und Hydrographische also behandle ich zuerst und daran knüpfe ich, was da wandelt, die politische Geographie. Dadurch gewinne ich für die Geschichte eine feste Grundlage; auf diesem Fundamente ruhen dann im Gedächtnisse der Schüler die Wechselfälle der Geschichte. Indem ich diese Bahn eingeschlagen habe, bin ich zu guten Resultaten gelangt; ich habe immer gefunden, dass bis in die höchsten Classen hinauf die Schüler ein Interesse finden an den Ländern, wie sie es finden an den Völkern, an dem Bleibenden wie am Vergänglichen.

Kämmel: Ich werde mich, nachdem zwei so gewiegte Männer gesprochen, nur auf wenige Bemerkungen beschränken. Des Prof. Oertel heitere Anschauungen über die Resultate des historischen und geographischen Unterrichts theile ich durchaus nicht; ich möchte vielmehr in Bezug auf die grossen Schwächen und Gebrechen, die diesem doppelten realistischen Unterrichte noch anhaften, den Ansichten des ersten Redners beitreten. Ich glaube, es sind vorzugsweise drei Mängel dieses Unterrichts, welche wahrhaft erfreuliche Erfolge zu erzielen unmöglich oder doch sehr schwer machen. Das eine Gebrechen scheint mir darin zu liegen, dass wir uns allzusehr darauf beschränken Geographie und Geschichte als Sache des Gedächtnisses zu behandeln, während sie Sache einer lebendigen, frischen, vielseitigen Anschauung sein sollten. Zweitens ist auf vielen Anstalten, zum Theil auch bei derjenigen, der ich vorstehe, der geographische und geschichtliche Unterricht zu wenig vereinigt in den Händen derselben Lehrer. Es gehen sehr häufig, wie aus Programmen zu ersehen ist, geographische und geschichtliche Stunden von verschiedenen Lehrern ertheilt durch alle Classen neben einander her, und es wird gar oft der Geschichtslehrer sich nicht verlassen können auf den parallel arbeitenden Lehrer der Geographie. Wo es irgendwie erreichbar ist, muss der Unterricht so hergestellt werden, dass Geographie und Geschichte in einer Hand liegen, damit eine stete Beziehung zwischen beiden Lehrzweigen möglich werde. Wo dies nicht auszuführen ist, sollten wenigstens die betheiligten Lehrer fort und fort im lebendigsten Verkehr und in Einvernehmen über die Lehrgegenstände stehen. Das dritte Gebrechen möchte ich darin erkennen, dass, namentlich an den sächsischen Gymnasien, die Geschichtslehrer in den oberen Classen angewiesen sind nur en passant die Geographie zu repetieren und Lücken, die in

diesem Fache aus früheren Classen geblieben sind, auszufüllen. Es ist dies aber thatsächlich oft eine unlösbare Aufgabe. Selbst wenn man sich an ein Lehrbuch hält, wie das unseres wackern Dietsch, wo die Geographie immer als Grundlage der Geschichte festgehalten ist, wird bei der sich häufenden Masse des Stoffes für den Geschichtsunterricht, in den obern Classen die Geographie auch nur repetierend nachzuholen eine schwere Aufgabe, eine unlösbare, wenn der vorhergegangene geographische Unterricht unvollkommen war. Ich habe in meiner Praxis häufig in den geographischen Kenntnissen Lücken von solcher Dimension wahrgenommen, dass ich mich ausser Stand gesetzt sah sie auszufüllen. Wenn diese drei Gebrechen beseitigt werden durch ein gewissenhaftes Benutzen der gegebenen Zeit, durch geschicktes Ausbeuten des gebotenen Stoffes, durch rechtes Zusammenwirken der betreffenden Lehrer, so werden unstreitig im historischen und geographischen Unterrichte erfreulichere Resultate herbeigeführt werden, als wir bis jetzt erreicht haben, wo die Erfolge in Geschichte und Geographie noch sehr ungenügende sind bei den meisten Schulanstalten. — Mit diesen wenigen Bemerkungen begnüge ich mich. Es schliesst sich an die gestellte These die Frage an, die durch die anregenden Auslassungen des Herrn Prof. Foss nicht gelöst worden ist, wie auf der Basis des in seiner Weise gegebenen Geographieunterrichtes die Geschichte zu lehren sei. Ich bin aber nicht so anspruchsvoll, dass ich mir jetzt herausnehmen könnte, die Beantwortung dieser Frage vor Ihnen zu versuchen.

Klix: Der Thesensteller hat über die trüben Erfahrungen gesprochen, welche er in Betreff des Geographie- und Geschichtsunterrichtes an den preussischen Gymnasien gemacht haben will. Es kann zweifelhaft scheinen, ob das Gebiet seiner Erfahrungen so gross ist, dass sie sich auf alle Gymnasien des preussischen Staates erstrecken und sodann, ob diese Erfahrungen wirklich so höchst trauriger Natur sind. So viel ich weiss, hat Prof. Foss Gelegenheit solche Schüler von den Gymnasien unseres Vaterlandes kennen zu lernen, die sich zur Fähndrichsprüfung melden; in diesen Prüfungen also hat er seine Erfahrungen gesammelt, und da mag er allerdings derartige gemacht haben. — Ferner erkläre ich mich ihm sehr dankbar dafür, dass er die Quelle jener Verfügung genannt hat, die uns vor einiger Zeit sehr überraschend gekommen ist. — Zur Sache selbst bemerke ich, dass, so viel ich sehen kann, kaum ein Unterrichtsgegenstand des Gymnasiums so sehr an die Persönlichkeit des Lehrers gebunden ist als Geschichte und Geographie. Ja, meine Herren, stellen Sie einen Mann hin von dem Geiste und der Gewandtheit eines Foss, dann werden Sie ein gutes Resultat erzielen. Ich habe mich von ganzem Herzen gefreut zu sehen, wie Foss Geographie behandelt; aber hauchen Sie den Lehrern diesen Geist ein! So lange dies nicht möglich ist, werden jene kleinen Hilfsmittel oder — verzeihen Sie den Ausdruck — kleinen Kunstgriffe, wie sie Foss gebraucht, in den Händen minder geschickter Leute nichts erreichen oder gar lächerlich wirken.

Prof. Dr. Schäfer aus Greifswald: Zunächst möchte ich constatieren, dass, so viel auch der historische und geographische Unterricht sicherlich in Preussen wie in andern Ländern noch zu wünschen übrig lässt, es doch von Jahr zu Jahr darin besser geworden ist. Es ist eine unleugbare Thatsache, dass wissenschaftlicher Geist mehr und mehr in's Bewusstsein übergegangen ist. Dies liegt in den Karten plastisch vor, tritt in den Lehrbüchern entgegen, bestätigt sich in den Personen der Lehrer, die fort und fort den althergebrachten Misgriffen in diesen Fächern entgegenarbeiten. — Herr Prof. Foss will das grösste Gewicht beim geographischen Unterrichte auf die Anschauung gelegt wissen; niemand wird bestreiten, dass er darin Recht hat. Deshalb ist es auch ein unentbehrliches Studium für die

Schüler, dass sie Karten lesen lernen. Dazu aber ist der Atlas nöthig. Wenn nun geklagt wird, dass in den obern Classen in der Fortsetzung und Erhaltung dessen, was die Schüler früher aus der Geographie gelernt haben, zu wenig geleistet werde, so liegt ein Hauptgrund darin, dass die Schüler den Atlas nicht gehörig benutzen, nicht genug mit sich führen. Ich habe in Beziehung darauf eine Bitte auszusprechen. Wenn ich meine Zuhörer frage, ob sie im Besitze eines guten Atlas sind, so wird mir in vielen Fällen mit „nein" entgegnet. Diese Antwort ist mir immer das allerschmerzlichste Zeugnis für den geographischen Unterricht gewesen, den die betreffenden auf der Schule genossen. Wer diesen Unterricht in der rechten Weise erhalten hat, dem ist der Atlas ein lieber Begleiter. Ich bitte Sie nun, meine Herren Collegen von den Gymnasien, den Schülern als Pflicht einzuschärfen, dass sie ihre Atlanten auf die Universität mitnehmen. Ich habe in Greifswald nicht umhin gekonnt mir eine grosse Anzahl Atlanten anzuschaffen, die in den Vorlesungen mit ausgelegt werden; ich habe für eine Wandkarte gesorgt: das sind aber Nothbehelfe, die überflüssig sein sollten. — Was die von Herrn Prof. Foss aufgestellten Grundsätze anlangt, so stimme ich denselben im allgemeinen bei, nur in Betreff der angeführten Einzelheiten habe ich Bedenken. Ich möchte davor warnen, dass man zu grosses Gewicht legt auf „kleine Kunstgriffe," wie bezeichnend gesagt wurde. Sehr viele der vorgebrachten Beispiele habe ich geeignet gefunden; ich habe ähnliches selbst angewendet; der Lehrer kann bei jeder Repetition gelegentlich nach diesem oder jenem Punkte abschweifen: aber wenn wir uns den Zustand alter geographischer Lehrbücher vergegenwärtigen, in welchen bei jeder Stadt alles nur mögliche von Merkwürdigkeiten angeführt war, so bin ich überzeugt, Prof. Foss wird mir zugeben, dass hierin eine grosse Gefahr liegt. In der Anwendung der von ihm befürworteten Kunststücke kann man leicht zu weit gehen; sie können mit helfen, sind aber immer nur als subsidiär zu betrachten. Die weitere Frage betreffend, in welcher Weise zu bewirken sei, dass das, was in den untern Classen gelehrt worden, der Schüler in den obern Classen nicht sofort wieder vergesse und dass es nachher in der Universitätszeit nicht ganz in Nebel zerfliesse, habe ich immer gemeint, es muss der Schüler seinerseits unabhängig von dem Unterrichte, den die Schule bietet, etwas hinzuthun. Dieses Hinzuthun muss namentlich in der Lectüre liegen; der Schüler muss gute Reisebeschreibungen, geographische Schilderungen u. s. w. lesen im Anschluss an die Lectüre bedeutender geschichtlichen Werke. Auf diese Weise kann durch Privatstudium die Anregung von den untern Classen her erhalten werden. Das, was man häufig unter Verbindung des geographischen mit dem geschichtlichen Unterricht zu verstehen scheint, dass, wenn in der Geschichte Städte oder Flüsse genannt werden, geographische Fragen daran geknüpft werden, das ist fruchtlos, das gewährt keine Anschauung. Alles was in wohl zusammengefassten Zügen gegeben wird, was zu einem Bilde sich abschliesst, begrüsse ich mit Freuden; aber was gelegentlich auf dem Wege aufgegriffen wird, ist unwesentlich, ist nur zufällig.

Nun aber möchte ich nicht abbrechen, ohne noch ein Wort des aufrichtigsten Dankes auszusprechen gegen ein Mitglied unsrer Versammlung, gegen Kiepert. Ich habe mich bei meinen historischen Arbeiten sowohl als Gymnasiallehrer als auch später als akademischer Docent stets gedrungen gefühlt zur dankbaren Anerkennung dessen, was er auf chartographischem Gebiete geleistet hat. Ich habe hier nicht zu reden über den wissenschaftlichen Werth dieser Arbeiten; der ist allgemein anerkannt. Ich will nur hinweisen auf das praktische Verdienst Kieperts, dass er neben seinen grossen gelehrten Arbeiten von vornherein nicht verschmäht hat dem Unterricht zu dienen durch die Ausarbeitung seiner vorzüglichen Schulkarten.

Wie unendlich leichter ist es mir geworden eine geographische Anschauung zu erwecken in meinen Schülern beim historischen Unterricht von dem Augenblicke an, wo ich sagen konnte: „Schafft euch Kiepert'sche Karten an". Ich muss namentlich den grossen praktischen Werth der Kiepert'schen Arbeiten hervorheben gegenüber den Spruner'schen. Es fällt mir nicht ein Spruners Verdienste verkleinern zu wollen, aber es leiden die Spruner'schen chartographischen Arbeiten an einem Mangel, der für den geographischen Unterricht wesentlich zu sein scheint, sie geben kein Bild des Landes. Wenn der Schüler eine Spruner'sche Karte ansieht, kann er wohl Namen finden, Grenzen verfolgen, aber um ein Beispiel zu benutzen, was schon Prof. Foss anführte, aus einer Spruner'schen Karte wird er schwerlich klar darüber werden, was unter Schwaben zu verstehen sei. Der Schüler kann viele Spruner'sche Karten vor sich haben, aber doch wird er nicht so viel Gewinn daraus ziehen als aus der Einsicht in die eine Kiepert'sche Karte, die der Giesebrecht'schen Kaisergeschichte beigegeben ist. Die Karten von Spruner werden dem Schüler kein erschöpfendes Bild geben, wenn er nicht etwa, was für Knaben schwierig werden könnte, neben der Spruner'schen Karte noch eine andere benutzt, wo die Naturverhältnisse anschaulich gegeben sind.

Dr. Lazarus aus Bern: Meine Herren! Wenn ich mir erlaube hier das Wort zu ergreifen, ohne dass ich ein Schulmann bin, sondern nur ein Psycholog, der sich mit der Pädagogik und deren Zurückführung auf psychologische Grundsätze beschäftigt, so geschieht es darum, weil mir durch den Vortrag des Herrn Prof. Foss nicht bloss eine specielle Schulfrage angeregt zu sein scheint, sondern, wie schon aus der weitern Debatte zu ersehen war, eine tiefgreifende, in das Gebiet der allgemeinen Pädagogik gehörende Frage. Es handelt sich nämlich darum, ob es rathsam ist auch im Unterrichte jenem Zuge der Zeit nach Theilung der Arbeit in einzelne Disciplinen nachzugeben, oder ob wir einem andern Zuge folgen müssen, ob es andere — pädagogische und psychologische — Principien giebt, denen wir Rechnung zu tragen haben. Ich glaube, wir sind dem Herrn Prof. Foss zu tiefgefühltem Danke verpflichtet, dass er diese Frage angeregt und dass er in so anschaulicher und eingehender Weise die Mängel des bisherigen geographischen Unterrichtes dargestellt hat. So tiefgefühlt aber dieser Dank ist, den wir ihm bringen, möchte ich doch nicht sagen, dass er uns sonderlich neues vorgeführt hat; denn alle folgenden Redner haben beinahe wesentlich dieselben Gedanken wiederholt nur mit verschiedenen Modificationen und in verschiedenen Beziehungen. Wenn z. B. der letzte Redner hingewiesen hat auf den Dank, welchen die pädagogische Welt dem Prof. Kiepert zu zollen habe, so beruht das hauptsächlich darauf, worauf auch Foss hinausgekommen ist, dass die Anschaulichkeit des geographischen Objects eine der wichtigsten wesentlichsten Bedingungen guten geographischen Unterrichtes ist, weil ohne diese Anschaulichkeit eine wirkliche Verknüpfung dessen, was man als Lehrer über den Boden in geographischer Beziehung zu sagen hat mit den historischen Thatsachen, die auf diesem Boden beruhen, eigentlich nicht stattfinden kann. So einig wir aber auch gewiss heutzutage sein werden in unsern Anforderungen betreffs der Anschaulichkeit des Unterrichts und der Verknüpfung von Geographie und Geschichte, so dürfen wir doch über die Frage nach der praktischen Ausführung dieser Grundsätze nicht so leicht hinweggehen. Gewiss hat Prof. Oertel nicht oberflächlich beobachtet, wenn er meint den Kreis der Unwissenheit in geographischen Dingen durchbrochen zu haben. Ich erinnere mich selbst, dass wir auf unserer Schule in Braunschweig das Glück hatten historischen Unterricht in den obern Classen zu geniessen, in welchem nie versäumt wurde auf den Boden und die Beschaffenheit des Bodens hinzuweisen,

wo die Geschichte gespielt hat, und das im geographischen Unterrichte nicht nur dann erst, wenn wir zu einem besondern Theile der politischen Geographie gekommen waren, sondern bei der Gesammtauffassung des geographischen Objectes uns sowohl der Zusammenhang der einzelnen geographischen und physikalischen Bedingungen gezeigt wurde, als auch deren Resultate für die Geschichte. Allein trotz einzelner so günstiger Erfahrungen glaube ich, dass die pädagogische Welt wohl thun wird sich zu erinnern, dass diese zu den Ausnahmen gehört, und zweitens dass diese Auffassung mit dem Gymnasialleben mehr oder weniger abschliesst. Der letzte Redner hat richtig gesagt, dass die Schüler ihre Atlanten auf die Universität nicht mitnehmen. Das wichtige ist aber nicht, dass sie das nicht thun, weil sie die Sachen im Kopfe haben, sondern weil sie nicht das Bedürfnis fühlen sie im Kopfe zu haben.

Von Kämmel ist vorhin die Anschauung beim geographischen Unterrichte dem Gedächtnisse entgegengestellt worden. Ich möchte bitten diese Kategorieen nicht festzuhalten. Kämmel scheint mir einen unglücklichen Ausdruck gewählt zu haben. Vom Gedächtnisse kommen wir nicht los. Die Anschauungen müssen im Kopfe erweckt werden; das ist auch Gedächtnis, aber anschauliches. Der wahre Gegensatz ist nicht Anschauung und Gedächtnis, sondern anschauliches und verbales Gedächtnis.

Man ist nun schnell hinweggekommen über die schwierige Frage, wie Geographie und Geschichte zu lehren, wie sie zu verbinden seien, indem man gemeint hat, es hänge alles dabei von der Person des Lehrers ab. Gewiss unendlich viel; allein, meine Herren, in Bezug auf jede pädagogische Frage würde man das sagen können; schliesslich kommt sehr viel auf den Tact und das Geschick des Lehrers an. Dazu aber ist die Pädagogik als Wissenschaft, dazu sind diese Versammlungen da zu bewirken, dass das wenige beste, was möglich ist, mit den schlechtesten Kräften erreicht werde, allgemeine Grundsätze aufzustellen für jenen mittleren Durchschnitt von Genie auf der einen und Borniertheit auf der andern Seite. Einen Beweis für diese Behauptungen finden wir sofort in dem, was einer der Herren Vorredner sagte, es sei von Jahrzehnt zu Jahrzehnt im allgemeinen besser geworden. Wodurch wird es aber im allgemeinen besser? Nicht dadurch, dass hie und da zufällig geniale Leute erstehen, sondern dadurch dass sich die allgemeinen Anschauungen ändern. Sobald allgemeine Grundsätze anders werden, ist dies nicht von zufälligen einzelnen Personen abhängig.

Ich möchte nun noch in Bezug auf die gemachten positiven Vorschläge einige allgemeine Grundsätze aufstellt. Herr Prof. Foss hat zwar in seinem Vortrage, was ich aus innerstem Herzen freudig anerkenne, den Gegensatz sehr anschaulich dargestellt zwischen Wissen und Leben, zwischen bloss äusserlich geordnetem, für sich bestehendem Einzelwissen und in einandergreifendem Wissen, also eigentlich geistigem Leben, allein mir scheint Prof. Foss noch einiges durcheinander gewirrt zu haben. Die verschiedenen Mittel, welche er angiebt, um den geographischen Unterricht anschaulich zu machen und in Verbindung zu setzen mit der Geschichte, alle diese manigfaltigen Mittel scheinen mir sich zu bewegen auf jener weiten Linie zwischen bloss mnemotechnischen Kunstgriffen auf der einen und idealer Verknüpfung auf der andern Seite. Es handelt sich aber beim Unterrichte nicht bloss um die Ueberlieferung dessen, was wir wissen, um die Ueberlieferung der Kenntnisse, damit die Kenntnisse, die wir besitzen, der andre auch besitze, sondern auch darum, ob wir wirklich eine Erkenntnis neben diesen Kenntnissen haben und diese Erkenntnis in andern auch anregen können. Herr Dr. Foss hat Mittel von sehr verschiedenem pädagogischem Gehalte vorgeschlagen. Bald war es ein Kunstgriff nur um die Sache behalten zu können, bald sahen wir ein wirkliches Durchdringen.

Bei dieser Gelegenheit will ich namentlich noch auf eins hinweisen. Prof. Foss hat mit vielem Geiste und mit anerkennenswerthem Eifer dahin getrachtet allen geographischen Unterricht so zur Basis des historischen Unterrichts zu machen, dass die Nothwendigkeit nachgewiesen werde, weshalb ein gewisses historisches Ereignis auf diesem bestimmten und nur auf diesem Boden geschehen konnte, weshalb dort eine Eisenbahn angelegt werden musste, da eine Stadt gebaut oder eine Schlacht geschlagen worden ist: ich erkenne das an. Aber, meine Herren, vergessen wir nicht — und es scheint dies nicht unnöthig bei dem Zuge, welches sich in der letzten Zeit in dieser Wissenschaft gezeigt hat — die Sache hin und wieder einmal einzubiegen und die Dinge von einer andern Seite anzusehen, indem wir daran festhalten, dass allerdings diese Naturbedingungen ein gewisses Material sind, über welchem der menschliche Geist nicht mit absoluter Freiheit steht, dass aber die Verwendung und Verwerthung dieses Materials, die Bearbeitung des gegebenen geographischen Stoffes wesentlich bedingt ist durch den menschlichen Geist und seine Entwickelung. Legen wir für Geschichte und Geographie ein so grosses Gewicht auf jene Naturgesetze, in welchen objective Beziehungen sich finden, so werden wir so gewiss wie irgend etwas in eine materialistische Richtung hineinkommen, die sofort in nothwendigen Gegensatz tritt gegen die psychologische Richtung. Die Geschichte muss nicht blos auf der Grundlage des physischen, sondern auch auf der des psychischen Lebens betrachtet werden. Und dies ist von besonderer Wichtigkeit für den Unterricht auf dem Gymnasium und vom gewaltigsten Einfluss auf die Gesamtbildung des Menschen. Oder sollte es unwichtig sein den menschlichen Geist hinzuführen auf jenen Höhepunkt, dass er sich begreift und das psychische Leben als das wahre Ziel erkennt?

Endlich muss ich noch die Bemerkung eines Vorredners berühren, dass der Schüler selbst etwas hinzuthun müsse. Allerdings soll die Schule nicht allein mächtig sein, der Schüler soll etwas hinzuthun, nicht blos in der Lectüre; das ganze Leben des Schülers soll in selbständiger Weise fortarbeiten. Damit er aber im Stande sei von selbst etwas hinzuzuthun, muss er von der Schule lernen seine Gedanken mit einander zu verbinden; er muss erkennen dass alle die einzelnen Vorstellungen, die er gewinnt aus dem vielfältigen Unterricht, durch eine grosse und gewaltige Kette der Causalität mit einander verbunden sind. Vermag er auch nicht immer das Geflecht bis in seine äussersten Enden zu verfolgen, dass die Ideen zusammenhängen muss er erfahren, das muss ihm die Schule zeigen. In allem was er thut und erlebt, mag er diese Erkenntnis dann benutzen.

Dietsch: Ich hatte mir vorgenommen noch eine kleine Bemerkung zu machen über die mögliche Ausfüllung der Lücken in den geographischen Kenntnissen der obern Schüler, indessen nach dem, was wir soeben gehört haben, will ich diese Nebenfrage nicht berühren. Ich habe auf der Philologenversammlung in Braunschweig Thesen den Geschichtsunterricht betreffend gestellt; sie sind nicht angenommen, sondern von der Mehrheit verworfen worden; aber damals habe ich in meinem Schlussworte ausgesprochen, dass ich mich freute eine Sache angeregt zu haben, die grosse Theilnahme gefunden, dass allerdings noch viel fehle, um den geschichtlichen und geographischen Unterricht zu dem zu machen was er sein soll, zu einem hohen, freien geistigen Dome, und dass ich mich freuen würde, wenn viele kämen Bausteine zu diesem Dome zu tragen. Heute habe ich die Freude zu sehen, dass dieser Fortbau eifrig betrieben wird. Und, meine Herren, so wenig ich noch in diesem Fache geleistet habe, was in meinen Kräften steht, werde ich dazu thun.

Vorsitzender: Auch ich hatte die Absicht noch einige Bemerkungen zu machen,

aber nachdem Dr. Lazarus in allgemeiner Anwendung uns in so frischer, anregender und gewiss weiteren Nutzen bringender Weise belehrt hat, will ich sie lieber für mich behalten, und ich denke, es nimmt niemand mehr das Wort als der Mann, der die Sache angeregt hat.

Foss: Auf die persönlichen Angriffe, welche vorgekommen sind, will ich nicht eingehen, da mir höhergestellte preussische Schulmänner gegenüberstehen. Was das Fähndrichsexamen betrifft, werde ich privatim Herrn Prof. Klix entgegnen. Ferner bemerke ich, dass ich nur von einer wöchentlichen Repetitionsstunde gesprochen habe; — es bleiben dem Lehrer noch zwei Stunden wöchentlich übrig für den zusammenhängenden Vortrag. Dem Herrn Dr. Lazarus bin ich sehr dankbar für das, was er gesagt hat; es war ganz aus meiner Seele gesprochen. Ich wollte in meiner Auseinandersetzung auf die psychologischen Momente nicht eingehen, weil mich das zu weit geführt haben würde, es kam mir hier auf etwas anderes an als diesen idealen Standpunkt zu vertreten.

Vorsitzender: Meine Herren! Ich muss nun die Verhandlungen der pädagogischen Section für dieses Jahr schliessen, da wir der letzten allgemeinen Sitzung wegen keine Zeit haben noch einmal hier zusammenzukommen. Es thut mir leid, dass nicht noch einige der vorliegenden Thesen zur Erörterung gekommen sind; was übrig ist, müssen wir auf das nächste Jahr verschieben. Aus dem Versuche, den wir in Meissen gemacht haben in Betreff der Zeiteintheilung für die allgemeinen und Sectionssitzungen haben wir ersehen, dass es nicht räthlich ist auch nur versuchsweise eine Aenderung in den Statuten vorzunehmen, dass die einfache Form, die wir bisher beobachtet haben, die beste gewesen, dass dieses Hineinlegen der zwei freien für die Sectionsarbeiten bestimmten Tage zwischen die allgemeinen Sitzungen unpraktisch ist. Ich hoffe, wir werden im nächsten Jahre zur alten Praxis zurückkehren und für die allgemeinen Sitzungen wie für die besondern Berathungen unserer Section täglich eine bestimmte Zeit gewinnen und dadurch weiter gefördert werden. Jetzt aber danke ich allen den Herren, welche an der Berathung sich betheiligt haben, namentlich denjenigen, die als Thesensteller selbst ihre Haut zu Markte getragen haben. Ich danke aber auch denen, die als treue Zuhörer ausgehalten haben; denn das Zuhören ist oft eine ebenso schwere Last als die Theilnahme an der Debatte. Die Resignation, welche viele wackere Collegen durch ihr Schweigen gezeigt, ist sehr anerkennenswerth. Für meine Person bitte ich um Nachsicht wegen der Führung des Präsidiums und wegen der Worte, die ich gelegentlich in die Debatte hineingeworfen habe. Und nun kann ich die Sitzung für geschlossen erklären.

Dietsch: Ich habe den Rector Eckstein zum Präsidenten vorgeschlagen; ich erlaube mir auch in Ihrem Namen, meine Herren Collegen, ihm den Dank auszusprechen für seine treffliche Leitung der Verhandlungen, für das frische Leben, das er in die Discussion zu bringen gewusst hat; er hat uns das Zuhören niemals zu einem langweiligen werden lassen.

Schluss der Sitzung $12^1/_2$ Uhr.

Verhandlungen der germanistischen Section.

Verzeichnis der in das Album eingetragenen Mitglieder:

1. Prof. Dr. Karl Bartsch aus Rostock.
2. Dr. Fedor Bech, Gymnasiallehrer aus Zeitz.
3. Dr. Reinhold Bechstein aus Meiningen, jetzt in Leipzig. Secretär der Versammlung.
4. Dr. Ch. Creizenach, Gymnasiallehrer aus Frankfurt a. M.
5. Prof. Dr. Dietrich aus Marburg.
6. Prof. Dr. Ebert aus Leipzig.
7. Dr. C. M. Evers, Oberlehrer aus Crefeld.
8. Dr. H. R. Hildebrand, Gymnasiallehrer aus Leipzig.
9. Hoffmann von Fallersleben aus Corvey.
10. Bibliothekar Dr. Reinh. Köhler aus Weimar.
11. Oberlehrer Dr. Koch aus Grimma. Secretär der Versammlung.
12. Jak. Lökke, Gymnasial-Oberlehrer aus Christiania.
13. Prof. Dr. Mahn aus Berlin.
14. Prof. Dr. Massmann aus Berlin.
15. R. Menzel, Oberlehrer am Vitzthum'schen Gymnasium zu Dresden.
16. Prof. Dr. Leo Meyer aus Göttingen.
17. Prof. Dr. Theodor Möbius aus Leipzig. Vicepräsident.
18. Prof. Ad. Mussafia aus Wien.
19. Ferd. Naumann, Oberlehrer von der Annen-Realschule in Dresden.
20. Dr. Niemeyer, Rector der Neustädter Realschule in Dresden.
21. Dr. E. Ortmann, Gymnasiallehrer aus Magdeburg.
22. H. Palm, Oberlehrer aus Breslau.
23. Prof. Ad. Peters aus Meissen.
24. Gymnasiallehrer Petters aus Leitmeritz.
25. Prof. Dr. Rudolf von Raumer aus Erlangen.
26. Dr. Max Rieger aus Darmstadt.
27. Dr. Seidel aus Brandenburg.
28. Prof. Dr. Phil. Wackernagel aus Dresden.
29. Prof. Dr. Weigand aus Giessen.
30. Gymnasiallehrer Dr. Wendler aus Zwickau.
31. Prof. Dr. Friedr. Zarncke aus Leipzig. Präsident.

Constituierende Sitzung. 29. Sept.

Unmittelbar nach dem Schluss der ersten allgemeinen Sitzung verfügten sich die Germanisten und Romanisten in das zu ihren Sitzungen bestimmte Zimmer. Durch Eintragen der Namen in das Album und Vorlesung der Statuten durch den in Augsburg erwählten Präsidenten Prof. Dr. Zarncke wurde die Section constituiert und auf den Vorschlag des Präsidiums die Herren Dr. Bechstein aus Leipzig und Oberlehrer Dr. Koch aus Grimma zu Secretären erwählt, welche auch die Wahl auf das bereitwilligste annahmen. Auch diesmal, wie in Augsburg, beschlossen die Mitglieder einen kleinen Geldbeitrag zur Deckung der etwa auflaufenden

Kosten zu zahlen. Schliesslich theilte der Vorsitzende die für die Sitzungen der Section angemeldeten Vorträge mit und bestimmte die Tagesordnung für die erste Sitzung.*)

Erste Sitzung am 30. Sept. Vormittags 10—12 Uhr.

Vorsitzender: Präsident Prof. Dr. Zarncke.

Nach genommener Rücksprache war in der ersten allgemeinen Sitzung (s. S. 17 am Ende) angekündigt worden, dass das Gedächtnis des eben heimgegangnen Jacob Grimm zu feiern der Germanistensection überlassen und bei der Eröffnung der Sitzungen derselben dies am folgenden Tage im grossen Saale, damit alle Mitglieder theilnehmen könnten, geschehen werde. Gleichwol hatten sich die Mitglieder und viele Gäste in dem der Section zugewiesnen Locale eingefunden.

Der Vorsitzende spricht zuerst die Befürchtung aus, dass die Gäste sich wohl getäuscht sehen würden, wenn sie eine vollständige und ausgeführte Würdigung der Wirksamkeit Jacob Grimms erwarteten. Nachdem kaum erst die Sterbegesänge an seinem Grabe verklungen, sei eine sachgemässe Auseinandersetzung seiner unsterblichen Verdienste unmöglich und selbst unpassend. Natürlich aber könne die Section der Germanisten nicht eröffnet werden, ohne des schmerzlichsten Verlustes, den die Wissenschaft erlitten, zu gedenken und er wolle dies in wenigen anspruchslosen Worten thun, wie es sich für die kleine Versammlung gezieme.

Rector Prof. Dr. Eckstein aus Leipzig, Präsident der pädagogischen Section, ersucht die Versammlung, dem gestrigen Beschluss gemäss sich in die zu den allgemeinen Sitzungen bestimmte Aula zu begeben; alle anwesenden Lehrer betrachteten Jacob Grimm auch als den ihrigen und seien begierig die Worte zu hören, welche zum Andenken desselben gesprochen werden würden.

Nachdem diesem Vorschlag gewillfahrt worden war, hielt Prof. Dr. Zarncke in der Aula die Rede, welche oben S. 62 ff. mitgeteilt ist.

Nachdem sich hierauf die Section in ihr Sitzungslocal zurückbegeben hatte, beantragt Prof. Dr. Massmann aus Berlin, dem Vorsitzenden den gebührenden Dank für die eben gehörte treffliche Eröffnungs- und Gedächtnisrede abzustatten, welchem Antrag die Versammlung mit Freuden entspricht.

Der Tagesordnung gemäss hielt der Vicepräsident Prof. Dr. Möbius aus Leipzig einen Vortrag, um eine Uebersicht des Studiums der altnordischen Philologie im skandinavischen Norden zu geben.**) Nachdem zuerst in der Kürze der Begriff 'altnordische Philologie' dahin bestimmt war, dass darunter hier zunächst die auf die alte norwegisch-isländische Sprache und Litteratur gerichtete Forschung verstanden werden solle, suchte der Vortragende zuvörderst den Anteil zu schildern, welchen die Schweden, die Dänen,

---

*) Prof. Dr. Zarncke hatte die Versammlung durch eine Schrift 'Beiträge zur mittellateinischen Spruchpoësie', Abdruck aus den Berichten der philosophisch-historischen Klasse der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften (1863), begrüsst.

**) Da Herr Prof. Dr. Möbius die schon damals geäusserte Absicht, seinen Vortrag in erweiterter Gestalt durch den Druck bekannt zu machen, ausgeführt hat, so begnügen wir uns hier mit der von ihm selbst in den Protokollen niedergelegten Inhaltsangabe.

die Isländer und die Norweger an ihr nehmen, und verweilte besonders bei den zuletzt genannten, welche zwar erst seit einigen zwanzig Jahren, jedoch mit um so grösserem Eifer sich ihr zugewendet haben. Sodann berichtete er über das, was bei dem einen oder andern der genannten Völker theils auf dem Gebiete der Texteskritik und Interpretation, theils auf dem der Grammatik und Lexikographie im Verlaufe der letzten dreissig bis vierzig Jahre geleistet worden.

Da die Zeit bereits zu weit vorgeschritten war, um eine Discussion zu veranlassen, so sprach der Vorsitzende Herrn Prof. Dr. Möbius im Namen der Versammlung den Dank für seinen Vortrag aus. Der angekündigte Vortrag des Herrn Prof. Dr. Dietrich über die Runen wurde auf die Tagesordnung der nächsten Sitzung verwiesen.

Prof. Dr. Hoffmann von Fallersleben stellt hierauf noch folgenden Antrag:

'die Section wolle einen Aufruf an das gesamte deutsche Volk zur Errichtung eines Denkmals für Jacob Grimm ergehen lassen',

und hielt sich in Hinsicht auf die allgemeine Tendenz desselben der lebhaftesten Zustimmung der Versammlung gewiss.

Der Vorsitzende: Auch ich bin der lebhaftesten Zustimmung gewiss, doch halte ich eine Verständigung über die würdige Ausführung des Gedankens für nothwendig. Ich bin zum Beispiel nicht für eine Bildsäule; die Errichtung eines solchen Denkmals wird natürlicher denen überlassen werden, in deren unmittelbarer Nähe Jacob Grimm gelebt und gewirkt hat. Ist es für uns nicht angemessener eine Stiftung vorzuschlagen, welche Jacob Grimm ehrt und zugleich unserer Wissenschaft nützt? etwa so, dass alle drei Jahre das beste während dieser Zeit erschienene Werk prämiiert wird. Sodann bitte ich Sie aber auch zu erwägen, ob wir nicht, da die Philologen und die Lehrer der Jugend insgesamt sich zu den Verehrern Jacob Grimms zählen, nicht unsern Antrag an die Hauptversammlung zu bringen und dieser die Entscheidung zu überlassen haben. Ich würde demnach vorschlagen über folgende Fragen hier abzustimmen:

1) Wollen wir überhaupt auf einen dieser Vorschläge eingehen?
2) Wollen wir ihn als Antrag an die Hauptversammlung bringen?
3) Wollen wir uns für ein bestimmtes Project entscheiden?
4) Wollen wir auch die Entscheidung darüber der Hauptversammlung überlassen?

Prof. Dr. Massmann aus Berlin: Die Sache ist zwar bereits durch Firmenich von Cöln aus in Anregung gebracht worden, aber ohne dass eine bestimmte Form der Ausführung in Vorschlag gebracht wurde. Um also Zersplitterung und Weitläufigkeit zu verhüten, erscheint es mir als das zweckmässigste, dass von hier eine bestimmte Anregung ausgehe, wobei ich natürlich voraussetze, dass die hier versammelten Philologen und Lehrer nicht ausgeschlossen werden dürfen und sich gewis nicht ausschliessen. Freilich mit einer solchen Stiftung, wie sie der Herr Vorsitzende vorgeschlagen hat, ist es ein gefährliches Ding: ich wenigstens möchte nicht Preisrichter sein; nichts ist peinlicher als über die Preiswürdigkeit eines Werkes zu richten.

Prof. Dr. Dietrich aus Marburg: Warum sollten nicht wissenschaftliche Arbeiten unparteiisch und am Ende auch ohne Schwierigkeit beurtheilt werden können? Eine solche Stiftung würde der von Grimm so treu gepflegten Wissenschaft ganz besonders förderlich sein und so seinem eignen Sinne die beste Genüge leisten. Jedenfalls verdient sie den Vorzug vor einer Bildsäule.

Prof. Dr. Massmann: Ich habe mit meinen Bemerkungen auch nicht der Errichtung einer Bildsäule das Wort reden wollen.

Es wird zur Abstimmung geschritten und die beiden ersten Fragen einstimmig bejaht.

Prof. Dr. Rudolf von Raumer beantragt, die Sache doch erst im Schoosse der germanistischen Section einer sorgfältigen Berathung zu unterziehen, ehe über die beiden andern Fragen abgestimmt werde.

Die Versammlung erklärt sich damit einverstanden und beschliesst die Berathung auf den folgenden Tag zu verschieben.

Schluss der Sitzung kurz nach 1 Uhr.

Zweite Sitzung am 1. Oct. 8—12 Uhr Vormittags.

Vorsitzender: Vicepräsident Prof. Dr. Möbius.

Der Vorsitzende theilt zunächst mit, dass der Präsident Herr Prof. Dr. Zarncke leider durch Unwohlsein am Erscheinen in der Versammlung verhindert sei und deshalb den Vorsitz an ihn übergeben habe. Zugleich macht er den Vorschlag, die ersten zwei Stunden der Sitzung nur auf Vorträge und Mittheilungen zu verwenden und die Fortsetzung der Berathung über Stiftung eines Denkmals für Jacob Grimm erst nach 10 Uhr zu beginnen, womit sich die Versammlung einverstanden erklärt.

Prof. Dr. Bartsch aus Rostock erhält das Wort, um einen Vortrag über das älteste deutsche Passionsspiel zu halten. Zu demselben wurden Sonderabdrücke von seinem Beitrag zu Pfeiffers Germania VIII 3 vertheilt ('Das älteste deutsche Passionsspiel. Von Karl Bartsch. Wien. Druck und Verlag von Karl Gerolds Sohn. 1863.'). Der Vortragende spricht von den ältesten Spuren des deutschen Drama's im 12. Jahrhundert, den innerhalb lateinischer Rede enthaltenen einzelnen deutschen Abschnitten: der Klage Maria's um den todten Heiland, der Scene in welcher der Krämer seine Waare anpreist, dem weltfreudigen Gesang der Maria Magdalena und dann ihrer bereuenden Klage. Die Bruchstücke des vorliegenden durchaus deutschen Passionsspiels, die schon früher von K. Oehler in Kurz und Weissenbachs 'Beiträgen zur Geschichte und Litteratur' mitgetheilt, aber fast ganz unbeachtet geblieben waren, rühren nach der Beschaffenheit der Schrift aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts her, und sind, wie auch W. Wackernagel urtheilt, das älteste uns bekannte Beispiel des deutschen Drama's. Die durchaus correcte und edle Haltung in Sprache und Versbau stellt auch den inneren Werth des Stücks sehr hoch, weshalb um so mehr zu bedauern ist, dass nur Bruchstücke auf uns gekommen sind. Ungewöhnlich ist die äussere Form der Ueberlieferung. Die grossen und jedenfalls lose gebliebenen Blätter sind so beschrieben, dass man, um die Rückseite zu lesen nicht von rechts nach links, sondern von unten nach oben umschlagen muss. Aus diesem Umstande ist mit Gewisheit zu schliessen, dass das Stück zur Aufführung bestimmt war.

Prof. Dr. Massmann: Nur zur Ergänzung bemerke ich: Auch Docen berichtet in den Miscellaneen, dass er eine Handschrift gesehen habe, die zum Zusammenrollen, nicht zum Blättern eingerichtet war, aber freilich nicht ein vollständiges Drama, sondern nur die Stichworte eines solchen enthielt. Ferner befindet sich in Stuttgart eine Handschrift der Mi-

rabilia urbis Romae, die in der Weise lang geschrieben ist, dass der Besucher der Stadt Rom, um beim Durchgehen der Sehenswürdigkeiten die Notizen abzulesen, nur immer eine Strecke weiter zu rücken brauchte.

Eine weitere Discussion fand nicht statt.

Dr. Reinhold Bechstein erhielt das Wort, um einige kleinere Mittheilungen und Bemerkungen über periodische Schriften der deutschen Philologie zu machen:

Das eigentliche Organ für die deutsche Philologie ist gegenwärtig, wie wir wohl alle zugestehen werden, Pfeiffers Germania. In Betreff dieses unsers Organs hatte ich zwei Wünsche auf dem Herzen und in der Voraussetzung, dass dieselben auch von andern gehegt würden, so nahm ich mir vor, auf dieser Versammlung ihre Erfüllung zu beantragen. Zu meiner Freude ist dies nicht mehr nöthig, das letzte Heft der Germania hat sie schon erfüllt. Wir sind Ihnen, Herr Prof. Bartsch, zu herzlichstem Danke verpflichtet, erstens dass Sie die längst vermisste und unumgänglich nothwendige Bibliographie ins Leben riefen, und zweitens dass Sie uns über die Sitzungen der germanistischen Section auf der vorjährigen Philologen-Versammlung zu Augsburg Bericht erstatteten. Ueber die Art und Weise der bibliographischen Uebersicht zu verhandeln bietet sich in diesen Tagen entweder hier oder privatim vielleicht eine Gelegenheit. Es wäre dies wenigstens zu wünschen, da mancherlei Fragen in Betracht kommen, deren Erörterung dem so dankenswerthen Unternehmen nur von Nutzen sein könnte. Auf der vorjährigen Augsburger Philologen-Versammlung fanden sich die Fachgenossen zum erstenmal zu gemeinsamer Berathung zusammen, sie bildeten da zum erstenmal nach aussen hin eine geschlossene wissenschaftliche Corporation. Verdiente schon um ihrer historischen Bedeutung willen diese erste Versammlung einen eingehenden Bericht, so ist zu hoffen, dass auch die folgenden Zusammenkünfte wegen des Inhalts der Verhandlungen in ähnlicher Weise besprochen werden. Solche Aufzeichnungen sind Beiträge für die Geschichte unserer Wissenschaft wie unseres wissenschaftlichen Lebens, sie sind den Theilnehmern gleichsam eine Gabe der Erinnerung, sie müssen allen denen, welche nicht persönlich erscheinen konnten, die lebendige Wirklichkeit ersetzen. Eben darum wäre dann zu wünschen, dass der Bericht nicht zu lange auf sich warten liesse, dass er allemal womöglich schon im ersten Hefte des folgenden Jahrgangs zu lesen sei. Eine Philologenversammlung ist ein Tagesereignis. Gehört die Besprechung eines solchen auch in den Kreis einer wissenschaftlichen Zeitschrift, so wird sie doch merklich von dem übrigen Inhalt derselben abweichen. Zwar sollen nach den Statuten in unseren Sitzungen zusammenhängende wissenschaftliche Vorträge stattfinden, allein gerade in den Discussionen, welche sich an diese knüpfen, liegt der Hauptreiz der Versammlungen. Die Mittheilungen und Besprechungen über Fragen der Wissenschaft und über Angelegenheit des Vereins sind lediglich anregender Natur. Würde zum Beispiel in Haupts Zeitschrift ein Bericht über eine Germanisten-Versammlung stehen, so dürfte der Unterschied zwischen diesem und dem übrigen Texte sehr grell hervortreten. Bei der Germania ist der Abstand gemildert, denn hier haben wir unter der besondern Hauptrubrik 'Litteratur' auch Referate und Recensionen und neuerdings die bibliographische Uebersicht, die sich allesamt auf litterarische Erzeugnisse der Gegenwart beziehen. Aber trotzdem bleibt ein Unterschied bestehen. Zur Ausgleichung dieser Verschiedenheit gibt es ein Mittel, eine Massregel deren Vorbild uns andere Zeitschriften gewähren, eine Massregel zu deren Ergreifung ich auch zum Besten der Germania anregen möchte: das ist ein Beiblatt zur Germania, welches, obwohl getrennt von dem übrigen Inhalt der Zeitschrift, doch mit dem Haupt-

blatt in engster Verbindung stehen müsste, also auch nur mit diesem bezogen werden dürfte. Für die Berichte über unsere Versammlungen allein haben wir allerdings kein Beiblatt nöthig, aber diese Berichte gehören ihrer Natur nach in ein Beiblatt und so mögen sie die Veranlassung sein, dass wir überhaupt auf ein solches zu sprechen kommen. Schon lange aber habe ich den Wunsch gehegt, dass, wenn ich so sagen darf, eine Art Feuilleton zur Germania gegründet würde, welches im Gegensatz zu dem Inhalt des Hauptblattes, der es nur mit unserem Altertum zu thun hat, unseren Interessen der Gegenwart einen litterarischen Mittelpunkt gewähren könnte. Dadurch würde die Germania für uns ein wahrhaftes Organ werden, ein Organ nicht blos für die deutsche Philologie, sondern auch für die deutschen Philologen. Wir bedürfen auch einer gegenwärtigen Anregung und Förderung; denn wir alle arbeiten mehr oder minder einsam. Nicht jeder Fachgenosse ist durch seinen Wohnsitz und seine Stellung und seine äusseren Mittel in den Stand gesetzt sich vollkommen auf dem laufenden zu erhalten. Kaum ist es nöthig, dass ich den Inhalt im einzelnen anführe, den ein Beiblatt zu bringen hätte. Nur einiges sei erwähnt: Personalnotizen, biographische Nachrichten, pädagogische Besprechungen, Zusammenstellung der deutsch-philologischen Vorlesungen an den Universitäten, wo möglich mit Angabe der Zahl der Zuhörer, Berichte über wissenschaftliche Reisen, Mittheilungen über Handschriften- und Bücherfunde, Anfragen über wissenschaftliche Quellen und Hülfsmittel, Büchergesuche und dergleichen mehr. Wenn von einer Seite gewünscht wird, dass ein solches Beiblatt, eine Art Anzeiger, ins Leben gerufen werde, so kann die Idee nur auf Erfüllung hoffen, wenn sie auch von andern getheilt, wenn ihre Ausführung als ein allgemeines Bedürfnis empfunden wird. Die andere Bedingung dazu ist, dass der Herausgeber der Germania auf unsern Wunsch eingeht. Leider ist Herr Prof. Pfeiffer abgehalten gewesen unsere Versammlung zu besuchen. Wäre er hier, so würden wir bald mit der Besprechung am Ziel sein. Zunächst also kommt es darauf an, dass man sich über die von mir gegebene Anregung äussere. Ist die allgemeine Ansicht mir und meinem Plane günstig, dann werden wir wohl annehmen dürfen, dass Herr Prof. Pfeiffer seine Germania zu dem angedeuteten Zwecke erweitere und einrichte. Die äusseren buchhändlerischen Verhältnisse machen wohl nur geringe Schwierigkeit. Vor allem aber ist zu hoffen, dass wenn einmal ein Beiblatt gegründet ist, der Herausgeber auch auf treue und fleissige Mitarbeiterschaft rechnen kann.

Ehe dieser Antrag einer Discussion unterworfen wird, sei es mir gestattet, noch über zwei litterarische Unternehmungen zu sprechen, von denen die eine und zwar die erste ebenfalls eine Verhandlung verdient.

Habe ich mit dem gewünschten Beiblatt zur Germania eine neue ins Leben zu rufende Schöpfung im Sinne, so gedenke ich jetzt einer Zeitschrift, die ins Leben zurückgerufen werden sollte, ja ich sage geradezu, die ins Leben zurückgerufen werden muss, Fromanns Mundarten. In Augsburg ist, wie Sie alle wissen, über diese Angelegenheit gesprochen worden, Dr. Fromann erklärte, dass zur Sicherung des Unternehmens ein Absatz von 300 Exemplaren nöthig sei; also bedarf es 180 Abonnenten mehr, als die Zeitschrift während ihres Bestehens überhaupt gehabt. Prof. Hoffmann von Fallersleben, der die Frage angeregt hatte, legte am Schlusse der Besprechung eine Subscriptionsliste auf, die etwa 25 Unterschriften erhielt. Später meldeten sich bei Fromann und Hoffmann noch eine Anzahl Abonnenten, aber alle zusammen genügen noch lange nicht dazu, dass mit dem Unternehmen wieder begonnen werde. Es ist also ein Jahr vergangen und im Grunde sind wir nicht weiter gekommen. Dass wir

weiter kommen wollen und müssen, darüber sind wir wohl alle einig, aber das wie? das ist eben die Frage. Deshalb gilt es Vorschläge zu machen. Mit dem Abwarten, bis 300 Abonnenten — übrigens eine verhältnismässig sehr hohe Zahl — zusammengebracht sind, dürfen wir uns nicht begnügen. Die Zeitschrift muss auch bei einer geringeren Zahl von Abonnenten bestehen, wie andere wissenschaftliche Unternehmungen auch. Abonnenten sind in genügender Anzahl nicht zu schaffen, also muss Geld geschafft werden. Ich drücke dies sehr unumwunden aus, es kommt aber wirklich auf das Geld an. Wenn kein Mäcen, keine Akademie, kein Verein für sich allein das Unternehmen fördert, dann muss bei vielen Thüren angeklopft werden. Und so erlaube ich mir einen Vorschlag zu machen. Ich bin für eine Denkschrift, natürlich von Fromann geschrieben, die in kurzer und einfacher Weise die Nothwendigkeit der mundartlichen Studien und insbesondere eines Organs dafür darlegt. Ausser der linguistischen Bedeutung wäre auch die litterar- und culturhistorische Seite zu berühren; wie bei uns in Deutschland die Sachen stünden, sei die Wissenschaft auch auf äussere Theilnahme und Hülfe angewiesen. Die Denkschrift müsste mit entsprechenden Begleitschreiben und mit einer Subscriptionsliste, einmal für Geldspenden, dann für Abonnement auf die Zeitschrift eingerichtet, versendet werden an alle Fürsten, regierende und mediatisierte, dann an einzelne Prinzen, an einzelne reichsständische Herren, bei denen man ein Interesse voraussetzen kann, an alle Cultusministerien, an die Akademieen, an die öffentlichen Bibliotheken, an die historischen und alterthumsforschenden Vereine. Ob diese Massregel nützen wird, weiss ich nicht, aber ich glaube es. Nun ist die Frage: wer bezahlt die Denkschrift? Die Kosten betragen nach meiner Berechnung allerhöchstens 50—60 Thaler. Wie mir Fromann mittheilte, hat sich eine sehr angesehene Firma aus freien Stücken erboten, den Verlag der Zeitschrift zu übernehmen. Diese Handlung wird gewis gern etwas dazu beitragen, das andere müssten die Fachgenossen schaffen. Ich schlage daher vor, dass wir gleich heute, falls mein Antrag angenommen wird, mit der Zeichnung freiwilliger Beiträge für die Denkschrift beginnen.

Und nun, meine Herren, gestatten Sie mir ein paar Worte pro domo. Verschiedene an mich gerichtete Anfragen über die beabsichtigte Fortsetzung des von meinem seligen Vater begründeten und von mir in neuer Folge herausgegebenen Deutschen Museums für Geschichte, Litteratur, Kunst und Alterthumsforschung veranlassen mich zu einer öffentlichen Antwort und Erklärung:*) Zu meiner Aufrichtigen Freude hat das Deutsche Museum in dem Kreise meiner Fachgenossen Beifall und Anerkennung gefunden. Oeffentliche Besprechungen wie Privatbriefe drückten den Wunsch aus, es möge des Herausgebers und des Verlegers Hoffnung, das Unternehmen fortsetzen zu können, in Erfüllung gehen. Mit innigem Danke muss ich es erkennen, dass mir schon von verschiedenen Seiten in der zuvorkommendsten und bereitwilligsten Weise Beiträge für die nächsten Bände in Aussicht gestellt wurden. Ist somit die Zukunft des Deutschen Museums in geistiger Beziehung gesichert, so muss sich vorerst ein günstigeres äusseres Schicksal hinzugesellen, ehe die gewünschte Fortsetzung unternommen werden kann. Leider sieht sich die Verlagshandlung nicht in der Lage, schon jetzt einen weiteren Band folgen zu lassen, indem der Absatz des ersten selbst unsere bescheidnen Erwartungen doch nicht ganz erfüllte. Der Kreis der Freunde solcher Studien und Bücher ist bekanntermassen noch recht klein und auf ihn darf sich ein litterarisches Unternehmen um so weniger stützen, als bei unseren deutschen Verhältnissen nicht jeder Lieb-

*) Dieselbe ist als Flugblatt im Druck erschienen.

haber auch ein Käufer und Abonnent sein kann. Aber an den öffentlichen Bibliotheken liegt es, die Wissenschaft auch äusserlich zu fördern. Nicht minder setzten Herausgeber und Verleger ihre Hoffnung auf die historischen und alterthumsforschenden Vereine. Muss ich mir also den theilnehmenden Fachgenossen und Freunden gegenüber noch eine weitere Benachrichtigung sowie die ausdrückliche Aufforderung und Einladung zur Mitarbeiterschaft vorbehalten, so erlaube ich mir zugleich, Ihnen allen die freundliche Bitte ans Herz zu legen, Ihrerseits für die Verbreitung des Deutschen Museums in geeigneter Weise thätig zu sein. Das Deutsche Museum ist in verschiedenen Beurtheilungen, so wie in der von Karl Bartsch im letzten Hefte der Germania verfassten Bibliographie als 'Zeitschrift' bezeichnet worden. Als 'eigentliche' Zeitschrift wird man das Unternehmen wohl nicht anzusehen haben; ich betrachte es vielmehr als ein Sammelwerk, welches für die spätere Zeit, namentlich für das sechzehnte Jahrhundert, in den Gebieten, wie sie der Titel nennt, Stoffe zu liefern bestimmt ist. Dass ein solches Organ, welches den bestehenden Zeitschriften, wie dem Anzeiger, der Germania, dem Serapeum ergänzend zur Seite steht, wünschenswerth, ja nothwendig erscheint, wurde anerkannt und bedarf hier von meiner Seite keiner besonderen Auseinandersetzung. Wenn ich den Charakter eines Sammelwerkes hauptsächlich deshalb gewahrt wissen möchte, damit auch umfänglichere Textmittheilungen zusammenhängend und unzerrissen dargeboten werden könnten, so ist dies doch kein Hindernis, einem vielfach geäusserten Wunsche nachzukommen, dem Wunsche nämlich, das Deutsche Museum der leichteren Anschaffung wegen künftig in einzelnen Heften (am geeignetsten in Halbbänden) erscheinen zu lassen.*)

Nur über die ersten beiden Anregungen ist eine Discussion nothwendig. Bei der Kürze der Zeit schlage ich vor, das wichtigste zuerst vorzunehmen und das sind Fromanns Mundarten.

Prof. Dr. Massmann: Da ich voraussetze, dass der geehrte Vorredner mit Dr. Fromann in dieser Sache correspondiert hat, so frage ich an, ob sich der letztere für die nächste Zeit bereit erklärt habe, an den Mundarten fortzuarbeiten. Fromann ist jetzt mit einer gewaltigen Arbeit über Luthers Bibel beschäftigt, die ihn vielleicht noch lange hinhalten kann.

Dr. Bechstein: Fromann hat mir mitgetheilt, dass er einen Mann gefunden habe, der ihn bei der Zeitschrift bedeutend unterstützen würde. Ausserdem wird wohl ohnehin noch einige Zeit hingehen, ehe mit der Fortsetzung begonnen werden kann.

Der Vorsitzende Prof. Dr. Möbius: Da doch hier alles auf Fromann ankommt, so machen wir ihm vielleicht Lust 'die Mundarten' wieder aufzunehmen, wenn wir ihm unser lebhaftes Interesse dafür zu erkennen geben.

Prof. Dr. Massmann erklärt sich damit einverstanden.

Dr. Bechstein: Fromann hat mir ferner geschrieben, er werde sich vorher mit Herrn Prof. von Raumer besprechen, doch wünsche er, dass die Sache immerhin in der Section vorgebracht werde.

---

*) Die Verlagsbuchhandlung von Otto August Schulz in Leipzig hat der gedruckten Bekanntmachung beigefügt, dass sie kurz nach der nächsten Ostermesse eine Subscription auf den zweiten Band der neuen Folge eröffnen werde. Auch die beiden von Ludwig Bechstein herausgegebnen Bände (1842—43) sind in denselben Verlag übergegangen und werden bis Ostern 1864 zu dem herabgesetzten Preis von 1 Thaler abgegeben.

Prof. Dr. von Raumer: Ich kann versichern, dass Fromann mit seiner Bibelarbeit bereits zu einem Abschluss gekommen ist, so dass er in einem Jahre wohl im Stande sein wird, die Mundarten wieder aufzunehmen. Freilich die Denkschrift betreffend müssen wir erst wissen, ob Fromann sie auch schreiben will und kann und bis wann und wie gross. Durch eine Subscription würden wir der Sache vorgreifen. Die Kosten für eine Denkschrift, wie sie Herr Dr. Bechstein vorgeschlagen hat, sind viel zu hoch gegriffen; sie dürfen nicht über 12—15 Thlr. betragen. Sonst wird sie zu lang und deshalb nicht gelesen. Eine solche Kleinigkeit aber kann schon die Handlung, welche den Verlag übernehmen will, auslegen. Lassen wir deshalb diesen Punkt fallen.

Dr. Bechstein erklärt sich damit einverstanden.

Der Vorsitzende, Prof. Dr. Möbius: Wir begnügen uns also wohl damit vor der Hand zu Protokoll zu erklären, dass wir alle von lebendiger Theilnahme für die Fortführung des Werkes beseelt sind und dass es unser Interesse ist, dieselbe zu unterstützen.

Die Versammlung erklärt sich damit einverstanden.

Dr. K. A. F. Mahn aus Berlin hält darauf folgenden Vortrag über die Entstehung, Bedeutung, Zwecke und Ziele der romanischen Philologie:[1])

Hochgeehrte Herren!

Es gieng offenbar aus einer richtigen Würdigung der Zeitverhältnisse und Zeitbedürfnisse hervor, dass auf der im vorvorigen Jahre tagenden Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Frankfurt der Beschluss gefasst wurde, eine besondere Abtheilung für die Germanisten zu bilden, an welche sich dann auch die Vertreter der romanischen und selbst der osteuropäischen Philologie, als einer Neben- oder Unterabtheilung, anzuschliessen hätten. Die germanistischen Studien werden jetzt, seit ihrer festeren Begründung durch J. Grimm, von so vielen Männern, die einen hohen Rang in der Wissenschaft einnehmen, und die hauptsächlich auf unseren Universitäten und in unseren Akademieen ihre Wirksamkeit entfalten, betrieben und vertreten. Weniger günstig steht es bis jetzt noch mit der romanischen Philologie, deren Wichtigkeit und Bedeutung noch nicht allgemein genug begriffen und anerkannt wird, obgleich sie von dem Gründer derselben und einigen seiner Nachfolger und Schüler bereits auf eine solche Höhe gehoben ist, dass sie sich dreist mit ihrer älteren germanischen Schwester messen kann. Auf den Universitäten ist dieselbe aber, eben so wie die englische, noch äusserst schwach vertreten, und in den Akademieen noch schwächer. Nur auf ungefähr 8 Universitäten Deutschlands und der Schweiz von 28 finden einzelne dahin zielende Vorlesungen statt, die einen höheren philologischen und wissenschaftlichen Charakter an sich tragen, und etwa auf 3 deutschen Akademieen von 7 werden dann und wann Arbeiten und Berichte, meistens kritischer Art, aus dem Gebiete der romanischen Philologie theils vorgelegt, theils vorgetragen. Indessen mit der Zeit wird es wohl anders werden, und es ist zu vermuthen, dass der von Ihnen gefasste Beschluss, die romanische Philologie den anderen Zweigen dieser Wissenschaft als ebenbürtige Schwester beizugesellen, viel dazu beitragen wird. Möge es mir gestattet sein, hochgeehrte Anwesende, vor Ihnen ein möglichst kurzgefasstes Bild der Entstehung, Bedeutung, Zwecke und Ziele der romanischen Philologie zu ent-

1) Der Vortrag ist mit Hinzufügung eines Anhangs zur Würdigung Jacob Grimms (S. 20—24) und einer im Text S. 14 eingeschalteten, unten zu wiederholenden Erläuterung (Berlin, Ferd. Dümmler 1863) in Druck erschienen.

werfen, und zugleich einige Mittel und Wege vorzuschlagen, die mir eine grössere Verbreitung und zugleich auch einen noch höheren Aufschwung derselben zu bewirken fähig scheinen. Seitdem die neueren Sprachen, und namentlich, ausser der englischen, besonders die romanischen, und unter diesen natürlich wieder besonders die französische und italiänische, hier und da auch wohl die spanische, deren Litteraturen neben der griechischen und römischen von jeher schon auf unsere Litteratur und unsere ganze Bildung einen so bedeutenden Einfluss übten, hauptsächlich durch den zunehmenden Weltverkehr immer mehr zum Gegenstand eines ausgedehnteren Studiums gemacht wurden, und ihnen daher auch auf Schulen neben dem Lateinischen und Griechischen eine immer grössere Wichtigkeit beigelegt, und in Folge dessen auch eine bessere Stellung eingeräumt wurde, fand man, dass, wenn man diese Sprachen rein theoretisch nach den gewöhnlichen Grammatiken lehrte, man die Sprache und besonders das Sprechen und Schreiben derselben nicht lernte und die Grammatik eigentlich auch nicht, indem dieselbe in ihrer rein äusserlichen Abfassung ohne die Unterlage einer umfänglichen praktischen Kenntnis der Sprache nur schwache Eindrücke im Geiste zurückliess; lehrte man die Sprache aber rein praktisch nach der Methode der gewöhnlichen Sprachmeister, so fehlte es an der Richtigkeit und selbst Hinlänglichkeit des Ausdrucks und des Verständnisses. Man suchte daher nach beiden Seiten hin zu verbessern, einmal nach der praktischen Seite hin, indem man Ordnung, Plan und Methode in die Praxis und den derselben zu Grunde liegenden Stoff brachte, und zweitens nach der theoretischen Seite hin, indem man die Grammatik, so weit man es im Stande war, nicht blos auf Regeln, sondern auf Principien zu gründen, d. h. die Gründe der Regeln anzugeben, so wie die Formen und auch wohl Wörter analytisch zu erklären suchte, um durch tieferes Erfassen der grammatischen Theorie einen wirksameren Eindruck auf den Geist des Lernenden hervorzubringen. Diese angestrebte Verbesserung der Grammatik gelang indessen nur sehr unvollkommen, da man sich ohne alle geschichtliche Forschung und ohne Vergleichung mit den verwandten Sprachen ausschliesslich an den gegenwärtigen Zustand der zu behandelnden Sprachen hielt. Es entstanden daher zwar sogenannte wissenschaftliche Grammatiken, diese machten aber nur den Anspruch auf Wissenschaft, ohne von derselben selbst etwas zu enthalten. Dahin gehörten zum Beispiel die sogenannten wissenschaftlichen Grammatiken der französischen und italiänischen Sprache von dem sonst in mancher anderen Beziehung nicht verdienstlosen Minner, die, obgleich ihre schwächeren Vorgänger in einer gewissen zweckmässigen Anordnung und Vervollständigung der Regeln übertreffend, dennoch diesen Namen durchaus nicht verdienten. An Vorbildern und Grundlagen zu einer wirklich wissenschaftlichen Grammatik fehlte es nicht, indem die Werke von Bopp, Pott, Grimm und ihrer Anhänger und Schüler in jedermanns Händen sein konnten. Aber so hoch verstiegen sich diese Bearbeiter dieser sogenannten wissenschaftlichen Grammatiken nicht. Sie waren zufrieden, wenn sie eine der neueren Sprachen, die sie nach ihrer Ansicht wissenschaftlich bearbeiten wollten, rein äusserlich und in ihrer jetzigen Gestalt hinreichend kannten, und höchstens einige dilettantische Blicke auf das Latein werfen konnten. Dass eine Sprache streng historisch aufgefasst werden müsse, dass die Formen derselben nur unter Berücksichtigung ihrer durch rationale Vergleichuug zu ermittelnden Entstehung richtig begriffen werden können, daran dachten sie nicht. Wissenschaftliche Grammatiker dieser Art wollten z. B. das franz. Futurum j'aimerai aus lat. Fut. exactum amaro herleiten, was unmöglich ist, und wobei sie dann für das Conditionale weiter keinen Rath wussten oder es als eine aus dem Futurum hervorgehende neue

Bildung erklärten; oder sie liessen die Perfect-Endungen âmes, âtes, èrent aus avons, avez, ont, und îmes, îtes aus simus, sitis, und dann wieder is, is, it aus je suis, tu es, il est entstehen, oder sie erklärten das s in donnes-en, vas-y, das t in parle-t-il, und sogar das l in l'on für euphonische Buchstaben, oder sie betrachteten beaucoup als aus bella copia entstanden, oder bonheur und malheur aus bona und mala hora, oder comment aus qua mente, sie leiteten hébéter von bête ab, daher sie es auch lieber hébêter schreiben wollten, oder sie gaben das belle in l'échapper belle (nämlich ursprünglich la potence, jetzt le danger oder le péril) und in la manquer belle oder l'avoir belle (ursprünglich la balle im Ballspiel, jetzt l'occasion) für das lat. Adverbium belle aus, obgleich Ausdrücke wie l'avoir beau (nämlich le jeu), aber = l'avoir belle (nämlich la balle), im Wege standen. Und so trifft man bei ihnen unzähliges dieser Art an. Da erschienen in den Jahren 1836, 1838 und 1844 die drei Bände der Grammatik der romanischen Sprachen und im Jahre 1853 das etymologische Wörterbuch eben derselben von Fr. Diez in Bonn. Von der Zeit an war, insofern, wenn von Philologie die Rede ist, die Sprache als Object der Erforschung immer in erster Linie stehen muss, eine romanische Philologie im wissenschaftlichen und würdigen Sinne des Worts gegründet, und ihre Anwendung, Erweiterung und Fortbildung möglich. Ich kann natürlich bei der gebotenen Beschränkung hier nicht Rücksicht nehmen auf das was, ausser dem vielen verfehlten, an gesunden Keimen, Anfängen und Einzelheiten vor Diez vorhanden war; denn sonst hätte ich etwa schon mit Dante beginnen müssen, in dessen dahin bezüglichen prosaischen Werken, z. B. in der Abhandlung de vulgari eloquentia, philologische Ansichten entwickelt werden, die noch heut zu Tage gültig sind, namentlich über das wahre historische Verhältnis des echten und allgemeinen Italiänischen zum Lateinischen und zu den Mundarten. Auch über den Ursprung der Sprache hatte Dante schon richtigere Begriffe als vielfach in späterer Zeit, indem er im Paradiso 26, 130 sagt: „Opera naturale è ch' uom favella; Ma, cosi o cosi, natura lascia Poi fare a voi secondo che v' abbella." Seit Diez können nun die einzelnen Grammatiken und Lehrbücher der verschiedenen romanischen Sprachen, sei es dass sie bloss für Lehrer oder auch für Schüler bestimmt sind, auf eine richtigere Basis gegründet werden und einen ganz anderen und wissenschaftlicheren Charakter annehmen. Die wahrhaft wissenschaftliche und zugleich vollständige Grammatik irgend einer Sprache aber, und also auch einer romanischen oder der englischen, wird sowohl die Wortbiegung historisch und analytisch darstellen und die Wortfügung philosophisch zu begründen suchen, als auch die Lautlehre, Wortbildungslehre, ja selbst Wurzellehre in ihren Bereich zu ziehen haben, da man eine Sprache nur wirklich kennen lernt, wenn man, neben der analytischen Kenntnis der Formen und Flexionen, mit den Gesetzen der Ableitung und Zusammensetzung ihrer Wörter vertraut ist, und bis zu den einfachsten und einsylbigen Wurzeln und deren primitiver Bedeutung hinabsteigt, und sich so von den Wörtern in ihrer anfänglichen und wirklichen Gestalt und Bedeutung die vollständigste Rechenschaft ablegen kann. Dies hat nicht nur seine höhere theoretische Befriedigung für den nach Wahrheit und Wirklichkeit strebenden Geist, sondern auch den praktischen und nicht hoch genug anzuschlagenden Nutzen, dass die Wörter, die auf diese Weise zergliedert und auf ihre einfachsten und letzten Bestandtheile zurückgeführt, und dann mit den Wörtern der zunächst verwandten Sprachen verglichen werden, von dem Lernenden leichter aufgefasst und besser behalten werden. Ich kann mich daher durchaus nicht mit den Philologen oder Schulmännern einverstanden erklären, welche verlangen, dass die Wissenschaft für sich bleibe und gar keinen Einfluss auf das praktische

Erlernen einer Sprache durch den beginnenden Schüler übe, welche z. B. die Anordnung und Eintheilung des französischen Zeitworts in die vier Conjugationen, als deren Repräsentanten parler, finir, recevoir und vendre gelten, deswegen für gerechtfertigt halten und durchaus beibehalten wollen, weil französische Grammatiker sie zuerst so aufgestellt haben, und welche daher dem fremden Grammatiker die Berechtigung absprechen, eine andere richtigere Eintheilung nach inneren Gründen vorzunehmen. Dergleichen Leute sind dann natürlich auch in ihren rein empirischen Grammatiken und Lehrbüchern, abgesehen von ihrer sonstigen Unzulänglichkeit, für die Beibehaltung des que im Conjunctiv, für die Voraufschickung der unregelmässigen Zeitwörter avoir und être und für eine Menge anderer falscher und ungereimter Dinge, bloss weil sie so hergebracht sind. Selbst wenn man nur alles das, was sich in den Werken von Diez an Theorie und Stoff für eine bessere Bearbeitung und Umgestaltung der Grammatik der einzelnen romanischen Sprachen niedergelegt findet, benutzte, ohne eigenes hinzuzuthun, so würde eine jede daraus neu entstehende Grammatik eine ganz andere und weit befriedigendere Gestalt annehmen als die immer noch zu Hunderten in Gebrauch seienden empirischen und handwerksmässigen, auf eine frühere unwissenschaftliche Zeitperiode hinweisenden grammatischen Erzeugnisse.

Zweck und Ziel der romanischen Philologie können im allgemeinen keine anderen sein als die jeder anderen Philologie, nämlich hauptsächlich Erforschen und Erkennen der romanischen Sprachen und Litteraturen. Die höhere von Diez begründete und angeregte Forschung darf daher nicht bei dem was Diez geleistet hat sich beruhigen, es muss zwar sehr vieles von Diez, aber auch etwas tüchtiges durch ihn gelernt werden, es muss also weiter fortgeschritten werden sowohl in historischer, grammatischer als auch etymologischer Hinsicht, so wie dieser Meister ja, so lange er lebt, selber fortschreiten wird, wie die neuerdings von 1856 bis 1862 von ihm veranstalteten zweiten Auflagen sowohl seiner Grammatik als seines Wörterbuchs hinlänglich beweisen. Vor allem müssen die älteren Denkmäler der französischen, italiänischen, spanischen, portugiesischen und provenzalischen Litteratur, die den Stoff zu den Forschungen, zu vergleichenden und speziellen Grammatiken und zu den historisch-etymologisch-vergleichenden Wörterbüchern liefern, in noch grösserer Zahl zugänglich gemacht und entweder in ihrer handschriftlichen Gestalt oder noch besser kritisch bearbeitet herausgegeben werden. Ausserdem müssen sowohl auf Universitäten und Akademien als auch in eigens dazu gegründeten Gesellschaften Vorträge über Gegenstände der romanischen und englischen Philologie gehalten werden. Von besonderer Wichtigkeit ist es, dass zunächst mehr Forscher und Docenten an den Universitäten auftreten, welche die romanischen und neueren Sprachen, also besonders auch die englische, im Sinne der neugegründeten Wissenschaft lehren, um von da aus durch ihre Zuhörer und Schüler den in diese Studien gelegten wissenschaftlichen Geist auch in die Schulen und das grössere Publicum zu tragen, und auf diese Weise einen verbessernden Einfluss auf die dort gebrauchten Lehrbücher und Methoden zu gewinnen. Es bedarf dazu keinesweges unumgänglich erst der Anregung oder Aufforderung von Seiten der Regierungen, in deren Natur es weniger liegt neues zu finden und auf die Bahn zu bringen, als das bereits durch die kräftige Initiative der Individuen, d. h. hier der Forscher und der Docenten, geschaffene und schon bestehende zu fördern, zu unterstützen und weiter zu führen. Es brauchen in Zukunft nur junge befähigte Männer diesen Studien mit Eifer und Erfolg sich zu widmen, und nachher als Docenten an den Universitäten sich zu habilitieren, um ihre Wissenschaft in echt philologischer Weise zu lehren;

dann werden wohl auch, wenn sie sich durch ihr Wissen und ihre Geschicklichkeit auszeichnen und sich auf diese Weise Zuhörer zu verschaffen verstehen, die Professuren und Lehrstühle nicht ausbleiben, wie sie für das Sanskrit und das Altdeutsche auch nicht ausgeblieben sind, und wie wir ja erst vor kurzem in Leipzig eine eigene Professur für die romanische Philologie haben entstehen sehen, welcher ein geehrtes und besonders durch seine Forschungen auf dem Gebiete der romanischen und englischen Litteratur um unsere Wissenschaft vielfach verdientes Mitglied unserer Section vorsteht. Auch Wien ist in dieser Beziehung nicht zurückgeblieben, indem dort ebenfalls ein geehrtes und jetzt anwesendes Mitglied unserer Section die romanische Philologie als Professor derselben vertritt, und besonders das Italiänische, Provenzalische und Altfranzösische mit bedeutendem Erfolge lehrt. Da wo einzelne Regierungeh, ihre Zeit begreifend, selbst die Initiative ergreifen, und dem allgemein gefühlten Bedürfnis entgegen-; oder, ehe dies der Fall ist, ihm sogar zuvorkommen, da ist es natürlich mit Dank auf- und anzunehmen; aber es darf nicht darauf gewartet werden, bis es geschieht, sondern es muss von den sich dafür interessierenden Individuen selbst frisch die Hand angelegt werden. Aide-toi, et le ciel t'aidera. Sehr zu empfehlen wäre es, insofern man noch zweifeln müste, dass die Anstrengungen für die romanische und englische Philologie allein, wenigstens in der nächsten Zukunft, keinen hinreichenden äusseren Lohn zu gewähren im Stande wären, wenn einzelne begabte Männer, die sich dem Altdeutschen widmen, ausser den englischen auch diese romanischen Studien einstweilen mit in ihre Hand nehmen wollten, wie ja z. B. Diez, Wackernagel und Bartsch diese Studien so schön zu vereinigen wissen, da ja zwischen denselben ein so enges Freundschafts- und Verwandtschaftsband besteht, indem einmal das Altdeutsche so viele Wörter an die romanischen Sprachen abgegeben hat, und andererseits auch so manche altdeutsche Wörter aus dem Romanischen entlehnt sind und nur durch dasselbe ihre Erläuterung erhalten. Aber was noch mehr ist, die altromanischen Litteraturen, namentlich besonders die altfranzösische, übten auf die altdeutsche, d. i. hier mittelhochdeutsche, einen so bedeutenden Einfluss aus, dass ohne eine ausgedehnte Kenntnis derselben in der altdeutschen Litteratur vieles, was die Stoffe, die Sitten, die Metrik und selbst die Sprache und Ausdrucksweise anbetrifft, dunkel und unerklärbar bleibt, während ihrerseits wieder die altfranzösische Litteratur und natürlich auch die altitaliänische und altspanische, ja selbst die altenglische (ich erinnere hier nur an Chaucer) durch die provenzalische erläutert wird. Aber auch das umgekehrte Verhältnis wäre anzurathen, nämlich, dass, so lange die Aussichten auf Professuren der romanischen Philologie an den Universitäten, deren ja am Ende mehr als eine, wenigstens zwei bis drei sein müsten, noch unsicher und nicht einladend genug sind, unsere jungen Philologen, die hauptsächlich den romanischen und englischen Studien obliegen wollen, sich zugleich auch dem Altdeutschen widmeten, wofür die Aussichten besser sind, wie ja auch Diez in Bonn und Bartsch in Rostock dort neben dem Romanischen Altdeutsch lehren und eigentlich davon ausgegangen sind. Später freilich, wenn vollkommen und vollständig organisiert, würde die romanische Philologie mit ihrem eigenen Stoffe und Umfange genug zu thun haben, und im Interesse der Vertiefung sich die nöthige Beschränkung auf sich selbst auferlegen müssen.

Solche Männer nun, die an Universitäten als hinlänglich ausgerüstete Docenten der romanischen Philologie auftreten wollten, hätten dann, ausser der Litteraturgeschichte dieser neueren Sprachen und Völker, vor allem zunächst historische und vergleichende Grammatik der romanischen und englischen Sprache, so wie wissenschaftliche Grammatik der einzelnen

Sprachen, namentlich der französischen, italiänischen, spanischen, englischen, ja selbst der portugiesischen, vorzutragen, sowie die grossen Schriftsteller und Dichter, als Molière, Racine, Lafontaine, Dante, Petrarca, Ariosto, Tasso, Calderon, Cervantes, Camoens, Shakspeare, Milton, Byron u. s. w. sprachlich, etymologisch und kritisch zu erklären, wie dieses letztere an einzelnen Universitäten auch schon geschieht, wenn auch nicht überall in der dem nothwendigen höheren und umfassenderen Gesichtspunkte entsprechenden Weise; aber dabei dürften unsere Docenten auch die älteren und ältesten Schriftsteller und Denkmäler dieser Sprachen, sowie die ältesten Dialekte derselben, namentlich das Provenzalische, Altfranzösische, Altitaliänische, Altspanische, Altportugiesische und Altenglische nicht ausser Acht lassen. Besonders ist nicht genug das Erforschen und Lehren des Altprovenzalischen zu empfehlen. Sie alle wissen, hochgeehrte Herren, was für einen hohen Werth Sie auf das Studium und die Kenntnis der ältesten und daher vollkommensten aller germanischen Sprachen, auf das Gothische, zu legen haben, von welcher unendlichen Wichtigkeit dieser Dialekt für die tiefere und wissenschaftliche Erkenntnis der deutschen und der damit unmittelbar verwandten Sprachen und Dialekte, z. B. des Altsächsischen, Angelsächsischen, Altisländischen, Alt- und Mittelhochdeutschen, des Niederländischen, Dänischen, Schwedischen, Englischen u. s. w. ist, wie ohne denselben allen diesen germanischen Sprachen der Ausgangspunkt und die sichere historische Grundlage fehlen würde, wie es nach dem sinnigen Ausspruche des ersten aller Germanisten, unseres leider uns in diesen Tagen entrissenen Jacob Grimm, in der Grammatik und Geschichte unserer Sprache nur gedämmert und nie getagt haben würde, und wie das ganze vergleichende, historische und etymologische Studium aller indoeuropäischen Sprachen überhaupt durch Abgang des Gothischen eines wichtigen und unersetzbaren Mittelgliedes beraubt, und überall viel lückenhafter und unvollständiger sein würde. Ganz genau eben so nun verhält es sich, meine Herren, mit der provenzalischen Sprache in Beziehung auf die übrigen romanischen Sprachen. Auch sie ist der älteste*) und formenreichste Dialekt derselben, auch sie ist ein Licht und eine Leuchte für die Grammatik aller, ohne sie bliebe vieles in denselben dunkel, unerklärbar und unbeweisbar. Nur vermittelst einer Kenntnis des Provenzalischen ist es möglich, die Abstammung und Grundbedeutung unzähliger romanischer Wörter richtig zu bestimmen. Wörter wie malade, bonheur, malheur, coucher, débonnaire, malotru, trop, toutefois (pr. tota via, altfrz. totes voies und toutesvoies, also nicht von fois, lat. vice, it. vece, pr. vetz), arracher, exaucer, acheter, alcove, aise, atelier, auvent, buste, balai, bluette, boîte, borne, bouchon, bouger, bourde, bourreau, crétin, carrefour, choisir, effrayer, fournir, payer, même, loisir, u. s. w. lassen sich nur mit Hülfe des Provenzalischen richtig und überzeugend erklären. Die Entstehung der Futura und Conditionalia der romanischen Sprachen durch Anfügung des Hülfszeitwortes „haben" an den Infinitiv lernte man aus dem Provenzalischen kennen. Es hätte die Entstehung derselben allerdings auch aus dem Altfranzösischen und Altspanischen ersehen werden können, indem auch dort oft der Infinitiv von dem Hülfszeitwort durch ein dazwischen

*) Damit ist natürlich nicht gesagt, dass die anderen romanischen Sprachen an und für sich jünger sind, aber wir haben durch die später entstandene Litteratur nur spätere historische Kunde von ihnen. Denn im Grunde entstanden alle romanischen Sprachen als gesprochene Sprachen aus den bekannten Ursachen fast gleichzeitig. Provenzalisch ist aber eben so die ältere Schwester der romanischen Sprachen, wie Gothisch die ältere Schwester der germanischen, und Sanskrit die ältere Schwester des Celtischen, Lateinischen, Griechischen, Germanischen und Slavischen ist.

stehendes persönliches Fürwort getrennt vorkommt, aber factisch geschah es nur durch das Provenzalische. Ohne die Grundlage des Provenzalischen wäre die vergleichende Grammatik der romanischen Sprachen von Diez in dieser Vollkommenheit nicht herzustellen gewesen, und dieser Meister und Begründer der wissenschaftlichen romanischen Grammatik begann daher, in richtiger Erkenntnis der Sachlage, seine grammatisch-philologische Laufbahn mit dem Studium der provenzalischen Sprache und Litteratur, und leistete darin der Qualität nach so viel als keiner vor ihm, und würde noch mehr geleistet haben, wenn ihm bereits alle Denkmäler der provenzalischen Sprache zugänglich gewesen wären. Denn die meisten derselben steckten noch unediert in den Handschriften, oder das Edierte war nur eklektisch ohne Angabe irgend einer Handschrift aus mehreren subjectiv zusammengefügt, wie bei Raynouard in seiner Choix und bei Rochegude in seinem Parnasse occitanien, wodurch denn vieles mangelhaft, unsicher und zweifelhaft blieb, und man nirgends festen Fuss fassen konnte; daher es denn dieser Forscher schon im Jahre 1826 als eine philologische Arbeit von grosser Wichtigkeit erklärte, sämtliche Lieder, Gedichte und Werke der Troubadours aus den Handschriften herauszugeben und den Freunden der provenzalischen Sprache und Poesie zugänglich zu machen. Diesem Mangel oder Bedürfnis ist nun in neueren Zeiten durch Bartsch, Conr. Hofmann und selbst durch meine Wenigkeit einigermassen abgeholfen worden, und es wird ihm fernerhin noch mehr abgeholfen werden; denn ausser dem was diese und andere neu hinzukommende Herausgeber noch leisten werden, hat sich die in Berlin bestehende Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen insofern ein grosses Verdienst um die Förderung dieser Studien erworben, als sie einen competenten Kenner des Provenzalischen, den Dr. Grüzmacher, durch Verleihung eines Stipendiums von 500 Thlrn. in den Stand setzte, durch einen längeren Aufenthalt in Italien sämtliche nur irgend zugängliche provenzalische Handschriften in Mailand, Florenz, Rom und Venedig abzuschreiben und zu vergleichen, und so eine kritische Ausgabe sämtlicher lyrischen Gedichte der Troubadours vorzubereiten. Proben bisher ungedruckter Lieder aus diesen Handschriften, so wie die Inhaltsverzeichnisse sämtlicher darin enthaltenen Lieder und Dichtungen sind bereits in dem Organ dieser Gesellschaft, in dem Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen, erschienen, und es werden deren in kurzem noch mehr erscheinen, so dass also bald kein Mangel mehr an Texten und Denkmälern dieser Sprache und Litteratur sein wird, und es dann nur noch übrig bleibt, dieselben für die romanische Philologie durch angestellte darauf bezügliche Forschungen zu verwerthen. Aber, meine hochgeehrten Herren, so wichtig nun die Kenntnis des Provenzalischen und in zweiter Linie die des Altfranzösischen, Altitaliänischen, Altspanischen u. s. w. für die wahre und tiefere Erkenntnis der romanischen Sprachen auch ist, so dürfen die romanischen Philologen doch auch dabei nicht stehen bleiben, sondern sie müssen auch noch ihre Aufmerksamkeit und Thätigkeit auf die Bestandtheile der romanischen Sprachen, auf die verschiedenen Elemente, aus denen sie bestehen, richten, namentlich, ausser dem Lateinischen und Griechischen, hauptsächlich auf das Altdeutsche, aber auch auf das Celtische, auf das Baskisch-Iberische und selbst das Arabische, um der Grundform und Grundbedeutung aller Wörter auf die Spur zu kommen, und wahre und neue Gesetze für die Lautlehre und selbst neue Aufschlüsse für die Syntax zu gewinnen. Ich will hier in Beziehung auf den letzteren Punkt beispielsweise nur daran erinnern, dass die Anwendung doppelter Dative und der Unterschied zwischen estar und ser im Spanischen seine Erklärung nur dadurch findet, dass beides schon im Baskisch-Iberischen vorhanden war, und von dort aus noch seine Nachwirkung auch auf die neu entstan-

dene ganz verschiedene romanische Sprache erstreckte (vgl. Mahn Denkm. der bask. Spr. Einleit. S. XLV.). Auf diesem Felde, meine hochgeehrten Herren, gibt es noch gar manches zu thun, so viel auch unser verehrungswürdiger Meister in Bonn schon dafür gethan hat. Es versteht sich von selbst, dass hier, wie überall, eine Theilung der Arbeit zulässig und nöthig ist, und dass diese und andere Gegenstände von verschiedenen in Monographien behandelt werden können und müssen. Aber die untersuchende und aufklärende Arbeit des einen Forschers wird dann auch einem anderen, der einen anderen Gegenstand oder eine andere romanische oder neuere Sprache gewählt hat, zu gute kommen und seine Arbeit fördern, unterstützen und erleichtern.

Noch ein anderes, vorhin schon angedeutetes Mittel gibt es, die Studien der romanischen Sprachen und des Englischen auf die ihnen gebührende Höhe zu bringen, ihnen die grösstmögliche Verbreitung zu verschaffen, und so einen grossen und bedeutenden Einfluss auf Lehrer, Schüler, Publicum, Lehrbücher und Methoden auszuüben. Dies ist nämlich, überall in den grösseren Städten Deutschlands Gesellschaften für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen zu stiften, wie deren eine, wie ich vorhin schon andeutete, in Berlin vom Prof. Herrig gestiftete seit mehreren Jahren besteht, die bereits über 100 Mitglieder zählt, und die ausserordentlich viel für die Belebung und Erhöhung dieser Studien wirkt sowohl durch mündliche Vorträge, die doppelter Art sind, esoterische durch und für die Mitglieder der Gesellschaft, und exoterische für ein grösseres Publicum, als auch durch ihr Organ, das erwähnte Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen. So scheint mir besonders auch Leipzig ein sehr passender Ort zu sein, um eine dergleichen Gesellschaft zu gründen. Eine solche würde dort schon ein ausgezeichnetes Organ an dem vom Prof. Ebert herausgegebenen Jahrbuch für romanische und englische Litteratur erhalten können, und diese und jede ähnliche Zeitschrift würde sich auch ihr fortwährendes Bestehen durch den erhöhten Absatz von Exemplaren sichern, indem eine grosse Anzahl derselben an die Mitglieder der Gesellschaft um einen etwas geringeren Preis als für das durch den Buchhandel vermittelte übrige Publicum überlassen würde, wie dies eben auch bei der Berliner Gesellschaft der Fall ist, an die auf diese Weise eine grosse Anzahl von Exemplaren abgesetzt wird. Es wäre dann nur noch nöthig, dass das genannte in Leipzig erscheinende Jahrbuch sich nicht auf die Litteratur allein beschränkte, sondern auch das eigentliche und streng Linguistische mit in seinen Bereich zöge.

Aber es würde nun auch noch dringend zu empfehlen sein, dass nicht bloss die Lehrer, welche die neueren Sprachen an Schulen oder für ein grösseres Publicum lehren, dieselben zu sprechen und zu schreiben verständen, sondern dass auch die Docenten und Professoren, die an den Universitäten als Vertreter unserer Wissenschaft wirken, eine Fertigkeit im mündlichen und selbst schriftlichen Ausdruck der Sprachen, die sie philologisch vertreten, besässen, damit von ihnen aus nicht bloss die Wissenschaft, sondern auch diese für das praktische Leben so wichtige Fertigkeit, da wo sie noch nicht von unten auf hinreichend angebahnt und vorbereitet worden wäre, auf die einstigen Lehrer an den Schulen und für ein grösseres Publicum, und von da aus wiederum auf die Schüler derselben übergehen könnte, oder da wo schon hinlängliche Vorbildung vorhanden wäre, die Fortbildung und Vervollkommnung gefördert würde. Zu diesem Ende würden dann auf den Universitäten für die Studierenden philologische Seminare der neueren Sprachen, denen für die alten klassischen Sprachen bestehenden ähnlich, zu errichten sein, in welchen von Docenten und Studierenden nicht nur die Schriftsteller

in ihrer eigenen Sprache erklärt, sondern auch schriftliche Aufsätze angefertigt und die fremden Völker, Sprachen und Litteraturen betreffende Gegenstände zur Erörterung gebracht würden, wobei man sich ebenfalls der Sprache des Volkes bediente, dessen Litteratur und Sprache sie angiengen, und wodurch dann nebenher mit diese Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Ausdruck entweder erzielt, oder befördert und vervollkommnet werden würde. Was diese Fertigkeit im mündlichen Ausdruck selbst anbelangt, welche die Docenten nothwendigerweise, schon des Beispiels und Vorbildes wegen, vor allen anderen besitzen müsten, besonders im Französischen und Englischen, einzelne auch im Italiänischen und Spanischen, wie ja doch auch die klassischen Philologen ihr viel schwereres Latein sprechen und auch schreiben müssen, so ist diese nicht so schwer zu erwerben, als man häufig annimmt. Es fehlt namentlich in den grösseren Städten Deutschlands nicht an guter und häufiger Gelegenheit, sich im Reden der neueren Sprachen auch mit Eingebornen zu üben, und es darin zu einem hohen Grad der Vollkommenheit zn bringen, wenn man sich nur schon die erforderlichen sprachlichen und grammatischen Vorkenntnisse erworben hat, und sich dann redlich bemüht, dergleichen Gelegenheiten aufzusuchen und zu benutzen. Es gibt daher in diesen Städten Leute, Lehrer und selbst Philologen genug, die eine oder mehrere dieser Sprachen iu grosser Vollkommenheit sprechen, schreiben und verstehen, ohne je einen Fuss aus Deutschland herausgesetzt zu haben. Jedoch könnten die erwähnten in den grösseren Städten Deutschlands zu stiftenden Gesellschaften viel zur leichteren Erlangung einer grossen Fertigkeit im mündlichen Ausdruck der künftigen Docenten beitragen, nämlich dadurch, dass sie Vorlesungen von allgemeinerem Interesse für ein grösseres Publicum hielten, und vermittelst der dafür erzielten Geldsummen Reisestipendien gründeten und an solche künftige Docenten verliehen, die neben irgend einer nur in Frankreich, England, Italien oder Spanien zu lösenden wissenschaftlichen Aufgabe auch den Zweck verfolgten, sich in der Umgangssprache dieser Länder zum Behuf ihrer künftigen Docenten- und resp. Lehrerlaufbahn weiter auszubilden und zu vervollkommnen. Die Berliner Gesellschaft hat auch dieses schon realisiert, indem sie, wie ich bereits vorhin zu erwähnen mich veranlasst sah, zum Behuf der Ausbeutung der Ital. Mss. der provenzalischen Troubadours einen dazu geeigneten Gelehrten nach Italien schickte, der offenbar während der 11 Monate, die er sich daselbst aufgehalten hat, sich im Sprechen des Italiänischen hat hinlänglich üben und vervollkommnen können. Auch in der Folge und noch in höherem Grade wird diese Gesellschaft sowohl als jede noch zu gründende bei Verleihung von Reisestipendien beide Zwecke vereint stets im Auge behalten müssen. Denn nur dadurch, dass die Männer der Wissenschaft auch praktisch zu wirken und dieselbe mit den Anforderungen und Bedürfnissen des Lebens zu vermitteln verstehen, werden sie nicht nur die Wissenschaft auf das praktische Leben und Bedürfnis so einwirken lassen, wie es die neuere Zeit verlangt und wie es natur- und sachgemäss ist, sondern auch der Wissenschaft selbst den Glanz und das Ansehen verleihen, die sie zu ihrem nützlichen Wirken sowohl nöthig hat als auch verdient.

Prof. Mussafia aus Wien: Nur über eine Einzelheit habe ich eine Bemerkung zu machen: die richtige Etymologie des romanischen Futurums und Conditionale wird nicht erst der neusten romanischen Philologie verdankt, sondern wurde schon von Castelvetro, einem spanischen Grammatiker des 15. Jahrhunderts, gefunden.

Dr. Mahn: Ich gebe dies zu, ohne deshalb meine Behauptung zurückzunehmen; jene Etymologie, wie sie von Castelvetro aufgestellt wurde, war nur eine Vermuthung, nicht

bewiesen. Sie wurde aber auch nicht geglaubt und angenommen und später ganz vergessen.[1])

Dr. Bechstein erbat sich hier noch einmal das Wort, um auf die vorher von ihm angeregte Angelegenheit zurückzukommen, und richtete an Prof. Dr. von Raumer die Bitte: Dr. Fromann von der Theilnahme der Section für seine Zeitschrift 'die Mundarten' gefälligst in Kenntnis zu setzen. Nachdem Prof. v. Raumer dies als dem Präsidium gebürend bezeichnet hatte, erklärt der Vorsitzende, dass dem durch die Niederlegung in das Protokoll schon Genüge geschehen sei.

Gymnasialoberlehrer Lökke aus Christiania: Da ich gestern nicht das Wort erlangen konnte, so ergreife ich es heute, um nachzuholen, was ich gestern unterlassen muste, dem Vorsitzenden Herrn Prof. Möbius aufrichtigen Dank für seinen gestrigen Vortrag auszusprechen. Es ist mir wirklich erstaunlich gewesen, wie ein Fremder eine so gründliche und wahrheitsgetreue Besprechung der skandinavischen Studien hat geben können. Ich habe denselben immer nahe gestanden und wenn ich mir deshalb ein Urtheil erlauben darf, so muss ich rücksichtlich des Thatsächlichen in allem Herrn Prof. Möbius Recht geben. Nur für die Dänen möchte ich ein gutes Wort einlegen: zuerst in Beziehung auf Rask, aus dessen Schriften doch vielleicht noch manches Gute zu holen und zu gewinnen ist; wenigstens hat v. Raumer eine derartige Bemerkung gemacht. In Dänemark und Norwegen hat allerdings eine Animosität den Deutschen gegenüber stattgefunden, aber früher ungleich mehr als jetzt. Daran dass auch jetzt noch nicht den Deutschen die gebührende Anerkennung gezollt wird, ist der allmächtige Secretär der altnordischen Gesellschaft Raffe schuld, und auch der Umstand, dass der König selbst sich gern um die Alterthumsforschung kümmern will, hindert oft mehr als er fördert. Ein zweiter Rask verspricht unter den jüngeren Lungby zu werden.

Prof. Möbius: Ich danke dem Vorredner für die Anerkennung, welche er mir ausgesprochen hat; aber von meinem Urtheil über Rask kann ich, was das Altnordische betrifft, nicht abgehen. Ich erkenne bereitwillig an, dass Rask grosse Verdienste hat, aber dem heutigen Stande der Wissenschaft entspricht er nicht mehr. Nebenbei erwähne ich, um meine Vertrautheit mit den skandinavischen Studien zu erklären, dass ich einer der wenigen bin, welche, ohne Naturforscher zu sein, Island besucht haben. Ausser und nach mir waren dies Rudolf Kaiser und Konrad Maurer.

Prof. Massmann: Um das Verhältnis von Rask zu den neueren Forschungen und Resultaten richtig zu würdigen, dürfen wir uns nur an folgendes erinnern: er trat gleichzeitig mit Jacob Grimm auf und gieng von demselben Gesichtspunkt aus, aber er konnte es bei Vergleichung stammverwandter Wurzeln nicht zu einem Facit bringen, während Grimm gleichzeitig sagte: Hier ist die Lautverschiebung.

---

1) In dem gedruckten Vortrag hat Dr. Mahn folgende Erweiterung seiner Bemerkung gegeben: Den Ursprung der romanischen Futura hatte sogar schon Antonio de Nebrija in seiner spanischen Grammatik von 1492 vermuthet, und nach ihm, und wie es scheint ganz unabhängig von ihm, Castelvetro, aber da beide es bloss vermutheten und nicht bewiesen, so wurde es von niemand geglaubt, von niemand angenommen und ganz und gar wieder vergessen, und blieb so ohne allen Einfluss auf die wissenschaftliche Grammatik. Castelvetro selbst erzählt, dass er einst Varchi in Florenz darauf aufmerksam gemacht habe, dieser es ihm aber nicht habe glauben wollen, und dies war nicht zu verwundern, da gerade im Italiänischen das am Ende des Futurums stehende Hülfszeitwort avere nie davon getrennt wurde, wie im Altprovenzalischen, Altspanischen und selbst Altfranzösischen.

Prof. Ad. Mussafia aus Wien hielt hierauf einen Vortrag über das von ihm herausgegebene altfranzösische Heldengedicht: *La prise de Pampelune.*[1]) Der Redner berichtet, auf seine Publication verweisend, darüber: Der Handschrift, in der das vorliegende Gedicht enthalten sei, fehle Anfang und Ende; der Inhalt bilde eine Episode aus dem Heldenleben Karls des Grossen und fülle eine bisher vorhandne Lücke aus; der Titel 'la prise de Pampelune' sei insofern nicht ganz genau, da das Bruchstück mit der Erzählung der Begebenheiten, welche nach der Eroberung von Pampelona stattfanden, beginne; doch schliesse er sich einer hergebrachten Benennungsweise an und deshalb habe er als Herausgeber denselben beibehalten; die Darstellung des Gedichts sei ansprechend, die Charakterzeichnung namentlich sehr gelungen, einzelne Gestalten neu und originell; nach der Sprache gehöre das Gedicht in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts, die Handschrift aber sei jünger; viel Interesse biete die Sprache, indem sich aus ihr ergebe, dass ein Franzose das Gedicht nicht so abgefasst habe, dass es vielmehr zu den italienisch-französischen gehöre, die von italienischen Abschreibern und Ueberarbeitern herrühren, welche ihr Idiom der Sprache des Originals anpassten; übrigens habe Immanuel Bekker bereits aus dem Gedicht la prise de Pampelune verschiedene Abschnitte mitgetheilt und verweise der Redner deshalb auf das zweite Heft seiner handschriftlichen Studien (Wien 1863). In der Kürze gab Herr Prof. Mussafia noch Nachricht von einem umfangreichen cyklischen Gedicht ebenfalls in einer venezianischen Handschrift, von der Königin Sibille handelnd und viele Episoden enthaltend; auch hier sei die Sprache jene gemischte.

Eine Discussion knüpfte sich an diesen Vortrag nicht an.

Der Vorsitzende Prof. Möbius: Es wird in der morgenden allgemeinen Sitzung Hannover als Versammlungsort des nächsten Jahres vorgeschlagen werden. Ich frage die Versammlung, ob die Section diesem Vorschlage beitritt?

Geschieht einstimmig.

Der Vorsitzende fährt fort: Der Präsident unserer Section, Herr Prof. Dr. Zarncke, hat mir aufgetragen den Vorschlag zu thun, dass da das Präsidium aus Göttingen am geeignetsten zu bestellen sein dürfte, die Section der Germanisten den Germanisten Prof. Dr. Wilhelm Müller zu ihrem Präsidenten, und den Romanisten Prof. Dr. Theodor Müller zu dessen Stellvertreter erwählen möchte.

Die Versammlung tritt ohne weiteres diesem Vorschlage bei.

Wegen bereits langer Dauer der Sitzung wurde eine Pause beliebt.

Nach Beendigung der Pause hielt Prof. Dr. Dietrich aus Marburg einen Vortrag über die Runen als Bilderschrift.

Der Redner erklärte zuvörderst, dass er keinen ausgearbeiteten Vortrag zu geben beabsichtige, sondern nur in Bemerkungen die Resultate seiner Studien niederzulegen und ihre Begründung zu geben.[2]) Die hauptsächlichsten Sätze waren nach den Protokollen folgende: Es ist ausgemacht, dass die nordischen Runen ursprünglicher sind, als die angelsächsischen

---

1) Altfranzösische Gedichte aus venezianischen Handschriften. Mit Unterstützung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von Adolf Mussafia. Wien, Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn. 1864. I. La prise de Pampelune, ein altfranzösisches Gedicht.

2) Bei dem Vortrage wurden die Zeichen mittelst Kreide an der schwarzen Tafel zur Erläuterung gezeichnet. Wir sprechen wiederholt die Hoffnung aus, Herr Prof. Dr. Dietrich werde seinen so inhaltreichen und anregenden Vortrag in vollständiger Ausarbeitung als besondere Schrift veröffentlichen. D. Red.

oder richtiger niederdeutschen, eben so aber auch, dass sie nur zum Behufe der Zauberei und Wahrsagung, nicht zu litterarischen Zwecken gebraucht wurden. Das Runenalphabet hat zwar gewöhnlich 16 Zeichen, allein von diesen können nur 14 als allgemein üblich und alt angesehen werden. Man schob am Ende derselben noch eine Rune ein, welche sowohl für Schluss-r, als auch für den Vocal y gebraucht wird, ᛦ ŷr (Bogen). Ursprünglich gab es nur für drei Vocale a, i, u Zeichen; das o, welches unter den 16 die vierte Stelle einnimmt ist eigentlich a, wie auch der Name ôs identisch ist mit âs (ans, Gott); erst durch kalligraphische Unterscheidung entstanden besondere Zeichen für a und o. Wenn wir demnach o und y weglassen, so haben wir folgende 14 Zeichen:

f u þ [o] r k h n i a s t b l m [y].

Wollen wir über den Ursprung dieser Zeichen, ob sie von einem fremden Volke angenommen oder einheimische Erfindungen sind, uns Aufklärung verschaffen, so sind ausser der Zahl der Zeichen deren Reihenfolge und die Bedeutung der für sie gebrauchten Namen ins Auge zu fassen. Für den phönikischen Ursprung lässt sich anführen, dass bei den Phönikern der erste Buchstabe *aleph* einen Stier bedeutet, auch im Zeichen der Stierkopf unverkennbar ist, in den Runenzeichen aber *fê* voransteht, was Rindvieh (Stier) heisst, und die Hörner in den beiden Seitenstrichen ᚠ angedeutet zu sein scheinen. Ausser diesem einzigen Punkt spricht jedoch alles geradezu gegen den phönikischen Ursprung. Erheben wir dann die Frage: ist das Runenalphabet von den Römern entlehnt?, so hat man auf die Uebereinstimmung der Zeichen mit den römischen Uncialen hingewiesen, allein die älteste Gestalt der Runen, die doch dabei allein in Frage kommen kann, ist abweichend, wie die Vergleichung von ᛋ mit S, ᛒ mit B, ᚱ mit R darthut. Tritt demnach hier nichts beweisendes hervor, so ist um so mehr zu beachten, was einer Entlehnung von Fremden überhaupt widerspricht. Hätte der Deutsche sein Alphabet z. B. von den Römern erhalten, wozu hätte er dann für die Zeichen erst eigne Namen ersonnen, nicht dieselben auch mit entlehnt? Noch mehr ins Gewicht fällt die Reihenfolge, in welcher die Zeichen stehen. Dass bei Uebertragung eines fremden Alphabets die Ordnung verändert werden kann, geht daraus hervor, dass sie im Arabischen eine andere ist, als im Hebräisch-Phönikisch-Aramäischen, aber hier liegt für die Veränderung ein Grundsatz der Anschauung vor; bei den Runen wird man nach einem solchen vergeblich suchen. Der Norweger *Olaf hvitaskald* meinte, die Vocale seien in diesen nach der Entstehung im Munde geordnet u o i a; ein sinniger Einfall, aber freilich o ist kein ursprüngliches Zeichen und a von der ihm gebürenden Stellung verrückt. Kurz die Reihenfolge ist den Deutschen eigenthümlich, ist deutsch. Ferner hätte man die vollständigeren Alphabete anderer Völker vor sich gehabt, warum hätte man sich dann auf Zeichen beschränkt, welche die Härte und Weichheit der Laute unentschieden lassen (t d — b p)? Dass die Runen nur zu religiösen, heiligen Zwecken verwendet wurden, macht es auch unwahrscheinlich, dass man die Mittel dazu von aussen erborgt hätte; ist ja auch das Göttersystem nicht erborgt und die Namen: þurs der Riese, âs Odin, tŷr der Kriegsgott, erscheinen ja als Namen für þ, a, t. Für die einheimische Entstehung und dann dafür, dass die Runen Bilderschrift waren, spricht zuerst die Analogie von den Völkern, bei welchen sich Benennungen oder bestimmte, nicht nur lautliche Namen für die Buchstaben finden. Wo sich solche, wie bei den Aegyptiern und Phönikern finden, überall weisen die Namen auf Bilder von Sachen hin, deren Namen mit dem Laut, welchen der Buchstabe bezeichnet, anfiengen. Die deut-

schen (nordischen) Namen für die alten 14 Grundzeichen sind ferner von sinnlichen Gegenständen der Natur hergenommen, welche unter die Anschauung fallen und darstellbar, zu malen oder zu zeichnen sind. Da erscheinen týr der lichte Himmelsgott und ás der Sturmgott, der Riese (þurs) und der Mensch (maðr), die Sonne (sôl) und der Donnerwagen (reið), das Wasser (lögr) und die Birke (biörk), der Auerochse (ûr) und der Stier (fè), der Hagel (hagal) und das Eis (is), die Wunde (kann) und die Fessel (nauð). Es ist wol zu beachten, dass wir hier 7 Paare vor uns haben, was für die Entstehung aus eignem Nachdenken des Volks nicht ohne Bedeutung ist. Für die Annahme der Bilderschrift ist von Gewicht, dass die Thätigkeit, wodurch Runen zur Darstellung kommen, nirgends mit dem Fremdwort 'schreiben', sondern theils mit 'einschneiden, eingraben', theils, was besonders wichtig ist, mit 'malen' bezeichnet wird (havamál, Runensteine). Das letztere beweist, dass zur Runenschrift nicht blos hartes Material angewandt ward, woraus sich manches in der Form erklärt, und das Malen deutet ganz bestimmt auf die Bildnatur des Zeichens hin. Die Ordnung gründet sich nicht auf die Aehnlichkeiten der Figur, noch auf ein phonetisches Princip, sondern es waltet das sachliche, das mythologische vor. Die Namen der Buchstaben sind Dinge, die Heil oder Unheil im Leben für den Menschen bringen. Sie zerfallen sichtlich in drei Gruppen, in deren mittlerer das unheilvolle zusammensteht. Die erste Gruppe beginnt mit dem was dem Menschen Nahrung spendet: Das Rind, der Auerochs (Jagd), der Riese, der Liebhaber der Menschen, der Ase, der Siegesgott, und der Donnerwagen (der Fruchtbarkeit gebende Donner). Die zweite Gruppe stellt in vier Namen schlimmes dar; k die Wunde, h den Hagel, n die Fessel, i das Eis. In der dritten Gruppe steht voran die leuchtende Sonne (der Lichtgott), es folgt der Kriegesgott, dann die Birke als Repräsentant des lieben Waldes, hierauf das Wasser und zuletzt, worin sich alles concentriert *maðr*, der Mann, der Mensch. Natürlich gehört zur grösseren Evidenz der Behauptung, dass die Erkennbarkeit der Bilder nachgewiesen werden kann. Zuerst ist festzuhalten, dass wie im Phönikischen an manche Buchstaben Grundstriche oder Stäbe angetreten sind, so auch in den Runen, sodann dass die Darstellung figurativ, aber auch symbolisch sein kann. Das Zeichen für h ᚼ ist das leibhaftige Hagelkorn, getragen von einem Stabe; in dem für reið finden wir die Zickzackform des Blitzes, ebenfalls von einem Stabe getragen ᚱ. Die Rune nauð, Fessel, ᚾ stellt vielleicht einen gefesselten Menschen dar. Rein figurativ ist der Bogen ŷr ᛦ, symbolisch dagegen Gott ᛏ und Mensch ᛉ. Der Gott streckt die Hände segnend auf den Menschen herab, der Mensch erhebt sie betend zum Himmel. Der *Ase Odin* ist nach seiner Hauptwaffe, dem Speer, gemalt ᛥ, der Riese ᚦ nach der Keile auf der Schulter, der Stier ᚠ nach den Hörnern, der Auerochs ᚢ ᚢ nach seiner viereckigen Grundgestalt, das Eis ᛁ als Eiszapfe, die Sonne ᛟ die Scheibe mit dem Strahl, die Birke ᛒ als der nach der Sonnenseite hingekehrte Baum, wie schon die Edda sagt. Aus diesem allem glaubt Prof. Dr. Dietrich in Uebereinstimmung mit Liliencron folgern zu müssen, dass die Runen ein aus deutschem Geiste geschaffenes, einheimisches Erzeugnis seien.

Prof. Dr. Massmann: Trotz des gehörten Vortrags muss ich mich doch zu gerade entgegengesetzter Ansicht bekennen. Trotzdem dass das Vorhandensein deutschen Elements in den Runen möglich ist, können wir doch annehmen, dass unsere Vorfahren das Alphabet von auswärts überkommen haben, und bleiben mit dieser Annahme doch immer noch gute Patrioten. Hätten unsere Vorfahren wirklich ein Bild für fè das Rind malen wollen, so wäre es ganz auffällig, dass sie die Hörner beide auf éine Seite ᚠ oder ᚠ gestellt, sie nicht na-

turgemäss ᛉ gebildet hätten. Solche Annahmen sind subjectiv. Veränderung der Alphabete ist nicht so leicht anzunehmen ohne ein Bedürfnis dafür, ohne eine Anregung von aussen. So hat Lepsius im Indischen sogar zwei ganz verschiedene Alphabete nachgewiesen und das Sanskritalphabet ist verhältnismässig sehr jung. Warum sollten wir nicht glauben können, dass auch die Deutschen ein Alphabet angenommen hätten. Auch gegen die Folgerung aus dem Ausdruck 'malen' muss ich Einwendung erheben. Allerdings alle Alphabete, welche wir haben, rühren aus einer Zeit her, wo gemalt oder auf weichem Grund geschrieben wurde, und die Biegungen in den Figuren rühren daher; allein eben diese Alphabete sind nicht ursprüngliche. Zuerst vertraute man die Zeichen dem Steine oder Holze an, wofür die Keilinschriften den schlagendsten Beweis liefern. Auch die Runen sind vorherschend in Stein und Holz geschnitten. ᚢ u hätte beim Malen gewis nicht die viereckige Gestalt erhalten. Unverkennbar ist die Verwandtschaft der Runen mit dem römischen Alphabet. Ist denn ᚠ so verschieden von dem lateinischen A, wo die beiden Balken im rechten Winkel zu einander gestellt sind? Ist ᚴ so sehr vom etruskisch-lateinischen Buchstaben verschieden. ᛗ enthält dieselbe Stellung zweier Striche, nur dass sie im Lateinischen auf zwei an den Enden gestützt, in den Runen durch einen in der Mitte durchgehenden getragen sind ᛉ. Auch die Form der römischen Buchstaben weist darauf zurück, dass die Schrift ursprünglich in Stein eingegraben war. Die Eintheilung, welche Herr Prof. Dietrich gegeben hat, ist schön und sinnreich, aber doch zu subjectiv; die nüchterne Anschauung hat eben so viele Berechtigung als die symbolische Deutung. Haben wir aber den urverwandten Charakter der Sprachen kennen gelernt, so müssen wir auch einen solchen den Schriftzeichen zuschreiben, und die Frage ist nicht abzuweisen, warum wir nicht annehmen dürften, dass unsere Vorfahren bereits vor ihrer Auswanderung Kenntnis von der Schrift gehabt haben, woraus dann die Verwandtschaft der Runen mit anderen Alphabeten erklärt werden würde. Wären wir über die Wanderungen der Völker im Klaren, so würden manche Räthsel schwinden. Selbst die Frage nach dem früheren Ersinnen von Bilderschrift vor Lautschrift ist noch lange nicht gelöst. Noch immer ist die Frage: ist die ägyptische Bilderschrift gänzlich ursprünglich? nicht beantwortet. Babylon's und Niniveh's Zeichen enthalten nicht mehr Bilder-, sondern bereits Lautschrift. Doch kann uns dies von Untersuchungen nicht abhalten, und das ist als unumstösslich anzuerkennen, dass bei solchen auf die ursprünglichsten Zeichen zurückgegangen werden muss.

Prof. Dr. Dietrich: Ich bin Hrn. Prof. Massmann für seine Entgegnung herzlich dankbar. Die phönikische Bilderschrift zeigt wirklich den Stierkopf im *aleph*, und die entgegengesetzte Richtung der Hörner geht wirklich durch alle Aphabete, die wir kennen, hindurch. Dagegen gehört dazu, ᛗ und ᛉ für identisch zu halten, auch etwas Phantasie. Was die Methode meiner Forschung anbetrifft, so glaube ich einen wirklich wissenschaftlichen Weg gegangen zu sein. Ich habe über die Namen der Zeichen nachgedacht und daran die Frage angeknüpft, ob nicht noch ein Rest des Bildes zu erkennen sei, auf welches jeder Name zurückweise, und davon konnte mich die Form nicht abhalten, da ja das phönikische Alphabet auch eine wirkliche Bilderschrift ist.

Prof. Massmann: Ich habe durchaus nicht den geehrten Redner der Unwissenschaftlichkeit zeihen wollen, sondern nur meine eigene Phantasie als gleichberechtigt der seinigen entgegengestellt.

Der Vorsitzende Prof. Möbius: Wegen der Kürze der Zeit verzichte ich darauf, auf den

Gegenstand ausführlich einzugehen und bemerke nur, dass die Runen doch nicht ausschliesslich zu Zauberei und Wahrsagung gebraucht worden sind; in den alten Sagas finden sich hin und wieder Zeugnisse für ihren litterarischen Gebrauch.

Da noch ein Vortrag von Dr. Hildebrand aus Leipzig angemeldet war, die Zeit aber bereits fast gänzlich verstrichen, so beschloss die Versammlung am folgenden Tage noch einmal zu dessen Anhören zusammenzukommen, jetzt aber zur Fortsetzung der Berathung über das für Jacob Grimm zu stiftende Ehrengedächtnis überzugehen.

Prof. Dr. Massmann: Nach dem was bereits gestern berathen worden, handelt es sich darum, dass, weil Dr. Firmenich bereits einen Aufruf zu einem Denkmal hat ergehen lassen und es jetzt in Deutschland viele Denkmalsüchtige gibt, ein Verfahren der Sache verhütet werde. Dazu ist zuerst eine einfache Erklärung nothwendig, dass die germanistische Section den Gegenstand in Berathung gezogen habe.

Dr. Hildebrand: Ich erinnere daran, dass man bereits beschlossen hat, die Sache an die Hauptversammlung zu bringen.

Prof. Massmann: Die noch zu beantwortende Frage ist, ob wir uns für ein bestimmtes Project aussprechen sollen, und es war die allgemeine Neigung dafür, dass nicht eine Bildsäule, sondern ein geistiges Ehrengedächtnis gestiftet werden solle. In privater Besprechung sind aber drei Vorschläge zu letzterem gemacht worden: Entweder wir prämüeren, wie Prof. Zarncke vorgeschlagen, tüchtige Werke, oder wir unterstützen Unternehmungen, welche ohne handschriftlichen Apparat nicht von statten gehen, dadurch dass wir Reisestipendien aussetzen, oder wir befördern die Vollendung des Grimm'schen Wörterbuchs. Das letztere können wir wohl fallen lassen.

Prof. Dr. von Raumer: Die noch unentschiedene Frage: ob Denkmal oder Stiftung? zu erledigen scheint mir heute die Zeit zu kurz, und wäre deshalb wohl bei der einfachen Erklärung, dass die Section die Sache in Berathung genommen habe, zu verharren.

Prof. Massmann: Ganz bin ich dafür, dass das eine zu thun und das andere nicht zu lassen ist. Deshalb soll nach meiner Ansicht die Erklärung so abgefasst werden, dass wir ein Denkmal nicht zurückweisen, aber auch auf eine wissenschaftliche Stiftung, ein geistiges Denkmal zu Ehren Grimms hindeuten.

Der Vorsitzende Prof. Möbius: Wäre es nicht möglich und zweckmässig, dass wir morgen noch einmal zur Berathung zusammentreten?

Prof. von Raumer: Wir werden dann vor sehr gelichtete Bänke treten.

Prof. Mussafia: Die Hauptversammlung hat morgen früh zu viel zu thun und ist nicht darauf vorbereitet, über von uns zu machende Vorschläge in Debatte zu treten. Da es sich nun vor der Hand nur um eine Kundgebung von unsrer Seite handelt, so schlage ich vor, die Hauptversammlung zu ersuchen, dass sie eine Commission ernenne, welche sich während des nächsten Jahres mit der Sache beschäftigen soll.

Prof. von Raumer: Soll etwas reelles herauskommen, so muss die Commission aus unserer Mitte hervorgehen.

Prof. Mussafia: Ich wollte einen Mittelweg vorschlagen, um einerseits die Sache durch uns zu fördern, andererseits dem gestern gefassten Beschluss treu zu bleiben.

Prof. Massmann: Dem gestern gefassten Beschlusse bleiben wir auch so treu, wenn wir eine Commission ernennen und dies der Hauptversammlung anzeigen.

Der Vorsitzende Prof. Möbius: Demnach würden wir an die Hauptversammlung die

officielle Anzeige ergehen lassen, dass wir jetzt so kurz nach Jacob Grimms Tode dem Gewichte der Aufgabe gegenüber nicht im Stande gewesen seien, über das zu stiftende Ehrengedächtnis einen würdigen Beschluss zu fassen, dass wir dagegen eine Commission ernannt hätten, welche in Hannover die nöthigen Vorschläge zu machen habe.

Prof. Massmann: Da die Mitglieder der Commission öffentlich zu nennen sind, so kann jeder, der einen Vorschlag zu machen hat, mit diesem sich an dieselbe wenden.

Prof. Dr. Bartsch aus Rostock: Die Commission soll also wohl nur Vorschläge machen, nicht schon selbst die Ausführung der Sache in die Hand nehmen.

Der Vorsitzende Prof. Möbius: Bei der Wahl der Commission scheint es mir nothwendig, dass Hannover stark betheiligt werde.

Prof. Massmann: Es wird dies nicht nothwendig sein, wenn der jetzt zu wählenden Commission eine spätere Ergänzung offen gelassen wird.

Prof. v. Raumer: Die Commission wird wohl am zweckmässigsten aus drei Mitgliedern bestehen.

Prof. Mussafia: Ich stelle den Antrag, dass dieselben aus der gegenwärtigen Versammlung erwählt werden.

Da sich die Versammlung mit beiden Vorschlägen einverstanden erklärt, so schlägt der Vorsitzende Prof. Möbius die Herren Weigand, von Raumer und Bartsch vor. Die Versammlung genehmigt die Wahl, hält jedoch die Hinzuziehung des Präsidenten, Prof. Dr. Zarncke für nothwendig. Deshalb beantragt Prof. Dr. Dietrich die Erhöhung der Zahl auf fünf und schlägt als fünftes Mitglied Dr. Hildebrand aus Leipzig vor. Die vier anwesenden Herren nehmen die auf sie gerichtete Wahl dankend an. Man ist von der Annahme durch Prof. Dr. Zarncke überzeugt, beschliesst aber morgen noch einmal, um die Beschlüsse zu redigieren, zusammenzukommen.

Schluss der Sitzung nach 11 Uhr.

Ausserordentliche Sitzung am 2. October Vormittags 8¼ Uhr.[1])

Vorsitzender: Vicepräsident Prof. Dr. Möbius.

Vorsitzender Prof. Dr. Möbius: Hochgeehrte Herren! Es handelt sich in dieser Stunde darum, dass wir die gestern abgebrochene oder die nur zu einem vorläufigen Abschluss gebrachte Debatte über die Art und Weise, wie wir das Ehrengedächtnis Jacob Grimms feiern wollen, hier fortsetzen. Ich erlaube mir den Hergang der Verhandlung mit wenigen Worten von Anfang an zu rocapitulieren. Am Mittwoch Morgen beantragte Hoffmann von Fallersleben, das Gedächtnis Jacob Grimms in der Weise zu ehren, dass man ihm ein Denkmal setze. Er gab dadurch unser aller Wunsch einen lebendigen Ausdruck und war das Organ für das, was wir alle im Herzen trugen. Gegen die vorgeschlagne Form eines Denkmals erhob unser Präsident Herr Prof. Dr. Zarncke Einwand und beantragte als geeigneten Modus zum Ausdruck unserer Verehrung eine Grimm-Stiftung mit dem Ziel durch aufzubringende Mittel germanistische Unternehmungen zu fördern und zu unterstützen. Die Kürze der Zeit

1) Für die Debatte über die Grimmstiftung lagen stenographische Niederschriften vor. D. R.

— es war bereits 1 Uhr vorüber — gestattete nicht die Debatte, welche sich über die Frage: ob Denkmal, ob Stiftung? entspann, zu Ende zu führen und sie wurde deshalb gestern morgen wieder aufgenommen. Der bereits vorher angeregte Gedanke, der Hauptversammlung mit einem bestimmten Vorschlage, resp. Antrag, am heutigen Tage als am Schlusstage unter die Augen zu treten, erschien um so gewichtsvoller, als wir, die besondere Section der Germanisten, d. h. die Arbeiter auf dem von Jac. Grimm geschaffnen Boden, die wir durch Grimms Thätigkeit gewissermassen existieren und bedingt sind, als diejenigen dastehen müssen, von denen dies zunächst zu erwarten sei. Gleichwohl kam es gestern zu keinem bestimmten Entschluss, da die kurze Zeit, welche uns zur Besprechung und Berathung zu Gebote stand, uns hinderte der hohen Wichtigkeit und Verantwortlichkeit solcher Beschlüsse gebürend Rechnung zu tragen. Um wenigstens zu einem vorläufigen Abschluss zu gelangen, wurde eine Commission erwählt, zunächst aus drei Mitgliedern, dann bis auf fünf erweitert, mit dem Auftrage sich unter Oberleitung eines von ihnen zu bestimmenden Mitglieds — Herr Prof. Dr. Zarncke ist dazu ausersehen worden — einer Berathung und Beschlussfassung zu unterziehen und deren Ergebnisse 1864 der Versammlung zu Hannover vorzulegen. Man beschloss, diesen Beschluss der Hauptversammlung mitzutheilen, und es ist dies von mir an die beiden Präsidenten derselben geschehen. Natürlich hielt ich es für meine Pflicht, dem erkrankten Herrn Prof. Dr. Zarncke von dem Ergebnis der Verhandlungen am Vormittag Mittheilung zu machen, obgleich ich von seiner Bereitwilligkeit beizutreten überzeugt war. Mein Bemühen wurde dadurch vereitelt, dass derselbe bereits abgereist war, dagegen erhielt ich von ihm eine telegraphische Depesche, aus der zunächst hervorgeht, dass derselbe von irgend jemandem über die Sache unterrichtet worden ist. Ich bitte diesen Herrn, wenn er hier gegenwärtig ist, uns zu sagen, was er mit Herrn Prof. Zarncke verhandelt und worüber sie übereingekommen.

Oberl. Dr. Palm aus Breslau: Ich habe Herrn Prof. Zarncke von dem Beschlusse unterrichtet. Er war erfreut darüber, sprach sich aber im Augenblick darüber nicht weiter aus.

Der Vorsitzende: Wenn ich das Telegramm in seiner natürlich sehr kurzen Fassung richtig verstehe, so enthält es zuerst zwei Wünsche, 1) dass den fünf Mitgliedern der Commission die Möglichkeit einer Erweiterung ertheilt werde, 2) dass sie eventuell auch definitiv vorzugehen das Recht erhalte, und 3) die Bemerkung, dass eine Verschiebung der Sache auf Jahresfrist bedenklich erscheine. Dieses Telegramm übersandte ich noch gestern Abends an Herrn Prof. von Raumer, welcher die grosse Freundlichkeit hatte, nachdem er mit andern Herren der Commission gesprochen, noch spät Abends zu mir zu kommen und mir Mittheilungen zu machen, auf Grund deren ich jedoch nicht im Stande bin einen bestimmten Vorschlag zu machen, was ja auch ohnehin ausserhalb meiner Berechtigung gelegen hätte. Wir sind jetzt zu einem Entschlusse gedrängt, unsere Frist läuft um 9 Uhr ab. Suchen wir zu einem solchen zu gelangen, dessen wir uns nicht zu schämen brauchen, den wir vor Allen rechtfertigen können. Wir müssen uns entscheiden, ob wir bei dem gestern gefassten Beschluss stehen bleiben oder davon abgehen wollen, und dann, wenn wir Letzteres nicht thun wollen, ob wir uns den Zarncke'schen Amendements anschliessen und in welcher Weise. In Bezug darauf erlaube ich mir zwei Bemerkungen und zwei Gegensätze. Die eine Bemerkung ist, dass, soviel ich weiss, die geehrte Hauptversammlung nichts von uns erwartet, und die zweite, dass wir nicht mehr die Initiative haben, als Germanisten, worauf wir Gewicht gelegt

hatten, da von Firmenich in Cöln bereits eine Aufforderung ergangen ist. Die Gegensätze sind folgende: einmal der Werth des Eindrucks und der Theilnahme, den wir unter allen Umständen auf das vortheilhafteste zu verwerthen suchen müssen, andrenseits das grosse Misverhältnis, welches zwischen einem Jahre, wenn es auch zu ganz reiflicher Ueberlegung verwendet wird, statt findet gegenüber den vielen Jahrhunderten, in denen unsere Stiftung bestehen soll. Denn sie soll ja dauernden Werth haben. Wenn sie einmal fertig ist, handelt es sich nicht darum, ob ihr Zustandekommen etwas länger gedauert hat oder nicht, wenn sie nur gut war, wenn sie sich nur bewährt hat. Sollte einer der Herren in meiner historischen Darstellung etwas zu berichtigen haben, so bitte ich umsomehr sogleich damit hervorzutreten, weil es von Gewicht für die Debatte ist, auf sichrer Basis, nicht auf falschen Prämissen zu ruhen und weiterzuschreiten.

Rector Prof. Dr. Eckstein aus Leipzig: Zunächst mögen die Herren entschuldigen, wenn einer, der nur als Dilettant zu betrachten ist, in diesem Kreise redet, aber die Angelegenheit, welche Sie hier verhandeln, berührt jeden Deutschen und vor allem jedes deutsche Lehrerherz tief, und ich glaube, dass wir alle berufen sind, den Herren, welche ihres Meisters Andenken ehren wollen, die Hände zu reichen und mit ihnen das gemeinsame grosse Werk zu fördern. Ich möchte mich nun dagegen erklären, dass in der Weise procediert werde, wie der Herr Vorsitzende vorgeschlagen hat, dass nämlich ohne weiteres abgestimmt werde, ob Sie bei dem gefassten Beschlusse beharren oder einen neuen fassen wollen. Ich glaube, dass eine Abstimmung über diese Frage erst dann möglich ist, wenn sich die hier versammelten Herren in diesem Sinne ausgesprochen haben. Sodann muss ich vor allen Dingen dagegen sprechen, was der Herr Vorsitzende äusserte, die Hauptversammlung erwarte von Ihnen gar nichts.

Vorsitzender Prof. Möbius: Nur eine kurze Bemerkung. Wir durften dies wohl voraussetzen, da uns in keiner Weise, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine officielle Notiz zugegangen ist. Das war es, was ich meinte.

Rector Dr. Eckstein: Das verstand sich von selber. Die Leiter der Hauptversammlung konnten doch niemals wagen den Herren in irgend einer Weise vorzugreifen, die Einleitung und Anordnung gebürt Ihnen in vollem Maasse. Das kann ich versichern und habe bereits zu erkennen gegeben, dass es eine allgemeine deutsche Angelegenheit ist, bei der mitzuwirken sich alle Mitglieder der gesamten Philologenversammlung gedrungen fühlen, für die wir aber das Vorangehen von Ihnen erwarten. In Bezug auf die Sache selbst möchte ich darauf hinweisen, dass es wünschenswerth ist, den frischen Eindruck, unter dem wir hier zusammengetreten sind, wo das Andenken an den Todten, dessen Hügel kaum geschlossen ist, in Aller Herzen lebt und diese voll sind von Dankbarkeit gegen den so hoch verdienten Mann, zu benützen und augenblicklich hervorzutreten, und wenn auch zehnmal Veröffentlichungen anderwärts ergangen sind, sich an das deutsche Volk, an die deutsche Lehrerwelt zu wenden, an die deutsche Wissenschaft zu appellieren, dass das Andenken in würdiger Weise geehrt werde (Bravo!). In welcher Weise es geehrt werden soll, bedarf allerdings der Erwägung. Damit aber kann ich nicht übereinstimmen, dass man Grimm durch ein Denkmal ehre. Ein solches mögen die für ihn errichten, welche sich seiner Thätigkeit zunächst zu erfreuen hatten, mag es nun in Preussens Hauptstadt geschehen oder im Hessenland, woraus er hervorgegangen ist. Wir sind berufen das Andenken in der Weise zu ehren, wie wissenschaftliche Männer ihre grossen Meister zu ehren haben, und ich erinnere namentlich an die Wirksam-

keit, welche die Naturforscher zum Andenken Alexanders von Humboldt entwickelt haben. Ich glaube, beide Herren sind parallel. Was Humboldt dort gewirkt hat, das hat Grimm in diesem Kreise gethan. Wenn ich mir erlauben darf noch ein Wort hinzuzufügen, so wäre ich dafür, in wahrhaft wissenschaftlichem Sinne Grimms Namen für alle Zeiten zu erhalten zu suchen durch eine Stiftung für die Wissenschaft, welche er gegründet, auf alle Zeiten zu sichern und zu wahren. Das ist mein Votum, welches ich mir erlaubt habe, den Herren mitzutheilen.

Prof. Dr. Massmann: Ich glaube gewis in Aller Namen zu handeln, wenn ich Herrn Rector Dr. Eckstein erkläre, dass er kein Eindringling ist, wie sehr wir es vielmehr ihm Dank wissen, dass er unter uns erscheint. Er ist unwillkürlich das Echo der ganzen Versammlung für uns geworden. Ich habe mich gestern bereits dahin ausgesprochen: das eine thun und das andere nicht lassen. Die Denkmalfrage tritt aber in zweiter Linie auf und gebührt, wie Dr. Eckstein gesagt hat, Anderen. Wenn ich auch dafür wäre, dass in dem Erlass, wenn ein solcher von der Versammlung der Philologen ausströmte, doch darauf Bezug genommen würde, so bleibt doch unweigerlich das wesentliche eine Stiftung in dem Sinne, wie der geehrte Herr Dr. Eckstein ausgesprochen hat. Somit hätten wir uns denn nur über eine bestimmte Formulierung auszusprechen, über die beiden Weisen, welche gestern bezeichnet worden sind: 1) die Prämiierung von tüchtigen Werken, die in unsrer Wissenschaft erscheinen, 2) Förderung durch Herbeischaffung von Handschriften, um solche Arbeiten eben leisten zu können, die durch ein solches Verfahren, welches auch auf ähnlichen Gebieten der Sprachforschung statt findet, möglich gemacht werden.

Gymnasiallehrer Dr. Creizenach aus Frankfurt am M.: Ich glaube, dass die verschiedenen Anforderungen sich leichter vereinigen lassen, als es zuerst den Anschein haben dürfte. Es liegt das Bedürfnis vor, bald vor die deutsche Nation mit unserm Wunsch zu treten, weil sonst gar leicht weniger berufene Geister und Hände sich der Sache bemächtigen könnten. Es scheint zwar im Augenblick, und ich glaube es wird auf die Dauer so sein, dass die Idee einer Stiftung die Oberhand behalten wird, wenigstens bei uns allen, in dem Kreise, von welchem das Unternehmen ausgehen sollte. Wir können dieselbe wohl annehmen, allein näher darauf einzugehen, welche Grundlage eine solche Stiftung haben solle, ist allerdings etwas, was wohl in einer geraumen Zeit, etwa in dem Jahre, welches bis zur nächsten Versammlung verläuft, überlegt werden darf. Das wichtigste scheint mir, dass recht bald die hiesige Versammlung der Germanisten vor die Oeffentlichkeit tritt und ihre Absicht, dass sie es in die Hand nimmt ihrem Meister eine Ehre zu erweisen, erklärt. Sehr erfreulich, ja fast unentbehrlich würde es sein, wenn dazu unsere Zweigversammlung den Auftrag von der Hauptversammlung erhielte oder in Gemeinsamkeit mit ihr wirkte. Die höchst praktischen Vorschläge lassen sich ebenfalls sehr leicht damit vereinen. Wir können die Commission alsbald erweitern, wir können durch Abstimmung feststellen, ob wir im allgemeinen für Stiftung oder Denkmal sind; können im ersteren Falle die Weiterausbildung des Gedankens allerdings dem nächsten Jahre überlassen und können meiner Ansicht nach dadurch ganz gut dahin gelangen, dass wir im Laufe dieses Morgens unsern Antrag formuliert an die Hauptversammlung bringen.

Vorsitzender Prof. Möbius: Es würde sonach, wenn ich Herrn Dr. Creizenach recht verstanden habe, sich um Beibehaltung der Commission mit Rücksicht auf die von Zarncke vorgeschlagenen Veränderungen handeln, namentlich nach den beiden Punkten hin, einmal dass die Commission eine zu erweiternde sei, andererseits dass die eigentliche Entschliessung schon

im Laufe des Jahres gefasst, doch erst im nächsten Jahre der Versammlung in Hannover vorgetragen würde.

Dr. Creizenach: Das heisst, wenn ich mich deutlich ausgedrückt habe, in dem zu hoffenden Fall, dass wir uns für die Stiftung entscheiden. Die Weiterausbildung des Gedankens bleibt der nächsten Zukunft anheimgegeben, wir aber zögern nicht mit einem Aufruf an diejenigen im deutschen Volke, welche Sinn für Grimm haben.

Rector Prof. Dr. Eckstein: Eine rein praktische Frage, meine Herren! Das einfachste, das jetzt zunächst zu thun ist, ist Geld zu erlangen, mögen Sie thun was Sie wollen, mögen Sie nun ein Denkmal oder eine Stiftung, für die ich mehr schwärme, gründen wollen. Die Hauptsache ist also dass ein Aufruf an die deutsche Nation erlassen und dass zu Beiträgen für die Stiftung, oder was sonst geschieht, aufgefordert wird. In welchem Sinne diese Stiftung verwaltet, das Geld verwendet, in welchem Sinne weiter gegangen werden soll, das wird heute nicht beschlossen werden können, darüber werden allerdings nähere Berathungen unter Fachmännern nothwendig sein. Das mögen Sie in Hannover getrost feststellen, aber jetzt schon förmlich herauszutreten, das halte ich für ein dringendes Bedürfnis, und da möchte ich den Herren empfehlen, dass Sie nicht bloss als Commission, sondern sämtliche hier anwesende Mitglieder der germanistischen Section den Aufruf unterzeichneten, um so in allen Gegenden des Vaterlands auch die nöthigen Vertreter zu haben, die in Ihrem Sinne wirken und an ihren Wohnorten, in ihrer engern Heimat für die Sache sich bemühen. Es scheint mir also am allerzweckmässigsten zu sein, dass (die Berathung der Sache mag eine Commission übernehmen) der Aufruf von so vielen wie möglich unterzeichnet wird, damit allerwärts eine Vertretung sich findet.

Vorsitzender Prof. Möbius: Der Vorschlag des Herrn Rector Eckstein hat so viel ansprechendes, dass wir ihn, glaube ich, nur annehmen können, und es würde sich wohl nur darum handeln, eine bestimmte Fassung über die Art und Weise, wie wir's der Versammlung vortragen wollen, vorzunehmen.

Prof. Dr. Bartsch aus Rostock: Ich meine, so viel könnten wir jetzt schon von vornherein entscheiden, ob wir mehr für Denkmal oder Stiftung sind. Ich glaube, dass die Majorität hier für das letztere sein wird, aber da die Fassung des Aufrufs doch einigermassen davon bedingt sein dürfte, ob wir ein Denkmal oder eine Stiftung gründen wollen, so könnte diese Frage hier wohl durch Abstimmung erledigt werden.

Prof. Dr. Massmann: Ich bin mit dem, was die Herren Eckstein und Bartsch gesagt haben, ganz von Herzen einverstanden. Ich bin für eine Stiftung, aber ich will, dass der leise Pinselstrich, wie ich es nennen möchte, für ein Denkmal in dem zu erlassenden Aufruf einen Platz finde, eine Hindeutung auf die, ich möchte sagen, Pflicht und Würde einem solchen Manne ein Denkmal zu setzen, da so vielen Andern auch Denkmäler gesetzt werden, nicht bloss Kriegern, sondern auch Männern der Wissenschaft, der Landwirthschaft u. s. w. Die Form wird leicht gefunden werden; es ist nur ein Ton der Wärme nöthig. Vielleicht dass mancher auch dadurch der Sammlung zugewonnen wird und denkt: Du willst Dein Scherflein auch beitragen. Kommt nun so und so viel zusammen, um eine rechte Stiftung zu machen, so wird diese um so würdiger werden. Es muss aber in den Händen der Germanisten-Section, überhaupt der Philologen-Versammlung bleiben, sich darüber zu bestimmen, was zunächst geschehen soll. Zunächst also betone ich eine Stiftung, aber auch den leisen

Pinselstrich, um es in der Kürze nochmals so zu bezeichnen: das Hinblickenlassen auf ein vielleicht später zu errichtendes Denkmal möchte ich nicht missen.

Dr. Hildebrand aus Leipzig: Wir kommen vielleicht so rascher darüber hinweg. Die Meinung, ob ein Denkmal in Stein oder eine Stiftung zu gründen sei, wird unter den Gebern getheilt sein. Wie wäre es da, ob wir es vor dem Schatten des grossen Todten nicht verantworten könnten, wenn wir die getheilte Meinung beider nähmen und uns nicht entschieden, ob Denkmal oder Stiftung. Diejenigen, welche für ein Denkmal wären, würden dann für ihren Wunsch zahlen, die für eine Stiftung wären, ebenso, und wir würden uns die Hand nicht binden, sondern einer spätern Entscheidung vorbehalten, welches von beiden zu wählen wäre. Sollte es nicht erlaubt sein, in diesem Falle so klug zu verfahren?

Prof. Dr. Dietrich aus Marburg: Ich erlaube mir zu bemerken, dass es der Ansicht der Majorität am meisten entsprechen würde, wenn im Eingang vor dem Hauptvorschlag, zu dem sich die meisten neigen, die Erwartung ausgesprochen würde: obgleich es zu erwarten stehe, dass man ein Denkmal errichten würde von seiten des engern Vaterlands, so habe man sich doch entschlossen u. s. w. Sodann wollte ich mir erlauben anzufragen, ob es nicht eines ganz kleinen Zusatzes für den ganz allgemeinen Ausdruck 'Stiftung' bedürfen würde, welcher wenigstens ihre Richtung bezeichnete, etwa 'für die von den Gebrüdern Grimm vertretne Wissenschaft', damit nicht hier ein ganz leerer Raum gelassen würde. Ferner scheint es mir der Form nach etwas bedenklich, ob die ganze Versammlung in pleno einen solchen Aufruf zu unterschreiben noch die volle Freiheit haben würde, da sie bereits sich eine Commission gewählt und an diese ihre Vertretung gewissermassen abgegeben hat. Doch das ist am Ende nur eine Kleinigkeit.

Vorsitzender Prof. Möbius: Was das letztere betrifft, so möchte zu berücksichtigen sein, dass die beiden Vorschläge, die jetzt hier laut geworden sind, beide neben einander bestehen können, wenn gesagt wird etwa: 'Das erste, was von den sich der Sache unterziehenden Germanisten geschah, war, dass sie eine Commission ernannten.' Das eine würde wohl kaum durch das andere ausgeschlossen werden.

Prof. Massmann: Gewis nicht! Denn jeder, der hier mit unterzeichnete, würde damit auch die warme, freiwillige Verpflichtung übernehmen, in seinen Kreisen die Erweiterung der Commission selber darzustellen, mit andern Worten: für die Sache lebhaft zu wirken. Eine Commission kann eben nur immer brieflich, schriftlich weiter greifen, aber wenn dieses in den verschiedenen Theilen Deutschlands durch lebendige Reden in diesem und jenem Kreise geschieht, so frisst eine Sache weiter und gewinnt wie der Maulwurf immer mehr Boden.

Vorsitzender Prof. Möbius: Es dürfte nothwendig sein, dass wir uns zunächst über die Art und Weise vereinigten, wie wir heute unsern Beschluss der allgemeinen Versammlung mittheilen wollen. Es bedarf nicht erst einer besonderen Hervorhebung, wie ich schon in meinen einleitenden Bemerkungen gesagt habe, dass wir dann deren allgemeiner Zustimmung und Unterstützung — es müssten ja gar keine Deutsche sein — gewis sein dürfen. Aber dass wir nun auch unter den gegebenen Umständen uns an die Hauptversammlung wenden und, um sogleich den rechten Gesichtspunkt geltend zu machen, in möglichst concinner und richtigster Form es zu den Ohren der Versammlung bringen, empfiehlt sich gewis auch. Ich glaube demnach, es wird die nächste Aufgabe sein, über die Form in Uebereinstimmung zu kommen, in welcher wir auf Grund des bereits Debattierten unsere Meinung der Hauptversammlung vorlegen.

Prof. Dr. Massmann: Entschuldigen Sie, wenn ich immer wieder das Wort ergreife, aber

die Sache liegt mir zu warm auf dem Herzen. Mein Vorschlag ist, die Commission soll sogleich zusammentreten und sich über die Formulierung einigen, in welcher der Aufruf erlassen werden soll.

Rector Dr. Eckstein: Das halte ich für das allerschwierigste. Ich glaube sicher, dass Sie in dem Aufruf, mit dem Sie an unser Volk herantreten wollen, gewis mit weiser Ueberlegung jedes Wort wohl abwägen, um einerseits dem grossen Todten die gebürende Ehre zu erweisen und andererseits auch die rechte Form zu finden, um zu aller Herzen zu sprechen. Also eine Formulierung des ganzen Aufrufs ist jetzt nicht möglich; ich glaube aber auch, die Versammlung habe jetzt nichts weiter zu thun als zu sagen: Wir haben den Beschluss gefasst, Grimms Andenken in würdiger Weise zu ehren — es braucht kaum gesagt zu werden, in welcher Weise — um seine Wirksamkeit auf alle Zeit für die deutsche Wissenschaft im Vaterlande zu sichern und zu erhalten; deshalb erlauben wir uns in der Hauptversammlung hier mitzutheilen, dass ein weiterer Aufruf an das deutsche Volk erfolgen werde, dass eine Commission von uns ernannt worden ist, dass unsere Mitglieder ihre Unterstützung dafür zugesagt hätten und dass wir auch die Unterstützung der in der Hauptversammlung Anwesenden für diesen Zweck in Anspruch nehmen.

Vorsitzender Prof. Möbius: Das ist genau das, was ich vorhin meinte, was an die allgemeine Versammlung gebracht werden solle, und wenn es in dieser Weise geschähe, wie es Freund Eckstein eben ausgesprochen hat, so wäre nach meinem allgemeinen Dafürhalten die Absicht vollständig erreicht. Von jenem Aufruf, den wir später veröffentlichen, ist nicht die Rede; bei ihm muss natürlich jedes Wort auf die Goldwage gelegt werden. Allein jetzt ist ja eben die Absicht vollständig erreicht, die wir unter den obwaltenden Umständen bei der Kürze der Zeit überhaupt haben können, wenn wir nachher der allgemeinen Versammlung nur eine kurze Mittheilung machen.

Dr. Bechstein aus Leipzig: Wenn die allgemeine Versammlung unsere Sache zur ihrigen macht, so wäre es wünschenswerth, wenn ausser unseren Namen, die unter den Aufruf kommen, auch die Vertreter der andern Sectionen sich unterschreiben. Dadurch würde die Sache grösseres Gewicht bekommen.

Rector Dr. Eckstein: Dafür würde ich nicht sein. Es ist das eine Ehrensache für Sie! Wir werden mit dem wärmsten Herzen alle die Sache unterstützen, aber nehmen Sie nicht solche dazu, die wenigstens äusserlich der Sache fremd dastehen, nehmen Sie es nur als Ihre Aufgabe. Es wird sich niemand dadurch verletzt fühlen, wenn Sie ihn nicht auffordern, dass er auch seinen Namen dazu hergeben solle. Das Präsidium der allgemeinen Versammlung ist wechselnd, aber die Section der Germanisten ist bleibend, und in diesem Sinne müssen Sie allein die Sache in die Hand nehmen, das wird förderlicher sein, als wenn Sie einzelne noch auffordern sich mit zu unterzeichnen.

Vorsitzender Prof. Möbius: In meiner kleinen Mittheilung beim Beginn der Sitzung habe ich mich bemüht, die Sache so scharf als möglich auszusprechen, und da mir niemand darauf entgegnet, so darf ich gewis sein, dass es Ihre Zustimmung hat, dass wir, die, um uns dieses Ausdrucks noch einmal zu bedienen, durch Jacob Grimms Thätigkeit eigentlich Existierenden, unbedingt vorzugsweise diejenigen sind, die wir vor der ganzen Welt als die gelten können, von denen so etwas zu erwarten ist. Es würde sich nur noch um die Fassung desjenigen handeln, was wir jetzt der allgemeinen Versammlung mitzutheilen haben, worüber eben in der umfassendsten Weise Freund Eckstein sich geäussert hat. Was die beiden Punkte betrifft, die Zarncke hervorgehoben hat, so sind diese noch nicht erledigt. Zuerst das, was

sich auf die Commission bezieht, dass diese sich erweitern könne. Das kann durch einen einfachen Zusatz geschehen: 'eine Commission, die sich erweitern kann und soll'. Den Modus der Erweiterung kann man der Commission selbst überlassen und wird dadurch das Vertrauen auf ihre Thätigkeit ausdrücken. Die andere Bemerkung Zarncke's geht auf die Zeit, über welche wir freilich nicht hinauskommen können, da wir keinen bestimmten Zeitpunkt und Ort haben werden vor Michaelis, vor der nächsten Philologenversammlung, die zu einer solchen Mittheilung geeignet sein würden.

Gymnasiallehrer Dr. Creizenach: Die Erweiterungsfrage scheint mir in der einfachsten Weise durch den Zusatz erledigt werden zu können, dass die Commission neue Kräfte hinzuziehen kann. Es ist in dem Gange der Verhandlung bereits eine doppelte Erweiterung zum Vorschlag gekommen, wenn erstens der Aufruf von sämtlichen Mitgliedern der germanistischen Section unterschrieben wird, und wenn späterhin doch jedenfalls in den einzelnen deutschen Städten Localcomités zur Mitwirkung berufen werden, zu denen man ohne Zweifel hervorragende Schulmänner, also wichtige Mitglieder der allgemeinen Versammlung ziehen wird. Es dürfte also die Frage wegen der Erweiterung schon erledigt sein.

Dr. Hildebrand: Es wäre doch wohl wünschenswerth, wenn der Commission, zu der ich gehöre, das Recht hier förmlich zugestanden und zugeschrieben wird, sich selbst zu ergänzen. Das ist am Ende nothwendig, weil doch unvorhergesehene Fälle eintreten können, durch welche die Fünfer-Commission vermindert werden kann, Krankheit oder gar Tod.

(Die Versammlung gibt ihre Zustimmung zu erkennen).

Vorsitzender Prof. Möbius: Meine Herren, ich glaube, wir haben über die gemachten Vorschläge ein Einverständnis erzielt.

Die Versammlung trennt sich gegen $^1/_2$ 10 Uhr, nachdem sie ihr Einverständnis offenbar kund gegeben hatte.

Die vier Mitglieder der Commission blieben mit dem Vorsitzenden im Sitzungslocale zurück und entwarfen die Erklärung, welche in der allgemeinen Versammlung mitgetheilt ward und oben S. 147 abgedruckt ist.

Dr. Hildebrand aus Leipzig hielt hierauf einen Vortrag über den Meissnischen Dialekt.*)

Anknüpfend an einen früher von ihm gehaltenen Vortrag entwickelte der Redner Sachsens, d. h. Obersachsens, Meissens Antheil an der Ausbildung der neuhochdeutschen Sprache, indem er Zeugnisse beibrachte, dass die Mundart des östlichen Mitteldeutschlands, vornehmlich Meissens, lange Zeit als diejenige angesehen wurde, welche die beste, schönste und massgehendste sei. Adelung war der erste, der diese Ansicht mit einer Art wissenschaftlicher Begründung und zu wiederholten malen aussprach. Die Hauptsache findet sich in seinem Magazin, wo er sagt: 'Diejenige Mundart, deren sich ein Volk in Schriften bedient, ist weder ihrem Ursprung noch ihrer Ausbildung nach ein Werk der Schriftsteller, sondern sie ist allemal die gesellschaftliche Sprache der obern Klassen der ausgebildetsten Provinz. In Deutsch-

*) Das Protokoll ist aus dem Referat in der öster. Gymn-Zeit., welchem Aufzeichnungen von Hildebrand selbst zu Grunde liegen, ergänzt und berichtigt.

land ist es die gesellschaftliche Sprache des südlichen Sachsens'. Obgleich er kein Kursachse war, sagt er doch an einer andern Stelle, das neuere Hochdeutsch brauche sich des ihm zuweilen beigelegten Namens 'Obersächsisch' eben so wenig zu schämen, als sich die ehemalige verfeinerte griechische Mundart des Namens 'der attischen' schämen durfte oder sich die ausgebildetste italienische Mundart des Namens der 'toscanischen und florentinischen' schämen darf. Ausser der Sprache sieht Adelung auch in der in Sachsen bewirkten Aufklärung des Verstandes, des Geschmacks und der Sitten die Ursache zu dem Vorzuge dieses Landes. Wenn auch diese Ansichten Adelungs sich bei verschiedenen Schriftstellern, unter anderen bei Goethe, keines Beifalls erfreuten, ja manchen Spott erfuhren, so fanden sie doch sonst allgemeinste Zustimmung und waren überdies schon vorher ausgesprochen. Bei Lichtenberg findet sich dafür eine sehr bezeichnende Stelle. Der Grammatiker Heynatz aber kommt in seinen 'Briefen, die deutsche Sprache betreffend', obgleich er über Kursachsens Ansprüche spottet und den Märkern den Vorzug einräumt, doch zu dem Ergebnis, dass, wenn eine allgemeine hochdeutsche Sprache vorhanden sei, entweder die sächsische oder die märkische Mundart den Ausschlag geben müsse, wenn etwas zwischen anderen Mundarten streitig sei. Vor allem ist eine Stelle in Hermes' „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen" beachtenswerth. Eine gebildete Gesellschaft unterhält sich im Postwagen über den raschen Aufschwung der deutschen Litteratur und verhandelt unter anderen auch die Sprachfrage. Da äussert einer der Reisenden unter anderen folgendes: 'Wer bedachtsam lieset, der schreibt wie man in denjenigen Städten schreibt, die einmal im Besitz sind richtig zu schreiben, und spricht wie man in Meissen spricht.' In den 'Briefen, die neueste Litteratur betreffend' (1760) findet sich eine Recension über das Werk eines Franzosen Premontral, in welchem dieser bei Besprechung des Verfalls der französischen Sprache auch die deutsche berührt und unter anderen sagt, Haller habe sich wohl gefürchtet seine Muse schweizerisch reden zu lassen. Von dem Kritiker, Resewitz, wird ihm deshalb keine hinreichende Kenntnis der deutschen Sprache zugestanden und dann gesagt: 'Haller hat sich allerdings so sehr gefürchtet seine Muse schweizerisch reden zu lassen, dass er alle Spuren davon aufs sorgfältigste wegzuwischen gesucht hat, sobald er bei seinem Aufenthalte in Deutschland das deutsche Ohr erhielt, welches man nothwendig haben muss, um solche Fehler zu empfinden. Er hat diesem sächsischen Wohlklange einige seiner vortrefflichen Gedanken aufgeopfert und muss sich wegen einiger weniger Spuren der schweizerischen Mundart, die er nicht hat tilgen können, noch bis jetzt von den sächsischen Puristen grob genug anklagen lassen'. Auch von Gesner und Zimmermann heisst es, dass sie sich bestrebt hätten es zu einer hohen Zierlichkeit in der sächsischen oder in der eigentlichen hochdeutschen Sprache zu bringen. Bodmer und Breitinger haben sich, obgleich sie beflissen sind den anderen Provinzen ihr Recht zu wahren, doch der sächsischen Schreibart genähert, ja zuletzt sich ausdrücklich für den Vorzug und das Vorrecht der meissnischen Sprache erklärt. Bezeichnend sind besonders folgende Aeusserungen Bodmers: 'So viel mir bekannt, hat Meissen das beste Recht von anderen Provinzen Deutschlands zu fordern, dass sie ihre eigene Aussprache und Mundart für die seinige verlassen'. Ferner: 'Wiewohl die Mundart an manchem Orte sehr verderbt ist, ... das verderbte besteht meistentheils in der Aussprache, welche unseren Worten durch ihren Uebelklang eine Härtigkeit mittheilt, daran sie keine Schuld haben und die sich in eine sanfte Lieblichkeit verwandelt, wenn dieselben durch die zarten Organa eines Meissners sublimiert werden'. Gottsched,

welcher wie Adelung kein Sachse, sondern ein Norddeutscher von den Gestaden der Ostsee war, vertrat gleichwol von Sachsen aus den Vorrang desselben als Mittelpunkt der deutschen Sprache. In der 'deutschen Sprachkunst' sagt er, ganz Deutschland wäre längst stillschweigend darüber eins geworden, dass das mittelländische oder obersächsische Deutsch die beste hochdeutsche Mundart sei. Die Ursachen hiervon findet er in der Bedeutung des Dresdner Hofes, ferner darin, dass Obersachsen seit der Reformation der Sitz der deutschen Gelehrsamkeit geworden sei, auch habe der nach Leipzig gewanderte Bücherhandel dazu beigetragen und durch die fruchtbringende Gesellschaft würden in diesen Gegenden die meisten und besten deutschen Bücher geschrieben und gedruckt. Gottsched's deutsche Grammatik hatte durch die weite Verbreitung, welche sie fand, nicht geringen Einfluss auf die allgemeine Anerkennung des Vorzugs Meissens. Ein Oesterreicher, von Scheyb, der Verfasser der Theresiade, meldete aus Wien 1749 Gottsched, dass Dero Grammatik dort haufenweise abgehe, und wie er hoffe, dass das Deutsche dort nunmehr auch sich bessern werde. Von seiner eignen Bildung schrieb derselbe an Gottsched: „So lernte ich ein wenig Deutsch, ein wenig Lateinisch bei den Canonicis in Münchrath, ein wenig Englisch zu Neapel, Griechisch zu Leyden, Sächsisch, so viel ich weiss, durch Gottscheds Sprachlehre". Ausser einem andern Zeugnis aus dem 18. Jahrhundert verdient folgendes besonders erwähnt zu werden. Der Hamburger Dichter Brockes bespricht in der Vorrede zu Weichmann's Poësie der Niedersachsen die Frage, ob die von allen Deutschen für die beste und zierlichste gehaltene obersächsische Sprache der Vollkommenheit so nahe sei, dass keine andere Nation, am wenigsten aber die Niedersachsen, selbige zu tadeln sich mit Recht unterstehen können. Er verneint das und streitet für ein gewisses Recht der Kritik auf Seiten der Norddeutschen, zumal da ja dieselben ihre hochdeutsche Sprache und Kultur aus Sachsen erhalten hätten.

Aber schon im 17. Jahrhundert genoss die Meissner Sprache derselben allgemeinen Anerkennung. Der Grammatiker Bödiker sagt, nachdem er das Hochdeutsche den Mundarten gegenübergestellt hat, dass jenem die Meissner und Obersachsen am nächsten mit reinlicher Aussprache kommen. Der Lexikograph Caspar von Stieler gibt die Städte Dresden, Wittenberg, Leipzig und Halle als 'die Richtschnur der deutschen Sprache' an. Der Grammatiker Morhof, ein Mecklenburger, erklärt, 'die Meissner Anrede sei die zierlichste', und in der Vorrede zur zweiten Ausgabe seines Unterrichts aus der deutschen Sprache, die sein Sohn besorgte, meldet dieser, dass die Orthographie nun durchaus in die Meissnische umgewandelt sei. Schottel, ein Braunschweiger, vertritt im wesentlichen dieselbe Ansicht, wenn er auch die Einbildung einiger, sonderlich aus Meissen, Richter und Schlichter der hochdeutschen Sprache um ihrer Mundart willen sein zu können, lächerlich findet und ausdrücklich sagt, es sei nicht unbewusst, wie breit und verzogen der meissnische dialectus auf dem Lande und unter den Bauern sei. Hanmann, von Geburt ein Leipziger, bezeugt in seinen Anmerkungen zu Opitz's Poëterei, dass in gemeiner Rede zu Leipzig und Halle viel falsches umlaufe, fügt aber hinzu, zur Zierlichkeit gehöre, 'dass man guter Meissnischer und jetziger Zeit üblicher Wörter und Arten im Reden, welche bei verständigen und vornehmen Leuten im Schwange, sich gebrauche'. Unsichrer äussert sich Philipp von Zesen, allein er erwähnt in seinem Rosenmand die oft ausgesprochene Aeusserung, dass man von dem fürnehmen Frauenzimmer in Leipzig das beste Hochdeutsch lernen könne. Der Pfälzer Scioppius (1626) unterscheidet schon scharf die Gemeinsprache von den Mundarten, gibt aber an: jene, die Gemeinsprache, wie sie am kaiserlichen Hof und beim Kammergericht zu Speier gelte,

stamme aus Meissen. Auf dem Titel des 1618 zu Cöln an der Spree aufgeführten Spieles von der Liebe heisst es ausdrücklich 'auf gut Sächsich gereimt'.

Das 17. Jahrhundert hatte indes dies Ansehen des Obersächsischen schon aus dem 16. überliefert erhalten. Am Ende des letzteren spricht der Spanier Laurentius Villavincentius in der lateinischen Schrift de formando studio theologico aus, man müsse zur Erlernung der reinen Landessprache aus dem Umgang mit den Gebildetsten schöpfen oder aus den Büchern, welche in der angesehensten Mundart verfasst seien, und dafür gelte in Deutschland nach Vieler Urtheil der Meissnische Dialekt. Justus Joseph Scaliger rühmt in einem Gedicht, in welchem der Glanz der Leipziger Messe geschildert wird, die Meissnische Landessprache als eine hervorstechende Ehre Leipzigs. In der von dem Zürcher Conrad Gesner zu Josua Maler's oder Pictorius' deutschem Wörterbuch verfassten Vorrede heisst es, dass einige der oberdeutschen Mundart den Vorzug geben, andere aber der, welche in der Gegend von Leipzig gesprochen werde, in der auch Luther seine Schriften abgefasst habe. Namentlich nach dem Norden hin entschied sich durch Luthers Wirken der Sieg des Meissnischen im Princip schon während des 16. Jahrhunderts. In einem zu Nordheim bei Hildesheim 1584 geführten Streit über die Frage, ob Nieder- oder Hochdeutsch zur Kanzelsprache gewählt werden solle, wird dem dortigen Pfarrer von einem benachbarten vorgeworfen, er führe hohe Meissnische Sprache, obgleich er nie in Meissen gewesen sei. Man gieng also damals aus Norddeutschland nach Meissen, um hier an Ort und Stelle Hochdeutsch zu lernen oder sich darin zu vervollkommnen. Die erste wirkliche deutsche Grammatik der deutschen Sprache, die von Joh. Clajus, einem gebornen Obersachsen, erwarb sich grosse Anerkennung, erlebte noch im 17. Jahrhundert eine Auflage, die eilfte, und ward schon im 16. im katholischen Süden von den Jesuiten gebraucht, sie ist aber ganz auf Luthers Deutsch gegründet. Und Luthers Sprache erkennen als das rechte Muster der deutschen Rede auch die gleichgesinnten Zeitgenossen des Reformators an, unter andern der Historiker Sleidanus, der Grammatiker Fabian Frangk, der Theolog Joh. Mathesius. Indem Luther selbst in den Tischreden erklärt, er rede nach der sächsischen Kanzlei, welcher alle Fürsten und Könige in Deutschland nachfolgen, lehnt er die Ehre, der Schöpfer einer neuen hochdeutschen Sprache zu sein, von sich ab und verweist auf eine schon vor ihm darüber stattgefundne Einigung. Dass die rühmliche Geltung des Meissnischen Deutsch schon älter als Luther und Friedrichs des Weisen Kanzlei ist, geht aus einer Primel des 15. Jahrhunderts hervor, in welcher angeführt wird: 'In Meissen teutsche Sprach' gar gut'. Ja schon aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts ist uns im Renner Hugo's von Trimberg die Aeusserung erhalten: 'Die Misnâre si vol schürfent', welche Stelle man nur von dem Lobe einer sorgfältigen vollen Aussprache verstehen kann, wobei schürfen ein bildlicher, in Bezug auf Meissens Bergbau gewählter Ausdruck ist.

Nachdem der Redner diese litterarhistorischen Nachweise gegeben, wandte er sich zu der Frage, wie denn die anderen deutschen Stämme dazu gekommen seien, am Meissnischen Deutsch, das doch Fehler genug habe, Vorzüge zu gewahren, die es dem Hochdeutschen zunächst stellten. Das Urtheil kann nur aus dem Gehöre stammen und deshalb wurde versucht, dem heutigen Bestand des Meissnischen Klanges Züge abzugewinnen, welche, vermuthlich alt, mit Anlass zu jenem Urtheil gegeben haben mögen.

Erstens darf jenes Lob im Renner von der vollen Aussprache der Meissner auch der heutige Volksdialekt in Anspruch nehmen hinsichtlich der Bewahrung voller Endungs- und

Bildungssilben, während andere Mundarten, namentlich die süddeutschen der Apokope und Synkope einen grossen Einfluss eingeräumt haben. Im meissnischen Dialekt heisst es Brücke im Gegensatz das süddeutsche Bruck (die neue Brücke gegen d' neu Bruck), Halle im Gegensatz zu Schwäbisch-Hall. Der Sachse nennt sich nie Sachs, während so der Name des süddeutschen Dichters Hans Sachs lautet. Der Sachse sagt ferner immer Ursache, Beichte, Strasse, Thüre, Mühle, ferner alleweile (süddeutsch allweil), derweile, lange Weile, obgleich er dagegen Kurzweil hat. Gegen die Schriftsprache spricht der Bewohner Sachsens Kreuze, Glücke, Geschicke, Stücke, zurücke, Fritze (Fritzsche), Kunze, selbst Mühe, frühe, nahe und im Plural Tage. Die Adjectivendung bewahrt er in milde, müde, schöne, süsse, grüne, selbst neue, eben so in den Adverbien balde, lange, schone. Im Verbum erhält er das *e*: ich gehe mit, ich komme gleich, auch im Imperativ setze, ruhe dich aus; selbst beim Eintreten des Hiatus bleibt der Endvocal: gehe aus, höre auf, hörte auf, heute Abend, was schon in Thüringen anders ist. Aus dem Volksmund hört man: was denne, ich gehe mitte, ja sogar unorganisch wasse (quid?), iche, niche, doche. Die Synkope wird nicht vorgenommen in was gutes (thüringisch guts), selbst neues, grosses. Zuletzt werden die Vorsilben *be* und *ge* erhalten: gerade, gelingen, gelacht, Geschichte (thüringisch G'schichte, in Süddeutschland Gschicht). Eben so zu: zu sagen (anderwärts ze sagen, z'sagen).

Zweitens ist als Vorzug des Meissnischen Dialekts hervorzuheben, dass er kein nasales *m* und *n*, und ein reines, kein Gaumen-*l* hat, während den süddeutschen Dialekten diese eigen sind. Dass die nasale Aussprache, durch welche *m* und *n* aneinander gerückt werden, schon früher Geltung hatte, scheint daraus zu erhellen, dass schon im 13. Jahrhundert *m* und *n* reimen; auch wären sonst vielfache Versehen in der Schreibart nicht zu erklären.

Der dritte Vorzug ist, dass im Meissnischen Dialekt die Quantität, wie die Qualität der Vocale fester gehalten wird, nicht so bedeutender Störung unterworfen ist, wie in andern Dialekten.

Die vierte sehr wichtige Erscheinung ist, dass die namentlich in süddeutschen Mundarten weit ausgedehnte Assimilation innerhalb zusammengesetzter Worte oder beim Zusammentreten zweier Worte im Meissnischen Dialekt fast ganz vermieden wird. Ein Voigtländer brachte zu Gehör: Gobbewahre (Gott bewahre), ein Rothenburger Langgut (Landgut), ein Münchner Langgricht (Landgericht), ein Professor aus Schwaben Stampunkt (Standpunkt). Auch vor *f*, *m* und *w* tritt bei den Süddeutschen Assimilation ein: Haw viel (hat viel), Stapmauer (Stadtmauer) sagte ein Bamberger Primaner, der hap mig gschössn ein 86jähriger Jäger auf dem Bahnhof Geiselhörnig. Alle solche Fälle sind dem Sachsen unbekannt; die Assimilation ist so wenig üblich geworden, dass man sogar noch entfangen und entfinden hört, ja sogar in Frauenbriefen liest. Beim Volke sind allerdings Assimilationen zu vernehmen (Affocat für Advocat, Hampfel für Handvoll, eppes für etwas), sonst aber nur wo *n* und *b* zusammentreten: Zâmpulver (Zahnpulver), Kimbacke (Kinnbacke), Eismbahn (Eisenbahn), bim bald da, kam bald nicht mehr, wogegen wieder stehen: bin ganz müde, kan gar nicht mehr.

Der letzte hier in Frage kommende Punkt betrifft einen Laut, für welchen unsere Schrift kein Zeichen hat und der doch unbezeichnet und meist unerkannt mit lebt und mit wirkt, den *spiritus lenis*. Mit reinem Vocal kann kein Wort beginnen, es geht ihm stets

ein Stoss voran. Dies macht der Unterschied bemerklich zwischen 'ei-ei und dem schärferen 'ei! 'ei, noch mehr das schadenfrohe 'i! 'i! Selbst vor liquidis ist der spiritus lenis zu finden, wenigstens in *na*, wenn es im Verdruss herausgestossen wird 'na!, ja sogar 'na'!. Dieser Laut nun übt auf den Klang der gesprochnen Sprache einen nicht geringen Einfluss aus, je nachdem er häufiger gesetzt oder häufiger unterdrückt wird, und dies ist ein wichtiger Unterschied zwischen Norddeutschen und Süddeutschen. Der Norddeutsche wendet den Spiritus lenis häufiger an als der Süddeutsche und gibt dadurch seiner Aussprache einen harten Charakter, während die des Süddeutschen durch das Verschleifen der auslautenden und anlautenden Vocale etwas verschwommenes und unbestimmtes hat. Der Preusse sagt: 'ich habe 'eine 'alte 'Ausgabe, der Oesterreicher: 'ich hab' eine͡alte͡Ausgabe. Im Norddeutschen heisst es be'antragen, be'arbeiten, im Oesterreichischen schlägt ein leises j dazwischen be'jantragen, be'jarbeiten. Der Norddeutsche trennt Zusammensetzungen, wie über'all, durch'aus, der Süddeutsche verbindet sie in eins: überall, durchaus. Der Mitteldeutsche vermittelt diesen durchgreifenden Unterschied, indem er in der einen Hälfte der Fälle mit dem Norddeutschen, in der andern mit dem Süddeutschen geht. Er sagt wie der Norddeutsche: 'ich habe 'eine 'alte 'Ausgabe, aber wie der Süddeutsche überall und durchaus. Darin ist vielleicht auch zu finden, was dem Meissnischen den Vorrang verschafft hat.

Prof. Dr. Phil. Wackernagel aus Dresden: Die sehr richtige Bemerkung des geehrten Vorredners über die Körperlichkeit des spiritus lenis erschliesst das geheimnisvolle Gesetz der ältesten Poësie, dass Vocale allitterieren. Nicht die Vocale allitterieren, sondern der ihr vorangehende nicht bezeichnete spiritus lenis.

Dr. Hildebrand bestätigt dies, indem er hinzufügt, dass Lachmann zwar das Gesetz der Allitteration der Vocale gefunden, aber seinen Grund nicht erklärt habe.

Prof. Dr. Weigand aus Giessen: Ich habe zu bemerken, dass das den Süddeutschen zugeschriebene nasale *n* nicht überall sich findet. In der Wetterau wird z. B. ein klingendes *n* am Schlusse des Wortes stets gehört, wenn ein anderes Wort folgt. Auch kann ich nicht zugestehen, dass die behauptete Assimilation wirklich überall eine solche sei, es findet häufig auch Ausstossung von Lauten statt.

Dr. Creizenach aus Frankfurt a. M.: Uns Süddeutschen imponiert die Erhaltung des auslautenden *e* bei den Sachsen. Aber wir haben dagegen entschieden die Reinheit des Vocalismus voraus. Den spiritus lenis bewahren wir sehr sorgfältig, ja wir setzen oft ein volles *h* nur um den Spiritus zur Geltung zu bringen.

Dr. Hildebrand: Ich habe zunächst mich gegen die Ansicht zu wahren, als sei meine Absicht dahin gegangen, dem Meissnischen Dialekt eine Lobrede zu halten. Als Leipziger kenne ich hinreichend seine Mängel und habe dies auch in meinem Vortrag nicht unbeachtet gelassen.

Prof. Dr. Weigand: Noch eine Bemerkung: die Aussprüche im Renner sind durchaus nicht als zutreffend zu betrachten. So passt es wenigstens nicht zur Wirklichkeit, wenn dort gesagt wird, die Wetterauer würgten die Worte.

Prof. Dr. Massmann: Ich fordere dazu auf, dass solche Beobachtungen, wie sie der Redner uns vorgelegt hat, allgemein recht sorgfältig angestellt werden mögen; das Ohr muss für mundartliche Besonderheiten geübt werden. Hätte Schmeller nicht ein so ausserordentlich feines Gefühl dafür gehabt, er würde nicht so bedeutendes haben leisten können.

Dr. Rieger aus Darmstadt: Die organischen Kürzen haben sich in Süddeutschland fast alle erhalten und in meiner Gegend werden ursprüngliche Längen nur vor *ch* verkürzt.

Dr. Hildebrand: Unter Wiederholung meiner Verwahrung dagegen, dass ich den Meissnischen Dialekt habe rühmen wollen, erkläre ich, dass ich nur nach innern Gründen gesucht habe, auf welchen jenes von Nord-, wie Süddeutschen gemachtes Zugeständnis von dem Vorzug des Meissnischen Dialekts beruhe. Ich freue mich daher über die süddeutschen Kürzen belehrt zu werden, allein bei der Betrachtung der Quantitätsverhältnisse habe ich den Massstab der Schriftsprache im Auge gehabt.

Dr. Rieger: Die Schriftsprache stimmt mit den Mundarten vielfach überein.

Prof. Massmann: Im allgemeinen ist man sich in Deutschland recht wohl bewust, welcher Unterschied zwischen den Quantitätsverhältnissen in der Mundart und in der Schriftsprache stattfindet. Es geht daraus ein Fehler hervor. Will man gebildet sprechen, so betont man umgekehrt als man in der Mundart gewohnt ist, und verändert so auch die Quantität vieler Worte, die in Mundart und Schriftsprache übereinstimmen. Diese Art zu sprechen repräsentierte der Geheime Medicinalrath von Ringseis in München.

Prof. Dr. Steinthal aus Berlin: Ich gebe zu, dass der Vorzug des Meissnischen Dialekts ein unbestrittener sei, doch ist eine Frage dabei in Betracht zu ziehn: was ist Aussprache? Das Wort bedeutet nicht allein in unserem gewöhnlichen Sinn pronuntiatio, Phonetik, sondern auch Ausrede, elocutio, erstreckt sich auch auf Form und Ausdruck der Rede. Die von Dr. Hildebrand berührte Lautwandlung muss ich übrigens als Assimilation anerkennen.

Dr. Hildebrand: Wenn auch zuzugeben ist, dass unter Aussprache auch elocutio verstanden wird, so gilt das Wort doch wohl vorzugsweise in dem gewöhnlichen Sinne. Für das Zugeständnis der Assimilation bin ich dankbar und führe dafür als Beispiel noch an Bag-gast für Badegast.

Prof. Weigand: Nach den Beobachtungen, welche ich von der Mundart meiner Gegend gemacht habe, kann ich mich von dem Stattfinden einer Assimilation in vielen Fällen nicht überzeugen. Man spricht z. B. Wer'tag, wo Ausstossung offenbar ist.

Prof. Steinthal: Für Dr. Hildebrands Behauptung spricht, dass die Assimilation in den indoeuropäischen Sprachen vielfach Gesetz ist, namentlich im Sanskrit.

Dr. Bechstein: Es scheint vor allem eine lebendige Vergleichung der Mundarten nothwendig. Da Verschiedenheit in den Einzelheiten stattfinden können, so ist häufig ein argumentum ad hominem nöthig.

Dr. Hildebrand: In Bezug auf das von Herrn Prof. Weigand angeführte Beispiel habe ich noch zu bemerken, dass *t* weniger körperlich ist.

Der Vorsitzende Prof. Dr. Möbius schliesst mit herzlichem Danke die Sitzung gegen 11 Uhr.

Nachtrag.

Eine angemeldete Mittheilung konnte leider durch die plötztiche Erkrankung des Prof. Dr. Förstemann aus Werningerode nicht zur Ausführung gelangen. Derselbe hatte beabsichtigt, folgende Handschriften vorzulegen:

1) einen Miscellancodex von acht verschiedenen Bestandtheilen, darunter auch ein deutscher Cato, nach Zarncke's Bezeichnung eine älteste Bearbeitung, doch in recht abweichender Form;
2) eine Handschrift des Wilhelm von Oesterreich von Johann von Würzburg;
3) die wahrscheinlich beste Pergamenthandschrift der Weltchronik des Rudolf von Ems;
4) ein Gespräch zwischen Leib und Seele;
5) eine epische Marienklage.

Verhandlungen der archäologischen Section.

Erste Sitzung am 30. Sept.

Was bereits auf früheren Versammlungen versucht worden war, eine bleibende archäologische Section zu gründen, wurde in Folge einer Aufforderung hier bewerkstelligt. Es fanden sich in dem dazu vom Präsidium der allgemeinen Versammlung angewiesnen Sitzungslocale die nachbenannten Herren zusammen und zeichneten sich als Mitglieder ein:

1. Staatsrath Dr. Paul Becker aus Dresden.
2. Prof. Dr. Bergmann aus Brandenburg.
3. Privatgelehrter B. Beyer aus Freystadt bei Graudenz.
4. Prof. Dr. Bursian aus Tübingen.
5. G. I. Comfort aus Newyork.
6. Gymnasiallehrer Dr. Dohmke aus Leipzig.
7. Prof. Dr. Haase aus Breslau.
8. Dr. F. Hecker aus Berlin.
9. Prof. Dr. Hertz aus Breslau.
10. Prof. Dr. Hettner aus Dresden.
11. Gymnasiallehrer Dr. Hultsch aus Dresden.
12. Prof. Dr. Koner aus Berlin.
13. Dr. E. Kuhn aus Dresden.
14. Prof. Dr. Overbeck aus Leipzig.
15. Prof. Dr. W. Rein aus Eisenach.
16. Ettore di Ruggiero aus Neapel.
17. Prof. Dr. Arnold Schäfer aus Greifswald.
18. J. Schichowsky aus St. Petersburg.
19. Dr. Alfr. Schöne aus Leipzig.
20. Gymnasiallehrer Dr. Schubart aus Bautzen.
21. Adjunct Dr. Volkmann aus Schulpforte.
22. Prof. Dr. Vischer aus Basel.
23. Prof. Dr. W. Zahn aus Berlin.

Die Section erklärte sich für constituiert, wählte Prof. Dr. Overbeck aus Leipzig zum Vorsitzenden, Dr. Alfred Schöne aus Leipzig zum Secretär und ernannte, da für das nächste Jahr Hannover als Versammlungsort in Aussicht gestellt sei, Prof. Dr. Wieseler aus Göttingen zu ihrem Präsidenten.

Bericht über die Verhandlungen der archäologischen Section der 22. deutschen Philologenversammlung.

Es gab Prof. W. Vischer interessante Mittheilungen über die neuerlichen Ausgrabungen des alten Dionysos-Theaters in Athen. Da der genannte Gelehrte einen ausführlichen Bericht hierüber bereits in dem 1. und 2. — 4. Hefte des 'Neuen Schweizerischen Museums (Jahrgang 1863)' veröffentlicht hat, so dürfen wir von einem eingehenden Referate absehen. Der Sprecher hob besonders die Puncte hervor, durch welche die bisherigen Anschauungen

von dem Bau des Theaters unterstützt oder berichtigt werden können, wie z. B. die Sitze und Sitzreihen, die Treppen, Umfassungsmauern und dgl. Er wies auf die vielfach aufgefundenen Sitze für weltliche und geistliche Behörden hin und erwähnte 13 Basen für Hadrian's Bildsäulen, woraus man schliessen könne, dass jede der Phylen dem Hadrian eine Statue gesetzt habe. Ferner wurde bemerkt, dass auch die Mehrzahl der gefundenen Inschriften Hadrianisch sei, dass sich der östliche Theil mehr zerstört zeige als der westliche, dass aber im ganzen der Zuschauerraum recht wohl zu reconstruieren sei, nicht so die Scene. Von der Thymele sei nichts gefunden worden, doch zeige sich in der Orchestra eine vielleicht darauf bezügliche rhomboidische Fläche mit einer kleinen Vertiefung. Das Theater könne wohl 30,000 Menschen fassen, wobei noch in Betreff der inneren Einrichtung der wesentlichen Verschiedenheit mit dem Bilde der bekannten Münze gedacht wurde. Die Meinung, dass die Orchestra von den Türken zur Cisterne eingerichtet worden sei, wurde verworfen; vielmehr sei alles Mauerwerk dieser Theile spätestens aus Hadrianischer oder wenigstens Byzantischer Zeit. Noch gedachte der Sprecher der queer über die Scene hingeführten sogenannten Valerianischen Mauer, gegen welche Benennung er die Behauptung aufstellte, dass diese ganz aus alten Bruchstücken zusammengesetzte Mauer aus den Zeiten der fränkischen Herzöge herrühre. —

Bursian (Tübingen) pflichtet dieser Vermuthung bei. —

Auf eine Anfrage von Hultsch wird bemerkt, dass den Maassen das kleinere Stadion zu Grunde zu liegen scheine. Endlich erwähnt der Sprecher noch einer aufgefundenen Basis mit Menandros als Inschrift. Da die Maasse dieser Basis auffällig übereinstimmten mit dem Maasse des Plinthos der vatikanischen Menanderstatue (Galeria delle Statue Nr. 390), so dürfe man vermuthen, dass dieselbe ursprünglich im Athenischen Theater aufgestellt gewesen sei.

Dagegen spricht Bursian. Man wisse aus den Quellen*), dass die im Athenischen Theater aufgestellten Dichterstatuen ehern waren, und so sei vielmehr zu vermuthen, dass auch die echte Menanderstatue aus Erz gewesen sei.

Hiergegen führt Vischer an, dass man trotz dem Berichte der schriftlichen Quellen Marmorstatuen daselbst annehmen könne, 'da man vielfach Fragmente von Marmorstatuen im Theater ausgegraben habe'.

Schluss der Sitzung: 10 Uhr.

Zweite Sitzung. 1. October. Vormittags 10 Uhr.

Professor Overbeck legte eine neue für ihn gefertigte Zeichnung des sogenannten Ares in der Villa Ludovisi vor. Prof. R. Rochette erkenne in dieser Statue einen trauernden Achilleus. Andere wieder erkannten Ares darin, neben welchem ursprünglich eine Aphrodite gestanden habe. Diese letztere Vermuthung sei unhaltbar wegen der Beschaffenheit der Basis. Dieselbe schneide scharf an dem Felsen ab, auf welchem die Gestalt ruht, auch erscheine der Abschnitt echt und antik, wofür auch der regelmässige Grundriss derselben spreche. Wol aber möge eine andere Figur damit verbunden gewesen sein. Denn auf der linken Schulter und dicht unter dem Knopfe der Schwertscheide seien kleine, nicht abgearbeitete Marmor-

*) Paus. I 21, 1 u. 2. Plut. vitt. dec. or. Lycurg. p. 841 f.

reste sichtbar, dicht unter dem zuletzt angegebenen Puncte aber sei eine nicht ganz handgrosse Stelle im Felsen ausgebrochen. Er glaubte nun, dass dies Figuren eines zweiten Eroten seien, welcher in nicht näher anzugebender Weise mit der Statue verbunden gewesen sei. Analogieen hierfür böten die Parismonumente, wie auch der sogenannte vatikanische Paris mit falsch restaurierter rechter Hand und abgeschnittener Schulter ähnlich ergänzt werden müsse. Gegen die Annahme einer Aphrodite spreche das völlig abgewandte Gesicht des Ares, wie auch die Spuren an seiner Gestalt, welche schwerlich mit einer denkbaren Stellung dieser zweiten Gestalt zu vereinigen seien.

Bursian opponiert. Die Stellung dieses Eroten könnte nicht schön, sondern nur sehr gezwungen gewesen sein; auch sei die Entfernung der drei Marmorreste von einander derart, dass dieser Eros unverhältnismässig gross gewesen sein würde. Die Parallele mit Vasenbildern und Reliefs genüge nicht, um die Annahme statuarischer Ausführung zu rechtfertigen. Wahrscheinlicher sei eine Aphrodite, denn auch der scharfe Abschnitt der Basis könne aus späterer Zeit herrühren. Und endlich komme hier die Stelle des Plinius (h. n. 36, 26) in Betracht, welche füglich auf eine Gruppe bezogen werden könne.

Prof. Hertz erinnert daran, dass überhaupt die Benennung der Statue als Ares unsicher sei.

Prof. Haase hingegen spricht für den Eroten, indem er die drei besprochenen Puncte als Stützen ansieht und sie für eine gewissermassen schwebende Figur genügend findet.

Prof. Koner vermuthet, dass die Statue in einer Nische gestanden und durch Stützen an jener Stelle darin befestigt gewesen sei.

Bursian erklärt sich dagegen; der Rücken der Statue sei zu schön, die ganze Statue viel zu bedeutend, als dass man eine solche Verwendung, die nur bei Decorationsstatuen vorkomme, annehmen könne. Schliesslich einigte man sich dahin, durch einen Künstler einen Versuch der Ergänzung in dem von Overbeck angegebenen Sinne vornehmen zu lassen.

Ferner legte Overbeck eine in Kreta gefundene Vase rein apulischen Stiles in einer Zeichnung vor. Gegen die von Pervanogen gebrauchte Benennung (Parisurtheil) stellte Bursian die Erklärung auf: Paris von Hermes oder einem κῆρυξ und zwei Eroten gezogen, kommt zu Helena. Die andere weibliche Figur sei Aphrodite. Diese Deutung findet allgemeine Zustimmung. Hieran knüpfte sich eine kurze Besprechung über Fundorte, Fabrikort und Stil der Vasen, als deren Resultat die Bemerkung bezeichnet werden kann, dass man Vasen bestimmten Stiles mit oftmals fremd-nationalen Zuthaten für die Bedürfnisse der Colonieen in Athen verfertigte, wobei man insbesondere auf die in Pantikapaion gefundenen Vasen hinwies.

Mit dem Ausdrucke der Befriedigung über die beendete Thätigkeit der nunmehr definitiv in's Leben getretenen archäologischen Section und dem Wunsche für ihr Gedeihen, sowie eine zahlreiche Wiedervereinigung ihrer Mitglieder bei der nächsten Philologenversammlung wurde die Sitzung um 11 Uhr geschlossen.

Protocoll der Sitzungen der orientalischen Section während der Philologenversammlung in Meissen 1863, vom 29. September bis 2. October.

Erste Sitzung. 29. September. (Beginn 11 Uhr.)

Nach Begrüssung der versammelten Mitglieder durch den Präsidenten Prof. Flügel, der bei dieser Gelegenheit einen Rückblick auf die bisherige Thätigkeit der deutschen morgenländischen Gesellschaft wirft, wird zur Constituierung des Bureaus geschritten und werden Prof. Graf aus Meissen zum Vicepräsidenten und Dr. Mühlau aus Leipzig und Dr. Friedrich Müller aus Wien zu Secretären der Versammlung vorgeschlagen und durch Acclamation gewählt. Es folgt darauf die Ankündigung der zu haltenden Vorträge. — Da aber einzelne der Mitglieder, die einen Vortrag angemeldet hatten, nicht zugegen sind, so wird unterdessen der Geschäftsbericht der deutschen morgenländischen Gesellschaft durch deren Secretär Prof. Arnold aus Halle verlesen. — Der Präsident knüpft daran den Vorschlag, eine Sammlung von Photographieen deutscher Orientalisten — versehen mit Jahreszahl und Namensunterschrift — anzulegen und durch die Zeitschrift die Fachgenossen zur Einsendung der Photographieen einzuladen; worauf Prof. Brockhaus, der Redacteur der Zeitschrift, den Redactionsbericht zum Vortrage bringt. — Dabei liest Redner ein ihm eben zugekommenes Schreiben des Prof. Wüstenfeld in Göttingen vor, betreffend die Herausgabe des berühmten grossen, geographischen Werkes Yaqût's und empfiehlt dasselbe der Gesellschaft mit warmen Worten zur Unterstützung. — Nachdem hierauf der Präsident die behufs Prüfung der Gesellschaftsrechnung bestimmte Commission (bestehend aus dem Präsidenten, Vicepräsidenten, geh. Rath von der Gabelentz und dem Monenten Prof. Arnold) aufgefordert in der nächsten Sitzung Bericht zu erstatten, spricht Dr. Wolf aus Rottweil über zwei von ihm den Mitgliedern der Versammlung zur Ansicht dargereichte Photographieen (Modelle der heil. Grabeskirche in Jerusalem — gegenwärtig in Stuttgart befindlich), woran Consul Dr. Rosen aus Jerusalem einige Bemerkungen über die Localitäten dieser Modelle anknüpft.

Es folgt darauf der erste Vortrag von Prof. Rödiger über ein im Berliner Antiquarium befindliches Münzbild Nabukadnezar's, den Prof. Oppert auf Aufforderung des Vortragenden durch einige Bemerkungen, die Legende und Etymologie des Namens Nabukadnezar betreffend, ergänzt. — Nachdem die Sitzung auf eine Viertelstunde unterbrochen worden, bringt

bei Wiederaufnahme derselben Prof. Gosche den von ihm verfassten wissenschaftlichen Jahresbericht über $186^2/_3$ zum Vortrage. Schluss der Sitzung 1 Uhr.

Zweite Sitzung. 30. September. (Beginn 9 Uhr.)

Nach Vorlesung des Protocolls der vorhergehenden Sitzung durch Dr. Friedrich Müller aus Wien, wird Prof. Dr. Arnold als Monent der Gesellschaft vom Präsidenten aufgefordert den Bericht über die Gesellschaftsrechnung zu erstatten. Hierauf theilt Prof. Brockhaus Grüsse von mehreren Mitgliedern, die vom Besuche der Versammlung abgehalten worden, mit und legt mehrere unterdessen eingelaufene Schriften des Münchener Sinologen Plath der Gesellschaft vor. Daran knüpft Redner die Aufforderung um Beiträge für die Errichtung eines Denkmals des verstorbenen Giessener Professors Knobel. — Nachdem darauf Prof. Oppert seine in Gemeinschaft mit Ménant gemachten Publicationen assyrischer Keilinschriften der Versammlung vorgelegt und mit einigen Worten begleitet, hält Prof. Dieterici seinen Vortrag über die Ichwânassafâ (Brüder der Reinheit). Nach einigen Bemerkungen Prof. Fleischer's über einzelne Puncte des vorhergehenden Vortrages, spricht Prof. Weber über Menschenopfer bei den alten Indern, welcher Vortrag jedoch auf Ansuchen des Präsidenten in der Mitte abgebrochen wird, da die Mitglieder in die allgemeine Sitzung sich begeben sollen, um die dort angekündigten Vorträge von Dr. Mordtmann aus Constantinopel „Ueber die Zigeuner" und Prof. Gosche „Ueber die phrygischen Inschriften" anzuhören. — Schluss der Sitzung 11 Uhr.

Dritte Sitzung. 1. October. (Beginn 9 Uhr.)

Nach Vorlesung des Protocolls der vorhergehenden Sitzung durch Dr. Friedrich Müller setzt Prof. Weber seinen in der vorigen Sitzung abgebrochenen Vortrag fort. — Es folgt dann die Wahl der neuen Vorstandsmitglieder, wobei Anger, Arnold, Gosche, Krehl gewählt werden, und die Bestimmung des Ortes der nächsten Versammlung, als welcher Hannover bezeichnet wird. — Darauf hält Prof. Oppert einen Vortrag über liturgische Stücke der altassyrischen Literatur. — Prof. Weber liest einen Bericht des auch anwesenden Long aus Calcutta über den Zustand der Sanskrit-Studien in Indien vor, und Zenker legt das eben erschienene 5. Heft seines türkisch-arabisch-persischen Lexikons vor, die Gesellschaft um Unterstützung des mühsamen und kostspieligen Unternehmens ersuchend. — Zum Schlusse spricht Dr. Levy aus Breslau über das nächstens erscheinende III. Heft seiner phönicischen Studien, mit besonderer Berücksichtigung der karthagischen Inschriften. Nachdem hierauf der Präsident der Versammlung für das ihm geschenkte Vertrauen gedankt und Prof. Rödiger im Namen der versammelten Mitglieder dem Bureau den Dank ausgesprochen, wird die Versammlung geschlossen. — Schluss der Sitzung 11 Uhr.

PHRYGISCHE INSCHRIFTEN.

1.

Steuart nº 2. Mordtmann nº 5.

2.

St. nº 1. M. nº 6.

Leake Texier Vol. I pl. 56. (Sog. Midas-Grab)

3.

Steuart nº 3. Mordtm. nº 4.

4.

def. M. 7.

5.

def. M. 8

6.

St. 4. M. 10.

7.

(T Mordtm.) Steuart nº 5, M nº 11.

8.

St. nº 6. M. nº 12.

9.

Texier Vol. I. pl. 59.
Steuart no. 7.
Mordtmann no. 13, 14.

zwischen Kaimaz und Harab-ören (MIDAEION) Mordtm. nº 15.

10.

ΑΓΙΑΘΕ
ΚΛΑ
ΔΥΑΜ
ΟΛΑ

11.

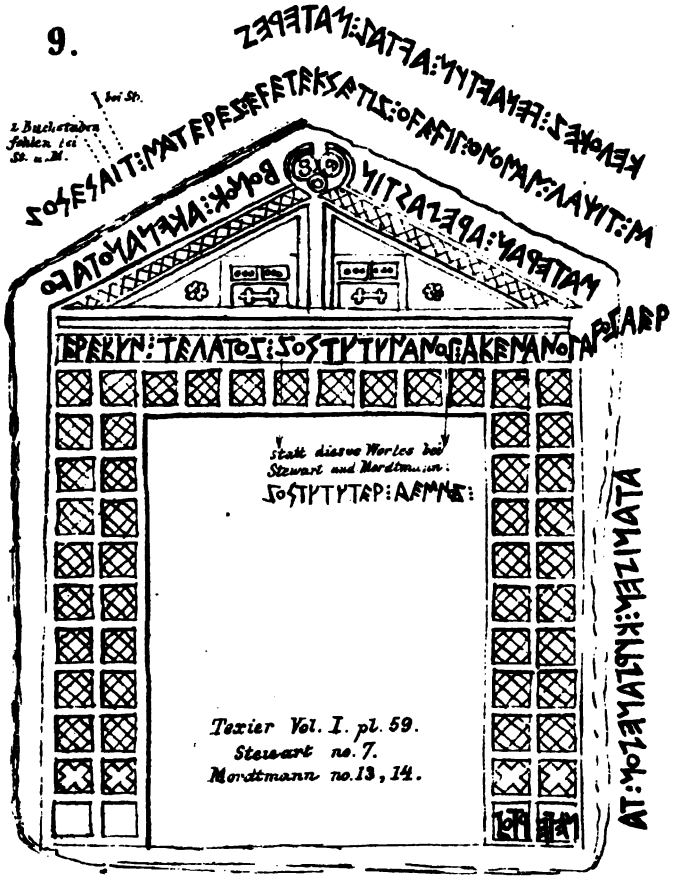
Afiûn Karahissâr (SYNNADA) Ham. nº 165, M. nº 1.

. . . . ΝΚΝΟΥΜΑΝΙΚΑΚΑ.
. . . ΕΝΔΕΟϹΚΕΖΕΜΙ..
. . ΑΚΕΟΙΕΙΡΟΙΑΤΙΕΤΙΤΤ
. ΝΟΥ

12.

Borlu bei APOLLONIA, Ham. nº 440, C. I. G. 3974, M. 4.

ΙΟΣΝΙΣΙΜΟΥΝ
ΚΝΟΥΜΑΝΙΙΙΑΚΟΥΝΑΒ
ΒΙΡΕΤΟΑΙΝΙΜΜΥΡΑΤΟΣ
ΝΙΑ . . . . ΙΜΓΛΩΣΤΙΜΕΚΑ
Γ.. ΤΙΤΤΕΤΙΚΜΕΝΟΣΕΙΤΟΥ



13.

Ilgün (TYRIAÏON), Corp. I. Gr. 3986 nach Seetzen u. Ham (nº 383), M nº 3.

ΕΥΔΑΜ . . . . . ΠΓΕΥ
ΙΡΠϹΧΗΤΥΝΙΚ
ΚΑΙ ΕΑΥΤΩΖΩΝ
ΜΝΗΜΗϹ ΧΑΡΙΝ
ΕΙΟϹΝΙϹΕΜΟΥΝΚΝΟΥΜΑΝΙΚΑΚΟΝ
ΑΛΔΑΚΕΤΖΕΙΡΑΚΕΟΙΠΕΙΕϹΚΕΤΙΤ
ΤΕΤΙΚΜΕΝΑΑΤΤΙΕΑΔΕΙΗΝΟΥ

Π. Ham. Π. Ham.

14.

Alekian (ORKISTOS) Corp. Inscr. Gr. 3822 e nach Pococke (fehlt bei M.)

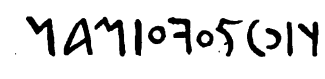
ΑΥΡΤΥΡΑΝΝΟΣΠΑΠΑΚΑΙΣΙΡΗΝΗ
ΗΓΥΝΗΑΥΤΟΥΕΑΥΤΟΙΣΕΠΟΙΗΣΑΝ
ΜΝΗΜΗΣΧΑΡΙΝΙΟΣΣΕΜΟΥΚΝΟΥ
ΜΑΝΕΚΑ . . . \ΕΤΙΤΕΤΕΙΚΜΕΝΟΣΕΙΤΟ

15.

Sürmene bei Afiûn-Karahissâr, Ham. nº 376. (M. nº 2.)

ΛΑΙΙΕΝΟϹΑΜΜΓΛΥΚΥΤΑΤΩΖΩΤΙΝΩΜ
ΜΝΗΜΗϹΧΑΡΙΝΙϹΚΕϹΕΜΟΥΝΚΟΥΜΙΝΟϹ
ΑΛΑΚΕΝΜΕΔΙΩ. . ΟΜΟΛΩΕΤΙΤΕΤΙΚΜΕΝΟϹ
ΟϹΑΝΔΕΚΑΚΩϹΗΥΗϹΕΤΕΚΝΑΑΩ
ΡΑΕΝΤΥ ΗΤΟΝ

Kappadokische Inschriften von Ujük.



Hamilton, Researches Vol. I p. 383.

Mordtmann, Sitzungsber. d. K. Bair. Ak. d. Wiss. 1861, phil. Cl. p. 101.

Autograph. v. H. Kiepert

Neuer Verlag von B. G. Teubner in Leipzig

vom Jahre 1864.

Alberti, Dr. Ed., die Frage über Geist und Ordnung der Platonischen Schriften beleuchtet aus Aristoteles. gr. 8. geh. 24 Ngr.

Aristophanes, die Acharner. Griechisch und deutsch mit kritischen und erklärenden Anmerkungen und einem Anhang über die dramatischen Parodien bei den attischen Komikern von Wilhelm Rinnert. gr. 8. geh. 2 Thlr. 8 Ngr.

Artemidori Daldiani Oneirocriticon libri V ex recensione Rudolphi Hercheri. gr. Lex.-8. geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Baumstark, Dr. Anton, Professor in Freiburg, Fr. Aug. Wolf und die Gelehrtenschule oder die Gymnasialpädagogik auf positiver und rationeller Grundlage. gr. 8. geh. 24 Ngr.

Buchholz, Dr. E., Anthologie aus den Lyrikern der Griechen. Für den Schul- und Privatgebrauch erklärt und mit literarhistorischen Einleitungen versehen. I. Bändchen: Die Elegiker und Iambographen enthaltend. gr. 8. geh. 10 Ngr.

Zur Sammlung von Schulausgaben mit deutschen Anmerkungen.

Caesaris, C. Iuli, commentarii cum A. Hirti aliorumque supplementis recognovit Bernardus Dinter. Vol. I. Commentarii de bello Gallico. 8. geh. 9 Ngr.

——— **commentarii de bello Gallico.** In usum scholarum recognovit Bernardus Dinter. Editio minor. 8. geh. 6 Ngr.

Zur Bibliothek scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana.

Cholevius, L., Professor am Kneiphöfischen Stadtgymnasium zu Königsberg i. Pr., **Dispositionen und Materialien zu deutschen Aufsätzen** über Themata für die beiden ersten Klassen höherer Lehranstalten. Erstes Bändchen. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. 8. geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

——— **Dispositionen und Materialien zu 25 deutschen Aufsätzen** über Themata für die beiden ersten Klassen höherer Lehranstalten u. s. w. Aus der dritten Auflage für die Besitzer der früheren Auflagen besonders abgedruckt. 8. geh. 12 Ngr.

Ciceronis Tusculanarum disputationum libri V. Für den Schulgebrauch erklärt von Otto Heine. gr. 8. geh. 18 Ngr.

Zur Sammlung von Schulausgaben mit deutschen Anmerkungen.

——— **Rede für T. Annius Milo.** Für den Schulgebrauch herausgegeben von Fr. Richter. gr. 8. geh. 7½ Ngr.

Zur Sammlung von Schulausgaben mit deutschen Anmerkungen.

——— **ausgewählte Briefe.** Für den Schulgebrauch erklärt von Rudolf Klotz. gr. 8. geh. 18 Ngr.

Zur Sammlung von Schulausgaben mit deutschen Anmerkungen.

——— **Rede für Sex. Roscius.** Für den Schulgebrauch herausgegeben von Fr. Richter. gr. 8. geh. 7½ Ngr.

Zur Sammlung von Schulausgaben mit deutschen Anmerkungen.

Dietsch, Rudolf, Lehrbuch der Geschichte für die oberen Klassen der Gymnasien und zum Selbstgebrauch. Zweite vollständig neu bearbeitete Auflage. Zweiten Bandes 1. Abtheilung: die Zeit von Christi Geburt bis zum Regierungsantritt Karls des Grossen. gr. 8. geh. 1 Thlr.

Dionis Cassii historia Romana. Cum annotationibus L. Dindorfii. Vol. III et IV. (Jeder Band à 24 Ngr.) 1 Thlr. 18 Ngr.

Zur Bibliothek scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana.

Ellendt, Joh. Ernst, drei Homerische Abhandlungen. Vorangeschickt sind Mittheilungen über das Leben des Verfassers. gr. 8. geh. 27 Ngr.

Fleckeisen, Alfred, kritische Miscellen. gr. 8. geh. 12 Ngr.

Enthaltend verschiedene Stellen griechischer Schriftsteller, vorzugsweise des Plautus.

Giseke, Bernhard, Homerische Forschungen. gr. 8. geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Grammatici Latini ex rec. Henrici Keilii. Vol. III fasc. 2. Donatus, Servius, Sergius. gr. Lex.-8. geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Heinichen, F. A., Lateinisch-Deutsches und Deutsch-Lateinisches Schulwörterbuch. I. Theil: **Lateinisch-Deutsches Schulwörterbuch.** gr. Lex.-8. geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Q. Horatii Flacci opera recognoverunt G. Kiessling et A. Holder. Vol. I. Carminum libri III, epodon liber, carmen saeculare. gr. 8. geh. 2 Thlr.

Hutteni, Ulrichi, equitis operum supplementum. Epistolae obscurorum virorum cum inlustrationibus aliorumque scriptis. Collegit recensuit adnotavit Eduardus Böcking. gr. Lex.-8. geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Kuhn, Dr. Emil, die städtische und bürgerliche Verfassung des Römischen Reichs bis auf die Zeiten Justinians. I. Theil. gr. 8. geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Lange, Ludwig, Professor in Giessen, **über die Intransmissio ad plebem.** Ein Beitrag zum Römischen Gentilrecht und zu den Schöpfungsgeschäften des Römischen Rechts. 4. geh. 18 Ngr.

Mähly, Dr. J., Angelus Politianus. Ein Culturbild aus der Renaissance. 8. geh. 24 Ngr.

Metrologicorum scriptorum reliquiae. Collegit recensuit partim nunc primum edidit Fridericus Hultsch. Vol. I. quo scriptores Graeci continentur. 8. geh. 27 Ngr.

Zur Bibliothek scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana.

Mommsen, August, Heortologie. Antiq. Untersuchungen über die städtischen Feste der Athener. Von der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen gekrönte Preisschrift. gr. 8. geh. 3 Thlr. 20 Ngr.

Müller, Herm., de generibus verbi. 8. geh. 12 Ngr.

Peters, Joh., quaestiones etymologicae et grammaticae de usu et vi digrammatis ejusque immutationibus in lingua graeca. 4. geh. 12 Ngr.

Philodemi Epicurei de ira liber. E papyro Herculanensi ad fidem exemplorum Oxoniensis et Neapolitani nunc primum edidit Theodorus Gomperz. [Mit vielen lithographierten Tafeln.] gr. 8. geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Plauti, T. Macci, Trinummus. Für den Schul- und Privatgebrauch erklärt von E. J. Brix. gr. 8. geh. 10 Ngr.

Zur Sammlung von Schulausgaben mit deutschen Anmerkungen.

Scheffer, Karl, Prediger zu St. Moritz und Religionslehrer an der Realschule zu Halberstadt, **Evangelisches Schulgesangbuch.** gr. 8. geh. 10 Ngr., gebunden 12½ Ngr.

Stoll, H. W., Handbuch der Religion und Mythologie der Griechen und Römer, für Gymnasien bearbeitet. Fünfte verbesserte Auflage. Mit 32 Abbildungen. 8. geh. 1 Thlr.

Symbola philologorum Bonnensium in honorem Friderici Ritschelii collecta. Fasciculus primus. Lex.-8. 3 Thlr.

Taciti, Cornelii, historiarum libri qui supersunt. Schulausgabe von Dr. Carl Heraeus, Oberlehrer am Gymnasium zu Hanau. Erster Band. Buch I & II. gr. 8. geh. 16 Ngr.

Zur Sammlung von Schulausgaben mit deutschen Anmerkungen.

Thukydides. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Gottfried Bergner, Professor am Gymnasium zu Dortmund. Zweiter Band, in 2 Heften. Zweite Auflage. [Jedes Heft à 12 Ngr.] 24 Ngr.

Zur Sammlung von Schulausgaben mit deutschen Anmerkungen.

Wohlrab, Dr. ph. Martin, Lehrer am Gymnasium zum h. Kreuz in Dresden, **Aufgabensammlung zur Einübung der Formenlehre** und der einfachsten syntaktischen Regeln der griechischen Sprache. Erster Theil: Das Nomen und das regelmässige Verbum auf ω. gr. 8. geh. 7½ Ngr.

VERHANDLUNGEN

DER

DREIUNDZWANZIGSTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

HANNOVER

[illegible]

[illegible]

LEIPZIG.

DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.

1865.

Die Erscheinen dieser Verhandlungen ist diesmal durch die Arbeitseinstellung der Leipziger Schriftsetzer um mehrere Monate verzögert worden.

VERHANDLUNGEN

DER

DREIUNDZWANZIGSTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN

HANNOVER

VOM 27. BIS 30. SEPTEMBER 1864.

MIT ZWEI LITHOGRAPHIERTEN TAFELN.

LEIPZIG.
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.
1865.

Inhalt.

	Seite
Vorbereitungen für die Versammlung	1—5
Programm	5
Ursprüngliche und revidierte Statuten	6—8
Verzeichnis der Mitglieder	9—13
Protocolle der allgemeinen Sitzungen	14—124
Erste allgemeine Sitzung am 27. September	14—36
Eröffnung und Geschäftliches	14—36
Zweite allgemeine Sitzung am 28. September	37—66
Prof. *Conze.* Vortrag: Ueber die neuesten Entdeckungen bemalter griechischer Thongefässe	37—43
Bemerkungen dazu	43—44
Dr. *Onno Klopp.* Vortrag: Ueber Leibniz als Stifter wissenschaftlicher Akademien	44—58
Prof. *Hertz.* Einleitende Worte zur Discussion über Horat. Sat. II, 6, 36 f.	58—62
Discussion darüber	62—65
Mittheilungen	65—66
Dritte allgemeine Sitzung am 29. September	67—103
Geschäftliches	67—71
Dr. *Oncken.* Vortrag: Ueber die Wiederbelebung der griechischen Literatur in Italien	71—82
Bemerkungen dazu	82—83
Geschäftliches	83—85
Professor *Piper.* Vortrag: Ueber die Einführung der monumentalen, insbesondere der christlich-monumentalen Studien in den Gymnasialunterricht	85—101
Bemerkungen dazu	102—103
Vierte allgemeine Sitzung am 30. September	103—124
Geschäftliches	103
Professor *Gerlach.* Vortrag: Ueber Tacitus Germania mit Beziehung auf die neuesten darüber kund gewordenen Ansichten und Urtheile	104—111
Bemerkung dazu	111—112

Seite

Geschäftliches . . . . . 112—113
Professor *Meyer*. Vortrag: Ueber den Einfluss der neuern geschichtlichen Sprachforschung auf die Bearbeitung der homerischen Sprache. . 113—120
Bemerkungen dazu . . . . . 120—122
Mittheilungen und Schluss der Versammlung . . . . . 122—124
Professor *Petersen*. Vortrag: Ueber den Ursprung der Orphischen Hymnen 124—127
Verhandlungen der pädagogischen Section, bearbeitet von Dr. *Albert Müller* . . 128—177
Einleitung und Thesen . . . . . 128—131
Erste — vorbereitende — **Sitzung am 27. September** . . . . . 131—133
Zweite Sitzung am 28. September . . . . . 133—149
Dritte Sitzung am 29. September . . . . . 149—162
Vierte Sitzung am 30. September . . . . . 162—177
Auszugs-Bericht über die Verhandlungen der Orientalisten-Section . . . . 177—178
Verhandlungen der archäologischen Section . . . . . 179—188
Verhandlungen der Germanistisch-Romanistischen Section . . . . . 189—197
Verhandlungen der mathematisch-pädagogischen Section . . . . . 198—213
Anhang . . . . . 214—222

I.

Vorbereitungen für die Versammlung.[1])

Die im vorigen Jahre zu Meissen gehaltene 22. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner entschied sich unter mehreren in Vorschlag gekommenen Städten für Hannover als Ort der nächsten Versammlung und bestimmte den Director Dr. H. L. Ahrens zum Präsidenten, den Archivrath Dr. C. L. Grotefend zum Vicepräsidenten. Der erstere, welcher persönlich gegenwärtig war, konnte sofort, wenn auch mit einiger Zaghaftigkeit, sich zur Uebernahme des übertragenen ehrenvollen Amtes bereit erklären. Der abwesende Archivrath Dr. Grotefend, welcher gleichzeitig auch von der Section der Orientalisten zum Vorsitzer für die nächste Versammlung gewählt war, aber mit der Befugnis, im Falle der Ablehnung nach seinem Ermessen einen andern zu substituieren, entschied sich nach empfangener Mittheilung für das Amt des Vicepräsidenten der ganzen Versammlung und veranlasste Herrn Professor Dr. Wüstenfeld in Göttingen statt seiner die Leitung der orientalistischen Section zu übernehmen.

Die nächste Sorge des somit constituierten Präsidiums musste nach § 7 der Statuten darauf gerichtet sein, bei der Landesregierung die Erlaubnis zur Abhaltung der Versammlung zu erwirken. Dieselbe wurde vom Hohen Königl. Cultus-Ministerium in Einverständnis mit dem Königl. Ministerium des Innern durch Schreiben v. 30. November 1863 bereitwillig ertheilt. Es kam ferner darauf an, der Versammlung angemessene Locale zu sichern. Dies wurde in vollem Maasse dadurch erreicht, dass der Hochlöbliche Magistrat der königlichen Residenzstadt durch Schreiben v. 5. April 1864 in dem grossen Schulgebäude am Georgsplatze die Aula für die gemeinschaftlichen Sitzungen und die erforderliche Anzahl anderer Räume für Sectionssitzungen und andere Vereinszwecke auf die Zeit der Versammlung zur Verfügung stellte. Es ist dem Vereine selten so gut geworden, seine sämmtlichen Raumbedürfnisse in demselben Gebäude befriedigt zu sehen, obgleich dieselben früher bei der geringeren Zahl von Sectionen weniger gross waren.

In demselben Schreiben hatte der Hochlöbliche Magistrat die freundliche Absicht ausgesprochen, der Versammlung den Aufenthalt in unserer Stadt möglichst angenehm zu machen. Diese vorläufige Erklärung erhielt später ihre nähere Bestimmung dahin, dass derselbe in Einverständnis mit dem städtischen Bürgervorsteher-Collegium beschloss, den Mitgliedern der Versammlung am dritten Versammlungstage in Anschluss an einen Spaziergang durch das Lustholz der Eilenriede, den Stolz Hannovers, am Lister-Thurme eine ländliche Abendbewirthung zu offerieren.

---

1) Abgedruckt aus Nro. 1. des „Tageblatts" der Versammlung vom 26. Sept. 1864.

Auch die höchsten Regierungsbehörden bethätigten die freundlichste Gesinnung. Durch ein Schreiben des Herrn Regierungsrath Rautenberg, Referenten im Cultus-Ministerium, vom 17. Juni 1864 wurde dem Präsidenten mitgetheilt, dass der Herr Cultusminister Lichtenberg Exc. einen Beitrag zu den Kosten der Versammlung bis zu 300 Thlr. bewilligt habe, und der Herr Minister des Innern Freiherr von Hammerstein Exc. eröffnete dem Präsidenten durch Schreiben vom 6. Juli, dass er der Versammlung einen unentgeltlichen Extrazug nach Nordstemmen behufs eines Ausfluges nach der Marienburg besorgen werde.

Aber nichts konnte dem Präsidium werthvoller sein, als dass auch Seine Majestät der König dem Vereine die huldreichste Aufmerksamkeit zuwandte, in Folge dessen dem Präsidenten durch Schreiben des Herrn Geh. Cabinetsrath Lex vom 13. Juli und des Herrn Ministers des Königlichen Hauses und Oberhofmarschalls Dr. v. Malortie Exc. vom 14. Juli auf Allerhöchsten Befehl die Mittheilung gemacht wurde, dass des Königs Majestät, als Allerhöchst Sie durch den Herrn Cultusminister die Erlaubnis zur Versammlung des Vereins ertheilten, schon zu beschliessen geruht hatten, dem Vereine die Besichtigung aller Königlichen Sammlungen zu gestatten und allen Mitgliedern des Vereins freie Plätze im königlichen Hoftheater zu der dann zu gebenden geeigneten Vorstellung zu gewähren — welcher gnädige Beschluss dann durch das königliche Oberhofmarschallamt und die königliche Hoftheater-Intendanz die liberalste Ausführung gefunden hat.

Noch ehe dem Präsidium die letzteren hocherfreulichen Eröffnungen zugekommen waren, hatte dasselbe unter Zuziehung einiger einsichtigen Freunde des Vereins in ernste Erwägung gezogen, ob es bei den damals noch bestehenden Kriegszuständen und der vorherrschenden politischen Aufregung nicht gerathen sei, die Versammlung, wie in einigen früheren Fällen, um ein Jahr zu vertagen, aber nach reiflicher Erwägung in der zuversichtlichen nicht getäuschten Hoffnung, dass bis zum Herbst hin der politische Horizont sich wieder genügend geklärt haben würde, sich gegen den Aufschub entschieden und durch Bekanntmachung vom 6. Juni[1]) in den geeignetsten Zeitschriften die beschlossene Abhaltung der Versammlung am 27.—30. September dieses Jahres zur öffentlichen Kunde gebracht.

Es ward nunmehr nöthig, dem Präsidium für die äussern Angelegenheiten der Versammlung die Unterstützung eines Localcomités zu gewinnen, und es constituierte sich ein solches am 16. Juni unter Vorsitz des Herrn Stadtdirector Rasch aus folgenden Herren:

Culemann, Senator;
Dieckmann, Director der höheren Töchterschule;
Flügge, Pastor;
Dr. Guthe, Lehrer an der polytechnischen Schule;
Dr. v. d. Hellen, Obergerichtsanwalt;

---

1) Dieselbe lautete: „Mit Genehmigung Königl. Regierung wird die dreiundzwanzigste Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in den Tagen vom 27. bis 30. September d. J. in Hannover stattfinden, zu welcher das unterzeichnete Präsidium jeden statutarisch Berechtigten hiedurch ergebenst einladet. Indem dasselbe die geehrten Fachgenossen auffordert, beabsichtigte Vorträge, sowie in der pädagogischen Section zur Discussion zu stellende Thesen womöglich bis zum 31. August gefälligst anmelden zu wollen, erklärt es sich zugleich bereit, Anfragen und Wünsche, die sich auf die Theilnahme an der Versammlung beziehen, entgegenzunehmen und zu erledigen. Hannover, den 6. Juni 1864. Das Präsidium der dreiundzwanzigsten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. H. L. Ahrens. C. L. Grotefend."

Dr. Kühner, Rector a. D.;
Dr. Müller, Oberlehrer am Lyceum;
Rasch, Stadtdirector;
Rautenberg, Regierungsrath, Referent im Cultusministerium;
Sahlfeld, Fabrikant;
Seffer, Oberschulinspector;
Schmalfuss, Schulrath, Mitglied des Oberschulcollegiums;
Tellkampf, Professor, Director der höheren Bürgerschule;
Dr. Wiedasch, Conrector am Lyceum;
v. Werlhoff, Obergerichts-Director;
Witte, Obergerichts-Vicedirector.

Später trat noch Herr Theodor Gersting zu. Die Herren Rasch und Culemann waren vom Magistrate, die Herren v. d. Hellen und Sahlfeld vom Bürgervorstehercollegium, Herr Pastor Flügge vom geistlichen Ministerium der Stadt ausdrücklich committiert. Nachdem die für den Empfang, die Unterbringung, die Verpflegung und Ergötzung der Gäste nöthigen Maassregeln berathen waren, theilte sich das Comité behuf der Ausführung in verschiedene Subcommissionen, deren Leitung theils Herr Stadtdirector Rasch, theils Herr Senator Culemann übernahm.

In den dem Präsidium vorbehaltenen Geschäften wurde dieses von Anfang an auf's thätigste durch Herrn Oberlehrer Dr. Müller unterstützt. Zunächst musste man darauf bedacht sein Vorträge, Thesen und sonstigen Stoff für die Verhandlungen der allgemeinen Sitzungen und der pädagogischen Section zu beschaffen, während für die übrigen Sectionen diese Sorge en designierten Vorsitzern überlassen blieb. Das Resultat war anfangs, den Erfahrungen früherer Jahre entsprechend, wenig günstig, und da man es gerathen hielt die Programme der Versammlung noch vor dem Beginne der meisten Universitätsferien, also vor der Mitte des August, auszusenden,[1]) so konnte in diesen über den in Aussicht stehenden Inhalt der Verhandlungen nur hinsichtlich der pädagogischen Section etwas aufgenommen werden.

---

1) Dieses geschah durch Uebersendung des nachstehenden Schreibens an sämmtliche Professoren der Philologie und die meisten Gymnasien Deutschlands.

P. P.

Indem das unterzeichnete Präsidium Ihnen das nebenstehende Programm der dreiundzwanzigsten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner übersendet, beehrt sich dasselbe, Sie nochmals besonders zum Besuche derselben einzuladen und dabei auf Folgendes aufmerksam zu machen.

Wahrscheinlich wird sich neben den bereits bestehenden Sectionen der Orientalisten, Pädagogen, Archäologen, Germanisten und Romanisten auf der diesjährigen Versammlung noch eine mathematisch-pädagogische Section constituieren, zu welcher die Anregung von einigen im vorigen Jahre zu Meissen anwesenden Lehrern der Mathematik ausgegangen ist.

Zu Präsidenten der Sectionen sind folgende Herren auf der letzten Versammlung erwählt:

für die Section der Orientalisten Professor Wüstenfeld in Göttingen,
„ „ „ „ Archäologen Professor Wieseler daselbst,
„ „ „ „ Germanisten und Romanisten die Professoren Wilhelm Müller und Theodor Müller daselbst,

und ersuchen wir Anmeldungen zu Vorträgen für die Sectionssitzungen an diese Herren adressieren zu wollen, während wir solche für die allgemeinen Sitzungen sowie Thesen für die pädagogische Section uns hieher erbitten.

Um die nunmehr wachsende Last der Correspondenz und anderer Präsidialgeschäfte leichter zu bewältigen, wurde ein Präsidial-Bureau eingerichtet, zu welchem neben Herrn Dr. Müller noch die Herren Dr. Steinmetz, Grahn und Dr. Jördens, sämmtlich Lehrer des Lyceums, zugezogen wurden. Zu diesen traten später noch, um unter Leitung des Herrn Senator Culemann den beschwerlichen Dienst im Empfangsbureau abwechselnd zu übernehmen, die Herren Oberlehrer Dr. Fehler, Oberlehrer Dr. Deichmann, Coll. Mejer, Coll. Capelle, Lehrer Schulze, sämmtlich vom Lyceum, Dr. Tietz von der höheren Bürgerschule, Dr. Dörries von der höheren Töchterschule, Dr. Meyer von der ersten Stadttöchterschule. Dem Amte des Schatzmeisters unterzog sich das Comité-Mitglied Herr Theodor Gersting.

Allen jenen zahlreichen Helfern, ohne deren Beistand das Präsidium seinen vorbereitenden Pflichten durchaus nicht hätte genügen können, ist dasselbe zu lebhaftem Danke verpflichtet, manchen von ihnen, welche gerade die wichtigeren oder lästigeren und zeitraubenderen Geschäfte übernahmen, in ganz besonderem Maasse. Vor allen aber hat Herr Senator Culemann durch seine Umsicht und Erfahrung in derartigen Geschäften, verbunden mit dem wärmsten Interesse für die Sache, und Herr Dr. Müller durch rastlose gewandte Thätigkeit sich die wesentlichsten Verdienste erworben.

Es ist aber auch noch von andern Seiten her den Interessen der Versammlung der freundlichste Vorschub geleistet. Das königliche Postamt hat ein am Perron des Bahnhofes gelegenes Local zur Benutzung für das Empfangsbureau eingeräumt, der Künstlerverein nicht allein allen Mitgliedern der Versammlung den Zutritt gestattet, sondern auch seine Säle für die abendlichen geselligen Vereinigungen derselben zur Verfügung gestellt; auch der Börsen-Klub hat durch zuvorkommende Einladung alle Mitglieder ermächtigt, sich in seinen Localen (Osterstrasse Nr. 15), welche sich u. a. durch eine reiche Auswahl von Journalen empfehlen, als Gäste zu betrachten. Andere Behörden, Vereine und Private haben in liberalster Weise die Benutzung ihrer wissenschaftlichen und Kunstsammlungen gestattet, worüber der folgende Artikel näheres mittheilen wird. Endlich sind eine Anzahl von Privatlogis in freundlichster Weise offeriert.

Die speciellen Vorbereitungen für die einzelnen Sectionen ausser der pädagogischen sind, wie bemerkt, (abgesehen von der Einrichtung der Locale) den Sectionsvorständen überlassen geblieben, nämlich den Herren Professor Wüstenfeld für die orientalistische Section, Pro-

---

Für die pädagogische Section sind bereits Thesen angemeldet

vom Director Brock in Celle

1) betreffend das Privatstudium der Classe Prima,

2) betreffend den deutschen Unterricht in derselben Classe,

vom Conrector Lattmann in Göttingen

betreffend den griechischen Elementarunterricht.

Schliesslich ersuchen wir die Herren Adressaten, beikommendes Programm in Ihren Kreisen möglichst verbreiten, bzw. Ihren Lehrercollegien mittheilen zu wollen, mit dem Bemerken, dass uns eine baldgefällige Mittheilung, auf wie viele Theilnehmer wir von den einzelnen Collegien rechnen dürfen, sehr erwünscht sein würde.

Hannover, den 4. August 1864.

Das Präsidium

der 23. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.

H. L. Ahrens. *C. L. Grotefend.*

fessor Wieseler für die archäologische, Professor Wilhelm Müller und Professor Theodor Müller für die germanistisch-romanistische (sämmtlich in Göttingen). Es ist aber für diese Versammlung von Herrn Professor Buchbinder in Schulpforte nach vorgängiger Rücksprache mit dem Präsidium auch noch die Bildung einer mathematisch-naturwissenschaftlichen Abzweigung der pädagogischen Section vorbereitet, um über Fragen zu berathen, welche Stoff und Methode des mathemathisch-naturwissenschaftlichen Unterrichts betreffen, zu welchem Zwecke derselbe die Herren Fachgenossen durch Circularschreiben zu zahlreicher Betheiligung an der bevorstehenden Versammlung eingeladen hat.

Programm.

Montag, den 26. September.

7 Uhr Abends: Erste Begrüssung in den Sälen des Künstler-Vereins (Sophienstrasse Nr. 2).

Dienstag, den 27. September.

9 Uhr: Erste allgemeine Sitzung.

11 Uhr: Bildung der Sectionen.

4 Uhr: Festmahl im Odeon.

Mittwoch, den 28. September.

8—10 Uhr: Sectionssitzungen.

$10^1/_2$—1 Uhr: Zweite allgemeine Sitzung.

3 Uhr: Gemeinschaftliche Fahrt nach Herrenhausen; auf dem Rückwege Besichtigung der königlichen Antikensammlung im Schloss im Georgenpark.

7 Uhr: Festvorstellung im königlichen Hoftheater.

Donnerstag, den 29. September.

8—10 Uhr: Sectionssitzungen.

$10^1/_2$—1 Uhr: Dritte allgemeine Sitzung.

5 Uhr: Aufbruch vom Neuen Hause zu gemeinschaftlichem Spaziergang und Abendunterhaltung in der Eilenriede in Folge einer Einladung von Seiten des Magistrats und des Bürgervorstehercollegiums der königlichen Residenzstadt.

Freitag, den 30. September.

8—10 Uhr: Sectionssitzungen.

$10^1/_2$—$12^1/_2$ Uhr: Vierte allgemeine und Schluss-Sitzung.

$2^3/_4$ Uhr: Ausflug nach der Marienburg mittelst Extrazuges nach Nordstemmen.

Ausserdem werden die Säle des Künstler-Vereins jeden Abend den Mitgliedern zu geselligen Vereinigungen geöffnet sein.

II.

Ursprüngliche und revidierte Statuten

des Vereins deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten.

A. Nach der Göttinger Fassung vom 20. September 1837.

§ 1.

Die Unterzeichneten vereinigen sich zu einer philologischen Gesellschaft, welche zum Zwecke hat:

a) das Studium der Philologie in der Art zu befördern, dass es die Sprachen (Grammatik, Kritik, Metrik) und die Sachen (den in den schriftlichen und artistischen Denkmälern niedergelegten Inhalt) mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfasst,

b) die Methode des Unterrichts mehr und mehr bildend und fruchtbringend zu machen, sowie den doctrinellen Widerstreit der Systeme und Richtungen auf den verschiedenen Stufen des öffentlichen Unterrichts nach Möglichkeit auszugleichen,

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, sowie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren,

d) grössere philologische Unternehmungen, welche die vereinigten Kräfte oder die Hülfe einer grössern Anzahl in Anspruch nehmen, zu befördern.

§ 2.

Zu diesem Zwecke achten sie für nöthig:

a) sich gegenseitig durch Rath und Mittheilung nach Möglichkeit zu unterstützen,

b) in einem schon bestehenden oder neuzubegründenden philologischen Journale Anzeigen und Beurtheilungen neu erschienener Schriften und Abhandlungen in dem oben bezeichneten Sinne niederzulegen,

c) in ihren umfassenderen Arbeiten nach denselben Grundsätzen zu verfahren, und sie unter ihren Freunden nach Möglichkeit zu verbreiten,

d) sich an bestimmten Orten und in noch zu bestimmenden ein- oder zweijährigen Zeiträumen zu gegenseitigen Besprechungen und Mittheilungen zu vereinigen.

§ 3.

In jenen Versammlungen finden statt:

a) Mittheilungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie,

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung,

c) conversatorische Behandlung schwieriger Punkte im Gebiete der Philologie und der Methodik des Unterrichts,

d) zusammenhängende Vorträge, jedoch nur über Gegenstände, über welche die Gesellschaft die Ansicht eines ihrer Mitglieder zu hören im voraus beschlossen, oder welche der jeweilige Vorstand genehmigt hat,

e) Berathungen über den Ort, die Zeit und den Vorstand der nächsten Vereinigung und über die Punkte, welche in ihr etwa zur besondern Berathung gebracht werden sollten.

§ 4.

Ein jeder Philolog kann der Gesellschaft als Mitglied beitreten, welcher dem Staate, dem er angehört, die nöthige Gewähr seiner Kenntnisse und Gesinnungen dadurch gibt, dass er an Gymnasien oder Universitäten lehrt, oder gelehrt hat, oder in einem andern öffentlichen Amte steht.

Auch Schulmänner, welche die übrigen Zweige des höhern öffentlichen Unterrichts, als Mathematik, Physik, Geschichte und Geographie besorgen, sind eingeladen, an den Versammlungen Theil zu nehmen. Sie vertreten dort die von ihnen gelehrten Gegenstände.

Die Mitglieder des Vereins der Schulmänner des nördlichen Deutschlands sind eingeladen, sich auch dieser Vereinigung anzuschliessen.

§ 5.

Kein dem Vereine Beigetretener ist zu irgend einer Dauer seines Beitritts noch zu irgend einer Leistung für die Gesellschaft verpflichtet. Jede Theilnahme ist eine freiwillige.

§ 6.

Dem für den nächsten Zusammentritt bestimmten Vorstande liegt jedes Mal ob, für diesen Zusammentritt die Genehmigung derjenigen deutschen Regierung zu suchen, in deren Gebiete die Versammlung stattfinden soll.

§ 7.

Für die erste Zusammenkunft wird Nürnberg und der Michaelistag des Jahres 1838 bestimmt.[1])

1) Unterzeichnet waren diese Statuten von folgenden Männern, die also recht eigentlich als die Gründer des Vereins anzusehen sind: Dr. Fr. Thiersch, Mitglied des obersten Schul- und Kirchenraths des Königreichs Bayern (†) — F. Kohlrausch, Kön. Hannoverscher Ober-Schulrath — K. O. Müller, Hofrath und Professor in Göttingen (†) — K. Lachmann, ord. Professor der Philologie in Berlin (†) — Jacob Grimm, Hofrath und ord. Professor der Philologie in Göttingen (†) — M. H. E. Meier, ord. Professor der Philologie in Halle (†) — Ernst von Leutsch, ausserordentlicher Professor in Göttingen — Aug. Fr. Pott, ausserord. Professor zu Halle — Theodor Bergk zu Halle — Prof. Emperius zu Braunschweig (†) — F. Ranke, Gymnasial-Director zu Göttingen — F. G. Welcker, Professor in Bonn — F. W. Schneidewin, Professor in Göttingen (†) — Dr. Julius Cäsar, Privatdocent zu Marburg — Dr. Ahrens zu Ilfeld — Conrector Dr. Geffers zu Göttingen (†) — Dr. Aug. Bernh. Krische, Privatdocent in Göttingen (†) — Dr. Karl Grotefend zu Hannover — Dr. Theodor Benfey, Privatdocent zu Göttingen — Dr. Bode, Privatdocent zu Göttingen (†) — F. C. Dahlmann in Göttingen (†) — Wilhelm Grimm in Göttingen (†) — H. Ewald in Göttingen — Professor Dr. Ritschl zu Breslau — Hofrath Göttling zu Jena — Professor Dr. Rost zu Gotha (†) — Director Dr. Grotefend zu Hannover (†). — Also von 27 Männern nach Verlauf von etwas mehr als einem Vierteljahrhundert vierzehn gestorben. Möge es den überlebenden dreizehn beschieden sein, noch recht lange im Sinne der am 20. September 1837 von ihnen unterschriebenen Statuten zu wirken!

B. Nach der Berliner Fassung vom 3. October 1850.

§ 1.

Der Verein der deutschen Philologen, Schulmänner und Orientalisten hat den Zweck:

a) das Studium der Philologie in der Art zu fördern, dass es alle Theile derselben mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfasst;

b) die Methode des höhern Unterrichts mehr und mehr bildend zu machen;

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, so wie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren;

d) grössere philologische Unternehmungen, welche vereinigte Kräfte in Anspruch nehmen, zu befördern.

§ 2.

Zu diesem Zwecke versammelt sich derselbe jährlich einmal auf die Dauer von vier Tagen an einem vorher zu bestimmenden Orte.

§ 3.

In diesen Versammlungen finden statt:

a) Mittheilungen und Besprechungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie;

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung;

c) zusammenhängende Vorträge und Besprechungen theils über den Inhalt dieser Vorträge, theils über ausgewählte Fragen und Aufgaben, welche einige Monate vor der Versammlung durch das erwählte Präsidium derselben bekannt gemacht werden;

d) Bestimmung des Ortes und des Vorstandes der nächsten Versammlung.

§ 4.

Jeder Philologe und Schulmann, welcher durch bestandene Prüfungen, durch ein öffentliches Amt oder durch litterarische Leistungen dem Vereine die nöthige Gewähr gibt, ist zur Mitgliedschaft berechtigt.

§ 5.

Der Verein hält dreierlei Versammlungen: 1) allgemeine philologische und 2) Sectionsversammlungen *a*) für die Behandlung pädagogisch-didaktischer Gegenstände und *b*) Sectionsversammlungen der Orientalisten.

§ 6.

Dem Vereine steht ein Präsident und ein Vicepräsident vor (§ 3). Den Sectionsversammlungen bleibt die Wahl ihrer Vorstände überlassen.

§ 7.

Dem für die nächstjährige Versammlung bestimmten Vorstande liegt es ob, für diese Versammlung die Genehmigung derjenigen Regierung nachzusuchen, in deren Gebiete die Versammlung statt finden soll.

§ 8.

Zur Bestreitung der Büreaukosten wird von den jedesmaligen Theilnehmern an einer Versammlung ein entsprechender Beitrag erhoben.[1])

1) Dieser § 8 ist in der fünfzehnten Versammlung zu Hamburg 1855 hinzugefügt worden.

III.

Verzeichnis der Mitglieder.

1. Director Dr. H. L. Ahrens, Präsident der Versammlung.
2. Archivrath Dr. C. L. Grotefend, Vicepräsident.

Stadt Hannover.

Hannover: 3. Obergerichtsanwalt Albrecht.
4. Pastor Althaus jun.
5. Sprachlehrer Baum.
6. Redacteur zum Berge.
7. Rath Bodemann.
8. Advocat Bojunga.
9. Geheimer Regierungsrath Brüel.
10. Conrector Dr. Bruns.
11. Pastor Busch.
12. Amtsgerichtsassessor Busse.
13. Director Callin.
14. Collaborator Capelle.
15. Dr. Magnus Cohn.
16. Lehrer an der höheren Töchterschule Th. Colshorn.
17. Senator Culemann.
18. Dr. Davisson.
19. Oberlehrer Dr. Deichmann.
20. Director Dr. Dieckmann.
21. Collaborator Dörries.
22. Cand. th. Evers.
23. Oberlehrer Dr. Fehler.
24. Director der Blindenanstalt Flemming.
25. Finanzrath Flügge.
26. Pastor Flügge.
27. Oberjustizrath Francke.
28. Versicherungsbeamter Frank.
29. Dr. Frensdorff.
30. Pastor Freytag.
31. Collaborator Gelpke.
32. Theodor Gersting.
33. Architect Gersting.
34. Dr. Glackemeyer.
35. Sprachlehrer Graff.
36. Collaborator Grahn.
37. Pastor Grotefend.
38. Lehrer Günther.

Hannover: 39. Dr. Guthe.
40. Staatsminister Freiherr von Hammerstein Exc.
41. Obergerichtsanwalt Dr. von der Hellen.
42. Prem.-Lieutenant v. Heimburg.
43. Senator Hildebrand.
44. Senator Hornemann.
45. Amtsrichter Hoyer.
46. Stadtsecretär Hugenberg.
47. Dr. Jördens.
48. Stadtsecretär Jugler.
49. Dr. Kayserling.
50. Senator Klein.
51. Dr. Onno Klopp.
52. Generalschuldirector Dr. Kohlrausch.
53. Dr. Knoevenagel.
54. Hofmaler Kretschmer.
55. Rector Dr. R. Kühner.
56. Dr. Lambrecht.
57. Rector Lehners.
58. Oberjustizrath Leonhardt.
59. Staatsminister Lichtenberg Exc.
60. Amtmann von Linsingen.
61. Oberst von Linsingen.
62. Regierungsassessor Lohmann.
63. Staatsminister Oberhofmarschall Dr. von Malortie Exc.
64. Dr. Matthaei.
65. Senator Meissner.
66. Director Dr. Mertens.
67. Collaborator Mejer.
68. Dr. Adolf Meyer.
69. Redacteur Dr. A. Meyer.
70. Landrabbiner Dr. Meyer.
71. Turnlehrer Metz.
72. Commerzrath Mierzinsky.
73. Lieutenant Mierzinsky.

Hannover: 74. Dr. Morgenstern.
75. Oberlehrer Dr. Albert Müller.
76. Conservator Dr. Johannes Müller.
77. Dr. Nabert.
78. Director Dr. Nöldeke.
79. Dr. Oehlkers.
80. Dr. Oppenheim.
81. Finanzassessor Osann.
82. Oberstudienrath Pabst.
83. Studienrath Pabst.
84. Dr. Pfannenschmit.
85. Oberschulsecretär Peterssen.
86. Dr. von Quintus-Icilius.
87. Stadtdirector Rasch.
88. Regierungsrath Rautenberg.
89. Dr. Röbber.
90. Dr. Rogge.
91. Commerzrath Rümpler.
92. Bürgervorsteher Sahlfeld.
93. Schulrath Schmalfuss.
94. Hofrath Dr. Schneemann.
95. Redacteur Dr. Schulmann.
96. Cand. th. Schultz.
97. K. Schultz jun.
98. Gymnasiallehrer Schulze.
99. Buchhändler von Seefeld.
100. Oberschulinspector Dr. Seffer.
101. Dr. Steinmetz.
102. Dr. Sternheim.
103. Oberlehrer Dr. Stisser.
104. Lehrer Storme.
105. Amtsassessor Dr. Stüve.
106. Director Professor Dr. Tellkampf.
107. Dr. Tietz.
108. Dr. Walden.
109. Geheimer Regierungsrath v. Warnstedt.
110. Hofcapellmeister Wehner.
111. Obergerichtsdirector von Werlhof.
112. Conrector Dr. Wiedasch.
113. Lehrer Wienecke.
114. Dr. Wiener.
115. Professor Dr. Wittstein.
116. Redacteur Dr. Wolf.
117. Dr. Wuth.

Hannover.

Aurich: 118. Collaborator Aschenbach.
119. Collaborator Dr. Meyer.
120. Oberlehrer Dr. Tepe.
121. Seminarlehrer Zwitzers.
Beuchte: 122. Pastor Kühner.
Celle: 123. Director Brock.
Celle: 124. Conrector Dr. Ebeling.
125. Collaborator Ehrlenholtz.
126. Collaborator Haage.
127. Oberlehrer Dr. Heidelberg.
128. Conrector Helmes.
129. Oberlehrer Dr. Langreuter.
Clausthal: 130. Collaborator Dr. Firnhaber.
131. Professor Dr. Muhlert.
132. Oberlehrer Pertz.
133. Oberlehrer Schoof.
134. Collaborator Seebald.
135. Conrector Dr. Schuster.
136. Rector Zimmermann.
Eimbeck: 137. Collaborator Schlömer.
Emden: 138. Subrector Ditzen.
139. Oberlehrer Dr. Prestel.
140. Director Dr. Schweckendieck.
Göttingen: 141. Professor Dr. Benfey.
142. Dr. Berkenbusch.
143. Hofrath Professor Dr. Bertheau.
144. Dr. Bialloblotzky.
145. Cand. ph. Brandau.
146. Professor Dr. Curtius.
147. Professor Dr. Ewald.
148. Dr. Frensdorff.
149. Dr. Karl Gödeke.
150. Cand. ph. Grumme.
151. Rector Haage.
152. Collaborator Dr. Hentze.
153. Cand. ph. Hobbing.
154. Conrector Dr. Hummel.
155. Professor Dr. Krüger.
156. Conrector Dr. Lattmann.
157. Professor Dr. von Leutsch.
158. Collaborator Dr. Lüdecke.
159. Professor Dr. Leo Meyer.
160. Dr. Moller.
161. Dr. Carl Müller.
162. Conrector Heinr. D. Müller.
163. Professor Dr. Theodor Müller.
164. Professor Dr. Wilhelm Müller.
165. Oberlehrer Dr. Muhlert.
166. Hofrath Professor Dr. Sauppe.
167. Oberlehrer Dr. Gustav Schmidt.
168. Director Schöning.
169. Collaborator Schübeler.
170. Dr. ph. Seifart.
171. Professor Dr. Wieseler.
172. Professor Dr. Wüstenfeld.
173. Dr. Zernial.
Hameln: 174. Rector Theilkuhl.
Harburg: 175. Collaborator Bruno.
Hildesheim: 176. Director Bessell.

Hildesheim: 177. Director Brandt.
178. Cand. ph. Dieckmann.
179. Conrector Hachmeister.
180. Collaborator Meyer.
181. Subconrector Ruprecht.
182. Oberlehrer Dr. Schlüter.
183. Conrector Dr. Wieseler.
184. Rector Ziel.

Ilfeld: 185. Collaborator Gleue.
186. Conrector Hahmann.
187. Dr. Müller.
188. Conrector Dr. Varges.

Kirchrode: 189. Pastor Böttcher.

Leer: 190. Rector Ehrlenholtz.
191. Conrector Dr. Ritter.

Lingen: 192. Oberlehrer Dr. Franke.
193. Director Dr. Nöldeke.
194. Conrector Runge.

Lüneburg: 195. Conrector Dr. Kohlrausch.
196. Collaborator Rambke.

Meppen: 197. Oberlehrer Grauert.
198. Director Dr. Wilken.

Münden: 199. Lehrer Mauer.

Gross-Munzel: 200. Cand. ph. Ueltzen.

Nienburg: 201. Conrector Brauhardt.
202. Collaborator König.

Nordheim: 203. Conrector Gehrke.
204. Rector Vennigerholz.

Osnabrück: 205. Lehrer Armbrecht.
206. Director Dr. Höting.
207. Collaborator Meineking.
208. Rector Meyer.
209. Collaborator Stüve.
210. Collaborator Woltmann.

Otterndorf: 211. Collaborator van der Fecht.
212. Collaborator Sagebiel.
213. Rector Vollbrecht.

Stade: 214. Oberlehrer Dr. Brandt.
215. Rector Dr. Kiene.
216. Conrector Löber.

Stolzenau: 217. Dr. Zerbst.

Uslar: 218. Superintendent Meyer.

Verden: 219. Collaborator Auhagen.
220. Collaborator Gelshorn.
221. Conrector Dr. Gevers.
222. Rector Dr. Klippel.
223. Director Dr. Plass.
224. Collaborator Rodde.
225. Conrector Dr. Schambach.

Anhalt.

Bernburg: 226. Oberlehrer Dr. Suhle.

Dessau: 227. Professor Dr. Böttcher.
228. Oberlehrer Hosaeus.

Baden.

Heidelberg: 229. Professor Dr. Köchly.
230. Privatdocent Dr. Oncken.
231. Professor Dr. Stark.

Bayern.

Erlangen: 232. Professor Dr. von Hofmann.
233. Professor Dr. Lechner.

Braunschweig.

Braunschweig: 234. Professor Dr. Assmann.
235. Collaborator Drewes.
236. Oberlehrer Dr. Dürre.
237. Oberschulrath Dr. Krüger.
238. Dr. Röhr.
239. Collaborator Dr. Seltenreich.
240. Oberlehrer Spengler.
241. Dr. Steinmeyer.
242. Professor Werner.

Gandersheim: 243. Generalsuperintendent Stöter.

Helmstedt: 244. Director Cunze.
245. Collaborator Knittel.

Holzminden: 246. Director Dr. Dauber.
247. Cand. Dauber.
248. Oberlehrer Dr. Leidloff.
249. Dr. Schaumann.

Wolfenbüttel: 250. Abt Dr. Hille.
251. Oberlehrer Dr. Jeep.
252. Director Dr. Schütte.

Bremen.

Bremen: 253. Lehrer Ditzell.
254. Director Prof. Gravenhorst.
255. Professor Dr. Hertzberg.
256. Dr. Müller.
257. Dr. Pletzer.
258. Dr. Schäfer.
259. Dr. Torstrick.
260. Lehrer Wilkens.

Bremerhaven: 261. Director Dr. Hildebrand.

Bückeburg.

Bückeburg: 262. Mathematiker Berkenbusch.
263. Prorector Nöldeke.

Frankfurt.

Frankfurt: 264. Professor Dr. Creizenach.
265. Dr. Kohlrausch.
266. Director Dr. Paldamus.
267. Archivsecretär Dr. Roth.
268. Lehrer Ulbrich.

Hamburg.

Hamburg:
269. Hauptpastor Baur.
270. Dr. Bubendey.
271. Cand. Bülau.
272. Director Dr. Classen.
273. Dr. Isler.
274. Dr. Oppert.
275. Cand. ph. Pauli.
276. Professor Dr. Peterssen.
277. Cand. Rautenberg.
278. Professor Dr. Redslob.
279. Dr. Roepe.
280. Dr. Schrader.

Hessen-Cassel.

Cassel:
281. Gymnasiallehrer Casselmann.
282. Dr. Gross.
283. Dr. Ostermann.
284. Dr. Preime,
285. Dr. Schimmelpfeng.

Fulda:
286. Director Dr. Goebel.

Marburg:
287. Dr. Buchenau.
288. Professor Dr. Caesar.
289. Professor Dr. Dietrich.
290. Gymnasiallehrer Fürstenau.
291. Professor Dr. Henke.
292. Professor Dr. Lembcke.
293. Professor Dr. Ranke.
294. Dr. Schimmelpfeng.
295. Professor Dr. Schmidt.

Rinteln:
296. Director Riess.
297. Dr. Suchier.

Hessen-Darmstadt.

Darmstadt:
298. Dr. Bossler.

Giessen:
299. Professor Dr. Lange.

Lübeck.

Lübeck:
300. Oberlehrer Dr. Baumeister.
301. Oberlehrer Mollwo.

Mecklenburg-Schwerin.

Güstrow:
302. Dr. Förster.
303. Dr. Fritzsche.

Rostock:
304. Professor Dr. Bartsch.

Schwerin:
305. Dr. Meyer.

Wismar:
306. Dr. Schröring.

Mecklenburg-Strelitz.

Neu-Strelitz:
307. Schulrath Dr. Schmidt.

Nassau.

Hadamar:
308. Professor Lade.

Weilburg:
309. Professor Dr. Stoll.

Wiesbaden:
310. Geh. Regierungsrath Firnhaber.

Oesterreich.

Gratz:
311. Professor Dr. von Karajan.

Leitmeritz:
312. Gymnasiallehrer Petters.

Wien:
313. Dr. Aloys Müller.
314. Hofbibliothekar Müller.
315. Professor Mussafia.
316. Professor Dr. Pfeiffer.

Oldenburg.

Oldenburg:
317. Dr. Lübben.

Preussen.

Berlin:
318. Dr. Ascherson.
319. Oberlehrer Bertram.
320. Oberlehrer Crain.
321. Dr. Dinse.
322. Professor Foss.
323. Dr. Haecker.
324. Professor Herrig.
325. Buchhändler Höfer.
326. Dr. Hülsen.
327. Dr. Imelmann.
328. Schulrath Kiessling.
329. Dr. Mahn.
330. Dr. Martin.
331. Professor Dr. Piper.
332. Director Ranke.
333. Professor Richter.
334. Professor Dr. Seyffert.
335. Professor Dr. Steinthal.
336. Oberlehrer Dr. Schulz.
337. Professor Dr. Gustav Wolff.

Bielefeld:
338. Dr. Faber.
339. Dr. Grumme.

Bonn:
340. Dr. Klein.

Brandenburg:
341. Professor Bergmann.
342. Dr. Biermann.
343. Conrector Rohde.

Breslau:
344. Professor Dr. Bernays.
345. Professor Dr. Hertz.
346. Professor Dr. Levy.

Burg:
347. Director Dr. Frick.
348. Oberlehrer Haacke.
349. Professor Brohm.

Burgsteinfurt:
350. Prorector Heuermann.
351. Oberlehrer Schütz.

Cleve:
352. Director Probst.
353. Gymnasiallehrer Rothert.

Cöln:
354. Professor Düntzer.

Düren:
355. Dr. Voigt.

Eisleben:
356. Professor Gerhardt.
357. Professor Dr. Mönch.

Elberfeld:
358. Dr. Hollander.

Elberfeld: 359. Dr. Petri.
Frankfurt a/O.: 360. Gymnasiallehrer Kirchner.
361. Prorector Koch.
Gütersloh: 362. Dr. Muncke.
363. Oberlehrer Dr. Petermann.
364. Director Rumpel.
365. Gymnasiallehrer Zander.
Halle: 366. Professor Dr. Arnold.
367. Professor Dr. Conze.
368. Professor Dr. Gosche.
Hamm: 369. Oberlehrer Dr. Heraeus.
370. Dr. Reidt.
371. Director Wendt.
Herford: 372. Conrector Dr. Knoche.
373. Oberlehrer Dr. Märcker.
Magdeburg: 374. Dr. Brandt.
375. Dr. Gerland.
376. Director Dr. Holzapfel.
377. Dr. Ortmann.
378. Oberlehrer Paulsieck.
Minden: 379. Dr. Benndorf.
380. Director Gandtner.
381. Gymnasiallehrer Grosser.
382. Oberlehrer Haupt.
383. Cand. ph. Moller.
384. Oberlehrer Quapp.
385. Lehrer Weidelmann.
Mühlheim: 386. Prorector Dr. Andresen.
Münster: 387. Professor Rospatt.
388. Director Dr. Schultz.
389. Professor Winiewsky.
Neustettin: 390. Director Lehmann.
Posen: 391. Director Brennecke.
392. Oberlehrer Szafarkiewicz.
Potsdam: 393. Dr. Cauer.
394. Conrector Dr. Sorof.
Quedlinburg: 395. Gymnasiallehrer Bircker.
Saarbrück: 396. Gymnasiallehrer Krohn.
Salzwedel: 397. Dr. Steinhart.
Schulpforta: 398. Professor Dr. Buchbinder.
399. Professor Steinhardt.
Spandau: 400. Dr. R. Kühner.
Thorn: 401. Dr. Volkmann.
Wernigerode: 402. Dr. Ebeling.
403. Professor Förstemann.
Wittenberg: 404. Professor Bernhardt.
Zeitz: 405. Dr. Bech.

Sachsen (Königr.).

Dresden: 406. Professor Dr. Fleckeisen.
407. Professor Dr. Helbig.
408. Dr. Jancovius.
Leipzig: 409. Professor Dr. Brockhaus.
410. Rector Dr. Eckstein.
411. Professor Dr. Fleischer.
412. Professor Dr. Fritzsche.
413. Professor Dr. Fürst.
414. Gymnasiallehrer Hildebrand.
415. Professor Dr. Krehl.
416. Buchhändler Schmitt.
417. Realschuldirector Wagner.
Plauen: 418. Rector Dr. Dietsch.

Sachsen-Coburg-Gotha.

Gotha: 419. Professor Georges.

Sachsen-Weimar.

Eisenach: 420. Professor Koch.
421. Professor Dr. Rein.
Jena: 422. Privatdocent Dr. Gaedechens.
423. Lehrer Kohl.
424. H. Scheel.
425. Dr. Sostmann.
426. Professor Dr. Stoy.
Weimar: 427. Dr. Kius.
428. Bibliothekar Dr. Köhler.
429. Professor Weber.

Würtemberg.

Tübingen: 430. Professor Dr. Holland.

England.

Brighton: 431. Master of arts Cooper.
Cambridge: 432. Lector Bensly.
433. Fellow of trinity College Sidgwick.
London: 434. Master of arts Gowland.

Italien.

Mailand: 435. Dr. Giustani.
Rom: 436. Professor Dr. Brunn.

Niederlande.

Leyden: 437. Dr. Juynboll.

Russland.

Kuopio in Finnland: 438. Dr. Aschan.
Petersburg: 439. Cand. Scheumann.

Schweiz.

Basel: 440. Professor Dr. Gerlach.
441. Dr. Merian.
442. Professor Dr. Stähelin.
Zürich: 443. Professor Dr. Schrader.

Türkei.

Trapezunt: 444. Consul Dr. Blau.

IV.

Protocolle der allgemeinen Sitzungen.

Bis zum Beginn der Versammlung waren für die allgemeinen Sitzungen folgende Vorträge angemeldet:

1) Von Herrn Professor Piper in Berlin: Ueber die Einführung der monumentalen, insbesondere der christlich-monumentalen Studien in den Gymnasialunterricht.
2) Von Herrn Professor Gerlach in Basel: Ueber Tacitus' Germania mit Beziehung auf die neuesten darüber kund gewordenen Ansichten und Urtheile.
3) Von Herrn Professor Hertz in Breslau: Einleitende Worte zur Discussion über Horat. Serm. II, 6, 36 ff.
4) Von Herrn Privatdocenten Dr. Oncken in Heidelberg: Die Wiederbelebung der Griechischen Literatur in Italien.
5) Von Herrn Dr. Klopp in Hannover: Ueber Leibnitz als Stifter wissenschaftlicher Akademieen.
6) Von Herrn Professor Leo Meyer in Göttingen: Bemerkungen über den Einfluss der neuen Sprachwissenschaft auf die Beurtheilung der homerischen Sprache.
7) Von Herrn Professor Peterssen in Hamburg: Ueber den Ursprung der vorhandenen orphischen Hymnen.
8) Von Herrn Professor Conze in Halle: Die neuesten Entdeckungen bemalter griechischer Thongefässe.
9) Von Herrn Professor Fritzsche in Leipzig: Ueber die Idyllendichtung der Alten.

Ausserdem hatten sich noch die Herren Professoren Köchly in Heidelberg und Hassler in Ulm bereitwilligst zu Vorträgen erboten, ohne dass jedoch die Gegenstände derselben schon näher bezeichnet werden konnten.

Erste allgemeine Sitzung, Dienstag den 27. September.

Präsident: Director Dr. H. L. Ahrens.

Anfang 9 Uhr.

Eröffnung der Versammlung durch den Präsidenten Director Ahrens.

Hochgeehrte Versammlung! Als die vorigjährige Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner unser Hannover zum Orte der nächsten Zusammenkunft bestimmte und mich nebst meinem Freunde Grotefend mit dem ehrenvollen Amte des Präsidiums betraute, da

war ich, der ich persönlich gegenwärtig war, zwar nicht in der Lage über die Gesinnung unserer Regierung und unserer städtischen Behörden eine authentische Erklärung zu geben, weil eine vorgängige Anfrage nicht stattgefunden hatte, glaubte aber doch die zuversichtliche Hoffnung aussprechen zu dürfen, dass der Verein in Hannover allseitig willkommen sein werde. Diese Erwartung ist nicht getäuscht. S. Majestät unser allergnädigster König hat nicht allein geruht auf den Vortrag des Herrn Cultusministers die Abhaltung der Versammlung gnädigst zu gestatten, sondern auch durch weitere Beweise der huldreichsten Freundlichkeit unsern Verein zum tiefsten Danke verpflichtet. Die höchsten Regierungsbehörden unseres Landes haben die wohlwollendsten Gesinnungen in der ehrendsten und zuvorkommendsten Weise bethätigt, Magistrat und Bürgervorstehercollegium dieser Stadt, auch bei dieser Gelegenheit bewährend, dass sie den Werth der Wissenschaft und der höheren geistigen Bildung in vollem Maasse zu schätzen wissen, haben dem Vereine die herzlichste Gastfreundschaft entgegengetragen. Endlich haben auch noch andere Behörden nebst vielen Vereinen und Privatpersonen in mannigfaltiger Weise, worüber das Tageblatt des Vereines das nähere berichtet, die stärksten Ansprüche auf den Dank des Vereins erworben.

Wenn somit diese Versammlung hoffentlich finden wird, dass sie hinsichtlich des gewählten Ortes keinen Missgriff gemacht habe, so besorge ich doch sehr, dass die Bestimmung des Präsidiums, wenigstens was meine Person anbetrifft, durch den Verlauf nicht in gleichem Maasse dürfte gerechtfertigt werden, und bitte die geehrte Versammlung dringend mir die grösste Nachsicht und freundliche Unterstützung zu Theil werden zu lassen.

Indem ich nunmehr die 23. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner hiermit für eröffnet erkläre, glaube ich zunächst zur Vervollständigung des Bureaus schreiten zu müssen, und erlaube mir zu dem Zwecke der hochgeehrten Versammlung zu Secretären folgende Herren vorzuschlagen:

Hrn. Dr. Müller, Hrn. Dr. Steinmetz, beide vom hiesigen Lyceum,

ferner

Hrn. Dr. Schmidt vom Gymnasium zu Göttingen,

Hrn. Dr. Bossler vom Gymnasium zu Darmstadt.

(Nachdem diese Vorschläge von der Versammlung genehmigt waren und die Secretäre ihre Plätze eingenommen hatten, wurden auf Ersuchen des Präsidenten durch Hrn. Dr. Müller statutenmässig die ursprüngliche Stiftungsurkunde des Vereins und die gegenwärtig geltenden revidierten Statuten verlesen. Der Präsident fuhr fort:)

Gestatten Sie mir, hochgeehrte Herren, an die Göttinger Stiftungsurkunde noch einige Bemerkungen anzuknüpfen, wozu ich mich durch den Umstand aufgefordert fühle, dass diese Versammlung durch ihren Ort und noch mehr durch ihr Präsidium zu der Stiftung des Vereins in einer engeren Beziehung steht. Denn einerseits sind Sie jetzt in demselben deutschen Gebiete, in welchem bei Gelegenheit des Göttinger Universitätsjubiläums der Verein seinen Ursprung nahm, und dem von den 27 Stiftern nicht weniger als 16 angehörten; anderseits sind beide Mitglieder Ihres gegenwärtigen Präsidiums unter jenen Stiftern gewesen, was bis jetzt nur bei der im Jahre 1841 zu Bonn abgehaltenen Versammlung der Fall gewesen ist, als Welcker und Ritschl präsidierten, und was kaum noch ein drittes Mal eintreten dürfte. Denn in den 27 Jahren seit der Stiftung des Vereins sind nach dem natürlichen Gange der menschlichen Dinge schon viele der Stifter dahingeschieden, von den 27 unterzeichneten gerade die grössere Hälfte, und wir, die wir damals zu den jüngsten der Stifter gehörten,

müssen uns jetzt zu den Alten rechnen. Geschieden sind Koryphäen der Wissenschaft und Zierden des Schulstandes, deren Namen Sie alle nicht ohne verehrungsvolle Trauer gehört haben werden; geschieden sind auch solche, die mir persönlich sehr nahe standen, so dass ich ihres Verlustes nicht ohne tiefe Bewegung gedenken kann, zumal da sie durch Gottes Schickung in der Blüthe ihrer Jahre und aus der rüstigsten Wirksamkeit weggerafft wurden, ich meine insbesondere meinen unvergesslichen Lehrer K. O. Müller und meine theuren Freunde Emperius, Schneidewin, Geffers. Doch haveant piae animae. Lassen Sie mich von diesen schmerzlichen Erinnerungen zu einer erfreulichen Betrachtung übergehen, welche sich gleichfalls an die Stiftungsurkunde anknüpft.

Wir, mein Freund Grotefend und ich, die wir zu den Stiftern gehört haben, wenn auch als junge Anfänger nur mit untergeordneter Bedeutung, haben wol eine besondere Veranlassung und Berechtigung zu fragen: in wie weit sind bis jetzt die Zwecke erreicht worden, welche bei der Stiftung des Vereins vorschwebten? Ich will aber diese Frage nicht für alle jene Zwecke stellen und zu beantworten suchen und gerade nicht für diejenigen, welche in dem ersten Paragraphen der Stiftungsurkunde ausdrücklich aufgeführt sind. Aber keinem von Ihnen ist es wol unbekannt, wie man bei solchen Gelegenheiten sehr wesentliche Ziele und gerade solche, die zunächst ins Auge gefasst werden, auch wenn sie das Licht und die Polizei durchaus nicht zu scheuen brauchen, doch nicht selten gerathen findet gar nicht auszusprechen oder wenigstens einigermassen zu verschleiern, gerade weil man der Ueberzeugung ist, dass sie am sichersten erreicht werden, wenn sie nicht zum vollen Bewusstsein gebracht sind. Wir, die wir aus eigener Erfahrung die damaligen Zustände kennen, aus denen das Bedürfnis des Vereins hervorgieng, die wir nicht blos der stiftenden Versammlung beigewohnt haben, sondern auch verschiedenen engeren und weiteren Vereinigungen, die ihr zufällig oder halbabsichtlich vorbereitend vorangiengen, kurz die wir bei der Stiftung gleichsam hinter die Coulissen gesehen haben, wir können wissen, dass sie neben den im ersten Paragraphen aufgezählten Zwecken wesentlich noch einen andern verfolgte, der dort mit keiner Silbe angedeutet, aber dagegen für den Denkenden schon in der Benennung des Vereins klar genug ausgesprochen ist. Ein Verein deutscher Philologen und Schulmänner sollte es sein; darin liegt unverkennbar, dass er bestimmt war zwischen der philologischen Wissenschaft und der Schule, natürlich der höheren Schule, durch Vermittlung der beiderseitigen Vertreter eine enge Verbindung zu erhalten. Dieses Ziel aufs ernstlichste ins Auge zu fassen, dazu lag allerdings in den damaligen Verhältnissen dringende Veranlassung vor. Eine schon im vorigen Jahrhundert begonnene Bewegung, welche darauf ausgieng die höhere Schule von der Philologie, an deren Mutterbrüsten sie gesäugt war, zu emancipieren, ja ihr feindlich gegenüberzustellen, war in dem letzten Jahrzehent zu einer bedenklichen Stärke erwachsen. Ueberall erhoben sich Realschulen, von denen man erwartete, dass sie auf anderem Wege als die Gymnasien in kürzerer Zeit mindestens einen gleichen Grad höherer Geistesbildung geben würden, ja wol sogar meinte, dass sie allein auf der Höhe des Zeitgeistes ständen, während die Gymnasien in Wahrheit nur Reminiscenzen eines überwundenen Standpunctes und nur für gewisse Berufsfächer aus praktischen Gründen zeitweilig noch nicht zu entbehren seien. Ja selbst bei den Gymnasien machte sich eine Anschauung geltend, die ihre philologische Seite in den Hintergrund zu drängen suchte.

Eine Veranlassung und einigermassen eine Berechtigung für diese Tendenzen lag darin, dass die angewandte Philologie der Schulen um jene Zeit dem glänzenden Aufschwunge,

welchen die wissenschaftliche Philologie in den letzten Jahrzehnten genommen hatte, zu wenig gefolgt war. Es hatte noch an Zeit gefehlt, die neuen Errungenschaften für die Schule zu verwerthen. Den älteren Schulmännern, die ihre philologische Bildung einer früheren Periode der Wissenschaft verdankten, fehlte es leicht an Verständnis für den neuen Geist, den jüngeren an der praktischen Erfahrung und an der einflussreichen Stellung, um ihre Kenntnis fruchtbar zu machen. Die Männer der Wissenschaft aber waren viel zu sehr damit beschäftigt, diese durch ihre Forschungen weiter zu bilden, als dass sie daran hätten denken können, ihren Resultaten eine für die Schule brauchbare Gestalt zu geben; auch sahen sie zum Theil vom hohen Throne der Wissenschaft das niedere Gebiet der Schule zu tief unter sich. So kam es denn, dass, während die wissenschaftliche Philologie in ihren realen Zweigen, wie Alterthumskunde, Mythologie, Literaturgeschichte, Archäologie, statt des früheren Wustes trümmerhafter Notizen durch wohlorganisierte Darstellungen Geist und Leben der alten Völker zu lebendiger Anschauung brachte, während auch für die sprachliche Philologie die Begründung der historischen Sprachforschung durch Jacob Grimm, der Sprachvergleichung durch Bopp epochemachend gewesen waren, die Schule sich gegen diese Fortschritte der Wissenschaft nicht allein zurückhaltend verhielt, sondern sogar sich immer mehr in den engen Kreis der Grammatik eingrenzte, und zwar einer Grammatik, die von den neugefundenen Grundlagen tieferer Sprachkenntnis wenig Notiz nahm. Nicht als ob sie ganz in den alten Bahnen geblieben wäre; aber mit dem richtigen Gefühle, dass eine wissenschaftlichere Gestaltung nöthig sei, waren die Grammatiker der Schule einer anderen Richtung gefolgt, welche die Erscheinungen der Sprache nicht in der historischen Entwickelung ihres Organismus zu begreifen, sondern ihre entwickelten Gestaltungen mit philosophierendem Scharfsinne zu schematisieren suchte, und die Wissenschaftlichkeit nicht sowohl dem Inhalte als der Form der Grammatik zuwandte.

Wenn somit die Philologie der Schulen grossentheils entweder in altem Herkommen oder in Formalismus erstarrt war, so lag für solche, die das Sachverhältnis nicht näher kannten, der verwechselnde Irrthum nahe, als sei überhaupt die Philologie als wesentliche Grundlage allgemeiner höherer Geistesbildung so gut als todt und abgethan, während es nur des erfrischenden Hauches der verjüngten Wissenschaft bedurfte, um sie auch in der Schule zu neuem befruchtenden Leben zu erwecken und ihr den gebührenden Platz zu sichern.

Dahin zu streben und zu wirken war Niemand berufener als Friedrich Thiersch, der in der Wissenschaft hervorragend doch nie das wärmste Interesse für die Schule verloren hatte, welcher seine erste amtliche Wirksamkeit gewidmet gewesen war, der durch die erfolgreichste Thätigkeit für die Organisation des höheren Schulwesens es verdiente, wie in einer früheren Versammlung unseres Vereines ein beredter Mund es ausgesprochen hat, nicht blos als *praeceptor Bavariae*, sondern wie einst Melanchthon als *praeceptor Germaniae* zu gelten, der insbesondere schon immer der kräftigste Vorkämpfer des humanistischen Princips der höheren Bildung gewesen war. Und Göttingen, wo Matthias Gessner das erste philologische Seminar begründet hatte, um zwischen philologischer Wissenschaft und pädagogischer Praxis zu vermitteln, wo Thiersch selbst von diesem Seminare aus an dem dortigen Gymnasium gewirkt hatte, war gerade der Ort, wo er den mächtigsten Impuls fühlen konnte, sich ein neues grosses Verdienst um die Schule zu erwerben und ein für diese segensreiches Institut zu pflanzen. Und er fand hier einen empfänglichen Boden. Wie es bei den grössten für die menschliche Cultur fruchtbarsten Ideen der Fall zu sein pflegt, dass derselbe Gedanke,

dasselbe Verlangen gleichsam leise schlummernd in Vieler Geiste ruht und nur des Weckrufes von dem Einen bedarf, der zuerst zu hellerem Bewusstsein gekommen ist, und dessen Verdienst gerade darin besteht, dass er das Bedürfnis seiner Zeit verstanden hat und ihm den richtigen Ausdruck zu geben weiss — so auch hier. Ganz von selbst hatte sich ein Kreis jüngerer Philologen von Universitäten und Schulen her zusammen gefunden, und von diesem war wieder eine allgemeinere gesellige Zusammenkunft der in Göttingen anwesenden Philologen veranlasst, da trat bei dieser Thiersch in begeisternder Rede mit dem Vorschlage hervor, aus dieser improvisierten Vereinigung regelmässig wiederkehrende und in geeigneter Weise organisierte hervorgehen zu lassen, und dieser Vorschlag, mit stürmischem Beifall aufgenommen, weil er das Gefühl aller Herzen aussprach, fand dann in einer späteren Versammlung, die etwas kleiner war, weil manche schon hatten abreisen müssen, durch die Annahme der Stiftungsstatuten seine Ausführung.

Man sieht, es handelte sich zunächst nur um eine Vereinigung von Philologen, aber von Philologen der Universität und der Schule, der Wissenschaft und der Praxis, und auch von einem Vereine dieses beschränkteren Umfanges konnte man sich sehr wesentliche Vortheile versprechen. Aber schon die constituierende Versammlung erweiterte den Kreis theils durch die gewählte Benennung „Verein deutscher Philologen und Schulmänner," theils noch deutlicher dadurch, dass in §. 4. der Statuten auch diejenigen Schulmänner, welche die übrigen Zweige des höheren öffentlichen Unterrichts besorgen, als Mathemathik, Physik, Geschichte und Geographie, ausdrücklich zum Anschlusse an den Verein eingeladen wurden. Durch diese weise Ausdehnung wurde vorgebaut, dass nicht ein ausschliesslich aus Philologen bestehender Verein zu vorherrschend nur die Wissenschaft ins Auge fasse; ferner dass er nicht dazu wirke, die philologischen Schulmänner von ihren nichtphilologischen Collegen schärfer zu sondern und den organischen Zusammenhang des philologischen und nicht-philologischen Unterrichtes zu stören; endlich dass er nicht die Kluft zwischen Gymnasium und Realschule erweitere, sondern vielmehr eine Brücke schlage, um freundlichen Verkehr zu heilsamem Handinhandgehen zu vermitteln. Die letzte wohlmeinende Intention blieb längere Zeit unerreicht, weil die Lehrer der Realschulen, obwohl von unserem Vereine ihre Berechtigung zur Mitgliedschaft wiederholt aufs ausdrücklichste anerkannt war, doch die dargebotene Hand nicht annahmen, sondern in einer spröden Zurückhaltung beharrten, ja sogar in gesonderten Versammlungen eine gegensätzliche Stellung einnahmen. Erst nach dem Erlöschen dieses Sonderbundes haben sie sich mehr und mehr unserem Vereine zugewandt, wie wir denn auch dieses Mal nicht wenige Vertreter dieser Richtung mit aufrichtiger Freude in unserer Mitte sehen, wahrscheinlich zahlreicher als je zuvor, weil die in Aussicht genommene Bildung einer mathematisch-naturwissenschaftlichen Abzweigung der pädagogischen Section gerade eine Klasse von Lehrern zu dieser Versammlung gelockt hat, welche an den Realschulen eine besondere Bedeutung hat, aber früher in unserem Vereine zu wenig ihre Rechnung zu finden glaubte. Es ist ein eigenthümliches Zusammentreffen, dass grade dasselbe Hannover, wo, wenn ich nicht sehr irre, die letzte Sonderversammlung der Reallehrer stattfand, jetzt zuerst sich ihres unzweideutigen und nicht mehr vereinzelten Anschlusses an unsern Verein erfreuen kann.

Doch kehren wir zu der Stiftung desselben zurück. Philologen und Schulmänner, das sollten also die beiden Bestandtheile des Vereines sein. Aber wie unter dem Ausdrucke „Schulmänner" zwar nur diejenigen gemeint waren, welche mit dem höheren Unterrichte in Beziehung stehen, aber diese auch im weitesten Sinne, in demjenigen Sinne, wel-

chen auch unter der Zahl der Stifter der Name Kohlrausch, der würdigste Repräsentant des gesammten höheren Schulwesens kräftigst verbürgte — so sollte auch die Bezeichnung „Philologen“ im umfassendsten Sinne gelten, nicht etwa blos von den Jüngern der klassischen Philologie. Das war freilich in den Statuten höchstens leise angedeutet, aber desto klarer unter denselben schon durch die Namen Jacob Grimm und Wilhelm Grimm ausgesprochen. Wer hätte daran denken können, dass von einem Vereine, dem diese Dioskuren angehörten, deutsche und überhaupt neuere Philologie ausgeschlossen sein sollte? Auch die sprachvergleichende Philologie hatte durch die Stifternamen Pott und Benfey ein Anrecht gewonnen, und nicht minder die eigentliche orientalistische durch die Unterzeichnung ihres würdigen Vertreters Heinrich Ewald. Jedoch constituierten sich die Orientalisten etwas später in einem etwas loseren Verhältnis zum Vereine, welches auch durch ihre besondere Aufführung in dem Namen des Vereins angedeutet wurde, bis sie in neuester Zeit mit Recht vorgezogen haben, sich unter die Philologen des alten Namens zu subsumieren.

Aber wenn die ursprüngliche und jetzt wiederhergestellte Benennung des Vereines anscheinend zwei Hauptklassen der Mitglieder anerkennt, Philologen und Schulmänner, so ist es doch klar, dass bei einer grossen Anzahl von Theilnehmern beide Eigenschaften zusammentreffen, und dass also in Wahrheit drei Hauptarten der Mitglieder zu unterscheiden sind:

1) Philologen, die keine Schulmänner sind, also besonders die der Universität Angehörigen;
2) philologische Schulmänner;
3) nichtphilologische Schulmänner.

Wie sehr nun unsere Versammlungen geeignet sind, den oben bezeichneten Zweck zu fördern, nämlich die Erhaltung der engsten Verbindung zwischen der philologischen Wissenschaft und der höheren Schule, das liegt besonders hinsichtlich der zweiten Klasse am Tage. Die philologisch gebildeten Schulmänner, welche nach ihren Universitätsjahren durch die Art ihrer Berufsgeschäfte, und durch den Mangel an Zeit, Hülfsmitteln und Anregung nur zu oft von der weiteren Beschäftigung mit der Wissenschaft und ihren Fortschritten abgezogen werden, erhalten hier nicht allein durch die Vorträge und Discussionen der öffentlichen Versammlungen, sondern fast noch mehr in dem zwanglosen geselligen Verkehre mit Männern der Wissenschaft belebende und befruchtende Einwirkungen, welche in ihnen die Liebe zur Wissenschaft nicht erkalten lassen oder aufs neue anfachen. Ich denke, es wird schon manchem so gegangen sein wie mir selbst, der ich durch die Praxis der Schule und des Lebens den wissenschaftlichen philologischen Studien ziemlich entfremdet war, als ich bei jener Gelegenheit der Göttinger Jubelfeier durch den Verkehr einerseits mit lieben Studiengenossen, welche der Wissenschaft treuer geblieben waren, anderseits mit hervorragenden Grössen unserer Wissenschaft mit neuem Eifer für diese erfüllt wurde, hoffentlich nicht ohne einigen Gewinn theils für die Wissenschaft, theils für die Schule. Nicht als ob ich es gerade für nothwendig oder heilsam hielte, dass jeder philologische Lehrer zu schriftstellerischer Thätigkeit angeregt werde; aber ich verlange, wenigstens wenn er in obern Klassen wirken will, dass er sich nicht für alle Zeit mit demjenigen wissenschaftlichen Standpunkte begnüge, den er auf der Universität gewonnen hat; denn dieser wird nicht allein ein unselbständiger, sondern sehr bald auch ein veralteter sein. Ich verlange, dass er sich einen Ueberblick über das Ganze der Wissenschaft in ihrer fortgehenden Entwicklung erhalte und wenigstens einem und dem andern Theile ihres weiten Gebietes eine selbstden-

kende wissenschaftliche Thätigkeit zuwende; denn viel geistbildender wird immer derjenige lehren, welcher nicht blos eingelerntes reproduciert, sondern selbstgedachtes und wahrhaft eigenes mitzutheilen hat. Gewinnt aber durch die Anregung unserer Versammlungen nicht blos die Wissenschaftlichkeit der Schulmänner, sondern auch die Wissenschaft selbst, nun um so besser.

Und einigen nicht verächtlichen Gewinn wird diese auch insofern erhalten, als auch die Männer der Wissenschaft, die hochgelehrten Universitätsphilologen, bei den für wissenschaftliche Studien weniger begünstigten Schulmännern doch manchen in liebevoller Beschäftigung mit dem Alterthume concipierten glücklichen Gedanken entdecken werden, den sie selbst vollständiger für die Wissenschaft zu verwerthen im Stande sind. Aber noch mehr Werth lege ich darauf, dass sie, die doch auch die praktischen Aufgaben haben, die künftigen philologischen Lehrer zu bilden und zu prüfen, hier Gelegenheit finden, gar manches zu erfahren, worauf es für diese besonders ankommt. Es ist sehr zu wünschen, dass die Herren Universitätslehrer, wie das auch vielfach geschehen ist, sich recht fleissig an den Verhandlungen der pädagogischen Section betheiligen.

Die nichtphilologischen Schulmänner sind gegen ihre philologischen Collegen ungünstiger gestellt, weil sie hauptsächlich nur in der pädagogischen Section ihre Rechnung finden, nicht aber in wissenschaftlicher Beziehung gleiche Vortheile wie jene erwarten können. In ihrem Interesse könnte es wünschenswerth erscheinen, dass auch für die nicht philologischen Schulfächer die Repräsentanten der reinen Wissenschaft sich dem Vereine anschlössen. Dann würde auch die hochwichtige, aber bis jetzt nicht genügend gelöste Frage über die richtige Grenze zwischen dem Unterrichte der Schule und der Universität einer fruchtreichen Discussion unterzogen werden können, welche nicht, wie es in früheren Verhandlungen der pädagogischen Section der Fall gewesen ist, fast nur auf dem Standpunkte der Schule fusste.

Aber anderseits darf man an eine solche Erweiterung der statutenmässigen Grenzen unseres Vereins kaum ernstlich denken. Sie würde die Gefahr mit sich führen, dass seine Thätigkeit sich in eine nebelhafte Allgemeinheit verflüchtigte und in dem Streben zu viel zu umfassen, in Wahrheit nach keiner Richtung hin etwas nachhaltiges erzielte. Bleiben wir bei der ursprünglichen weisen Grenzbestimmung, welche den Umfang des Vereines weit genug gezogen hat, um innerhalb desselben mehr und mehr neue Arbeitsgebiete zu finden, aber ein Hinausgehen über jene Grenzen ohne Gefährdung des innern Organismus nicht duldet. Ich möchte unseren Verein mit einer Ellipse vergleichen, deren beide Brennpunkte Philologie und höhere Schule sind, und muss dann wol, schon aus schuldigem Respecte vor der Wissenschaft, in dem ersteren die leuchtende Sonne suchen, um welchen sich der Verein dreht. Aber freilich die Herren Mathematiker, welche gerade unsere gegenwärtige Versammlung durch zahlreichere Anwesenheit erfreuen, dürften an jenem Vergleiche in formeller und materieller Hinsicht auszusetzen haben, und ich muss es ihnen überlassen allenfalls eine Figur zu construieren, welche die wahren Verhältnisse unseres Vereines richtiger darstellt.

Doch ich wollte die Frage zu beantworten suchen, ob unser Verein seine Aufgabe, eine innige Gemeinschaft zwischen der Philologie und der Schule zu erhalten und zu befestigen, auch wirklich gelöst habe. Was bisher gesagt ist, kann wol glaublich machen, dass für diesen Zweck ein Erfolg versprechendes Mittel gewählt war; aber wie bei einem schweren Krankheitsfalle nichts sicherer als die nachfolgende Besserung und Genesung davon überzeugt, dass der Arzt wirklich die rechte Arznei gewählt habe, kräftig genug um den Krankheitsstoff aus-

zutreiben und alle entgegenwirkenden Einflüsse zu überwinden, so kommt es auch für meine Frage darauf an, ob der Krankheitszustand, welcher um die Zeit der Stiftung des Vereines in dem Verhältnis zwischen Philologie und Schule herrschte und ihre Verbindung, gleichsam wie die von Seele und Leib, zu zerreissen drohte, auch wirklich gehoben sei. Ist dies der Fall, so mag immerhin einer und der andere meinen, „nicht der Verein hat es gethan, sondern die Natur hat sich selbst geholfen"; aber das natürliche, unbefangene Urtheil wird immer sein, dass das von einem denkenden Arzte zum Zwecke der Heilung angewandte Mittel an der hinterher eingetretenen Besserung den wesentlichsten Antheil habe, und zwar gerade durch die Beförderung einer heilsamen Reaction.

Reaction ist auf politischem Gebiete gegenwärtig ein verfehmter Begriff; aber im medicinischen Sinne bezeichnet der Ausdruck eine Anstrengung der Natur, um das verlorne Gleichgewicht der Gesundheit wieder zu gewinnen, und auf die Hervorrufung und Unterstützung einer solchen Reaction richtet der umsichtige Arzt besonders sein Augenmerk. Eine Reaction in diesem guten Sinne ist nun seit der Zeit der Begründung des Vereines eingetreten, freilich nicht plötzlich und nicht unmittelbar nach jener Stiftung jedem Auge erkennbar, sondern vielmehr erst, nachdem eine Zeitlang das Uebel anscheinend noch gewachsen war. Aber es wäre ein Fehlschluss, wenn man deswegen behaupten wollte, dass die Reaction viel jünger sei, und dass der Verein keinen anregenden und fördernden Einfluss auf dieselbe geübt habe. Denn während sie im Innersten gegen die Wurzeln der Krankheit ankämpfend mehr und mehr Kräfte gewann, konnte sie noch lange dem gewöhnlichen Auge verborgen sein, zumal wenn gleichzeitig die Krankheit, wie es wohl geschieht, obgleich innerlich schon gebrochen, doch mit dem letzten Aufflackern ihrer Kraft in ihren äusseren Symptomen eher siegreich erschien. Aber gegenwärtig kann niemand mehr den gewaltigen Umschwung verkennen.

Geschwunden, ja fast verschwunden ist die Ueberschätzung der Realschulen gegenüber den Gymnasien, die gerade den einsichtigsten Lehrern und Freunden jener Anstalten selbst sehr bedenklich sein musste, weil sie Ansprüche machte und erregte, die selbst bei überspannender Anstrengung nicht befriedigt werden konnten. Immer mehr hat sich die Ueberzeugung Bahn gebrochen, dass die Realschulen, mögen sie selbständig dastehen oder, wie es in diesem Lande meistens der Fall ist, als Zweige der Gymnasien organisiert sein, allerdings für diejenigen, welche bei dem Bedürfnisse einer höheren Schulbildung doch durch die Verhältnisse ihrer künftigen Berufe gehindert werden, diese auf dem eigentlichen Gymnasium zu suchen, sehr werthvolle Institute sind, aber die eigenthümlichen Vortheile der humanistischen Gymnasialbildung nicht in vollem Masse aufzuwiegen vermögen. Mehr und mehr haben die Realschulen dahin gestrebt, durch ernstliche Pflege des lateinischen Unterrichtes den Gymnasien ähnlicher zu werden und auch in dem neusprachlichen Unterrichte auf dem Boden wissenschaftlicher Philologie zu fussen. Kaum dürfte es noch Anstalten der Art geben, wo nicht bei den Lehrern eine gründliche Gymnasialbildung gewünscht würde. Endlich das klarste Merkmal der richtigeren Stellung, welche die Realschulen sich selbst zum Heile gegen die Gymnasien und die Philologie eingenommen haben, liegt darin, dass ihre Lehrer die frühere abgesonderte Haltung aufgebend mehr und mehr unseren Versammlungen zugetreten sind.

Nicht minder sind an den Gymnasien die übertriebenen Ansprüche, welche die nicht philologischen Unterrichtsfächer machten, stark wieder zurückgedrängt, und die Herrschaft des philologischen Elementes ist befestigt.

Es hängt aber diese erhöhte Achtung der Schulphilologie gewiss damit zusammen, dass diese in den letzten Jahrzehnten den Fortschritten der Wissenschaft rasch und glücklich gefolgt ist. Hochangesehene Gelehrte der Universitäten und gründlich gebildete Schulmänner haben gewetteifert, die Resultate der wissenschaftlichen Forschung auch für die Schule zu verwerthen. Wie viel besser z. B. als die älteren Schulausgaben der klassischen Schriftsteller sind die jetzt herrschenden (ich will nur den Sophokles meines verewigten Freundes Schneidewin namentlich erwähnen) geeignet in ein gründliches, lebendiges und liebevolles Verständnis einzuführen! Wie mächtig sind die Errungenschaften der historischen und vergleichenden Sprachforschung auch in die Schulgrammatiken eingedrungen, zugleich mit den besten Stützen für die elementarsten Zwecke, weil auch dem Geiste des Knaben der natürliche Organismus der Sprachen fassbarer ist als ungeordneter Gedächtniswust oder künstlich ersonnene Systeme.

Aber wie die Schule wieder in ein innigeres Verhältnis zur Wissenschaft getreten ist, so hat auch, wenn ich nicht irre, etwa seit der Stiftung unseres Vereines, die Philologie der Universität ihren rein wissenschaftlichen Bestrebungen auch eine grössere Sorge für die pädagogischen Zwecke zugefügt. Während man sich vorher wenig oder gar nicht darum kümmerte, wie die Jünger der Philologie es anfangen sollten, das Gold der Wissenschaft für den Gebrauch der Schule in kleine Münze umzusetzen, haben sich seitdem den philologischen Seminarien, die im Laufe der Zeit immer mehr einen rein wissenschaftlichen Charakter angenommen hatten, die pädagogischen angeschlossen, welche zwischen der Wissenschaft und der Schule eine Brücke bilden. Während früher grade solche Zweige der Philologie, welche für den Schulmann von besonderer Wichtigkeit sind, oft stark in den Hintergrund traten, wie denn zu meiner Zeit Göttingen durchaus keine öffentliche Gelegenheit bot, sich in lateinischer Grammatik und Stilistik weiter zu bilden, wird in neueren Zeiten auch diesen Fächern allgemeiner die nöthige Aufmerksamkeit zugewandt.

Ich begnüge mich mit diesen wenigen und kurzen Andeutungen, um darauf hinzuweisen, wie seit der Begründung unseres Vereines einerseits das Verhältnis zwischen Philologie und Schule ein innigeres geworden und anderseits das Ansehen der Philologie in der Schule gestiegen ist. Wenn nun allerdings der Schluss „*post hoc, ergo propter hoc*“ ein trügerischer ist, so hat es doch gewiss einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit, dass Wirkungen, welche von einsichtigen Männern durch ein Institut bezweckt sind, wenn sie hinterher wirklich eintreten, von diesem Institute nicht unabhängig sind, und ich glaube mit einiger Zuversicht behaupten zu dürfen, dass die Herstellung des gesunden Verhältnisses zwischen Philologie und Schule, wenn auch nicht ausschliesslich, doch in nicht geringem Masse unserem Vereine verdankt wird, vielleicht gerade am meisten, weil er ohne alle ostensiblen Anstrengungen für den Zweck gewirkt hat.

Gesundheit wird aber nur dann wiedergewonnen, wenn die Reaction nicht in massloser Ueberstürzung das Gleichgewicht nach der andern Seite hin aufhebt, und ich glaube, dass der Verein auch in dieser Beziehung heilsam gewirkt hat und wirken wird. Von Anfang an hat er fortwährend, wie die Statuten und der Inhalt der Verhandlungen bezeugen, für eine geachtete Stellung der nicht philologischen Unterrichtsfächer an den Gymnasien gestrebt; nicht minder hat er stets die volle Berechtigung der Realschulen in ihrem Gebiete anerkannt, hat ihre Interessen in den Kreis seiner Thätigkeit gezogen und ihre Lehrer gern in seiner

Mitte gesehen. Seinem Geiste entspricht vollkommen das gesunde Verhältnis zwischen Gymnasium und Realschule, wie es gegenwärtig meistentheils zu herrschen scheint und wie gerade diese Stadt es in besonderem Masse darbietet. Meine Herren! das grossartige Gebäude, welches der Versammlung für alle ihre Zwecke den überflüssigsten Raum geboten hat, umfasst in engster Nachbarschaft Lyceum und höhere Bürgerschule, d. i. Gymnasium und Realschule; dieser stattliche Raum, in dem wir jetzt weilen, ist beiden gemeinschaftlich. Aber diese nahe Berührung ist nicht, wie es wohl geschieht, eine Quelle von feindlichen Reibungen. Mögen auch die Schüler beider Anstalten, wenn der Schnee zu verlockend winkt, mit den weissen Geschossen homerische oder Nibelungen-Kämpfe reproducieren, so hat doch der Streit nicht mehr Ernst und Bitterkeit als etwa bei ähnlichen Kämpfen zwischen Klassen derselben Schule, und beim Turnen sind sogar die beiderseitigen Schüler in bester Einigkeit durch einander gemischt. Nicht weniger friedlich ist das Verhältnis der Lehrer und insbesondere fühle ich selbst mich mit meinem Collegen von der h. Bürgerschule, meinem geehrten Freunde Hrn. Prof. Tellkampf, in achtungsvollem Vertrauen und seltener Uebereinstimmung über die wichtigsten pädagogischen Fragen innig verbunden.

Wenn aber unsere gegenwärtige Versammlung zugleich auf dem Gebiete des Gymnasiums und der Realschule tagt, wo beide im freundlichsten Vernehmen neben einander hausen, so darf dies für eine Vorbedeutung gelten, dass gerade diese Versammlung beiden Arten der höheren Schule ein warmes Interesse weihen wird, und dass die Vertreter beider Richtungen in ihr sich mit Freuden gegenseitig als Mitarbeiter an dem schönen Werke wahrhaft humaner Jugendbildung anerkennen und schätzen werden. Dazu und zu allem andern Guten, was diese Versammlung in Anschluss an ihre Vorgängerinnen und gemäss der Bestimmung des Vereines für die wissenschaftliche Philologie in allen ihren Zweigen und für die höhere Schule wirken wird, möge Gott seinen gnädigen Segen geben!

General-Schuldirector Kohlrausch:

Ich kann Ihnen (dem Präsidenten) im Namen unseres Cultusministeriums und des Oberschulcollegiums ein Beglückwünschungsschreiben dieser königl. Behörden überreichen und die Bitte daran knüpfen, es doch der geehrten Versammlung mittheilen zu wollen.

Zugleich fühle ich mich aber gedrungen, dieser hochverehrten Versammlung ein persönliches Willkommen zuzurufen. Ich gründe meinen Beruf dazu auf den Umstand, dass ich von den noch lebenden Gründern unseres Vereines ohne Zweifel der älteste bin. Als ich vor 27 Jahren mit verehrten Freunden, wie Thiersch, Ottfried Müller, Jacob und Wilhelm Grimm, Director Grotefend, Director Ranke, Gelegenheit hatte, an der Berathung und Stiftung eines Vereines deutscher Philologen und Schulmänner theilzunehmen und selbst dazu beizutragen, dass er ins Leben gerufen wurde, da konnte ich unmöglich darauf rechnen, eine so lange Reihe von Jahren hindurch den Fortschritt und die Wirksamkeit dieses schönen Vereines mit steigender Theilnahme zu verfolgen — ebensowenig, dass ich heute an diesem Tage in meiner zweiten Vaterstadt das Glück haben könnte, eine so ehrwürdige Versammlung persönlich zu begrüssen. Ich bitte und wünsche, dass die hochverehrte Versammlung dieses mein persönliches Willkommen mit freundlichem Wohlwollen aufnehmen möge. (Die Versammlung erhebt sich.)

Stadtdirector Rasch:

Meine Herren! Ich habe nicht für meine Person zu sprechen, wie mein geehrter Vorredner, ich erfülle einen ehrenvollen Auftrag, indem ich Sie im Namen des Magistrats und

Bürgervorsteher-Collegiums, ja ich darf sagen, im Namen der ganzen Bürgerschaft der königl. Residenzstadt Hannover herzlich, freudig willkommen heisse.

Meine Herren! Die Wiege Ihres Vereins steht im Königreich Hannover. Als die Georgia Augusta ihr hundertjähriges Jubelfest feierte, wurde in dankbarer Erinnerung an die Verdienste, welche sich im Laufe eines Jahrhunderts diese Universität um das Studium der Philologie erworben hatte, von den hervorragendsten Jüngern dieser hehren Wissenschaft der Verein gegründet, der sich die Förderung der edelsten Humanität zur Aufgabe gestellt hat. Der Verein ist im Verlaufe von 27 Jahren zur vollen Manneskraft erwachsen und jetzt begrüsst die Hauptstadt des Landes mit grosser Freude den Verein, der unserer Hauptstadt der Intelligenz seine Entstehung verdankt.

Die Freude in unserer Stadt ist aber um so grösser, weil sich von dem Zeitpunkt, von welchem der Verein der deutschen Philologen und Schulmänner datiert, auch der Aufschwung herschreibt, den hier das Schulwesen genommen hat, weil ich Zeugnis darüber ablegen darf, dass die Bürgerschaft der Stadt Hannover sich im Einklang weiss mit den Zielen, denen dieser Verein zustrebt; weil die Bürgerschaft die Männer der Wissenschaft ehrt und achtet, die mit ernstem Studium, mit treuer Lehre in Schrift und Wort das ganze deutsche Volk zum Lichte und dadurch zur Freiheit und zum Glück führen wollen.

Meine Herren! Ich habe schliesslich noch zu bitten, dass Sie einer Einladung der Stadt zu einer frugalen Collation in unserer schönen Eilenriede auf der List am nächsten Donnerstage mit dem heitern Frohsinn Folge leisten wollen, der sich constant als eine der schönsten Früchte des Studiums der Philologie zu entwickeln pflegt!

Secretär Dr. Müller verliest die Mitgliederliste, dann der Präsident das nachfolgende Schreiben des Oberschulcollegiums.

„Das Oberschulcollegium kann es sich nicht versagen, die erste Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, welche unsere Stadt zu ihrer Zusammenkunft gewählt hat, mit einem herzlichen Willkommen zu begrüssen, welcher ein Ausdruck des hohen Werthes sein möge, den wir auf Ihren Verein legen. Zugleich gereicht es uns zur besonderen Freude, dass wir von unserer vorgesetzten Behörde, dem hohen Cultusministerium, den Auftrag erhalten haben, auch im Namen dieser, der gründlichen und zugleich praktisch wirksamen Wissenschaft mit Liebe zugethanen Behörde den gleichen Willkommen und die gleiche Anerkennung des Werthes Ihrer Bestrebungen auszusprechen."

„Es ist nicht nur der Gewinn, den die Wissenschaft selbst aus Ihrer Vereinigung ziehen kann, welcher dabei in Anschlag kommt, sondern recht wesentlich auch das Zeugnis, welches durch das Dasein des Vereins überhaupt abgelegt wird, dass wir von der Grundlage und dem historischen Zusammenhange unserer höheren Bildung mit dem klassischen Alterthume nicht ablassen wollen, ein Zeugnis, durch welches der Verein gerade in unserer Zeit seinen besonderen Werth erhält. Indem die materielle Richtung eine solche Kraft und Ausdehnung gewonnen hat, wie es gegenwärtig der Fall ist, indem daneben Zwiespalt und Hader aller Art, Unzufriedenheit und Unruhe und eine, alles Alte und Bestehende anfechtende Neuerungssucht immer mehr Herrschaft gewinnen, ist es in der Ordnung, dass auch die ererbte Grundlage unserer höheren Bildung, das Studium des klassischen Alterthums, besonders in seinem Vorherrschen auf unseren gelehrten Schulen, seine Gegner findet, und zwar recht feindliche Gegner, welche den Regierungen zumuthen, der klassischen Bildung die Wurzel abzuschnei-

den, indem den Gymnasien anstatt der pedantischen Verfassung, wie sie dieselbe benennen, eine freiere, dem Bedürfnisse der Zeit entsprechendere gegeben werde."

„Wenn wir diese Seite der Sache hervorheben, so wird die verehrliche Versammlung dieses, als unserer Stellung als Schulbehörde angemessen, natürlich finden. Wir verhehlen es nicht, dass wir, — nicht etwa unserer Regierung gegenüber, von deren Achtung und Liebe für klassische Bildung wir die redendsten Beweise haben, — sondern im Allgemeinen nicht ohne Sorge jene Richtung der Zeit Raum gewinnen sehen, und um so mehr, wir wiederholen es, begrüssen wir die Bestrebungen des verehrlichen Vereins mit aufrichtiger Freude. Und so bitten wir auch um die Erlaubnis, noch einige Worte zu den zahlreich hier versammelten praktischen Schulmännern reden zu dürfen."

„Es trägt nicht wenig dazu bei, den Gegnern der klassischen Richtung unserer Gymnasien Waffen in die Hand zu geben, dass leider eine nicht geringe Zahl von Studierenden in ihrer akademischen Zeit nicht nur die Beschäftigung mit der klassischen Literatur ganz zur Seite werfen, sondern überhaupt wenig Liebe zu ernster und angestrengter Arbeit, selbst in ihren sogenannten Brotstudien, zeigen. Man fragt, und nicht mit Unrecht, worin die belebende und kräftigende Wirkung der klassischen Studien zu erkennen sei."

„Es ist hier nicht der Ort, auf diese Frage näher einzugehen und zu erörtern, wie viele Factoren zu dieser allerdings betrübenden Erscheinung zusammenwirken, allein der Pflicht soll sich keine Schulbehörde und keine Schule entziehen, auf das sorgfältigste zu erwägen, was die Schule zur Abwehr jener Erscheinung thun kann und thun soll."

„In allgemeinen Gedanken lässt es sich zwar leicht aussprechen, dass die Schule ihren Unterricht in den alten Sprachen so einrichten soll, dass nicht nur Kenntnis der Sprachen und der Schriftsteller erzielt, sondern dass Liebe zu denselben und ein lebendiges Interesse an dem Inhalte der letzteren und an dem Geiste des Alterthums überhaupt erzeugt werde; ferner dass die Jugend arbeiten lerne und dessen inne werde, dass ohne Arbeit das Leben leer und nichtig sei; ferner: dass die ganze Wirksamkeit der Lehrer darauf berechnet sein müsse, Charaktere zu erziehen, deren Streben auf das Höhere gerichtet sei, — und wie sich die Vorschriften für eine würdige Wirksamkeit der Schule weiter ausdrücken lassen; — allein mit diesen allgemeinen Vorschriften ist es nicht gethan, es kommt auf die Ausführung im Einzelnen, auf die Gestaltung jeder Disciplin in ihrer Verbindung mit den Zwecken der Erziehung, welche die Schule geben will, an. Und die Klarmachung dieser Verbindung des Unterrichts in seinen einzelnen Zweigen mit der erziehenden Aufgabe der Schule möchten wir besonders den Verhandlungen der pädagogischen Section der verehrten Versammlung recht angelegentlich empfehlen. Auch die übrigen Vereins-Mitglieder, die akademischen Lehrer, denen die Heranbildung tüchtiger Lehrer für die höheren Schulen am Herzen liegt, stimmen gewiss in diesen unseren Wunsch ein, wie sie denn auch selbst durch ihre Einwirkung auf die dem Schulfach sich widmenden Studierenden dazu beitragen können, ihnen die Richtung auf eine kräftige Wirksamkeit für das Leben zu geben."

„Wir schliessen mit dem lebhaften Wunsche, dass auch die Thätigkeit der 23. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner eine gesegnete für die Erhaltung der klassischen Grundlage deutscher Bildung sein möge."

Hannover, den 27. September 1864.

Königliches Oberschulcollegium.

Kohlrausch. *Schmalfuss.* *Busse.*

Präsident:

Indem ich den Dank, welchen die Versammlung für diese freundlichen Begrüssungen einerseits von Seiten der Stadt, anderseits von Seiten des königl. Cultus-Ministeriums und des königl. Oberschulcollegiums schuldig ist, auf eine andere Gelegenheit und eine spätere Zeit aufsparen zu müssen glaube, gehe ich zu anderen geschäftlichen Sachen über.

Ich habe zunächst zu berichten über die Einsendung von Schrift- und Bildwerken, welche der Versammlung zu Theil geworden sind.

I. Solche, von denen jedem Mitgliede ein Exemplar bestimmt ist.

1. Begrüssungsschrift des Präsidiums; die Kosten des Drucks sind zu Ehren der Versammlung von der Hahn'schen Hofbuchhandlung übernommen.

2. Begrüssungsschrift des hiesigen Lyceums.

3. Erinnerungen an K. Fr. Hermann, Schneidewin, Döderlein und Nägelsbach vom Gymnasialprofessor Lechner in Erlangen.

4. Abbildung eines unedierten alten griechischen Vasengemäldes, für die Versammlung herausgegeben von Professor Conze in Halle; die Kosten sind aus der Vereinskasse getragen.

5. Die Schulprogramme und Dissertationen, ein Vorschlag an die 23. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner von der Buchhandlung Calvary & Co. in Berlin.

6. Auswahl der in dem Hahn'schen Verlage zu Hannover erschienenen philologischen und pädagogischen Werke.

(Diese sechs Stücke sind bereits neben der Mitgliedskarte ausgehändigt.)

7. Hr. GR. Ritschl und Hr. Prof. Gildemeister aus Bonn haben der Versammlung zu Gruss und Verehrung gemeinschaftlich eine kleine Schrift über eine dreisprachige Inschrift von Sardinien gewidmet und in 175 Exempl. eingesandt, von denen die orientalistische Section ein Präcipuum erhalten soll. Der Rest wird im Geschäftszimmer von denen, die sich besonders dafür interessieren, abgefordert werden können.

II. In einzelnen oder wenigen Exemplaren ist Folgendes überreicht:

1. Broschüre des Hrn. Prof. Rud. v. Raumer in Erlangen: „Prof. Schleicher in Jena und die Urverwandtschaft der semitischen und indogermanischen Sprachen" 6 Exempl., welche von solchen Herren Mitgliedern, die sich besonders für den Gegenstand interessieren im Geschäftszimmer in Empfang genommen werden können. Es sind aber auch für die orientalistische Section und für Herrn Prof. Bartsch, wahrscheinlich zur Vertheilung in der germanistisch-romanistischen Section, Exemplare eingesandt. Der geehrte Herr Verfasser bedauert übrigens sehr am persönlichen Erscheinen behindert zu sein.

2. Nägelsbachs Anmerkungen zur Ilias in der neuen dritten Auflage, in 1 Exempl. eingesandt durch den Herausgeber Dr. Autenrieth zu Erlangen, welcher gleichfalls sehr beklagt, nicht selbst zur Versammlung kommen zu können.

3. Broschüre des Bildhauers Hr. von der Launitz in Frankfurt a. M. „Untersuchung über Polyklets Ausspruch: *Χαλεπώτατον εἶναι τὸ ἔργον, ὅταν ἐν ὄνυχι ὁ πηλὸς γένηται*, der Philologenversammlung des Jahres 1864 vorgelegt und dem archäologischen Institute gewidmet", 1 Exempl. mit dem Wunsche, dass die Versammlung die Schrift freundlich aufnehmen möge. Hr. Director Classen hat nach dem Wunsche des Verfassers es übernommen, über die Schrift in der archäologischen Section zu berichten.

4. „Leitfaden beim Geschichtsunterrichte, 2. Curs., Aufl. 4." von Oberlehrer Dr. Keber

an der Realschule zu Aschersleben, 1 Exempl. Der Verfasser wünscht, dass darüber berichtet und auf das Eigenthümliche der Methode aufmerksam gemacht werde. Ist wol ohne Zweifel der pädagogischen Section zu überweisen.

5. „Die Stenographie in den Schulen" von Dr. Eggers in Berlin nebst einem „Promemoria des Gabelsberger'schen Stenographenvereines in Berlin, betr. die Einführung des Stenographie-Unterrichtes in den preussischen Lehranstalten", von demselben Verfasser, beides in 1 Exempl. Der Verfasser und der hiesige Gabelsberger'sche Stenographenverein bitten die Frage des „Stenographie-Unterrichts auf den Schulen" in dieser Versammlung zur Verhandlung zu stellen. Auch dies wird Sache der pädagogischen Section sein.

6. Die Teubnersche Buchhandlung hat 1 Exemplar der Meissner Verhandlungen und der bedeutenderen philologischen Neuigkeiten des diesjährigen Verlages übersandt mit der Bitte sie auszulegen. Dieselbe klagt mit Recht darüber, dass das Erscheinen der ersteren sich dadurch so sehr verzögert habe, dass die Manuscripte einiger Vorträge ungemein spät eingeliefert seien, von einem erst im August dieses Jahres, und wünscht Abstellung dieses Uebelstandes. Ich denke, das einfachste wird sein, wenn denjenigen Vorträge haltenden Herren, welche ihr Manuscript versprechen, von der Redactions-Commission in Vernehmen mit der Buchhandlung ein Präclusiv-Termin gestellt und bei Nichteinhaltung nur ein Auszug publiciert wird. Uebrigens erklärt sich die Teubner'sche Buchhandlung mit gewohnter Liberalität bereit, auch den Verlag der diesmaligen Verhandlungen zu übernehmen, obgleich sie bei den bisher verlegten Jahrgängen nicht unerheblich zugesetzt habe, weil der Absatz nie über 150 Exempl. gestiegen sei. Sie spricht aber den billigen Wunsch aus, dass wieder wie in früheren Zeiten in der Versammlung eine Subscriptionsliste circulieren möge, um den Absatz etwas zu heben, indem sie dabei den Subscribenten eine erhebliche Ermässigung des Preises zusagt. Diese Liste soll alsbald umgehen und später noch in dem Geschäftszimmer ausliegen.

In einem Exemplare geht mir soeben noch zu:

7. Dr. W. Assmann: Geschichte des Mittelalters. Vierte Abteilung. Braunschweig 1864.

Diejenigen Werke, welche nur in je 1 Exempl. eingesandt sind, beantrage ich, der hiesigen Stadtbibliothek (hier unter dieser Aula) zu überweisen, welche zugleich als Schulbibliothek für das Lyceum und die höhere Bürgerschule dient.

Nachdem der Antrag von der Versammlung genehmigt war, verlas der Secretär Dr. Bossler ein Schreiben des in Hannover bestehenden Vereins für das Hermannsdenkmal, welches folgendermassen lautet:

Hochzuehrende Herren!

„Wer, wie Sie, den Tacitus nicht nur gelesen, sondern studiert hat, wird sich des Gefühls nicht entschlagen können, welches die Beschreibung der Hermannsschlacht in der Brust eines jeden denkenden Deutschen unabweislich hervorruft."

„Sie werden es deshalb mit freundlichem Wohlwollen aufnehmen, wenn der gehorsamst unterzeichnete Hannoversche Verein für das Hermanns-Denkmal es wagt, mit der Bitte um Ihre gütige Hilfe hervorzutreten. Wir meinen nicht etwa durch Veranstaltung einer Collecte während Ihrer jetzigen, nur der Wissenschaft gewidmeten Versammlung, sondern durch Einlegen Ihres gewichtigen Worts in Ihrer Heimat. Seit etwa 20 Jahren steht der schöne kolossale Unterbau für das eherne Standbild des Hermann auf der Spitze des Teutberges bei

Detmold in 95füssiger Höhe vollendet, und harrt noch immer der Figur, welche dem Denkmale deutscher Einigkeit und Kraft erst den Sinn verleiht. Widerwärtigkeiten mancherlei Art, insbesondere die Differenzen des Schöpfers und Ausführers der Denkmal-Idee, des Herrn Bildhauers von Bandel, mit dem Hauptvereine in Detmold, hatten die Sache in Stillstand gebracht, bis wir vor etwa drei Jahren auf den Wunsch des genannten Künstlers zu einem hiesigen Vereine zusammentraten, jene Differenzen ausglichen, und seitdem so viele Beiträge gesammelt haben, um die Arbeit an der Figur hier von neuem beginnen zu lassen."

„Leider sind wir dabei nur auf die dem Hannoverschen Vereine zugeflossenen Mittel beschränkt gewesen und noch beschränkt, weil der Detmolder Hauptverein von den durch ihn gesammelten Beiträgen uns jede Beihülfe versagt."

„Er hat die letzteren zu 2 oder $2^1/_2$ Procent auf Zinsen gelegt, und will diesen, jetzt etwa 5 bis 6000 Thlr. betragenden Fonds nicht eher in Angriff nehmen, bis er zur Vollendung des Standbildes ausreicht. Dazu sind ungefähr noch 25000 Thlr. erforderlich, also ist bei weiterm Festhalten dieser Idee so viel gewiss, dass ohne unsere Hülfe Herr von Bandel das geistig von ihm geschaffene Werk niemals zur Perfection gelangen sieht."

„Nicht nur nach unserer, sondern auch nach der Ansicht einer grossen Menge derer, welche dem fraglichen Nationalwerke ihr Interesse zuwenden, schien dagegen die Wiederaufnahme der Arbeiten um so unerlässlicher, als die Beiträge erst dann wieder reichlich fliessen werden, wenn der Beitragende auf greifbare Weise die Ueberzeugung gewinnt, dass seine Gabe wirklich zu dem Zwecke, zu dem sie erfolgte, und nicht etwa im nächsten oder einem spätern Jahrhundert für den Detmolder Armenfonds ihre Verwendung findet."

„Je geringer die, etwa 6—7000 Thlr. betragenden Mittel, mit denen Herr von Bandel vor Jahresfrist seine Arbeiten an der Figur wieder begann, in Anbetracht des Umstandes waren, dass in Hannover erst eine neue Werkstatt geschaffen werden musste, desto härter wurde diese Denkmalssache durch die politischen Verhältnisse des letzten Jahres getroffen, welche alles Interesse nur dem unglücklichen Schleswig-Holstein zuwandten, und die Beiträge für das Hermanns-Denkmal fast völlig abschnitten."

„Der kolossale Kopf des Standbildes wird in den nächsten Tagen vollendet, und soll binnen kurzem in allen durch Eisenbahnen verbundenen grossen Städten Deutschlands zur Ansicht ausgestellt werden. So sehr wir hoffen, hierdurch das Interesse für die Sache wieder zu beleben, und unserer Kasse neue Zuschüsse zu verschaffen, so müssen wir doch noch auf andere Mittel zur Aufhülfe unsers fast völlig erschöpften Fonds Bedacht nehmen."

„Vor allen Dingen ist es die deutsche Jugend, von deren lebhafterm patriotischen Sinne wir um so kräftigere Unterstützung erwarten, als wir zu unserer grossen Freude an einigen Klassen der hiesigen höhern Bürgerschule bereits erfahren haben, was fortgesetzte Sammlungen, wenn auch in noch so kleinen Einzelbeiträgen, zu leisten vermögen."

„Viele von Ihnen, hochzuehrende Herren, stehen als Lehrer inmitten der deutschen Jugend, beherrschen deren Herzen und Gemüther, und so kann es ihnen nicht schwer fallen, bei derselben das Interesse für unsere Denkmalssache zu wecken, und durch Veranstalten regelmässiger Beiträge, und wäre es wöchentlich nur ein Pfennig von jedem Nichtmittellosen, unserer erschöpften Kasse neue und in ihrer Gesammtheit reichliche Zuflüsse zu gewähren."

„Indem wir Ihre gütige Thätigkeit in obiger Weise uns gehorsamst erbitten, wird es keines Hinweises darauf bedürfen, dass der vollendete Unterbau des Denkmals eher wie ein Spott

auf Deutschlands Einigkeit in nationalen Dingen, als wie eine Mahnung zum Danke für die Thaten unserer Vorfahren und wie eine Warnung für des einigen Deutschlands Feinde so lange erscheint, bis er durch das Standbild des Hermann gekrönt worden ist."

„Indem wir Sie, hochgeehrte Herren, gehorsamst einladen, den fast vollendeten Kopf des Cheruskerfürsten in der neben dem Neuenhause und der Actien-Eisengiesserei belegenen Werkstatt des Herrn von Bandel geneigtest in Augenschein zu nehmen, um von der Grossartigkeit und Schönheit des ganzen Werks sich zu überzeugen, auch einige Dutzend Broschüren, deren Inhalt über die Entstehung, den Fortgang und die Art der Vollendung des Denkmals vollständigen Aufschluss gibt, zur Vertheilung zu überreichen uns beehren, schliessen wir mit der Versicherung ausgezeichnetster Hochachtung."

Hannover, den 20. September 1864.

Der Verein für das Hermanns-Denkmal.

gez.: *Lüders,* OGAnwalt. *Busse,* Agent. *Karmarsch.* *v. Kaven,* Baurath. *Carl Rümpler,* Verlagsbuchhändler. Dr. *Nabert.* *Kirchweger.*

An
die hochverehrliche Versammlung
Deutscher Philologen und Schulmänner
in
Hannover.

Präsident:

Ich habe nun weiter zu sprechen von den Anordnungen, welche diesmal hinsichtlich des Programmes getroffen sind.

Der Verein zerfällt eigentlich in zwei Generalsectionen, eine philologische Generalsection und eine pädagogische. Nun hat es sich historisch so gemacht, dass diejenigen Sitzungen, welche für philologische Gegenstände bestimmt sind, namentlich für klassische Philologie, die allgemeinen Sitzungen genannt werden, und dass daran sich alles dasjenige anknüpft, was wirklich allgemeineren Inhalts ist für alle Mitglieder der Versammlung, und dass man die pädagogischen Sitzungen Sectionssitzungen nennt — streng genommen sind sie eigentlich diesen allgemeinen Sitzungen coordiniert. Daneben haben sich noch andere Untersectionen gebildet. Es sind eine philologisch-orientalische (wie Sie selbst es angenommen haben durch die Wiederherstellung der alten Benennung), eine germanistisch-romanistische, eine archäologische, alles Zweige der Philologie. Jetzt will sich auch von der pädagogischen Section eine Abzweigung für die Mathematik bilden.

Die Sitzungszeiten dieser Sectionen fielen sonst zusammen mit der allgemeinen Sitzung, und es wurde auf der vorigen Versammlung in Meissen der Versuch gemacht, diesem Uebelstande abzuhelfen; doch wusste da schliesslich Niemand, ob Sectionssitzung oder allgemeine Sitzung war. Kurz und gut! wir haben diese zwei Zeiten auseinander gehalten, und es wird nun darauf ankommen, dass die einzelnen Sectionen es in Berathung ziehen, wie sie ihre Sitzungen am zweckmässigsten legen, ob es ihr Interesse ist, ihre Verhandlungen gleichzeitig mit denen der pädagogischen Section oder gleichzeitig mit den allgemeinen Sitzungen zu legen. Da will ich nun bemerken, dass ich, um auch das letztere möglich zu machen, darauf gesehen habe, dass zu Anfang der öffentlichen Sitzungen besonders solche Vorträge und Anträge lie-

gen, die ein allgemeineres Interesse in Anspruch nehmen und die nicht einen specifisch klassisch-philologischen Charakter tragen, und in dem zweiten Theil dann diejenigen kommen, welche specieller der klassischen Philologie angehören.

Es ist nun noch besonders zu reden von dem Wunsche, der sich erhoben hat, in dieser Versammlung auch eine besondere Section für Lehrer der Mathematik und Naturwissenschaften zu stiften. Es war in Meissen zunächst davon die Rede gewesen unter den dort anwesenden Mathematikern, und es wurde mir dort schon durch Herrn Prof. Buchbinder aus Pforta eine Eröffnung darüber gemacht und die Frage gestellt, wie es damit sich verhielte. Ich konnte damals nach meinem besten Wissen nicht anders sagen, als dass nach meiner Meinung in den Statuten kein Hindernis für die Bildung einer solchen Section sei. Es sind durch die Statuten ausdrücklich die nicht-philologischen Lehrer an den höheren Schulen eingeladen, und es ist überall die Bildung von Sectionen gestattet. Warum sollten nicht auch diese Lehrer für ihre speciellen Interessen solche Vereinigungen unter sich stiften? Sie sind ja zum Theil zu sehr speciellen Zwecken schon gestiftet gewesen.

Ich sehe also kein Hindernis in den Statuten. Ich hatte nur ein Bedenken bei der Sache, das schon, soweit es gerade die erste Idee dieser Section betrifft, beseitigt worden ist. Nämlich in dem Circularschreiben, durch welches Herr Prof. Buchbinder zur fleissigen Betheiligung eingeladen hat, um dann diese Section zu bilden, heisst es: „Gegenstand der Berathungen in dieser Section soll Stoff und Methode des mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterrichts sein.“ Nun könnte man möglicher Weise den Ausdruck „Stoff“ misverstehen. Man kann ihn verstehen (und so hat ihn auch, wie ich nachher erfahren habe, Herr Prof. Buchbinder verstehen wollen), dass es so viel heisse, es sollen diese Verhandlungen sich beziehen auf Umfang und Methode des höheren Unterrichts, und dagegen lässt sich ja durchaus nichts erinnern, wenn das richtig ist, was ich vorhin gesagt habe. Man könnte ihn aber möglicher Weise auch verstehen, dass diese Verhandlungen sich auch erstrecken sollten auf den Gegenstand des mathematischen Unterrichts, dass also auch die Mathematik und Naturwissenschaft als Wissenschaft Gegenstand der Verhandlungen in dieser neu zu bildenden Section sein solle — und das würde nach meiner Meinung nicht zulässig sein, weil dadurch die Statuten überschritten würden. Mathematik und Naturwisssenschaften gehören nur als Unterrichtszweige der höheren Schule in den Bereich des Vereins, nicht aber als Wissenschaften. Ich glaube aber nach den Mittheilungen des Hrn. Prof. Buchbinder, dass dies gerade die Ansicht ist, und ich möchte wünschen, dass, wenn abweichende Meinungen vorhanden sein sollten, die geehrten Herren dieselben äussern, damit keine Misverständnisse über die Bildung dieser neuen Section entstehen.

Da Niemand um das Wort bittet, so wird es den Herren, welche es wünschen, überlassen bleiben, sich zu constituieren, und namentlich empfehle ich dann Ihrer Aufmerksamkeit die Frage über die Lage der Zeit, und in dieser Beziehung habe ich Mittheilungen von Autoritäten, welche entschieden dagegen sind, dass die Sectionssitzungen gleichzeitig mit den pädagogischen stattfinden, weil die Mathematiker dadurch von den allgemeineren pädagogischen Verhandlungen würden losgerissen werden, und das scheint mir allerdings auch sehr wenig gerathen zu sein. Es würde deshalb wol rathsam sein, wenn die Mathematiker ihre Berathungen in den letzten Theil der allgemeinen Sitzung legten, wo die besonderen philologischen Verhandlungen vorkommen, die ja für sie nicht von besonderem Interesse sein dürften.

Rector Eckstein aus Leipzig:

Ich habe unter den mathematischen Thesen der sich wiederum neu bildenden Section eine[1]) mit grossem Vergnügen begrüsst und würde recht sehr bitten, dass dieselbe in Gemeinschaft von sämmtlichen Schulmännern berathen würde, und deswegen bin ich dem Vorschlage des Herrn Präsidenten, die Verhandlungen der mathematischen Section mit der letzten Hälfte der allgemeinen Sitzungen gleichzeitig anzusetzen, mit Vergnügen beigetreten.

In einer andern Angelegenheit muss ich mich dagegen gleich gegen den Herrn Präsidenten erklären. Derselbe hat gesagt, der Ausdruck Reaction sei ein verfehmtes Wort. Ich bin ein ganz entschiedener Reactionär auf dem Gebiete der Mathematik, und begrüsse die Frage: in wie weit der mathematische Lehrstoff begrenzt werden soll, von den Herren Mathematikern selbst gestellt, mit ausserordentlicher Freude, und daher meine ich, da die Herren — die das gewiss sehr übel deuten würden, wenn wir mit einem solchen Antrage kämen — da die Herren selbst uns damit kommen, dass diese Frage namentlich in der allgemeinen pädagogischen Sitzung verhandelt werde, wenn sie überhaupt zur Verhandlung kommt.

Prof. Buchbinder:

Ich wollte nur eine ganz kurze Bemerkung mir erlauben über das, was Herr Rector Eckstein soeben gesagt hat. Es steht ja dem durchaus nichts entgegen, im Gegentheil, es ist ja auch unser Wunsch, dass eine solche Frage, die in das allgemeine Schulleben so tief eingreift, auch gemeinschaftlich verhandelt wird, da es uns doch wesentlich darum zu thun sein muss, nicht für uns allein darüber zu berathen, sondern eben in Gemeinschaft mit andern Schulmännern, namentlich den Herrn Philologen.

Ich fürchte nur, es liegt in der Art, wie Herr Rector Eckstein die Frage aufgefasst hat, ein Misverständnis. Soweit ich es verstehe, ist weniger von einer Beschränkung des mathematischen Unterrichts die Rede, so wie es Herr Rector Eckstein aufzufassen scheint, was allerdings in dem Worte „Begrenzung" gefunden werden kann, sondern ich möchte eher sagen „Abgrenzung", sodass also von vorn herein — und das war das Einzige, was ich zu bemerken mir erlauben wollte — ich dem Misverständnis entgegentreten möchte, als wären wir Mathematiker schon darüber einig und empfänden alle das Bedürfnis, dass eine wesentliche Beschränkung des mathematischen Unterrichtes stattfinden soll. Das ist nicht der Sinn dieser These, wie sie gefasst sein will, und das wird sich am einfachsten bei der Berathung feststellen lassen.

Rector Eckstein:

Ich bin damit noch keineswegs um eine schöne Illusion ärmer geworden, und ich glaube, wenn wir verhandeln, werden wir zu einem gedeihlichen Ziele kommen, und mein alter Freund Buchbinder wird schon mit mir einig werden.

Präsident:

Die Frage wegen der Bildung der mathematischen Section darf nun wol als erledigt betrachtet werden, und es muss wol den Herren selbst überlassen bleiben, für ihre eigenen Interessen zu sorgen; ich bin überzeugt, dass es in einer solchen Weise geschehen wird, dass diese Interessen sich als identisch zeigen mit den Interessen des höheren Schulwesens und der Wissenschaft selbst.

---

1) These des Prof. Wittstein: „In welchem Umfange gehört die Mathematik den Schulen?"

Ich habe nun zunächst einen Auftrag auszuführen, nämlich der Versammlung einen herzlichen Gruss von Herrn Prof. Haase in Breslau zu bestellen. Ein jeder, der ihn kennt, und namentlich in den Versammlungen kennen gelernt hat, wird ihn schmerzlich vermissen, so wie er selbst es auch sehr schmerzlich beklagt, dass seine Absicht, hieher zu kommen, vereitelt sei. Einen gleichen Auftrag hat Hr. Prof. Hassler aus Ulm ertheilt, der noch im letzten Augenblicke am Kommen verhindert wurde, auch ein Mitglied, auf dessen Gegenwart wir uns hier sehr gefreut hatten.

Rector Eckstein:

Verehrte Herren und liebe Amtsgenossen! Als ich vor wenigen Jahren das Glück hatte, dem Andenken von Friedrich Thiersch Worte dankbarster Erinnerung zu widmen, da trat ein Mitglied unserer Versammlung zu mir heran mit dem Wunsche, ich möchte doch einst, wenn er nicht mehr in unserer Mitte wäre, auch seiner mit gleicher Liebe gedenken; und als ich dieselbe Liebespflicht vor zwei Jahren unserm theuren Rost leistete, da trat derselbe Mann wieder an mich heran: „Nun, das nächste Mal werde ich wohl an die Reihe kommen," und was er in prophetischer Ahnung seines Todes, ohne dass wir irgendwie daran dachten, dass es in Erfüllung gehen werde, gesprochen, das ist in Erfüllung gegangen, und das Jahr darauf ist Ludwig Döderlein, das war der Mann, wirklich aus unserer Mitte gerufen. Es ist meines Herzens Pflicht, dem Auftrage zu genügen; aber ich kann es ja thun mit wenigen Worten, nachdem sein Amtsnachfolger seiner pädagogischen Wirksamkeit eine so ausführliche Darstellung gewidmet, und der ihm nahe stehende Freund Max Lechner uns gedruckt eben hier die Worte, die er zu seinem Andenken in die Augsburger Allgemeine Zeitung gesetzt, vorgelegt hat. Aber eins muss ich bezeugen, und das glaube ich als Schulmann dem Andenken Döderleins schuldig zu sein, indem ja Wissenschaft und Praxis sich in seiner Amtsstellung aufs schönste einigten: wir Schulmeister sollen in dankbarem Herzen bewahren, was er in den Reden, die er hat drucken lassen, als einen reichen Schatz pädagogischer und didaktischer Weisheit niedergelegt, und dass er damit gleichsam die Grundlage gelegt hat zu der Wissenschaft, die jetzt eben im Aufblühen begriffen ist, deren Namen erfunden zu haben er sich wol in scherzhafter Weise im Freundeskreise gerühmt hat, nämlich die Grundlage zu einer gedeihlichen Gymnasial-Pädagogik. Classen ist unter uns, der würde viel gründlicher darüber reden können als ich, aber ich glaubte an diese Erinnerung anknüpfen zu müssen, weil mir die Pflicht obliegt, sein letztes Werk, die nun glücklich vollendete Ilias [2]) dem Vereine zu übergeben, die ja wol das hohe Präsidium wie die übrigen Schriften der hiesigen Stadtbibliothek einverleiben wird. Aber, meine Herren, nachdem wir der Pflicht der Pietät gegen einen Todten, dem wir alle in dieser Versammlung so viele Anregungen verdanken durch sein frisch hingeworfenes Wort, wodurch er zum Widerspruch reizte, und durch seine sporadischen Einfälle, die aus unserer Mitte einen Kampf herausforderten, — nachdem wir dieser Pflicht der Pietät genügt und dem Todten das Recht, das ihm gebührt, gezollt haben, meine ich, der Lebende hat auch ein Recht, und ich erlaube mir einen Antrag zu stellen, der einen Lebenden betrifft, einen Jubilar aus unserer Mitte, nicht den Oberschulrath Krüger — das hätten wir im vorigen Jahre thun müssen, um unserem verehrten Freunde

---

1) Homeri Ilias emendavit et illustravit D. Ludovicus Doederlein. 2 ptt. Lipsiae et Londini 1863, 1864. 8.

bei dem Feste, das er gefeiert hat, unsere Theilnahme zu erkennen zu geben. Aber wir wollen diese Schuld der Versäumnis nicht noch einmal auf uns laden, und darum erlaube ich mir, an die Versammlung einen Antrag zu stellen mit Rücksicht auf den Mann, der nach Friedrich Thiersch als der zweite Unterzeichner der Göttinger Statuten zur Begründung unseres Vereins wesentlich beigetragen hat, ich meine den Herrn Generalschuldirector Kohlrausch.

Meine Herren, wer wie er von Osten nach Westen gewandert, vom Rheinstrom durch Westphalen wieder in sein liebes Heimatland zurückgekehrt ist und nun seit 34 Jahren hier in dem Collegium, dem das höhere Schulwesen zu leiten zunächst obliegt, segensreich gewirkt hat, der hat einen Anspruch auf unsere Theilnahme, wenn er sein 50jähriges amtliches Jubiläum feiert; und wenn er es auch in der Stille feiert, wollen wir doch alle laut uns daran betheiligen. Wenn wir auch zunächst persönlich seine humane Leitung nicht erfahren, so trägt doch vielleicht mancher in seinem Herzen den stillen Wunsch: ach, hättest du doch auch eine so humane Leitung, wie sie hier die hannoverschen Collegen unter Kohlrausch und seinen Amtsgenossen haben! Pietät zu üben gegen tüchtige Männer ist immer eine Aufgabe unsres Vereins gewesen, und eine Reihe von solchen Denkmälern ist auch in den früheren Versammlungen den einzelnen übergeben. Ich habe das Vergnügen gehabt, in einer früheren Versammlung zu beantragen, Friedrich Thiersch auf die Weise zu ehren; aber Friedrich Thiersch ehrten wir mit einer lateinischen Votivtafel; darauf trage ich bei Kohlrausch nicht an; er ist ein echt deutscher Mann, zwar etwas grossdeutsch, daran mögen aber die Kleindeutschen und die Nationalvereinler nicht Anstoss nehmen; ich will das Grosse und Kleine vereinen in ein Wort, ein echt deutscher, wahrhaft deutscher Mann, und einen wahrhaft deutschen Mann wollen wir auch in deutscher Sprache ehren. Daher geht mein Antrag dahin, dass wir aus unserer Mitte eine Commission ernennen von vier Mitgliedern oder von drei Mitgliedern — der *impar numerus* hat etwas gutes — und da erlaube ich mir zugleich als solche vorzuschlagen zuerst unsern Herrn Präsidenten, dann einen, bei dem ich eigentlich in Zweifel bin, ob ich ihn vorschlagen soll ... den Director Ranke. Ich habe Bedenken gegen ihn; denn wenn ich in Kohlrausch's vortrefflichen Lebenserinnerungen lese, wie er bei der Gothaer Versammlung mit Ranke in demselben Hause gewohnt und in diesem Zusammenleben diesen liebenswürdigen Mann näher kennen und schätzen gelernt habe, so fürchte ich, dass der Ranke, durch dieses Lob irre geführt, nicht mehr unparteiisch ist und nicht die rechte Unbefangenheit hat; aber der alte Herr setzt auch weiter hinzu, „ein so offenes Gemüth, eine so warme Liebe für das Gute und für den erwählten Lebensberuf, verbunden mit einem umfangreichen Wissen, wird nicht gar häufig gefunden.“[1]) Nun, ich denke nicht „*parceque*“, sondern „*quoique*“, trotzdem unser Ranke vielleicht durch dieses Lob, das übrigens ein wohlverdientes ist, wie jeder weiss, der ihn kennt, also obgleich „*quoique*“ nehmen wir unsren Collegen Ranke auf in die Commission, und wenn noch ein dritter beliebt werden sollte, so offeriere ich mich selber. Also mein Antrag geht dahin, dass Sie genehmigen, dem verehrten Generalschuldirector Kohlrausch im Namen und Auftrage dieser Versammlung von Schulmännern und Philologen, — die Schulmänner diesmal voran, die Philologen, die aber doch auch ein wesentliches Interesse an dem Gedeihen unserer Gymnasien haben, mögen hinterdrein gehen — eine Adresse zu seinem 50jährigen Jubiläum zu erlassen und zum Ent-

1) Erinnerungen aus meinem Leben v. Fr. Kohlrausch. p. 340.

wurf dieser Adresse Ahrens, — bei dem ich allerdings auch ein gewisses Bedenken habe, da er schon einmal im Namen und Auftrage der hannoverschen Gymnasiallehrer ein Bildnis des verehrten Mannes hat machen lassen, aber das schadet nicht, — also Ahrens, Ranke und meine Wenigkeit zu committieren.

Präsident:

Ich müsste nun meinerseits wohl auch einige Bedenken gegen den Vorschlag haben, in so weit er meine Person betrifft, indessen darf ich mich doch nicht an kühnem Selbstvertrauen durch meinen geehrten Vorredner übertreffen lassen, und ich will, die Sache abzukürzen, weiter keine Einwendungen gegen die Nennung meiner Person machen, indem ich es nur auf mein gegenwärtiges Amt beziehen kann, während bei den anderen beiden geehrten Mitgliedern nur absolut die Person ins Gewicht fällt. Ich lege daher der geehrten Versammlung die Frage vor, ob sie gleichfalls einverstanden ist, dass die drei eben genannten Mitglieder als Commission zusammentreten; doch will ich zunächst fragen, ob irgend jemand das Wort ergreifen zu müssen glaubt.

(Es meldet sich niemand.)

Wenn das nicht der Fall ist, so bitte ich die geehrten Herren, ihre Zustimmung zu dem Vorschlage, in so fern sie ihm beistimmen, durch Aufstehen zu erkennen zu geben.

(Geschieht.)

Wir wollen also nach besten Kräften uns der übertragenen Aufgabe unterziehen.

Ich darf nun wohl Herrn Professor Conze — es ist freilich die Zeit schon verflossen, die wir uns gesetzt haben —

(Einige Stimmen wünschen, dass der Vortrag dennoch gehalten werde.)

Nun, ich will also den Herrn Professor Conze —

Rector Eckstein:

Ich erlaube mir den Herrn Präsidenten zu interpellieren. Wir müssten wohl zunächst an die Zukunft denken und an die Ernennung der Commission zur Wahl des nächsten Versammlungsortes gehen.

Präsident:

Allerdings, ich bekenne meine Schuld; ich hatte es mir notiert und habe es nun im Augenblick übersehen. Es ist ja die Sitte, dass am ersten Tage auch eine Commission für die Wahl des nächsten Versammlungsortes ernannt wird. Das Präsidium hat es diesmal für räthlich befunden, dieser Commission etwas vorzuarbeiten. Wir liessen uns dabei von dem Gedanken leiten, dass es nicht recht ist, wie es auch das letzte Mal geschehen, dass der Ort gewählt wird, ohne dass vorgängige Erkundigungen eingezogen sind, ob der Verein auch recht komme und willkommen geheissen werde. Wir haben also correspondiert, namentlich nach dem Südwesten hin, und es sind besonders dabei in Frage gekommen: Wiesbaden, Heidelberg und Freiburg. Was nun das Nähere betrifft, so wird dies von der Commission zu erörtern sein. Die Commission wird wieder wie in früheren Fällen zusammengesetzt sein, zunächst aus den früheren Präsidenten. Das sind: Professor Gerlach aus Basel, Rector Eckstein aus Leipzig, Oberschulrath Krüger aus Braunschweig, Rector Dietsch aus Plauen, Director Classen aus Hamburg und Professor Fleckeisen aus Dresden. Es entsteht nun die Frage, in wie weit sich auch die Sectionen zu betheiligen haben.

Rector Eckstein:

Ich bitte um das Wort. Ich möchte gern, dass in die Commission ein paar andere hineintreten, weil es sich eben um die Wahl einer südwestlichen Stadt...

Präsident:

Nun hat die orientalische Section jetzt eine etwas andere Stellung eingenommen seit der Bildung der anderen Sectionen; es würde daher nach meiner Meinung kein Grund sein, dieselbe zu bevorzugen vor den andern Sectionen, z. B. der germanistisch-romanistischen. Würden nun die gleichen Ansprüche im Laufe der Zeit von den übrigen Sectionen erhoben, so würde allmählich eine bedeutende Masse zusammenkommen, welche die Berathung eher hindert. Denn man weiss ja, wie schwer es hält, eine solche Commission zusammen zu bringen unter den vielerlei Arbeiten, welche uns in diesen Tagen obliegen. Ich möchte daher vorschlagen, dass nur in dem Falle den Sectionen ein Recht zugestanden wird, ein Mitglied zu committieren, wenn sie glauben, dass für ihre Verhältnisse in der Commission nicht genügend gesorgt sei.

Wünscht einer der Herren über diese Frage noch etwas zu sagen? Wenn das nicht ist, so bitte ich diejenigen, welche damit einverstanden sind, dass die Sectionen ein Recht, aber nicht eine Pflicht haben, je ein Mitglied zur Commission zu stellen, sich zu erheben.

(Wird mit entschiedener Majorität angenommen.)

Ausserdem ist es Sitte gewesen, dass diese Commission, welche zunächst aus den Präsidenten zusammengesetzt wird, auch noch ein oder das andere Mitglied zuzieht, welches von besonderem Nutzen für die Berathung zu sein scheint, namentlich wenn gerade aus der Gegend, wohin die Verlegung der Versammlung beabsichtigt wird, keine Mitglieder schon in der Commission sind. Und es ist ja auch bisher üblich gewesen, dass der Commission, soweit die Mitglieder schon bestimmt sind, das Recht gelassen wird, sich geeignete Mitglieder zu cooptieren.

Diejenigen Herren, welche dafür sind, dass der Commission das Recht gegeben wird, ein oder das andere Mitglied zu cooptieren, bitte ich, sich zu erheben.

(Angenommen.)

Rector Eckstein:

Ich glaube, es ist das einfachste, wir schlagen ein paar vor, damit die Versammlung weiss, wer es wird. Dann sind wir über alle Schwierigkeiten hinweg, und ich erlaube mir, die Herren Firnhaber und Köchly vorzuschlagen.

Präsident:

Ich muss nachträglich bemerken, dass nicht bloss die gewesenen Präsidenten dem Herkommen nach Mitglieder jenes Comités sind, sondern dass auch das gegenwärtige Präsidium sich darauf Rechnung macht, zugelassen zu werden. Es sind also vorgeschlagen die Herren Firnhaber und Köchly, und ich bitte diejenigen Herren, welche dagegen sind, sich erheben zu wollen; ich setze voraus, dass diese beiden Herren selbst geneigt sein werden, diesem Wunsche zu folgen.

(Wird einstimmig angenommen.)

Hat nun noch sonst irgend ein Mitglied in einer anderen Sache das Wort zu ergreifen? Da sich niemand zum Worte meldet, so ersuche ich endlich Herrn Prof. Conze definitiv, meinen Platz einzunehmen und seinen versprochenen Vortrag zu halten.

(Viele Mitglieder verlassen den Saal und der Wunsch nach dem Schlusse der Sitzung wird laut, der Präsident fuhr daher fort):

Ich bitte die Herren noch einmal einen Augenblick Platz zu nehmen. Aus der Bewegung, die sich eben erhoben hat, wird geschlossen, dass sehr dringende Bedürfnisse die Versammlung treiben, jetzt wenigstens eine Pause zu machen. Aber es würde dann, wenn der Vortrag des Hrn. Prof. Conze nach einer Pause gehalten werden sollte, wahrscheinlich die heutige Sitzung zu lange dauern. Es wird deshalb vorgezogen, diesen Vortrag lieber auf einen anderen Tag auszusetzen, damit jetzt alsbald die Bildung der Sectionen beginnen kann, Es wird nun von jeder einzelnen Section abhängen, ob sie sich augenblicklich versammeln oder erst eine Pause machen will. Uebrigens werden die Herren gebeten, diese Bilder [1]) hier liegen zu lassen, damit sie nachher zum Circulieren benutzt werden können.

Dr. Wolff aus Berlin:

Ich möchte den Antrag mir erlauben, diesen Vortrag noch heute halten zu lassen.

Präsident:

Ein grosser Theil der Versammlung hat schon das Zimmer verlassen.

Rector Eckstein:

Ich bitte Sie, dass Sie dem Antrage des Präsidiums beistimmen. Wenn wir einen Vortrag, der Archäologen und Philologen in gleicher Weise interessiert, in einer gewissen Abspannung, sporadisch, in der Diaspora hören sollen, so thun wir weder dem Herrn Redner Recht, noch uns. Ich spreche mich deshalb dafür aus, dass wir dem Präsidium beitreten.

Präsident:

Wenn weiter keine Stimme sich erheben sollte, so nehme ich an, dass meinem Vorschlage zugestimmt sei, dass der Vortrag des Herrn Conze aufgeschoben wird, und erkläre somit die heutige allgemeine Sitzung für geschlossen.

(Schluss der Sitzung $12^1/_4$ Uhr.)

---

1) Es sind die Abbildungen des Vasenbildes gemeint, welche für den Vortrag des Hrn. Prof. Conze im Saale ausgetheilt waren.

Zweite allgemeine Sitzung, Mittwoch den 28. September.

Präsident: Archivrath Dr. Grotefend.

Anfang $10^1/_2$ Uhr.

Nachdem der am heutigen Tage den Vorsitz führende Vicepräsident Archivrath Dr. Grotefend zunächst sein Verhältnis zu der Versammlung dargelegt und sodann einige geschäftliche Mittheilungen gemacht hatte, folgte der Tagesordnung gemäss zuerst der Vortrag des Herrn Prof. Conze aus Halle:

Ueber die neuesten Entdeckungen bemalter griechischer Thongefässe in Anschluss an die den Mitgliedern der Versammlung eingehändigte Abbildung eines alten griechischen Vasengemäldes. [1])

Hochgeehrte Versammlung!

Es ist Ihnen zur Begrüssung bei Ihrer Zusammenkunft in Hannover ein lithographiertes Blatt mit Abbildung einer bisher unedierten Malerei auf einem altgriechischen Thongefässe mitgetheilt. Gestatten Sie mir zu diesem Blatte einen kurzen Commentar zu liefern.

Das Original ist ein flacher, runder Teller von gebranntem Thon, der, wie die unbemalte Rückseite zeigt, auf der Töpferscheibe gedreht ist. Auf seiner inneren Fläche, welche nur ein niedriger Rand umgibt, ist er mit dem Bilde versehen, welches die Lithographie in Grösse und Farben des Originals wiedergibt. Auf den mattgelb gefärbten Thongrund sind die Umrisse der Malerei in dunkelm Braun mit dem Pinsel aufgetragen. Die Flächen der nackten Körpertheile sind mit einem hellen, röthlichen Braun, mit einem andern Braun dann die Helme, Gewänder und andere Einzelheiten bemalt. Mit der Grundfarbe sind also vier Farbtöne zur Anwendung gebracht. In die dunkle Malerei sind hie und da, z. B. an dem Vogel, Linien mit einem spitzen Instrumente eingeritzt, so dass der helle Grund in ihnen wieder zum Vorschein kommt. Diese ganze Technik ist uns im wesentlichen ganz gleich bereits bekannt und zwar als die der ältesten griechischen Vasenmalerei.

Das Original ist vollständig erhalten, nur dass die Malerei an einigen Stellen, so z. B. im Gesichte des Hektor, abgeschabt ist.

Dasselbe befindet sich seit dem Jahre 1860 in der Vasensammlung des brittischen Museums zu London; gefunden wurde es in der Nekropolis einer der drei älteren Dorerstädte auf der Insel Rhodos, Kameiros. Die Ausgrabungen dort wurden angeregt durch Ch. Newton, geleitet vom englischen Consularagenten Biliotti und namentlich Herrn Salzmann. Berichte über dieselben gab die Revue archéologique und andere Zeitschriften in Kürze.

Man entdeckte in der Nekropolis von Kameiros einmal schöne Werke entwickelter griechischer Kunst, namentlich eine Vase mit der Darstellung der Annäherung des Peleus an die Thetis und Goldsachen, dann zweitens aber viele Gegenstände aus sehr früher Zeit, theils Thongeräthe theils Goldschmuck, welche eine Vermischung ägyptischer, assyrischer und altgriechischer Formen zeigen, darunter auch Skarabäen mit dem Namen des Chufu und Psammetich. Leider fehlen wirklich genaue Fundberichte; die Wissenschaft darf sie von Herrn Salzmann erwarten.

---

1) Diese Abbildung ist den Verhandlungen in etwas verkleinertem Massstabe beigefügt.

Unter diesen alterthümlichen Stücken befindet sich nun eine ganze Reihe solcher flacher Thontellér, wie der vorliegende. So wie auf diesem scheidet immer ein Ornamentstreifen unten einen Theil der Kreisfläche ab, und auf demselben steht in der Regel eine grosse Thierfigur, einmal auch eine gorgonenähnliche Gestalt mit Thieren in den Händen; nur dieses eine Mal endlich kommt eine Handlung rein menschlicher Gestalten vor.

Ich erhielt im brittischen Museum die Erlaubnis, eine Durchzeichnung von diesem einen ausgezeichneten Stücke der Funde von Kameiros zu nehmen; diese stellte ich dem Comité der diesjährigen Versammlung in meiner Vaterstadt Hannover zur Verfügung. Den Herren dieses Comités haben wir für die erste und genügende Publication des wichtigen Werkes zu danken.

Den Werth desselben, welchen die erklärenden Inschriften wesentlich erhöhen, werden Sie, meine Herren, anerkennen, mögen Sie mehr auf den Inhalt der Darstellung oder mehr auf deren Form sehen. Ein Sagenvorgang, der auch in dem uns erhaltenen Homer besungen ist, erscheint hier, soweit die offenbar noch vielfach ungeschickte Technik eines auch für seine Zeit gewiss nur untergeordneten Kunstarbeiters es erlaubte, so vorgeführt, wie ihn eine der lebendigen homerischen Dichtung verhältnismässig nahe liegende Zeit sich dachte. Für die kunstgeschichtliche, die sogenannte archäologische Betrachtung aber eröffnet sich mit der Kenntnis dieses Werkes wieder ein neuer Blick in das erste Werden einer hellenischen Bildkunst aus zum Theil offenbar von fremd her überlieferten Anfängen.

Ich rede über das Letzterwähnte zuerst. Das Ihnen vorgelegte Gefäss nimmt eine eigenthümlich bedeutende Stelle unter den neuesten Entdeckungen bemalter griechischer Thongefässe ein, dieser unscheinbaren Arbeiten, welche doch so wichtig für die Geschichte griechischer Kunst sind, wie die Miniaturen der Handschriften für die der mittelalterlichen.

Schon vor einer wissenschaftlichen Behandlung der antiken Kunstwerke besass man aus Gräberfunden namentlich in Unteritalien zahlreiche bemalte Thongefässe, sie galten bekanntlich für etruskische Arbeiten. Namentlich Winckelmann setzte auch hier die Griechen als die eigentlichen Urheber in ihr Recht ein. Die Eigenthümlichkeit der neueren Forschung beruht nun grossentheils darin, dass, wenn Winckelmanns Zeit und mit besonders genialem Blicke er selbst in den damals vorherrschend italischen Kunstvorräthen das Griechische als die eigentlich schöpferische Macht ahnte, man seit Elgins Zeit — um kurz einen jedenfalls epochemachenden Namen zu wählen — immer mehr den Spuren und Resten alter Kunst in den Griechenländern selbst gegenübertrat. Die der Zahl nach überwiegende Masse unsres Kunstvorrathes aus dem klassischen Alterthum rührt allerdings noch immer aus Italien her, so ist es auch bei den bemalten Vasen der Fall, namentlich seit den reichen Funden von Vulci und im übrigen Etrurien. Daneben gehört aber eine zunehmende Erkundung von Vasenfunden auch im griechischen Osten erst der neuesten Zeit an. Noch zu Anfange unseres Jahrhunderts glaubte man es nur diesem oder jenem Reisenden, dass gemalte Thongefässe, wie man sie aus Italien in Menge kannte, und als griechisch der grossen Mehrzahl nach bereits ansehen gelernt hatte, auch im eigentlichen Griechenlande vorkämen. Bald gelangten dann einzelne hervorragende Stücke wirklich von dort herüber; das Dodwellsche Gefäss, die Burgonsche panathenäische Preisamphora wurden berühmt.

Dieses Hervortreten der Fundorte von Vasen im griechischen Osten zeigte sich bald auch in den Theorieen, welche über den Ursprung der Gefässe auftraten. Dieselben, die eine früheste Liebhaberei für etruskisch ausgegeben hatte, die dann im Allgemeinen als grie-

chisch erkannt waren, sollten jetzt in ältester Zeit aus Korinth, später aus Athen als eigenes Fabrikat ausgeführt und über die Küstenländer des Mittelmeeres verbreitet sein. Diese Theorie, von Kramer besonders ausgeführt, musste bald beschränkt werden; eine folgende epochemachende Arbeit über Vasenkunde von Otto Jahn nahm schon neben den ältesten Fabrikaten dorischer Werkstätten und der grossen Masse attischer Vasen eine Klasse der Zeit nach jüngster Gefässe als unteritalische Arbeiten an. Kenntnis grade der zahlreichen ganz unbedeutenden und deshalb nicht durch Publication bekannt gewordenen Gefässe wird, wie nach Gerhard, Emil Braun u. A. namentlich Brunn mehrfach darauf hingewiesen hat, die doch noch immer zu durchgängige Zurückführung der Vasen auf Athen noch weiter einschränken.

Zur Weiterführung dieser ganzen Frage nach den Verfertigungsorten der bemalten Thongefässe sehen wir besonders nach erweiterter Beobachtung von Vasenfunden im griechischen Osten aus. Die Gräber dort scheinen allerdings weniger reich ausgestattet oder doch weniger dauerhaft zur Bewahrung ihres Inhalts construiert zu sein, als auf italischem Boden. Sollten wir aber auch wirklich nicht so sehr auf wohlerhaltene Gefässe aus dem griechischen Osten zu rechnen haben, so kann doch sogar eine genaue Beobachtung geringer Scherben bei dem jetzigen Stande unserer Kenntnis von grossem Nutzen sein. In Tausenden von Exemplaren liegen die verschiedenen Formen der Vasen uns vor, so dass oft aus einer kleinen Scherbe mit Hülfe dieser Erfahrung das ganze Gefäss sich reconstruieren lässt. Auch mit den verschiedenen Stylen der Malerei auf den Vasen sind wir hinreichend vertraut, um schon aus einem Fragmente Schlüsse auf den Styl des verlorenen Ganzen machen zu können. Die Scherben, welche wir auf den Feldern um Tiryns und Mykenai auflesen, vervollständigen unsere Vorstellung von vordorischer Kunstübung in Argos; die Bruchstücke von Vasen, die L. Ross bei der Ausgrabung in den tieferen Erdschichten am Parthenon nicht übersah, geben einen wichtigen Anhaltspunkt für das Alter einer bestimmten Art der Vasentechnik und Newtons sorgsame Sammlung vieler Scherben von der Insel Lesbos ist ein musterhaftes Verfahren; wäre auch nur so viel auf allen Plätzen des griechischen Ostens geschehen, so würden wir sehr gefördert sein.

Wenn aber erst einmal in jenen Gegenden die bis jetzt nur noch zu sehr mangelnde einsichtige Nachsuchung allgemeiner beginnt, so haben wir doch auch immer mehr wohlerhaltene Stücke zu erwarten. Das zeigen bereits jetzt die Funde in Südrussland, die uns die überwiegend attische Einfuhr von Thongefässen nach diesem mit Athen handelsbefreundeten Gestade beweisen. In Attika selbst sind merkwürdige, besonders alte Gefässe am Hafen von Altathen, am Phaleron, kürzlich gefunden und soeben geht ein stattliches Gefäss mit sehr vollständiger Darstellung attischer Gebräuche bei der Todtenbestattung aus einem Grabe beim Vorgebirge Kolias hervor. Bei Kleonai rettet man ein höchst alterthümliches Gefäss mit einer Darstellung der Troïlossage von der Hand eines Malers Timonidas aus den Händen der Bauernkinder, denen die Vasen oft genug zum Spielzeuge verfallen. Die Malerei eines wohlerhaltenen Thonbechers aus Argos wirft plötzlich ein neues Licht auf die spärlich verstreuten Ueberlieferungen der Sage von einem Kampfe des Herakles mit dem Hades. Sehr alte Gefässe von ungewöhnlicher Grösse von der Insel Melos mussten nur erst aus dem Gerümpel im königlichen Schlosse zu Athen ans Licht gezogen werden. Zu diesen glücklichen Funden, deren Hergang meistens zeigt, dass mehr solch lohnende Ausbeute nur auf genaue und ausdauernde Nachforschung wartet, gehören denn auch die in der Nekropolis von Kameiros, denen wir die uns vorliegende Vase verdanken.

Neben diesen neusten Funden im griechischen Osten haben wir an italischen Gefässen nicht nur den, wie gesagt, überwiegend grossen schon älteren Vorrath; namentlich der Boden von Unteritalien hat in den letzten Jahren eine bedeutende Zahl neuer Stücke geliefert, darunter einzelne um des dargestellten Gegenstandes willen und durch die Pracht der entwickelten Kunstform sehr blendend. Ich nenne nur eine prächtige Vase mit dem Gemälde der Hesperiden, eine andere mit einer Iliupersis, eine Amazonenvase aus Kumä, deren Zeichnung lebhaft an die der Reliefs vom Mausoleum zu Halikarnass erinnert, und endlich die grosse Amphora aus Kanosa, auf der Dareios Kriegsrath hält, die Provinzen seines Reiches ihren Tribut bringen, und wo neben der am Fusse eines Hermenbildes ihrer grossen Göttin sitzenden Frauengestalt der Asia die der Hellas unter dem Schutze ihrer Nationalgötter erscheint.

Für die kunstgeschichtliche Betrachtung sind nun aber alle diese neuen italischen Funde nur weitere, wenn auch noch so hervorragende Beispiele bereits bekannter Stylarten. Dem gegenüber ist man durch die neusten Funde im griechischen Osten auf eine ganz neue Klasse von Vasen aufmerksam geworden, dergleichen Italien bis jetzt gar nicht aufzuweisen hat. Den letzthin meist sogenannten korinthischen Vasen, die vor die Zeit des wachsenden Einflusses attischer Arbeiten fallen, sehr ähnlich und doch von ihnen auch wieder mannichfach verschieden, muss diese Klasse als die der ältesten bisher bekannten Vasen angesehen werden. Ein solcher Schritt weiter gegen die ersten Anfänge hin ist natürlich für die kunstgeschichtliche Betrachtung von höchster Wichtigkeit; die mehr ästhetische Betrachtung und die vor Allem auf mythologische Deutung der Vasenbilder sehende Archäologie könnten an dieser Vasenklasse gleichgültiger vorübergehen, sind sogar wirklich an ihr vorübergegangen; denn schon seit Jahrzehnten existierten namentlich aus Ausgrabungen auf der Insel Melos, vielleicht auch auf Thera, eine grosse Anzahl von Gefässen der bezeichneten Klasse in den Sammlungen zu Sèvres und zu Leyden, einige auch im Louvre und im brittischen Museum. Fast nur mit Ornamenten, die aber nichts von der sinnvollen Vertheilung und dem Schwunge entwickelter griechischer Kunst ahnen lassen, eher den Producten ganz barbarischer Völker ähneln, dann mit höchst schematisch behandelten Thierfiguren in braunschwarzer Farbe auf mattgelbem Thongrunde bedeckt, boten sie weder dem Künstler Vorbilder des Studiums noch dem Mythologen Gelegenheit gelehrter Erklärung. Deshalb blieben sie von der Publication so gut wie ganz ausgeschlossen und gingen wenigstens nicht in allgemeinere Kenntnis über. Sie sind auch in einem Werke wie die von Otto Jahn im Anschlusse an die Beschreibung der Vasensammlung König Ludwigs in München gelieferte Darstellung der Vasenkunde nicht deutlich gesondert verzeichnet. Und doch dürfen sie unter den ältesten Zeugnissen griechischer Cultur und Kunst nicht ungenannt bleiben. Sie treten da neben die Ornamentsteine vom grossen Grabbaue zu Mykenai und gehören zu den wichtigsten Beweisstücken für eine Cultur- und Kunstübertragung aus den alten Reichen am Euphrat und Tigris nach den griechischen Wohnsitzen.

Unter den buntgehäuften Zierrathen dieser Gefässe fehlte die menschliche Form, fehlte jede Inschrift gänzlich. Bei der Verschiedenheit von beglaubigt griechischen Werken, bei dem Anklange mancher Ornamentformen an die, welche wir aus den assyrischen Ausgrabungen kennen, konnte man an eine Verfertigung durch jene Asiaten auf griechischem Boden, die Phöniker, denken, die allerdings unzweifelhaft eine grosse Rolle in jener Kunstübertragung von Osten nach Westen gespielt haben. Dass sie das thaten, dafür zeugt schon die Ueber-

tragung der Schriftzeichen durch sie; Schrift ist bildende Kunst; woher ein Volk das eine, den Theil, nimmt, nimmt es auch das andere, das Ganze.

Solche Unsicherheit, ob auch wirklich Arbeiten griechischer Hand vorlägen, konnte nur nach dem Auffinden menschlicher Figuren, namentlich aber von Schrift auf Vasen dieser Klasse aufhören. Drei grosse Thongefässe aus Melos lieferten das erstere. Durch ihre Ornamentik glichen sie vielfach den erwähnten ältesten Vasen gleichen Fundorts, aber auf ihnen erschien neben einer nach altasiatischem Typus gebildeten Artemis ein leierspielender Mann, als Apollon kaum zu bezweifeln, erschien ferner eine Kampfscene, die wenigstens im hohen Grade den griechischen Vorstellungen des Achilleus- und Memnonkampfes im Beisein der Mütter glich. Man durfte griechische Ideen in diesen Malereien vermuthen.

Die letzte Unsicherheit schwindet nun bei dem Ihnen vorgelegten Vasenbilde von Kameiros. Mit wieder derselben Technik neben wieder derselben Ornamentik steht hier eine Kampfscene in Anordnung, Zeichnung der Figuren, Einzelheiten der Tracht jener auf der einen melischen Vase so gleich wie ein Ei dem andern und dazu hier zum ersten Male Inschriften, griechische Inschriften, die in dem dargestellten Vorgange einen bekannten, auch homerischen Sagenstoff erweisen. An dem griechischen Ursprunge dieser Vase und damit auch jener von Melos ist nicht mehr zu zweifeln.

Wie schon die ganze Technik und Formengebung dieser Vasenklasse, wie gesagt, den ältesten bisher bekannten Gefässen, den sogenannten korinthischen, sich nähern, so hier auch die Inschriftformen. Das Alphabet auf jenen sogenannten korinthischen Gefässen ist mehrfach behandelt, namentlich von Mommsen mit dem der altkorzyräischen Inschriften zusammengestellt. Auch hier in Kameiros kommt es also von dorischem Boden und dazu passt die sprachliche Form der Namen. Von dem bisher bekannten ältesten Alphabete auf Vasen aus Aigina, Karystos, Korinth, Kleonai, Caere, Vulci, Capua und Nola unterscheidet sich bei sonstiger Uebereinstimmung das der Kameirosvase durch die Form des β und ε; untergeordneterer Art ist die Abweichung in der Gestalt des λ. Das charakteristische ι kommt leider hier nicht vor.

Einen bestimmten chronologischen Anhalt bietet auch die Inschrift nicht, um so weniger, da wir nicht wissen, wie lange alterthümliche Formen an diesem oder jenem hinter der Entwicklung zurückbleibenden Platze des auch in dieser Hinsicht vielgetheilten Griechenlandes sich gehalten haben können. Ueber das fünfte Jahrhundert v. Chr. herab wird man aber die muthmassliche Entstehungszeit der Vase schwerlich mit irgend welcher Wahrscheinlichkeit ansetzen dürfen; vielleicht wird man aber bedeutend höher hinauf gehen können.

Der ganze Styl der Malerei ist offenbar der einer von den dorischen Ansiedlern auf Rhodos — wenn dort das Gefäss wirklich gemacht wurde — aufgenommenen dem Oriente entstammenden Technik. Der ornamentale Theil der Malerei lässt sich ganz analog auf den assyrischen Reliefs nachweisen. Namentlich das Einstreuen rosettenartiger Verzierungen, über welche schon länger Wieseler neue Aufklärungen zu geben verspricht, in dem leeren Grund zwischen den Figuren findet sich dort ebenso, so wie auch Einzelformen des Ornamentes dort in derselben Bildung vorkommen. Ist dem so, so begreift sich, dass das ganze Ornament auf der Vase ein sehr durchgebildetes ist. Das sind keine Anfänge, es ist das Resultat einer lange fortgeübten Kunstweise. Sehr verschieden davon ist die Art der Figurenzeichnung, nicht gerade roh; denn auch in ihnen ist eine sehr bestimmt sich gleichbleibende Art der Formenbehandlung, aber Vergleichungspunkte mit den Figuren assyrischer Reliefs bieten sich hier

gar nicht, es müsste denn in der Zeichnung der menschlichen und Thieraugen sein; es gehört das aber zu einer Beobachtung, für welche ich erst noch weitere Bestätigung abwarten möchte. Es ist wohl begreiflich, dass bei den menschlichen Figuren, wo es sich um Gestaltung eigenthümlich griechischer Sagenvorstellungen handelte, kein von fremdher überkommenes Schema, wie beim Ornament, gebraucht werden konnte, dass da selbständige Versuche gemacht werden mussten.

Eine auffallende Einzelheit verlangt noch Erwähnung: die beiden menschlichen Augen unter dem oberen grössten Ornamente. Auf einer der stylgleichen Vasen von Melos stehen sie unter den Doppelhenkeln, welche da offenbar an die Bogen der Augenbrauen erinnern sollten, und auch hier könnte man meinen, dass die Augen in einem ähnlichen Zusammenhange mit jenem grossen Ornamente gedacht seien. Dieses ornamental angebrachte Augenpaar, bald allein, bald mit einer Nase dazwischen, ist ausserordentlich häufig auf griechischen Gefässmalereien aus späterer Zeit; es kommt auch ein einzelnes Auge allein vor. Die Bedeutung ist kurz gesagt dieselbe wie die des vollanblickenden Gesichtes des Gorgoneion, bei welchem nicht umsonst die übrigens in altgriechischer Kunst herrschende Profilzeichnung ganz constant vermieden ist; das schreckende Anblicken ist eben das Wesentliche. Gorgoneion oder Augen allein, das Ganze oder eine Abkürzung, ist beides eine besonders beliebte Form des *ἀποτρόπαιον* gegen Zauber und allerlei bösen Einfluss. Otto Jahn hat das in grösserem Zusammenhange dargelegt. Hier muss der Schutz wohl dem ganzen Gefässe und damit dem, der es gebrauchte, gegolten haben. Sonst kommt das schützende Abzeichen des Auges als Schildzeichen vor. Kolossal steht ein Augenpaar mit Nase auf der alten Stadtmauer von Thasos, wie sonst ebenso Unheil abwehrend das Amulet des Phallos auf altitalischen Städtemauern gefunden wird und das volle Gorgoneion, ein Kyklopenwerk, in Argos zu sehen war.

Die durch die Inschriften erklärte Kampfscene führt uns einen Sagenvorgang vor, den auch unsere Ilias behandelt. Die Art, wie er zur Anschauung gebracht ist, steht offenbar der homerischen Vorstellungsweise sehr nahe. Unter den Waffenstücken erläutert der mit dem *λόφος* versehene Helm mit seinen festen Backenstücken das homerische *χαλκοπάρῃος*; unter dem *θώρηξ* liegt ein kurzer *χιτών*; die Beine schützen die *κνημῖδες*. Zu Wehr und Angriff kommen Schild und Speer hinzu; das Schwert fehlt hier. Von zwei Schilden sieht man die Innenseite, die mit ornamentalen Linien, namentlich den beliebten von der ionischen Architectur besonders ausgebildeten Voluten, die auch auf den Panzern erscheinen, gefüllt ist. Hektor trägt aussen auf seinem Schilde einen fliegenden Vogel; vielleicht ist ein Adler gemeint. Es ist das ein häufiges Schildzeichen, vielleicht vom glückbedeutenden Vogelzeichen hergenommen; einen besondern Bezug etwa auf dem Träger des Schildes darf man, wie umfassende Beobachtung bildlicher Darstellungen gezeigt hat, nicht annehmen. Im Einzelnen wiederholt sich hier der Verzierungsstyl des Ganzen: auch auf dem Schilde sind die leeren Räume des Grundes um den Vogel mit Rosetten gefüllt.

Fassen wir endlich noch die dargestellte Scene selbst ins Auge.

Gefallen, aber mit offenem Auge, liegt Euphorbos, der Troër, am Boden; vor ihm steht Menelaos, weit ausschreitend, den Schild vorhaltend und den Speer gezückt, um die Stellung mit homerischen Worten zu zeichnen:

πρόσθε δέ οἱ δόρυ τ' ἔσχε καὶ ἀσπίδα πάντοσ' ἴσην.

Ihm entgegen tritt in gleicher Kampfstellung — denn diese älteste Kunst hat ihre stehenden Formeln wie das Epos — Hektor. Es ist also eine Begegnung, welche an die

Μενελάου ἀριστεία im 17. Buche unserer Ilias erinnert. Es ist gewiss nicht von vorn herein als unmöglich zu bezeichnen, dass dem dorischen Vasenmaler die Sage auch auf anderm Wege, als etwa gerade durch das auch uns erhaltene ionische Epos zugetragen sei. In der That ist nun aber der Vorgang, wie ihn das Vasenbild darstellt, genau so der homerischen Darstellung nicht zu entnehmen. Menelaos tritt auf der Vase tapferer hervor; er steht wirklich im Kampfe über dem gefallenen Euphorbos dem Hektor gegenüber. In unserer Ilias hält er ihm dagegen nicht Stand; er verlässt die Leiche des Euphorbos, als Hektor naht, weicht zurück und steht erst wieder, nachdem er seine Kampfgenossen erreicht hat. Als er dann zusammen mit Aias wieder vorrückt, ist vom Euphorbos weiter nicht die Rede, und Aias ist es, der nun schützend vor die Leiche des Patroklos tritt, um die der weitere Kampf entbrennt.

Das Vasenbild aus dem Grabe von Kameiros ist eine bescheidene Blüthe von dem grossen Sagenbaum der trojschen Kämpfe, aber, wenn nicht der Maler einfach ungenau mit der ihm überkommenen Sage verfuhr oder selbst der mit Absicht umändernde war, auf einem andern Zweige gewachsen, als dem der Erzählung unserer Ilias.

Nach Beendigung des Vortrages erhob sich Herr Professor Wieseler aus Göttingen und sprach Folgendes:

Ich kann es mir nicht versagen, dem verehrten Präsidium ganz besonders zu danken, dass es uns mit diesem Vasengemälde als Festgabe erfreut hat. Es handelt sich bei demselben nicht allein um ein für griechische Kunsttechnik wie für griechische Kunstgeschichte überall für Griechenland sehr wichtiges Denkmal, sondern es handelt sich auch um ein Blatt der Geschichte der Cultur im allgemeinen, wenn auch nur um ein kleines. Ich stimme ganz der Ansicht bei, nach welcher die Verzierungen, mit denen dieses Gefäss übersät ist, aus Mittelasien nach Griechenland gekommen sein sollen. Eine kleine Bedenklichkeit freilich könnte gerade dies Bild und das andere von Herrn Prof. Conze erwähnte in Betreff der beiden Augen erregen. Ich kenne diese beiden Augen auf keinem Denkmale, das dem asiatischen Boden angehört, wol dagegen auf Denkmälern, die in Aegypten gemalt sind. Nun war meine frühere Ansicht, dass diese Vasen auf Aegypten zurückzuführen seien; ich bin inzwischen aber überzeugt, dass die Ansicht keine Stütze darin findet. Es werden die beiden Augen, in deren Deutung ich wesentlich mit Herrn Prof. Conze übereinstimme, auch auf Asien zurückzuführen sein. Unter anderen Einzelheiten mache ich hier nur auf das sogenannte Hakenkreuz aufmerksam, von dem so viel die Rede gewesen ist. Dieses Hakenkreuz findet sich nicht allein in Mittel- und Westasien, nicht allein in Griechenland, sondern auch in Italien. Es ist auch nach Gallien hinübergewandert, wir finden es in Britannien, in den scandinavischen Ländern und dann in Deutschland. In Deutschland ist es noch auf Bildwerken des Mittelalters zu finden. Auf der anderen Seite finden wir es im äussersten Asien, vorzugsweise auf Monumenten, die dem Buddhismus angehören; es ist das Svastika, das heilige Zeichen der Buddhisten. Es wird aller Wahrscheinlichkeit nach auch nach Amerika mit dem Buddhismus hinübergewandert sein. Die Bedeutung des Svastika ist uns bekannt, es ist das Heilszeichen. Ursprünglich indes ist das Hakenkreuz nichts anderes als ein siderisches Zeichen, und für Gestirnzeichen halte ich auch die übrigen Zeichen dieser Vase, die aus concentrischen Kreisen bestehen, die Rosetten. Die Anschauung, nach der man eine Blume mit einem Stern vergleicht, ist im alten Asien, wie sich nachweisen lässt, gäng und gäbe. Für die Beantwortung der Frage, wie sich diese Zeichen so weit verbreitet haben, gibt es nun

zwei Gesichtspunkte. Zunächst ist es bekannt, dass in früher Zeit schon Kunstwerke, Handwerkerarbeiten aus Mittelasien nach Griechenland gebracht sind. Der zweite und hauptsächlichste Grund der weiten Verbreitung dieser Zeichen liegt aber unzweifelhaft in ihrer Bedeutung als Lichtzeichen. Die Astrologie, die ihren Sitz in Mittelasien hat, ist über die ganze Welt verbreitet gewesen, und mit ihr sind auch diese Zeichen so weit herumgewandert.

Da auf die Anfrage des Präsidenten sich niemand zur Fortsetzung der Debatte über den Vortrag erhob, zeigte derselbe an, dass Professor Pfeiffer aus Wien eine Anzahl von Exemplaren der von ihm edierten „Niederdeutschen Erzählungen aus dem 15ten Jahrhundert" zur Vertheilung übergeben habe. Darauf folgte der Vortrag des Herrn Dr. Onno Klopp aus Hannover:

Ueber Leibniz als Stifter wissenschaftlicher Akademien.

Die hochgeehrte Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner ist dies Mal in einer Stadt zusammengetreten, die 40 Jahre lang das Glück hatte, die zweite Heimat eines deutschen Mannes geworden zu sein, dessen Geist die Fülle des Wissens seiner Zeit nach allen Richtungen hin in sich fassend, nach vielen Richtungen hin eine Leuchte ist für unsere Zeit und noch sein wird für späte Geschlechter. Gestatten Sie mir, dass ich an diesem Orte Ihnen in kurzen Umrissen ein Bild dessen zeichne, was Leibniz selber durch das Mittel der Vereinigung erstrebte, und wie seine Thätigkeit von Anfang bis zu Ende darauf gerichtet war. Ich gebrauche den allgemeinen Ausdruck: der Vereinigung, um die Sache nun sofort schärfer zu fassen. Denn der neuere Gedanke einer Versammlung von Berufsangehörigen zum Zwecke des persönlich einander Bekanntwerdens, der jährlich einmaligen Besprechung und Verhandlung von Gegenständen des Berufes, ein Gedanke, der nur ausführbar ist in Folge der reichen Verkehrsmittel unserer Zeit, konnte vor nun beinahe 200 Jahren nicht aufkommen. Die Ziele, die Leibniz ins Auge fasst, sind geschlossene Vereine fester Mitglieder zu bestimmten, nicht blos rein wissenschaftlichen, sondern wissenschaftlich-praktischen Zwecken. Und in dieser Beziehung, meine Herren, ist die Thätigkeit von Leibniz umfassender, bedeutender als bisher bekannt, oder wenigstens als in einem Ueberblicke zusammengestellt und dadurch hervorgehoben ist.

Denn, dass ich es hier gleich kurz ausspreche: Dieser Gedanke der Stiftung von Societäten zu wissenschaftlich-praktischen Zwecken ist bei Leibniz nicht ein nur ein- oder mehrmaliger, durch zufällige Umstände, durch günstige Gelegenheiten vielleicht hervorgelockter, sondern er entspringt unmittelbar nothwendig aus der sittlichen und intellectuellen, ja dass ich noch mehr sage, aus der religiösen Grundanschauung von Leibniz. Denn diese ist, man kann es nicht genug wiederholen, die Wurzel alles seines geistigen Lebens und rastlosen Schaffens. Das wahre Ziel aller menschlichen Thätigkeit ist ihm die Ehre Gottes. Die Ehre Gottes aber wird gesucht in dem Streben für das Gemeinwohl der Menschen.

Doch hören Sie die Kette seiner Sätze mit seinen Worten.

Die wahre Politik (*vera politica*), sagt er, besteht in der Erkenntnis des eigenen höchsten Nutzens. Der höchste Nutzen eines Jeden aber ist: angenehm zu sein vor Gott. Angenehm vor Gott ist alles Dasjenige, was bezweckt die Vervollkommnung des menschlichen Geschlechtes. Diese Vervollkommnung besteht darin, dass das menschliche Geschlecht die möglichst hohe Stufe der Weisheit und der Macht erreiche. Die Weisheit und die Macht der Menschen wird gemehrt auf zweierlei Weise, nämlich einestheils, indem Wissen-

schaften und Künste fortgebildet oder auch neu erfunden werden, anderntheils dadurch, dass die Menschen vertraut werden mit den bereits bekannten. Sie werden mit denselben vertraut und leben sich in sie hinein, wenn sie von Jugend an erzogen werden zur Frömmigkeit, zur Mässigkeit, zur Sorge für die Gesundheit, zur Bescheidenheit, zur Arbeit, kurz zu allen Tugenden; wenn dagegen die Gelegenheit des Fehls ihnen benommen, wenn weder Gutes noch Böses verborgen bleibt, wenn für jenes der Lohn, für dieses die Strafe in sicherer Aussicht steht; endlich wenn den Menschen die Möglichkeit des Widerstreits der Meinungen thunlichst entzogen, und dagegen die Nothwendigkeit gegenseitiger Geduld und Liebe zur vollen Ueberzeugung gebracht wird.

Vermehrt werden dagegen die Wissenschaften und Künste sowohl durch einen möglichst allgemeinen Austausch der Ideen, als durch scharfe und gewissenhafte Forschung.

Beides, die Erfindung des neuen, wie die Mittheilung des vorhandenen Wissens kann geschehen sowohl durch Einzelne für sich, als durch die vereinigten Kräfte einer Gesellschaft. Nun ist es aber einleuchtend, dass die verbündeten Kräfte Vieler unendlich mehr Frucht schaffen, als die zerstreuten Mühen der Einzelnen, die sich verhalten gleich dem Sande ohne Kalk.

Ich habe hier mit kurzen von Leibniz selbst hergenommenen Worten den Grundzug zu zeichnen gesucht. Die Formen, in denen derselbe hervortritt, mögen wechseln und sich wandeln: das Wesen bleibt. Wie der Keim im fruchtbaren Boden nur des lebenerregenden Sonnenstrahls harrt, um frisch empor zu schiessen: so harrt dieser Grundgedanke in der Seele von Leibniz nur der Gunst der äusseren Umstände, um sofort mit Macht hervorbrechend Gestaltung zu gewinnen. Und ob auch immer wieder auf's neue die Unbill der Stürme von aussen verheerend und vernichtend über den jugendlichen Spross dahin fährt: die Triebkraft bleibt unverletzt. Die volle Energie ist da von Anfang bis Ende. Die ersten Entwürfe einer Societät zu wissenschaftlich praktischen Zwecken sind aus den Jahren 1667 und ferner, wo Leibniz eben das dritte Jahrzehent seines Lebens begonnen: der letzte, noch nach dem grossartigen Entwurfe der Societät von Wien, ist geschrieben am 28. October 1716, vierzehn Tage vor dem Tode des 70jährigen Greises. Sie sind Kinder desselben Geistes. Ja sogar das speciellere Ziel ist dasselbe: die Befreiung der deutschen Literatur von dem Joche literarischer Speculation, und die Organisation derselben im Interesse eines wahrhaft geistigen Schaffens.

Diese erste praktische Gestaltung der Grundidee von Leibniz ergab sich durch die Anregung, welche die äusseren Umstände seiner Lebensstellung ausübten. Sie wissen: er war von Hause aus Jurist. Seine Schrift: *nova methodus docendi discendique iuris*, die er 20jährig auf der Reise von Leipzig nach Nürnberg unterwegs in den Wirthshäusern geschrieben, bahnte ihm den Weg zu Johann Philipp von Schönborn, Kurfürsten von Mainz. Dort, in Frankfurt und Mainz, trat er in ein vertrautes Verhältnis zu Boineburg, früherem Staatsminister von Kurmainz, einem Freunde und Förderer jegliches wissenschaftlichen Lebens. Durch Boineburg's Empfehlung und Vermittelung kam Leibniz in Verbindung mit einigen Mitgliedern der französischen Akademie in Paris und der königl. Societät in London. Der König Karl II. hatte die letztere gegründet, um wie Leibniz sagt, die müssigen begabten Köpfe in Arbeit zu stellen und sie von Staats-Intriguen abzuhalten. Deshalb nahmen der König, der Herzog von York und der Prinz Robert unmittelbar selbst daran Theil. Der erste als eifriger Mathematiker beschäftigte sich mit dem Probleme der Länge; der letzte als Chemiker erfand das Prinz-Metall. — In Frankreich hatte sich der Gedanke einer Akademie

schon vor dem Regimente des Cardinals Richelieu geregt, ward dann durch diesen aufgenommen, und nachher durch Ludwig XIV. und Colbert zur Entwickelung gebracht. Sie hatten zunächst einen praktischen Zweck. Denn Colbert, dessen erstes Bestreben es war, die Einkünfte seines Königs zu vermehren, wandte darum seine Sorge auf Handel, Schiffahrt und Fabriken. Demgemäss wies er der Akademie als Hauptzweck an die Wissenschaft der Natur und der Mathematik. Indem Leibniz sich dies alles vergegenwärtigt, indem er erwägt, dass die anderen Länder folgen, dass namentlich Dänemark und Schweden aus ähnlichen politischen Gründen wie England das Beispiel desselben nachahmen werden, wendet er sich klagend an sein Vaterland. Und was thun wir Teutsche, ruft er klagend aus, die wir an geistiger Begabung, an Erfindungskraft und Fleiss, die erste aller Nationen sind?

Die Ideen für die Zwecke einer deutschen wissenschaftlich-praktischen Societät wogten damals in der Seele des jugendlichen Leibniz daher wie ein voll fluthender Strom. Es liegt aus jener Zeit ein Entwurf solcher Art vor, dessen Consequenzen das ganze Universum der menschlichen Thätigkeit aufgesogen hätten. Allein es war Leibniz nicht blos die Gabe des Schaffens zu Theil geworden, sondern auch diejenige des Maasses und der Beschränkung. Es mag freilich dieses sein damaliges Maass vielen Zeitgenossen als maasslos erschienen sein. Nachdem nämlich in den Besprechungen mit Boineburg die weiten Ideen auf einen mehr praktischen Boden eingeengt waren, stellte sich als das Ziel derselben fest: Die Leitung des Literaturwesens in Deutschland.

Hierzu boten sich Anhaltspunkte. Der Kaiser hatte in Frankfurt, dem damaligen Hauptsitze des deutschen Buchhandels, ein Commissariat zur Ueberwachung desselben. Diese Behörde erfüllte nicht ihren Zweck: sie war nicht hinderlich, aber auch nicht förderlich. Leibniz machte dem Kurfürsten Johann Philipp, dem vortrefflichen Schönborn, dem in der deutschen Geschichtschreibung erst in unserer Zeit durch die Bemühungen Guhrauer's ein Theil der ihm gebührenden Anerkennung dargebracht ist, den Vorschlag, dass der Kurfürst als Erzkanzler des Reiches in Deutschland Anspruch erheben möge auf die Inspection der gesammten Literatur. Der Kaiser, der längst des Commissariats in Frankfurt müde sei, werde zustimmen. Und dann möge der Kurfürst zum Zwecke der Hebung des gesammten deutschen Literaturwesens eine Societät von Gelehrten gründen, ihr selber vorstehen und sie leiten durch seine Deputierten. Dieser Societät solle obliegen, den allgemeinen Verkehr der deutschen Gelehrten zu unterhalten. Sie solle eine Universal-Bibliothek sammeln. Sie solle das Wissenswürdige aller Gebiete in kurze Uebersichten drängen. Sie solle sich in Verbindung setzen mit den Societäten von England, Frankreich und Italien. Sie solle besonderen Fleiss verwenden auf die Heilkunde und die Mathematik. Sie solle feste Versammlungen zu Frankfurt halten. Sie solle sich beschäftigen mit allen Gebieten des Wissens: nur solle das, was zur Religion gehöre, nicht Sache der Societät, sondern der Einzelnen sein. Sie solle namentlich und vor allen Dingen sich die Aufgabe stellen, zu verhüten, dass nicht die wahre wissenschaftliche Literatur erdrückt werde durch das wuchernde Unkraut der schlechten, welche auf den Hang der Menschen zur Seichtigkeit und Oberfläche und Schlimmerem noch mit Erfolg speculiere, und dadurch das wahrhaft Gute nicht aufkommen lasse.

Die Mittel zur Erhaltung einer solchen Societät würden sich gewinnen lassen durch die Einführung der Stempelsteuer auf Papier; denn Verwandtes müsse Verwandtem dienen.

Zunächst aber fasst Leibniz die Sache des Literaturwesens für sich selber ins Auge. Er wendet sich an den Kaiser Leopold mit der Bitte um ein Privilegium auf eine halbjährliche

Zeitschrift, welche, ohne zu loben noch zu tadeln, nur als berichtender Auszug den *nucleus*, den Kern aller erscheinenden Bücher, in gedrängten Zügen vorführen solle.

Der Kaiser Leopold wusste bereits von Leibniz. Es war diesem nicht unbekannt, dass Leopold, selber Mathematiker, die Schrift: *de arte combinatoria*, in welcher Leibniz die Grundlinie der Combinationslehre gezogen, mit Interesse gelesen und sich sehr günstig über die neuen Ideen des Verfassers ausgesprochen hatte. Dennoch scheiterte die Bitte von Leibniz an der Forderung des Privilegs. Es lasse sich den *ingeniis*, hiess es, bevorab in freien Künsten, der Weg nicht versperren, ihre Talente zu gemeinem Nutzen zu gebrauchen.

Bei dem Kurfürsten Johann Philipp aber mussten die Plane des Friedens schweigen vor den Wolken des Kriegsgewitters, das unheildrohend im Westen heraufzog. Die nächste und alles andere verschlingende Sorge war, das Staatsschiff da herdurch zu steuern.

Das Scheitern seiner Hoffnungen und Entwürfe beugte Leibniz nicht danieder. Die Quelle derselben war unversiegbar, und rasch und nachdrücklich drängten neue sich hervor. Der grossartigste dieser Entwürfe ist der Gedanke, dem Könige von Frankreich einen Angriff auf Aegypten vorzuschlagen. Mit der Zustimmung seines Kurfürsten, mit der am französischen Hofe vorher acceptierten Empfehlung Boineburg's begibt sich dann der 25jährige deutsche Gelehrte nach Paris, nicht blos freilich, um diesen seinen Entwurf vorzubringen, sondern zugleich, um seinem unstillbaren Wissensdurste dort im Zusammensein mit den berühmten Männern der Akademie mehr Befriedigung zu verschaffen, als in Mainz es möglich war, und dann — die so erlangten Kenntnisse heim zu tragen für Deutschland.

Auch jener erstere Plan war nur scheinbar mehr im französischen Interesse als im deutschen.

Bereits zwei Jahre früher hatte Leibniz mit völliger Klarheit erkannt, welches besondere Ziel früher oder später die französische Politik sich stecken müsse. „Es ist Frankreich von der Vorsehung vorbehalten, sagt er, das ihm gegenüberliegende Afrika anzugreifen, die Raubnester dort zu zerstören, Aegyptens selber, eines der bestgelegenen Länder der Welt, sich zu bemeistern.“ Daran knüpft er dann nachher den Gedanken der Canalisierung von Suez durch Frankreich und der Folgen desselben für die Verbindung Europa's mit dem Oriente.

Von diesen Worten eines jungen deutschen Gelehrten im Jahre 1670 haben bei ihren Entwürfen im 18. Jahrhunderte weder der Minister Choiseul, noch Napoleon Bonaparte, noch im Jahre 1830 der König Karl X. auch nur die leiseste Kunde gehabt.

Man hat die hochbegabten Geister, deren Blick hinausreicht über ihre Zeit, verglichen mit den schneebedeckten Gipfeln der Alpen, die zuerst der Strahl der aufsteigenden Sonne trifft. Sie glühen und leuchten und verkünden den nahenden Tag; aber das Thal tief unten und die Ebene deckt noch die Nacht.

Indem Leibniz in voller Klarheit erkannte, was einmal die Richtung der französischen Politik sein würde, hoffte er schon damals dieselbe herbeizuführen zum Heile Deutschlands. Es ist die Zeit, meine Herren, wo in unseren Städten und Dörfern bis an die Ufer der Ost- und Nordsee täglich der Klang der Glocke mahnte zum Gebete wider die Türkennoth. Der erste Streich aber, den in solcher Art der französische König gegen die Türken führen würde, machte für ihn ein ferneres Zusammengehen mit denselben unmöglich, sicherte dadurch für Deutschland die Ruhe vor den endlosen Angriffen von Ost und West, machte Frankreich zum natürlichen Bundesgenossen von Deutschland, und verbürgte dadurch mit

dem Frieden Europa's die raschere Entfaltung von Kunst und Wissenschaft in dem Wetteifer beider Nationen. Das war der tiefere Sinn des Planes von Leibniz. Es kam nicht so. Ludwig XIV. wollte sich seine östlichen Freunde für gelegene Zeiten erhalten. Er verwarf den Vorschlag von Leibniz, und ein Jahrzehent später gruben die Türken ihre Minen unter den Basteien von Wien.

Zum geistigen Ersatze für seine fehlgeschlagene Hoffnung fand Leibniz in Paris die Grundzüge seiner Differential-Rechnung. Er legte das Modell seiner Rechenmaschine der englischen Societät in London vor, und sie erwählte einstimmig ihn zum Mitgliede. Führte die Pariser Akademie damals diese Absicht noch nicht aus, so erfreute sich Leibniz des Umganges und der Achtung der ersten Mitglieder der verschiedensten Richtungen. Mit Huygens von Zuylichem trieb er Mathematik und Mechanik, mit Antoine Arnaud Philosophie und Theologie, mit Anderen Anderes. Daneben verfasste er für deutsche Fürsten staatsrechtliche Gutachten in Ehesachen, über die damalige politische Lage und dergl. Huet, der Erzieher des Dauphin, später Bischof von Avranches, gewann ihn für die Ausgabe der Classiker *in usum Delphini*, und Leibniz widmete sich dem *Martianus Capella*.

Es dürfte Mancher meinen, ein solcher Geist werde auch sein Aeusseres entsprechend ausgebildet haben. Er selbst fühlt, dass dies nicht der Fall sei. Einem Freunde, der ihn dem dänischen Minister, Grafen Güldenlöw, empfohlen, erwiderte er geradezu: *Je confesse de ne donner pas trop bonne opinion de moi au premier abord.*

Charakteristisch in dieser Beziehung ist folgender Vorfall, den er selbst sich aufgezeichnet, unter der Ueberschrift: *Auctoritas personae praevalet rationibus.* „Ich kam, sagt er, zu Paris in einen Buchladen, wo die *critique de la recherche de la vérité* verlegt. Ich fing an ungefähr von dieser Materie zu reden; aber da war dem Buchhändler und der dort befindlichen Gesellschaft nichts eben. Ja als ich von ungefähr sagte, es sei eine *materia metaphysica*, lachte der Buchhändler mich aus; und ein Anderer, der dabei stand, fragte, ob ich denn gar den Unterschied zwischen Logik und Metaphysik nicht wüsste. Ich musste selbst mit lachen, während ich bei mir stillschweigend bedachte, wie lächerlich die Menschen ratiociniren, und wie sie auf nichtige *externa* gehen, die ihnen das Gemüth einnehmen und selbst die Vernunft anstecken."

„Indem wir nun also reden, kommt der Autor des obgedachten Buches in den Laden. Der kannte mich vorlängst, machte mir ein gross mächtig Compliment, nannte mich einen *illustre*, und sagte in einem Athem so viel Dinges von meinen Qualitäten, dass der Buchhändler und die Beistehenden Maul und Nase aufsperrten. Da hätte man sehen sollen, was sie mir alle für Complimente schnitten. Was ich sagte, war recht und ward applaudirt. Und habe ich niemals noch so sichtbarlich gemerkt, was bei den Menschen die Praeoccupation und das Ansehen vermöge." —

Nach vierjährigem Aufenthalte in Paris gestaltete der innere Drang, seinem Vaterlande und der Menschheit zu nützen, bei Leibniz abermals den Grundgedanken seiner Seele zu einem Plane. Es war dies der Plan eine deutsche Societät zu gründen zum Zwecke der Anwendung der Naturwissenschaften auf die Erfordernisse des Lebens. Wir wollen uns verbinden, ruft er aus, zu einer thatkräftigen Wissenschaft, um Gott anzubeten in seinen Werken und dem Vaterlande durch eine wahrhafte, weil thätige Liebe zu nützen. Wir wollen dies thun unter dem Zeichen des kaiserlichen Adlers. — Damit es nicht scheine als suche er damit seine Ehre oder seinen Vortheil: so wollte er diesen Entwurf namenlos in die Welt ausgehen

lassen, ob derselbe vielleicht deutsche Gelehrte zur Zustimmung und Aufnahme des Gedankens bewege. Leibniz hat dann 48 Namen meist deutscher Gelehrten hinzugefügt, an die er deshalb schreiben wollte. Dass dies geschehen ist, bezweifle ich. Wenn ferner auch die Schrift wirklich ausgegangen ist, so hatte sich Leibniz durch die Anonymität selber die Möglichkeit abgeschnitten, der Mittelpunkt etwaiger Zustimmungen zu werden.

Gerade damals aber hatte sich ihm zur Ausführung seiner Gedanken für das Gemeinwohl ein anderes Mittel geboten. Der Herzog Johann Friedrich hatte ihn definitiv nach Hannover berufen.

Leibniz folgte gern; denn sein früherer Beschützer, der Kurfürst Johann Philipp von Mainz, war nicht mehr. Nur dieser, sagt Leibniz, würde mir die Wahl schwer gemacht haben. Denn es ist merkwürdig zu sehen, wie diese beiden hochbegabten Männer, der Herzog Johann Friedrich und Leibniz, von Anfang an einander anziehen. Bei dem ersten Berichte, den man bereits im Jahre 1669 dem Herzoge über Leibniz machte, erwiderte er, dass er streben werde diesen jungen Mann für sich zu erlangen. Von da an berichtet Leibniz dem Herzoge über sein Thun und Treiben, seine Studien, seine Entwürfe. Bekannt ist von diesen Berichten namentlich derjenige vom September 1671 nach einer Audienz, die Leibniz in Mainz bei dem durchreisenden Herzog gehabt hatte. Man hat wohl einmal die Ansicht ausgesprochen, dass das Bewusstsein der eigenen Leistungen von Leibniz in diesem Schreiben etwas stark ausgeprägt sei. Allein dem widerspricht, dass das Wohlwollen des wissenschaftlich selber hochbegabten Herzogs in Folge dieses Briefes nur noch stieg. Gegen das Ende des Jahres 1676 kam Leibniz nach Hannover.

Die erste und literarisch wichtigste Leistung von Leibniz unter dem Herzoge Johann Friedrich ist der *Caesarinus Furstenerius*. Die Arbeit ist nicht eine eigentliche zur Ueberreichung bestimmte Staatsschrift; denn sie trat unter jenem Namen gedruckt zu Amsterdam in die Welt. Sie vertheidigt das *ius suprematus* der deutschen Fürsten unter dem Kaiser; allein sie geht weiter, und entwickelt sich von diesem einen Punkte aus zu einem vollständigen und getreuen Bilde der Zustände des Reiches im 17. Jahrhundert, als eines Föderativ-Systems unter dem Kaiser als Oberhaupt. Es ist eine Schrift, welcher weder eine damalige noch eine spätere Leistung auf diesem Gebiete an die Seite gestellt werden kann: eine Schrift — verzeihen Sie mir, meine Herren, wenn ich für Manchen hier vielleicht ein Paradoxon ausspreche — die um ihres Inhaltes willen es verdient, in den Primen unserer Gymnasien gleich den Schriften der Alten gelesen und erklärt zu werden. Ist die Form dem kritischen Auge des Philologen nicht überall gleich glatt und rund: so ist der Inhalt lauter Kern und Kraft.

Das Verhältnis der beiden Männer ward mit der Zeit ein vertrautes. Leibniz sah einen seiner hauptsächlichsten Wünsche erreicht. Ein Fürst, der selbstthätigen Antheil nähm an der Entwickelung der Künste und Wissenschaften seiner Zeit, der aus eigenem inneren Drange begierig war, hilfreich und förderlich jeglichen Keim solcher Art zu hegen und zu pflegen, lieh seinen Vorschlägen und Planen ein offenes Ohr. Das Ziel derselben, um welches nur diese Beiden wussten, war nicht ein geringes. Es ist Ihnen bekannt, meine Herren, dass Leibniz Entwürfe gemacht zur besseren Ausbeute der Bergwerke am Harze, ferner dass er selber Jahre lang dort an Ort und Stelle für die Ausführung derselben gearbeitet hat. Aber ein besonderer Zweck des Unternehmens, wenn es gelänge, ist nicht bekannt:

nämlich auf diesen höheren Ertrag eine dauernde Societät zur Förderung von Wissenschaft und Kunst für Deutschland hier in Hannover zu gründen.

Der Herzog Johann Friedrich ging in alle diese Vorschläge ein, und Leibniz machte sich mit Eifer an das Werk. Aber bereits einige Monate nach dem definitiven Beschlusse nahm der Tod den Herzog hinweg.

Der neue Herzog, spätere Kurfürst Ernst August, und nicht minder seine Gemahlin Sophie übernahmen das Erbtheil der Gesinnung ihres Bruders gegen Leibniz. Namentlich das Verhältnis der Kurfürstin zu dem Gelehrten steht sowohl in der Dauer von mehr als 30 Jahren, als in der ungetrübten Werthschätzung und dem vollen Vertrauen von beiden Seiten, in dieser Art vielleicht beispiellos in der Geschichte da.

Nicht minder genehmigte Ernst August die Entwürfe von Leibniz für den Bergbau im Harze. Der Erfolg hat den Hoffnungen nicht entsprochen; allein das Urtheil späterer Sachkundiger hat die Schuld der Vereitelung nicht Leibniz beigemessen. Als die wichtigste Frucht dieser seiner Mühen und Arbeiten blieb für die Nachwelt die *Protogaea*.

Die Zeit war nicht danach angethan grössere Entwürfe des Friedens gedeihen zu lassen. Denn nicht Frieden für Deutschland vergönnten die unablässigen Angreifer von Osten und Westen, sondern nur einen Stillstand der Waffen. Leibniz vertagte seine umfassenden Plane. Er suchte Kleineres zu erreichen, wo dies noch möglich schien. Ich erwähne ein Beispiel.

Im Jahre 1681 verwarf er die Meinung des Cartesius, dass die Declination der Magnetnadel durch zufällige und locale Ursachen bedingt sei. Es müsse vielmehr ein bestimmtes Gesetz darüber obwalten, und dieses Gesetz sei zu finden durch eine lange Reihe von Beobachtungen von Ost nach West. Die Feststellung dieses Gesetzes werde von unendlichem Nutzen für die Menschheit sein. Denn ich zweifle kaum mehr, ruft er aus, dass durch die wunderbare Güte der Vorsehung das Geheimnis der Auffindung der Länge beschlossen liege in der Declination der Magnetnadel. Zu diesem Zwecke fordert er auf zur Bildung einer magnetisch-mathematischen Societät über Deutschland. Seine Freunde in Nürnberg und Frankfurt lobten und priesen ihn für diese Anregung, aber bei dem Lobe und Preise ist es geblieben.

Ein anderes Object zur Stiftung einer Societät that sich auf im Jahre 1688. Sämmtliche drei damalige Linien des Welfenhauses hatten Leibniz zu ihrem Historiographen ernannt. In ihrem Auftrage begab er sich nach Süddeutschland und Italien, um dort, wo einst dies älteste der deutschen Fürstengeschlechter mächtig geherrscht, die Denkmäler der Geschichte desselben zu erforschen. In Frankfurt a. M. lebte der berühmte Orientalist Hiob Ludolf. Aus den Besprechungen beider Männer erwuchs der grossartige Plan einer kaiserlich-deutschen historischen Societät. Leibniz übernahm es in Wien den Plan vorzulegen.

Der Plan setzt als Hauptzweck die Ausarbeitung genauer und zuverlässiger Annalen der deutschen Geschichte, und zwar von Anfang an, mit sorgfältiger Berücksichtigung der Vertheilung in die Stämme und über die Länder, ferner mit zuverlässiger Angabe der Merkmale des Fortschrittes von der Barbarei zur Cultur, besonders der allmählichen Einführung des Christenthums, ferner der Uebertragung des *Imperium Orbis Christiani* auf die deutsche Nation, und der Anerkennung dieses *Imperii*. Es soll genau angegeben werden der Ursprung, das Wachsthum oder die Verringerung erlauchter Familien, der Kirchen, der Gründung der Städte, ihrer Verfassungen, der Gesetze, der Bildungsanstalten. Wir sehen, es ist dem We-

sen nach derselbe Plan, nach welchem Leibniz später die *Annales Imperii Occidentis Brunsvicenses* ausgearbeitet hat. Die Mitglieder der Societät sollten nämlich sich in die grosse Aufgabe so theilen, dass jeder sich einen Kaiser, einen Zeitabschnitt auswählte. Man wollte sich möglichst über die Principien verständigen, ohne der Individualität Fesseln anzulegen. Ein gemeinsamer Director sollte an die Spitze gestellt werden; allein da es einer einzigen Person nicht möglich sei die Correspondenz nach allen Seiten zu führen: so sollte in jedem Kreise des Reiches ein besonderer Director der Mittelpunkt sein. Die Direction im niedersächsischen Kreise wurde sofort für Leibniz bestimmt.

Leibniz legte in Wien den Entwurf vor; aber er fügte demselben besondere eigene Gedanken hinzu. Mir genügt nicht, sagte er, die Kenntnis der Vergangenheit an sich: ich will zugleich Bedacht nehmen auch auf die Gegenwart und die Zukunft. Es ist mein Grundsatz bei allen Dingen des Wissens auch nach dem Nutzen für das Gemeinwohl zu fragen. Und da hat sich meiner Beobachtung die Erfahrung aufgedrängt, dass die mangelhafte Kenntnis der Geschichte den Rechten des Reiches öfters zum Schaden gereicht hat. Die Rechte des Kaisers und des Reiches sind mannichfach verdunkelt, weil den Schriftstellern, die davon handeln, allzu oft die Archive nicht geöffnet gewesen sind. Diese Rechte sind festzustellen, sowohl nach innen, als namentlich nach aussen, gegenüber den fremden Nationen, in Italien und sonst. — Er geht dann weiter hinauf und knüpft an seine Plane von 1668 an. Der historischen Societät gebühre wenigstens die Inspection aller geschichtlichen Arbeiten. Endlich verlangt er eine Leopoldinische Zeitgeschichte.

Die Antwort war der Antrag: Leibniz möge als Historiograph in kaiserliche Dienste treten. Der Kaiser Leopold selbst besprach die Sache mit ihm.

Es eröffnete sich damit die Aussicht auf eine Lebensstellung, welche die Mainzer Freunde von Leibniz bereits 15 Jahre früher für ihn in Aussicht genommen. Im Jahre 1688 konnte Leibniz sie nicht annehmen. Er erwiderte, dass Ehre und Pflicht ihn bänden, zunächst seine Arbeiten für die Geschichte des Welfenhauses auszuführen.

Die Societät kam nicht zu Stande. Gerade damals, wo im Osten die deutschen Waffen siegreich nahe daran waren, dem Türkenreiche in Europa für immer ein Ende zu machen, entfesselte der König Ludwig XIV. abermals die Kriegsfurie von Westen her.

In allen diesen Kriegen hat der französische König, wenn einem Könige gegenüber ein Privatmann Gegner genannt werden kann, keinen entschiedenern Gegner gefunden als Leibniz. Eine lange Reihe von politischen Schriften, die er mit und ohne Auftrag seines gleichgesinnten Herzogs und Kurfürsten Ernst August für die Sache des Kaisers und des Reiches verfasste, ferner seine vielfachen Correspondenzen mit Fürsten und Privatpersonen geben davon eindringliche Kunde. Die Nachricht der französischen Grausamkeit in der Pfalz am Rheine traf Leibniz auf dem Wege nach Italien. Die Hoffnung auf eine gemeinsame Erhebung der christlichen Mächte gegen den Islam war, obwohl Ludwig diesem eben damals gegen die siegreichen Waffen des Kaisers mittelbar zu Hilfe kam, dennoch bei Leibniz noch nicht erloschen. Er leiht in Rom dieser Hoffnung Worte durch ein Gedicht an den Papst Alexander VIII., den er auffordert, die christlichen Völker des Abendlandes zum heiligen Kriege zu mahnen. Er stellt den Kaiser Leopold, den König Ludwig als die Häupter der Christenheit einander gegenüber. Während er den ersteren preist, dass er wie eine *pelagi rupes immota* nach beiden Seiten zugleich widerstehe, beginnt er seine Aufforderung an

den letzteren mit Worten des bittersten Tadels. Er schildert mit ergreifenden Zügen die Greuel am Rheine, und schliesst diese Schilderung mit den Worten:

Ferreus est quem non tristissima tangit imago:
Nescit in heroëm tale venire nefas.

Nicht an der Saar und am Ill, sondern am Nile grünen die Lorbeeren, welche die Vorsehung dem französischen Könige bestimme.

Die Worte von Leibniz verklangen. Ja er musste sich sagen, dass die französische Herrschaft weiter sich ausbreite von Jahr zu Jahr. Nicht blos diejenige der Waffen. Mehr als diejenige der Waffen fürchtete Leibniz die Herrschaft französischer Gedanken in Religion und Politik, als die Folge des Ueberwachsens französischer Literatur und ihres Eindringens in Deutschland. Dadurch geschieht es, ruft er aus, dass die Gemüther mit allerhand gefährlichen und ganz und gar nicht patriotischen Vorurtheilen sich anfüllen, dadurch Kaiser, Reich und teutsche Nation in Teutschland selber unwerth werden: mit einem Worte, dass Teutsche über Teutschland französisch nicht blos reden, sondern auch denken. Aber was soll man dagegen thun? fragt er. Ein Verbot der Einschleppung dieser national-gefährlichen Waare hilft nichts, eher eine scharfe Kritik. Das rechte Mittel aber ist ein positives, nämlich die gründliche Darlegung der Wahrheit.

Aus dieser Stimmung der Seele von Leibniz sind zur Zeit der Wiederkehr des Friedens die besten Schriften erwachsen, die er in deutscher Sprache verfasst, zunächst die „unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache". Es ist, meine Herren, die einzige deutsche Schrift von ihm, die Sie in der Ausgabe seiner Werke von Dutens finden. Während Dutens andere deutsche Schriften von Leibniz schlechtweg übersetzt, lateinisch oder französisch, gibt er diese einzige deutsch und französisch zugleich. Aber warum? *Germanis in eo obsequentes, ne Gallice tantum opusculum illud aureum edentes, nos iis disertissimum omnium de lingua Germanica scriptum denegavisse quererentur.* Es ist also eine einmalige Concession von Dutens an die Deutschen, dass er die deutsch verfasste Schrift eines deutschen Patrioten neben der französischen Uebersetzung auch deutsch gibt. Aber dann nimmt seine warme Anerkennung für dieses kleine Meisterwerk einen höheren Schwung. Die Deutschen, sagt er, werden hier den rechten Weg zur Vervollkommnung ihrer Sprache erkennen: *alii vero omnium gentium lectores tantas hujus linguae opes, ejusque prae caeteris linguis viventibus superioritatem cum stupore admirabuntur.*

So der Genfer Dutens, dem das volle deutsche Sprachgefühl nicht inne wohnte.

Die andere dazu gehörige Schrift: „Ermahnung an die Teutschen ihren Verstand und ihre Sprache besser zu üben", kannte er nicht. Sie ist erst vor einigen Jahren von Herrn Archivrath Grotefend veröffentlicht.

Ich wage es, meine Herren, auch in Betreff dieser beiden Schriften den Wunsch auszusprechen, dass sie heimisch sein möchten in allen unseren höheren Schulen, dass das Wort:

Nocturna versate manu, versate diurna,

nicht weniger auf sie Anwendung fände, als auf die Muster der Alten.

Allein es gehört dazu noch eine dritte Schrift. Und hier erst, meine Herren, kommen wir zurück auf unsern eigentlichen Gegenstand. Diese dritte Schrift, die sich unmittelbar an die eben genannte zweite anschliesst, ist der Plan einer deutschen Societät. Der erste Paragraph derselben lautet: „Die teutsch liebende Genossenschaft hat zu ihrem

Zwecke die Ehre Gottes und gemeinen Nutzen des werthen Vaterlandes teutscher Nation.“ Diesen Eingangsworten entspricht das Ganze.

Und dies Mal verhallten die Worte von Leibniz nicht mehr. Er hatte eine nachdrückliche Fürsprecherin gefunden an Sophie Charlotte, damals Kurfürstin von Brandenburg, nachherigen Königin von Preussen. Sie war die Tochter der Kurfürstin Sophie, und die Tochter war der Mutter würdig. Ich gehe nicht so weit zu sagen, dass der Gedanke der Gründung der Berliner Societät — ich gebrauche diesen Namen im Sinne von Leibniz, weil er denjenigen der Akademie ausdrücklich zurückwies — von der Kurfürstin ausgegangen sei. Denn Leibniz hat bereits vor dem Frieden von Ryswyck, in der Zeit als jene deutschen Schriften bei ihm entstanden, dem damaligen Kurfürsten, nachherigen Könige Friedrich direct den Vorschlag gemacht. Allein was geschehen ist, das geschah wesentlich durch die Fürsprache der hohen Frau. In dem Schlosse von Lützenburg, welches später zur Erinnerung an sie Charlottenburg genannt ist, wo Leibniz gegen Bayle's zersetzende Kritik ihr die Grundzüge seiner Theodizee entwickelte, vernahm sie von ihm auch die Entwürfe seiner Plane alles dessen, was durch eine Vereinigung erleuchteter Köpfe zur Ehre Gottes für die Wissenschaft und das Gemeinwohl zunächst der deutschen Nation zu gewinnen sei. Sie gab dann seinen Gründen Nachdruck durch ihre Bitten und Verwendungen. Im Sommer des Jahres 1700, also vor der Erlangung der Königskrone in Preussen, erfolgte die Stiftung. Die Bestallung für Leibniz als Präsidenten ist datirt vom 12. Juli 1700. Man fing so mit der Spitze des Gebäudes an, wie es scheint. Allerdings; aber die Spitze war zugleich das Fundament.

Die spätere Gestaltung der Berliner Akademie zu berühren, liegt ausserhalb der Aufgabe eines Berichtes über die Zwecke des Stifters.

Die häufige Anwesenheit von Leibniz in Berlin und die Gunst der Königin Sophie Charlotte brachte ihn in engere Beziehungen zu dem sächsischen General Grafen Fleming. Fleming ward ein eifriger Fürsprecher der Entwürfe von Leibniz, und dann der Vermittler derselben an den Kurfürsten von Sachsen, König von Polen. August hörte gern von Leibniz, der ja doch, wenn er auch in Hannover seine eigentliche Heimat gefunden, durch seinen Ursprung der Stadt Leipzig und dem Lande Sachsen angehörte, und dieses nie vergass. Eben damals, als Fleming dem Könige berichtete, hatte dieser die *lettre sur l'éducation d'un prince* von Leibniz gelesen und seine Freude über dieselbe nachdrücklich ausgesprochen. Es ist dagegen nicht erfreulich zu sagen, dass der einzige Abdruck, der meines Wissens von diesem kleinen pädagogischen Meisterstücke bis jetzt existirt[1]), weder genau, noch vollständig ist. Der Bericht Fleming's erhöhete den Eifer des Königs. Am 23. Januar 1703 schrieb der Grosscanzler Beichlingen an Leibniz, dass der König wünsche, ihn in seinem Dienste zu haben, und es Leibniz überlasse, eine ihm geeignete Stellung vorzuschlagen. Leibniz entwarf den Plan einer Societät, umfassender bereits als derjenigen von Berlin. Der König war geneigt. Ausser Fleming traten andere herzu, namentlich der bald nachher so unglückliche Liefländer Patkul. Durch diesen als russischen Gesandten in Dresden, eröffnete sich die Aussicht der Civilisation Russlands durch deutsche Wissenschaft. Die Sache gedieh weiter im Jahre 1704. Alles war reif zum Abschlusse, als der Kriegessturm des Schweden Karls XII. vernichtend und zerstörend über das unglückliche Sachsen kam. Mit dem Plane dieser Societät war es vorbei.

---

[1]) In Böhmer's Magazin für das Kirchenrecht, Bd. I.

Allein bei dieser Gelegenheit war ein neuer Stern der Hoffnung aufgegangen. Leibniz erfuhr mit Sicherheit bereits im Jahre 1704, dass einflussreiche Personen in Wien nicht abgeneigt sein würden, auf solche Plane einzugehen. Er wusste ferner, wie hoch der Kaiser Leopold selber ihn hielt. Einige Jahre zuvor war er auf das Geheiss des Kaisers vor ihm erschienen, um persönlich Bericht abzustatten über den Gang der Verhandlungen wegen der kirchlichen Reunion. Denn nicht, wie man oft gesagt hat, zwischen dem französischen Bischof Bossuet von Meaux und Leibniz wurden diese Unterhandlungen der Reunion geführt. Was zwischen diesen beiden stattfand, ist eine nebenher laufende höchst interessante Correspondenz, nicht das Wesen der Sache. Die Seele des Ganzen ist vielmehr der Kaiser Leopold persönlich, in dessen Auftrage, mit Zustimmung des Kurfürsten Ernst August, die Bischöfe, erst Spinola, dann der Graf Buchheim, mit Leibniz und Molanus, dem Abte von Lokkum, verhandeln. Der Bericht von Leibniz war so sehr zur Zufriedenheit des Kaisers Leopold, dass er den Gelehrten als Reichshofrath in Wien behalten wollte. Abermals rief die Pflicht Leibniz nach Hannover zurück, und der Kaiser meldete in warmen Ausdrücken dem Kurfürsten seine Anerkennung dieses Dieners.

Unter dem Kaiser Joseph I. erfreute sich Leibniz auch in Wien einer mächtigen Fürsprecherin seiner Plane. Die Kaiserin Amalie war die Tochter des einstigen Herzogs Johann Friedrich. Dies eine Wort sagt alles. Denn wie auf der Seite von Leibniz die treue Dankbarkeit ein Grundzug seines Charakters ist: so ist es andrerseits nicht minder erfreulich zu sehen, wie die wohlwollende Gesinnung der Fürsten seiner Zeit gegen ihn, wo sie einmal Wurzel geschlagen, ihm verbleibt für ihr Leben und übergeht auf ihre Kinder.

Leibniz war sicher, in Wien hohe Gunst zu finden. Aber der Krieg tobte fort: die Zeit zur Erfüllung seiner friedlichen Hoffnungen war noch nicht gekommen.

Im Jahre 1712 versah ihn sein langjähriger Gönner, der Herzog Anton Ulrich von Wolfenbüttel, mit unbedingten Empfehlungen an den Czaren Peter, der von den böhmischen Bädern aus Leibniz zu einer Besprechung berufen, und an den eben erwählten deutschen Kaiser Karl VI. Leibniz war 66 Jahre alt; aber seine geistige Regsamkeit und Frische war derjenigen gleich, mit welcher er 40 Jahre früher die Reise nach Paris angetreten. In Carlsbad entwickelte er dem Czaren mündlich seine Entwürfe für die Civilisation Russlands. Der Czar Peter ernannte ihn zum geheimen Justizrathe, der Kaiser Karl VI. noch von Frankfurt aus zum Reichshofrathe. Des Wohlwollens beider mächtigen Souveräne sicher begab Leibniz sich nach Wien.

Seine Thätigkeit dort war mannichfach und zwar vorzugsweise politischer Art. Das Vertrauen der verschiedenen Fürsten, denen er zugleich diente, ist merkwürdig und steht vielleicht einzig in seiner Art da. Denn wenn auch der Neid derjenigen, welchen die europäische Bedeutung von Leibniz niederdrückend auf ihre eigene Würdigkeit in Hannover zu wirken schien, seine vielfache Thätigkeit eine fruchtlose Geschäftigkeit nennen mochte; wenn ferner der Kurfürst Georg Ludwig selbst, herber und abgeschlossener von Natur als der freundlich leutselige Vater Ernst August, persönlich ihm nicht ein gleiches Wohlwollen zeigte: so ward doch dadurch das Vertrauen dieses eigenen Fürsten in Leibniz eben so wenig geschwächt, wie des letzteren Treue. Das Verhältnis des Herzogs Anton Ulrich zu Leibniz war geradezu ein freundschaftliches. Namentlich aber das Vertrauen des Kaisers Karl VI. stieg von Tag zu Tag. Die Briefe und Denkschriften von Leibniz für den Kaiser verbreiten sich über alle möglichen Gegenstände des Krieges und des Friedens, über Militär und

Civil, über Landheer und die Schaffung einer kaiserlichen Kriegesflotte, über Finanzen und Schuldenwesen u. s. w. Sie sind sämmtlich deutsch abgefasst. Denn so wollte es der Kaiser Karl VI. Man erinnere sich an den Rath Eugens von Savoyen an die Lothringer Prinzen: um sich das Wohlwollen des Kaisers zu erwerben, sei die erste Bedingung der Gebrauch der deutschen Sprache.

Kaiser Karl VI. sprach Leibniz seine Absicht aus, ihn in Wien zu behalten. Leibniz war erbötig unter dem Vorbehalte der Genehmigung seines Kurfürsten. Allein die Frage der Stellung war schwierig. Die Kaiserin-Witwe Amalie befürwortete den Vorschlag, Leibniz zum Kanzler für Siebenbürgen zu machen. Der Vorschlag ward nicht ausgeführt. Es fiel Leibniz selber die Aufgabe zu, sich eine ihm angemessene Stellung auszudenken.

Und hier nun war der Punkt gegeben. Leibniz schlug vor: die Gründung einer wissenschaftlich-praktischen Societät — denn auch dort gebrauchte er nur diesen Namen — im grossartigen Massstabe, für die österreichischen Erbländer und das gesammte Deutschland. Der Gedanke fand Beifall, zumal da der Friede in sicherer Aussicht stand. Der Kaiser persönlich war sehr geneigt; die Kaiserin-Witwe Amalie redete eifrig dafür; die Kaiserin Elisabeth Christine war schon als die Enkelin Anton Ulrichs, als die Tochter Ludwig Rudolfs, Allem geneigt, was von Leibniz kam. Der langen Reihe der Andern stand in der Gunst für das Unternehmen voran der Prinz Eugen.

Und dann entwickelte Leibniz seinen Plan. Die wuchernden Auswüchse, die Verschwommenheiten der jugendlichen Entwürfe waren in der reiferen Erfahrung des Lebens abgestreift. Es blieb nur das, was zugleich auch praktisch ausführbar erschien. Und doch genügt auch das Gebliebene zu dem Urtheile, dass dieser Plan der Societät von Wien eine der kühnsten und vielleicht die umfassendste Conception ist, welche in dieser Art ein Gelehrter ersonnen und sich klar gemacht. Geblieben aber ist vor allen Dingen der eine gemeinsame Grundzug aller seiner Societäts-Plane: nicht das Wissen an sich ist ihm der Hauptzweck, sondern zugleich die Anwendung des Wissens für das Gemeinwohl im umfassenden Sinne des Wortes, und die Ehre Gottes durch die Erkenntnis seiner Werke.

Die Zwecke der Societät drängen sich kurz zusammen nach den drei Classen: der literarischen, der mathematischen, der physikalischen.

Die literarische Classe soll umfassen die Geschichte und die Philologie oder die Sprachen. In Betreff der Geschichte sowohl die alte, als die mittlere und die neuere. Dahin gehören die griechischen, römischen, orientalischen Alterthümer u. s. w.; der Ursprung der Nationen, der Staaten, erlauchter Familien, alte Denkmäler der Geschichte in Medaillen, Sculpturen aller Art, Siegeln, Diplomen u. s. w. Namentlich aber die Geschichte des deutschen Reiches und des Hauses Oesterreich in ihrer Wechselwirkung. Die Philologie soll umfassen die Untersuchungen und die Pflege der Sprachen, sowohl der gelehrten, der lateinischen, griechischen, der orientalischen, als auch der lebenden und gebräuchlichen, bei denen man besondere Rücksicht nehmen wird auf die Erforschung der Ursprünge. Vor allen Dingen aber wird man Bedacht nehmen auf die Pflege der deutschen Sprache und der deutschen Literatur.

Die mathematische Classe wird sich nicht blos bemühen um die speculativen Untersuchungen der Analyse, welche der Schlüssel ist zu vielen nützlichen Erfindungen, sondern auch und hauptsächlich um die Praxis. Sie wird im Betreff der Arithmetik vorzugsweise sich zur Aufgabe stellen die Erleichterung und die Genauigkeit alles Rechnungswesens, so wie nicht minder die sichere und bequeme Prüfung desselben. Sie wird zu diesen

Zwecken bisher unbekannte Kunstgriffe zu erfinden suchen. Im Betreff der Geometrie wird sie sich beschäftigen mit der Feststellung von Mass und Gewicht, mit der Vermessung der Länder und Felder, mit der kartographischen Aufnahme, mit dem Nivellement der Gewässer u. s. w. Im Betreff der Astronomie wird sie sich beschäftigen mit der richtigen Zeitmessung, mit zweckmässigen Erfindungen für die Schiffahrt, mit der Vervollkommnung der Erdkunde. In der Baukunst wird sie sich beschäftigen sowohl mit der Eleganz wie mit der Festigkeit der Gebäude für Civil- und Militär-Zwecke. In der Mechanik mit den Anstalten, welche zur Entwässerung dienen, besonders in Bergwerken, ferner welche zum Transporte dienen zu Lande und zu Wasser, also mit dem Fuhrwesen und mit Schiffen, besonders für die Artillerie und die Zwecke derselben, ferner mit Mühlen aller Art u. s. w.

Die physikalische Classe umfasst die drei Reiche der Natur: das Mineral-, Pflanzen- und Thierreich. Im Betreff des ersteren wird die Societät sich beschäftigen mit der Untersuchung der Mineralien und anderer Stoffe durch die Chemie; in Betreff des zweiten mit der Kenntnis der Pflanzen, der Blumen, der Kräuter, der Körner, der Gesträuche und der Bäume; in Betreff des dritten mit der Zucht der lebenden, und der Anatomie der todten Thiere: und zwar dieses alles zu den Zwecken der Oekonomie und der Medizin, und besonders für eine jährliche physiko-medizinische Geschichte, damit man nach dem Ablaufe eines jeden Jahres die Naturgeschichte desselben darlegen könne, im Betreff der Jahreszeiten, ihrer Temperatur, der Pflanzen, welche einen höheren oder geringeren Ertrag geliefert haben, der Thiere in Rücksicht auf die Fruchtbarkeit und die Krankheiten derselben, aber vor allen Dingen in Betreff der Menschen und der bei ihnen vorherrschenden Krankheiten des Jahres, mit ihren Complicationen und besonderen Veränderungen. Das würde für die Nachwelt einen unberechenbaren Schatz abgeben, um so mehr dann, wenn ähnliche Jahre wiederkehren, wo dann die Erwägung früherer Beobachtungen die Mühe und die Gefahr auf die Hälfte verringert.

Um zu einem solchen für das Gemeinwohl so wichtigen Ziele zu gelangen, bedarf man:

1) Personen,
2) eines verhältnismässigen Apparates.

Personen, welche Mitglieder der Societät sein könnten, würden aus drei Classen bestehen, nämlich:

a) mit Gehalt dotirte Personen mit ihren Gehilfen und Schülern, welche man darnach mit bestimmten Arbeiten beauftragen könnte;
b) freiwillige, welche durch ihre Neigung für die Wissenschaften und ihre Correspondenzen nach eigenem Ermessen beitragen würden; endlich
c) Ehrenmitglieder, deren Protection, Autorität, Beisteuern, Geschenke den Zwecken der Societät nützlich sein könnten. Es giebt solche in den K. Erblanden und sonst. Einige von ihnen würden sich durch die Societät nach Wien ziehen lassen, Andere würden auch von ihrem Orte aus nicht ermangeln, dem Gemeinwohle darin nützlich zu werden. Die Vorsteher der religiösen Orden werden bereit sein, befähigte Mitglieder nach Wien zu schicken.

Der *Apparat* wird bestehen in Gebäuden und beweglichen Gegenständen. Man wird nöthig haben: Versammlungsörter, Bibliotheken gedruckter Bücher und Manuscripte, Druckereien, Observatorien, Laboratorien, botanische und zoologische Gärten, Arbeitshäuser, Werk-

zeuge aller Art, Modelle, anatomische Theater, Antiquitäten-Cabinette, Sammlungen von Seltenheiten, mit einem Worte: Theater der Natur und Kunst.

So Leibniz. Der Kaiser Karl VI. las und genehmigte. Er liess den Entwurf dieser seiner Genehmigung und der Zusage des Präsidiums für Leibniz ihm vorlegen, zur Aenderung nach seinem Gutfinden. Am 14. August 1713 erhielt Leibniz das kaiserliche Decret mit grossem Siegel, dass sein ausführlich gethaner Vorschlag der K. Majestät zu gnädigstem Wohlgefallen gereiche, ferner, dass eine solche Akademie errichtet, und Leibniz ausser seiner Stellung als Reichshofrath das Directorium derselben mit einem jährlichen Gehalte von 4000 fl. haben solle.

Es standen zwei Hindernisse der sofortigen Errichtung dieser Societät entgegen. Es handelte sich zunächst um die Mittel. Aber die Länder des Kaisers waren erschöpft durch einen 14jährigen Krieg. Es handelte sich dann um Leibniz selbst. Er erklärte, dass seine Pflicht ihn nach Hannover rufe. Er wolle zuerst sein gegebenes Wort lösen, nämlich das grosse Werk der *Annales* bis zum Tode Heinrichs II. vollenden.

Im Spätsommer 1714 kehrte er nach Hannover zurück. Hier war vieles anders geworden. Die Kurfürstin Sophie war nicht mehr. Der Kurfürst Georg Ludwig hatte als König Georg I. den englischen Thron bestiegen. Die Zahl der ausser Molanus, dem Abte von Lokkum, noch übrigen Freunde für Leibniz war gering. Und dennoch war für einige Monate noch unter ihnen eine, die ihm viele ersetzte. Täglich sah man wieder wie einst, den Wagen von Leibniz auf dem Wege nach Herrenhausen. Dort weilte noch die jugendliche Kurprinzessin Caroline, seit der Thronbesteigung des Königs Georg I. Prinzessin von Wales. Sie war von der alten Kurfürstin in den Verkehr mit Leibniz hereingezogen, und hatte bei ähnlicher geistiger Befähigung von ihr das Erbtheil der Gesinnung gegen ihn übernommen. Sie las mit ihm seine Theodicee, das Denkmal *aere perennius*, welches er der ihm unvergesslichen Königin Sophie Charlotte errichtet, einmal und noch einmal. Dann zog auch sie fort nach England, und Leibniz blieb allein.

Er fühlte sich alt und krank. Kaum noch verliess er das Haus. Aber er arbeitete rastlos, und hoffte sehnlichst auf die eine Nachricht aus Wien. Viele Briefe giengen hin und wieder. Leibniz verzichtete fast schon. Am 28. October 1716 schrieb er den Entwurf einer Subscriptions-Societät für die Literatur nieder. Er hoffte durch eine solche Genossenschaft, wenn auch sein Lieblingsziel ihm versagt war, doch wenigstens noch etwas zu leisten.

Aber seine Stimmung war trüb. In Hannover lebte er still und einsam und wie verlassen. In der englischen Societät hatte die National-Eitelkeit für Newton, vielleicht nicht ohne politischen Beisatz, die Oberhand davongetragen über die unparteiische Prüfung, und das Eigenthumsrecht von Leibniz auf seine Methode der Differentialrechnung in Zweifel gestellt. In Berlin siechte seine Stiftung unter dem straffen Soldatenregimente des Sohnes derselben Frau, welche einst sie ins Leben gerufen. Der Kaiser hatte abermals Krieg gegen die Türken. Woher da die Mittel für die grosse Stiftung?

Am 13. November 1716 schrieb ihm das Fräulein von Klenck im Auftrage der Kaiserin Amalie einen tröstenden Brief. Die Aussichten seien gut: er möge kommen, sobald wie möglich.

Der Brief fand Leibniz nicht mehr. Am Abend des 14. November 1716 war er gestorben. Die Hoffnungen, die man in Wien auf seinen Entwurf bauen durfte, hiengen an seiner Person. Sie wurden mit ihm begraben.

Er selber hatte einige Jahre zuvor sich eine Grabschrift gemacht, die man jedoch damals nicht gekannt hat. Er selbst sagt, dass sie der Kern seiner Philosophie sei; aber sie ist noch mehr als das: der Kern seines Lebens. Sie lautet:

Haec habui quae scivi, et laetus recta peregi,
Quaeque relicta iacent, mentem tamen acta sequuntur.

Nach Beendigung des Vortrages bemerkte der Vorsitzende, es liege in der Natur der Sache, dass der Vortrag keine weitere Discussion hervorrufe; er selbst fügte sodann die eine Bemerkung hinzu, dass in der Schrift von Leibniz, die er ediert und die von dem Herrn Vortragenden erwähnt sei, kein einziges Fremdwort sich finde, eine Thatsache, die von Herrn Klopp auch für die andere, mit derselben zusammengestellte Schrift in Anspruch genommen wurde.

Nachdem alsdann von dem Vorsitzenden zwei von Böckh und Ritschl eingegangene Telegramme, als Antworten auf die Grüsse der Versammlung, verlesen waren, erhob sich die Frage, ob man bei der Tagesordnung bleiben, oder lieber den Vortrag des Herrn Dr. Oncken, der gerade die noch übrige Zeit ausfüllen würde, vom folgenden Tage auf den heutigen verlegen sollte. Der Präsident Director Dr. Ahrens hob dabei hervor, dass man nicht wissen könne, wie lange die Discussion, die Herr Prof. Hertz einleiten wolle, sich ausspinne, während nach der Versicherung von Herrn Dr. Oncken der Vortrag desselben zu keiner Debatte Anlass geben würde, weil er nur Mittheilung von historischen Facten sei.

Dagegen erhob sich Professor Lange aus Giessen und bemerkte zunächst, dass es in der Hand des Präsidiums und in der Hand dessen, der die Discussion einleite, liege, wie lange sich dieselbe ausdehne. Sodann hob er hervor, dass es schon um der Abwechselung willen angemessen erscheine, jetzt in freierer Weise einen rein philologischen Gegenstand behandeln zu können, nachdem man schon zwei, freilich sehr interessante, rein wissenschaftliche Vorträge angehört habe. Derselbe stellte darauf den Antrag, bei der Tagesordnung zu bleiben und wurde derselbe von der Versammlung genehmigt.

Professor Hertz:

Meine Herren! Es ist auf früheren Versammlungen mehrfach die Reihe der Vorträge durch Discussionen über einzelne schwierige Stellen der Schriftsteller unterbrochen worden, und es haben diese Discussionen ein gewisses Leben und eine neue Frische in die Verhandlungen gebracht; ich habe geglaubt, dass eine solche Abwechselung auch diesmal nicht unerwünscht sein würde, und dazu habe ich eine Stelle des Horaz ausgesucht, deren Erklärung, so weit ich weiss, heutzutage für ganz unbestritten gilt. Ich will Ihnen bekennen, dass ich gegen diese allgemein recipierte Erklärung an und für sich nichts einzuwenden habe, dass ich aber glaube, dass es noch eine zweite Erklärung dieser Stelle gibt, die allerdings einige Bedenken gegen sich hat, die aber auf der anderen Seite einige interessante Perspectiven eröffnet, indem durch sie auf der einen Seite gewisse literarische Zustände uns in ein helleres Licht treten, auf der anderen Seite sich dabei eine Frage im Leben des Horaz zur Besprechung bringen lässt, so dass sie mir vorzugsweise geeignet erscheint, dem Urtheile der Fachgenossen unterbreitet zu werden. Die Stelle, die Sie in ihrem ganzen Umfange gedruckt vor sich haben, lautet in den betreffenden Versen (Sat. II, 6, 36 fg.):

De re communi scribae magna atque nova te
Orabant hodie meminisses, Quinte, reverti.

Ich brauche nicht erst auszuführen, dass es sich in der Satire, der sie angehört, um den Gegensatz zwischen Stadt- und Landleben handelt, dass Horaz gegenüber der Behaglichkeit

seiner ländlichen Existenz die vielen Unannehmlichkeiten aufzeichnet, die ihm entgegentreten, wenn er nach Rom kommt, das ihm da *aliena negotia centum per caput ac circa saliunt latus*, wie er es hier in einem dieser Verse erzählt, dass er incommodiert wird von hundert Dingen, von denen er gern verschont bleiben möchte. Er führt davon drei Beispiele an; an erster Stelle die Aufforderung zur Assistenz in einer gerichtlichen Angelegenheit, an dritter die Bitte um eine Verwendung bei Mäcen; die beiden mittleren Verse aber werden, so weit ich mich jetzt umgesehen habe und so weit ich mich erinnere, ganz allgemein so erklärt, dass Horaz, der früher *scriba* gewesen, eingeladen werde zu einer Versammlung und Berathung des *collegium scribarum*, bei der Dinge verhandelt werden sollen, die von allgemeinem Interesse für sämmtliche *scribae* sind. Nun lässt es sich sehr gut denken, dass eine General-Versammlung der verschiedenen *collegia scribarum* — Horaz soll bekanntlich *scriba quaestorius* gewesen sein — berufen wurde; wir wissen ferner aus Inschriften und Zeugnissen, dass die gewesenen *scribae* an den Geschäften und Instituten ihrer ehemaligen Collegen Theil hatten, wonach sie also sicher auch den Versammlungen solcher Collegien beiwohnen konnten. Wenn man also auch allgemein darüber einig ist, dass Horaz damals nicht mehr *scriba* war, so hatte er auf der anderen Seite sicherlich das Recht, der Versammlung beizuwohnen, und wenn wir uns die Sache ganz klar unter einem modernen Ausdruck darstellen wollen, so war er Altscriba, wie die Schweizer zu sagen pflegen, und dadurch Ehrenmitglied der Secretärzunft, wenn ich mich so ausdrücken darf. Auf der anderen Seite aber waren ihm diese Dinge gewiss immer sehr gleichgültig gewesen, sie waren es ihm jetzt vollends, und er kann sie daher jetzt sehr gut als *aliena negotia* bezeichnen. Von der Seite her also, glaube ich, lässt sich gegen diese Erklärung gar nichts einwenden; nun aber ist dem Wortlaute nach noch eine andere Erklärung möglich, die ich mich nicht erinnere sonst gefunden zu haben, und die ich Ihnen gern vortragen möchte. Die Herren erinnern sich wohl sämmtlich, dass Livius Andronicus einmal von Staats wegen besonders dadurch honoriert worden ist, dass man ihm die Erlaubniss zur Stiftung eines *collegium poetarum* gab. Es beruht dies auf einer Stelle des Festus, die man lange nicht verstanden hat, deren unzweifelhaft richtige Erklärung wir, wie Sie wissen, Otto Jahn[1]) verdanken. Die Stelle lautet:[2]) *Scribas proprio nomine antiqui et librarios et poetas vocabant, at nunc dicuntur scribae quidem librari, qui rationes publicas scribunt in tabulis, itaque cum Livius Andronicus bello Punico secundo scripsisset carmen, quod a virginibus est cantatum, quia prosperius res*[3]) *populi R. geri coepta est, publice adtributa est ei in Aventino aedes Minervae, in qua liceret scribis histrionibusque consistere ac dona ponere in honorem Livi, quia is et scribebat fabulas et agebat.*

Es wird uns hier also erzählt, dass dem Livius die Erlaubniss zur Stiftung eines Collegiums ertheilt wurde, welches auf dem *mons Aventinus* seinen Sitz haben sollte. Nun, meine Herren, Horaz kann nach meiner Meinung an dieser Stelle das Wort *scriba* in dem von Festus angegebenen Sinne gefasst haben. Er stellt unter die „*aliena negotia*", dass eine Versammlung dieses *collegii scribarum*, d. h. der Dichterzunft, nicht der Secretärzunft, ihn auffordert und einladet einer gemeinsamen Berathung beizuwohnen. Wenn ich nun gesagt habe, dass diese Erklärung nach zwei Seiten hin eine interessante Perspective eröffne, so gestatten

1) Berichte der sächs. Gesellschaft d. Wissenschaften hist. phil. Cl. 1856, 293 ff.

2) p. 333 M.

3) So vermuthe ich statt des *res p.* der Handschrift. (Schriftst. u. Publ. in Rom S. 6 Anm. 4.)

Sie mir, das noch kurz darzustellen. Zunächst sagte ich, es scheine mir diese Erklärung eine literarhistorische und, wenn ich mich so ausdrücken darf, literarisch sociale Perspective darzubieten. Das *Collegium poetarum* lässt sich noch eine Weile verfolgen nach der Stiftung durch Livius. Es ist hier zunächst die Erzählung bei Valerius Maximus[1]) anzuführen, wonach sich der Dichter Attius niemals erhob, wenn ein vornehmer Dichter, Julius Cäsar Strabo, in die Versammlung eintrat. Es lässt sich aber die Existenz dieses Collegiums noch weiter verfolgen, und Jahn[2]) hat das nachgewiesen an einer geringen Spur bis in die augusteische Zeit. Ovid spricht in den Fasten[3]) von der Feier der Künstler, dem sogenannten *dies artificum*, und dabei nennt er unter allen den Zünften, welche der Göttin Minerva ihre Ehrerbietung bezeigen, zu denen mit Ihrer Erlaubniss auch die Schulmeister gerechnet werden, auch die Dichter.[4]) Wenn nun also zur Zeit des Horaz dies *Collegium poetarum* noch bestand, wer wird sich denn da eingefunden haben? Gewiss nicht Horaz, Vergil, Ovid, Properz, sondern offenbar jene altconservative Dichterzunft des Tigellius, Bavius, Mevius u. s. w., jene Leute, die von Horaz und seinen gleichgesinnten Zeitgenossen verspottet werden als die dem rostigen Alterthum angehörenden, die gewiss zu retten gesucht haben, wie in der Literatur, so auf allen Gebieten, was sich vom Alten retten liess, so auch die alte Zunftschaft, das alte Zunftwesen der Dichter. Wenn nun auf der anderen Seite anzunehmen ist, dass jene Leute gesucht haben werden, alles was überhaupt zur Dichterprofession gehört, dabei heranzuziehen, so werden sie gewiss die Gelegenheit wahrgenommen haben, auch ihn, den berühmten, wenn auch durch seine literarischen Principien in Opposition zu ihnen stehenden Fachgenossen zu ihrer Versammlung einzuladen; er aber verschmähte die Genossenschaft und wies die Geschäfte dieser Brüder in Minerva (denn Apollo darf ich wol nicht sagen) mit sehr scharfer Ironie von sich, und kann sie daher auch wol mit einem sehr feinen Spotte, wie mir scheint, als *aliena negotia* bezeichnen.

Das zweite, meine Herren, was dieser Erklärung, wenn wir sie für richtig halten, eine weiter ausschauende Perspective verleiht, ist nun, dass, wenn man sie annimmt, sich dann ernster die Frage herandrängt, die schon von Sanadon aufgeworfen wurde[5]) — ich bedauere sehr, dass ich seine Ausgabe in Breslau nicht habe auftreiben können —, die Frage: ist denn Horaz wirklich *scriba* gewesen? Sie wissen, dass eine ganze Anzahl Erklärungen unserer Scholiasten nichts sind als willkürliche Interpretationsversuche, Sie erinnern sich namentlich gewiss, dass dies an ein paar Stellen glänzend von Haupt nachgewiesen ist.[6]) Vielleicht findet das auch auf unsere Stelle Anwendung. Porphyrio sagt dazu in Bezug auf diese Frage nichts als: *„hoc loco significat Horatius se decuriam habuisse"*; Acro, wenn man den anständiger Weise überhaupt noch nennen und so nennen darf, sagt dasselbe, nur etwas matter und verwässerter: *„Horatius hic ostendit de numero se fuisse scribarum"*, und das scho-

---

1) III, 7, 11.

2) A. a. O.

3) III, 809 ff.

4) A. a. O. v. 833 fg.:

Mille dea est operum, certe dea carminis illa est.
Si mereor, studiis adsit amica meis.

5) Vgl. Franke Fasti Horatiani S. 32, Anm. 14, und den von ihm angeführten Paldamus, der auch von unserer Stelle ausgeht.

6) Rhein. Mus. für Philol. III, 146 ff.

lium Cruquianum „*Horatius hic ostendit se fuisse de numero scribarum et decuriam habuisse*“ verknüpft den Wortlaut dieser beiden gleichen Erklärungen. Nun, meine Herren, diese Erklärung kann rein aus der Stelle selbst genommen sein; dazu gehört keine grosse Weisheit, das kann jeder beliebige Leser aus der Stelle sich herausklügeln. Wenn Horaz eingeladen wird von den *scribae* zur Berathung einer *res communis*, so kann man leicht damit gesagt glauben, dass er wenigstens einmal *scriba*, Secretär, nach der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, gewesen ist und, wie schon gesagt, auch das verträgt sich sehr gut damit, dass er die Angelegenheiten des Secretärcollegiums als *aliena negotia* bezeichnet.

Der Annahme, dass die Ueberlieferung von der Bekleidung eines Secretärpostens durch Horaz nur auf der Interpretation dieser Stelle beruhe, steht allerdings eins scheinbar entgegen; wir müssen nämlich dann annehmen, dass diese Interpretation eine sehr alte war, denn schon bei Sueton im Leben des Horaz steht, dass er *scriba quaestorius* gewesen sei.[1]) Das ist nun das, was mich gegen diese Consequenz aus der von mir vorgetragenen Erklärung und damit gegen diese selbst etwas mistrauisch macht, obwol allerdings Horaz schon früh in die Schulen gekommen ist, zur Zeit, als Sueton lebte, entschieden schon Schulschriftsteller war; ich brauche Sie bloss an die bekannte Stelle im Juvenal[2]) zu erinnern, wo Horaz und Vergil als russige Schulbücher bezeichnet werden. Wir wissen ja überhaupt, dass die Dichter der augusteischen Zeit früh in die Schulen eingeführt und dort erklärt wurden (ich erinnere Sie an Cäcilius Epirota, '*tenellorum nutricula vatum*'[3]); an und für sich ist es also nicht unmöglich, dass diese falsche Erklärung in den Schulen früh aufgekommen ist und einige Menschenalter nach Horaz Platz gegriffen hat und dass man aus dieser Stelle heraus den Dichter erst zum Secretär gemacht hat. Allerdings muss ich das als eine unsichere Consequenz hinstellen, aber mir hat sich dieses Schreiberthum des Horaz nie recht in sein Leben hineinfügen wollen, — es ist ja freilich ein *scriba* nicht ein gewöhnlicher Schreiber in unserem Sinne, sondern etwa ein geheimer expedierender Secretär, ein Calculator oder, wie es bei uns in Preussen heisst, ein Kanzlei- oder Rechnungsrath; es sind also doch schon höhere Subalternbeamte, und dies würde keine Schwierigkeit machen in Bezug auf die bürgerliche Stellung des Horaz.

Auf der anderen Seite spricht Horaz da, wo er seinen Lebensgang genau erzählt, wohl von der *paupertas*, die ihn nach der Rückkehr von Philippi angetrieben, *ut versus faceret*,[4]) dass er *poeta ('scriba')* wurde; dass er aber *tabulas* vorgenommen habe und dass er Finanzsecretär oder Calculator, *scriba (quaestorius)*, gewesen wäre, davon sagt er nichts, so dass also wirklich die Consequenz, die ich zwar nicht selbst zu ziehen wage, die ich aber einer Betrachtung von Ihrer Seite unterzogen zu sehen wünsche, einige Wahrscheinlichkeit für sich haben möchte. Ich habe Ihnen also eine hypothetische Erklärung gegeben und an diese wiederum zwei hypothetische Folgerungen geknüpft und glaube damit wol für die Discussion einen

---

1) Bello Philippensi excitus a M. Bruto imperatore tribunus militum meruit, victisque partibus venia impetrata scriptum quaestorium comparavit.

2) Sat. VII, 225 ff.

3) Domit. Marsus bei Sueton. de ill. gr. 16.

4) Ep. II, 2, 49 ff. Unde simul primum me dimisere Philippi,
Decisis humilem pennis inopemque paterni
Et laris et fundi *paupertas impulit audax,*
Ut versus facerem.

ergiebigen Stoff geliefert und ihr ein hinreichendes Feld eröffnet zu haben. Schliesslich bitte ich nur noch um Verzeihung, wenn ich doch etwas weitläuftiger gewesen bin, als ich anfangs selbst glaubte.

Rector Eckstein:

Ueber diese Stelle, über deren Erklärung wir bisher nie ein Bedenken gehabt haben, kommt heute mit einem Male ein Bedenken, aber der neue Vorschlag, den der Herr Prof. Hertz gemacht hat, ist sprachlich falsch und sachlich unmöglich. (Gelächter.) Ja, meine Herren, Sie denken vielleicht: „Du sprichst ein kühnes Wort gelassen aus", aber es ist wirklich meine Ueberzeugung. Zunächst also das sprachliche Bedenken. Dieweil es eine Glosse gibt beim Festus, aus welcher hervorgeht, dass in alterthümlicher Sprache *scriba* auch wohl einmal für *poëta* gesagt ist, darum soll Horaz ein solches alterthümliches Wort an dieser Stelle auch angewandt haben. Nun weiss ich allerdings, dass Horaz in seinen Oden einmal den Ausdruck *scribēris Vario* oder, wie unsere Schüler zu lesen pflegen, *scribĕris Vario* gebraucht, also das Wort *scribere* auch anwendet von Dichtern, aber ich mache wohl darauf aufmerksam, dass für die *sermones* ein solches weitaus alterthümlich poetisches Wort keineswegs passen würde, wenn die Dichter bezeichnet werden sollten. Das ist das erste, sprachliche Bedenken. Aber das sachliche ist mir viel schlimmer, dass der Hertz über das *collegium poetarum* nicht genau Bescheid weiss. Es ist das bei solchen Literarhistorikern nicht zu verwundern. Denken Sie sich, meine Herren, Horaz, der als Repräsentant einer neuen Poesie auftritt, der die *novi modi* Griechenlands zum ersten Male in Italien eingeführt zu haben wiederholt von sich rühmt, der also in offenbare Opposition trat gegen die altrömischen Zöpfe, der sollte von diesen Herren eingeladen sein, mit ihnen *de re communi* zu berathen. Gerade diese Anhänger der alten Zeit waren seine entschiedenen Gegner, sie hatten schon seine Satirendichtung in einer eben nicht freundlichen Weise aufgenommen. Wohin käme dann dieser Gegensatz? Denken Sie denn, dass etwa der junge Lessing bei Gottsched sich in eine solche Berathung über die neue Epoche der Literatur eingelassen hätte, oder dass der junge Goethe, der zwar den Gottsched einmal besucht hat, sich in Gottscheds Gesellschaften, wo die Neuen Beiträge gemacht wurden, zu einer Berathung *de re communi* hätte einladen lassen? und noch dazu *de magna atque nova!*

Aber, meine Herren, bedenken Sie auch den Zusammenhang! Wäre es ein Rechtshandel oder Finanzgeschäft, dann liesse sichs erklären! Nun ist es aber eine literarische Angelegenheit, über die eine Poetenversammlung gehalten wurde, wo man eine wichtige Frage abgehandelt, wie etwa hier in der Aula des Hannoverschen Lyceums, und dem Horaz es so auf die Seele gebunden hätte: Mein lieber Quintus, komm doch heute ja! als wären sie seine *sodales*, seine herzlichsten Freunde gewesen, denn mit dem Vornamen wird er ja ausdrücklich von ihnen angeredet.

Das ist das sachliche Bedenken.

Nun habe ich mich ausserordentlich gefreut, was den *scriba* anlangt, dass auf die Scholiasten nicht viel gegeben wird, am allerwenigsten auf die comment. Cruqu.; denn das wissen wir ja Alle, wir Männer der Schule, wie viel Glauben ihnen beizumessen ist. Aber den Sueton mit seiner Notiz durch die Annahme einer falschen Erklärung der Stelle beseitigen zu wollen, das geht mir doch zu weit, und ich glaube, wir können getrost uns bei dem, was wir gehabt haben, begnügen, denn ich bin noch nicht überzeugt von dem, was ja auch Herr

Prof. Hertz nicht hat mit solcher Sicherheit behaupten wollen, sondern im Gegentheil nur als einen Gegenstand der Discussion aufgeworfen hat.

Ober-Schulrath Krüger:

Ich hatte mich auch zum Worte gemeldet, aber mein verehrter Freund Eckstein hat schon so vieles gegen die eben vorgetragene Hypothese vorgebracht, dass ich glaube, es bedarf keiner weiteren Discussion über diesen Gegenstand. Sehr gespannt bin ich allerdings gewesen, über diese Stelle des Horaz etwas Neues zu erfahren, da ich, so wie alle andern Erklärer, nie Anstoss an der gewöhnlichen Erklärung der Stelle genommen habe. Allein es ist ja, wie Herr Prof. Hertz sagt, nur eine Möglichkeit einer anderen Auffassung, und daran hatte ich allerdings auch noch nie von ferne gedacht, dass nun hier diese *scribae* plötzlich in *scriptores* — denn das ist der Ausdruck, der im Horaz auch häufig für die Dichter gebraucht wird — unter der Hand des Herrn Hertz verwandelt werden würden. Das werde ich mir auch schwerlich gefallen lassen können; so interessant auch die Combinationen sind, die Herr Prof. Hertz hier gemacht hat, und die Consequenzen, die sich daraus ergeben, so glaube ich doch, dass wir in unsern künftigen Ausgaben des Horaz diese Erklärung auf sich beruhen lassen werden.

Professor Hertz:

Ich habe selbst diese Erklärung keineswegs als eine sichere hingestellt, muss aber sagen, dass die Ausführungen des Herrn Rector Eckstein meine Erklärung nicht im entferntesten aus dem Felde schlagen. Ich muss mich aber selbst anklagen, weil ich die Einwürfe, welche ich selbst gegen die Erklärung habe, nicht vorgebracht hatte. Der Haupteinwurf nämlich liegt allerdings darin, dass der Dichter diese Leute mit einem sonst ganz ungewöhnlichen Ausdruck als *scribae* bezeichnet. Aber grade das, meine ich, muss darauf führen, zu fragen, wenn wir anders die Erklärung nicht von vorn herein deshalb bei Seite werfen wollen, warum hat denn Horaz diese Bezeichnung hier gebraucht? Offenbar aus Ironie und aus Spott, und gewiss nicht unpassend, indem die Leute mit Vorliebe den alten Namen beibehielten und sich als *collegium scribarum* bezeichneten. Das muss ich dem Herrn Oberschulrath Krüger entgegnen. Es ist ja nicht von *scriptores* als solchen die Rede, sondern von einem officiellen, aus Festus sich ergebenden Namen eines *collegii scribarum*. Das hat entschieden seinen Namen nicht verändert in der weiteren Entwickelung der Sprache, sondern ist das *collegium scribarum* in der officiellen Bezeichnung geblieben, wenn man es auch im gewöhnlichen Leben, wie Valerius Maximus es in seiner Erzählung thut, als *collegium poetarum* bezeichnete. Horaz aber kann vortrefflich gerade mit der Ironie, die der ganzen Stelle in so hervorstechender Weise eigen ist, bei dem Namen *scriba* bleiben. Es wird sich also etwa darum gehandelt haben, für die Herren *scribae* — denken Sie sich das Wort in Gänsefüsschen [1]) — um eine wichtige Angelegenheit, eine *res magna atque nova,* die sc. für sie selbst eine wichtige Angelegenheit war, für Horaz aber eine lästige Kleinigkeit ist, also etwa um die Veranstaltung eines Aufzuges am *dies artificum* oder etwas dergleichen.

---

1) Freilich nicht scribae allein, sondern natürlich den ganzen Satz, der ja die Anrede des Einladenden, in dem wir uns ein Mitglied der Poetenzunft zu denken haben werden, selbst enthält und stillschweigend durch das „scribae" die veraltete Prätension, durch das „magna atque nova" die Wichtigthuerei und durch das „Quinte" die impertinente Vertraulichkeit dieses Geschlechtes charakterisiert und persiffliert.

Nun sind Sie auf der einen Seite gegen mich aufgetreten, auf der anderen Seite haben Sie schon viel mehr zugestanden, als ich selbst annehmen zu dürfen gewagt hatte (grosse Heiterkeit), nämlich dass in dem *collegium scribarum* nur die Alt-Conservativen gewesen sind, was ich als blosse Hypothese hingestellt hatte. Sie haben aber dies als etwas Festes angenommen und von da aus Ihre Opposition hauptsächlich gegen mich gerichtet.

Rector Eckstein:

Ich darf doch wohl auch noch einmal reden. Zunächst heisst also das Collegium „*collegium scribarum.*" Nun aber gehe ich nicht davon aus, dass hier deswegen der alterthümliche Ausdruck gebraucht sei, sondern ich gehe davon aus, dass hier eine Reihe von äusserlichen und Rechtsgeschäften erwähnt wird, die dem Horaz ausserordentlich widerlich und unangenehm sind. Das ist die Versammlung bei dem Puteal, es ist nachher die Bitte bei seinem hohen Gönner und Freund Mäcenas ein Siegel unter eine Urkunde drücken zu lassen, und dazwischen soll irgend eine wichtige Angelegenheit, die das *collegium scribarum* anbelangt, berathen werden. Das ist es, was ich dagegen habe, und daran halte ich ganz entschieden fest; denn Horaz braucht in der ganzen Sermonen-Dichtung nicht alterthümliche Ausdrücke, und Gänsefüsschen hat er gewiss nicht gesetzt, um eben dadurch das Lächerliche der ganzen Poetenzunft zu bezeichnen.

Präsident:

Ist noch Jemand, der das Wort verlangt? (Es meldet sich Niemand.)

Professor Hertz:

Dann habe ich gegen das Letzte nur noch einzuwenden, dass es sich, wie ich schon bemerkt habe, gar nicht um eine wirklich grosse und wichtige Sache handelt, dass es eben auch Ironie des Horaz ist. Diese Collegien haben überhaupt keine wichtigen Gegenstände zu berathen, es kann sich da handeln um ihre finanziellen Dinge, es kann sich handeln um irgend eine Zusammenkunft zum Zwecke des gemeinsamen Cultus, der dem Collegium obliegt, also wenn ich darin eine Ironie finde, dann darf ich auch die ironische Bezeichnung des Collegiums durch das Wort *scriba* sehr wohl annehmen. Wie gesagt, ich halte die Erklärung nicht für sicher, aber ich bin bis jetzt wenigstens nicht unsicherer geworden, ich halte es immer noch für eine Hypothese, die sich hören lässt und gegen die etwas Erschütterndes jedenfalls heute nicht vorgebracht ist.

Rector Eckstein:

Gehört haben wir sie alle gewiss mit Vergnügen; aber ich komme wieder auf die Ironie zurück. Wenn der erste und dritte Punkt von aller Ironie frei sind; wenn einer aufgefordert wird, in eine Versammlung zu kommen, wenn jemand von einem Freunde gebeten wird, eine Urkunde untersiegeln zu lassen, das sind ja doch rein praktische Geschäfte, wahrhafte *negotia,* und nun soll mit einem Male Ironie gegen die altzöpfigen Poeten dazwischen kommen.

Prof. Hertz:

Erlauben Sie einige Worte. Wenn Sie von drei unangenehmen Geschäften sprechen: zu dem einen hat Sie ein guter Freund aufgefordert, zu dem andern ein Client, zu dem dritten einer, der Ihnen unangenehm ist und langweilig, oder der Ihnen Opposition macht, und zwar in altmodischer, wunderlicher und steifer Art, so werden Sie, wenn Sie das erzäh-

len und einigen Humor haben, doch ganz gewiss sagen: Erst kam der eine und sagte dies, dann kam der andere und sagte jenes, zuletzt kam der dritte mit seiner zopfigen, breitspurigen Manier, und werden Sie nicht, wenn Sie die beiden anderen Angelegenheiten einfach referieren, bei der dritten den Zopfstil, in dem sie bei Ihnen angebracht ist, in Ihrem Referat zum Ergötzen der Zuhörer beibehalten?

Rector Eckstein:

Aber Horaz sagt einfach in dem folgenden: „*Experiar*“ und macht somit eine halbe Zusage, aus der eben hervorgeht, dass er gar nicht abgeneigt ist, und nun sagen die Herren: „*Si vis, potes.*“

Oberschulrath Krüger:

Ich glaube mich hiergegen verwahren zu müssen, denn das bezieht sich nur auf die letzten Worte, nicht aber auf die ersten. Ich habe bloss zu bedauern, dass Horaz keine Gänsefüsschen gesetzt hat, dann würden wir ohne Zweifel über alle Scrupel hinwegkommen und zu der Ueberzeugung gelangen, dass der Ausdruck „*scrība*“ eben alterthümlich ist.

Nachdem hiermit die Debatte geschlossen war, verlas Herr Rector Eckstein die am gestrigen Tage beschlossene und inzwischen entworfene Adresse an Herrn Generalschuldirector Kohlrausch, die folgendermassen lautet:

Hochzuverehrender Herr Generalschuldirector!

Die dreiundzwanzigste Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner hat mit lebhafter Theilnahme vernommen, dass Ihnen das seltene Glück zu Theil geworden ist, im Laufe dieses Jahres das Fest fünfzigjähriger amtlicher Thätigkeit auf dem Gebiete des höheren Schulwesens zu feiern.

Dieselbe hat mit der neuen Einrichtung eines Gymnasiums am Rheinstrome begonnen, zu der Sie im Verein mit dem unvergesslichen Kortüm und dem noch in Segen wirkenden Jubilar Brüggemann berufen waren; aber die Anerkennung, die Sie sich sofort auf diesem engeren Gebiete durch Fleiss und Beharrlichkeit erwarben, veranlasste bald Ihre Berufung in einen grösseren Wirkungskreis. Die Gymnasien der preussischen Provinz Westphalen gedenken dankbar Ihres belebenden und anregenden Einflusses und erfreuen sich noch immer fruchtbringender Errichtungen, die Sie getroffen. Zurückberufen in Ihr Heimatland, wurden Sie an die Spitze des neuerrichteten Oberschulcollegiums gestellt, und bereits seit 34 Jahren haben Sie hier in tactvoller Auffassung der Bedürfnisse die Neugestaltung der höheren Schulen vollzogen, das hohe Ziel der gymnasialen Bildung unbeirrt durch manche Verirrungen der Zeit fest im Auge behalten, in vielen Lehrern die Liebe für unsern Beruf geweckt und gestärkt, die Interessen derselben treu gewahrt und Sich dadurch deren Achtung, Liebe und Vertrauen in einem seltenen Maasse erworben. Edle Landesfürsten haben Sie durch äussere Zeichen der Gnade und Huld geehrt, mit unauslöschlichen Zügen

steht ihr Wirken in den Herzen aller derer eingetragen, die Ihrer einsichtsvollen und wohlwollenden Leitung sich zu erfreuen haben.

Ein solch fröhliches Gedeihen des Schulwesens eines deutschen Landes berührt aber uns alle, die wir von der festen Ueberzeugung durchdrungen sind, dass das gemeinsame Vaterland in seiner Sprache und Wissenschaft die sicherste und festeste Einigung, in der gründlichen Bildung seiner Jugend die wahrste Bürgschaft einer gedeihlichen Zukunft besitzt. Sie, verehrter Greis, tragen dieses Vaterlandes Wohl und Wehe in einem echten deutschen Herzen, und was ihr beredter Mund von den Grossthaten deutscher Nation mit mannhaftem Sinne und in des Wortes Klarheit und Frische für Jung und Alt erzählt hat, das hat wie ein elektrischer Funke Vieler Herzen entzündet, trotzdem dass engherzige Staatsmänner mit Besorgnis und Furcht vor dieser Frucht der Begeisterung erfüllt waren. Nach dieser wissenschaftlichen That, die in den Reden über Deutschlands Zukunft ihren glänzenden Vorgang gehabt, dürfen wir wol Ihre Jugendarbeiten, die sich in vielen Schulen bis auf den heutigen Tag erhalten, und das anziehende Lebensbild, in dem Sie uns jüngst einen reichen Schatz von Erfahrungen erschlossen haben, nur in der Kürze berühren.

So fühlen wir uns gedrungen, Ihnen unsere Theilnahme an dem Feste, das Sie in aller Stille gefeiert haben, laut auszusprechen, wir, die wir in Ihnen einen Mitbegründer unseres Vereins verehren. Möge der gütige Gott, der Ihr Wirken so reiche Früchte hat tragen lassen und der Ihr hohes Alter mit seltener Frische und Heiterkeit gesegnet hat, Sie ferner in seinen gnädigen Schutz nehmen; möge ihre Begeisterung für unseren Beruf uns alle erfüllen und Ihr glänzendes Beispiel einsichtsvoller Leitung altehrwürdiger Pflanzstätten wahrer Wissenschaftlichkeit allseitige Nachahmung finden.

Nehmen Sie diesen einfachen Ausdruck unserer Empfindungen als Zeichen unserer unbegrenzten Hochachtung und warmen Verehrung gütig auf und erfreuen Sie damit die mit- und nachstrebenden Berufsgenossen.

Hannover, den 28. September 1864.

Die dreiundzwanzigste Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.

Nachdem darauf die Versammlung Ihre Zustimmung durch Erheben zu erkennen gegeben hatte, bestimmte man, dass die Adresse von dem Präsidium der Versammlung unterschrieben und von den Triumvirn, die sie abgefasst, überreicht werden sollte.

Zum Schlusse nahm der Präsident Director Dr. Ahrens das Wort und theilte der Versammlung mit, dass S. Maj. der König zwischen dem 1. und 2. Acte der am Abend stattfindenden Festvorstellung im königl. Hoftheater sich eine Anzahl Mitglieder der Versammlung vorstellen lassen wolle, und theilte zugleich die Namen der betreffenden Herren mit. [1])

(Schluss der Sitzung $1^1/_2$ Uhr.)

---

1) Die Auswahl war von Sr. Majestät dem Könige allerhöchstselbst in der Art getroffen, dass aus jedem der in dem ersten und zweiten Mitgliederverzeichnisse (bis Nr. 337) vertretenen Staaten ein Repräsentant bezeichnet war.

Dritte Allgemeine Sitzung, Donnerstag, den 29. Sept. 1864.

Präsident: Director Dr. H. L. Ahrens.

Anfang $10^3/_4$ Uhr.

Präsident:

Meine Herren! Ich habe zunächst verschiedene geschäftliche Mittheilungen zu machen. Auf die telegraphischen Depeschen, welche wir an sechs würdige Veteranen unserer Wissenschaft gesandt haben, sind bereits 2 Antworten gestern mitgetheilt. Es sind 2 weitere Antworten eingelaufen, nämlich einmal von Herrn Geheimerath Schoemann in Greifswald: „Telegramm an die Philologenversammlung in Hannover. Herzlichen Dank und Gegengruss!" ferner eine Antwort des würdigen Welcker, die leider durch einen Zufall hier nicht vorliegt, da sie nicht an die rechte Adresse gerichtet war, ihr Sinn aber ist, dass er gerührt Dank sagt.

Dann habe ich über die Resultate der Commissionsberathung in Betreff der Wahl des nächsten Versammlungsortes zu berichten. Die Commission, welche auf die bekannte Weise zusammengesetzt war und von der ja auch das diesmalige Präsidium einen Theil bildet, hat sich unter den drei Orten, welche überhaupt in Frage gekommen sind, nach reiflicher Erwägung für Heidelberg entschieden, und ich erlaube mir nun zuerst die Anfrage, ob einer der Herren das Wort über diesen Gegenstand ergreifen will? Wenn das nicht geschieht, so habe ich die Frage zu stellen: Ist die geehrte Versammlung mit der Wahl von Heidelberg als nächstem Versammlungsorte einverstanden? Diejenigen, welche einverstanden sind, bitte ich, sich zu erheben. (Geschieht.)

Es scheint unzweifelhafte Majorität, wenn nicht Einstimmigkeit zu sein.

Es würde sich dann weiter um die Bestimmung des Präsidiums handeln. Nun ist die Commission der Meinung, dass in diesem Falle eine Abweichung von dem bisherigen Usus, aber nicht eigentlich von den Statuten gerechtfertigt sei. Es hat ja gerade die diesjährige Versammlung und zwar in erfreulicher Weise gezeigt, dass das Interesse an unsern Versammlungen immer mehr zu wachsen scheint. Es hat die Zahl der Mitglieder alle Erwartungen überstiegen. Am Tage vor dem Beginn der Versammlung waren wir vollkommen überzeugt, dass kaum über 300 kommen würden, und nun beträgt die Zahl gegenwärtig nahe an 450. Es ist die höchste Zahl, die jemals erreicht ist. Nächstdem ist die höchste in Dresden gewesen, wo auch über 400 Mitglieder versammelt waren. Es lässt sich mit einiger Sicherheit erwarten, dass in Heidelberg die Zahl noch viel grösser sein werde, da dieser Ort uns so viel mehr bietet als Hannover. (Ruf von vielen Seiten: Das nicht!)

Wir müssen darauf gefasst sein, dass nach Heidelberg wenigstens 500 kommen, da wir Norddeutschen mit wahrer Sehnsucht dorthin streben werden, während die Herren Süddeutschen nur mit einigem Widerwillen nach unserm Norddeutschland heraufziehen und daher leider auch nur recht sparsam unter uns vertreten sind.

Wenn nun eine so grosse Zahl erwartet werden kann, so ist es nach der Meinung der Commission wohl recht rathsam, dass man gleich darauf Bedacht nimmt, ein kräftigeres und zahlreicheres Präsidium zu schaffen, damit es allen Geschäften vollkommen gewachsen sei —

denn ganz kann es nie gewachsen sein, wenn es nicht vielfache Unterstützung findet, wie sie uns hier zu Theil geworden ist. Wir schlagen deshalb vor, dass ausser dem Präsidenten gleich zwei Vicepräsidenten bestimmt werden, und ich stelle die Frage, ob die Versammlung damit einverstanden ist. Wenn keine Stimme sich dagegen erhebt, betrachte ich es als angenommen. (Wird angenommen.)

Dann würde es auf die Wahl der Personen ankommen, und da kann kein Zweifel darüber sein, dass als Präsident der Heidelberger Versammlung Herr Prof. Köchly, der uns durch seine Gegenwart so sehr erfreut hat, fungieren muss. Diejenigen, welche damit einverstanden sind, bitte ich, sich zu erheben. (Geschieht.) Einstimmig angenommen.

(Rector Eckstein: Nein, es ist Einer sitzen geblieben, nämlich Köchly selbst.) (Heiterkeit.)

Da muss ich denn nun wohl die ausdrückliche Frage an Köchly richten, ob er sich entschliessen wird, dem Wunsche der Versammlung nachzugeben und das Präsidium zu übernehmen.

Professor Köchly:

Meine Herren! ich sehe mich in der erfreulichen Möglichkeit, im Voraus zu erklären, dass die hohe grossherzogliche Regierung und die gute Stadt Heidelberg unsere Versammlung gern und bereitwillig willkommen heissen wird und in der Hoffnung, dass die beiden anderen Vorschläge des geehrten Präsidiums von Ihnen mit gleicher Einstimmigkeit werden angenommen werden, wie Sie mir die hohe Ehrenstelle des Präsidenten zu übertragen geneigt gewesen sind, in dieser Hoffnung erkläre ich allerdings, dass ich diese Ehre annehme und nach Kräften mich bestreben werde, nicht gar zu weit hinter dem zurückzubleiben, was Sie etwa von dem Präsidenten zu erwarten berechtigt sind.

Da soeben gewissermassen zwischen dem Herrn Präsidenten und Ihnen eine kleine Meinungsverschiedenheit stattzufinden schien, ob Sie in Hannover oder in Heidelberg mehr Anregung und Freude finden dürften, ob Hannover oder Heidelberg mehr Anziehungskraft üben dürfte, so erlaube ich mir gleich von vorn herein Ihre Erwartungen einigermassen herabzustimmen. Es ist keinem Zweifel unterworfen, Heidelberg kann Ihnen nicht Prachtbauten bieten, Sammlungen von fürstlicher Munificenz erfüllt, Heidelberg ist im Ganzen eine einfache alte Stadt, die eben nur in einem Theile ihrer neuen Anlagen dem nachstrebt, was heut zu Tage von grossen Städten aller Völker erreicht wird; aber ich denke, Heidelberg darf sich wenigstens einiger Vorzüge rühmen, die geeignet sind, Anziehungskraft auszuüben. Es erwartet Sie, meine Herren, die alte Ruperto-Carolina, an deren Sitze im Zeitalter der Reformation so viele jener berühmten Wanderhumanisten gewirkt und keineswegs leichte Spuren ihrer Wirksamkeit hinterlassen haben, es erwartet Sie Heidelberg, die gute alte deutsche Stadt, die mehr als irgend eine gelitten, als der Erbfeind unsere Gauen überschwemmte und deutsche Fluren mit Blut tränkte und deutsche Mauern niederstürzte und stille deutsche Familienhäuser in Brand und Flammen aufgehen liess. Noch winken, Sie wissens alle, von den grünbekränzten Hügeln, die sich im Neckar spiegeln, jene rothen geborstenen Thürme und Mauern, die freilich für uns nicht, wie jene Pyramiden, tausendjährige Erinnerungen enthalten an längst verklungenes Völkerleben, dessen schwache Spuren kaum der Forscher in einigen allgemeinen Zügen herzustellen im Stande ist — aber an die Mauern des Heidelberger Schlosses — wem gienge nicht dabei die Seele auf! — knüpft sich die Erinnerung, die junge Erinnerung an frisches fröhliches freies Jugendleben, getheilt zwischen gesunder Lust und ernster Arbeit.

Das sind etwa diejenigen Eigenthümlichkeiten, die Heidelberg Ihnen bietet, und ohne der grossen, gastfreien, hohen und stattlichen Residenz zu nahe zu treten, deren Gastfreiheit wir in diesen Tagen in reicher Ueberfülle erfahren, darf ich doch die Hoffnung aussprechen, dass die Versammlung zu Heidelberg nicht gar zu weit in der Zahl hinter der von Hannover zurückstehe, in Bezug aber auf gemeinschaftliches frisches, frohes und fröhliches Rathen und Thaten mit derselben einigermassen wetteifern werde.

Nochmals also in der Hoffnung, dass Sie die beiden Männer bestätigen, welche das geehrte Präsidium mir als Hülfe zur Seite gestellt, in dieser Hoffnung begrüsse ich Sie mit den Worten: Uebers Jahr Willkommen und Wiedersehen in Heidelberg! (Grosser Beifall.)

Präsident:

Es würde also als nothwendige Ergänzung noch fehlen, dass wir auch die beiden Vicepräsidenten bestimmen, und da bietet sich zunächst als erster Vicepräsident der College des Herrn Prof. Köchly, Herr Professor Stark, der uns gleichzeitig mit seiner Gegenwart erfreut hat; als zweiten Vicepräsidenten müssten wir allerdings einen abwesenden designieren, dessen vollkommene Befähigung und dessen Ruf uns nicht von anderen Seiten allein, sondern auch von den anwesenden Heidelbergern verbürgt wird, nämlich den Herrn Director Cadenbach, durch dessen Wahl zu gleicher Zeit auch das Element der Schulmänner seine Vertretung im Präsidium findet, und andererseits — was bei den badischen Verhältnissen sehr angemessen ist — auch das katholische Element nicht zurückgesetzt erscheint. Ich frage also die geehrte Versammlung, ob sie nun auch mit dieser Bestimmung einverstanden ist, dass also Herr Prof. Stark und Herr Director Cadenbach als Vicepräsidenten der nächsten Versammlung bestimmt werden? Die damit einverstanden sind, bitte ich, sich zu erheben. (Geschieht.) Gleichfalls genehmigt.

Nun wird, wenn Herr Prof. Stark zugegen ist, er auch leicht sich darüber erklären können, ob er die Wahl der Versammlung anzunehmen geneigt ist.

Prof. Stark:

Ich nehme einfach die grosse Ehre an, die mir in dieser Beziehung geboten wird, nicht in dem Gefühle der eigenen Kraft für diese Stelle. Es würde für mich, meine Persönlichkeit, meine Natur angenehmer, ja angemessener gewesen sein, in dem bescheidenen Kreise einer kleineren Versammlung mitzuwirken, als diese hohe Stelle eines Präsidenten zu vertreten, wenn mein verehrter erster Präsident daran gehindert sein sollte. Im Vertrauen auf diesen ersten Präsidenten nehme ich indessen die zweite Stelle gern an, indem ich hoffe, gleichsam im Hintergrunde nach Kräften in allen den Dingen mitwirken zu können, die zur Vorbereitung nöthig sind, zumal es mir vielleicht möglich ist, dort an Ort und Stelle, wo ich nun schon seit einer Reihe von Jahren zu wirken das Glück habe, durch meine Beziehungen sowohl zu den historischen Verhältnissen, zu den Denkmälern der Vergangenheit, als auch zu der lebendigen Schule, zur Gegenwart, zur Jugend, an die mich auch schon seit längerer Zeit die alljährlich sich wiederholenden Versammlungen der rheinischen Gymnasiallehrer geknüpft haben, fördernd thätig zu sein. Indem mir also vergönnt ist, dazu mein Scherflein beizutragen, nehme ich einfach und dankbar diese Ehre an und hoffe mich ihrer im nächsten Jahre nicht ganz unwürdig zu zeigen.

Präsident:

Ich darf wohl im Namen der Versammlung den beiden geehrten Herren den herzlichsten Dank für die Freundlichkeit aussprechen, mit der sie sich der Last der Geschäfte im

künftigen Jahre unterziehen wollen. Um nun zu andern Angelegenheiten vorzuschreiten, so ist der geehrten Versammlung mitzutheilen, dass die neugebaute Christuskirche heute von 2—5 Uhr geöffnet sein wird.

Um 5 Uhr ist dann gemeinschaftliches Kaffeetrinken auf dem Neuen Hause. Hierauf macht man einen Spaziergang durch die Eilenriede, um frühestens 6 Uhr auf der List einzutreffen. Es ist jedoch nicht wünschenswerth, dass dabei Damen mitgebracht werden. Es versteht sich allerdings von selbst, dass auf dem Neuen Hause und auf dem Spaziergange die Damen willkommen sein werden (grosse Heiterkeit), nur nicht gerade im letzten Stadium. (Erneutes Gelächter.)

Ferner will ich noch einen Punkt berühren; ich hatte fast gehofft, dass aus der Versammlung ein derartiger Antrag gestellt würde; da dies aber bis jetzt nicht geschehen, so will ich ihn selbst stellen.

Wir haben ja wohl alle gelesen und gehört, welche Bedürfnisse jetzt in unserm Norden, in unserm lieben Schleswig-Holstein entstanden sind, aus dem wir leider ja wohl keinen hier unter uns sehen, was sich aber vollständig daraus erklärt, dass man dort genug mit sich selbst zu thun hat. Unsere Brüder dort werden uns aber nicht weniger lieb sein, weil sie im Augenblicke gewiss gegen ihren Wunsch durch die Verhältnisse fern gehalten sind. Wir wissen alle, wie gross die Bedürfnisse dort sind, um dem deutschen Elemente wieder zu seinem Rechte zu verhelfen, wie die mit Gewalt danisierten Schulen ihrer Hülfsmittel beraubt sind und wie Etwas von Deutschland aus geschehen muss, damit sie nicht zu langsam und zu mühsam wieder zu dem Standpunkte gelangen, zu dem sie kommen müssen. Es ist da namentlich ein Hülferuf gekommen für Flensburg, und es liegt doch mindestens eine ebenso grosse und dringende Veranlassung vor, wie früher einmal, als in Clausthal das Gymnasium mit seiner Bibliothek abgebrannt war; hier ist Schlimmeres als Brand gewesen. Ich möchte also die geehrte Versammlung bitten, allerseits dahin zu streben, dass in ähnlicher Weise, wie früher für Clausthal, gewirkt werden möge, d. h. erstens — es ist ja das ohne weitere Kosten zu beschaffen — dass die verschiedenen Schulbibliotheken ihre Dubletten Flensburg zuwenden. Kann sonst noch mehr dafür geschehen, um desto besser! Ferner wird ja auch manche Gelegenheit sein, dass auf die Herren Buchhändler eingewirkt wird. Die viel bewährte Liberalität unserer hiesigen Buchhändler, namentlich der Hahnschen Hofbuchhandlung, wird gewiss auch das Ihrige thun. Ich lege also den gesammten Herren es recht sehr ans Herz, in diesem Sinne wirken zu wollen.

Dann wollte ich noch bemerken — für manche wird dieses wohl nicht uninteressant sein — dass ich eine Anzahl von Exemplaren meines Programmes über die Themis[1]), vom ersten Theile 30, vom zweiten 50, im Geschäftszimmer niedergelegt habe.

Dann sind von der Calvaryschen Schrift anfangs nicht die genügenden Exemplare vorhanden gewesen; jetzt sind sie überflüssig da. Auch von der Begrüssungsschrift des Präsidiums haben eine Zeit lang Exemplare gefehlt, da nur auf höchstens 400 Theilnehmer gerechnet war. Diejenigen Herren, welche dieselbe nicht bekommen haben, können sie jetzt erhalten.

Das wären die Geschäfte, welche ich zunächst zu erledigen hatte, so bitte ich denn

---

1) „Ueber die Göttin Themis". Hannover 1862 und 1864. 8.

Herrn Dr. Oncken nun endlich definitiv seinen versprochenen Vortrag (der schon in der vorangegangenen Sitzung auf der Tagesordnung gestanden hatte).

Ueber die Wiederbelebung der griechischen Literatur in Italien[1])

zu halten.

Dr. Oncken:

Der Dichter Petrarca, den Sie alle nicht blos als Dichter der Liebe, sondern auch als den begeisterten und glücklichen Wiederhersteller der lateinischen Sprache und Litteratur im 14. Jahrhundert kennen, hatte in seinem nie ermüdenden Eifer für Auffindung und Erwerbung Ciceronischer Handschriften u. a. auch nach Constantinopel an einen Freund geschrieben, aber statt des Cicero, um den er gebeten, erhielt er einen Homer. Es war der erste griechische Homer, der die nachher so oft wiederholte Wanderung von dem griechischen Osten nach dem lateinischen Westen gemacht hat. Petrarca empfieng ihn mit einem Gefühl schwärmerischer Andacht, er stellte „den Fürsten der Dichter" neben Platon, den „Fürsten der Denker", auf sein Bücherbrett, aber lesen — verstehen konnte er ihn nicht; denn sein Freund und Lehrer, der Mönch Barlaam aus Calabrien, dem einzigen Winkel in Italien, wo die griechische Sprache damals nicht vollkommen ausgestorben und erloschen war, hatte ihn zwar in die Elemente der griechischen Sprache eingeführt, war dann aber gestorben, ehe er ihn weiter hatte fördern können, und ein anderer Lehrer war in Italien nicht zu finden. So blieb Petrarca nichts übrig, als, wie er in dem rührenden Briefe an den Geber in Constantinopel schreibt, den hehren Sänger schweigend zu umarmen und zu beklagen, dass der hohe Gast für ihn so stumm und er so taub für ihn sei. Nur die Hoffnung, dem alten Cato

---

1) Allgemeinere Literatur:

Humphredus Hodius: *de graecis illustribus, linguae graecae literarumque humaniorum instauratoribus Londini 1742.*

Boerner: *de doctis hominibus graecis literarumque graecarum in Italia instauratoribus liber. Lipsiae 1750.*

Gibbon: *decline and fall etc. vol. XII.*

Tiraboschi: *Letteratura italiana Firenze 1809. VI. 2.*

Heeren: Geschichte der klassischen Literatur im Mittelalter (dessen historische Werke IV u. V) Göttingen 1822.

Villemain: *Lascaris ou les Grecs du XV ième siècle Strasb.* Die deutsche Uebersetzung dieser Novelle Strassb. 1825 enthält aus der Feder eines Anonymus beachtenswerthe Anmerkungen über Lascaris und die anderen Griechen des Jahrhunderts, ihre Schriften und ihre Schüler.

Budik: Leben und Wirken der vorzüglichsten lateinischen Dichter des XV—XVIII Jahrh. I. Bd. Königsberg 1828 (Einleitung über die Wiederbelebung der griech. Literatur, dann: Angelus Politianus).

Hallam: *Introduction to the literature of Europe in the 15, 16, 17 centuries vol. V Paris 1837.*

Grässe: Allgemeine Literärgeschichte 2. Bd. 3. Abth. 2. Hälfte. Leipzig 1843.

G. Voigt: Wiederbelebung des klass. Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus. Berlin 1859.

Burckhardt: Kultur der Renaissance. Basel 1860.

Botfield. *Praefationes et epistolae editionibus principibus auctorum veterum praepositae. Cantabrigiae 1861.*

Villari: *La storia di Girolamo Savonarola. Firenze 1859* vol. I cap. III u. IV.

O. Jahn: Rede über die Bedeutung und Stellung der Alterthumsstudien in Deutschland. Preussische Jahrbb. IV 494 ff.

gleich, im Greisenalter noch das Griechische zu erlernen, halte ihn aufrecht. Aber Petrarca hat diese Hoffnung unerfüllt mit ins Grab genommen. Glücklicher als er war sein Freund und Bewunderer Boccaccio. Dieser hatte in der Person eines anderen Calabresen, der aber gern sein Vaterland verleugnete und sich einen Griechen aus Thessalonich nannte, in der Person des Leo oder Leontius Pilatus einen Lehrer erhalten, mit dem er drei Jahre im vertrauten Umgange gelebt hat. Sein Verhältnis zu diesem Manne macht Boccaccios Wissensdurst eben so viel Ehre als seinem Herzen; denn Leontius Pilatus wird uns geschildert als eine unausstehliche Persönlichkeit[1]), behaftet mit allen den Eigenschaften, die die später nach Italien herübergewanderten Griechen oft so unliebenswürdig und so ungeniessbar erscheinen liessen und die so recht geschaffen sind, auch den strebsamsten Schüler zurückzuschrecken. Dazu kam, dass Boccaccio nicht bemittelt war; dass er sich am Leben absparen musste, was er, in seinen Verhältnissen verschwenderisch, für das Alterthum verausgabte. Boccaccio hat den Leontius Pilatus in sein Haus aufgenommen, er hat seine Anstellung als öffentlicher Lehrer der griechischen Sprache bewirkt und ihn veranlasst zu Vorlesungen über Homers Ilias und Odyssee. Diesen Vorlesungen und dem vertrauten Verkehr mit L. P. verdankt Boccaccio jene Kenntnis des Griechischen, die, so dürftig sie auch war, ihn doch immerhin berechtigte, mit Stolz auf die Lateiner herabzusehen, die, wie er sagt, selbst die Buchstaben des Griechischen nicht kannten. Den lateinischen Text seiner Göttergenealogie durchflicht er mit homerischen Versen, von denen er mit Sicherheit weiss, dass keiner seiner Landsleute sie versteht, und er rühmt sich dessen: *ostentationis causa graeca carmina adscripsi* — sagt er — *meum est hoc decus, mea est gloria, scilicet inter Etruscos graecis uti carminibus.*

Was dem L. P. auch bei besserem Willen nicht geglückt wäre, das sollte dem Byzantiner Manuel Chrysoloras auf den ersten Wurf gelingen. Er ist der Stifter der ersten Griechengemeinde im Abendlande geworden, der Gründer der ersten Schule der neuen Bildung, der in Florenz eine so glänzende Zukunft beschieden war. Unter dem 28. März des Jahres 1396 haben die Florentiner den Manuel Chrysoloras als Lehrer der griechischen Sprache in ihre Stadt berufen. Die Urkunde seiner Berufung, ein sehr merkwürdiges Actenstück, ist uns erhalten. Sie ist 1741 gedruckt worden, aber weder von Hodius noch von Börner, den beiden Hauptschriftstellern über diesen Zeitraum, benutzt worden und daher sehr vielen Neueren unbekannt geblieben.[2]) Die Florentiner erklären dort: sie wollten nach dem

---

1) aspectu horridus homo, turpi facie, barba prolixa et capillitio nigro et meditatione occupatus assidua, moribus incultus nec satis urbanus homo; so schildert ihn Boccaccio. Petrarca äussert sich stärker, er fürchtet Ansteckung durch das unholde Wesen des finsteren Gesellen: est enim animi aegritudo non minus contagiosa quam corporis. Hodius S. 2 ff.

2) Osservazioni intorno *Emanuello Grisolora* Ristoratore delle lettere greche in Italia all' Eminentiss. e Reverendiss. Signore Cardinale Giuseppe Renato Imperiali in Raccolta d' opuscoli scientifici e filologici 25 t. Venezia 1741. S. 243—338. unterzeichnet *D. G. (Domenico Giorgi.)*
Dieser mit grosser Sachkunde (vgl. u. A. den überzeugenden Nachweis, dass Filelfo nicht wie Jovius angibt der Schüler des Chrysoloras sein könne S. 269 ff.) geschriebene Artikel enthält S. 250—253 die Urkunde der Berufung des Chrysoloras:

Manueli Chrysolorae Constantinopolitano.

Maiores nostri semper eruditionem et scientiam veneratione maxima coluerunt, ex quo licet olim non esset in Urbe nostra generale studium institutum, multi tamen Florentini cives diversarum facultatum peritissimi; quorumque memoria scriptorum monumentis et famae celebritate refulget, tametsi multum successione

Beispiele der alten Römer, ihrer Vorfahren, wie sie mit Stolz hinzufügen, die in den Waffen Niemanden, in den Wissenschaften nur die Griechen über sich erkannten, einen Lehrer anstellen, der ihre Jugend anweise, *de utroque fonte bibere:* dafür solle Manuel Chrysoloras wirken. Er erhalte 100 Florenen jährlich, dürfe kein Honorar fordern, aber es annehmen, wenn es ihm freiwillig geboten werde und *ob hanc liberalitatis redundantiam* solle ihm nichts von seinem Gehalte abgezogen werden. Das Auftreten des M. Chr. in Florenz ist epochemachend geworden für die abendländische Bildung; der Eindruck seiner Persönlichkeit und seiner Lehre muss ein gewaltiger gewesen sein. Einer seiner ersten Schüler, Lionardo Bruni oder Aretino, schildert ihn uns in seiner vaterländischen Geschichte: er habe damals in Florenz das römische Recht studiert, als M. Chr. gekommen sei. Bis dahin habe er nur spärliche Mussestunden für die schönen Wissenschaften übrig gehabt, aber da sei er mit sich zu Rathe gegangen und habe sich *iuvenili motu* gefragt, ob er diese köstliche, vielleicht nie wiederkehrende, Gelegenheit versäumen solle, sich in den vertrauten Umgang der grossen Griechen einführen zu lassen, von denen ja bekannt sei, dass bei ihnen der Quell aller Bildung ströme und denen das Abendland seit 700 Jahren völlig fremd geblieben? Und er habe sich entschlossen, er sei der Schüler des M. Chr. geworden und von da an habe ihn dessen Lehre im Wachen und im Träumen verfolgt.[1]) Neben Chrysoloras wirkte in Florenz als Lehrer der lateinischen Sprache ein Schüler Petrarcas, Johann von Ravenna, und aus dieser doppelten Schule ist die erste italienische Humanisten-Generation hervorgegangen, die in den beiden Sprachen wissenschaftliche Bildung besass. — Platina vergleicht diese Schule

---

temporis numerantur; cui rei memoria nostra compertum est, usui maximo fuisse Graecorum addidisse doctrinam, a quibus *Romani rerum domini quorum pars non infima sumus*, cuncta suscepisse quae ad scientiam pertinent maximorum auctorum testimonio fassi sunt, quum *Cicero noster* iudicio suo confirmet omnia nostros aut invenisse per se sapientius quam Graecos aut accepta ab illis fecisse meliora. Sed profecto sicut ipse idem alicubi testatus est secundum aetatis suae statum, *Armis Italia non potest vinci nec Graecia disciplinis.* Nos autem, sine invidia dictum sit, satis credimus et Graecos Latinis et Latinos Graecis additis literis semper eruditiores evasisse; qua permoti sententia *volentes iuventutem nostram posse de utroque fonte bibere* latinisque graeca miscere uberioris doctrinae causa, decrevimus aliquem utriusque linguae peritum, qui nostros Graeca docere possit, adsciscere et florentissimum Florentinae civitatis studium huius utilitatis commodo et gloriae splendoribus exornare. De tua igitur sufficientia moribusque quorundam nostrorum civium assertionibus informati sperantes fore, quod te talem exhibeas, qualem ipsi testati sunt et quod huic rei possis, velis, et scias egregie respondere, te ad docendam grammaticam et literas graecas in Urbe nostra pro *termino decem annorum*, die qua te coram nobis vel nostris successoribus praesentabis et acceptabis electionem huiusmodi principium habituro solemniter, duximus eligendum cum *salario Florenorum centum quolibet anno*, tibi de sex mensibus in sex menses annis singulis persolvendo, sicut in electione tua plenius continetur, pro quo *salario venire stareque debes* et hinc finito tempore si voles discedere tuo periculo tuisque sumptibus et expensis et toto dicto decennio litteras et grammaticam graecam *quoscunque volentes edocere:* poteris tamen a volentibus exhibere recipere et quidquid decreverint tibi dare: *nec tamen ob huius liberalitatis redundantiam aliquid tibi de salario minuetur.* Venias igitur, Vir perite, quam celerius potes, lucrum et gloriam inventure nec grave sit relinquere patriam quam gaudebis apud nos, sic indubitatam spem gerimus, invenisse. Memor tamen quodsi hinc ad Kalendas Ianuarii proximas non repraesentares te, sicut superius dictum est, haec electio et omne ius, quod exinde quaesitum tibi foret, cunctis quae circa haec gesta sunt irritis, evanesceret.

Florentiae die XXVIII. Martii Indict. IIII MCCCLXXXVI.

1) Tu occasionem hanc divinitus tibi oblatam praetermittes? Septingentis iam annis nemo per Italiam Graecas literas tenuit et tamen doctrinas omnes ab illis esse confitemur. — His tandem rationibus expugnatus Chrysolorae me tradidi, tanto discendi ardore, ut quae per diem vigilans percepissem ea noctu quoque dormiens agitarem. Hodius. S. 29.

dem trojanischen Ross, wegen der griechischen Helden, die ihm entstiegen seien. Unter den namhaftesten Schülern derselben nenne ich noch Roberto Rossi, Palla Strozzi, Jac. Angeli, Poggio, Guarino, Vittorino da Feltre, Paolo Vergerio Filelfo, der von Mehreren auch unter den Schülern des Chrysoloras genannt wird, gehört nicht hieher. Er wurde erst geboren, als Chrysoloras in Florenz lehrte.

Ausser in Florenz hat Chr. auch in Rom und Venedig gewirkt; auch an diesen Orten hat sein Wirken die Grundlage für zwei weitere Schulen der neuen Bildung abgegeben, die später, allerdings mit ungleichem Glücke, mit Florenz gewetteifert haben. Auch dort wie in Florenz sind die ersten Fundgruben handschriftlicher Schätze angelegt worden, von denen bekannt ist, was ihnen die Philologie zu danken hat.

Durch Chrysoloras haben sich zwei Welten zum ersten Male wieder genähert, die sich so lange fremd, ja feindselig gegenübergestanden hatten. Um dieselbe Zeit, da den Griechen im Osten der Boden ihrer alten Heimat unter den Füssen zu wanken anfieng, war ihnen im Westen eine neue geöffnet, und jeder neue Stoss der immer heftiger andrängenden Türken trieb eine Anzahl Griechen an die nunmehr gastliche Küste. Oft brachten sie nichts mit als die Kenntnis ihrer Muttersprache, und mit diesem Capital wuchernd zogen sie von einem Musenhofe zum andern, überall freundlicher Aufnahme und lohnender Arbeit gewiss. Die namhaftesten unter den Flüchtlingen dieser ersten Zeit sind die beiden Aristoteliker Georgios Trapezuntios aus Kreta und Theodor Gaza aus Thessalonich. Beide sind durch die lateinische Schule des Vittorino hindurchgegangen und waren dann mit Glück als Lehrer, Uebersetzer und Schriftsteller thätig. Um dieselbe Zeit, da die Fluchtwanderung der Griechen nach dem Westen beginnt, fangen die Italiener an, ihre Entdeckungsreisenden nach dem Osten auszusenden. Was Männer wie Petrarca, Poggio und Enoch von Ascoli für die lateinische Literatur gewollt und gethan, als sie die Klöster des Abendlandes nach Handschriften der alten Römer durchstöberten, das beabsichtigten und vollbrachten Guarino, Aurispa, Filelfo für die griechische, wenn sie ganze Schiffsladungen mit hunderten von griechischen Handschriften zusammenkauften und nach dem Westen beförderten. Wo einer dieser Entdeckungsfahrer in Italien ans Land tritt, da ist ihre Ankunft ein öffentliches Ereigniss. In feierlichem Zuge werden sie von den Ersten der Gegend empfangen und hereingeleitet, sie und ihre Funde sind Gegenstand allgemeiner Neugier und Huldigung.

Am schwunghaftesten hat diese Thätigkeit des Sammelns und des Erwerbens griechischer Codices der Mediceer Cosimo getrieben. So weit seine Handelsverbindungen reichten, und sie umspannten die ganze handeltreibende Welt, so weit waren auch seine Agenten beauftragt zum Ankauf griechischer Codices um die höchsten Preise, und manches Schiff, welches Specereien aus Indien nach dem Westen führte, brachte griechische Handschriften nach Italien mit. Aus dieser Thätigkeit sind die mediceischen Bibliotheken entsprungen, von denen eine im Kloster S. Marco aufgestellt, im Jahre 1444 dem Publicum geöffnet wurde, die erste öffentliche Bibliothek dieser Art, die Europa gesehen hat. Sie bestand vorzugsweise aus dem Vermächtnis des gelehrten Sammlers Niccolo Niccoli, und ihr Ordner, der erste moderne Bibliothekar, war Tommaso Parentucelli, den wir später auf dem päpstlichen Stuhle unter dem Namen Nikolaus V. wieder finden.

Was Manuel Chrysoloras und die durch ihn gegebene Anregung begonnen hatte, das

sollte jenes denkwürdige Unionsconcil vollenden, welches 1438 zu Ferrara zusammengetreten ist und im Jahre darauf zu Florenz seine Verhandlungen beendet hat.

Es war eine nationale Illusion gewesen, welche die Anhänger Petrarcas zur Wiederherstellung des Römerthums begeistert hatte. Mit der Wiederbelebung der Sprache in ihrer alten Reinheit und Echtheit hatten sie geglaubt, den alten Geist und mit ihm die alte Grösse und Herrlichkeit wieder zu beleben. Eine religiöse Illusion ist es gewesen, welche die Rettung des Griechenthums nach dem Abendlande vollendete. Die Geistlichen, welche dort in Ferrara und Florenz stritten über den Ausgang des heiligen Geistes *a patre-filioque* oder nicht? und glaubten als die Unionsurkunde unterzeichnet war, die beiden Kirchen vereinigt zu haben, hatten sich geirrt: die Kirchen blieben getrennt wie vorher, aber eine andere Wiedervereinigung war geglückt, die von den Wenigsten beabsichtigt gewesen, die Wiedervereinigung der beiden Culturwelten des classischen Alterthums.

Der Aufzug, in welchem der griechische Kaiser und sein Gefolge zu Ferrara erschien, war weder gewinnend noch imponierend, obgleich er beides hatte sein sollen; er kam den Italienern halb lächerlich halb anstössig vor, allein derselbe Berichterstatter (Lapis Castelliunculus), der uns mit ergötzlichen Farben diese wunderlichen Heiligen aus dem Morgenlande mit ihren langen Mähnen und bemalten Augenbrauen geschildert hat, bekennt doch, dass die Gelehrsamkeit dieser Männer eine wahrhaft ehrfurchtgebietende gewesen sei, und dass er unter dem Eindruck ihrer Reden oft geglaubt habe, sich im Lykeion oder in der Akademie zu befinden. Unter den Gelehrten, die dort theils mit theils ohne Mission sich aufhielten, glänzten namentlich zwei durch ungewöhnliche Redegabe, so wie durch den Reiz, den ihre, dem Abendlande bis jetzt nur angedeutete, von Petrarca nur prophetisch verkündigte, aber im übrigen ganz unbekannte Lehre für sich hatte. Es waren dies die beiden Platoniker Georgios Gemistos mit dem Beinamen Plethon und sein Schüler der Patriarch Bessarion, der spätere Cardinal der lateinischen Kirche.

Diese beiden Männer haben sich in die Aufgabe getheilt, die Griechen zu den Lateinern und die Lateiner zu den Griechen herüberzuziehen. Das eine hat Bessarion, das andere Gemistos vollbracht; Gemistos wird uns von Ghiberti geschildert als ein ehrwürdiger Greis in silberweissem Haar, der, wenn er auf das Alterthum und auf seinen Platon zu reden kam, sich verwandelte in einen Jüngling und redete mit der Begeisterung eines Sehers. Religiös war Gemistos ein Heide und wissenschaftlich ein Ketzer, denn dem Christenthum war er eben so fremd, wie der herrschenden aristotelischen Philosophie: Platon allein war sein Glauben und sein Wissen. Ja, er hatte die Keckheit unter vier Augen zu gestehen, ihm ahne von einer religiösen Umwälzung, deren Ergebnis eine Weltanschauung sein werde, nicht unähnlich der des platonischen Heidenthums. Eine Schrift von ihm über die Unterschiede der aristotelischen und platonischen Philosophie rief einen der heftigsten Federkriege hervor, von denen der junge Freistaat der Wissenschaften erschüttert worden ist. Der Streit ist mit der ganzen persönlichen Leidenschaftlichkeit geführt worden, in der damals wissenschaftliche Fehden ausgekämpft wurden; auf der einen Seite standen Gennadios, Georgios Trapezuntios und Theodor Gaza, auf der andern Gemistos und Bessarion. Recht behalten hat in dem Streit nur Einer: Bessarion. Dieser hat in einem merkwürdigen Briefe an einen der Brauseköpfe unter den Aristotelikern, den Michael Apostolios, in einer Zeit, wo die erste Leidenschaft längst vorüber war, gesagt: Wie klein sind doch wir alle gegen jeden einzelnen von diesen beiden. Die Welt freue sich zwei solche Geister zu besitzen, sie studiere ihre Werke und sie wird

den Streit um ihren Vorrang von selbst aufgeben [1]). Unter den Gelehrten war der Streit schliesslich in ein unfruchtbares Schelten und Poltern ausgeartet. Er wäre vielleicht ohne jede gedeihliche Frucht geblieben, wenn die neue platonische Lehre, die sich in diesem Streit die Sporen verdient, nicht unter den Laien gezündet hätte, und wenn unter den Laien nicht ein Mann gewesen wäre, wie Cosimo der Mediceer. Den hatte die Persönlichkeit des Gemistos und die Poesie der platonischen Lehre, so weit sie ihm in dieser Gestalt nahe trat, mächtig angezogen. Bald war Gemistos sein vertrauter Freund, sein unzertrennlicher Tischgenosse geworden, der ihn oft bis spät in die Nacht hinein mit Gesprächen über philosophische Gegenstände zu fesseln wusste. In diesem geistigen Verkehr ist der Gedanke der platonischen Akademie erwachsen. Wie richtig Cosimo zwischen einer gesunden Pflege der Wissenschaften und einem künstlichen treibhausartigen Züchten derselben zu unterscheiden wusste, das hat er durch die entsagungsvolle Geduld bewiesen, mit welcher er den künftigen Vorstand der künftigen Akademie heranbilden liess. Er hatte den talentvollen Sohn seines Leibarztes Marsilius Ficinus dazu ausersehen, ihn unterrichten lassen mit dem Bewusstsein, dass die Früchte der Anstalt, die er gründen wollte, nicht ihm, sondern erst seinen Erben zu Theil werden würden. Von dem Innern der platonischen Akademie [2]) sind wir sehr ungenügend unterrichtet; am bekanntesten und verbürgtesten ist der seltsame Cultus der dort mit Platon getrieben worden ist. Es stimmt ganz mit der Stimmung des Ficinus überein, von dem es heisst, dass er unter dem Bilde Platons in seinem Studierzimmer eine ewige Lampe brennen liess, wenn hier in der platonischen Akademie ein Tag im November, der als Geburts- und Todestag Platons galt, mit einem förmlichen Gottesdienst, mit Hymnen, Predigten und Gebeten, wie eine christliche Gedächtnisfeier begangen wurde, und wenn dann aus diesem selben Kreise der Gedanke laut geworden ist, der Papst möge den Platon unter die Heiligen der christlichen Kirche aufnehmen, so ist das nur eine Consequenz, die sich von selbst ergibt. Es ist eben der erste Glaube an die neue Lehre, und dass der mit Aberglauben gemengt ist, wird Niemanden Wunder nehmen, der weiss, wie oft dies Schauspiel sich in der Geschichte der Ideen wiederholt. Dem Eifer aber, der diese Einseitigkeit hervorgebracht hat, verdanken wir die Wiederbelebung dieses verschollenen Systems und die Durchkämpfung desselben in der ersten Zeit; die Verkehrtheiten der ersten Auffassung gehören zu den Schlacken, die jede neue Lehre mit zur Welt bringt, und die bestimmt scheinen, den besseren Kern vor unreinen Berührungen zu bewahren, um dann von selbst abzufallen, wenn die Gefahr vorbei ist. Wie siegesgewiss, wie zuversichtlich die ersten Jünger dieser platonischen Lehre oder vielmehr dessen, was sie die platonische Lehre nannten, an ihrer Sache gearbeitet haben, das zeigt vortrefflich der schöne Aufruf, welchen M. Ficinus in der Vorrede zu seiner Uebersetzung Platons an die gelehrte Welt hat ergehen lassen. Er wendet sich dort an die Jünglinge, die Männer und die Greise, an die Redner, die Denker und die Staatsmänner, ihnen allen verspricht er eine unerschöpfliche Fundgrube edelster geistiger Nahrung in den Räumen der Akademie. „Eilt alle herzu", ruft er aus, „die der Drang nach beseligender Weisheit erfüllt, widersetzt Euch nicht der

1) Dieser Streit ist mit Hilfe handschriftlichen Materials der Pariser Bibliothek zuerst dargestellt von Boivin in den Mémoires de l'académie des inscriptions 1736 II 715—729. Der Brief Bessarions, dessen Sinn ich in den obigen Worten wiedergegeben habe, findet sich griechisch und lateinisch im dritten Bande der Mém. de l'acad. p. 303—309.

2) Sieveking: Geschichte der platonischen Akademie in Florenz. Göttingen 1812. 60 S. vgl. mit Villari: Savonarola I. S. 37—67.

Lehre, die lange unterdrückt war, und die eine göttliche Fügung zu neuem Leben erweckt hat": *dextera domini iam exaltavit eam, non morietur sed vivet et narrabit opera domini* schliesst er [1]).

Am 29. Mai des Jahres 1453 fiel endlich Constantinopel nach langwieriger Agonie in die Hände der Türken. Die Schöngeister des Abendlandes, Enea Silvio an der Spitze, bejammern den endgiltigen Sturz der griechischen Bildung, und Constantin Lascaris ruft wehklagend aus: „So ist denn alle Geistesbildung, alles Edle und Gute für immer dahin" [2]).

Die Culturgeschichte kennt keinen Untergang in unsrem Sinne, keinen Tod, der nicht die Bedingung neuen Lebens wäre: das Griechenthum, dessen Untergang man bejammerte, war im Wesentlichen theils schon gerettet, theils der Rettung gewiss, in der neuen abendländischen Colonie, die längst gegründet und wohnlich eingerichtet war, ehe sie sich anschickte, nicht etwa die ersten Ankömmlinge, wie Einige noch heute meinen, sondern nur die letzten Nachzügler des Griechenthums in sich aufzunehmen [3]).

Und um dieselbe Zeit, da die Schicksale des Griechenthums sich erfüllten, hatte in Deutschland eine neue Erfindung ihre ersten Probestücke geliefert, von deren Einführung nach Italien Marsilius Ficinus das goldene Zeitalter der Wissenschaften datiert, ich meine den Bücherdruck, der durch einen jener weltgeschichtlichen Zufälle gerade rechtzeitig eingetreten ist, als ihm eine grossartige Aufgabe zugewachsen war, die, den jüngst geretteten Schatz lateinischer und griechischer Handschriften in Tausenden und aber Tausenden von Exemplaren zu vervielfältigen und zu verewigen, sie sicher zu stellen gegen jeden Sturm der Zeit und gegen jeden Witterungswechsel des Geschmacks, und sie weit über die Grenzen Italiens hinaus als Gemeingut der ganzen Menschheit ans Herz zu legen.

Mit unsrem Eintritt in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts umgibt uns eine neue Atmosphäre, die wesentlich abweicht von der, die in der ersten Hälfte herrschend war. „Der erste Jugendrausch", „die Flitterwochen des Humanismus," wie Voigt sich ausdrückt, sind vorbei, es beginnt das Zeitalter ernster Arbeit, der Anfänge der wissenschaftlichen Kritik, die durch die Fortschritte der Technik mächtig gehoben, aber auch gebieterisch gefordert wird, es kommt das Zeitalter der Grammatiken und Commentare, der Uebersetzungen und der *editiones principes*. Es zeigt sich der veränderte Charakter bei den Griechen wie bei den Lateinern, deren Wirken diesem Zeitraum angehört. Constantin Lascaris, den man vielleicht den letzten Griechen nennen könnte, ist bekannt durch seine zahlreichen grammatischen Untersuchungen, er hat gearbeitet mit einem Handschriftenmaterial, welches in jener Zeit geradezu beispiellos dasteht. Eine blosse Uebersicht seiner griechischen Handschriften, die sich jetzt in Madrid befinden, und die meist als sein *κτῆμά καὶ πόνος* ausdrücklich bezeichnet sind,

1) So in der praefatio der Venediger Ausgabe 1491.

2) — *ἀπώλετο ἡ βασιλεία Ῥωμαίων καὶ ἡ ἐλευθερία καὶ εὐγένεια καὶ λόγοι καὶ πλοῦτος καὶ πᾶν ἀγαθόν* bei Iriarte, der in seinem grossen Werke: *Regiae bibliothecae Matritensis codices graeci mss. Matriti* 1769 die ausführlichsten Mittheilungen über diesen gelehrten Griechen gibt (S. 265).

3) Ein Strassburger Druck des Jahres 1578. *Bibliotheca sive antiquitates urbis Constantinopolitanae*, dessen Mittheilung ich der Güte des Herrn Bibliothekars Dr. Isler in Hamburg verdanke, weist unter 455 Nummern griechischer Bücher, die nach 1453 sich noch in verschiedenen Bibliotheken zu Konstantinopel befanden, mit wenigen Ausnahmen fast nur Erzeugnisse der spätern und spätesten christlichen Gräcität nach. Unter diesen Ausnahmen sind die bemerkenswerthesten die angeblich vollständigen Exemplare von Menander (24 Stücke), Euripides, Aristophanes, Lykophron. Dion wird ein paar Mal, aber regelmässig als lückenhaft erwähnt.

stellt ihn uns als einen wahren Heros auf diesem Gebiete dar[1]). Nicht minder charakteristisch ist, dass der jüngere Lascaris, Johannes mit Vornamen, der aus kaiserlichem Blute stammen soll, eben so gut wie der bürgerliche Demetrios Chalkondylas in der Buchdruckerei debutiert als Corrector und als Herausgeber. Am Auffallendsten zeigt sich die Umwandelung der Geistesrichtung an drei hervorragenden Italienern, deren Thätigkeit in die zweite Hälfte des 15 Jahrhunderts fällt, und die sich in das Verdienst theilen, die griechische Sprache in Italien eingebürgert zu haben, bei dem Papst Nikolaus V, bei Angelus Politianus und Aldus Manutius, zu deren Charakteristik ich nunmehr übergehe.

Der Papst Nikolaus V hat mit den Mediceern gewetteifert, dem Schiffbruche des Griechenthums vor und nach 1453 an litterarischen Schätzen zu entreissen, was noch gerettet werden konnte. Seine Agenten durchstreiften Griechenland von einem Ende bis zum anderen, und Filelfo rühmt den Reichthum ihrer Funde, den Werth ihrer Erwerbungen. Die Vaticana schreibt ihren entscheidenden Aufschwung von der Thätigkeit Nikolaus V her: sie zählte bei seinem Tode 5000 Bände. Nikolaus V blieb als Papst einem Ehrgeiz getreu, dem er schon als armer Geistlicher, — er hat bekanntlich von der Pike auf gedient — jeden Sparpfennig geopfert hatte, aber die fürstliche Freigebigkeit, zu der ihn jetzt der Besitz fürstlicher Mittel befähigte, huldigte nicht dem Modegeschmack jener Tage, nicht den eleganten lateinischen Briefstilübungen in Prosa und in Versen, die damals den Ruf aufstrebender Humanisten begründeten und die jetzt mit Recht verschollen sind, auch nicht den salbungsvollen moralischen Tractaten, die der Wandel ihrer Verfasser oft so tief beschämte, sondern ausschliesslich den Früchten eines ganz anderen Thuns. Er hatte den Gedanken, die ganze damals vorhandene griechische Litteratur durch lateinische Uebersetzungen in Italien einzubürgern und heimisch zu machen, ein Gedanke, der sein Verdienst hatte in einer Zeit, wo die Kenntnis der Ursprache doch nur das Vorrecht einer viel beneideten Minderheit war, und wo bei den überaus mangelhaften Wörterbüchern und Grammatiken eine gute lateinische Uebersetzung das wesentlichste Hülfsmittel zur Erlernung der fremden Sprache bildete. Wenn Nikolaus es über sich gewann, Männer wie Poggio, Filelfo, Valla, die unter sich tödtlich verfeindet waren, und die ganze Welt mit dem Aergernis ihres Lebenswandels und ihrer Invectiven erfüllten, an seinem Hofe als Inhaber kirchlicher Würden anzustellen, so verlangte er von ihnen seinerseits, dass sie sich bequemten zur vorgewogenen Arbeit und, statt ihren genialen Liebhabereien zu leben, sich zu der mühsamen Anfgabe verstanden, griechische Werke Capitel für Capitel, Seite für Seite gewissenhaft in elegantes Latein zu übertragen. Es kam dem als geizig Verschrieenen dann nicht darauf an, z. B. für einen Thukydides 500 Ducaten zu bezahlen. Filelfo rühmt, dass es Nikolaus V mit diesem Entwurf ausnehmend geglückt sei. „Kein Italiener, sagt er, habe es mehr zu beklagen, nicht in Griechenland geboren zu sein; denn er könne in der ihm zugänglichen Sprache jedes Meisterwerk der griechischen Litteratur verstehen.“ Es ist das eine der Uebertreibungen, mit welchen Filelfo seinen Brotherren gegenüber nie gekargt hat. In der That ist es Nikolaus V nur mit einer Anzahl Schriften von Prosaikern geglückt, mit Aristoteles, Xenophon, Strabo, Thukydides, Platon u. A. aber nicht mit den Dichtern, und, was ihn am meisten schmerzte, nicht mit Homer. Der Gedanke, einen Homer in lateinischer Sprache

1) Iriarte (vgl. oben) sagt in der Vorrede: *hi codices* (etwa 60 von ihm eigenhändig geschriebene) *adeo variam minutam ac multiplicem opusculorum copiam complectuntur, ut unius viri et mentis et manus laborem merito demireris.*

im Versmaass der Urschrift zu besitzen, wurde ihm schliesslich zur fixen Idee, und so hoch auch die Preise waren, die er aussetzte, es fand sich keiner, sie zu verdienen, und so ist er wie Petrarca gestorben, ohne den Homer seiner Wahl und seiner Sehnsucht gelesen zu haben.

Der zweite, den ich zu berühren habe, ist Angelus Politianus, als der erste Italiener, der die griechische Sprache öffentlich gelehrt hat und sich rühmen konnte, die geborenen Griechen auf diesem Gebiete verdunkelt und aus dem Felde geschlagen zu haben [1]). Er preist seine zweite Vaterstadt, Florenz, glücklich als diejenige Stadt, in welcher das in der alten Heimat erstorbene Hellenische Wissen neue Blüthen getrieben habe. Die Ersten dieser Stadt sprächen das alte Attisch so rein, so geläufig, dass man meinen sollte, das alte Athen sei nicht verschwunden von dem Erdboden, sei nicht in die Hände der Barbaren gefallen, sondern habe sich rechtzeitig aufgemacht, die Zelte abgebrochen und sei mit seinem ganzen Hausrath zu den Florentinern gewandert, um dort sich einzubürgern.

Er ist im Uebrigen, und das muss hervorgehoben werden, wo wir ihm begegnen, eine durchaus originale Erscheinung, eine eigenartige Natur, die sich über das Mittelmaass der Zeitgenossen weit erhebt. Als Dichter ist er ausgezeichnet als derjenige, dem die Kenner allein unter seinen Zeitgenossen eine wahre poetische Ader zuerkennen, dessen Jugendwerk, die Giostra, ein Ariost und Tasso sich zum Muster genommen haben; als gelehrter Forscher durch die kritische Richtung, vermöge deren er sich eben so erheblich absondert von dem Tross der geistlosen Nachbeter, wie von der mystisch-schwärmerischen Richtung eines Marsilius Ficinus und Picus von Mirandula. Es ist charakteristisch für die früh gereifte Geistesrichtung dieses Mannes, dass er als Jüngling ungeblendet durch den europäischen Ruf, den damals schon die Vorlesungen des Marsilius Ficinus hatten, diesen die gesundere, seiner Ansicht nach werthvollere Kost des Homer vorgezogen hat, und dass er seinen Stolz darein setzte, der selbständige Bildner seiner lateinischen Diction zu sein. Er lehnt sich auf gegen eine Autorität, die mit dem Namen Ciceros imponierte. Er hatte dessen Nachahmern das Geheimnis ihrer Schwäche glücklich abgemerkt. Er findet in ihnen, wie er in einem seiner Briefe sagt, *nihil verum, nihil solidum, nihil efficax.* Wer sich gewöhnt habe, nur in fremder Leute Fusstapfen zu wandern, der könne nicht sagen, dass er zu gehen vermöge. Sein Briefwechsel mit Paulus Cortesius über die Stilfrage enthält wohl das Bemerkenswertheste, was darüber geschrieben ist, und zeichnet sich namentlich durch einen würdigen, massvollen und männlichen Ton der Unterredung aus, ein Vorbild, das die späteren Ciceronianer, deren Fanatismus sich so unerbittlich über unserm Erasmus entladen hat, sich nur allzusehr haben entgehen lassen. Angelus definiert das Wesen der Beredtsamkeit ähnlich wie unser Landsmann Gregor von Heimburg, der nichts wissen will von den welschen Bienen, welche fremde Kelche ausschlürfen, sondern sich den Seidenwurm zum Muster nimmt, weil er den köstlichen Faden aus dem Innern herausquellen lässt. Angelus ist der erste Italiener, der von seiner Wissenschaft moderne Ansichten hat, der ihren Hauptwerth in die Methode setzt und diese Methode zuerst am umfassendsten nicht bloss an den Schriftstellern, welche die Schöngeister beschäftigten, sondern auch an den entlegneren und entlegensten Stoffen, an den Pandekten ebensogut wie an Hippokrates und Galen erprobt. Er ist ferner der erste, welcher von dem Werthe diplomatischer Bezeugung ein richtiges Urtheil hat und diesen Zeug-

1) Ueber ihn I. Maehly: Angelus Politianus. Ein Culturbild aus der Renaissance. Leipzig 1864. 173 S.

nissen einen Einfluss auf seine lateinische Orthographie gestattet. Er schreibt bereits auf Grund solcher Zeugnisse *intellego, neglego, epistula, adulescens* und zum Entsetzen seiner Zeitgenossen auch *Vergilius* statt *Virgilius*. Diese Streitfrage beschäftigt ihn in den *Miscellanea* und in den Briefen an mehreren Stellen, und sein Beweismaterial bilden dort drei alte Steininschriften und fünf alte Codices. Im Allgemeinen verweise ich über Politian auf die dankenswerthe Monographie, die von I. Mähly vor kurzem erschienen ist: Der Tod Politians fällt in das Jahr 1494, in dasselbe, welches betrachtet werden muss als der Abschluss dessen, was die Italiener ihr goldenes Zeitalter nennen; denn hier beginnen mit der französischen Invasion jene Stürme, in deren Verlauf Italien der Tummelplatz aller europäischen Heere geworden ist und die der Cultur der Renaissance den Blüthenstaub für immer abgeschüttelt haben.

Die Zeiten waren in den nächsten Jahrzehnten so ungünstig wie nur irgend möglich für ein neues, weitaussehendes wissenschaftliches Unternehmen. Nichts desto weniger hören wir gerade aus dem Jahre 1494 von der Errichtung einer Officin in Venedig, die von da an unbeirrt durch alle Stürme der Zeit ein volles Jahrhundert hindurch, mit wechselndem Geschick und Glück allerdings, aber im Ganzen im Geiste des Gründers gewirkt hat und geleitet worden ist. Ich meine die Officin des Aldus Manutius[1]). Das Programm derselben befindet sich in der Vorrede seiner Aristoteles-Ausgabe vom Jahre 1495, in einer schönen Stelle, die ich in der sonst so vollständigen Sammlung der trefflichen Schrift von Schück ungern vermisse.[1]) Er sagt dort: Es war ein rühmliches Ereignis, das Cicero mit Recht hervorhebt, dass ein Mann wie Cato im hohen Alter noch das Griechische lernte. Unsere Zeit aber hat viele Catone aufzuweisen, die wetteifern mit der Jugend in der Erlernung dieser Sprache. Nur Eins fehlt bei allem Eifer, es fehlt an Büchern. Es fehlt an Ausgaben, und diesem Mangel will ich abhelfen und werde ich abhelfen *adiuvante Christo Jesu*, wie er in seiner frommen Weise hinzufügt. Die Zeiten sind stürmisch und eher den Waffen als den Musen hold, *sed succurrendum est studiosis bonarum literarum*, sollte es auch, wie er hinzufügt, noch so viele Mühe und Arbeit, noch so viele Zeit und Mittel kosten. *Nisi facta bonorum librorum copia*, schliesst er, *non acquiescam*. Diesem Programm ist Aldus Manutius treu geblieben zwanzig Jahre hindurch bis an sein Ende, bis er den Anstrengungen seines selbst gewählten Berufs erlegen ist. Gerade 30 Jahre nach Eröffnung der ersten Officin in Italien, der unserer Landsleute Sweinheim und Pannarz in Subiaco bei Rom, hat A. M. mit dem Druck der griechischen Handschriften begonnen. Es war kein kleiner Gedanke, die gesammte, damals vorhandene griechische Litteratur, von der bis jetzt nur der allerkleinste Theil gedruckt war, in correcten Ausgaben zu veröffentlichen. Aber niemals hat sich so viel gelehrtes Wissen, so viel technisches Geschick, so viel zähe Ausdauer und Arbeitskraft und vor allen Dingen so

---

1) Julius Schück: Aldus Manutius und seine Zeitgenossen in Italien und Deutschland. Berlin 1862.

1) Die Stelle lautet im Urtext: Necessarium esse graecarum literarum cognitionem hominibus nostris ita iam omnes existimant, ut non modo adolescentuli, quorum iam maximus numerus, verum et senes aetate nostra Graece condiscant. Olim apud Romanos Catonem unum accepimus didicisse graecas literas in senectute; quod tanquam memorandum et scitu dignum cum plurimi doctissimi viri literis prodiderunt tum M. Tullius. — Nostris vero temporibus multos licet videre Catones, hoc est senes in senectute graece discere. — Et propterea graeci libri vehementer ab omnibus inquiruntur, quorum quia mira paucitas est, ego, adiuvante Christo Jesu, spero me brevi effecturum ut consulam tantae inopiae nec tamen sine meo magno incommodo et labore et iactura temporis. — Abgedruckt bei Botfield Praefationes S. 195.

viel ernste und ehrliche Ueberzeugung und Begeisterung für die Sache in einer Person zusammengefunden, als in diesem Fall und hinsichtlich dieser Vereinigung aller nur wünschenswerthen Vorbedingungen zu einem Unternehmen solcher Art kann sich mit A. M. keiner seiner Nachfolger, nicht Andreas Asulanus, nicht Paulus und nicht der jüngere A. M. messen. Im Jahre 1494 erschien der erste Druck dieser Officin, es war ein Wiederabdruck der ἐρωτήματα des Constantin Laskaris, die im Jahre 1476 bereits in Mailand als das erste Buch in griechischen Lettern erschienen waren. Von da ab bis 1515 hat die Aldinische Officin etwa 120—130 Nummern im Ganzen veröffentlicht, eine Zahl die vergleichweise klein ist gegen die Gesammtziffer der venetianischen Drucke, die sich bis 1500 auf nicht weniger als 3100 beläuft. Allein diese anscheinend kleine Zahl wird erstaunlich gross, wenn wir die Schwierigkeiten erwägen, mit welchen Aldus von Anfang bis zu Ende unaufhörlich gekämpft hat. Das waren einmal die Kriege, die Handel und Wandel lähmten, die ihn zweimal genöthigt haben sein Geschäft zu schliessen und Venedig zu verlassen, ungewiss, ob er je wieder zurückkehren würde; das waren die wiederholten Verschwörungen seiner Setzer und Drucker, denen er zu viel Arbeit, zu viel Nachtwachen zumuthete und schliesslich ein schamloser Nachdruck, der ihn um die besten Früchte seiner Arbeit und seines Fleisses betrügen wollte; im übrigen waren es ja zu einem ansehnlichen Theil *editiones principes*, für die die Texte erst zu machen, die Typen erst zu erfinden und kunstreich herzustellen waren.

Aldus Manutius ist eine der edelsten, herrlichsten Erscheinungen dieser ganzen Zeit. Nicht ohne Rührung liest man die Worte, die dieser χαλκέντερος unter den Gelehrten des 15 Jahrh. über seinem Arbeitszimmer stehen hatte, um lästige Besucher zu verscheuchen; da heisst es: „Wenn Du was zu sagen hast, wer Du auch seist, so mache es kurz ab, Du wärest denn ein Herkules, um dem müden Atlas die Last von den Schultern zu nehmen.“ (Beifall.)[1]) Er kennt nur eine Erholung, die eines Symposiums mit den getreuen Correctoren und Editoren seiner Neakademie; und die Kosten des Symposiums wurden, wie es ausdrücklich in den Statuten bestimmt ist, aus den zusammengesparten Strafgeldern der Mitglieder bestritten. Dabei ist er frei von den hässlichen Kehrseiten der Humanisten jener Zeit, frei von ihrer heidnischen Gesinnungs- und Charakterlosigkeit und vor allen Dingen unberührt von dem cynischen Schmutz, der ihre Schriften und ihren Wandel besudelt.

Es war ein Ereignis für die Menschheit, als A. Manutius seit 1501 anfieng, statt der alten Folianten, die man nur mit Hilfe eines eignen Pultes lesen konnte, bequeme Octavausgaben in Cursivschrift zu drucken. Besonders nach Deutschland hin eröffnete sich ein ungeheurer Absatzmarkt für diese Ausgaben, viele Tausende von Exemplaren wurden dahin vertrieben. Bei uns in Deutschland jammerten die Humanisten, wenn der Frachtwagen mit den Aldinen zu lange ausblieb, über den Untergang der Wissenschaften, und wenn er endlich ankam, so entstand eine Rauferei auf der Strasse, und die Leute, welche sich um eine Ausgabe des Thukydides oder Platon fast die Köpfe blutig schlugen, gehörten nicht zum Strassenpöbel. Nicht ohne Bedenken sah man in Italien den Lauf der Dinge, soweit er Deutschland betraf. Nicht dass man schon eine Ahnung hätte haben können, welch furchtbare Waffe man sich aus der Hand gab; aber das vollgerüttelte und geschüttelte Maass von Aufklärung,

1) Die Worte lauten: Quisquis es, rogat te Aldus etiam atque etiam, ut si quid est, quod a se velis, perpaucis agas, deinde actutum abeas, nisi tanquam Hercules defesso Atlante veneris suppositurus humeros; semper enim erit quod et tu agas et quotquot huc attulerint pedes. (Schück, S. 90 Anm.)

das sich nun plötzlich über die deutschen „Barbaren“ ergoss, erregte doch Besorgnisse mancherlei Art, und auch Manutius sind diese Bedenken nahe getreten. Er hat aber eine schöne Antwort darauf; er sagt in der Vorrede zum Anhang seiner Ausgabe der Laskaris'schen Sprachlehre: „Mein Leben gehört der Menschheit. Gott ist mein Zeuge, dass ich nie einen heisseren Wunsch gekannt habe, als den, allen Menschen zu nützen. Ich sage das *amore incredibili erga omnes homines incitatus meo.*[1])

Sie sehen den Fortschritt. Als eine nationale Bewegung hat die Renaissance im 14. Jahrhundert begonnen. Durch die Wiederbelebung des Griechenthums, durch Männer wie Aldus Manutius legt sie den nationalen Charakter ab, um den weltbürgerlichen anzunehmen, und damit hat die Renaissance ihr Ziel erreicht. Sie ist im eigentlichsten Sinne des Wortes zum Humanismus fortgeschritten.

Bis hierher wollte ich meinen Gegenstand führen. Was den Hauptreiz des Zeitalters der Renaissance ausmacht, das ist der Zauber der ersten frischen Begeisterung für das Alterthum, die fast aus jedem Blatte der reichen Literatur jener Tage so beredt uns entgegentritt. Ich muss daran verzweifeln, davon auch nur einen Vorschmack gegeben zu haben; — das lässt sich nur an der Quelle selber schöpfen — allein freuen sollte es mich, wenn durch meine Worte diesen Studien einige wenige neue Anhänger sollten hinzugewonnen sein. Ueberflüssig wäre das nicht; denn diese Studien haben auch erst in unseren Tagen ihre Wiederbelebung gefeiert! (Allgemeiner Beifall.)

Archivrath Grotefend:

Ich habe einige wenige Worte zu dem schätzenswerthen Vortrage hinzuzufügen, die gerade nicht zu dem Vortrag des Herrn Dr. Oncken gehören und doch im eigentlichsten Sinne am Platze sind. Es ist dies allerdings eine contradictio in adjecto; aber Sie werden zugestehen, dass es wirklich sich so verhält. Hier unter diesem Raume befindet sich eine Bibliothek, die aus sieben Bibliotheken zusammengesetzt ist, von denen die älteste vom Jahre 1440 datiert. Hannover hat allerdings in der Literaturgeschichte keinen besonderen Platz eingenommen; aber diese Bibliothek ist vier Jahre älter als die älteste europäische, die Herr Dr. Oncken erwähnt hat.

Dr. Oncken:

Die erste öffentliche!

Archivrath Grotefend;

Es ist eine Kirchenbibliothek allerdings, die aber laut des Testaments vom Stifter zu einer öffentlichen Bibliothek bestimmt worden ist.

Auf eine hiernächst von Seiten des Herrn Dr. Bialloblotzky aus Göttingen erfolgte Anfrage über das Verhältnis des Filelfo zu Chrysoloras erwiedert der Redner, die Nachricht, welche den ersteren als Schüler des letzteren bezeichne, stamme aus Jovius, wie viele andere Irrthümer und sei zuerst widerlegt worden durch den Aufsatz des D. (Domenico) G. (Giorgi) in der *Raccolta d'opuscoli scientifici e filol.* vgl. oben S. 72 Anm. 2. [Der Sachverhalt ist nach S. 271 ff. dieses Buches einfach dieser. Filelfo ist, wie wir von ihm selber wissen, 1398 den

1) Schück S. 21: Omnem vitam decrevimus ad hominum utilitatem consumere. Deus est mihi testis nihil me magis desiderare quam prodesse hominibus, quod et ante acta vita nostra ostendit ubicunque vixi-mus et ostensuram speramus (quando id volumus) indies magis quamdiu vivimus in hac lachrimarum valle et plena miseriae.

28. Juli in Tolentino geboren. Das Jahr vorher hatte Chrysoloras in Florenz zu lehren begonnen. Seit 1400 ist Chrysoloras wieder im Dienste seines Kaisers, von einer Lehrwirksamkeit hören wir nichts verbürgtes mehr und 1415 also in Filelfos 17/18. Lebensjahre stirbt er zu Konstanz auf dem Concil. Filelfo brachte seine Jugend in Padua zu und gieng 1419 nach Konstantinopel, wo er 7 Jahre lang dem Studium der griechischen Sprache, Philosophie und Beredtsamkeit oblag. Hier wurde er Schüler und Schwiegersohn eines Johannes Chrysoloras, von dem Filelfo selber sagt, er leugne nicht, ihm auch in den Dialekten des Griechischen *adiumenta nonnulla* zu verdanken, im wesentlichen aber sei er hierin Autodidakt; die Verwechselung dieses Johannes Chr. mit unserem Manuel Chr. ist offenbar schuld an dem Irrthum. Beiläufig will ich bemerken, dass sich der Irrthum sogar schon bei Constantin Laskaris in einer seiner Vorreden findet (Iriarte p. 185).]

Präsident:

Da wohl keiner das Wort verlangt, habe ich noch einige Bemerkungen zu machen. Der Vortrag, der uns eine Menge von interessanten Neuigkeiten in einer anziehenden Form dargeboten hat, war wohl nicht gerade dazu geeignet, zur Discussion aufzufordern, weil alle Opponenten in dem entschiedenen Nachtheile sind, das Material nicht genügend zu kennen. Wir würden also zu dem nächsten Vortrage übergehen können. Ich habe vorhin zu bemerken vergessen, dass von der Schrift über das Hermannsdenkmal endlich die Exemplare auf dem Geschäftszimmer angekommen sind; durch ein Versehen waren sie umhergeirrt, weil man nach der Anweisung, die auf dem Titelblatte steht, geglaubt hatte, sie nicht unter 5 Groschen das Exemplar weggeben zu dürfen, während das Comité für das Hermannsdenkmal natürlich der Ansicht gewesen war, diese Schrift jedem, der es wünschte, unentgeltlich zugehen zu lassen, ohne dadurch der thätigen Theilnahme für das Hermannsdenkmal irgend wie hinderlich sein zu wollen.

Es ist nun weiter in dem Programm verzeichnet, dass zunächst der Herr Rector Eckstein etwas bemerken wird über die Vorschläge des Herrn Dr. Bechstein und der Herren Calvary und Comp. Indem ich nun Herrn Rector Eckstein bitte das Wort zu nehmen, setze ich voraus, dass es nicht zu lange dauern wird, weil sonst die Vorträge zu sehr beeinträchtigt würden.

Rector Eckstein:

Meine Herren, ich weiss aus dem parlamentarischen Leben, dass man, wenn man auf die Tribüne steigt, glaubt eine Rede halten zu müssen, darum will ich hier[1]) stehen bleiben, und wenn ich aus dem vorhergehenden Vortrage mir nichts gemerkt hätte, eins habe ich mir gemerkt, die Weisheit des Manutius, und auch die Lehre unseres alten Luther, dass man rasch aufhören soll. Nun ist zwar hier keine Sanduhr vorhanden, wie in den alten protestantischen Kirchen, und auch die Wasseruhren der alten Redner fehlen; aber ich will meinen Sand abrinnen lassen binnen 5 Minuten und von dem Wasser der Folgenden nichts in Anspruch nehmen. Da nun meine Uhr ausserordentlich schlecht geht, wird wohl der Herr Präsident die Güte haben, 5 Minuten mir zu gewähren und auch die Vorrede in diese 5 Minuten mit einzurechnen.

Es ist der Versammlung ein Antrag von der Buchhandlung von Calvary und Comp. in Berlin vorgelegt worden.

---

1) D. h. vor der Tribüne.

Im vorigen Jahre zu Meissen hat Herr Dr. Bechstein in Leipzig einen gleichen Vortrag beabsichtigt. Aber als ungehaltene Rede ist der Vortrag nachher gedruckt und auch wohl in manchen Händen.[1]) Es ist in gleicher Weise in der „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien" und in dem „Anzeiger für das katholische Deutschland" darauf aufmerksam gemacht worden, wie wünschenswerth es sei, auch für den buchhändlerischen Vertrieb der Schulprogramme und Dissertationen irgendwie Sorge zu tragen. Nun hat das Calvarysche Schriftchen zwar sich auf eine Kritik der Bechstein'schen Schrift nicht eingelassen, auch mir fällt das nicht ein. Mein Antrag geht einfach dahin:

In Erwägung, dass, nachdem wir vorhin von den gewaltigen Folianten der *editiones principes* bis auf die in „Ciceroschrift" gedruckten Aldinen hier mit aller Ehrfurcht gehört haben, die allerneueste flüchtigste und auch sehr leicht sich verflüchtigende Literatur doch auch insofern Berücksichtigung verdient, als ihre Verbreitung durch den Buchhandel irgendwo eine Concentration erlangt; in Erwägung, dass der Programmentausch, der ja in vielen deutschen Staaten besteht, keineswegs ein allgemeiner ist, vielleicht auch niemals ein allgemeiner wird; in Erwägung, dass dabei doch auch die akademischen Schriften, ich meine die gelehrten Arbeiten der Herren Professoren und Lehrer, aber auch manche von den philologischen und historischen Dissertationen in den akademischen Bibliotheken leicht in dem Staube verschwinden; in Erwägung, dass eine solche Erleichterung und Vermittelung buchhändlerischen Verkehrs nur durch eine gründliche Berathung mit sachverständigen Männern vorgenommen werden kann, dass also eine einfache Concentration in Leipzig als der Metropole des deutschen Buchhandels nicht gut möglich ist, dass Zürich, Frankfurt, Stuttgart, Wien in gleicher Weise eine Berücksichtigung erfordern; in Erwägung aller dieser Verhältnisse (es ist eine vortreffliche Periode, wie sie kaum einem alten Juristen würde gelungen sein!); in Erwägung aller dieser Verhältnisse wolle die hochansehnliche Versammlung genehmigen,

> dass ich in Verbindung mit dem Herrn Dr. Bechstein und unter Beirath sachverständiger Buchhändler diese Frage einer genaueren Prüfung unter Erwägung aller Verhältnisse unterziehe, und das Resultat der nächstjährigen Versammlung in Heidelberg vorlege.

Dieser Vorschlag dürfte zu keiner Discussion Veranlassung geben, wozu auch heute gar keine Zeit ist. Wenn Sie diesen Antrag genehmigen, werden Sie gewiss auch freundlich die Bitte aufnehmen, dass diejenigen Herren (was thut nicht Leutsch im Philologus, was thuen nicht die Jahn'schen Jahrbücher), welche darüber auch weiter nachdenken und bereits nachgedacht haben, so freundlich sind, ihre Ansichten mir nach Leipzig vermitteln zu wollen. Dann können wir das nächste Jahr über die Sache weiter berathen, und ich will gern bereit sein, mich der Mühe der Arbeit zu unterziehen.

Die 5 Minuten sind noch nicht vorüber.

Präsident:

Ich muss dem Herrn Eckstein bezeugen, dass er eben so prācis und pünktlich die Zeit inne gehalten hat, wie Herr Dr. Oncken, der mir 45 Minuten zugesagt und wirklich genau soviel in Anspruch genommen hat.

---

1) „Die Literatur der Schulprogramme, ihre Verwerthung für die Wissenschaft und ihre Concentration durch den Buchhandel. Eine Anregung von Dr. R. B." Leipzig 1864. 8. 15 S.

Gegen den Vorschlag wird wol schwerlich die Versammlung etwas zu erinnern haben, nur wollte ich bemerken, dass ich auch die Zuziehung der Herren Calvary und Comp. wünschte.

Rector Eckstein:

Ich habe ausdrücklich gesagt: „unter dem Beirath sachverständiger Leute".

Präsident:

Dann allerdings scheint der Vorschlag von Calvary recht viel für sich zu haben, dabei haben sie sich um den Vertrieb der Programme — ich glaube freilich nicht zu ihrem eigenen Schaden — recht erhebliche Verdienste erworben.

Wenn keiner der Herren weiter das Wort verlangt, so darf ich annehmen, dass der Vorschlag des Herrn Rector Eckstein gut geheissen sei. (Genehmigt.)

Wir würden nun weiter fortschreiten nicht zu dem Vortrage des Herrn Professor Gerlach — nein, nach der Tagesordnung ist ja auch nun der Vortrag des Herrn Professor Piper „über die Einführung der monumentalen, insbesondere der christlich-monumentalen Studien in den Gymnasialunterricht" an der Reihe.

Professor Piper:

Hochverehrte Herren! Wenn ich mir erlaube, die Einführung der monumentalen Studien in den Gymnasialunterricht zur Sprache zu bringen, so soll damit nicht gesagt sein, dass solche Studien daselbst nicht schon ihre Stelle hätten. Allerdings aber liegt darin die Wahrnehmung, dass sie noch nicht allgemein sind, und wie ich sogleich hinzusetzen darf, die Ueberzeugung und der Anspruch, dass sie allgemein sein sollten: dass dies wünschenswerth, ja nothwendig ist.

Um aber zu rechtfertigen, wie ich dazu komme, in diesem Kreise die Ueberzeugung geltend zu machen, während ich mich nicht rühmen kann, je an einem Gymnasium Unterricht ertheilt zu haben, darf ich eine persönliche Bemerkung vorausschicken. Es ist ein zwiefaches Motiv, das mich zu diesem Thema leitet. Einmal bin ich inne geworden, dass in meiner Schulbildung (obwohl ich sie in einem best eingerichteten Gymnasium empfangen) eine Lücke geblieben, die ich erst spät habe ausfüllen können. Darum komme ich zu bitten als der ehemalige Schüler von den Lehrern der Gymnasien, dass sie eine solche Lücke im Lehrplan nicht bestehen lassen. Zweitens empfinde ich im Universitätsunterricht den Mangel, mit welchen die Studierenden von den Gymnasien kommen, wenn die monumentalen Studien daselbst ausser Acht gelassen werden: dass, wenn dieser Theil der Theologie (und dasselbe gilt von der Philologie) gelehrt werden soll, es an der Vorbereitung, ja an dem Sinn dafür fehlt. Daher komme ich als Lehrer an einer Universität zu bitten, dass der Gymnasialunterricht in diesem Zweige die nothwendige Grundlage aufführe, worauf das Universitätsstudium fortbauen kann.[1])

Aber gleich an der Schwelle begegnet mir eine Einwendung, die als eine Warnung von angesehenen Schulmännern in diesen Tagen mir zugegangen ist. Der Lehrplan sei bereits so überladen, schrieb ein Gymnasial-Director, dass kein Schulmann daran denken könne, einen neuen Gegenstand hinzuzufügen. Ein anderer, der seit Jahren mit der monumentalen Philologie eifrig und erfolgreich sich beschäftigt hat, erklärt: als Schulmann richte er alle seine

---

1) Denselben Anspruch im Namen der Kunstwissenschaft und ihres Vortrags auf der Universität führt Prof. Springer aus, in einem Aufsatz: Der Kunstunterricht auf gelehrten Schulen, in den Recensionen und Mittheilungen über bildende Kunst, III. Jahrg. Wien 1864. Nr. 22, S. 169ff.

Wünsche darauf, die Gegenstände des Unterrichts zu beschränken, nicht zu vermehren. Ich will dagegen mich nicht darauf berufen, dass doch in neuester Zeit neue Gegenstände hinzugekommen sind, wie der Turnunterricht, der freilich keine Bürde, sondern eine Erholung ist; und der Unterricht in der Stenographie (namentlich in Baiern seit 1854), wobei es sich noch gefragt hat, ob derselbe obligatorisch zu machen sei.[1]) Aber indem ich das Gewicht jenes Einwandes für den Augenblick auf mich nehme, hoffe ich solchen Bedeken völlig zu zerstreuen, wenn Sie Ihre nachsichtige Aufmerksamkeit, um die ich bitte, auf kurze Zeit mir schenken wollen.

Die Frage von den monumentalen Studien als Bestandtheil des Gymnasialunterrichts führt auf drei Punkte: zuerst die Nothwendigkeit derselben im Organismus dieses Unterrichts; sodann den Ort im Lehrplan; drittens die Bedingungen und Erfordernisse der Ausführung. Diese also werden nach der Reihe zu betrachten sein.

I.

Die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit dieser Studien ruht auf zwei Gründen: einestheils dass das Gymnasium selbst an sich diesen Anspruch zu machen, — sodann dass die Universität diese Grundlage zu fordern hat. Es kommt also zusammen das pädagogische und das wissenschaftliche Moment: und grade dies Zusammentreffen gibt eine starke Bürgschaft dafür, dass die Sache in der That sich so verhält.

Was in Kürze das letztere betrifft, den Anspruch der Universität, so hat diese von den Gymnasien die genannte Grundlegung zu fordern, weil sie ohne dieselbe ihre eigene Aufgabe nicht genügend lösen kann. Dazu bedarf es auf Seiten der Studirenden nicht sowohl materieller Vorkenntnisse, als dass der Sinn für die Kunst und das Verständniss ihrer Werke geweckt und gebildet worden: denn das ist ein eigenes Vermögen und frühzeitig zu erregen. Es ist offenbar zu spät, wenn dies erst mit 18 oder 19 Jahren, nach dem Abgang von der Schule versucht wird. Ueberdies hat die Versäumniss leicht eine positive Wirkung: nicht blos dass die Anknüpfung fehlt, es wird selbst ein verhängnissvolles Vorurtheil gegen die Sache erzeugt. Und zwar noch mehr auf dem klassischen als auf dem theologischen Gebiet, weil die Schule in jenes tiefer einführt und eine gewisse Totalität der klassischen Bildung erzielt. Wenn aber diese allein auf den Sprach-Denkmälern beruht, als ob der Gegenstand damit erschöpft sei; so erscheinen die Kunst-Denkmäler als überflüssig und gleichgültig. Und die Folge zeigt sich bald: wer auf der Schule in die Dichtung des Sophokles eingeweiht ist, wird auf der Universität wohl auch noch den Aeschylos lesen; wer aber dort wenn auch von Kunstwerken gehört, doch ein Herz dazu nicht gefasst hat, geht vielleicht niemals in ein Museum.

Dringender ist der Anspruch, den das Gymnasium selbst an sich zu machen hat, wie solches aus der gesammten Aufgabe desselben hervorgeht. Diese aber ist, wie mir scheint, dreifach zu bestimmen.

1. Ich glaube davon ausgehen zu dürfen, dass die höheren Schulen (diejenigen, die nicht Fachschulen sind für einen bestimmten Beruf, sondern wesentlich aus dem klassischen Alterthum den Bildungsstoff entlehnen) es mit dem ganzen Menschen zu thun haben, nicht

---

1) Welche Frage in der Philologen-Versammlung zu Augsburg vom Jahre 1862 zur Verhandlung gekommen ist. Auch ist „die Stenographie und die Schule" das Thema eines Programms des Gymnasiums zu Bielefeld vom Lehrer Cramer. Ostern 1863.

mit einzelnen Seelenkräften: dass vielmehr die harmonische Entwickelung und Durchbildung derselben ihre Aufgabe ist. Hierfür aber wird, nach der Natur des Unterrichts, vorwaltend der Verstand in Anspruch genommen: indem die Gegenstände zersetzt, also bruchstücklich und in dem Nacheinander ihrer Momente, dem Geiste angeeignet werden. Zur Herstellung des Gleichgewichts, als ein Gegenmittel gegen diese Methode, ist längst erkannt, dass das anschauende Vermögen geübt werden müsse. Das geschieht auch, und zwar im geometrischen Fach durch Construction der Figuren in der Ebene, auch wohl durch Vorzeigen der Körper (der regelmässigen, des Kegels mit seinen Schnitten u. s. w.), in der Geographie durch Karten, im Unterricht der Naturgeschichte durch Vorzeigung von Abbildungen oder Exemplaren, sei es im präparirten oder natürlichen Zustande. Aber diese Anschauung bleibt im Räumlichen stehen. Die höhere Anschauung, diejenige, die aus der Sichtbarkeit in das Gebiet des Geistes übergeht, wird gewährt durch die Werke der Kunst.

Diesen Weg schlägt auch der Unterricht hin und wieder ein, selbst auf dem Sprachgebiet, durch anschauliche Herstellung einer Totalität nach der zersetzenden Unterweisung. Dazu dient auf den mittleren Stufen die Declamation von Gedichten und prosaischen Stücken. Und auf der obersten Stufe als Blüthe und Vollendung der Lesung der Klassiker die Aufführung eines griechischen Drama's (wie es z. B. an einigen Gymnasien in Berlin unternommen ist): für die Zuschauer, also noch mehr für die Spielenden eine Weihe des Alterthums. Aber, wie die Betheiligten gestehen, zehrt ein solches Vorhaben leicht ein ganzes Semester auf: und das ist ein Opfer, das nur ausnahmsweise gebracht werden kann. Wenn nun auch auf solche Art, nachdem zuvor Vers für Vers durchgegangen ist, ein Gesammteindruck erreicht wird, die Personen des Stückes vor der Seele stehen bleiben und dessen Idee in ihrer Einfachheit wie in ihrer Ausbreitung zur Erscheinung kommt; so ist es doch ein unabweisliches Gesetz der fortschreitenden Künste, der Poesie wie der Musik, dass jeder folgende Moment den früheren verschwinden lässt. Will man das vermeiden, so bleibt nichts übrig, als an die Werke der bildenden Kunst sich zu halten.

Denn diese bleiben vor der Betrachtung stehen. Bei ihnen aber ist man stets aufgefordert, von der sichtbaren Gestalt überzugehen zu dem zu Grunde liegenden Gedanken und denselben durchzuführen in der Auffassung des Ganzen und alles Einzelnen, indem die Möglichkeit bleibt des wiederholten Rückgangs von dem einen zum andern. Dieser Weg aber, zum Verständnis eines Kunstwerks zu gelangen, ist der Weg aller Erkenntnis, der nur hier besonders deutlich gezeigt und sicher eingeübt werden kann. Daher dies in methodischer Hinsicht unschätzbar ist. Es sind aber zwei Momente darunter begriffen.

Das erste ist, gleichwie in der Poesie und Musik vor allem die Kunst zu hören ihre Stelle hat, nämlich den Rhythmus und die Töne zu unterscheiden und zu messen, dass hier die Unterscheidung und Bestimmung des Sichtbaren gefordert wird. Es ist das nicht eine geringe Kunst, wie alle Tage im gemeinen Leben wahrzunehmen ist, wo über einen Vorgang von Augenzeugen sehr verschieden berichtet wird: und nicht nur einseitiges und halbwahres, sondern auch was gar nicht sich ereignet hat. Eben so geschieht es bei Kunstdenkmälern, dass nicht allein falsch gesehen, sondern auch hinzugesehen wird. Ein Beispiel ist mir zu Ravenna vorgekommen. Auf einem Stück vom elfenbeinernen Bischofsstuhl in der Sakristei des Doms ist eine weibliche Figur vorgestellt, sitzend auf einem Esel, der von einem Engel geführt wird, und neben derselben gehend ein älterer Mann, der sie stützt und geleitet. Man sagte nach einer dort herkömmlichen Erklärung: das ist die Flucht nach Aegypten. Auf die

Frage, wo denn das Christuskind sei, wurde man stutzig und dann von einer Seite die Auskunft vorgebracht: es sei wohl unter dem Gewande der Mutter verborgen. Es ist vielmehr der Zug nach Bethlehem zur Schatzung, welcher der Geburt vorangieng[1]). Zum Schutz gegen solche Abirrung also wird die Kunst erfordert, zu sehen was da ist, nicht mehr und nicht weniger. — Wir erhalten freilich eine scheinbar entgegengesetzte Anweisung von dem Verfasser des Laokoon: „Je mehr wir sehen," sagt Lessing[2]) „desto mehr müssen wir hinzu denken können. Je mehr wir dazu denken, desto mehr müssen wir zu sehen glauben." Das geht aber auf ein anderes Sehen, nähmlich mit dem Auge des Geistes, — zu lesen gleichsam zwischen den Zeilen oder Linien. Und von diesem gilt allerdings, dass, je aufmerksamer wir ein ächtes Kunstwerk betrachten, desto mehr es Sprache gewinnt und zu uns redet. Das führt also auf das zweite Moment, die Kunst der Auslegung.

Diese hat ja ein weites Feld, und es sind je nach Inhalt und Zweck der Kunstdenkmäler verschiedene Arten derselben, gerade wie in der Hermeneutik der Schriftdenkmäler. Zwei von diesen verdienen hervorgehoben zu werden mit Rücksicht auf das lehrhafte Interesse: die psychologische und religionsgeschichtliche Auslegung. Jene findet überall Anwendung, wo der Künstler, von seinem Gegenstande bewegt, im Stande war, Gefühl und Stimmung, die ihm in der Seele lagen, seinem Werke einzuhauchen. Sie werden sichtbar in Geberde und Haltung der einzelnen Figur, in der Beziehung der Figuren auf einander, in der ganzen Composition. Denkwürdige Beispiele von der Höhe des alten und des neuen Testaments sind in einer griechischen Handschrift des Octateuch in der vaticanischen Bibliothek nach einem altchristlichen Vorbilde die Darstellung des Moses, wie er die Tafeln des Getetzes empfängt: er wendet, wie geblendet von der Herrlichkeit Gottes, das Antlitz von ihm ab. Und auf dem Exterstein in Westphalen die Darstellung der Abnahme Christi vom Kreuz, von welchem der Leichnam eben gelöst wird: Maria, das erblasste Haupt ihres Sohnes mit beiden Händen haltend, neigt ihr Haupt ihm zu; dieses ein zartes und inniges, jenes ein hohes Bild wahrhaft menschlicher Empfindung, die in edelster Form durchscheint. Die Einführung in dies Gebiet der Kunst, in dem Sinne das Seelenvolle zu würdigen, das falsche Pathos zu unterscheiden, mag selbst eine Art Lehrgang praktischer Psychologie abgeben. — Dieser subjectiven Richtung zur Seite steht aber die objective Auslegung, und als die höchste Art derselben die religionsgeschichtliche und theologische, wenn Mythus oder Offenbarung den Stoff zum Kunstwerk hergegeben hat. So findet die letztere in den eben genannten christlichen Denkmälern gleichfalls Anwendung. Ein Beispiel der ersteren aber entnehme ich aus Lycien, wo über dunkle Völkerzustände auf einmal ein heller Schein aufgeht durch das Harpyienmonument von Xanthos.[3]) Auf dem thurmartigen Unterbau ruht das eigentliche Denkmal mit der Todtenkammer, welche von einem Bilderfries umgeben ist. Dieser enthält über der Grabesthür, die zugleich den Eingang zum Hades bezeichnet, eine säugende Kuh als Symbol belebender Kraft und nährender Pflege; zur Linken die Todesgöttinn, einsam thronend; auf der andern Seite die Göttinn des Lebens, welche von drei Frauen Huldigung empfängt, von denen die eine ein Ei, die

---

1) Jene falsche Erklärung mit derselben Ausrede stammt von Bandini her, In tabulam eburneam etc. Observat. p. 39 (wo auch eine Abbildung der Tafel gegeben ist). Das Richtige hat schon Münter Sinnb. H. II. S. 75 f.

2) Lessing Laokoon, W. Bd. VI. S. 389 Lachm.

3) Ich folge der Erklärung von Curtius in der Archäol. Zeit. 1855 Nr. 73 mit Abbild.

zweite Blüthe und Frucht des Granatapfels trägt. An den Nebenseiten sind vier Harpyien gebildet mit weiblichem Oberkörper, einem eiförmigen Leibe, mit Flügeln, Schwanz und Beinen eines Vogels, die jede ein Kind halten. Sie haben es freilich mit den Krallen gepackt, ein Zeichen des unabwendbaren Geschicks; übrigens aber von mildem Ansehen umschliessen sie es mit mütterlichen Armen, und das Kind wendet sich vertrauend ihnen zu, — ein Bild der Seele und ihres Schicksals im Tode. In Allem dem ist ausgesprochen, dass der Tod ein Durchgang zum Leben sei. So erscheint hier ein Zeugniss des Glaubens an die Unsterblichkeit auf einer Vorstufe griechischer Kunst und Dichtung, welche aber die Verwandtschaft damit nicht verleugnen. Denn die Harpyien als Todesgenien hat auch die homerische Erzählung, aber mit herabgestimmter Bedeutung; die säugende Kuh findet sich auf den Münzen griechischer Städte, und das Ei, welches in dem Denkmal von Xanthos eine der verehrenden Frauen der Lebensgöttin bringt (abgesehn von der Leibesgestalt der Harpyien) hat auch in der griechisch-römischen Gräbersymbolik seine Stelle.[1]) Ein Denkmal aber so einzig und von grundlegender Bedeutung, das tiefen Sinn verbirgt und doch den Schlüssel des Verständnisses enthält, sollte wohl schon der Jugend auf den gelehrten Schulen nicht vorenthalten werden, und scheint vorzüglich geeignet, indem man ihm sein Geheimniss entlockt, den Sinn für die Sprache der Kunst zu wecken.

Indessen der didaktische Gebrauch dieser Kunstwerke reicht weiter, als bloss die Kräfte zu üben und das Anschauungsvermögen zu entwickeln. Man kann solche Bilder nicht aufnehmen, und zumeist in jungen Jahren, ohne durch die Sache selbst ergriffen zu werden, also dass der Geist bereichert, das Gefühl geläutert und Ueberzeugungen gewonnen und gekräftigt werden. Und so hängt dies mit der andern Aufgabe der Schule zusammen.

2. Denn wenn zuerst die formale Aufgabe hervorgehoben wurde, die harmonische Durchbildung der Seelenkräfte, so kann man doch dabei nicht stehen bleiben. Das Gymnasium hat es offenbar nicht bloss mit einer Gymnastik des Geistes zu thun, sondern mit Erfüllung des Geistes und Bildung des Charakters. Und dahin ist kein anderer Weg, als den Menschen über sich selbst hinauszuführen, zu den Urbildern oder dem Schönen selbst: wovon Platon sagt, dass das kein schlechtes Leben sei, wenn einer dorthin sieht und es erblickt und damit umgeht.[2]) Diese Urbilder aber sind sichtbar geworden in den Werken einer Kunst, welcher die Weisheit die Hand reichte, — wie Winckelmann von der der Griechen sagt, deren Meisterstücke an einer edlen Einfalt und einer stillen Grösse zu erkennen seien. „So wie die Tiefe des Meeres, fährt er fort, allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche mag noch so wüthen, eben so zeiget der Ausdruck in den Figuren der Griechen bei allen Leidenschaften eine grosse und gesetzte Seele".[3]) Wenn eine solche Schönheit das höchste Gesetz der Kunst ist, so wird man ihre Werke gern zur Hand nehmen, sobald die „Pflege des Schönen als wesentlicher Bestandtheil des Gymnasialunterrichts" gefordert wird.[4]) Der Beweis für diese Forderung wird aber misslingen, wenn man, auf Grund moderner Speculation, die Empfindung des Schönen als ein mittleres ansieht,

---

1) Wie seitdem nachgewiesen ist von Bachofen Ueber die Gräbersymbolik der Alten, 1859. Vergl. Gerhard Das Ei auf Kunstdenkmälern, im Archäol. Anzeiger 1859. S. 58*.

2) Platon Sympos. p. 211.

3) Winckelmann in seiner ersten Schrift über Nachahmung der griechischen Kunstwerke (1756) W. Bd. I S. 32. 31.

4) Wie in einer anziehenden Schulrede von Prof. Pabst in Bern unter jener Aufschrift geschieht, Bern 1853.

welches den Glauben überschreitet und der Erkenntniss der Wahrheit sich unterordnet: als ob dies Stufen wären, die jede der höhern weichen muss. Sondern alle drei Momente suchen und vereinigen sich: denn in dem Schauen des Göttlichen, als der Vollendung des Glaubens, ist der Begriff sowohl der Wahrheit als der Schönheit gegeben. Also auch die Kunst, wenn sie das Schöne und Erhabene vor Augen stellt, verkündet damit die ursprüngliche Wahrheit. Ein Blick auf eins der Wunderwerke christlicher Baukunst und ein Dichterwort dazu möge dies bestätigen. Angesichts des Münsters zu Strassburg fordert Goethe nicht allein auf, hinzutreten und in der Seele des Künstlers das tiefste Gefühl von Wahrheit und Schönheit der Verhältnisse zu erkennen; er erkennt auch in dem Bau ein Denkmal des ewigen Lebens in dem Meister, und bekennt, dass vor diesem Werk, wie vor jedem grossen Gedanken der Schöpfung in der Seele rege wird was an Schöpfungskraft in ihr ist.[1]) Damit ist also ausgesprochen das Geheimniss der Kunst, dass sie ein Realwerden des Göttlichen ist. Und wir müssten das Kunstwerk verleugnen wie den Künstler, wenn wir in beiden nicht das Zeugniss, ja die Gegenwart dessen, zu dessen Ehre es errichtet worden, erkennen wollten. Man wendet ein, dass in die einzelne Erscheinung, mit welcher die Kunst es zu thun hat, das Göttliche nicht aufgehe;[2]) oder, wie David Strauss sagt, dass es nicht die Art der Idee sei, ihren Reichthum in Ein Exemplar auszugiessen (es ist von der Person Christi die Rede). Es gilt aber gerade das Gegentheil, und es lässt sich der Beweis desselben sogar auf historischem Wege und in der vorchristlichen Zeit führen: dass in schöpferischen Epochen ein neuer Anfang durch die Fülle der Gaben in Einer Person bezeichnet wird. Das ist auf Seiten der Griechen von dem Anfang ihrer Poesie kräftig ausgedrückt in dem Epigramm: „Lange sann die Natur und schuf, und als sie geschaffen, ruhete sie und sprach: Einen Homeros der Welt." Und es ist heute nicht mehr Ketzerei, zu der Anerkennung zurückzukehren der wesentlichen Einheit der homerischen Gedichte. So dürfen wir den Streit über die Geltung desselben Gesetzes in der Offenbarungsgeschichte bei Seite lassen. Aber ein anderer Gipfel christlicher Kunst möge noch zum Zeugniss dienen, — ein Werk wie Rafaels Sixtinische Madonna, welches einzig in seiner Art ist durch die Hoheit in der Erscheinung der Jungfrau und Mutter, durch die unergründliche Tiefe in den Augen des Kindes. Das hätte der Künstler nicht malen können, wenn es nicht vor seiner Seele gestanden hätte; er hätte es nicht in seiner Seele gehabt, wenn es nicht in der Wahrheit bestände.

Es erscheint also wohlgethan, solches Zeugenthum der Jugend nahe zu bringen: sie zu führen zu dem Münster von Strassburg, oder einem andern, zu der Sixtinischen Madonna oder einer andern, um den Samen überirdischer Schönheit ihr ins Herz zu pflanzen.

3. Es kommt ein dritter Anspruch hinzu, vermöge der nationalen Aufgabe der Schule, die Jugend heranzuführen zu der Bildungsstufe der Nation, auch nach der besondern Mischung ihrer Bildungselemente. Man wird den Satz nicht bestreiten, dass der Stand der allgemeinen Bildung eines Volkes im Durchschnitt abhängt von der Stufe der Bildung, welche mit dem Abgang von der obersten Klasse der Gymnasien oder der gleich stehenden Realschulen erreicht wird: die Gebildeten gehen alle diesen Weg, viele von da zu ihrem besondern Beruf über, auch auf der Universität wenden die meisten sich alsbald zu ihrem beson-

---

1) Goethe Von deutscher Baukunst (1771), W. Bd. XXV der Ausgabe von 1850. S. 7. Dritte Wallfahrt nach Erwins Grabe (1775) ebendas. S. 15.

2) Vergl. Pabst in der angef. Schulrede S. 26.

dern Fach, so dass die Steigerung, die hier erreicht wird, im Ganzen mehr innerhalb des Fachstudiums liegt, als die allgemeine Bildung betrifft. Daraus folgt umgekehrt der Anspruch an die Schule, dass sie ihre Aufgabe mit dieser in Einklang setze. So haben neuerdings die Naturwissenschaften, dann die neuern Sprachen ihre grosse Stellung im Lehrplan der Gymnasien sich erobert. Nun ist aber zur Zeit das monumentale Interesse in steigendem Maasse ein Factor der allgemeinen Bildung in Deutschland wie in den übrigen Culturländern. Es zeigt sich dies einmal in dem Streben, den Grössen der Gegenwart wie der Vergangenheit ikonische Denkmäler zu errichten; wie eben jetzt binnen einigen Wochen drei in verschiedenen Künsten hervorragende Männer aus verschiedenen Ländern Standbilder erhalten haben: (die Brüder van Eyck in Maseyck, Iffland in Mannheim, Rossini in Pesaro, (welche am 5. September, 20. und 21. August 1864 enthüllt sind)[1]). Es zeigt sich anderntheils in der Sammlung von Alterthümern und Errichtung von Kunst-Museen: insbesondere mit Rücksicht sowohl auf nationalen Inhalt als auf volksthümliche Benutzung, selbst bis zu den arbeitenden Klassen hin. Zu diesem Zweck ist bei London das Kensington-Museum gegründet und in Berlin das königliche Museum auch Sonntags zugänglich gemacht; in ersterer Beziehung ist unlängst im Louvre das Musée des souverains, in München ein bayerisches Nationalmuseum, hier in Hannover das Welfenmuseum errichtet. Und mit den Fürsten wetteifern die Privaten in solchen Stiftungen. Bekannt ist, wie der verstorbene Richartz in Köln die Mittel dargeboten hat für den Bau, die Ausschmückung und die Dotation eines städtischen Museums, das nach ihm und dem frühern Gründer der Sammlung seinen Namen führt. Ein gleiches Beispiel des Kunstsinnes und der Hingebung an das Gemeinwohl findet sich hier in der Nähe zu Hildesheim, wo ein Privatmann eine Kirche, die zum Abbruch bestimmt war, gekauft, und gewissermassen heimlich zu einem Museum umgebaut, eine schöne Sammlung von Alterthümern und naturhistorischen Gegenständen im Verein mit seinen Brüdern zusammengebracht und dahin gestiftet, sodann das Ganze der Stadt überwiesen hat: der Senator Römer, dessen Name neben dem jenes Bürgers von Köln mit Ehren genannt werden muss. Freilich ist eben daselbst noch in neuerer Zeit ein Act des Vandalismus vorgekommen: ein steinerner Mosaik-Fussboden aus dem 12. Jahrhundert, der im Presbyterium des Doms sich befand mit interessanten biblischen und allegorischen Figuren (dem Opfer Abrahams und Melchisedeks, den Sinnbildern der Evangelisten, den personificirten Elementen und Tugenden) ist im Jahr 1850 zerstört.[2]) Das würde heute wahrscheinlich nicht mehr möglich sein; es wäre auch wohl damals unterblieben, wenn die Schuljugend mit Fingern auf die Zerstörer gewiesen hätte.

Also wird die Schule der Pflicht sich nicht entziehen können, den Sinn für die Denkmäler der Kunst zu wecken und zu pflegen, wenn doch jedem Gebildeten angesonnen wird, auf diesem Gebiet nicht ein Barbar zu sein. Nach dem gleichen Maassstabe würde man gewiss sich wundern, wenn von irgend einem Gymnasium Schüler abgehn könnten, die im Lauf des ganzen Unterrichts nichts gehört hätten von Amerika und seiner Entdeckung. Was soll man aber sagen, wenn die Schule Jünglinge entlässt, die von einer andern Welt nicht gehört

---

1) Dazu kommt in England und zwar in Hereford am 3. Sept. die Enthüllung der Statue des verstorbenen britischen Kriegsministers Sir George Lewis, der durch seine philologischen Schriften in Deutschland bekannt ist.

2) Die traurigen Reste werden in der Laurentius-Kapelle aufbewahrt; das Verdienst, dieselben erhalten zu haben, gebührt dem Dr. Kratz in Hildesheim.

haben, welche jedermann vor Augen steht und von Jahrtausenden her die edelsten Werke des Genius umfasst: oder die, wenn ihnen auch die Namen eines Phidias, Erwin und Rafael überliefert sind, doch die Spur ihres Geistes nicht gefunden haben.

Hier aber begegnet uns die Einwendung: „die Kunst, auch die christliche, sei ein Gegenstand, den man nicht wie Grammatik allen octroyiren könne, vielmehr der hingebenden Thätigkeit der dazu Berufenen mehr oder weniger überlassen müsse." Das gilt gewiss, wenn es um eine Virtuosität in dem Verständniss und der Erklärung von Kunstwerken sich handelt. Aber für das Maass dessen, was die Schule zu erreichen hat, tritt die Verschiedenheit in der Begabung zurück, — wie dieselbe in der Mathematik kein Hinderniss ist, im Lehrplan bis zu dem höheren Gebiet vorzudringen. Und doch ist die Sprache der Kunst, die fern von deren Abstraction den Geist überall in der sinnlichen Form durchscheinen lässt, unvergleichlich viel fasslicher. Ja sie ist allgemein fasslich, wie sowohl das Zeugniss der Geschichte als die tägliche Erfahrung beweiset. Denn darum sind doch von jeher die edelsten Werke öffentlich hingestellt worden, weil sie von allen verstanden, wenigstens empfunden werden können. Der Jupiter des Phidias war für Jedermann, sonst hätte man den Griechen nicht für unglücklich gehalten, der nicht Einmal im Leben, ihn zu schauen nach Olympia gekommen; und noch heute ist sogar die Darstellung des fremden Mythus, ein Gemälde der Niobe, im Stande gewesen, in einer Handelsstadt, wie Hamburg, die Bevölkerung zu erregen: so dass es bis in die Vorträge eines verdienten Archäologen[1]) daselbst zu spüren gewesen ist. Andrerseits zeigt sich, dass die Werke der Kunst den verschiedenen Altersstufen Nahrung bieten, da sie je nach dem Gegenstande und dessen Behandlung, schon in frühester Jugend angeeignet werden, aber auch in reifen Jahren noch immer neue Aufgaben stellen können. Demnach sind sie geeignet, auf allen Stufen des Unterrichts und darüber hinaus als Bildungsmittel zu dienen. Dies Verhältniss aber, wie es den Anspruch verstärkt, so erleichtert es die Ausführung, dass die monumentalen Studien dem Lehrplan organisch eingefügt werden.

II.

Wenn dies anerkannt oder zugelassen wird, so fragt es sich zunächst nach dem Ort im Lehrplan, der den monumentalen Studien anzuweisen ist. Und hier kommen wir auf den Einwand zurück, dass das Gymnasium bereits mit Lehrstoff überbürdet sei, also für neue Lehrobjecte keinen Raum habe. Dieser Einwand wird sich dadurch erledigen, dass die Aufnahme einer selbständigen Disciplin und die Einräumung eigener Stunden dafür keineswegs beansprucht wird, — wozu jene Studien selbst noch nicht geeignet erscheinen und was daher nur ausnahmsweise eintreten mag. Sondern ein Anschluss an den bestehenden Lehrplan: so dass es sich nicht sowohl um den Stoff als um die Methode des Unterrichts handelt. Es ist die Meinung, dass die monumentalen Studien in allen Hauptfächern ausserhalb der Naturwissenschaft, also im sprachlichen, geschichtlichen, und Religions-Unterricht ihre Stelle haben: nicht anhangsweise oder durch beiläufige Erwähnung der Kunstdenkmäler, sondern nach dem Grundsatz, dass diese Lehrzweige ihrer Natur nach darauf führen und dadurch selbst erst ihren methodischen Abschluss erlangen.

Es scheint nahe zu liegen, vor allem den Unterricht im Zeichnen dafür in Anspruch zu nehmen. Denn freilich diese Kunst, an sich so bildend und in manchen Berufs-

1) Prof. Petersen.

kreisen nothwendig, ist auch dem Archäologen fast unentbehrlich. Aber abgesehn davon, dass den Lehrern im Zeichnen archäologische Kenntnisse in der Regel nicht zugemuthet werden können, so wenig als den Archäologen die Ertheilung von Zeichnenunterricht; so ist auch die Sache wesentlich verschieden. Das zeigt sich selbst auf der Stufe der Meisterschaft: die grossen Künstler sind als solche nicht auch Kunstkritiker oder in der Kunstgeschichte erfahren; um so mehr ist die blosse Technik der Linienführung, so weit sie im Durchschnitt auf dem Gymnasium erreicht werden mag, entfernt von dem eigentlich kunstsinnigen Verständniss[1]).

1. Dies also bei Seite gesetzt, fassen wir die genannten drei Hauptzweige ins Auge, so sind es vor allem die Sprachen, sowohl die klassischen als die Muttersprache, deren Studium auch zu den Kunstdenkmälern leitet.

Nehmlich der Unterricht in den klassischen Sprachen, wiewohl er von der Grammatik ausgeht, bleibt doch nicht bei der Form der Sprache stehn; sondern es werden die grossen Schriftsteller des Alterthums ausgewählt und gelesen um des Inhalts willen: auch nicht bloss ihrer Gedanken wegen, sondern um durch sie in die gesammte alte Cultur einzuführen. Dann aber bilden die Kunstdenkmäler eine gleichberechtigte Reihe neben den Sprachdenkmälern. Wenn jene aber in ihrem eigenen Zusammenhang noch nicht betrachtet werden können, so fordern grade die letztern deren Berücksichtigung. Zwar ist es selten der Fall, dass sie direct auf Kunstwerke führen, wie etwa Cicero in den Verrinen[2]): denn die Hauptschriftsteller in dieser Richtung, Pausanias und Plinius, pflegen auf den Gymnasien nicht gelesen zu werden. Aber die Kunstwerke gehen den Dichterwerken parallel, die vielfach in ihnen sich spiegeln, ja selbst eine Wechselwirkung von ihnen erfahren haben. Und noch immer kommen Denkmäler an's Licht, welche Zeugniss dafür ablegen. Wie könnte man Homer und die Tragiker besser verstehen, als wenn man in diesen Einflüssen sie wieder erkennt?[3])

Mit dem lehrhaften Gebrauch von Kunstdenkmälern scheint aber das Alterthum selbst voranzugehn. Bekannt sind die mancherlei Reste von ilischen Tafeln, auf denen Scenen des trojanischen Krieges sich abgebildet finden, mit kurzer Angabe der betreffenden Stellen aus Homer. Das grösste und besterhaltene Denkmal dieser Art im capitolinischen Museum, welches Homerica und Posthomerica umfasst, unter den letztern an hervorragender Stelle die Abfahrt des Aeneas nach dem Abendlande, um den Ursprung des julischen Geschlechts zu verherrlichen, ist bei Bovillä in den Ruinen eines Sacrarium gefunden, welches dem Kaiser Augustus bald nach seinem Tode errichtet worden. Sie mag ihm selbst zum Unterricht gedient haben,[4]) — wie nach einer verbreiteten Meinung dergleichen Tafeln überhaupt zum Gebrauch der Jugend bestimmt gewesen sind.[5]) Ebendaselbst ist die Apotheose Homers gefun-

1) Ich verweise in dieser Hinsicht auf den angef. Aufsatz von Springer, „der Kunstunterricht auf gelehrten Schulen" S. 153 f.

2) Der Gegenstand ist behandelt in einem Programm des Gymn. zu Jever von Prof. König „de Cicerone in Verrinis artis operum aestimatore et judice." Ostern, 1863.

3) Vergl. Friederichs Winckelmann 1862. S. 14, wo die Erwartung ausgesprochen wird, dass der Gedanke Winckelmanns, Stellen der alten Schriftsteller durch Denkmäler zu erläutern und anschaulicher zu machen, noch mehr wirken werde bis in die Gymnasien hinein.

4) Vergl. Franz Corp. Inscr. Gr. zu N. 6125. T. III. p. 850 b.

5) Die Meinung war herrschend seit Barthelemy und ist durch Welcker, O. Jahn, Henzen u. A. vertreten. Sie wurde angefochten durch Stephani (der ausruhende Herakles 1854) und gegen ihn in Schutz ge-

den: worauf der Dichter thronend vorgestellt ist, wie der bewohnte Erdkreis ihn bekränzt, die immerwährende Zeit sein Lob verkündet, und wie alle Ströme der Poesie von ihm entspringen. Dies Denkmal ist durch eine galvanoplastische Vervielfältigung allgemein zugänglich gemacht. Die Betrachtung beider Werke scheint wohl geeignet auf der Schule die Lesung Homers abzuschliessen, zumal das erstere auch dessen Fortsetzungen aus dem epischen Cyclus vor Augen stellt. Es sind das freilich späte Gebilde. Das Hauptwerk aber, bei dem eine Schilderung des Dichters (Il. 1, 528 ff.) dem Künstler vorgeschwebt hat, nach dessen eigenem Zeugniss, ist der olympische Zeus des Phidias: und da am meisten hieran erinnern, wenn auch in entfernter Nachbildung, die Büste des Jupiter von Otricoli und ein Gemälde aus Pompeji, welches den thronenden Gott zeigt, wie er von der Victoria bekränzt wird, so bieten Abguss und Abbildung dieser Kunstwerke sich dazu an, bei Lesung der homerischen Stelle die Idee des Dichters zu veranschaulichen. Eben so einzig in seiner Art erscheint das umgekehrte Verhältniss bei den Tragikern, dass ein uraltes Bildwerk ihrer Schilderung zum Grunde liegt: es ist die Niobe, welche zumal Sophokles in der Antigone (822 ff.) schildert, deren Geschick ihr vergleichend: wie jene am Berge Sipylos einst erstarrt, in ihrem Felsengrabe sichtbar sei, ewig Thränen vergiessend. Das Bild aber an der Nordwand des Sipylos, welches schon Pausanias beschrieben und neuere Reisende wieder erkannt haben, ist in den natürlichen Felsen gehauen, eine sitzende Matrone von kolossaler Grösse mit dem Ausdruck der Trauer, das Haupt leise zur Seite und nach vorne geneigt, die Hände auf den Schooss zusammengelegt:[1]) eine neuerdings davon hergekommene Photographie hat bestätigt, dass an kein Naturspiel zu denken sei.[2]) Wie nun daran die Sage sich angeschlossen, deren Sophokles gedenkt; so leitet jenes Bildwerk zu einer Quelle desselben und zu einem der denkwürdigsten Punkte der Religionsgeschichte. Um für die beiden andern Tragiker ein Beispiel entsprechender Kunstvorstellung aus neu aufgefundenen oder neu erklärten Monumenten anzuzeigen, so bietet zwar zu den Persern des Aeschylos die grosse Dariusvase von Canosa, welche in der obersten Abtheilung die Götterversammlung mit den Figuren der Hellas und Asia, in der mittleren den Darius mit seinen Grossen und unterhalb unterworfene Völker zeigt, nur eine entferntere Vergleichung: denn freilich war es ein Irrthum, diese Vorstellung aus jenem Drama abzuleiten.[3]) Gleichwohl mag sie wesentlich zu seiner Erklärung dienen, indem sie zwei Grundgedanken desselben veranschaulicht, einmal durch die Figuren der Hellas und Asia, welche letztere vor ihrer Schwelle sitzt, im Begriff einen Angriffskrieg gegen die andere zu eröffnen (worüber jene Versammlung der Perser berāth), — während bei Aeschylos in dem Traum der Atossa an denselben Figuren die Folgen eines Angriffskrieges des Xerxes offenbar

---

nommen von Michaelis Annali archeol. Vol. XXX. 1858. p. 123 f.; sie ist bekämpft in einer besondern Abhandlung von Reifferscheid de usu tabularum Iliacarum et similium, ebendas. Vol. XXXIV. 1862. p, 104 ff., woraus jedenfalls hervorgeht, dass sie einer Einschränkung bedarf. Derselbe nimmt an, dass solche Tafeln zur Ausschmückung von Bibliotheken gedient haben und leitet ihren Gebrauch von Alexandrien ab. Indessen unterscheidet er selbst die obengenannte Tafel (p. 115), und seine Hauptgründe beziehen sich auf einige andere Tafeln.

1) Stark Niobe S. 42 f. 98 ff. 442 mit Abbild. Taf. I.

2) Gerhard Archäol. Anz. 1862. S. 349.*

3) Worauf Minervini bestand; s. dagegen Welcker in der Archäol. Zeitg. 1857. S. 53 mit Abbild. der Vase (darnach in s. alten Denkm. Th. V.) und O. Jahn ebendas. 1860. S. 41 ff., der die Anregung zu der Vorstellung der Vase in den Persern des Phrynichos sucht.

werden. Sodann vornehmlich durch die Beziehung der Hellas, welche bedroht und geängstet unter den Schutz der Götter gestellt ist, zunächst des Zeus nebst der Nike und der Athene: diese Anschauung von deren Obhut und unmittelbarem Eingreifen geht durch das Dichterwerk wie das Geschichtswerk der Perserkriege; und darnach gibt die zeichnende Kunst auf jener Vase ihr einen grossen Ausdruck.[1]) Hingegen eine directe Uebereinstimmung ist erkannt zwischen einem Drama des Euripides, seinen Phönissen, und den Reliefs eines Sarkophags der Villa Pamfili, welcher die drei wesentlichen Theile des Stücks in derselben Folge vor Augen stellt:[2]) die Zusammenkunft der Brüder und die vergebliche Vermittelung der Iokaste; den Kampf, der mit dem Tode der Führer endet, von denen in dem Relief besonders kenntlich gemacht sind Kapaneus emporklimmend und Amphiaraos niedersteigend so wie die Brüder in ihrem Wechselmord; endlich das Verbot, den Polyneikes zu bestatten, dem Antigone sich nicht fügen will, — statt dessen in dem Relief, entsprechend der Weiterdichtung des Euripides in einem verloren gegangenen Stück, die nächtliche Bestattung selbst schon vorgestellt ist.

Nächst der Lesung der klassischen Schriftsteller des Alterthums erscheint der Unterricht im Deutschen als der Ort, wo eine Berücksichtigung der Kunstdenkmäler alter und neuer Zeit gefordert wird, sofern er die Lesung unserer Klassiker aufnimmt. Denn wenn man dabei auf ihren literarischen Charakter und zugleich die Culturepoche sieht, so kommen die Werke der bildenden Künste zwiefach in Betracht, sofern dieselben sowohl auf deren Bildung entscheidend eingewirkt haben, als von ihnen selbst epochemachend behandelt sind. Und wenn man überdies bei ihnen die poetische Kunst ins Auge fasst, und die Gesetze derselben aus ihren Werken zum Bewusstsein bringt, statt sie in eigenen Stunden zu behandeln, — eine Ersetzung der systematischen durch die analytische Methode, die z. B. an dem Gymnasium in Bern von Professor Pabst durchgeführt ist;[3]) so wird man auch hier auf den Unterschied geführt, dass von ihnen die Gesetze der Dichtung sowohl geübt als erörtert sind. Die letzte Seite in beiden Alternativen trifft zusammen in dem Anfänger unserer klassischen Literatur-Epoche, Lessing, der die Gesetze der Malerei und der Poesie auf einander bezogen und nach ihrem wesentlichen Unterschiede aufgezeigt hat in seinem Laokoon. Die Lesung desselben in der deutschen Stunde ist um so mehr angezeigt, da sie an griechische und lateinische Lectüre sich anschliesst: denn um die Grenzen der Poesie zu bestimmen, werden vornehmlich Homer, den er beflissen ist als das Muster aller Muster[4]) zu zeigen, Sophokles im Philoktet und Virgil benutzt. Da nun auf der bildnerischen Seite vornehmlich die Gruppe zum Vorwurf dient, nach welcher sein Buch benannt ist und die Lesung Virgils ohnehin zur Vergleichung derselben auffordert; so wird man deren Anschauung beim Unterricht nicht entbehren wollen. — Die beiden Seiten aber der ersten Alternative treffen in grossem Maassstabe bei Goethe zusammen, der von den Werken der Kunst, der klassischen wie der christlichen, sowohl gross gedacht und geschrieben, als grosse Eindrücke empfangen hat. Und da sogar die frühern Epochen seines Lebens sich unterscheiden lassen nach seinem Verhältniss zu verschiedenen Kunstgebieten, so wird man selbst zu den Hauptwerken derselben geleitet

---

1) Vergl. Curtius in der Archäol. Zeit. 1857. S. 116.

2) Nachgewiesen von E. Petersen in der Archäol. Zeit. 1861. S. 195 ff.

3) Vergl. dessen Abhandl. „der Organismus des Unterrichts in der Muttersprache auf deutschen Gymnasien," in dem Programm der Berner Cantonsschule 1858.

4) Lessing Laokoon W. Bd. VI. S. 490 Lachm.

durch Lesung solcher Schriften welche diese Epochen bezeichnen: wie zu dem Strassburger Münster durch seine dithyrambischen Worte von deutscher Baukunst und in seiner dritten Wallfahrt nach Erwins Grabe (deren schon gedacht ist), und zu den unermesslichen Kunstschätzen jenseits der Alpen durch seine italienische Reise. Hieraus mögen nur zwei Worte ausgehoben werden, welche Werke des klassischen Alterthums betreffen. Von den Grabmälern im Museum zu Verona schreibt er: „Der Wind der von den Gräbern der Alten herweht, kommt mit Wohlgerüchen über einen Rosenhügel; die Grabmäler sind herzlich und rührend, und stellen immer das Leben her u. s. w.". Und von der Juno Ludovisi, als er zu Rom einen Abguss von ihr in seinem Zimmer aufgestellt hatte: „Keine Worte geben eine Ahnung davon; es ist wie ein Gesang Homers."[1]) Wodurch er auch bezeugt, dass das Studium der alten Kunst, mit dem es ihm ein ganzer Ernst war, Poesie und Begeisterung ihm nicht ausgelöscht haben.

2. Der zweite Ort im Lehrplan für die Aufnahme monumentaler Anschauungen ist der Geschichtsunterricht, der durch seine Breite auf allen Stufen des Schullebens so reiche Gelegenheit dazu gibt. Auch wird der Anspruch auf solche Ausstattung desselben wohl am wenigsten bestritten und am meisten erfüllt. Es sei erlaubt, nur auf die Grenzscheide der Zeiten, die Wendepunkte zugleich in der Welt- und in der Religionsgeschichte hinzuweisen, welche durch den Fall des Judenthums und des Heidenthums bezeichnet werden; und auf die Denkmäler, die als überragende Zeugen derselben in der alten Hauptstadt der Welt noch stehen: das ist der Titusbogen und Constantinsbogen. Zahlreich davon vorhandene Abbildungen und Photographien (das christliche Museum zu Berlin besitzt deren, die seit zehn Jahren sich unverändert erhalten haben) machen es möglich, die Vorstellung dieser merkwürdigsten aller Bau- und Bildwerke den Schülern einzuprägen.

3. Weniger anerkannt, wie es scheint, aber noch bedeutenter ist der gleiche Anspruch, der an den Religionsunterricht zu machen ist, welchem auf allen Stufen der Schulbildung wöchentlich zwei Stunden gewidmet zu sein pflegen; ausnahmsweise findet sich nur eine Stunde dafür in Bern angesetzt. Aber auch jener Zeitraum ist so kostbar, dass man gewiss jede Beschränkung durch einen fremden Stoff wird abwehren wollen. Jedoch die Werke der christlichen Kunst sind seinem Gegenstande nicht fremd, sondern innig damit verwachsen, da sie durch so viel Jahrhunderte die fortwirkende Kraft ursprünglicher christlicher Begeisterung bezeugen. Und weit entfernt, diesen Unterricht einzuschränken, fügen sie belebend sich ihm ein und dienen die Verantwortlichkeit des Lehrers zu erleichtern.

Denn freilich ist diese hier grösser, als auf irgend einem andern Gebiet. Die Grundlage jenes Unterrichts wird überall der Inhalt der Bibel sein: Geschichte und Lehre; er wird auf den höhern Stufen fortschreiten zur Geschichte und Lehre der Kirche. Wie mag der Lehrer sich gewachsen glauben, den grossen Inhalt der Jugend anzueignen? Gewiss nicht durch bloss traditionelle Mittheilung, wie man etwa Regeln der Grammatik lernen lässt: obgleich auch das nicht fruchtet, wenn nicht der Sprachgeist mit dabei ist, aus welchem sie erwachsen sind. So will zumal auf dem religiösen Gebiet erlebt, beseelt sein, was in die Seele dringen und Leben erwecken soll. Wenn nun der Lehrer auf die eigene Kraft und Fülle beschränkt, sich misstraut dem religiösen Bedürfniss der heranwachsenden Generation genugzuthun und den entscheidenden Einfluss für ihr Leben auszuüben; so wird er die Gaben

1) Goethe Italienische Reise Bd. XIX. S. 35. 143.

der Kirche zu Hülfe rufen, die Andacht und Einsicht zumal ihrer schöpferischen Epochen Das geschieht ja unter anderm, wenn er aus ihr die frommen Erzeugnisse der lyrischen Poesie mittheilt, die Lieder der alten Glaubenshelden. Daneben bieten die Werke der bildenden Künste sich dar, die jedoch ein viel weiteres Feld haben: denn sie umfassen in unzähligen Exemplaren die ganze biblische Geschichte und reichen selbst an alle Hauptstücke des Lehrbegriffs, da die Kunst die Macht hat, auch die letzten Ideen zu versinnlichen. Und wie verschieden auch die Kunstmittel seien in verschiedenen Zeiten, so ist doch zu allen Zeiten in den Werken der christlichen Kunst die Pietät ihrer Urheber zu spüren, die ihres stillen und nachhaltigen Einflusses nicht verfehlen kann. Wie dies dem Unterrichte zu Gute kommen mag, verdient nähere Erwägung. Gegenwärtig möchte ich nur zwei Punkte hervorheben, welche die Grundlagen dieses und jedes Religionsunterrichts betreffen mit Rücksicht auf einige Kunstdenkmäler, die vorzuzeigen mir vergönnt ist: es sind, ausser einem Gypsabguss, zwei Original-Werke in Metall aus dem königl. Welfen-Museum, welche durch das wohlwollende Entgegenkommen der Commission und die geneigte Bewilligung der vorgesetzten höchsten Behörde hieher gewährt worden sind.

Das erste ist, dass heilige Geschichte und Glaubenslehre identisch sind, weil der Glaube durchaus an die Geschichte sich knüpft. Das wird sichtbar an diesem Gypsabguss [1]) einer Elfenbeinbüchse, die in der königl. Kunstkammer zu Berlin befindlich, etwa dem 4. Jahrhundert angehört: es erscheint Christus sitzend zwischen den zwölf Aposteln und zwar nach seiner Haltung (er hat in der Linken eine Schriftrolle und die rechte erhoben) und der ganzen Gruppirung als Lehrer, — aber der Inhalt dieser Lehre? Auf der entgegengesetzten Seite des cylindrischen Gefässes ist das Opfer Abrahams vorgestellt, das in seinem Verhältnis zu der erstgenannten Vorstellung ein einfachstes Beispiel geometrischer Symbolik gibt (sie ist in einem andern Beispiel in der Eröffnungsrede des Herrn Präsidenten vorgekommen, an das sich aus den Kegelschnitten das Verhältnis unendlicher Annäherung der Hyperbel zu ihren Asymptoten reiht): hier ist es der Kreis mit seinen gegenüberstehenden Punkten, welche sowohl durch den Diameter getrennt als durch die Kreislinie verbunden sind. So zeigt die Opferung des Isaak durch Abraham, als Vorbild unterschieden aber doch verwandt, den gesuchten Inhalt der Lehre, nehmlich die Person des Erlösers und sein Werk nach Evang. Joh. 3, 16. Was hier nur typisch angedeutet ist, tritt als Wirklichkeit vor die Augen in dem anderen Denkmal, einem bronzenen Cruzifix aus dem 12. Jahrhundert, ehemals in Lüneburg, wovon nur das Fussgestell noch vorhanden ist. Dasselbe auf vier Löwen ruhend, hat oben eine Wölbung und bedeutet laut der Inschrift den Erdkreis. Auf der Höhe desselben liegt Adam im Sarge, Engel heben den Deckel desselben auf. Dies wird verständlich durch eine im christlichen Alterthum verbreitete, in der griechischen Kirche allgemein anerkannte sinnvolle Sage, dass der erste Mensch auf Golgatha begraben sei, um dort durch das Blut Christi erlöset und vom Tode erweckt zu werden. Das drückt also in diesem Bildwerk das Verhältnis des Gekreuzigten zu dem aus seinem Grabe sich erhebenden Adam aus, wie auch die Umschrift besagt: *Adae morte novi redit Adae vita priori.* [2]) Dieselbe Vorstellung mit einer Inschrift gleichen Inhalts habe ich an dem Fuss eines Crucifixes im Dom zu Chur

1) Dieser Abguss war durch die Gefälligkeit des Herrn Buchhändlers Dr. Fritz Hahn überlassen.

2) Dies Fussgestell ist abgebildet bei Vogell Kunst-Arbeiten aus Niedersachsens Vorzeit. H. I. Bl. 3. 4. S. auch meinen Aufsatz: Adams Grab auf Golgatha, im Evangel. Kalender für 1861. S. 27.

gefunden. In dem ersten Menschen aber ist das ganze Geschlecht mit begriffen: es werden also dessen Hauptepochen und Grundthatsachen nebst ihrer Verknüpfung, Anfang und Vollendung, Sündenfall, Tod und Erlösung in diesen Bildern vorgeführt.

Das andere ist, dass Glaubenslehre und Sittenlehre identisch sind, sofern sie eine gemeinsame Wurzel haben. Das zeigt sich gleichfalls in nicht wenigen Darstellungen des Gekreuzigten, welchen entweder die drei theologischen Tugenden (Glaube, Liebe, Hoffnung) oder die vier Cardinaltugenden umgeben, die zunächst auf ihn selbst bezogen werden. Daraus entwickelt sich die Vorstellung, welche das andere aus dem Welfenmuseum hier dargebotene Originalwerk umfasst. Es ist eine Patene von Goldblech des Bischofs Bernward, also aus dem Anfang des 11. Jahrhunderts, später in die Form einer Monstranz gebracht, mit eingegrabenen Figuren:[1]) in der Mitte Christus auf dem Regenbogen, seine durchgrabenen Hände zeigend, mit der Umschrift: *Huc spectate viri, sic vos moriendo redemi;* umher abwechselnd die Sinnbilder der Evangelisten und als weibliche Brustbilder die Cardinaltugenden. Auch diese Figuren beziehen sich zunächst auf die Person des Erlösers; aber nach der Bestimmung des Gefässes zum Abendmahlsgebrauch werden sie auch den Gläubigen gelten, die wenn sie den Tod Christi verkündigen (1. Cor. 11, 26), seinem Worte glauben und den Glauben in Thaten umsetzen sollen (Gal. 5, 6. Jac. 1, 22). So ermahnt sie der Apostel Petrus im Gegensatz gegen welche, die dem Worte ungehorsam sind, zu verkündigen die Tugenden dess, der sie berufen hat von der Finsterniss zu seinem wunderbaren Licht, 1. Petr. 2, 8. 9: welche Stelle als das Thema dieser Kunstvorstellung anzusehen ist.

Sehen wir endlich auf die Kirchengeschichte und ihre monumentalen Quellen, so ist hier dasselbe Bedürfniss, durch diese sie zu veranschaulichen, wie bei dem Unterricht in der Weltgeschichte. Und nicht wenig Denkmäler gehören beiden Seiten an: wie die genannten beiden Bogen zu Rom eben so sehr eine kirchengeschichtliche als eine weltgeschichtliche Epoche bezeichnen. Neben diesen grossen Bauwerken möge noch ein kleines Bildwerk und zwar vaterländischen Ursprungs erwähnt werden, das nicht ein Ende, sondern einen neuen Anfang anzeigt: ein Denkmal der Gründung von St. Gallen in dem untern Felde einer Elfenbeintafel aus dem 9. Jahrhundert.[2]) In der Mitte erblickt man das Kreuz mit den Reliquien, als das erste Zeichen einer Klostergründung, dann den Bären, der auf Befehl des Gallus Holz zum Feuer bringt, und den Gallus, der ihm Brot gibt mit dem Geheiss, den Ort zu meiden und in die Berge sich zurückzuziehen: nach einer anmuthigen in St. Gallen heimischen Legende. Ein kleiner Anfang, der gleichwohl im Keim eine weltgeschichtliche Thatsache in sich birgt, dass durch diese frommen Mönche, wo sie das Kreuz aufpflanzten, die wilden Thiere verscheucht, Einöden urbar gemacht und ihre Cellen zu Pflanzstätten menschlicher Cultur geworden sind, woraus blühende Städte erwuchsen.

III.

Wenn hiemit der Ort im Lehrplan nachgewiesen ist, wo die Kunstbetrachtung sich einreiht; so wäre schliesslich ein Wort zu sagen über die Ausführung mit Rücksicht auf den

---

1) Abgebildet bei Jung Lipsanographia s. Thes. reliq. elector. Brunsvico-Luneb. zu p. 32. Tab. XI.

2) Von dem ganzen Diptychon befindet sich ein Abguss in dem christl. Museum der Univ. zu Berlin. Dasselbe ist abgebildet in einem der Neujahrshefte der historischen Gesellschaft von St. Gallen unter dem T.: St. Gallen I. 1863. Die oben erwähnte Abtheilung der einen Tafel ist abgebildet und erläutert in meinem Aufsatz: die Herrschaft des Menschen über die Thiere, im Evang. Kalender für 1860. S. 35.

Lehrapparat und die Lehrkräfte. Bevor aber versucht wird, das Erfordernis anzuzeigen, wird das Vorhandene ins Auge zu fassen sein: die gegenwärtige Lage dieser Studien auf den gelehrten Schulen, wovon ich nur nach dem wenigen, was darüber öffentlich bekannt geworden, so wie nach einiger persönlicher und schriftlicher Erkundung berichten kann.

1. Im günstigsten Fall, was den Lehrapparat betrifft, sind die Anstalten in Haupt- und Universitätsstädten, wo entweder grosse Staatssammlungen sich befinden oder wenigstens für das Bedürfniss der klassischen Philologie ein Kunst-Museum angelegt ist. In Deutschland pflegen solche Sammlungen ohne weiteres den Gymnasien zugänglich zu sein, z. B. in Berlin, Stuttgart, Gotha (wo die Direction beider in derselben Hand liegt) u. a. O. In der Schweiz, wo die Sammlungen der Hauptstadt, die Schulen dem Kanton angehören, besteht die Einrichtung, dass für die Benutzung der städtischen Lehrmittel die Betheiligten jährlich einen Beitrag zahlen, oder der Kanton diese Zahlung für sie leistet. — Die Mehrzahl der Gymnasien ist jedoch in einer andern Lage, und auf die eigenen Lehrmittel angewiesen; aber an diesen fehlt es fast überall. Eine Ausnahme bildet der Besitz einer grossen Bibliothek, wie sie dem Lyceum zu Dillingen an der Donau als ehemaliger Universität eigen ist, von 75000 Bänden: worunter manche archäologische Werke sich finden müssen. Und bei dem Gymnasium in Danzig ein werthvolles numismatisches Kabinet, mit einer reichen Folge von polnischen, preussischen, vorzüglich Danziger Münzen und kostbaren goldenen Medaillen,[1]) die freilich dem Unterricht (ausser vielleicht einmal als Beleg in der neueren Geschichte, wie die Medaille auf den Frieden zu Oliva) kaum erspriessliches bieten können. Hingegen sind viele preussische Gymnasien schon in den 30er Jahren mit Gypsabdrücken von geschnittenen Steinen durch das Ministerium Altenstein ausgestattet: vielleicht dass damals die Absicht dem Bedürfnis zuvorgekommen ist. Eine bevorzugte Stelle nimmt die Landesschule Pforte ein, welche in ihrer Kirche eine Perle der gothischen Architectur besitzt mit manchen alten Grabmälern, und die schon in den Jahren 1821 und 1822 Gypsabgüsse von Statuen, Büsten und Basreliefs, sowohl zum Zwecke des Studiums der Antiken als zur Benutzung des Zeichnenunterrichts, sowie mehrere Pastensammlungen, beide aus Paris erhalten hat. Aber die gesammten Kunstschätze blieben 14 Jahre ungenutzt, zum Theil unausgepackt stehen. Nachdem die Sammlung in den Jahren 1830 und 1844 vermehrt worden, ist eine geordnete Aufstellung erst im Jahre 1863 bewirkt: ihre Benutzung wird gefördert durch eine jüngst erschienene zweckmässige Beschreibung von Herrn Dr. Benndorf;[2]) die Aussetzung eines besondern Fonds zur Ausfüllung der vorhandenen Lücken wird erwartet. So geht die berühmte Anstalt auf diesem Gebiet, wenn auch nach einiger Säumniss, mit einem schönen Beispiel voran. Anfänge eines solchen Apparats finden sich an mehren Schulen.[3]) Aber eine nennenswerthe Sammlung christlicher Denkmäler zum Behuf des Geschichts- und Religionsunterrichts scheint nirgends vorhanden.

---

1) Diese beiden Angaben aus Mushacke Schul-Kalender auf 1864. Abth. II. S. 29. Abth. I. S. 14 f.

2) Das Museum der Gypsabgüsse nach Antiken zu Pforte, beschrieben von Dr. Benndorf. Naumburg 1864.

3) Das Gymnasium zu Stuttgart besitzt als Geschenk eines frühern Lehrers eine Sammlung von Abdrücken antiker Gemmen und in seiner Bibliothek einige kunstgeschichtliche Werke. Das Lyceum zu Carlsruhe desgleichen als Geschenk von Freunden der Anstalt eine Anzahl Abbildungen zum Behuf der Alterthumskunde, Karten, Reliefs, Modelle, auch einige Abgüsse. Auch das Gymnasium zu Gütersloh ist mit einer kleinen Sammlung von Kunstgegenständen, theils Abgüssen, theils Abbildungen, versehen, die alle geschenkt sind: und zwar zur Ausschmückung der Aula und des Conferenzzimmers seit 1852, und in einem besondern Zimmer seit 1859. Nach gefälligen Privatmittheilungen vom Sept. 1864.

Die Benutzung solcher Sammlungen, zumal ihre unmittelbare Verwendung beim Unterricht, ist natürlich sehr erleichtert, wenn sie als Eigenthum des Gymnasiums in dessen Räumen sich befinden. In der fast allgemeinen Ermangelung dessen geschieht es an manchen Orten, wo die Gelegenheit sich bietet, dass die Schüler der obersten Klassen von Zeit zu Zeit in die Alterthumssammlung des Staats oder der Universität geführt werden.[1]) Und es wird die lebhafte Theilnahme bezeugt, welche diese Anschauung zu erwecken pflegt. — Daneben verdient hervorgehoben zu werden, dass doch auch die edeln Werke der mittelalterlichen Architectur nicht ganz dieser pädagogischen Berücksichtigung entbehren. Es werden in Marburg die Schüler der obersten Klassen zuweilen in die Elisabeth-Kirche, eine zweite Perle der gothischen Architectur, geführt durch Herrn Director Münscher; und in Stuttgart ist mit den Schülern der Unterprima im Lauf des vorigen Sommers von Herrn Professor Wintterlin eine Excursion nach Maulbronn unternommen, „um ihnen wenigstens die Grundvorstellungen des romanischen und germanischen Baustils zu geben und Lust zum Selbststudium in dieser Richtung zu machen", — wie von den genannten Lehrern mir mitgetheilt worden.

2. Aus dem vorgefundenen Mangel an Lehrmitteln, wenn in der Sache selbst das Einverständnis erreicht ist, ergibt sich nun die Antwort auf die andere Frage: was weiter geschehen solle. Es wird eben die Beschaffung solcher Lehrmittel erfordert, also die Anlegung von Kunstsammlungen, sowohl klassischen als christlichen, bei den Gymnasien. Die Auswahl folgt aus dem angezeigten Zweck und kann keine Schwierigkeit haben.[2]) Die Begrenzung versteht sich ohnehin. Aber für die bescheidenen Ansprüche, die in der Sache liegen, sind die Geldmittel so wie die Räumlichkeit wohl überall zu haben. Was die letztere betrifft, so ist bei einem Neubau auf ein eigenes Local leicht Rücksicht zu nehmen; übrigens wird es nirgends an Gelegenheit fehlen, einige Gypsabgüsse aufzustellen, die selbst jeder Aula zur Zierde gereichen: zum wenigsten ist bei jeder Schule ein Bibliothekszimmer vorhanden, wo sie ein Unterkommen finden mögen. Auch die Rücksicht auf die Anschaffungskosten kann schwerlich irgendwo ein Hinderniss sein. Die wohl dotirten Lehranstalten haben so bedeutende Fonds für die Lehrmittel, sowohl die Bibliothek als insonderheit die naturwissenschaftlichen Zwecke, z. B. das Joachimsthalsche Gymnasium zu Berlin für die Lehrer-Bibliothek 500 Rth. und für die Schüler-Bibliothek 100 Rth. jährlich, das Lyceum zu Carlsruhe gemeinsam mit dem Polytechnicum für das physikalische Kabinet (welches unter beide Anstalten getheilt werden soll) 900 Gulden, dazu das erstere für physikalische Verrichtungen 88 Gulden;[3]) dass

---

1) Die Beschreibung eines solchen Besuchs im königl. Museum zu Berlin gibt Prof. Wolff, Oberlehrer am Werderschen Gymnasium daselbst, unter der Aufschrift: das Gymnasium und die alte Kunst, in den Berliner Blättern für Schule und Erziehung, herausg. von Bonnell, Fürbringer, Thilo 1864. Nr. 4—7; woraus hervorgeht (S. 26), dass derselbe jährlich einmal eine der obersten Classen, in der er im Lat. oder Griech. unterrichtet, in zwei bis fünf theils Klassen- theils Freistunden zu den alten Sculpturen führt.

2) Einen Entwurf zur Anlegung einer christlichen Kunstsammlung für die Schule habe ich mitgetheilt in dem Aufsatz: Das christliche Museum der Univ. zu Berlin und die Errichtung christlicher Museen für die Schule und die Gemeinde. Evangelischer Kalender für 1857. S. 69. ff.

3) Ich füge über die Fonds der Gymnasien für Lehrmittel nach den mir zugekommenen Angaben noch folgendes hinzu. Es werden jährlich für die Bibliothek verwendet: zu Gütersloh 50 Thaler, zu Aurich 100 Thaler, zu Stuttgart c. 200 Gulden (150 aus Staatsmitteln, c. 50 aus Schülerbeiträgen), zu Göttingen c. 120 Thaler (aus Beiträgen der Schüler), zu Aachen 200 Thaler, zu Carlsruhe 350 bis 400 Gulden, dazu für den naturhistorischen und geographischen Unterricht 50 Gulden, zu Köln 430 Thaler (s. Köln. Zeitung vom

eine verhältnissmäsige Ausstattung für den kunstwissenschaftlichen Zweck nur eine Forderung der Gerechtigkeit ist. Aber auch bei geringern Einkünften wird an dem Mangel eines Fonds die Einrichtung nicht scheitern, da bei der jetzigen Lage der Vervielfältigungsmittel mit wenigem viel zu erreichen ist und es nur auf den Anfang ankommt. Vor allem gilt zu Gunsten der Lehrmittel dieser Art, dass wenn es ausserordentlicher Aufwendung bedarf, der gute Wille und die thätige Theilnahme des Publicums dafür am leichtesten zu gewinnen ist.

Weniger leicht mögen für diesen Zweig des Unterrichts allgemein die Lehrkräfte zu finden sein: nämlich die Lehrer, die in den Fächern einheimisch sind; worüber ich von verschiedenen Seiten das Bedenken vernommen habe, dass es an manchen, in einer Hinsicht an den meisten Gymnasien daran fehlen würde. Und freilich was etwa seit länger versäumt ist, lässt sich auf der Stelle nicht nachholen. Jedoch wo jenes eintrifft, wird auch innerhalb der gegebenen Verhältnisse dem Bedürfniss abgeholfen werden, wenn anders der Anspruch sich erfüllt, den der Herr Präsident in der Einleitungsrede erhoben hat: dass die Lehrenden auf der Stufe ihrer Universitätsbildung nicht stehen bleiben. Das will in der vorliegenden Frage sagen, dass unter ihnen sowohl die Vertreter der klassischen Philologie als die Religionslehrer, wenn sie zuvor ausschliesslich mit der Literatur sich vertraut gemacht, in dem monumentalen Zweige ihrer Wissenschaft sich fortbilden. — Was aber die Neubesetzung erledigter Stellen betrifft, so sind auf der philologischen Seite jüngere Männer, die zugleich archäologisch ausgerüstet sind, wohl überall zu gewinnen. Sehr günstig wirkt dahin das 1860 gegründete preussische Stipendium, welches jährlich zwei tüchtigen jungen Philologen die Mittel gewährt, ihr Alterthumsstudium in Rom zu vollenden. Eher mag es auf der theologischen Seite daran fehlen: nicht ohne Schuld der Fakultäten, die zum Theil, in der monumentalen Theologie, hinter ihrer Aufgabe zurückgeblieben sind. Aber wenn nur die Gymnasien von den Universitäten die so vorbereiteten Lehrer sich fordern, so werden sie ihnen bald gesendet werden. Denn der innere Trieb der Wissenschaft, dem ein solcher äusserer Anspruch sich zugesellt, wirkt nach allen Seiten unwiderstehlich.

Und diese Wirkung wird auch an der Jugend gespürt werden. Für diese selbst ist allerdings Werth zu legen auf den Inhalt des Wissens, das in diesen Gebieten ihr mag angeeignet werden; doch mit dem Unterschied, dass während auf der Universität es in seinem eigenen Zusammenhang aufgezeigt wird, auf der Schule es mehr gelegentlich und angewandt, in der Unterordnung unter andere Unterrichtszweige vorkommt. Den Haupterfolg aber suche ich in der sittlichen Wirkung: dass der Jugend Ehrfurcht erweckt werde für die Welt des Geistes, die in den Denkmälern alter und neuer Zeit ausgeprägt ist, und ein Verlangen, dieser Güter sich zu bemächtigen; dass dies als Keim mit aufwachse, um in dem reiferen Alter volle Befriedigung finden zu können.

---

7. Jan. 1865), zu Pforte 400 bis 500 Thaler, dazu für Landkarten etc. 30 Thaler, zu Gotha für die verschiedenen Bibliotheken 482 Thaler. Und für die Verwaltung der Bibliothek in Aachen, Aurich, Göttingen, Gotha je 50 Thaler. — Für den naturwissenschaftlichen Apparat in Gütersloh 36 Thaler; desgleichen für Naturaliensammlung und physikalisches Kabinet in Pforte 110 Thaler, in Stuttgart 270 Gulden, in Gotha 250 Thaler. — Und für die Lehrmittel insgesammt hat in Berlin die königl. Realschule 300 Thaler, das französiche Gymnasium 360 Thaler, das Werdersche 375 Thaler, das Fr.-Wilhelms-Gymn. und das Kölnische Real-Gymnasium je 400 Thaler, das Joachimsthalsche Gymn. 815 Thaler; das Gymnasium zum grauen Kloster ist auf die Streitschen Stiftungen angewiesen und erhält ohne Etat nach Bedürfniss. In Zürich hat das Gymnasium für allgemeine Lehrmittel 500 Franken und gemeinsam mit der Industrieschule noch 600 Franken.

Das möchte ich Ihrer Prüfung und Pflege anheimgeben.

Präsident:

Ich wollte noch zuvor bemerken, dass Herr Professor Piper ausdrücklich gewünscht hat, dass es zu einer Discussion, und zwar zu einer recht gründlichen, über seinen Vortrag komme. Nun wird allerdings ein erhebliches Hindernis in den Zeitverhältnissen liegen; es ist fast auf den Schlag 1 Uhr, auf welche Zeit der Schluss angesetzt ist, und ich befinde mich deshalb doch in der Nothwendigkeit zu fragen, ob Herr Professor Piper darauf verzichten — —

Prof. Piper (vom Platz): Ich verzichte sehr gern.

Präsident:

Sonst müsste ich die Versammlung vorher fragen, ob wir uns in eine Discussion über den Gegenstand einlassen können. Ich fürchtete gleich im Voraus, dass es schwierig sein würde, und habe den Vorschlag gemacht, diese Discussion der pädagogischen Section zu überlassen, in welche allerdings überhaupt dieser Vortrag gehört haben würde; aber allerdings hat Herr Prof. Piper es gewünscht, gleich in dieser Versammlung seinen Vortrag zu halten; und nun tritt dieses Zeithindernis ein. Ich muss also doch die Versammlung fragen, ob sie geneigt ist, auf den Vorschlag einzugehen. Diejenigen, welche es nicht wünschen, dass die Versammlung noch ausgedehnt wird, bitte ich — —

Professor Stark (vom Platz):

Dürfte ich um das Wort bitten? Ich möchte darauf antragen, dass die Versammlung, die Bedeutung dieses Gegenstandes, der in so reichhaltiger Weise vorgeführt ist, anerkennend, es als wünschenswerth hinstellt, eine Discussion dieses Themas in bestimmten Thesen in einer der nächsten Versammlungen vornehmen zu lassen. Es scheint allerdings, dass dieser Gegenstand, mit welchem sich gewiss bisher Einzelne beschäftigt haben und der — ich möchte sagen — hier im Anblick dieses herrlichen Schullocals eine besondere Nahrung gefunden, von solcher Wichtigkeit ist, dass er zum Gegenstand der Discussion mit frischen Kräften gemacht werde. Die Versammlung wolle also anerkennen, es sei wünschenswerth, diesen Gegenstand auf Grundlage bestimmter Thesen in einer der nächsten Versammlungen vor allem im Bereich der pädagogischen Section debattieren zu lassen.

Präsident:

Will keiner von den Herren weiter etwas dazu bemerken? Ich muss für meine Person erklären, dass mir der Vorschlag sehr zusagend ist. Es ist ja der Gegenstand jedenfalls ein solcher, der grosse Aufmerksamkeit verdient, und ich glaube, dass bei einer Discussion darüber sich herausstellen wird, dass er, wenn auch nicht in seinem vollen Umfange, doch zu einem wesentlichen Theil ausführbar und seine Ausführung auch wünschenswerth ist. Aber es wird dann allerdings eine weitere Erörterung das Nähere ausführen, und ich möchte noch besonders darauf aufmerksam machen, dann die Möglichkeit nachweisen und möglichst auch das Streben dahin richten müssen, dass die nöthigen Mittel beschafft werden. Darin scheint mir für den Augenblick das grösste Hindernis zu liegen. Wir hier in Hannover sind vielleicht oder gewiss viel günstiger situiert, als an vielen andern Orten. Nichtsdestoweniger fehlen gänzlich die Mittel, den Unterricht auf solche Gegenstände auszudehnen. Herr Professor Piper, sind Sie auch mit diesem Vorschlage einverstanden?

Piper: Vollkommen.

Director Frick aus Burg:

Ich möchte noch um einige Worte bitten. Im Namen des Lehrerstandes glaube ich

das Zeugnis ablegen zu können, dass in gewissen Grenzen die Sache, die der Herr Prof. Piper eingeführt zu haben wünscht, überall schon eingeführt ist. Es wird wenig Anstalten geben, wo nicht die Lehrer Rücksicht darauf nehmen, so dass die Sache doch nicht ganz vermisst wird.

Professor Piper:

Ich erlaube mir hierauf zu bemerken, dass ich im Eingange dankbar und gern hervorgehoben habe, dass an manchen Anstalten diese Studien ihren Eingang bereits gefunden haben. Ich hatte schliesslich noch nähere Angaben machen wollen, wie nach meiner Meinung die Sache auszuführen sei: zunächst in Bezug auf die erforderlichen Geldmittel. Ein Wink des hochverehrten Herrn Präsidenten reichte aus, mich zum Schlusse zu bewegen. Es handelt sich jedoch weniger um die Beschaffung der Lehrmittel, die sehr leicht zu haben, zugänglich und wohlfeil sind; es handelt sich vielmehr um die Gewinnung der Lehrkräfte.

Präsident:

Damit wäre nun also die Discussion über diesen Gegenstand und überhaupt die heutige Sitzung geschlossen. Ich will noch bemerken, dass die beiden Vorträge, welche auf die heutige Tagesordnung gesetzt waren, der morgenden Sitzung vorbehalten bleiben; also erstens der Vortrag des Herrn Prof. Gerlach und zweitens der Vortrag des Herrn Prof. Leo Meyer, und dann würde von den Vorträgen, die noch angesetzt sind, der Vortrag des Herrn Prof. Peterssen zunächst kommen und endlich der des Herrn Prof. Fritzsche. Herr Prof. Köchly hat auf seinen Vortrag, den er eventuell angekündigt hatte, verzichtet.

(Schluss der Sitzung $1^1/_4$ Uhr).

Vierte Allgemeine Sitzung Freitag, den 30. September 1864.

Präsident: Archivrath Dr. Grotefend.

Anfang $10^1/_2$ Uhr.

Präsident:

Bevor wir unsere Tagesordnung beginnen, habe ich ein paar kleine geschäftliche Mittheilungen zu machen. Professor Weissenborn aus Erfurt hat heute die Versammlung telegraphisch begrüssen lassen. Er bedauert sehr verhindert zu sein selber zu kommen und lässt sämmtliche Freunde in der Versammlung grüssen.

Sodann habe ich von mehreren Seiten vernommen, dass der Bogen zur Subscription auf die Verhandlungen nicht einem jeden zugänglich gewesen ist; wir wollen denselben daher lieber noch einmal in Circulation setzen.

Der Extrazug nach der Marienburg fährt heute Nachmittag präcis 2 Uhr 45 Min. ab, da es sich darum handelt andere Züge zu vermeiden. Der Zug wird nicht da, wo wir nach Herrenhausen einstiegen, sondern gerade auf der entgegengesetzten Seite, nach Göttingen zubereit stehen.

Es würde nun Herr Professor Gerlach das Wort erhalten zu seinem Vortrage:
Ueber Tacitus Germania mit Beziehung auf die neuesten darüber kund gewordenen Ansichten und Urtheile.

Professor Gerlach:

Mag immerhin von Manchen die Behauptung ausgesprochen werden, dass die allseitige Erforschung und die erschöpfende Darstellung eines Meisterwerkes in Litteratur und Kunst als ein unauflössliches Problem zu betrachten sei, der Wissenschaft wird weder die Berechtigung bestritten, jenes hohe Ziel zu verfolgen, noch die Möglichkeit sich demselben zu nähern. Eine Folge dieser Anerkennung sind die Ergebnisse, welche durch fortgesetzte Forschung und Untersuchung gewonnen die feste Grundlage bilden, um die Auffindung neuer wissenschaftlicher Thatsachen zu erstreben. Indessen die jüngste Zeit hat ausser vielem andern, auch die Eigenthümlichkeit, dass sie ohne Rücksicht auf geschichtliche Entwickelung wieder auf die ersten Anfänge zurückgeht, und dem Beispiel der Penelope folgend, welche die Arbeit des Tages in der Nacht wieder zu Nichte machte, wieder Alles in Frage stellt, die Untersuchung immer von Neuem beginnt, und somit neue Gesichtspunkte und neue Aufgaben zur Lösung bezeichnet. Dies mag gerechtfertigt erscheinen, wenn beim ersten Anlauf entschiedene Missgriffe gemacht, wenn die Suchenden von falschen Voraussetzungen ausgegangen und auf Irrwegen sich verirren, oder wenn den Spätern ein offeneres Auge für die Wahrheit, eine grössere Schärfe des Urtheils, und eine richtigere wissenschaftliche Methode zugestanden werden müssten. Wo dies nicht der Fall ist, da sinkt man nur zu häufig in die alten Irrthümer zurück, welche dann mit allerlei Zuthaten aufgestutzt, als neue Entdeckungen sich geltend machen wollen, während sie Nichts als die Wiederholung längst beseitigter Meinungen sind. So war durch die Bemühungen früherer Forscher hinsichtlich der Schrift des Tacitus über Germania wenigstens so viel festgestellt worden, dass sie als ein geschichtliches Werk zu betrachten sei, durch die welthistorische Bedeutung der Germania nicht minder, als durch deren Verhältnis zum römischen Volke hervorgerufen; und zwar nicht sowohl eine auf Autopsie begründete Darstellung, als vielmehr eine Zusammenfassung aller bis dahin gewonnenen Kenntnisse und gesammelten Nachrichten, um durch deren Vereinigung zu einem Gesammtbilde ein tieferes Verständnis des Volkes zu bewirken. Alle andern aufgestellten Gesichtspunkte, die Schrift als eine Mahnung an den Kaiser Trajan zu betrachten, die Germanen entweder zu bekriegen oder des Krieges sich zu enthalten, oder als eine Satire, gegen das eigne Volk gerichtet, als eine Idealisierung Germanischen Volksthums, und was dergleichen Meinen und Rathen mehr war, hatte als unhaltbar sich herausgestellt. Dieser Auffassung zum Trotz sind ausser einer Anzahl sogenannter Verbesserungsvorschläge,[1]) neuerlich wieder drei Meinungen aufgetaucht, die ob-

---

*) Dieselben finden sich theils in den nach dem Jahr 1835 erschienenen Ausgaben von J. Grimm Göttingen 1835 (g), von Orelli Zürich 1838 (o), von Ritter Bonn 1836 und 1848 (r 1. r 2), von Massman Quedlinburg 1849 (m), von Tross 1841 (t), von Halm 1857 (H), von Haupt 1855 (h), von Haase 1855 (ha), Germnia lat. und deutsch von Döderlein Erlangen 1850 (d), von Kritz Berlin 1860 (k), von Löw Mannheim 1862 (l), theils in verschiedenen Zeitschriften: Philologus, Rhein. Museum, Jahns Jahrbücher u. s. w. c. 1. Danuvio r. flexu occidentem versus r. Danuvius r. ha. septimum os r. 2. s. enim r. 1. c. 2. genus est (sine uncinis) r. h. ha. sit g. Hermiones r. Vandalios r. plures o. Iscaevones g. pluresque r. ut nunc Tungri t. H. ha. in gentis cj. Thiersch. pro *a victore* g. mavult *ductore; a victo* idem Gesch. d. D. S. 786. c. 3. bellica quoque carmina cj. H. *in acie* cj. Köchly. [quem barditum vocant] r. baritum g. o. vocis ille — videtur H. ha. d. Astiburriumque t. r. post *nominatumque* lacunae signum h. c. 4. nullis aliarum r. [aliis] H. h. idem omnibus: truces t.

gleich sie sich unter einander selber widersprechen, doch die ganze Beurtheilung des Buchs umgestalten zu wollen, den Anspruch machen; nämlich 1) die Annahme, dass die eigentliche Veranlassung zur Abfassung der Schrift in dem persönlichen Aufenthalt des Verfassers in Germanien zu suchen sei, welches allein ein hinlänglicher Beweggrund genannt werden könne; 2) die dieser entgegengesetzte Behauptung, dass die Darstellung, weit entfernt auf eigne Anschauung gegründet zu sein, vielmehr Alles im romantischen Lichte darstelle, und daher eine durchaus heterogene Geistesrichtung beurkunde; 3) die Meinung, dass die Schrift überhaupt ihrem ganzen Charakter, dem Inhalt wie der Form nach, nicht von Tacitus herrühren könne, sondern als ein verworrenes und an innern Widersprüchen leidendes Machwerk zu betrachten sei, dem höchstens einzelne Aufzeichnungen des Tacitus zum Grunde lägen. Glückliches Jahrhundert, welches uns zur Klarheit führt und was der Köhlerglaube der Früheren bewundert und gepriesen, als eitel Täuschung und Blendwerk erkannt hat!

Es ist der Mühe werth, die Wege zu verfolgen, auf welchen die Herren Verfasser zu den angegebenen Resultaten gekommen sind. Der erstere kann sich gar keinen genügenden Grund der Darstellung denken, wenn der Schriftsteller nicht selbst Germanien besucht habe. Denn, man höre! nach dem Unbekannten hat man kein Verlangen, *ignoti nulla cupido!* Solche

---

ha. c. 5. arborum patiens t. non in alia nobilitate cj. Köchly. c. 6. pluraque singuli r. ha. t. varietatem gyrorum r. varietate gyros ha. ita cuncto orbe t. *juncto* mavult H. c. 7. propinquitates; et in r. o. h. ha. [audiri] p. c. 8. nubiles H. h. in Cod. t super lineam. c. 9. *Herculem ac* om. r. h. H. Martem — placant [et Herculem] Cod. t. ha. c. 10. fortuito r. h. ha. apud plebem apud proc. r. m. *sed* retinent ha. h. t. committunt, Victoria r. consultetur H. ha. consulatur l. c. 11. praetractentur r. principes Perizonius. ut turba placuit h. c. 12. vindicat cj. H. c. 13. aggregantur, nec rubor l. c. 14. clarescunt h. ha. tuentur t. ha. illam cruentam, victricem frameam m. epulae et convictus quamquam l. c. 15. ineunt, multum r. d. sed *et* publice r. ha. *insignia* arma cj. Köchly. c. 16. ejusmodi molliunt m. ejusm. loci d. ha. lineamenta locorum h. corporum cj. Köchly. abdita [autem] H. c. 18. [munera] probant ha. munera probant non cj. Lachmann. ac nuptialia vel maritalia munera probant cj. Köchly. accipiunt rursusque r. h. ha. o. l. c. 19. accisis crinibus r. H. k. insepta pud. cj. Muetzel. ?! c. 20. apud patrem t. r. H. aut nutricibus r. ha. tanquam et animum r. l. H. h. c. 21. discernit. Victus — comis. Abeunti d. vinclum inter hospites comitas h. victus inter omnis pariter communis t. c. 22. mens. postera H. ad haec t. licentia loci t. inimicis t. o. r. ha. . sed de reconcil. g. c. 26. invices r. per vices l. secundum dignitatem g. t. ut prata separent, ut hortos cj. Muetzel. c. 27. adicitur r. observant t. H. h. ha. quaeque H. c. 28. Bochaemi ha. [Germanorum natione] ha. mutatis Germanorum natione cultoribus d. c. 29. Danuviumque r. c. 30. ultra hos Chatti: initium sedis — inchoatur, patescit, durans H. ? jam *qui* — nova. H. *onam* nulli d. patescit, durant l. c. 32. Usipii r. o. Tencteri m. successionem m. c. 33. quando urgentibus m. o. H. h. ha. t. inurgentibus d. !! c. 34. Druso ac Germanico r. Dulgubnii J. Grimm. c. 35. Sed et implent t. o. r. si res poscat [exercitus] ha. si res poscat exercitus g. m. l. *exitus* cj. aliquis; *Cauchi* vel *Cauci* legit g. plur. armor. virorumque, ac si res poscat exercitus d. c. 36. socii [sunt] ha. c. 37. manent, utraque h. trisque cum eo legiones r. o. h. rursus inde pulsi r. h. c. 38. retrorsum agunt cj. Köchly. recurrunt Lachmann. videtur altius vulnus latere, nam loco indicativi infinitivum exspectares, suspensum ab aliquo adjectivo, quod sit contrarium praecedenti *rarum* H. in ipso vertice relegatur t. H. vertici L. vertici relegatur d. neque enim *compti* d. [compti] ha. comptius cj. Lachm. c. 39. centum pagis habitant H. c. 40. Vuithones ha. amata, tunc tantum nota Lachm. abesse mavult H. *immota* cj. ? c. 42. valent. Eaque — peragitur d. praecingitur Tagum. praetexitur l. c. 43. [jugumque] H. c. 44. sitae in oceanum Rhenan. H. ipsae in oceanum t. ipsae in oceano r. ministratur d. ministrant h. ha. in ordine g. c. 45. sonum insuper emergentis audiri t. r. se merg. d. illuc usque tantum natura et fama vera d. formaeque deorum H. h. ha. formasque r. h. illuc usque it fama: versa tantum natura m. omnique tutela r. sacrum deae cultorem etiam inter hostis ha. dominantur t. c. 46. sordes omnium; at corpora procerum con. mixtorum Muetzel. ingeniose! H. fora possis etiam ac torpor Peucinor. etc. H. figant H. h. o. r. in aliquo * * ha. in aliquo cavo cj. in obliquo H. rem difficilem r. in medio H.

Trivialitäten dienen als Beweise! Nachdem er nun die bisherigen Annahmen von dem vermeinten Sittenspiegel, von der Satyre, von einer Staatsschrift, noch einmal des breiteren widerlegt und sich höchst wohlfeile Lorbeeren erworben hat, nachdem er gezeigt, dass die Germania weder ein Vorläufer noch ein Theil der Historien gewesen sein könne, was meines Wissens Niemand im Ernste behauptet hat, kommt er zu dem Schlusse, es müsse der Verfasser sich eben selbst in dem Lande aufgehalten haben, entweder als Legat, oder als Reisender, und er müsse sogar sich eine ziemliche Kenntnis der Sprache erworben haben, wie aus einer Menge Einzelheiten zu schliessen sei. Da die Schwäche dieser Beweisführung schon am andern Orte hinlänglich dargethan worden ist, so bleibt uns nur weniges übrig zur Ergänzung beizufügen. Also Tacitus soll durch seine persönliche Gegenwart in den Stand gesetzt worden sein zu schreiben, und kein Anderer vor ihm hätte schreiben können, damit er seine Mitbürger belehrte und nicht länger in Ungewissheit liesse über das, was sie bis dahin nicht hinreichend erkannt hätten. Dies würde streng genommen voraussetzen, dass vor Tacitus noch Niemand die Germanen aus Autopsie geschildert hätte, während wir doch von Cäsar, Vellejus, Plinius das Gegentheil wissen, und, wenn wir auf die beiden ersten kein so hohes Gewicht legen wollen, doch Plinius eine solche Menge von Einzelheiten mitgetheilt hatte, dass selbst persönliche Wahrnehmung überall sich kund thut. Und doch wird Niemand in Abrede stellen, dass Tacitus das grosse Werk des ältern Plinius, die 20 Bücher über die germanischen Kriege, benutzt und die einzelnen Nachrichten in der Naturgeschichte nicht unbeachtet gelassen habe. Ja in der Beschreibung des Landes, welche ein entschiedenes Zeugnis für die Autopsie abgeben soll, hat Tacitus erweislich den Pomponius Mela vor Augen gehabt. Daher ist es ein sehr auffallender Irrthum des Verfassers, dass gewisse Ausdrucksweisen in der Form der Gegenwart, wie *memorant, affirmant, celebrant, assignant,* die persönliche Anwesenheit des Schriftstellers voraussetzen sollen, während dies eben die übliche Ausdrucksweise für das bleibende und Beharrliche in Leben und Zuständen der Völker ist. Die Quelle dieses Irrthums ist, wie es scheint, in der völligen Abwesenheit eines Gesammteindrucks zu suchen, welchen die Schrift offenbar beabsichtigt und bei allen unbefangenen Lesern hervorbringen wird. Da nämlich offenbar die Absicht des Tacitus war, die theils in Büchern enthaltenen, theils in dem Munde der Zeitgenossen lebenden Vorstellungen und Meinungen übersichtlich zusammen zu stellen, und das Zerstreute in ein Gesammtbild zu vereinigen, so galt es dabei weit weniger die eine oder die andere Einzelheit beizufügen als das Bekannte an gehörigem Orte einzureihen und in die richtige Verbindung mit dem Gesammtleben zu bringen. Endlich vermisst man auch die leiseste Andeutung von einem persönlichen Aufenthalte des Tacitus in Germanien. Und dennoch würde dies bei Mittheilung abweichender Ansichten der stärkste Beweis für die Rechtfertigung eigener Ansichten gewesen sein. Und wie hätte der Schriftsteller bei persönlicher Kenntnis des Landes der Lockung widerstehen können, von den Wundern der Natur in Germanien zu reden, wo er das aus Ueberlieferung und Sagen Geschöpfte mit so lebhaften Farben geschildert hat? Oder wie würde der grosse Geschichtschreiber dem Vorwurf der Nachlässigkeit entgehen, wenn er trotz persönlicher Gegenwart und lebendiger Anschauung sich so unbestimmt über geographische Verhältnisse ausgesprochen, wie doch in der Germania geschieht? Anstatt also die Schrift nach falschen Voraussetzungen zu beurtheilen, war zu prüfen, welche Form der Darstellung eigene Beobachtung und persönlicher Verkehr mit den Germanen geboten hätte, und welche nothwendige Umgestaltung dann das Ganze hätte erfahren müssen.

Es ist zu bedauern, dass der Unwille über diese unbegründete Hypothese einen andern Gelehrten zu der entgegengesetzten Behauptung veranlasst hat, so dass er die Germania des Tacitus romanhaft nennt, indem der eigentliche historische Stoff durch Fiction getrübt sei, „deren Ursprung entweder aus der Phantasie und geistigen Stimmung oder aus dem Mangel an genauer und richtiger Kenntnis oder aus diesen beiden Quellen zugleich herzuleiten sei.“ Wiewohl nun der Herr Verfasser sich gegen Misdeutung des Ausdrucks verwahrt, und ausdrücklich am Schluss sagt, „die Germania des Tacitus ist kein historischer Roman, keine romanhafte Geschichte, sie hat nicht einen romanhaften Charakter, nicht einmal einen entschiedenen Charakterzug, aber sie enthält Romanhaftes;“ ich sage trotz dieser bestimmten Erklärung wird der Verfasser nicht der Rüge entgehen können, einen durchaus unstatthaften Ausdruck gebraucht zu haben, der nothwendig zu Misdeutungen führen muss, weil eine Behauptung durchgeführt werden soll, welche auf einer unrichtigen Ansicht beruht. Dass die Germania des Tacitus in gesteigerter Gemüthsstimmung geschrieben ist, und sich nicht auf trockene Aufzeichnung der Thatsachen beschränkt hat, bedarf keines Beweises. Wie denn überhaupt seine geschichtliche Darstellung nicht auf jene sogenannte Objectivität Anspruch macht, welche gesinnungslos und farblos die Gegenstände nach der Zeitfolge aneinander reiht; eine Darstellungsweise, welche von denen am meisten gelobt wird, welche sie am wenigsten ertragen und noch viel weniger sie selber in Anwendung bringen könnten. Eben weil die Germanen ein eigenthümliches und in vieler Hinsicht ausgezeichnetes Volk waren, eben deshalb werden sie geschildert, und wenn doch der Grundsatz gilt: *„facta dictis exaequanda sunt,“* sollte dies eben nicht in dem Tone kühler Betrachtung, sondern lebendigen Mitgefühls und inniger Theilnahme geschehen.

Ja man darf noch mehr zugestehen. Der Schriftsteller, welcher in der Germania so wenig als im Agricola sich streng an die Gesetze geschichtlicher Darstellung gebunden fühlt, huldigt einem gewissen Pathos des Gefühls und der Reflexion, welches nur von demjenigen nicht misverstanden wird, welcher eine klare Einsicht in die Zeitverhältnisse sich gebildet hat. Während wir zur Rechtfertigung des Verfassers dies gerne erwähnen, müssen wir um so mehr bedauern, dass er durch die Wahl jenes unglücklichen Ausdrucks in ein wahres Irrsal gerathen ist, wie denn häufig Ausdrücke dieser Art, welche der modernsten Anschauung entlehnt sind, in eine Begriffswelt hineinführen, welche im schneidenden Widerspruch mit dem Geiste des Alterthums stehen. Es kommt hinzu, dass an die historische Darstellung der Alten ein ganz anderer Maassstab angelegt werden muss, als der Verfasser scheint zugestehen zu wollen; während doch mit Recht von einer historischen Kunst der Griechen und Römer geredet wird. Daher findet er überall Romanhaftes, oder wie er selbst sagt, „Wahrheit und Dichtung“, was vom römischen Standpunkt aus anders beurtheilt werden möchte. Auch das ist nicht genug beachtet worden, dass Tacitus bei aller Bewunderung germanischer Weltlichkeit, deswegen nicht aufhörte Römer zu sein, und dass er die Liebe zu seinem Vaterlande ebenso wenig verleugnen kann, als ihn die drohende Gefahr von Seiten der Feinde schmerzlich berührt. Daher auf der einen Seite die nicht verhehlte Befriedigung über das Sinken der Cherusker Macht und die Niederlage der Bructerer, auf der andern Seite die freudige Anerkennung des überwiegenden Einflusses der Chauken. Denn die erstern waren die Sieger im Teutoburger Walde, die letztern dagegen lange Zeit treue Bundesgenossen der Römer. Wenn ferner der Verfasser über die vielbewunderte Schilderung der Chatten bemerkt, dass sie, bei aller Wahrheit im eigentlichen Kerne, doch in der That im hohen Grade romanhaft idealisiert

sei, worunter die Klarheit der Stelle nicht wenig gelitten habe, so wird wirklich zweifelhaft, welche Schreibart dem Herrn Verfasser für Gegenstände dieser Art als die angemessenste erscheinen mag. Ja, die Aeuserung des Tacitus, „dass die Grösse des römischen Volks die Ehrfurcht vor der Herrschaft über den Rhein und die alten Grenzen des Reichs hinausgetragen" gegenüber dem emphatischen Ausdruck *„tam diu Germania vincitur"* sieht er für so unvereinbar an, dass er sie ein glänzendes testimonium paupertatis nennt. Endlich die Beurtheilung der letzten Capitel der Germania, wo Tacitus den sagenhaften Charakter zu verwischen niemals die Absicht hatte, zeigt ein so vollkommenes Misverständnis des ganzen Charakters der Schrift, dass man in der That erstaunen muss, wie der Verfasser durch seinen Grundirrthum zu einer völligen Verkennung der eigentlichen Bedeutung derselben verleitet worden ist.

Am meisten aber hat er dadurch sich geschadet, dass er, nicht zufrieden seine These zu begründen, überhaupt die Rolle des Kunstrichters übernommen hat. Da vernehmen wir denn Ausdrücke wie: „läppisch, bis zur Abgeschmacktheit abenteuerlich, förmlich einfältig und selbst unsinnig, das Aeusserste von Wunderlichem und Nachlässigem, sinnlose Plattheit und Widerspruch mit sich selbst," ja er redet von „einer rosenrothen Romantik einer krankhaften Sentimentalität, die sich zum wahrhaft lächerlichen Extrem versteigt," endlich von „einer, dem rhetorischen Effect dienenden Geschraubtheit," u. s. w. Dies alles mit der Schlussbemerkung: „dadurch verliert indessen diese unserer Nation so werthvolle Schrift ihre volle Bedeutung und Köstlichkeit keinesweges, denn sie enthält des historisch Sicheren noch überaus Vieles."

So der Verfasser, welcher nicht bemerkt zu haben scheint, dass sein Zorn gegen abweichende Meinungen und der Eifer seinen Satz zu beweisen ihn weit über die Grenzen einer besonnenen Kritik geführt und zu Aeusserungen verleitet hat, welche, in ihrer Folgerichtigkeit weiter entwickelt, die Schrift, die er selbst sehr hoch stellt, als ganz werthlos werden erscheinen lassen. Der eigentliche Grund aller dieser schiefen Urtheile und zum Theil leidenschaftliche Ausfälle ist nun gerade in der Verkennung der eigentlichen Bedeutung des Buches, der Stimmung des Darstellers und des Verhältnisses zu seinen Zeitgenossen zu suchen. Zufolge der Unnatur in allen staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen und in Verbindung mit der kolossalen Ueberteibung, wodurch das Weltreich den innern Verfall zu übertünchen suchte, war bei den Lastern des Augusteischen Zeitalters eine tiefe Sehnsucht nach der ursprünglichen Einfachheit des alterthümlichen Lebens erwacht, welche als Quelle und Grundlage der römischen Grösse angesehen ward. Anklänge an diese elegische Stimmung finden wir bei den hervorragendsten Geistern der Nation; sie tritt hervor in den Liedern des zartfühlenden Tibullus, sie spricht sich aus in der Innigkeit des Gefühls, welches das Gedicht über den Landbau durchströmt; sie adelt die frühesten wie die spätesten Dichtungen von Horaz, sie eröffnet dem Livius das Verständnis der ältesten Zeit. Dieses Gefühl wurde durch die Greuel des kaiserlichen Regiments, durch den finstern Geist des Tiberius, durch die wahnsinnige Mordlust des Caligula, durch die blödsinnige Schwäche des Claudius, durch die tolle Raserei Neros, endlich durch die schlaue Tücke und die unersättliche Blutgier Domitians zur wahren Leidenschaft gesteigert. Tacitus konnte bei der Erinnerung einer grauenvollen Vergangenheit nur mühsam zu der Hoffnung einer schönern Zeit und zum frohen Lebensmuth sich erheben. Daher neben der tiefgefühlten Klage über den Verlust der Freiheit, welche das Zeitalter nicht mehr ertrug, die ungeheuchelte Bewunderung des Volks, welches, auf der ersten Stufe geistiger

Entwickelung, in seinem Leben und Sitten die Gewähr einer grossen Zukunft trug. Der Ausdruck dieser Empfindung bildet den Grundton der Germania. Der sehnsüchtige Rückblick nach dem verlornen Gut kann nicht ohne die freudige Anerkennung des Volkes gedacht werden, mit dem das Jugendalter des menschlichen Geschlechts wieder zu kehren schien. Wie mochte der Geschichtschreiber sich der Thatenlust und der frischen Kraft des Nordens freuen gegenüber der Grabesstille des alternden Rom. Allerdings war ihm dadurch nahe gelegt einer leicht verzeihlichen Täuschung sich hinzugeben. Aber Tacitus war nicht mehr von den Morgenträumen des Kindesalters umgaukelt; er war ein ernster, gereifter Mann. Auch war der Gegenstand seiner Schilderung nicht in jene nebelgraue Ferne entrückt, um ohne Rüge den Eingebungen einer zügellosen Phantasie zu folgen. Wohl aber finden wir in der Richtung der Geister überhaupt einen entschiedenen Gegensatz. Während die einen ihren Blick auf die Aussenseite der Dinge richten, die Form des Einzelnen, das Unwesentliche und Mangelhafte ins Auge fassen, welches allem Geschaffenen anklebt, während sie selbst das anerkannt Vortreffliche unter das Mikroskop argwöhnischen Zweifels bringen, und daher lauter Unvollkommenheiten entdecken, was von Manchen fälschlich Kritik genannt wird, haben die Andern das offene Auge dem grossen Ganzen zugewandt, begrüssen freudig das Vortreffliche und schauen in unmittelbarer Geistestiefe die belebende Kraft, welche einem jeden Dinge Wesen und Bedeutung gibt. Sie wollen nicht ängstlich nach den Ursachen des Werdens forschen, noch das Bild des Ganzen durch den Hinblick auf einzelne Flecken trüben, weil sie wissen, dass nur die ideale Geistesrichtung uns das innerste Wesen der Dinge offenbart. Dieser Sinnesart hat Tacitus sich zugewandt. Darum hat er die Eigenthümlichkeit des germanischen Volkes in den edlern Seiten ihres Charakters aufgesucht. Das war ihm der Leitstern, um in den verschiedenen Erscheinungen des äussern Lebens mehr als eine todte Form zu erkennen. Ihm war klar geworden, dass alle die Einrichtungen, durch welche ein Volk sich als ein besonderes in die Geschichte einzuführen strebt, nur in so fern Werth besitzen, als sie auf einer tiefern geistigen Grundlage beruhen, und dass eben diese aufzufinden als die erste Aufgabe des Geschichtschreibers zu betrachten ist. Dass bei diesem hohen Ziel der Divination wir der Möglichkeit des Irrthums nicht enthoben sind, ist selbstverständlich, und wir dürfen uns befriedigt erklären, wenn in den Hauptzügen die Wahrheit aufgefunden worden ist. Wenn diesem Grundgedanken der Germania gegenüber die Annahme ethischer, politischer und satyrischer Tendenzen sich hat geltend machen wollen, so ist die Quelle des Irrthums darinnen zu suchen, dass man übersah, was schon durch das Zeitverhältnis geboten war. Die Germanen standen dem damaligen Rom schroff und feindlich gegenüber, in geistiger, sittlicher und politischer Beziehung. In den blutigen Kämpfen, deren Schauplatz Rhein und Donau waren, stand die Freiheit der Unterdrückung, die Einfachheit und Unschuld einer durchaus materiellen Entwickelung, die frische Kraft der Jugend der vollendeten Mechanik der Kriegskunst gegenüber. Der schroffe Gegensatz im Leben macht auch im Buche sich geltend; durch die Gegenüberstellung tritt der Gegenstand in sein wahres Licht. Für den Staatsmann lag nothwendig in einem solchen Verhältnis die stärkste Aufforderung zur besonnenen Ueberlegung, um dem Ungestüm eines naturkräftigen und für Bildung nicht unempfänglichen Volkes zu begegnen. Ohne den Krieg weder zu empfehlen noch zu widerrathen, fand der Schriftsteller das sicherste Schutzmittel in der Zwietracht der Feinde und in der Aufnahme römischer Laster. Nicht anders hat als kluger Staatsmann Tiberius geurtheilt, und dasselbe ist der Fall bis auf den heutigen Tag, wo wir weit mehr die fremde Tücke und die Schmeichel-

künste fremder Laster als die fremden Kriegshorden zu fürchten haben. Indem der Kritiker alle diese Beziehungen übersehen oder nicht beachtet hat, indem er nicht einmal versucht hat, sich die Empfindungen eines Römers zu vergegenwärtigen, welcher bei tiefer Einsicht in den Verfall seines Vaterlandes dennoch die Liebe zu demselben nicht verleugnen kann, indem er von einem genialen Historiker die Trockenheit eines Verfassers von statistischen Tabellen fordert, ist ihm Alles als Romantik erschienen, was Ausdruck eines tiefverwundeten leidenschaftlich bewegten Gemüthes ist. Sine ira et studio ist das Buch freilich nicht geschrieben, aber diesen zweifelhaften Vorzug hat noch kein Zeitalter weniger als das gegenwärtige anerkannt.

Eins blieb der Kritik noch übrig, das vielgeschmähte Buch geradezu über Bord zu werfen. Auch dafür hat sich ein Organ gefunden, das sich also vernehmen lässt: „Die Aechtheit der Germania ist nicht um deswillen zu verwerfen, weil sie Unrichtigkeiten und Nachlässigkeiten enthält, — wiewohl auch letztere dem Geschichtschreiber Tacitus nicht zugetraut werden können, — sondern hauptsächlich deshalb, weil sie uns nur die Alternative übrig lässt, ihren Verfasser für einen Menschen von sehr schwacher Urtheilskraft, oder aber für einen Spassvogel zu halten", ferner: „weder schlechte Spässe machen, noch im Ernst Albernheiten in die Welt hinauszuschreiben, lässt sich von dem Geschichtschreiber Tacitus voraussetzen", und doch „scheint in einigen Fällen der Pferdefuss des Spötters deutlich genug unter dem Gewande der Lobpreisung hervorzusehen". Diese Aussprüche werden begründet durch Bemerkungen wie folgt: „Schlecht und tadelnswerth ist das Ignorieren so vieler germanischer Flüsse; zu rügen ist die formale, um nicht zu sagen, schülerhafte Abhängigkeit des Verfassers von seinen Leitern, wie sie aus den Einschaltungen von Verstheilen früherer Dichter und Nachbildungen von Stellen prosaischer Schriftsteller hervorblickt." Ausserdem habe er sich eine Menge Widersprüche zu Schulden kommen lassen; einmal erscheinen die Germanen als eine Art Faulthiere, Menschen, welche träge und lässig seien nicht nur in Privat- sondern auch in öffentlichen oder Gemeinde-Angelegenheiten; auf der andern Seite hätten sie den Charakter schädlicher Raubthiere keineswegs verloren; ja sie stellten sich als eine geradezu nichtswürdige Nation dar, so dass man dem Schriftsteller nur beipflichten könne, wenn er in einer Nachricht, dass die Bructerer von ihren Nachbarn geschlagen und ganz und gar ausgerottet seien, applaudiert. Alles dies mit Mehrerem und zum Schluss der Ausspruch „die Germania ist eine litterarische Misgeburt."

Was soll man auf diesen Unverstand der Rohheit erwiedern? Niemand wird eine Widerlegung im Ernste erwarten. Der Verfasser hat den Beweis geleistet, dass mit einem gewissen Vorrath von Wörtern und Redensarten, mit einer liebenswürdigen Keckheit und einiger Anwendung dialektischer Künste Alles und Jedes ebenso gut bewiesen als wiederlegt werden kann. Dies war auch der Wahlspruch des griechischen Sophisten, „*τὸν ἧσσω λόγον κρείττω ἀποφαίνειν*" und sie haben bekanntlich damit viel Glück gemacht und grosse Reichthümer erworben. Wenn nun dergleichen bei dem geistreichen Volk des Alterthums möglich war, warum sollte die Gegenwart auf diese Errungenschaft verzichten? Andere dagegen werden urtheilen, Aeusserungen solcher Art, als Geburten zweifelhafter Gemüthsverfassung, verdienten keine Beachtung. Dies, wie ich glaube, mit Unrecht. Nicht die Persönlichkeiten als solche sind Gegenstände unserer Betrachtung, sondern die Richtung der Zeit, die sich in ihnen kund thut. Bekanntlich sind dies nicht die einzigen Erscheinungen dieser Art. Hat früher der Geist und Scharfsinn gelehrter Männer das Verständnis der alten Litteratur geöffnet und die

Denkmäler des Alterthums nach allen Seiten hin beleuchtet und erläutert, so richtet der Uebermuth des Unverstandes seine Waffen feindlich gegen dieselben Werke; man glaubt der Prüfung und besonnenen Ueberlegung nicht mehr zu bedürfen, sondern es genügt ein keckes Selbstvertrauen, um die entgegengesetzten Ansichten lächerlich zu machen und die seinige mit der grössten Entschiedenheit als die einzig richtige anzupreisen. Denn, „wenn ihr euch nur selbst vertraut, vertrauen euch die andern Seelen." Wenn, wie neuerlich ein geistreicher Historiker geurtheilt hat, die Prüfung der Berichterstatter nach dem Wesen ihrer Persönlichkeit und die Prüfung der Thatsachen nach ihrem Zusammenhang in Zeit und Raum und Causalverkettung die beiden Operationen der historischen Kritik, die beiden Vorbedingungen des historischen Wissens sind, so frage ich, wo sich auch nur eine Spur dieses Verfahrens bei dem fraglichen Verfasser findet. Man spricht jetzt viel davon, dass die gesammte alte Litteratur eine neue Feuerprobe durch den Skepticismus unseres Jahrhunderts bestehen müsse, und es fehlt sicherlich nicht an einzelnen Beispielen dieses chemischen Processes. Wenn nun in dem Sinne unseres Verfassers und seiner Geistesverwandten auf diesem Wege fortgeschritten wird, so dürfen wir hoffen, dass wir in der Alterthumswissenschaft schon aus Mangel an Objecten nächstens das Horazische „*nil admirari*" erreichen werden, um dafür in dem stolzen Gefühl moderner Geistesvirtuosität zu schwelgen.

Also, um das Ergebnis noch einmal auszusprechen, auf diese Weise hat die Verkehrtheit mit einer Schrift verfahren, welche den Namen des grossen Geschichtschreibers Cornelius Tacitus an der Stirn trägt; welche, ein Werk des ersten Jahrhunderts als das älteste Denkmal der deutschen Geschichte betrachtet werden muss. So hat man an einem Buche geklügelt und gedeutelt, welches die Grundzüge deutschen Wesens in einem grossen Gemälde vereinigt, welches deutsche Natur und Sitte mit unauslöschlichen Zügen in die Tafeln der Geschichte eingegraben hat. So hat man einen Mann verhöhnt, welcher ohne Anspruch auf minutiose Genauigkeit und ängstliche Aufzeichnung aller Einzelheiten den Blick auf das grosse Ganze gerichtet und von dem lebendigen Odem des Volksgeistes angeweht mit seltner Selbstentäusserung in die Tiefen deutschen Seelenlebens eingedrungen, welcher das Gottvertrauen, den Todesmuth und den Freiheitsstolz der Männer, die Ehre, den Adel und die Zucht der Frauen, die Treue, die Biederkeit, den Hochsinn und das ideale Geistesleben des Volks, kurz die ganze Herrlichkeit deutscher Nation sich selber zum klaren Bewusstsein gebracht hat, der Nachwelt und uns Allen ein ewiges Vermächtnis. Seinen tiefsinnigen Inhalt zu erforschen, seine Dunkelheiten zu enthüllen, seine Sehersprüche zu deuten, ist für den Deutschen eine heilige Pflicht; und so wollen wir auch nimmer rasten noch ruhen damit unserer Jugend das Verständnis geöffnet und ein Gemeingut alles Volkes werde, welche nur in dem treuen Festhalten an den Tugenden der Väter seine Zukunft begründen und den stolzen Bau deutschen Volksthums errichten kann.

Präsident:

Ich frage, ob vielleicht jemand aus der Versammlung das Wort über diesen Gegenstand ergreifen will.

Hofrath Sauppe:

Ich möchte mir nur eine ganz kurze Bemerkung erlauben. Die drei Ansichten, gegen die der geehrte Herr Vorredner gesprochen hat, sind allerdings in unserer Zeit geäussert worden. In der gegenwärtigen allgemeinen Versammlung, wo so viele beisammen sind, und wo nicht alle ganz speciell mit den Problemen der classischen Philologie sich beschäftigt ha-

ben, halte ich es für nicht ganz unzweckmässig, daran zu erinnern, dass diese soeben vorgetragenen drei Ansichten keineswegs solche sind, die sich irgend eines besonderen Beifalls erfreut hätten. Es sind ganz einsiedlerisch hervorgebrachte, vereinsammte Stimmen, und es gilt bloss von diesen Ansichten, was man sonst wohl im Leben zu sagen pflegt: „Es muss auch solche Käuze geben." Aber auf die Wissenschaft, auf unsere Philologie hat keine von diesen drei Ansichten irgend einen Einfluss gehabt, keine hat eine Spur zurückgelassen und keine wird auch eine Spur zurücklassen. So verkehrt sind denn doch im Allgemeinen die Ansichten der Kritiker und derer, die sich mit der alten Literatur beschäftigt haben, nicht, und wir müssen sagen, dass von dem geehrten Herrn Professor Gerlach doch das Bild ein klein wenig ins Schwarze gemalt worden ist.

Professor Gerlach:

Verehrteste Herren! Es ist das ja allerdings sehr wohl bekannt; inzwischen diese Ansichten sind nicht etwa im stillen Kreise von Freunden geäussert, sondern sie sind sämmtlich gedruckt zu lesen und zwar in Büchern, die durchaus nicht mit dem Maassstab wollen gemessen werden, mit dem der Herr Hofrath Sauppe sie messen zu wollen scheint. Es ist auch die Widerlegung durchaus nicht deswegen gegeben, um etwa die Kritik überhaupt anzuklagen — im Gegentheil, das ist von mir ansdrücklich anerkannt, und wie ich geglaubt habe jeder Misdeutung begegnet worden. Aber dass es nicht ohne Bedeutung ist, dass solche Ansichten geäussert sind, und dass die Besprechung nicht ganz überflüssig ist, glaube ich mit Wahrheit behaupten zu können.

Präsident:

Wünscht noch jemand von den Herren über den Stoff zu sprechen?

Da sich niemand zu melden scheint, so würden wir zu einem andern Gegenstand übergehen können. Herr Generalschuldirector Kohlrausch hat für einige Worte um Gehör gebeten.

Generalschuldirector Kohlrausch:

Ich kann der hochgeehrten Versammlung nicht aussprechen, wie sehr mich das Schreiben der Versammlung, welches mir soeben überreicht ist, überrascht und gerührt, aber auch beschämt hat. Wenn ich mich frage, wie habe ich denn eine solche Auszeichnung von einer solchen Versammlung verdient? so ist die nächste Antwort: von einem Verdienst kann gar nicht die Rede sein. Wenn ich mich aber frage, was denn für Ursachen, Veranlassungen, Gründe da gewesen sein können, die mir gerade in meinem hohen Alter eine solche Ehre und Auszeichnung verschafft haben, so habe ich allerdings eine doppelte Antwort. Die erste ist, dass ich in allen meinen Verhältnissen, in meiner ganzen Thätigkeit mich bemüht habe, treu die Sache im Auge zu behalten; dass ich jeden Abend, wenn ich mir Rechenschaft gab über mein Tagewerk, mir den kleinen Spruch vorhielt: „Du bist ein unnützer Knecht gewesen, du hast gethan, was du zu thun schuldig warst!" Das zweite Moment, welches recht wesentlich dazu beigetragen hat, mir eben eine solche Auszeichnung zu verschaffen, ist das Alter. Wenn man eine Reihe von 50 und mehr Jahren hindurch seine ganze Thätigkeit und sein Streben in einer Richtung hat fortgehen lassen, wenn man dann durch die Fügungen des Schicksals mit mehreren Provinzen und mit vielen Menschen in Verbindung gekommen ist, die gesehen haben, dass man es ehrlich mit der Sache und mit ihnen meint, dann häuft sich eine gute Meinung von Jahr zu Jahr und wird am Ende, wenn man so alt wird, wie ich bin, eine Masse, die am Ende denn eine Wirkung hervorbringt.

Meine Herren! Das Alter hat seine Beschwerden, es hat aber auch seine Freuden und seine Vortheile, und darum will ich meinen Dank der verehrten Versammlung in dem Wunsche aussprechen, dass allen denjenigen, die hier zugegen sind, zu Theil werden möge, ebenfalls ein hohes Alter zu erreichen, aber allerdings mit dem Zusatze, dass der Himmel ihnen so gnädig sein möge wie mir, dass sie auch im Alter noch Gesundheit, Kraft und Fähigkeit besitzen zu wirken und zu arbeiten. Ohne Arbeit, ohne Thätigkeit, meine Herren, ist das Leben nur halbes Leben! Nun, ich empfehle mich Ihrem fernern Wohlwollen aufs allerwärmste.

(Die Versammlung erhebt sich.)

Präsident:

Ich ersuche nun Herrn Professor Meyer seinen Vortrag:

Ueber den Einfluss der neuern geschichtlichen Sprachforschung auf die Bearbeitung der homerischen Sprache,

zu halten.

Hochgeehrte Versammlung!

Die Freunde der homerischen Poesie sind in neuerer und neuester Zeit vielfach beunruhigt durch zahlreiche Aenderungen des homerischen Textes, die von allem Bisherigen, von aller Ueberlieferung, zum Theil sehr bedeutend abweichen. Wie unangenehm, wie störend würde es manchem schon sein, wenn man etwa plötzlich Goethe's Werke, die man in der bekannten Gestalt nun einmal lieb gewonnen hat, in irgend eine der modernen Orthographien übersetzen wollte, und doch würde das nur eine ziemlich unwesentliche Umwandlung sein im Vergleich mit jener die homerische Sprache betreffenden. Hat diese doch sogar eine ganze Fülle von Wortformen ans Licht gebracht, deren man bisher noch in keinem einzigen griechischen Werke gesehen hat.

Welche Bewandtnis hat es denn eigentlich mit jenen Veränderungen? Sind sie wirklich hinreichend begründet? Hat man ein genügendes Recht sie vorzunehmen? Sollte man dann also wirklich alle bisherigen Homerausgaben, die, von untergeordneteren kritischen Verschiedenheiten abgesehen, doch im Allgemeinen ganz das nämliche Gepräge der homerischen Sprache zeigen, über den Haufen werfen?

Um genauer diese Fragen zu erörtern, müsste ich auf die ganze Geschichte des homerischen Textes näher eingehen, was hier doch zu weit führen würde. Nur das Allgemeinste und Bekannte darf ich kurz hervorheben.

Unser homerischer Text kömmt zurück auf die Ausgaben der alexandrinischen Gelehrten, die seit den letzten vorchristlichen Jahrhunderten, wo unter ihnen Namen wie Zenodot von Ephesos, Aristophanes von Byzanz und vor allen Aristarch von Samothrake besonders hervorleuchten, sich, wie wir wissen, um die Herbeischaffung möglichst vieler alter Homertexte bemühten und daraus eine möglichst echte und reine neue Homerausgabe herzustellen suchten mit grössester kritischer Strenge und Sorgfalt und, so weit sich noch beurtheilen lässt, einem bewunderungswürdigen Scharfsinn. Wir haben jetzt freilich keinen einzigen homerischen Text der älteren Alexandriner, etwa den aristarchischen, von dem man doch ausserordentlich vieles Einzelne weiss, noch ganz, aber auf ihre Arbeiten kömmt doch im

Wesentlichen alles das zurück, was schliesslich die homerischen Handschriften uns noch bewahren.

Was nun aber weiter das Material anbetrifft, das den Alexandrinern selbst vorlag, so ist uns das, von unbedeutenden Kleinigkeiten abgesehen, völlig verloren, und das ist, man mag jenen Gelehrten auch noch so vieles wohlverdientes Lob spenden, für uns doch immer ein unersetzlicher Verlust. Auch die schlechteste voralexandrinische, wenn ich so sagen darf, naiv und ohne kritische Absichtlichkeit überlieferte Homerausgabe würde ausserordentlich hohen Werth für uns haben. Wir würden ohne Zweifel sehr viel aus ihr lernen.

Und welche lange Geschichte des homerischen Textes liegt schon vor den Alexandrinern; wie weit stehen sie schon ab von der ersten zusammenhangenden Aufzeichnung der homerischen Poesie, die nach übereinstimmender Ueberlieferung des Alterthums, die zu bezweifeln gar kein Grund ist, unter Peisistratos, also um die Mitte des sechsten Jahrhunderts, statt fand. Und wie fern mag wieder diese peisistratische Aufzeichnung abliegen von der Zeit der lebendigen Blüthe der homerischen Poesie, die weit ins Alterthum von uns gleichsam zurückweicht. Herodot, um die Mitte des fünften vorchristlichen Jahrhunderts, sagt freilich, Hesiodos und Homer seien nach seiner Ansicht nicht über vierhundert Jahre älter als er, aber was soll eine so ganz unsichere Angabe in einer Zeit ohne Kalender und Geschichtstabellen für uns denn wiegen? Bekannt ist, dass wir noch ein paar Dutzend davon abweichender Angaben aus dem Alterthum besitzen, die auch unter einander sehr verschieden sind und allesammt uns das beweisen, dass man schon im Alterthum die Frage nicht zu beantworten wusste: wann lebte Homer?

Wenn wir doch gewiss vermuthen dürfen, dass der homerische Text des Peisistratos von dem der Alexandriner noch vielfach verschieden gewesen sein mag, so können wir noch viel weniger zweifeln, dass auch unter Peisistratos das echt Homerische schon in vielen Fällen eingebüsst war. Und schon deshalb, weil das nichtattische homerische Griechisch auf dem Gebiete des Attischen, dessen Einfluss auch in unserm Homertext noch mehr und mehr sich wird nachweisen lassen, aufgezeichnet wurde.

Man mag der Ueberlieferung noch so viel Vorsicht und Sorgfalt zutrauen, man mag namentlich immer wieder hervorheben, wie die Hauptsache der homerischen Sprache durch die feste metrische Form immer geschützt bleiben musste, eine Erwägung der ganzen Geschichte des homerischen Textes kann immer nur das Gefühl einflössen, dass, wo es sich mal um streng echt homerisches handelt, wir uns stets in einer sehr bedenklichen Unsicherheit befinden, dass wir ohne Zweifel auch viel Unhomerisches in unserm Homertext haben.

Das tritt nun aber in vielen einzelnen Fällen schon sehr deutlich entgegen, wenn wir mal den Massstab an die homerische Sprache unsrer Texte legen, den die neuere geschichtliche Sprachwissenschaft uns in die Hand gegeben hat. Früher war die homerische Sprache das Allerälteste was man von der griechischen Sprache überhaupt wusste; die Alexandriner hatten zur Beurtheilung der homerischen Sprache nur das mehr oder weniger mangelhaft Ueberlieferte und ausserdem nur das jüngere Griechisch in der Hand; das ist heute nicht mehr der Fall. Wir kennen mittels der Vergleichung der verwandten Sprachen jetzt auch die Vorgeschichte des Griechischen, wir wissen dass die homerische Sprache nichts ursprüngliches ist, dass sie vielmehr in eine grosse Entwicklung, in eine ausgedehnte Geschichte hineingehört, die wir weithin überblicken können.

Die geschichtliche Auffassung der Sprache, wie sie heute allein noch berech-

tigt ist, hat vieles in unseren Augen im Gegensatz gegen alle frühere Zeit ganz umgestaltet, und grade dass sie dem ganzen Alterthume und allen alten Kritikern so gut wie völlig abgieng, hat besonders viel dazu beigetragen, den homerischen Text zu entstellen. Ueberall fast, wo die homerische Sprache neben alterthümlicheren Formen auch schon jüngere mit dem späteren Griechisch übereinstimmende hervortreten lässt, hat man diese letzteren gänzlich verkehrt als die regelmässigen überall eingeschwärzt, wo jene ersteren in der metrischen Form keinen Schutz fanden. Es wird das noch deutlicher werden, wenn ich jetzt auf wenigstens einige Einzelnheiten noch näher eingehe.

Einen Hauptpunct bildet hier immer das vielbesprochene Digamma oder Wau, über das die Untersuchungen aber doch noch längst nicht zu Ende geführt sind. Obwohl die Alexandriner gar nichts davon wissen, hat man aus der homerischen Metrik schon früh erkannt, wenn auch erst in neuerer Zeit genauer bestimmt, dass die homerische Sprache übereinstimmend mit auch anderen griechischen Dialekten, und zwar in ausgedehntester Weise das w noch hat, und dass von irgend welcher Willkühr in seinem Gebrauche ganz und gar keine Rede mehr sein kann. Bei der völlig ausreichenden Sicherheit, mit der wir das Wau der homerischen Sprache noch zusprechen dürfen, hat nun in neuster Zeit auch einer der Homerherausgeber und zwar zugleich einer der hervorragendsten Kritiker der Gegenwart, Immanuel Bekker, es in seine neue Ausgabe des Homer eingeführt. Er hat damit, wenn in gewisser Hinsicht auch in recht erwünschter, so doch im Allgemeinen in sehr gefährlicher Weise mit unsrer ganzen Ueberlieferung, genauer gesagt mit den Alexandrinern, auf deren Arbeiten doch alle unsre Homerausgaben zurückkommen, völlig gebrochen, und ist somit, wie wir gleich sehen werden, in viele Conflicte gerathen. Es mag mir vergönnt sein, im Folgenden grade an die Bekker'sche Ausgabe mich etwas näher anzuschliessen.

Schon dadurch ist in das Ganze eine unangenehme Inconsequenz hineingerathen, dass man nicht überall in unsern Homertext ohne metrische Störung das Wau einfach einfügen kann; nun ist an manchen Stellen freilich ihm zu Gefallen geändert, an zahlreichen andern aber ists einfach fortgelassen. Dazu kömmt, wie auch schon von andern bemerkt ist, dass das Wau, wenn sich auch noch nicht in allen Fällen bestimmt entscheiden lässt, vielfach entschieden unrichtig gesetzt ist, so im Possessivpronomen ϝεός (statt ἑϝός), in ϝεινατέρες, in ϝετεόν, in ϝείμαρται, in ϝερύεσθαι, bewahren, das mit ϝερύεσθαι, herausreissen, nichts zu thun hat. — Hier muss ich eine kleine Episode einschieben. Die Entdeckung der nothwendigen Trennung von ἐρύεσθαι, bewahren, und ϝερύεσθαι und ϝερύειν, herausreissen, die in allen griechischen Wörterbüchern völlig durcheinandergewirrt sind, glaubte ich gemacht zu haben; da fand ich sie aber nachher doch schon in der ausgezeichneten homerischen Grammatik unseres verehrten Herrn Präsidenten. Und so wird es manchem bei homerischen Forschungen ergehen. Jeder, der selbst einige der umfangreichen und mühsamen Untersuchungen nachgemacht hat, auf denen Ahrens' unscheinbares Buch beruht, wird ihm seine vollste Bewunderung zollen. — Weiter sind, wo das Augment in Frage kömmt, mancherlei Unglücksformen entstanden wie ϝήνδανε oder ἐϝήνδανε, als liesse sich etwa von λαμβάνειν auch ein λήμβανε oder ἐλήμβανε bilden, und in ähnlicher Weise ferner ϝεῖδεν statt ἔϝιδεν, ἐσϝεῖδεν statt εἰσέϝιδεν, ϝήνασσε statt ἐϝάνασσε, ϝειργάζετο statt ϝεργάζετο, ϝῴκεον statt ϝοίκεον, ϝῴκηθεν statt ϝοίκηθεν, ἐϝωνοχόει statt ἐϝοινοχόϝει, und anderes. Dahin gehört auch das misverstandene ϝῄδη, er wusste, statt ϝείδη: in ἠϝείδη ist ἠ Augment. Auch

ϝείρηται, es ist gesagt, kann in keiner Weise bestehen, während das alte *εἴρηται* in seiner Art richtig war; jene Form kann nur *ϝέϝρηται* heissen wie *βέβληται*, *κέκληται*.

Zahllose andre Formen entbehren aber auch mit Unrecht das *ϝ*, so zum Beispiel *ἕξ* statt *ϝέξ*, sechs, das auch auf Inschriften so vorkömmt, *ἐϝώλπειν* statt *ϝεϝώλπειν* und anderes; ferner die eigenthümlichen *δϝέος*, Furcht, *ἔδϝεισε*, die Perfectformen *δέδϝοικα* und *δέδϝιμεν*, *δϝεινός*, *δϝειλός* und was sonst dazu gehört. Sehr auffallend ist, dass wir bei Bekker das *ϝ* nie vor *ρ* finden, wo es sehr oft besteht, wie in *ϝρόδον*, *ϝρήγνῡμι*, *ϝρέξειν*, *ϝρίπτειν* und sonst. Es muss daher auch heissen *ἄϝρηκτος* statt *ἄρρηκτος*, *συνέϝρηκται* statt *συνέρρηκται*, *ἐϝρίζωται* statt *ἐρρίζωται*, und ganz und gar nicht zu billigen ist *ἐρέριπτο* statt *ἔϝριπτο*. Noch weiter würden zu ändern sein *θεοῖσιν ὑπείξεαι* in *θεοῖς ὑποϝείξεαι* Odyssee 12, 117, *μνηστήρεσσιν ἀπειπέμεν* in *μνηστήρεσσ' ἀποϝειπέμεν* Odyssee 1, 91, und anderes.

Am Wenigsten gut heissen kann man, dass das Wau ausser in Zusammensetzungen oder für zusammengesetzt gehaltenen Wörtern niemals im Inlaut seine Stelle gefunden hat, wo es genau eben so berechtigt ist als im Anlaut, wie in *βοϝός*, *νῆϝες*, *κληϝίς*, *Διϝός*, *Αἴϝας*, *Ἀτρέϝος*, *Ἀτρεϝίδης* und sonst. Darnach würde sehr vieles noch umzugestalten sein, so ohne Zweifel *ἀϝάτη* statt *ἄτη*, das nur ein paar Mal am Versschluss verlangt wird; *ἐϝόωσι* statt *εἰῶσι*, *ἐϝόω* statt *εἰῶ*, und *ἐϝόωμεν* statt *εἰῶμεν* von *ἐϝᾶν*, von dem keine einzige unaugmentierte homerische Form *εἰ* hat; alle Formen mit dem Schlusstheil *κλέϝος*, wie *Πατρόκλεϝες*, *Πατροκλέϝεος* statt *Πατροκλῆος*, *ἐυκλεϝέως* statt *ἐυκλειῶς*, *ἀκλεϝέες* statt *ἀκλεῖς*, *ἐυκλεϝέας* statt *ἐυκλεΐας*; ähnlich *ἐυρρέϝεος* statt *ἐυρρεῖος*, *κρεϝάων* statt *κρειῶν*. Vielleicht hat auch *σπέος* innres *ϝ* und sind dann alle zugehörigen Formen ganz regelmässig, wie *σπέϝεϊ* statt *σπῆι*, *σπέϝεος* statt *σπείους*, *σπέϝεσι* statt *σπεσσί* und *σπεϝέεσσι* statt *σπήεσσι*. Es ist zu ändern, wo irgend der Vers erlaubt, was fast immer der Fall ist, *λούσαντο* in *λοϝέσαντο*, *λοῦσεν* in *λόϝεσεν*, da *λοϝεσσάμενος* und ähnliches daneben liegt; ferner *ἔθει* in *ἔθεϝ*, *ἔρρει* in *ἔρρεϝε*, *σύγγει* in *σύγγεϝε*, *πλεῖθ'* in *πλέϝεθ'* und anderes mehr.

Diese letzteren Formen führen zu einem neuen Puncte. Neben Formen mit noch neben einander liegenden Vocalen hat die homerische Sprache schon mehrfach die Zusammenziehung der Vocale, ohne Zweifel das Letztere unter Einfluss des Verses, nicht das Erstere, wie in der Auffassung aller älteren Ausgaben, bei der man ganz verkehrt von einer Diärese der Doppellaute spricht. Auch in diesem Puncte hat Bekker schon sehr aufgeräumt, wenn auch noch längst nicht genug, so schreibt er überall, wo es der Vers erlaubt, richtig *ἐΰ* statt *εὖ*, so gibt es viele Formen von Verben auf *έω* gegen die älteren Ausgaben ohne Diphthonge, wie *ὁμίλεε* statt *ὁμίλει*, *ἐφώνεε* statt *ἐφώνει*, was noch in weiterem Umfang geschehen muss, wie in *ἠρνέετο* statt *ἠρνεῖτο*, *ἐπιπωλέεται* statt *ἐπιπωλεῖται*, *ἀναχωρεέτω* statt *ἀναχωρείτω*, *τρέει* statt *τρεῖ*, *ζέει* statt *ζεῖ*, *ἐξαιρεόμην* statt *ἐξαιρεύμην*, *τρέετ'* statt *τρεῖτ'* und sonst. Hierher gehört noch mancherlei, wie die Dative *αἰδόϊ* und *ἠϝόϊ*, letzteres funfzehnmal, statt *αἰδοῖ* und *ἠοῖ*, die Accusative *αἰδόα* (so siebenmal) und *ἠϝόα*, das 24 mal vorkömmt, statt der deutlich unter attischem Einfluss stehenden *αἰδῶ* und *ἠῶ*, ferner *ἠϝόοθεν* statt *ἠῶθεν*, *ἠϝόοθι* statt *ἠῶθι*, *ἠϝόος* statt *ἠοῦς*, wo es der Vers erlaubt, *ϝοάρεσσιν* statt *ϝώρεσσιν*, *ὁμοιίῃ* statt *ὁμοίῃ* Ilias 4, 410, *δειέλῃ* statt *δείλῃ* Ilias 21, 111, *πάϊδες* statt *παῖδες*, wo es der Vers erlaubt, während Bekker nur ein nominativisches *πάϊς* scheint für möglich zu halten, dann *ὁ ἐμός* statt *οὐμός*, *ὁ ἄριστος* statt *ὥριστος*, *οἱ ἄριστοι* statt

ὥριστοι, προέτυψε statt προύτυψε, προέφαινε statt προύφαινε, προέχοντι statt προύχοντι, προέπεμψα statt προύπεμψα, welches letztere nur am Schluss der Odyssee mal vom Verse verlangt wird. Hier darf auch des Genetivs der Grundformen auf o gedacht werden, der homerisch auf οιο und auch ου ausgeht. Dazwischen ergibt sich mit völliger Sicherheit die Mittelform οο, die zum Beispiel auch schon von unserm verehrten Herrn Präsidenten im Homer glänzend nachgewiesen worden ist, wie in ὄο κράτος statt des undenkbaren ὄου κράτος, ὄο κλέϝος statt ὄου κλέος, Αἰόλοο statt Αἰόλου, ὁμοίοο statt ὁμοίου und sonst, die ohne Zweifel aber auch noch häufiger darin auftritt, als man meint. Jedenfalls hat man von diesem Gesichtspunkte aus unsere homerischen Genetive auf ου zu prüfen und nicht mit der Einbildung, dass sie alle unbedingt richtig seien.

Von der Zusammenziehung der Vocale komme ich auf die sogenannte Distraction oder Zerdehnung der Vocale, bei der es sich freilich weniger um vorzunehmende Aenderungen von Wortformen als um die Auffassungen im Grossen und Ganzen handelt. Schon anderwärts habe ich weiter ausgeführt, wie zum Beispiel altes ὁράω zu dem homerischen ὁρόω werden musste, ehe es zu ὁρῶ werden konnte, und nicht, wie man früher annahm, ὁρῶ zu ὁρόω zerdehnt wurde, wie weitere Uebergänge sind ὁράεις zu ὁράᾳς und weiter zu ὁρᾷς, nicht anders, ὁράεσθαι zu ὁράασθαι und dann zu ὁρᾶσθαι, und so weiter.

Dann führt die Zusammenziehung der Vocale aber auch zu dem nach allen Richtungen hin bedenklichen Capitel der homerischen Synizese. Wirkliche Synizese, einsilbige Aussprache getrennt geschriebener Vocale, gehört eigentlich nur der festgewordenen Schrift, von der die Aussprache in manchen Fällen sich wieder emancipiert, aber nicht der ersten schriftlichen Aufzeichnung lange mündlich vorgetragener Sachen, wenn sie nicht eine äusserst mangelhafte ist oder geradezu auf unrichtiger Auffassung der Vocalverhältnisse beruht.

Bekkers Homerausgabe hat einige über fünfhundert Synizesen, das macht durchschnittlich eine auf etwa funfzig homerische Verse; etwa vierhundert und funfzig gehören dem Wortinnern, die übrigen finden sich beim Wörterzusammenstoss. Am Häufigsten, über zweihundertmal, ist εω einsilbig zu lesen und darunter wieder am gewöhnlichsten in Genetiven wie Ἀτρεϝίδεω, wo es in Wirklichkeit nie εω ist. Die alte Form ist hier Ἀτρεϝίδᾱο, daneben begegnen Ἑρμείω, Αἰνείω, was dazwischen noch ein εω soll, ist gar nicht einzusehen. Ueber vierzigmal ist εω einsilbig in Pluralgenetiven der ersten Declination, die gewöhnlich auf άων ausgehen, woneben getrenntes εω nur ganz vereinzelt auftritt. Zeigt das nicht einfach, dass die homerische Sprache schon άω zu ω zusammenziehen konnte? Etwa zwanzig Formen von Verben auf εω mit einsilbigem εω, ebensoviele Pronominalgenetive wie das zweisilbige ἡμέων, lehren einfach, dass die homerische Sprache die Zusammenziehung von εω zu ω auch schon kennt. Fast zwanzigmal begegnen Formen wie ἑστεῶτες mit einsilbigem εω, daneben ἑσταότες häufig mit αό, wie es auch dort metrisch überall möglich ist. Wozu soll dieser Wechsel? Sollten wohl alle Handschriften und alle Alexandriner, selbst wenn sie in jenem Punkte genau übereinstimmten, uns die Ueberzeugung aufnöthigen können, jener Wechsel sei wirklich echt homerisch? In den Conjunctivformen στέωμεν, θέωμεν, κτέωμεν, φθέωμεν mit einsilbigem εω ist das ω überhaupt ganz unrichtig.

Ueber hundertmal ist εα einsilbig zu lesen, wie in ϝέπεα, ϝέτεα, βέλεα, Πολυδεύκεα, wo ohne Zweifel überall schon η gilt. Wozu schützt man Αἰνέας Ilias 13, 541 in der Schrift, wenn man doch Ἑρμῆς schreibt, die beide in alter Form auf είας ausgehen? In

anderen Formen wie den zweisilbigen Pluralaccusativen ἡμέας, ὑμέας wird einfaches ᾱ statt des εα schon bestehen.

Fast dreissigmal ist εο einsilbig zu lesen und ohne Zweifel homerisch als ευ, wie es sehr häufig in unsern Texten daneben besteht: warum sollte man letzteres nicht überall herstellen dürfen? Ueber zwanzigmal ist εη einsilbig, fast nur in Formen von χρυσέη. Warum schreibt man hier nicht χρυσῆ, da doch zum Beispiel ἑξῆς neben ἑξείης gegeben wird. Zehnmal ist εαι einsilbig in zweiten Medialpersonen, die doch auch schon mit η geboten werden. Andere Synizesen in Wörtern sind mehr vereinzelt, häufiger nur noch δηίους und andere zugehörige Formen mit einsilbigem ηι, neben denen viele zugehörige Verbalformen wie δηώσειν doch mit η gegeben sind. Das mag auch mit einer feinen Unterscheidung geschehen, die bei der ganzen Beschaffenheit unseres Homertextes aber für uns doch gar keine Bedeutung haben kann.

Von den homerischen Synizesen bei zusammentreffenden Wörtern betrifft etwa die Hälfte die Partikel δή, die man so sehr fein von δέ zu unterscheiden meint, über zehn das fragende ἦ, namentlich vor folgendem οὐ, wo es vielleicht einfach wegzuwerfen ist. Die übrigen Fälle sind nur noch sehr wenige und darunter ist zum Beispiel das viermalige ὥρῃ ἐν ϝειαρινῇ ganz offenbar falsch, da Odyssee 5, 485 ὥρῃ χειμερίῃ ohne ἐν steht. Mit der Synizese hat man, da in der Regel die getrennte Aussprache daneben besteht, offenbar eine grössere Gleichmässigkeit der Formen herzustellen gemeint, während man doch auf der andern Seite sich durch zahlreiche und vielfach entschieden unrichtige Formenbuntscheckigkeit unsers homerischen Textes durchaus nicht hat stören lassen.

Zu dieser letzteren gehört, dass in unsern Ausgaben neben ἐσσί, du bist, auch εἶς auftritt, das letztere ist aber nur Odyssee 17, 388 unvermeidlich vor folgendem μνηστήρων, sonst vor stets folgendem Vocal entschieden dafür ἐσσ᾽ zu lesen, wie in τίς πόθεν ἐσσ᾽ ἀνδρῶν. Neben ἦν, es war, begegnet auch ἦεν, ἦην und ἔην; das letztere, seiner Bildung nach völlig unbegreiflich, findet sich 78 Mal, und zwar 68 Mal, also fast immer, vor folgendem Consonanten; da ergibt sich, dass es nur ein unaugmentiertes ἦεν, also ἔεν sein wird. Hält man dazu, dass ἦν achtzig Mal vorkömmt, darunter 26 Mal allerdings in der Vershebung, sonst aber nur in der Verssenkung und zwar von vier Fällen, in denen es zweimal versschliessend steht, abgesehen stets, also volle funfzig Male vor jedesmal folgendem Vocal, so muss man blind sein, um zu verkennen, dass hier für ἦν auch ἔεν herzustellen ist und also nur ἦεν und ἔεν die geläufigen homerischen Formen sind.

Wie es bei jenem ἔην für ἔεν sehr wohl möglich ist, so kann auch sonst noch mancher Irrthum in unsern Text gerathen sein durch den Einfluss der alten griechischen Schrift, in der ε auch für η und ει, und entsprechend ο auch für ω und ου gebraucht wurde. So haben τείως und εἴως durchaus unrichtig gedehntes ο; das richtigere εἷος hat auch schon wenigstens stellenweise Eingang gefunden. Wie das schon oben erwähnte σπείους, so hat auch δείους in unsern Ausgaben unrichtig ου statt ο und muss ohne Zweifel δϝέος lauten. Höchstwahrscheinlich ist auch φόως eine gänzlich verkehrte Form; es ist gar nicht zu denken, dass das sonst homerische φάος oder vielmehr φάϝος durch das Eintreten seiner Schlusssilbe in die Vershebung so völlig sollte umgewandelt sein; ein ähnlicher Einfluss ist sonst nirgend zu bemerken. Bei den aufgeführten Wörtern ist wegen je folgender Consonanten für den Vers die Quantität des Schlussvocals fast immer gleichgültig.

Es ist schon von anderer Seite bemerkt, dass Τροίη in Τρῴη wird zu verändern sein;

alle zugehörigen Formen haben ω, zu dessen Verkürzung dort nicht der mindeste Grund ist. Ganz ähnlich ist durchaus unwahrscheinlich, dass neben der Zusammensetzung *καλλι-πάρῃος* das einfache Wort sollte *παρειά* lauten. Durchaus bedenklich sind *ἕαται* und *ἕατο* statt *ἧνται* und *ἧντο* und ebenso *εἵαται* und *εἵατο* statt *ἧαται* und *ἧατο*. Ueberhaupt steht höchstwahrscheinlich *ει* in unsern Texten sehr oft unrichtig für *η* wie in *τραπείομεν*, *στείομεν*, *δαμείω*, *κιχείω*, *ἴει* und ähnlichen Formen, welche letztere aber Bekker schon als *ἴῃ* gibt. Erwähnt sein mag hier auch *μαχήσασθαι* und die zugehörigen Formen, statt deren man *μαχέσσασθαι* und so fort wird herstellen müssen, da *μαχέσασθαι*, wie auch sonst oft *σ* für *σσ* eintritt, daneben liegt.

An eine Vocalverkürzung ist hier eben so wenig zu denken, als beim homerischen Conjunctiv, über den noch immer vieles der Geschichte der Sprache durchaus Widerstrebende gelehrt wird. Der Conjunctivvocal wird niemals verkürzt, wohl aber ist das alte Kennzeichen des Conjunctivs überhaupt nur kurzes *a*, an dessen Stelle im Griechischen dann auch *ε* oder *o* eintreten kann. So finden wir in der homerischen Sprache noch zahlreiche Conjunctivformen wie *ἴομεν* neben indicativem *ἴμεν*, *ϝείδομεν* neben *ϝίδμεν*, *βλήεται* neben *ἔβλητο*, *φθίεται* neben *ἐφθιτο*, *ἅλεται* neben *ἅλτο*, *γνώομεν* neben *ἔγνωμεν*, *δαμήετε* neben *ἐδάμητε*, *φθιόμεσθα* neben *ἐφθίμεθα*, *νεμεσσηθείομεν* oder wohl *νεμεσσηθήομεν* neben *ἐνεμεσσήθημεν*, und andere. Langen Vocal hat der Conjunctiv nur, wo neben seinem alten *a* schon ein *a*-Vocal lag, daher zum Beispiel in *πέμπωμεν* neben indicativem *πέμπομεν*, *πέμπητε* neben *πέμπετε* und so fort; *πέμπετε* könnte kein Conjunctiv sein, ebenso wenig als zum Beispiel *ναυτίλλεται*, das *ναυτίλληται* lauten muss. Namentlich häufig sind die kurzvocaligen Conjunctivformen im sogenannten ersten Aorist, wie *λύσομεν*, *ϝερύσσομεν*, *σπείσομεν*, *ἀγείρομεν*, *ματήσετον*, *τίσετε*, *ἀμείψεται*, *ποιήσεται*, weil altes Aoristzeichen hier nur der Zischlaut ohne begleitendes *a* ist. Aus dem Conjunctiv erwähne ich hier noch die zahlreichen homerischen Formen wie *φέρησι*, *ἐθέλησι*, *πέμπησι*, denen man kein Jota unterzuschreiben hat, weil das Jota hier ja in den Schlusssilben bewahrt ist.

Wo vollere und also alterthümlichere Formen neben irgendwie beeinträchtigten und später gebräuchlichen liegen, pflegt man die letzteren in unseren Texten mit Unrecht zu bevorzugen, so *πόλις* neben dem volleren *πτόλις*, das möglichst oft herzustellen ist und nicht als unter metrischem Einfluss entstanden anzusehen. Das homerische *πτόλεμος* wahrte sein *πτ* wahrscheinlich noch überall. Aehnlich wie mit *πτόλις* ists mit *προτί*, das überall zu schützen ist, wo der Vers nicht *ποτί* verlangt, was gar nicht sehr häufig der Fall ist. Auch das vollere *ξύν* wird vor *σύν* zu bevorzugen sein, während Bekker den Grundsatz zu befolgen scheint, *ξύν* nur zu setzen wo es der Vers verlangt oder wo ein Nasal vorausgeht, selbst wenn dieser einem vorausgehenden Verse angehört. Unmöglich wird man den letzteren Einfluss gelten lassen können, wie man es auch nur für einen wunderlichen Misgriff halten kann, wenn man früher wohl von der Casusform *Ζῆν*, das dreimal versschliessend steht, wo zufällig jedesmal der folgende Vers vocalisch anlautet, hier den Nasal hat zum folgenden Verse ziehen wollen; vielmehr ist *Ζῆν* eine uralte Accusativform von *Ζεύς*.

Vielerlei liesse sich hier noch zufügen. Auch auf eine strengere Behandlung der getrennten Schreibung der Wörter würde noch hingewiesen werden können, in welchem Punkte auch Bekker schon vieles gegen die frühern Ausgaben gebessert hat, der zum Beispiel *κάρη κομόωντες*, *δάκρυ χέων*, *τί ἦ* und vieles andre früher Verbundene trennt. Hinzufügen liesse sich noch *θεῶν ἐξ ἔμμορε*, *θεᾶς ἐξ ἔμμεναι*, *ἐξ ὀνομακλήδην*, das ja

auch mit zwischen geschobenem δέ vorkömmt, τρεῖς καὶ δέκα und andres, das man sich in der alten lebendigen Sprache durchaus noch nicht als so ganz zusammengewachsen denken darf. Selbst in der Interpunction liesse sich noch sehr aufräumen, wie man denn zum Beispiel die homerische Sprache mit den geschmacklosen Klammern doch ganz verschonen sollte, die das richtige Satzverhältnis vielfach gradezu verdrehen. Doch ich breche hier ab.

Ich denke, es ist hinreichend klar, dass bei einer strengeren Beurtheilung vom gegenwärtigen Standpunkte der Sprachwissenschaft aus unser homerischer Text nach allen Richtungen hin Bedenken erregt und durchaus den Eindruck macht, ohne ein wirklich ausreichendes Verständnis der homerischen Sprache construiert zu sein.

Soll man nun also alle unsere Homerausgaben möglichst bald über den Haufen werfen und alle vorgeschlagenen Aenderungen aufnehmen? Dazu möchte ich ganz und gar nicht rathen. Auch den Bekkerschen Standpunkt, obwol seine Ausgabe mir, muss ich bekennen, von allen weit aus die liebste ist, zu vertheidigen sehe ich mich ausser Stande. Sein Text bezeichnet nur ein unsicheres Uebergangsstadium; er hat den alten Boden verlassen und den Forderungen der jetzigen geschichtlichen Sprachwissenschaft genügt er doch lange nicht. Sie aber ist in den eindringenderen Forschungen über die homerische Sprache noch mitten inne und zunächst ganz unbekümmert darum, ob eine auch nur einigermassen consequent gestaltete neue Ausgabe der homerischen Dichtung mit ihren strengen Forderungen möglich ist. Die bei einer Ausgabe aber durchaus zu wünschende Consequenz und Gleichmässigkeit ist bis jetzt nur möglich, wenn man den alexandrinischen Standpunkt ganz fest hält.

Wer nun aber unsern alten alexandrinischen Homertext gebraucht, der muss sich dessen immer bewusst bleiben, dass er sich nie einbilden darf, ein wirklich treues Bild homerischer Sprache zu besitzen. Wer aber die echte Sprache des Dichters nicht hat, dem wird der beste Theil des Verständnisses freilich immer abgehen.

(Grosser Beifall.)

Präsident:

Director Ahrens hat ums Wort gebeten.

Director Dr. Ahrens:

Ich nehme eigentlich sehr ungern die Aufmerksamkeit der Versammlung, welche zum Schlusse eilt, für einige Zeit in Anspruch. Ich bin aber von dem geehrten Herrn Vorredner gewissermassen dazu gezwungen durch die hyperbolischen Lobeserhebungen, welche er meinen Arbeiten über die Homerische Sprache gezollt. Ich darf davon durchaus nur soviel annehmen als richtig und wahr ist, dass ich wirklich seit geraumer Zeit, seit 30 Jahren etwa, mich mit sehr speciellen Untersuchungen derselben Art beschäftigt habe, von welchen der geehrte Vorredner sehr hübsche Resultate vorgeführt hat. Ich freue mich für mich selbst, dass das, was Herr Professor Meyer angeführt hat von seinen Resultaten, in allem Wesentlichen mit meinen Resultaten vollkommen übereinstimmt, von denen ich nur einen sehr kleinen Theil bis jetzt veröffentlicht habe, während das Meiste noch in scriniis ruht. Nun muss ich aber auch meine grosse Undankbarkeit bekennen, die darin besteht, dass ich mich in der Stille damit beschäftigt habe, Schwächen und Fehler in dem Vortrage des Herrn Professor Meyer zu finden. Es ist mir aber nicht gelungen etwas erhebliches zu finden. Als ein Versehen muss ich allerdings bezeichnen, wenn gemeint ist, es könnte und müsste statt παῖς auch in den obliquen Casus immer die getrennte Schreibung πάις hergestellt werden. Allerdings ist es in vielen Fällen

nothwendig, im Nominativ *παίς* herzustellen, wie das auch bereits in den Ausgaben geschehen ist, namentlich von Bekker; aber in einer Anzahl von Stellen ist es nicht möglich, z. B. in Versanfängen, wie *παῖς ἐμή*.[1]) Ferner gibt es in den obliquen Casus eine sehr grosse Zahl von Stellen, wo es unmöglich ist, die getrennte Schreibweise einzuführen, wie z. B. in der Stelle *παῖδα δὲ τηλυγέτην*,[2]) und es ist keine einzige Stelle im ganzen Homer, wo die Trennung durch den Vers erfordert würde. Im allgemeinen will ich nur noch bemerken, dass ich diese Art von Untersuchungen, welche ganz unendlich mühsam ist, wie es jeder aus dem Vortrage wol erkannt haben wird, doch für sehr erspriesslich, ja für nothwendig halte, wenn man zu sicheren Resultaten in der homerischen Frage kommen soll. Homer ist seit geraumer Zeit immerwährend als würdiger Gegenstand für das ernsteste Studium betrachtet. Namentlich die räthselhafte Frage über die Person des Dichters hat eine Menge der ausgezeichnetsten Männer von F. A. Wolf an beschäftigt, um der älteren Gedanken darüber nicht zu gedenken; aber ohne irgend dem vielen Geist, der auf diese Frage verwandt ist, etwas abziehen zu wollen: ich habe die Ueberzeugung gehabt vor 30 Jahren und habe sie noch, man wird nie zu einem richtigen Resultate kommen, wenn man nicht auf dem Wege der strengsten Sprachforschung in der Sprache nachweisen kann: die und die Stücke sind älter, sie gehören dem ursprünglichen Guss des Ganzen an, oder sie gehören zu den Bruchstücken, die sich aus der ältesten Volkspoesie erhalten haben, oder sie gehören späteren Interpolationen und Nachbildungen an. Kommt man nicht dahin, so wird man die Frage niemals lösen können. Ich verkenne, wie gesagt, durchaus nicht den Geist und den Fleiss, die in anderen Richtungen auf jene Frage verwandt sind; ich bin jenen Untersuchungen eifrig mit eigenem Studium nachgegangen, ich bin aber nicht klüger daraus geworden, sondern die Sache ist mir immer verwickelter erschienen.

Um auch noch auf einige Einzelnheiten zu kommen, so möchte ich zunächst eine hervorheben, die mich gewundert hat. Wenn von den Genetiven der ersten Declination auf *εω*, z. B. *Ἀτρείδεω* und *πυλέων*, gesagt ist, dass Homer das nothwendiger Weise mit einem einfachen *ω* gesprochen haben muss, so sehe ich das für meine Person gar nicht ein. Es war sehr richtig demonstriert, dass das uncontrahierte *ὁράω* und das contrahierte *ὁρῶ* als Mittelform das sogenannte distrahierte *ὁρόω* haben; eben so natürlich ist es, dass auch zwischen *Ἀτρείδαο* und dem späteren *Ἀτρείδω* eine Mittelform bestand, nur dass diese Mittelform sich hier nicht ganz auf dieselbe Weise gebildet hat, wie in jenen Fällen, sondern durch eine Abschwächung des *α* in *ε* entstanden ist; später wurde dann das *ε* ganz von *ω* verschlungen. Ich habe das in meiner kleinen Grammatik so bezeichnet (ich bemerke noch, dass bei Homer dieses *εω* der Genetive nur an zwei Stellen zweisilbig ist, beide Mal in *πυλέων*[3])): ich habe dort also gesagt, dieses *εω* sei ein Diphthong, der freilich späterhin nicht mehr als Diphthong üblich war, gerade so wie im Altdeutschen iu und uo. Wir können diese Doppellaute jetzt gar nicht mehr aussprechen, aber sie sind doch da gewesen und die Leute haben sie aussprechen können; es waren Diphthonge, die späterhin nach und nach abhanden kamen. So gieng es auch im Griechischen mit dem alten Diphthong *εω*, welcher später verloren ging;

---

1) Od. *η*, 300. vergl. *σ*, 216. *τ*, 530, ferner *δ*, 817. *σ*, 174. *τ*, 86.
2) Il. *Γ*, 175.
3) Il. *H*, 1. *M*, 390.

derselbe ist zu vergleichen einem älteren Diphthong *εο*, welchen wir jetzt noch in Inschriften statt *ευ* antreffen, wie z. B. in dem Worte *φεόγειν* für *φεύγειν*, *Ἐοπάμων* für *Εὐπάμων*; ebenso wurde auch *αο* für *αυ* geschrieben, wie z. B. *ἀοτός* für *αὐτός*; und ganz gewiss wurde auch dieses *εο* und *αο* diphthongisch gesprochen.

Ich könnte nun noch eines oder das andere hervorheben und Zweifel dagegen erheben, aber das Gesagte mag genügen um zu zeigen, dass ich mit Aufmerksamkeit dem Vortrage gefolgt bin, und ich erkenne nochmals die grosse Akribie an, mit der die Forschungen gemacht sind, welche gewiss, wenn sie in der Weise fortgesetzt werden, nicht resultatlos bleiben werden.

Ich aber bin nun zu alt dazu geworden, die mühsamen Forschungen zu vollenden, ich will daher meine Papiere ruhig im Pult liegen lassen; aber ich wünsche, dass auf diesem Wege fortgeschritten wird, und zweifle kaum, dass dann einmal recht erfreuliche Resultate für das Ganze zu Tage kommen.

Präsident:

Wenn niemand mehr zu dem Vortrage des Herrn Professor Meyer Bemerkungen zu machen hat, so würde ich Herrn Professor Petersen ersuchen . . . . (Der Vorsitzende wurde durch den Dir. Dr. Ahrens unterbrochen, der darauf aufmerksam machte, dass es Zeit sei, die Sitzung zu schliessen.)

Meine Herren! ich war im Irrthum; ich glaubte die Sitzung würde noch länger dauern können, aber da wir so früh schon auf der Eisenbahn sein müssen, so werden wir leider auf die beiden folgenden Vorträge verzichten müssen. Die Vorträge könnten indes in die „Verhandlungen" aufgenommen werden, was, wie der Präsident bemerkt, schon mehrmals geschehen ist.

Da Herr Professor Petersen darauf erklärt, dass sein Vortrag noch nicht ausgearbeitet sei, ersucht ihn der Vorsitzende, denselben womöglich später einsenden zu wollen.[1])

Präsident:

Es bleibt mir noch übrig, meine Herren, einen Beschluss der Germanisten-Section mitzutheilen.

Die Herren, die in Meissen gewesen sind, werden sich erinnern, dass dort der Beschluss gefasst wurde, für Jacob Grimm ein Denkmal zu errichten. Dazu wurde eine Commission niedergesetzt, die allerdings Schritte gethan hat, welche indes zu keinen Resultaten geführt haben. Die germanistische Section hat nun auf die Aufforderung ihres Präsidenten Mitglieder zu einer neuen Commission ernannt, die nun die Einleitungen treffen und auch noch Männer anderer Kreise hinzuziehen soll. Es sind das ausser mir Herr Professor von Raumer in Erlangen, Herr Director Classen in Hamburg, Herr Professor Bartsch in Rostock, Herr Dr. Creizenach in Frankfurt a. M., Herr Professor von Keller in Tübingen. Eine Besprechung hat bis jetzt nicht stattfinden können, so dass dahin gestellt bleiben muss, ob es hier möglich ist oder ob brieflich die Sache abgemacht werden muss.

Und nun kommen wir denn zu dem Augenblicke, um dessentwillen ich meinen lieben Freund und Collegen Ahrens so recht eigentlich beneide. Ihm ist es vergönnt gewesen, Sie zu bewillkommen, Sie freundlich hier zu begrüssen, — ich soll nun diejenigen, die sich soeben erst hier gefunden, die nach langer Zeit sich hier einmal wiedergesehen oder gar erst haben kennen gelernt und kaum warm mit einander geworden sind, wieder aus einander reissen.

---

1) Ist nachträglich geschehen.

Die hier, natürlich in freundschaftlicher Weise, feindlich einander gegenüber gestanden haben und die erst an einander gekommen sind, die sollen nun wieder getrennt werden! Indessen ist es ja nicht bloss das Gefühl der Trauer, das uns dabei befällt: bei allen solchen Vorfällen ist auch immer etwas Erfreuliches. Ich meinerseits und mein College freuen uns recht herzlich über die zahlreiche Theilnahme, die Sie uns Alle erwiesen, und danken Ihnen recht herzlich dafür, dass Sie so zahlreich unserer Aufforderung gefolgt sind. Wir freuen uns über den Ernst und die Würde der Verhandlungen und lebhafte Theilnahme an den Sectionen, die — wie mir scheint — viel reger und eifriger gewesen ist als bisher. Hoffentlich wird nun aber unser Zusammensein, das immer schon anregend und erfolgreich gewesen, auch der Körner genug ausgestreut haben, die es zu tüchtigen Bäumen und Früchten bringen. Und so wird denn ein fröhliches Wiedersehen in Heidelberg nun unser aller Wunsch sein!

Rector Dietsch:

Mein vorigjähriges Amt[1]) legt mir die Pflicht auf, im Namen der Versammlung auszusprechen, was uns durchdringt.

Unvermerkt schnell sind die Tage in Hannover uns verflossen. Wir scheiden, aber wir nehmen einen reichen Schatz schöner Erinnerungen mit, einen Schatz, der nie uns verschwinden, der uns immer im Herzen leben wird. Es geziemt sich nicht, hier auszusprechen, was wir in der Versammlung durch uns selbst gefördert haben, aber es geziemt sich Dank auszusprechen für dasjenige, was der Versammlung von aussen zu Theil geworden ist. Unser ehrfurchtsvoller Dank gebührt zuerst Sr. Majestät dem Könige, der mehr gewährt hat, als wir zu bitten gewagt, und huldvollst seine höchste Theilnahme an unsern Bestrebungen und deren Gelingen zu erkennen gegeben hat. Unser Dank gebührt ferner den hohen königlichen Behörden, die unser Zusammensein möglich gemacht und in jeder Weise gefördert haben. Unser Dank gebührt dem geehrten Stadt-Magistrat und Bürger-Vorsteher-Collegium dieser Residenz-Stadt, welche beide vereint uns zu erkennen gegeben, dass sie die Stadt der Bildung nicht allein auszuschmücken, nicht allein festlich auszustatten, sondern für alle Zeiten zu schmücken verstehen, dass sie ein Verständnis für die Zwecke der Bildung haben, und dieselben in liberalster Weise thätig zu fördern bereit sind, die uns in materieller wie in geistiger Beziehung eine Geselligkeit geboten, wie wir sie anderwärts nur selten gefunden haben. Wir gedenken dankend der Männer, die als Commission zusammengetreten sind, um unser Zusammenkommen hier möglich zu machen. Und was soll ich nun sagen von unsern beiden Herren Präsidenten? Zu Ahrens und Grotefend haben wir längst mit Achtung wegen ihrer hohen wissenschaftlichen Verdienste aufgeblickt, aber hier haben wir sie kennen gelernt als wahrhaft edle, liebenswürdige Männer, die sich für uns aufgeopfert haben und die das Scepter milde geführt, gar nicht geschwungen haben. Unser Dank gebührt aber auch denen, die sich der Schriftführung und den Geschäften allen unterzogen haben.

Unvergesslich bleibt uns Hannover! Mögen wir auch hier eine freundliche Erinnerung finden!

Meine Herren! ich fordere Sie auf, erheben Sie sich und drücken Sie in einem Hoch unsern beiden Präsidenten und mit ihnen der ganzen Stadt Hannover und Allen, die uns hier freundlich aufgenommen haben, unsern Dank aus.

Meine Herren! unsere beiden Präsidenten leben hoch! (Dreimaliges Hoch.)

---

1) Rector Dietsch war Vicepräsident der Meissener Versammlung.

Dr. Alb. Müller (Hannover.)

Es ist die Absicht, heute Abend nach der Rückkehr von Nordstemmen in den Localen des Künstlervereins noch einmal eine gesellige Zusammenkunft zu veranstalten; und es wird der Festgruss des Obergerichtsanwalts Albrecht dort gedruckt vertheilt werden.

Darauf erklärte der Vicepräsident Archivrath Dr. Grotefend die 23. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner für geschlossen.

Schluss der Sitzung $1^1/_4$ Uhr.

Nachträglich ist folgender Vortrag des Herrn Professor Petersen in Hamburg eingesandt worden:

Ueber den Ursprung der Orphischen Hymnen.

Ueber die Zeit, in der die unter Orpheus Namen erhaltenen Hymnen, die zuletzt G. Hermann (Orphica Lips. 1805) herausgegeben hat, entstanden sind, herrschen sehr verschiedene Ansichten. Und doch hängt davon, so wie von Nachweis der Quellen, aus denen sie den Inhalt entlehnen, die Berechtigung ab, sie für Mythologie und Geschichte der griechischen Religion zu verwerthen. Abgesehen von denjenigen, die ihnen ein unbestimmt hohes Alter beilegen, wie der Name andeutet, oder wenigstens in Peisistratos' Zeit setzen, so hat I. H. Voss nicht gewagt, sie unter die Zeit des Peloponnesischen Krieges herabzudrücken, obgleich schon vorher I. G. Schneider und Meiners sie als erst in christlicher Zeit untergeschoben zu erweisen gesucht hatten. Ihnen sind Lobeck (Aglaoph. p. 389) und mit Ausnahme von einigen Hymnen Bernhardy (Gr. Litteratur Bd. 2 S. 354. 2. a.) beigetreten, so wie auch Büchsenschütz (de Hymnis Orph. Berol. 1851). Sie sollen der Zeit der letzten Neuplatoniker angehören und eben aus dieser Richtung hervorgegangen sein. Doch erkennt Bernhardy ganz richtig an, dass sie „nicht in der charakteristischen Weise der echten Neuplatoniker" verfasst sind. Aber wir erfahren nicht, wer denn diesem nicht echten Neuplatonismus angehört habe. Sind etwa Leute gemeint, die, wie Simplikios, sich mehr zum Aristoteles neigten? Aber gerade diese stehen dem Orphischen Wesen am fernsten. Mir ist nicht gelungen unter den Neuplatonikern und in ihrer Zeit eine Richtung zu entdecken, wie sich in unsern Hymnen findet, denen die Emanationslehre so fremd ist als die Abstufung der Götter, die Anlehnung an den Cultus im Sonnendienst so fernstebt, als der eigenthümliche Sprachgebrauch in der Lehre von den Triaden und Aeonen. Für die späteste Zeit der Abfassung scheint dennoch zweierlei zu sprechen: 1) dass weder bei Neuplatonikern, noch bei den sie bekämpfenden Kirchenvätern die geringste Spur von einer Bekanntschaft mit denselben sich findet, dass die Gebrüder Tzetzes im 12 und Johannes Diakonos im 14. Jahrh. die ersten sind, welche sie erwähnen; und 2) die grosse Zahl von Wörtern, die nur in diesen Hymnen vorkommen und zum Theil gegen die Analogie gebildet sind. Büchsenschütz gibt dieselbe, wenn auch zu hoch, auf 150 an. Was erstlich die Nichterwähnung der Hymnen bei andern Schriftstellern betrifft, so ist zu bemerken, dass auch andere Schriften in Poesie und Prosa, deren Alter und Originalität nicht bezweifelt wird, später nicht erwähnt werden, was namentlich von Orphischen Gedichten gilt, deren Titel Suidas u. a. aufbewahrt haben, die aber sonst nirgends, namentlich auch nicht bei den Neuplatonikern vorkommen oder berücksichtigt werden. Wenn also von unsern Hymnen kein Vers bei einem andern Schriftsteller vorkommt, so kann das nicht mehr auffallen, als wenn so viele andre Orphische Gedichte selbst von den Neuplatonikern nicht berücksichtigt sind, die be-

sonders nur die *ἱεροὶ λόγοι* oder *τελεταί* nebst wenigen andern, so wie die aus ihnen entlehnte Theogonie berücksichtigen, nicht einmal die älteren damals doch wohl für echt geltenden Hymnen anführen. Sie benutzten nur, was ihnen besonders zusagte. Die vielen sonst nicht vorkommenden und zum Theil anomal gebildeten Wörter entscheiden eben so wenig für die spätere Abfassung. Abgesehen davon, dass es nicht einmal wahrscheinlich, dass eine im gewissen Sinne absterbende Zeit so productiv in neuen Wortbildungen gewesen sei, so kommt ganz besonders in Betracht, dass gewisse Wortbildungen gewissen Litteraturgattungen eigenthümlich sind. Der Verfasser unserer Hymnen hat selbstverständlich seinen Vorrath an Wörtern aus älteren Hymnen entlehnt, vielleicht auch nach Anologie der in denselben gebräuchlichen Wörter, wenn auch nicht immer mit Glück, neue gebildet. Er kann aber auch manche aus andern Orphischen Gedichten, die er benutzte, wir aber nicht mehr kennen, entlehnt haben. Die alte Hymnenlitteratur ist uns eben zum allergrössten Theile verloren. Wie sehr Hymnen- und Dithyrambendichter, die auch in Betracht kommen, zu neuen kühnen Wortbildungen geneigt waren, wissen wir (Arist. Nub. v. 335 sq.). Hymnen, die, wie die vorliegenden, aus lauter Prädicaten bestanden, waren aber schon in Alexanders Zeit gebräuchlich. Arrian. Alex. V 2. Vergl. Ovid Metam. IV 11 sqq. Die anomale Wortbildung scheint aber besonders in den Zeiten unmittelbar nach Alexander dem Grossen an der Tagesordnung gewesen zu sein, wie daraus zu schliessen, dass Chrysippos über Solökismen und Barbarismen schrieb. Wie viele Wörter kommen bei den Lexikographen vor, die bei keinem Schriftsteller nachzuweisen sind!

Sind nun die Gründe für die späte Abfassung nicht entscheidend, so kann die Widerlegung derselben doch nur dann anerkannt werden, wenn sich nachweisen lässt, dass die Hymnen früher und zu welcher Zeit sie entstanden sind. Und dies zu erreichen soll der Versuch gemacht werden. Wir stellen zuerst die Gründe zusammen, welche eine so späte Abfassung, wenn nicht unmöglich, doch höchst unwahrscheinlich machen, und suchen dann Zeit und Richtung zu bestimmen, aus der sich ihre Entstehung erklärt.

Wären diese Hymnen erst am Ende des vierten oder gar im fünften Jahrhundert n. Chr. G. entstanden, so dürfen wir nicht nur die erst in dieser Zeit entstandenen religiösen Neuerungen, sondern auch die aus den nächsten Jahrhunderten vorher erhaltenen Vorstellungen und Culte mit um so grösserem Rechte berücksichtigt erwarten, da eben in diesen Hymnen das Bestreben vorwaltet, alle fremden und heimischen Götter zu einem Ganzen zu verbinden oder vielmehr dem Grund und Wesen nach als Eins darzustellen. Nun wird aber in denselben keine einzige Gottheit erwähnt, die nach dem dritten Jahrhundert vor Ch. G. in Griechenland zur Geltung gekommen ist. Weder Sarapis noch Mithras wird genannt, deren erster mit dem zweiten Jahrhundert vor Chr. G. im Cultus eine so hervorragende Stelle einnahm, wie in den Jahrhunderten nach Chr. G. der zweite, und die beide einen Mittelpunkt anderer an sie sich anlehnender Götter bildeten. Isis wird ein einziges Mal (41 9) genannt aber ganz beiläufig, nicht in der hohen Bedeutung, die sie seit dem dritten Jahrhundert vor Chr. G. erhielt, indem sie für die Göttinnen einen ähnlichen Mittelpunct bildete, wie Sarapis und Mithras für die Götter. Ammon findet sich so wenig als Osiris. Aeon kommt zwar vor (in d. vorges. *Εὐχή* v. 28), aber nicht wie Neuplatoniker und Gnostiker ihn fassen, sondern wie Euripides (Heraklid. v. 805), als ewige Zeit. Asklepios findet sich, wie schon in Hesiods Fragmenten, aber weder in der Erhebung, die ihm Aristeides und andre im zweiten Jahrhundert gaben durch Gleichstellung mit Apollon und Helios, noch in Verbindung mit dem Aegyp-

tischen Hermes Trismegistos, der bei den Neuplatonikern eine so bedeutende Rolle spielt. Hätte der Verfasser wirklich in bewusster Gelehrsamkeit Aehnlichkeit mit den ältesten Orphischen Weihen affectieren wollen, so würde er gewiss den Adonis, vielleicht gar den Sabazios zu nennen vermieden haben. Aber noch später verbreitete Götter kennt, nennt und feiert er, so den Priapos H. 5, 9[1]) und zwar der höchsten Würden theilhaftig, durch Gleichsetzung mit Protogonos und Phanes. Obgleich er als Localgott älter ist, seine allgemeinere Verbreitung und höhere Würde ist doch spät, und begegnet uns zuerst in der grossen Pompe des zweiten Ptolemäers (Athen. V 209, vergl. Strabo XIII, c. 1, 11 und 13) 285 v. Chr. G.

Um Zeit und Richtung zu erkennen, aus denen die Entstehung der Hymnen zu erklären ist, müssen wir unsre Aufmerksamkeit auf Vorstellungen richten, die ihnen eigenthümlich oder nur mit wenigen Andern gemein sind. Dahin gehört nun erstlich die Vergötterung gewisser Abstractionen, die nie in den Cultus übergegangen sind. Hier ist vor allem *Νόμος* (Gesetz) zu berücksichtigen, der H. 63 als Welt- und zwar sowohl wie Natur- als wie Moralgesetz gepriesen wird. In dieser Bedeutung kommt der Name auch in den Fragmenten der älteren Orphischen Gedichte vor (Procl. in Plat. Alc. p. 220. Tim. II. p. 96), ausserdem aber beim Chrysippos (Fragm. *π. νόμου* bei Marcianus Lex 2. Dig. de Legibus I, 2), der hierin den Orphikern folgt, die er in Vergötterung der Abstraction noch übertrifft oder zu übertreffen scheint, denn bei Geringfügigkeit der Orphischen Fragmente lässt sich nicht mit Sicherheit bestimmen, wie weit er ihnen folgt, wie weit er selbstständig über sie hinaus geht. Zu den Abstractionen, die ausser unsern Hymnen nur bei Chrysippos vergöttert werden, gehören namentlich *Φύσις* (Natur vergl. H. 9 u. Diog. Laërt. VII, 148) und *Δικαιοσύνη* (Gerechtigkeit H. 62). Zwar fehlt für letzteres ein unmittelbares Zeugnis aus Chrysippos, aber wer die Stoische Philosophie kennt, weiss, dass sie alle Tugenden für selbstständige, lebendige, ja körperliche Wesen hielten wie die Götter. Ein tieferes Eingehen in den Vergleich unserer Hymnen mit der Stoischen Lehre, die hier zu weit führen würde, weist eine gleiche Auffassung der *Πρόνοια*, *Ἀνάγκη Εὐνομία*, *Ἐνιαυτός* in beiden nach. Ja eine Vergleichung unserer Hymnen mit den theologischen Fragmenten des Chrysippos, die besonders zahlreich sich in einer Herkulanischen Rolle[2]) erhalten haben, zeigt eine so grosse Uebereinstimmung, dass man an einer Abhängigkeit unserer Hymnen von der Lehre des Chrysippos nicht zweifeln kann, zumal da er in seinen Büchern *περὶ θεῶν* die Gedichte des Orpheus zum Grunde legte oder vielmehr in seinem Sinne ausbeutete und umdeutete. Dass Chrysippos sich aber nicht durch spätere Orphica blenden liess, sondern die ältesten Gedichte dieses Namens vor sich hatte, zeigt die Uebereinstimmung des Herakleitos, der bekanntlich auch seine Lehre durch die Orphische stützte, aus Quellen, die höchst wahrscheinlich unabhängig waren von der Redaction des Onomakritos, denn diese war für Peisistratos Bibliothek und den Attischen Gottesdienst bestimmt, ist also schwerlich gleich in die Oeffentlichkeit und in die Ferne gelangt, dass der noch gleichzeitige Herakleitos sie benutzt haben könnte (Philod. ed. Sauppe. Col. VII).

Demnach muss man geneigt sein, den Verfasser der Hymnen in der Stoischen Schule zu suchen und gar an den Kleanthes den Schüler des Chrysippos zu denken, da dieser Poe-

---

1) Die Zählung der Hymnen bezieht sich auf Gesners, nicht Hermanns Ausgabe.

2) Ein Fragment dieser Rolle ist von mir herausgegeben unter dem Titel: *Phaedri Epicurei de Natura Deorum Fragm.* Hamburg 1833. 4. Nach genauerer Ansicht des Originals ist es als ein Werk des Philodemos *περὶ εὐσεβείας* erkannt und zuletzt von Sauppe herausgegeben Göttingen 1864. 4.

sien und namentlich Hymnen hinterlassen hat. Allein gerade der von ihm erhaltene Hymnus an den Zeus zeigt bei einiger Aehnlichkeit eine viel grössere Verschiedenheit. Es fragt sich demnach, ob sich in unsern Hymnen nicht einige Spuren einer unterscheidbaren Richtung innerhalb der Stoischen Schule nachweisen lassen. Und allerdings glaube ich eine solche gefunden zu haben. Das ist die Verschmelzung der Pythagorischen Lehre, der Chrysippos in mancher Beziehung feindlich gegenüberstand, mit der Stoischen. Und dazu bot die Orphische Lehre, wie von selbst, Uebergang und Vermittelung. In unsern Hymnen tritt dieselbe besonders in Verschmelzung der Stoischen Lehre vom Fatum und der Astrologie mit der Pythagorischen von der Sphärenharmonie hervor, die mythisch an Pan und Apollon angeknüpft wird, obgleich sonst die Stoische Ansicht vom Weltsystem zum Grunde liegt, nach der die Erde die Mitte der Welt einnahm (vergl. H. 25, H. 26, mit H. 6, H. 7, H. 10, und H. 83). Diese Richtung nahm aber die Stoische Philosophie im ersten und zweiten Jahrhundert nach Chr. Geb. Seneca (Ep. 49 und 105) bezeugt sie von seinem Lehrer Sotion, wie er selbst und sein Zeitgenosse L. Annaeus Cornutus dieser Richtung wenigstens im Allgemeinen sich zuneigten, von denen der letzte (*περὶ θεῶν φύσεως*) häufig mit unsern Hymnen übereinstimmt. Spuren von dieser Verbindung der Sphärenharmonie mit dem Fatum und der Macht der Sterne finden sich auch beim Marc Aurel (I, 3 und 27. VI, 43). Kommt diese eigenthümliche Combination sonst nicht vor, so wird die Abfassung unserer Hymnen dieser Zeit angehören müssen, also dem ersten oder zweiten Jahrhundert nach Chr. Geb.[1]) Da mit dem zweiten Jahrhundert die Stoische Lehre verschwindet, so könnte darin zugleich die Erklärung liegen, dass unsere Hymnen, aus dem Nachlass eines der letzten Stoiker stammend, in der nächsten Zeit keine Beachtung und daher auch keine Verbreitung fanden und, nur in einem oder in wenigen Exemplaren vorhanden, viele Jahrhunderte verborgen blieben.

Von dieser Beweisführung sind ausgeschlossen drei Hymnen, von denen Bernhardy einen verschiedenen Charakter und ein höheres Alter nachgewiesen hat (Gr. Litter. §. 100, 3.): 37 an die Kureten, 54 an die Aphrodite und 58 an die Mören, was vielleicht auch von einigen kleineren gilt, bei denen eine sichere Entscheidung aber nicht möglich. In einer weiteren Ausführung der hier ausgesprochenen Ansicht wird anderswo auch von diesen ausführlicher gehandelt werden.

---

1) Ausgesprochen ist diese Ansicht in der Kürze in meiner Gesch. d. Griech. Religion. Allg. Encycl. d. W. u. K. von Ersch u. Gruber Sect. I. Bd. 82. S. 175.

Verhandlungen der pädagogischen Section.

In der pädagogischen Section ist in diesem Jahre nicht, wie es bei früheren Versammlungen üblich war, ein Bogen zur Einzeichnung für die Mitglieder derselben ausgelegt worden; wir sind daher nicht im Stande die Zahl derjenigen Vereinsgenossen, welche sich an den auch diesmal so interessanten und lehrreichen Sitzungen betheiligten, genau anzugeben; können jedoch das anführen, dass ein sehr geräumiger Saal nach der zweiten Sitzung als nicht ausreichend befunden wurde und durch Hinzunahme eines zweiten Zimmers dem Raumbedürfnisse Genüge geleistet werden musste. Wir werden wol nicht irren, wenn wir annehmen, dass sich an den pädagogischen Sitzungen mit wenigen Ausnahmen alle diejenigen Herren betheiligten, welche sich nicht zu einer der übrigen Sectionen hielten. Es bedarf wol kaum der Erwähnung, dass die Herren Mathematiker, deren Specialsitzungen gleichzeitig mit den allgemeinen Versammlungen stattfanden, zahlreich in der pädagogischen Section erschienen. Ausserdem mag hier noch hervorgehoben werden, dass Se. Exc. der Herr Staatsminister Lichtenberg und der Herr Generalschuldirector Kohlrausch mehrfach an den Sitzungen theilnahmen, und der Herr Geh. Regierungsrath Brüel, Generalsecretär im Cultusministerium, keine derselben versäumte.

Für die pädagogischen Verhandlungen waren von verschiedenen Seiten bereits vor Beginn der Versammlung Thesen gestellt, welche wir nach dem Tageblatt hier folgen lassen:

I. Von Herrn Rector Eckstein in Leipzig:

Die gegenseitige Anerkennung der Maturitätszeugnisse in den verschiedenen deutschen Staaten ist trotz aller Verschiedenheit der Prüfungen nicht bloss wünschenswerth, sondern nothwendig.

II. Von Herrn Director Brock in Celle:

A. Betreffend das Privatstudium der Classe Prima.

1) Bei dem gegenwärtigen Verhältnisse der Gymnasial- zu den Universitätsstudien in Norddeutschland ist, wenigstens bezüglich der alten Sprachen, eine Fortsetzung der Gymnasialdisciplinen auf der Universität (ausser bei Philologen) nicht mehr zu erwarten; das Gymnasium muss sich daher so einrichten, dass es für diese einen vollen Abschluss bildet.

2) Als Beweis, dass ein genügender Abschluss erreicht sei, darf die selbständige freie Bewegung des Schülers in dem Gebiete der alten Sprachen angesehen werden. Diese muss erzielt, und wo sie sich in den ersten Spuren zeigt, gepflegt werden. Dazu bedarf es des Privatstudiums.

3) Das Privatstudium wird einerseits nicht materiell productiv zu sein brauchen, andrerseits ebensowenig planloser Liebhaberei nachgehen dürfen, sondern in den bei weitem meisten Fällen auf die Sammlung, Sichtung, Ordnung und Gestaltung der in den Schuldisciplinen gegebenen Materien zu beschränken sein.

Anmerkung. Geistige Beschäftigung leichterer Art, wie eine solche mit der schönen Litteratur, mit Reisebeschreibungen u. s. w., überhaupt alle Beschäftigungen dilettantischen Charakters, soll, in rechtem Maasse gehandhabt, nicht getadelt werden, kann aber nicht die Stelle eines exacten und methodischen Studiums vertreten.

4) Um dieses erreichen zu können, muss die Schule an den Stoffen, welche die alten Sprachen bieten, ein so starkes Interesse zu erzeugen beflissen sein, dass der Schüler den Gegenstand seines Privatstudiums selbst zu wählen und zu bezeichnen vermöge.

5) Dies erreicht die Schule nicht:

a) wenn die Methode der Lehrer die formale Seite des Unterrichts auf Kosten der materialen ungebührlich begünstigt;

b) wenn die Materien des Unterrichts durch die Lectionenvertheilung so zerstückelt werden, dass keine einzige die nöthige Vertiefung gestattet.

6) Ausser Horaz und etwa einer Auswahl griechischer Lyriker darf kein Schriftsteller römischer und griechischer Litteratur in nur zwei wöchentlichen Lehrstunden behandelt werden. Ganz unhaltbar ist demnach das pädagogische Theorem, dass in jeder der beiden Sprachen die Lectionen unter einen Dichter, einen Historiker und einen Rhetoriker, bezw. Philosophen getheilt werden müssen. Die einzige mögliche Frucht solcher Vertheilung würde auf Seiten der formalen Sprachfertigkeit liegen.

7) Der Grundsatz, die wöchentlich zur Lectüre bestimmten Lectionen in jeder der beiden Sprachen unter den Dichter und einen Prosaiker zu theilen, ist unbedingt nur im Lateinischen zulässig.

8) Dagegen fordert der griechische Dichter mindestens drei wöchentliche Lehrstunden, der Prosaiker sogar noch mehr, wenn er stofflich wirken soll. Es würden also im Griechischen 6 Lectionen nur unter der Bedingung ausreichen, dass die griechische Composition zum Schaden der Sache preisgegeben würde.

9) Daher ist es für den griechischen Unterricht das Rathsamste, alle Lehrstunden, mit Ausschluss einer einzigen für die Composition bestimmten, auf die zeitweilige Behandlung eines einzigen Schriftstellers alternierend zu verwenden.

10) Bei einer Theilung der Prima in Unter- und Ober-Prima oder Selecta empfehlen sich folgende Erweiterungen:

Vorausgesetzt nemlich, dass

in Unterprima die Secundaschriftsteller Homer und Livius durch ungetheiltere Lectüre eine solche Fertigkeit und ein solches Interesse der Schüler erzeugen konnten, dass sie sich privatim damit richtig beschäftigen konnten und mochten, und dass

in derselben Classe die Lectüre Platons am Criton und der Apologie, Ciceros an De Officiis oder den Quaest. Tusc. und einigen Reden, Thucydides, Lysias oder Demosthenes oder Aeschines in eben der Weise für eine ungetheiltere Lectüre derselben Schriftsteller in Ober-Prima oder Selecta vorbereitet hat, wie die Secunda für diejenige des Homer und Livius vorbereitete, —

unter diesen Voraussetzungen kann mit Ausschlusz des Horaz, den man mit zwei wöchentlichen Stunden durchführen mag,

a) die Verteilung so getroffen werden, dass alle für die Lectüre bestimmten Lehrstunden der alten Sprachen zeitweilig und abwechselnd auf einen einzigen Schriftsteller aus einer von ihnen concentriert, und

b) die Zahl der für die alten Sprachen bestimmten Lectionen, ohne geringere Resultate zu erzielen, beschränkt werden.

11) Durch diese Beschränkung, so wie ferner durch Reduction der mathematischen Lehrstunden auf drei, endlich durch alternierenden Unterricht in den beiden neueren Sprachen, wo drei Stunden dasselbe leisten, wie ohne Alternierung vier, kann der Ober-Prima oder Selecta ein ganzer Wochentag frei gemacht werden.

12) Allgemeine Vorschriften für die Einrichtung des Privatstudiums lassen sich nicht geben; maassgebend ist die Individualität des Schülers. Darnach wird das Privatstudium zwischen freier Wahl unter Leitung des Lehrers und vollständiger Regelung desselben seitens des Lehrers schwanken.

13) Der Nutzen dieser Einrichtung wird darin zu finden sein, dass

a) die rein receptive Thätigkeit des Schülers beschränkt, seine Selbständigkeit gepflegt und geübt wird;

b) die Concentration seiner geistigen Thätigkeit auf die übrigen Disciplinen günstig zurückwirkt, insonderheit dem deutschen Unterricht den oft vermissten Inhalt gibt;

c) dass endlich die Rathlosigkeit desselben beim Beginn des Fachstudiums auf der Universität wenigstens verringert wird.

B. Betreffend den deutschen Unterricht in der Classe Prima.

1) Die vornehmste Aufgabe des deutschen Unterrichts in Prima ist Sammlung aus den Vertiefungen des ganzen Unterrichts, Verknüpfung derselben unter einander und Orientierung im Gesammtgebiete der Stoffe.

2) Erweiterung und Ergänzung des antiken Gedankenbereichs durch den modernen.

Beides fordert, ausser in dem historischen Bereiche, wo der Geschichtsunterricht diese Aufgabe zu lösen hat, vorzugsweise eine philosophische Propädeutik, die den deutschen Lehrstunden zufällt.

3) Praktische Uebung in der Disposition, Gestaltung und Darstellung verarbeiteter Stoffe.

Rhetorik bietet eine dürftige Hülfe, Lehrbücher der Rhetorik sind geradezu schädlich, weil sie den Schein erwecken, als böten sie die Sache. Im Uebrigen sind die Theile, welche die Lehrbücher der Rhetorik aus der Logik und andern philosophischen Disciplinen zur Bedeckung ihrer Blösse entlehnen, viel besser durch die philosophische Propädeutik beschafft.

4) Die deutsche Litteratur in Anschluss an die classischen Musterwerke, sonst in spärlicher Uebersicht, soweit es das Verständnis dieser fordert.

Eine Discussion einzuleiten hatten sich erboten:

III. Der Herr Director Lehmann in Neustettin: Ueber die Gesundheitspflege der Schule und die Frage, was geschehen muss, um der überhandnehmenden Kurzsichtigkeit der Schüler zu steuern.

IV. Der Herr Conrector Lattmann in Göttingen: Ueber die Methode des Unterrichts in der griechischen Formenlehre auf Grundlage der historischen Sprachwissenschaft.

Nachträglich war noch von Herrn Dr. Ostermann in Cassel folgende These gestellt:

Die Schüler der Gymnasien sind zum Nachtheile ihrer geistigen Entwickelung mit häuslichen Arbeiten für die Schule im Uebermaasse belastet.

Schon die ersten Thesen boten ein so reiches Material dar, dass man von vornherein an eine Behandlung des gesammten aufgestellten Stoffes kaum denken konnte, und so sind denn auch in der That die Fragen über den deutschen Unterricht in der Classe Prima und den Elementarunterricht im Griechischen, so wie die These des Herrn Dr. Ostermann gar nicht zur Besprechung gelangt, was besonders in Betreff der zweiten Frage, deren Behandlung gewiss des Anregenden viel gebracht haben würde, zu beklagen ist. Vor Beginn der vorbereitenden Sitzung wurde den Freunden der Turnkunst ein Schauspiel geboten, indem der für die Schulen der Stadt Hannover angestellte Turnlehrer Herr Metz mit etwa 120 Schülern aus den unteren Classen des Lyceums und der höhern Bürgerschule im Schulhofe des Lyceums Schulturnübungen nach seinem System anstellte, über welche selbst gediegene Kenner des Turnens urtheilten, dass sie ihnen des Neuen nicht wenig geboten hätten. Nach Beendigung dieses Intermezzos begaben sich die Mitglieder in den für die pädagogische Section bestimmten Saal, woselbst dann die

Erste — vorbereitende — Sitzung, Dienstag den 27. September

(Anfang 12 Uhr)

abgehalten wurde, welche Herr Rector Eckstein aus Leipzig, als Vorsitzender der pädagogischen Section in Meissen damit einleitete, dass er der Versammlung vorschlug, den Herrn Schulrath Schmalfuss aus Hannover um die Uebernahme des Vorsitzes zu ersuchen. Da die Versammlung diesem Vorschlage beistimmte, nahm Herr Schulrath Schmalfuss auf dem Katheder Platz und begann etwa mit folgenden Worten:

Ich danke Ihnen, meine Herren, für die Ehre, die Sie mir durch Ihre Wahl erwiesen haben. Ich werde mein Amt nicht ohne einiges Bangen verwalten, da ich weiss, in welchen geschickten Händen dasselbe in den letzten Jahren geruht hat[1]). Ich werde hin und wieder auch etwas versehen, aber ich habe das Vertrauen, dass Sie Nachsicht üben werden; ja, ich weiss gewiss, dass die daraus etwa entstehenden Mängel durch das, was aus der Mitte der Versammlung hervorgeht, ersetzt werden dürften.

Nachdem hierauf Dr. Jördens aus Hannover und Dr. Rambke aus Lüneburg zu Schriftführern der Versammlung erwählt worden waren, fuhr der Herr Vorsitzende fort:

Das nächste, was mir nun obliegt, würde die Bestimmung der Tagesordnung für morgen sein; und da folge ich der Reihe, wie sie im Tageblatte[2]) angegeben ist. Bei der vorjährigen Versammlung hat mein Freund Eckstein eine These über die Maturitätsprüfungen aufgestellt

---

1) In Frankfurt, Augsburg und Meissen hatte Rector Eckstein den Vorsitz geführt.

2) Auch oben in der Aufzählung der Thesen.

und dieselbe steht wieder an der Spitze. Ich ersuche ihn, mit dem Vortrage darüber morgen zu beginnen; derselbe wird jedenfalls — was sehr erwünscht ist — nicht viel Zeit wegnehmen. Dann ersuche ich Herrn Director Brock, die unter IIA bezeichnete These über die Privatstudien der Schüler gefälligst zum Vortrage zu bringen, mir aber zu erlauben, die zweite These über den deutschen Unterricht in Prima vorläufig noch zurückzusetzen. Es empfiehlt sich aber vielleicht, die nachträglich von Herrn Dr. Ostermann eingebrachte These, da sie in den Kreis der Brock'schen hineingreift, gleich morgen an passender Stelle einzureihen; das heisst, ich darf um die Erlaubnis bitten, den zur Besprechung dieser These geeigneten Zeitpunkt bemerklich zu machen. Sollte noch Zeit übrig bleiben, so würde die These unter Nr. IV zur Besprechung gelangen, wenn die geehrte Versammlung nicht vorziehen sollte, eine mathematische These zum Vortrage bringen zu lassen, nämlich die, welche schon in der allgemeinen Sitzung erwähnt worden ist: „In welchem Umfange gehört die Mathematik in die Schule?"

Eckstein: Gegen die letztere möchte ich mich doch zunächst opponieren, da ich es für vortheilhaft halte, dass die Herren Mathematiker zuvor unter sich einig werden, und dann mit ihrem Resultate zu uns kommen, etwa so, dass einer derselben darüber in unserm Kreise vorträgt und wir unsere Zustimmung oder unsere Bedenken zu erkennen geben. Ich habe aber einen andern recht dringenden Wunsch: meiner Meinung nach ist die Lattmann'sche These über die Methode des Unterrichts in der griechischen Formenlehre recht eigentlich eine brennende Frage der Zeit. Ich habe mich ausserordentlich über das Elementarbuch des Collegen gefreut, welches, wesentlich auf den jetzigen Fortschritten der Wissenschaft basiert, endlich unsere Jugend von den abscheulichen Quälereien zu befreien geeignet ist, denen sie bei Erlernung der Declinationen und Conjugationen bisher ausgesetzt war. Ich glaube, die Anregung dieser Frage wird Viele von uns, namentlich uns Aeltere — denn wir hoffen dabei etwas zu lernen — lebhaft interessieren; daher möchte ich lieber für die mathematische These die des Herrn Lattmann vorschlagen.

Vorsitzender: Die mathematische Frage ist bereits in der allgemeinen Sitzung ebenfalls als eine praktische genannt worden. Ich sehe aber keinen Grund zur Abweichung von der Ordnung des Programmes[1]), und ich habe nur zur Erwägung verstellt, ob diese Frage vorausgenommen werden solle. Bei der Opposition auf der einen, der Zustimmung aber auf der andern Seite, würde es naturgemäss sein, diese Reihenfolge beizubehalten und uns zunächst morgen auf die erwähnten Thesen sub No. I und No. IIA zu beschränken; denn ich hoffe, dass der Vortrag nicht allzuviel Zeit wegnehmen wird. Dann würde die These über die Gesundheitspflege in den Schulen, darauf die über den Elementarunterricht im Griechischen zur Verhandlung kommen.

Eckstein: Du musst wirklich denken, dass wir alles nur so aus dem Aermel schütteln können; ich glaube nicht, dass wir so weit kommen.

Vorsitzender: Die Erfahrung lehrt allerdings, dass die Vorsätze weiter reichen, als die Ausführung; trotzdem aber müssen wir dafür Sorge tragen, dass Stoff im ausreichendsten Maasse vorhanden ist.

Eckstein: Ich beuge mich gehorsamst den Anordnungen des Präsidenten.

---

1) Die Thesen waren nach der Zeitfolge der Anmeldung geordnet.

Dr. Müller aus Hannover: Ich ersuche die Versammlung, das Blatt, auf dem die Thesen abgedruckt sind, mitbringen zu wollen; ich werde zwar die Tagesordnung für morgen drucken lassen, nicht aber die ausgeführten Thesen; die des Herrn Director Brock sind für den Wiederabdruck zu umfangreich.

Eckstein: Ich erlaube mir auf einen Punkt aufmerksam zu machen. Es ist sehr zu bedauern, dass die Sitzungszeit der mathematischen Section mit der der pädagogischen zusammenfällt, so dass viele der Herren aus jener Section wider ihren Wunsch an dieser theilzunehmen behindert sind.

Vorsitzender: Die Herren Mathematiker haben sich schon constituiert; es würde aber wol gut sein, wenn ich mich in Betreff dieser Frage mit ihnen in Verbindung setzte; auch glaube ich, als Präsident dazu berechtigt zu sein.

Nachdem Eckstein seine Zustimmung ausgesprochen, und der Herr Vorsitzende vergebens gefragt hatte, ob einer der Anwesenden irgend etwas zur Sprache zu bringen habe, wurde die erste Sitzung geschlossen.

(Schluss $12^1/_2$ Uhr.)

Zweite Sitzung, Mittwoch, den 28. September, Anfang 8 Uhr.

Nach einer kurzen geschäftlichen Mittheilung ersuchte der Herr Vorsitzende den Herrn Rector Eckstein, zur Behandlung seiner Thesis überzugehen. Dieser begann etwa folgendermassen:

Meine Herren! Ich möchte in diesem Kreise einen Gegenstand zur Verhandlung verstellen, der für Viele im deutschen Vaterlande, namentlich Grenzbewohner — ich erinnere an die Harzgegenden, die thüringischen Lande, die Enclaven — von grosser Wichtigkeit ist. Gegenwärtig besteht nehmlich ziemlich allgemein das Gesetz, dass in den einzelnen Ländern nur die auf inländischen Gymnasien erworbenen Maturitätszeugnisse zur Ertheilung von Stipendien und zur Zulassung zur Staatsprüfung gesetzliche Geltung haben. Nur einzelne Ausnahmen sind durch die Nothwendigkeit veranlasst worden. So z. B. hat Preussen die Maturitätszeugnisse der militärisch annectierten Länder anerkannt, oder lässt die Zeugnisse des Pädagogiums in Ilfeld gelten, weil manche preussische Landeskinder, namentlich aus der Grafschaft Wernigerode, die dortigen Wohlthaten geniessen; oder die hannöversche Regierung hat das nehmliche in Betreff einiger Braunschweigischen Gymnasien zugestanden. Oder — um das grosse Herzogthum Anhalt zu berühren — es hat die Behörde des seligen Anhalt-Köthen auch die bernburger Zeugnisse anerkannt, wenn gewisse Prädicate für die einzelnen Gegenstände ertheilt waren. Doch das ist eben nur ein Ausnahmezustand; aus dem regelmässigen Verfahren erwachsen für Viele weitere Uebelstände. Ich habe es oft erlebt, dass Anhaltiner, die ein preussisches Reifezeugnis erworben hatten, zu Haus die Prüfung noch einmal machen mussten, und von den über ihren Schulbesuch im Auslande ohnehin erbitterten Collegen mit besonderer Strenge behandelt wurden. Ich habe in Sachsen erlebt, dass ein Landeskind, obwol mit einem sehr guten preussischen Reifezeugnis versehen, auf der heimatlichen Universität nicht immatriculiert wurde, sondern rasch seine Prüfung wiederholen musste, um nur nicht das akademische Halbjahr ganz zu verlieren. Solche Erfahrungen

haben mich veranlasst, den Satz zur Erörterung zu bringen, dass die gegenseitige Anerkennung der Maturitätszeugnisse in den verschiedenen deutschen Staaten wünschenswerth, ja nothwendig sei; nicht als hätten wir in diesem Kreise die Absicht, auf die Staatsregierungen irgendwie einzuwirken, sondern nur um eine rein theoretische Erörterung hervorzurufen. Nehmen sich diese die hohen Regierungen ad notam, dann ist es gut. Ich meine, die Nothwendigkeit, die Maturitätsprüfungen im Inlande zu machen, sei zunächst ohne alle Bedeutung für die Universität selbst. — Ich übergehe die Frage über die Nothwendigkeit der Maturitätsprüfungen, gegen die ich mich principiell erklären muss, als nicht hierher gehörig; aber da sie einmal gesetzlich bestehen, so müssen wir uns danach richten. — Nun aber sind die deutschen Universitäten in der Art liberal geworden, dass wenigstens in Norddeutschland viele derselben, ohne nach der Reife zu fragen, Pharmaceuten, Chemiker, Schüler polytechnischer Anstalten, sogar Oekonomen ruhig unter die akademischen Bürger aufnehmen. Darum ist die Universitätsbehörde jetzt weder in die Notwendigkeit versetzt noch berechtigt, nach dem Maturitätszeugnisse überhaupt zu fragen, oder gar zu verlangen, dass die Prüfung im Inlande bestanden sei. Bei den sogenannten Ausländern ist ja immer eine liberalere Praxis beobachtet worden. Ferner kann es auch dem Staate ziemlich gleichgültig sein, wo das Maturitätszeugnis erworben ist. Ich gehe nehmlich von dem Grundsatze aus, dass der Staat volles Recht hat, bei der Prüfung, die zum Staatsdienste befähigen soll, mit aller Strenge zu verfahren und dabei die Landeskinder gewissenhaft zu prüfen. Ich gehe aber auch einen Schritt weiter. Ich glaube, dass der noch in vielen Ländern bestehende Collegienzwang eigentlich mit der akademischen Lernfreiheit im Widerspruche steht. Wo Einer seine Kenntnisse erworben hat, kann dem Staate ganz gleichgültig sein, es ist nur erforderlich, dass man sie erworben hat und den gesetzlichen Nachweis darüber liefert. Und in dieser Beziehung würde es gar nicht darauf ankommen, grosse Vorschriften zu machen. Mir sind so ziemlich die Maturitätsreglements eines jeden Landes und Ländchens bekannt, und da finde ich keineswegs sehr grosse Verschiedenheiten. Allerdings existiert ein kleiner Unterschied zwischen Nord und Süd, aber auch nicht allgemein. Der lateinische Aufsatz z. B. macht eine Differenz. Ob er in Hannover wieder eingeführt ist, ist mir unbekannt. Im Uebrigen finde ich keinen wesentlichen Unterschied; und darum meine ich, so gut wie in einer Reihe von materiellen Fragen — in Münze und Gewicht, im Handelsrecht, bald auch im Civilprocess — eine Einigung hat herbeigeführt werden können, so könnten die Staaten in dieser Beziehung um so mehr von ihrem Souveränetätsrechte abgehen, als im Wesentlichen die Einrichtung der Maturitätsprüfung ziemlich conform ist. Ich will damit keineswegs eine Conformität der Prüfungen selber verlangen — es wird ja ein Jeder mit dem, was er in seinem eignen Lande hat, zufrieden sein — sondern trotz aller etwaigen Verschiedenheiten, trotz aller Doppelnummern und einfachen Prädicate wünsche ich, dass wir uns dahin aussprechen, dass die Anerkennung der Maturitätszeugnisse der verschiedenen deutschen Länder als wünschenswerth, ja nothwendig von uns anerkannt werde. Mit diesen wenigen Worten wollte ich meine Thesis begründen.

Professor Steinhardt aus Pforta: Der von Herrn Rector Eckstein zur Sprache gebrachte Gegenstand ist ein kleiner Baustein zum Gebäude der deutschen Einheit. Vor etwa 40—50 Jahren war dieser Gegenstand ebenso wenig auf dem Wege zur Einheit, als die grösseren Beziehungen, die das deutsche Vaterland einigen. In einigen Ländern gab es noch keine Maturitätsprüfung, in andern eine übermässig strenge. Seitdem ist eine immer mehr sich vollendende Ausgleichung auch in den wissenschaftlichen Beziehungen und Formen der

einzelnen Gymnasien Deutschlands — abgesehen etwa von Oesterreich — eingetreten, so dass auch in dieser Hinsicht Deutschland mehr und mehr seiner Einigung entgegensieht. Aber die Verschiedenheit der Forderungen macht allerdings noch grosse Schwierigkeiten. Auf eine solche kleine Verschiedenheit, wie sie in den Forderungen in Betreff des lateinischen Aufsatzes besteht, möchte ich nun kein Gewicht legen; aber auf einen andern Punkt. So lange nämlich die Abiturientenprüfung noch besteht — sie wird aufhören, wenn das Gymnasium sein Ideal erreicht hat, — lege ich ein besonderes Gewicht darauf, dass in einzelnen deutschen Staaten das Griechische kein obligatorischer Lehrgegenstand für alle Facultäten ist. Ich würde nun allerdings darin kein Hindernis für eine sofortige Einigung finden, aber in einem Punkte bin ich mit dem Herrn Antragsteller nicht ganz einverstanden. Denn wenn er sagt, dass unsere Discussion nicht darauf berechnet sein solle, auch auf die Behörden der einzelnen Staaten Einfluss zu üben, so glaube ich im Gegentheil, dass dieselbe eine bedeutende moralische Kraft haben wird, zumal wir das Glück haben, so intelligente Vertreter der Schulverwaltungen intelligenter Staaten unter uns zu sehen. Ich kann es verfolgen, wie der fast in allen Staaten aufgehobene Gymnasialzwang seit etwa 30 Jahren dadurch wieder eingeführt worden ist, dass die Reifeprüfungen des einen Staates in dem andern zu gelten aufgehört haben. Wir hatten in der Pforte vor etwa 30 Jahren nicht selten das Glück, tüchtige junge Leute aus Hannover und Braunschweig zu sehen, das hat aber ganz aufgehört, weil sie dort das Examen noch einmal würden machen müssen. Diese Erfahrung wird sich gegenwärtig oft, namentlich in Anstalten, die an Grenzen liegen, geltend machen. Ich wiederhole noch einmal den dringenden Wunsch, dass wir uns über diesen zeitgemässen Gegenstand verständigen, wir müssen uns allerdings die Schwierigkeiten nicht verhehlen, aber sie werden gewiss bald überwunden werden. Und gerade solche Erörterungen werden die aufgeklärten Staatsregierungen dahin bringen, auch auf diesem Felde eine ähnliche Einigung anzustreben, wie sie auf materiellen Gebieten bereits erreicht worden ist.

Vorsitzender: Wünscht nicht einer der Herren ein Wort der Berichtigung und Ergänzung zu dem, was Herr Professor Steinhardt vorgetragen hat, zu sagen? Es würde mir lieb sein, aus demjenigen Lande, in dem das Griechische nicht obligatorischer Unterrichtsgegenstand ist, etwas zu erfahren. Meines Wissens gibt es ein solches nicht mehr. In Preussen ist das Griechische durchaus obligatorisch, seit die Realschulen eingeführt sind. Einen zweiten Punkt möchte ich ebenfalls noch betonen. Wenn ich den Herrn Antragsteller richtig verstanden habe, so ist es nicht seine Meinung gewesen, dass das, was die Versammlung als wünschenswerth und nothwendig bezeichnet, ohne Erwägung bei den Regierungen bleiben werde; er hat nur ablehnen wollen, dass ein unmittelbarer Einfluss von hier aus geübt werden solle.

Geh. Regierungsrath Firnhaber aus Wiesbaden: Nicht dass ich in Betreff der Thesis von meinem Freunde Eckstein irgend abweichender Meinung wäre, erhebe ich mich, sondern nur um zu sagen, warum von den Schulverwaltungen, so wünschenswerth es auch sein mag, dennoch nicht schon jetzt zur Erledigung dieser Frage geschritten werden kann. Meine Herren! Gleiche Rechte setzen gleiche Verpflichtungen voraus. Man erwirbt sich durch Erlangung eines Reifezeugnisses ein Anrecht an einen Staat, und erkauft dies oft nicht nur durch bedeutende materielle Ausgaben, sondern auch durch Zeitaufwand. Ich will Sie nur daran erinnern, dass in Süddeutschland — so in Hessen-Darmstadt und Baden — ein achtjähriger Gymnasialcursus gesetzlich ist. In Nassau hat man erst seit etwa 10 Jahren einen

neunjährigen eingeführt, geht aber auf das dringende Ersuchen der Kammern damit um, denselben wieder in einen achtjährigen zu verwandeln. Nun weiss ich in der That nicht, wie man das ausgleichen soll. Ich setze folgenden Fall: ein Land mit einem neunjährigen Cursus ist ganz von Ländern mit achtjährigem Cursus umgeben. Da werden die Schüler des ersten Staates häufig in dem anderen die Maturität in acht Jahren zu erreichen suchen, die sie in ihrem eignen Lande nur durch einen neunjährigen Cursus erwerben könnten. Meine Herren! Das sind bedeutende Hindernisse, und ich will damit nur erklären, weshalb die Schulverwaltungen nicht ohne Weiteres von vorn herein darauf eingehen können. Ich wiederhole: Gleiche Rechte verlangen auch gleiche Pflichten. Da scheint mir die preussische Regierung — wie ich im Verwaltungsblatte gelesen habe — einen entscheidenden Schritt gethan zu haben, indem sie durch einen Ministerialerlass erklärt hat, dass man zwar nicht generell den Grundsatz aussprechen wolle, aber überall von solchen auswärtigen Gymnasien, von denen man die Ueberzeugung hegen könne, dass sie die Bildung der Jugend mit derselben Genauigkeit, Schärfe und Gewissenhaftigkeit, wie die preussischen Anstalten, zu erreichen strebten, die Reifezeugnisse wie die inländischen anerkennen werde. Das ist schon ein grosser Schritt zur Einigung, wenigstens ein Antrieb für eine ganze Reihe von angrenzenden Gymnasien, ich will nicht sagen, Staaten, diese Stufe zu erreichen und zu behaupten, auf der sie in Besitz dieses Rechtes gelangen können. In andern Staaten hat man andere Mittel. Im Nassauischen z. B. ist die Einrichtung getroffen, dass ein in einem Lande, welches ebenfalls einen neunjährigen Cursus hat, erworbenes Reifezeugnis die Geltung eines inländischen haben soll. Die Herren sehen, dass auf diese Weise auch der in fremden Staaten gewonnenen Bildung ein gleiches Gewicht beigelegt wird. Entschuldigen Sie, dass ich nur glaube auf Schwierigkeiten aufmerksam machen zu müssen. Darin stimme ich ja vollkommen mit dem Antragsteller überein, dass es sehr wünschenswerth ist, wenn auch in dieser Beziehung ein Baustein zur Einheit Deutschlands gelegt werden könnte; lieber aber wäre es mir gewesen, wenn wir auch die Bedingungen, unter denen es allein möglich sein würde, zur Discussion hätten bringen können. Wenn man unsere Maturitätsgesetzgebung mit der Civilprocessordnung verglichen hat, so mache ich darauf aufmerksam, dass diese ausdrücklich durch Commissionen den allgemeinen Grundsätzen nach festgestellt worden ist. So weit sind wir bisher aber in unserm Schulwesen noch nicht gelangt. Dieser Unterschied ist also wol hervorzuheben.

Geh. Regierungsrath Brüel aus Hannover: Ich kann mich im Ganzen dem anschliessen, was von dem geehrten Herrn Vorredner geäussert worden ist. Mit dem Wünschenswerthen des Ziels, welches der Antrag ins Auge gefasst hat, bin ich durchaus einverstanden. Es ist nur die Frage, ob wirklich die Voraussetzungen vollständig vorhanden sind, und ob diese Voraussetzungen uns schon erwiesen vorliegen, unter denen man überhaupt den Antrag und dessen Erfülluug für möglich halten kann. Da scheint mir nun namentlich zweierlei unterschieden werden zu müssen. Es ist von dem geehrten Antragsteller darauf hingewiesen, welche Misstände es habe, wenn man auf der Universität bei der Aufnahme Reifezeugnisse eines bestimmten Staates fordert; und was diese Seite betrifft, so meine ich, würde es durchaus unbedenklich sein, dass überhaupt auf den Universitäten kein Zeugnis der Reife erfordert würde, und das ist die Stellung, die unsere Gesetzgebung dazu auch schon einnimt. Etwas Anderes ist die Anforderung, die man zu stellen hat, wenn Jemand in die Dienste eines andern Staates eintreten will. Es ist anerkannt, dass, falls man überhaupt die Anfor-

derung der Schulreife stellt, man dann von Seiten des Staates auch die Ueberzeugung haben muss, dass nun eben diese Schulreife für diejenigen, welche in den Dienst des Staates eintreten wollen, auch vorhanden sei. Kann diese Gewissheit durch die Zeugnisse aller übrigen deutschen Staaten gegeben werden, dann gewiss ist es nicht bloss wünschenswerth, sondern auch nothwendig, alle Reifezeugnisse anzuerkennen. Die Frage ist aber, ob diese Gewissheit mit jedem fremden Reifezeugnisse gegeben ist. Um diese Frage zur Reife zu bringen, müssten wir zuvor vollständig wissen, welches die Anforderungen in Betreff der Reifezeugnisse in den einzelnen Staaten sind. Ja, ein Zweites ist noch von grösserer Wichtigkeit, wir müssten auch wissen, ob die Einrichtungen in den andern Staaten so getroffen sind, dass diese gesetzlichen Forderungen auch in gleichem Sinne inne gehalten werden. Treffen diese Voraussetzungen zu, so wird man sich unbedingt für den Antrag erklären können; ich glaube aber auch nur dann. Ob sie zutreffen, das ist mir noch nicht gewiss geworden. Können wir auf einmal die Gesetzgebungen der einzelnen Staaten vollständig übersehen? und ob diese gesetzlichen Anforderungen erfüllt werden, davon ist bisher noch gar nicht die Rede gewesen. Ich glaube, so lange man noch nicht die Möglichkeit sieht, dass die Voraussetzungen, unter denen allein dem Antrag stattgegeben werden kann, vorhanden sind, und dass diese Voraussetzungen wirklich erfüllt werden, kann man sich nicht einfach für eine solche Nothwendigkeit der gegenseitigen Anerkennung der Maturitätszeugnisse aussprechen. Vorläufig, so lange man diese Gewissheit noch nicht hat, ist das Verfahren das allein richtige, welches als das von Preussen beobachtete genannt ist, und das auch hier in Hannover vielfach angewendet wird, dass man nämlich in einzelnen Fällen das Reifezeugnis, welches die nöthigen Garantieen bietet, sofort anerkennt und dasselbe den inländischen Zeugnissen gleich stellt.

Eckstein: Ich freue mich, dass zwei mit der Schulverwaltung vertraute Männer auf etwaige Schwierigkeiten aufmerksam gemacht haben. Die eine ist die Differenz zwischen dem acht- und neunjährigen Cursus und die Gefahr, dass Mancher aus einem neunjährigen Lande in einem achtjährigen die Schule zu absolvieren suchen würde. Neunjährig ist meistens der Cursus im nördlichen Deutschland. Nun, dass Einer von Norddeutschland nach Süddeutschland hinaufziehe, befürchte ich durchaus nicht. Es kommen hier eben nur die Grenzländer in Betracht. Darauf würde ich also kein so grosses Gewicht legen. Wol aber ist auf eins vielleicht nur leise hingedeutet worden, was auch Herr Geh. Regierungsrath Firnhaber in Betreff Preussens geäussert hat. Das dürfen wir Schulmänner uns nicht verbergen, dass innerhalb ein und desselben Gesetzes die Bestimmungen ausserordentlich verschieden gehandhabt werden. Es ist nirgends anzuerkennen, dass an allen Schulen desselben Landes das Gesetz gleichmässig zur Anwendung gelange. Nun schickt man zwar königliche Commissarien in die Prüfungen — der Herr Präsident wird mir das nicht übel nehmen — um dadurch die rechte Conformität in die Prüfungen zu bringen, aber auch ein solcher wird nicht eine vollständige Gleichheit herbeiführen können, da ja die Einrichtung der Prüfung wesentlich aus der Mitte des Lehrercollegiums hervorgeht. Wenn nun aber darauf hingewiesen ist, dass das preussische Verfahren eine besondere Billigung verdiene, insofern es der Regierung überlassen sei zu prüfen, ob eine betreffende ausländische Anstalt die nöthigen Garantieen gewähre, so möchte ich auf die Schwierigkeit aufmerksam machen, dass der betreffende Staat einen Commissarius in das Nachbarland schicken muss, um sich erst persönlich von den Leistungen der Schule zu überzeugen. Das ist ja auch von Preussen mit den durch Militärconventionen verbundenen Ländern geschehen. Ob man auch von Seiten Hannovers irgend einem braun-

schweigischen Gymnasium zugemuthet hat, sich zu legitimieren, ist mir zweifelhaft. Aber auch dafür würde ich nicht sein, da es doch nur zu einem subjectiven Urtheile des betreffenden Ministerialrathes oder Mitgliedes des Oberschulcollegiums führen würde. Wenn nicht eine eigentliche Prüfung vorausgegangen ist, ist auf das Urtheil kein grosses Gewicht zu legen. Ich glaube, wenn es das Bedenken ist, ob die Einrichtungen überall gleichmässig innegehalten werden, so liegt doch ein Misverständnis vor. Ich will mit meinem Antrage nicht gesagt haben, dass alle diejenigen, welche in irgend einem deutschen Lande eine Reifeprüfung bestanden haben, auch auf Grund dieses Zeugnisses in jedem deutschen Staate zur Staatsprüfung zugelassen werden sollen. Da wollen wir unsere Vaterländer in dieser Beziehung getrost festhalten. Das hängt ja dann von den Regierungen ab. Mein Antrag geht nicht weiter, als dass für den Besuch der Universität es den Regierungen ziemlich gleichgültig sein könne, wo Jemand seine Reife erworben habe, und dass in dieser Beziehung die Anerkennung der Maturitätszeugnisse in den verschiedenen deutschen Staaten wünschenswerth, ja meinetwegen auch nothwendig sei.

Brüel: Ich habe allerdings angenommen, dass der Antrag ursprünglich viel weiter geht. Wenn er in dieser Weise beschränkt wird, so würde ich allerdings gar Nichts dagegen haben; ich würde noch weiter gehen. Ich verlange für die Aufnahme auf der Universität überhaupt keinen Nachweis der Reifeprüfung. (Zustimmung von Seiten Firnhabers.) Ich muss auch bekennen, nicht zu wissen, dass wir überhaupt gegenwärtig noch in dem Stadium sind, wo das Vorzeigen eines Reifezeugnisses das Recht zur Aufnahme auf der Universität nach sich zieht. Ich meine in der That, dass wir alle geglaubt haben, die Thesis hätte einen grössern Umfang. Denn das ist doch etwas Geringes, dass wir bloss die Zulassung zur Universität als wünschenswerth hinstellen. Eine ganz andere Sache ist die Zulassung zum Staatsdienste auf Grund eines solchen Zeugnisses. Meine Herren! Das wäre viel bedeutender als das erste, und so habe ich es aufgefasst und gesagt, das wäre wünschenswerth und anerkennenswerth. Ich weiss recht wol, dass die Einwohner der kleinen Staaten viel günstiger gestellt sein würden als die der grösseren; aber ich habe geglaubt, dass wir uns als Kinder desselben Vaterlandes ansehen.

Eckstein: Wenn Wir einmal dahin kommen, so werden wir das ja freudig begrüssen; aber der Particularismus wird in dieser Beziehung nicht so rasch beseitigt werden. So weit gehen meine Hoffnungen noch nicht. Ich gehe langsam vorwärts und werde mich zunächst begnügen, wenn die Maturitätszeugnisse auf der Universität Anerkennung finden. Ich glaube im Anfang mein Verhältnis ziemlich klar gemacht zu haben. Also wenn ein anhaltinisches Landeskind auf einem preussischen Gymnasium seine Reifeprüfung gemacht hat, so wird das Zeugnis nicht anerkannt, er wird nicht einmal auf der Universität immatriculiert.

Firnhaber: Ich sehe in der That einen Unterschied nicht ein. Die Schulverwaltung tritt doch erst ein, wenn es sich um die Zulassung zur Staatsprüfung handelt. Dann fragt es sich, ob die akademischen Studien gemacht sind. Für kleinere Staaten ist es ganz einerlei, wo sie gemacht sind; es müssen nur ein Maturitätszeugnis und ein Nachweis über die drei beziehentlich vier Studienjahre beigebracht werden. Das sind die Bedingungen zur Zulassung zum Staatsdienste. Ob nun nicht die Staatsprüfungen sehr geschärft werden dürften, das ist eine Ansicht, deren Erörterung uns hier zu weit führen würde, von der ich also absehe.

Director Ranke aus Berlin: Nur eine factische Bemerkung. Nicht bloss die Reifezeugnisse, sondern auch die Zeugnisse der wissenschaftlichen Prüfungscommission in Göttingen

werden in Berlin so anerkannt, dass junge Leute, welche nach bestandener Prüfung aus Göttingen kommen, unmittelbar zum Staatsdienste, namentlich als Lehrer zugelassen werden. Der Sohn des sel. Professor Schneidewin und ein anderer junger Candidat sind auf diese Weise bei mir eingetreten. Sogar die Zeugnisse der Maturitätsprüfungscommission in Göttingen werden also ohne neue Prüfung bei uns anerkannt.

Eckstein: Ja, das ist ganz natürlich. Wer in der Noth ist, nimmt wol, was er bekommen kann, und fragt nicht, woher. Westphalen hat sich aus Hessen-Cassel recrutiert.

Ranke: Wir gehen also in der That viel weiter, als der Herr Eckstein eigentlich gehen will.

Vorsitzender: Sollte ich vielleicht einen der Herren übersehen haben, welcher das Wort begehrt, so bitte ich ihn, sich deutlich zu zeigen. Wir dürfen nun wol die Discussion als geschlossen ansehen. Obwol ihr Resultat mir etwas schwer fassbar ist, so will ich doch versuchen dasselbe im Sinne des Antragstellers wiederzugeben. Also: „Die gegenseitige Anerkennung der Maturitätszeugnisse in den verschiedenen deutschen Staaten ist trotz aller Verschiedenheit der Prüfungen nicht bloss wünschenswerth, sondern nothwendig.“ Es ist darauf aufmerksam gemacht, dass dies eben zwei Anträge sind. Bei der Erläuterung und Begründung des Antrages ist auf die Uebelstände hingewiesen, welche aus einer Nichtanerkennung der in einem andern Staate erworbenen Reifezeugnisse zunächst auf der Universität verursacht werden. Es ist dagegen bemerklich gemacht, dass wol kaum eine Universität die Aufnahme an ein bestimmtes Reifezeugnis knüpfe. Das Gegenteil ist von dem Antragsteller bezeugt. Der zweite bei der Entgegnung betonte Punkt betrifft den Einfluss der Reifezeugnisse auf die Verwendung im Staatsdienste; und es ist mir bei dem Vortrage des Herrn Antragstellers so vorgekommen, als wenn das gerade die Hauptsache sein solle. Es sollen die einzelnen deutschen Regierungen ein irgendwo in Deutschland erworbenes Reifezeugnis als so gültig anerkennen, dass, wenn überhaupt eine Bedingung nothwendig ist, es diese sofort erfüllt, da die bei den Reifeprüfungen zu erstrebende Gleichmässigkeit, nach den Instructionen zu urtheilen, welche der Herr Antragsteller sich sicher wol genau angesehen hat, thatsächlich vorhanden sei. Ich gebe nun zu erwägen, dass wir den Antrag eben in zwei Theile theilen, und im weitesten Sinne des Wortes sagen: „Die gegenseitige Anerkennung der Maturitätszeugnisse in den verschiedenen Ländern ist trotz der Verschiedenheit der Prüfungen wünschenswerth,“ und gegen den so beschränkten Antrag wird sich wol keine dissentierende Stimme im Saale finden. Ich glaube, das zweite wird ein idealer Antrag sein, der, wenn ich den Herrn Antragsteller richtig verstanden habe, dahin geht, dass die Nothwendigkeit, die Zeugnisse für alle Bedingungen, welche hernach im Staate erfüllt werden sollen, gelten zu lassen, auch ins Leben geführt werden möge.

Director Brock aus Celle: „Für die Aufnahme auf der Universität ist es nothwendig u. s. w.“

Vorsitzender: Ich glaubte, wenn ich den Antrag so stellte, wehe zu thun.

Eckstein: Mir thut Niemand wehe damit. Da noch ein Misverständnis obzuwalten scheint, will ich meine Meinung noch einmal kurz sagen. Ich glaube aus meinem Beispiele ist meine Ansicht ziemlich klar geworden, dass nämlich die einzelnen Staaten die Zeugnisse ihrer Landeskinder, welche durch äussere Verhältnisse in einem benachbarten Lande ihre Schulbildung zu suchen gezwungen sind, auch dann gelten lassen, wenn diese zur Staats-

prüfung gelangen. Das ist das Einzige, was ich bisher gewünscht habe, nicht im ganzen deutschen Vaterlande.

Firnhaber: So viel ich sehe, ist Herr Rector Eckstein gegenwärtig gerade dieser Ansicht. Denn wenn Sie sagen, dass allein in den einzelnen deutschen Staaten diese Anerkennung erfolgen soll, so gilt das gewiss, wenn wir alle zusammenfassen, für ganz Deutschland. Ich weiss gar nicht, in welcher Weise das beschränkt werden sollte. Wir hoffen ja, dass sich alle deutschen Staaten in solcher Weise einigen sollen. Nicht etwa nur ein anhaltinisches Zeugnis soll für Preussen Geltung haben, weil Anhalt Preussen benachbart ist, sondern in gleicher Weise soll dort ein nassauisches und darmstädtisches Zeugnis Anerkennung finden. Das wäre eine Aufgabe für uns. Das wäre nach meiner Meinung wünschenswerth und zu erstreben, wenn die nöthigen Vorbedingungen gefunden würden, und die liessen sich vielleicht finden.

Eckstein: Ich werde das gewiss freudig begrüssen. Aber ich habe mich auf den bescheidenen Standpunkt gestellt, auf dem wir im Augenblick stehen. Das ideale Ziel zu verfolgen, ja das ist auch mir höchst erfreulich, aber zur Freizügigkeit auf dem Gebiete des höhern Schulwesens sind wir noch lange nicht gekommen.

Conrector Ebeling aus Celle: Es haben sich bis jetzt zwei Auffassungen geltend gemacht; zuerst die: jedes Reifezeugnis eines deutschen Gymnasiums hat etwa die Bedeutung eines obrigkeitlichen Erlaubnisscheines, auf jeder deutschen Universität zu studieren. Dann die: jedes Reifezeugnis eines jeden deutschen Gymnasiums ist eine Legitimation, um in jedem deutschen Staate eine Staatsprüfung zu bestehen und in den Staatsdienst einzutreten. Die erste Auffassung erklärt Herr Rector Eckstein für zu eng, die zweite für zu weit. Ich möchte daher den Herrn Rector bitten, zu erklären, welche dritte Auffassung er für die seinige ausgibt.

Eckstein: Ich will es kurz machen. Wiederholt habe ich darauf hingewiesen, dass alle diejenigen, welche über die Grenze unseres Landes kommen, als Ausländer betrachtet werden. Vergleichen Sie die Verzeichnisse aller deutschen Universitäten. Nun aber verlangt jedes deutsche Vaterländchen von seinen zukünftigen Staatsdienern, so weit nicht Ausnahmen gemacht sind, dass die Reifeprüfungen auf einem inländischen Gymnasium gemacht werden, und ist diese Bedingung nicht erfüllt, so lässt man den jungen Mann nicht zur Staatsprüfung zu. Darum, weil wir ja von dem schönen Ziele der Einheit noch weit entfernt sind, muss man wenigstens jetzt das erreichen: Die einzelnen deutschen Staaten machen keine Schwierigkeiten, wenn ein Inländer seine Reifeprüfung und seine Schulzeit nicht auf einem Gymnasium des engern Vaterlandes, sondern auf einem benachbarten des weitern Vaterlandes abgemacht hat. Das ist der einfache Sinn.

Director Göbel aus Fulda: Vorher hat Herr Rector Eckstein eine Beschränkung aufgenommen, etwa dahin gehend, dass die Reifezeugnisse derjenigen Landeskinder, welche, durch äussere Verhältnisse gezwungen, die Prüfung in einem benachbarten Staate gemacht haben, Anerkennung finden sollten. Dieselbe ist bei der jetzigen Motivierung zu meinem Bedauern weggefallen. Hierin liegt gerade die Mitte zwischen den beiden entgegengesetzten Ansichten, die wir so eben gehört haben. Die Uebelstände in der gegenwärtigen Lage der Sache ergeben sich wesentlich daraus, dass Jemand, der lediglich durch äussere Verhältnisse zum Besuch eines auswärtigen Gymnasiums gezwungen ist, nach seiner Rückkehr in die Heimat die Prüfung zu wiederholen hat. So findet auch wol die von Herrn Geh. Reg.-Rath

Firnhaber hervorgehobene Schwierigkeit ihre Erledigung, Es lässt sich wol durch irgend eine gesetzliche Bestimmung leicht verhindern, dass Einer ohne genügenden Grund aus einem Lande, wo neunjähriger Cursus besteht, das Nachbarland mit seinem achtjährigen Cursus aufsucht. Wir müssten also wol noch eine andere Formulierung des Antrages versuchen, etwa durch einen Zusatz, eine ähnliche beschränkende Bestimmung,, wie die des Herrn Rector Eckstein.

Rector Ziel aus Hildesheim: Ich wünschte, dass Herr Rector Eckstein den Antrag in dem allgemeinen Sinne, wie ihn von Anfang an die Versammlung wol allgemein verstanden hat, nehmen, das Wort „nothwendig" streichen und „wünschenswerth" allein stehen lassen wollte.

Eckstein: Mit dem grössten Vergnügen.

Vorsitzender: Es muss ausdrücklich die Bedingung als solche bezeichnet werden: Die Reifezeugnisse irgend eines deutschen Staates sollen in allen anderen Geltung haben, vorausgesetzt dass die Bedingungen, sei es beim Besuche der Universität, sei es bei Anstellung im Staatsdienste, erfüllt werden.

Eckstein: „Trotz aller Verschiedenheit der Prüfungen ist es wünschenswerth"; so kommen wir über alle Schwierigkeiten am leichtesten weg.

Vorsitzender: Die Schwierigkeiten, welche dem entgegenstehen, sind so ziemlich klar geworden: sie liegen in den Schulen ebenso sehr, als in der Gesetzgebung. Die ersteren dürften sich nur auf die verschiedenen Curse erstrecken, die erst durch Instructionen geregelt werden müssten. — Es ist dies also eine Kundgebung: „Dass die gegenseitige Anerkennung der Maturitätszeugnisse der verschiedenen deutschen Staaten trotz aller Verschiedenheit der Prüfungen wünschenswerth sei." Wenn der Herr Antragsteller nicht noch etwas zu sagen haben sollte, darf ich die Discussion über diesen Gegenstand schliessen. — Herr Director Brock hat das Wort.

Brock: Die in meinen Thesen der Versammlung vorgelegte Frage ist so wichtig, dass wir leicht die ganze uns noch verstattete Zeit darauf verwenden könnten, wenn wir sie in ihrem ganzen Umfange behandeln wollten. Ich habe sie daher begrenzt, und zwar zuerst indem ich sie auf Prima beschränkte, obwol man auch schon in der Secunda, ja schon in der Tertia von einem freilich nach der Natur der Classen modificierten Privatstudium reden kann. Zweitens habe ich die Frage auf die alten Sprachen in der Prima beschränkt, und will hier nur hinzufügen, dass ich ein auf die Mathematik und die Naturwissenschaften oder sonst einen Gegenstand des Primaunterrichtes gerichtetes Privatstudium eben so freudig begrüssen würde. Drittens habe ich es trotz der weiteren Ausführung meiner Thesen vermieden, auf das Gebiet einzugehen, über welches sich das Privatstudium erstrecken könnte. Es ist diese Angelegenheit auch kürzlich auf der westphälischen Directorenconferenz, deren Protocoll mir das Oberschulcollegium mitzutheilen die Güte hatte, in eingehender Weise behandelt worden. Es ist mir um so interessanter gewesen, als ich gesehen habe, wie man, trotz aller Vorliebe für diese Frage, doch zuletzt vor der Schwierigkeit stehen geblieben ist und die Frage hat fallen lassen, gerade wegen der Ueberbürdung der Schüler mit Unterrichtsstunden und mit häuslichen Arbeiten für die Schule. Gleichwol wird die Frage nicht todt geschwiegen. Sie ist da und bezeichnet ein tief und allgemein gefühltes Bedürfnis, und wir müssen suchen, auf irgend eine Weise ihrer Herr zu werden. Ich habe deshalb in meinen Thesen gefragt: Wie fangen wir es bei der anerkannten Ueberbürdung, oder doch starken Occupierung unse-

rer Schüler an, Zeit zu gewinnen, ohne an den behandelten Stoffen zu opfern und am Grade unserer Ausbildung etwas nachzulassen? Darauf beziehen sich die Thesen 5 bis 10 einschliesslich. Ich habe einen Weg zu eröffnen versucht, um durch andere Behandlung der Dinge ein intensiveres Interesse zu erwecken und dadurch freie Zeit zu schaffen, in der der Schüler ohne Nöthigung von Seiten der Schule einmal spontan thätig sein kann. Sie wollen, meine Herren! dies nicht so aufnehmen, als wollte ich Ihnen eine wunderbar grosse Wahrheit vorführen. Ich bin gewiss so gut wie Einer von der grossen Schwierigkeit, aber auch von der grossen Wichtigkeit der Frage durchdrungen. Ich betrachte mich nur als Ihren Functionär; ich werfe die Frage hinein. Ich habe sie theils ein wenig extrem formuliert, um zu provocieren. Ich hoffe, dass Sie uns mit Ihren Erfahrungen und Kenntnissen eine Uebersicht über die Versuche verschaffen, welche man hier und dort mit der Lösung dieser Frage gemacht hat. Wenn Sie erlauben, gehe ich rasch über die ersten 4 Thesen hinweg; um das zu ermöglichen, habe ich sie so ausführlich gestellt. Ich habe gegen Widerspruch und Auseinandersetzungen, die gewiss zur Aufklärung und Förderung beitragen werden, nichts einzuwenden. — Die erste These enthält die Voraussetzung, auf der die übrigen beruhen. Ich behaupte, dass heute die Universität für das Studium der alten Sprachen nicht mehr die Fortsetzung ist, sondern dass die allgemeine Bildung, so weit sie durch die alten Sprachen erzielt wird, mit dem Gymnasium abgeschlossen werden muss. So ist es wenigstens in Norddeutschland; im Süden ist es ja hier und da anders. Dort hat man Lycealcurse eingerichtet, d. h. solche Curse, die zwischen den Fachstudien der Universität und den Schulstudien in der Mitte stehen. Man nennt sie den philosophischen Cursus. Aehnliches ist auch in Norddeutschland versucht; ich erinnere an das Carolinum in Braunschweig und das akademische Gymnasium in Hamburg. Ich habe kein Urtheil über die Wirksamkeit dieser Anstalten; ich weiss auch nicht, was jener Lycealcursus leistet, kann aber nicht leugnen, dass mir diese Erscheinung sehr interessant ist. Was ich gehört habe, spricht nicht für die Sache. Vielleicht ist einer der Herren in der Lage, über den Lycealcursus mit wenigen Worten Auskunft zu geben.

Eckstein: Wenn Sie wüssten, meine Herren! wie es damit steht, so würden Sie der Sache nicht die grosse Wichtigkeit, wie der Herr Vorredner, beilegen. In Bayern, dem Lande, wo man am meisten experimentiert und Schulgesetze erlassen hat, während Preussen reich an Verordnungen, aber arm an Gesetzen ist — hatte man einmal einen Lycealcursus eingerichtet, da es wünschenswerth schien nach dem kurzen Gymnasialcursus vor dem Uebergange zur Universität eine Zwischenstufe zu haben, auf welcher philosophische und philologische Studien getrieben würden. Diese Lycealcurse stimmten etwa mit der Prima norddeutscher Gymnasien, ausgenommen dass eine halbe Freiheit verstattet wurde. Aber alle protestantischen, und die meisten katholischen Gymnasien haben sie bereits beseitigt. Das würde also bei unserer Frage gar nicht in Betracht kommen, ebenso wenig wie das Carolinum, welches ja längst eine andere Bestimmung hat, oder auch das akademische Gymnasium in Hamburg, welches ja die Stelle einer Universität vertreten soll.

Professor Lange aus Giessen: An die Stelle des Lycealcursus ist meines Wissens eine andere Einrichtung getreten, nämlich die Vorschrift, dass jeder Bayer drei allgemeine Collegien als gehört nachweisen muss. Es ist übrigens auch dieser philosophische Cursus nicht mehr so streng gehandhabt.

Brock: Ich gehe also über die erste These hinweg. Die zweite bezeichnet die selbständige freie Bewegung des Schülers als Kriterium des Abschlusses der allgemeinen Bildung

— freilich ein anderes Kriterium als das durch Maturitätsverordnungen bestimmte, ein pädagogisches Kriterium. Kann der Schüler sich selbständig bewegen, so hat er den Grad der allgemeinen Bildung erreicht. Dass sich dies zunächst im Privatstudium zeigen wird, liegt nahe. Ich weiss nicht, ob ich rasch zur dritten Thesis übergehen darf.

Director Wendt aus Hamm: Es ist vorher kurz von der Behandlung, den der vorliegende Gegenstand auf der westphälischen Directorenconferenz gefunden hat, die Rede gewesen und bemerkt worden, man sei vor der Schwierigkeit stehen geblieben, in gewissem Sinne mit Recht, in gewissem Sinne könnte es aber zu Misdeutungen führen, die zu besprechen vielleicht hier der Ort ist, weil ich mit einem Passus der zweiten These ebenso wenig einverstanden bin, als er die Billigung der genannten Conferenz gefunden haben würde. Es handelt sich um die Worte: „Dazu bedarf es des Privatstudiums." Wir sind bei unsern Verhandlungen davon ausgegangen, dass zwar das Privatstudium etwas ganz Vortreffliches und es von grosser Wichtigkeit sei, dass die Schüler aus freier Neigung arbeiten und diejenige Gewandtheit und Belesenheit erlangen, auf welche in diesen Thesen mit Recht ein grosses Gewicht gelegt wird. Es ist aber die Frage, ob man bei der grossen Ueberbürdung oder — wenn man lieber will — bei den zahlreichen Ansprüchen, welche Wissenschaft und Leben an die Schüler stellen, sowol von den mittelmässigen, als auch von den bessern Schülern Privatstudium fordern kann. Wir haben uns wenigstens dahin geeinigt, dass man von jeder Anstalt Erfüllung der dem Gymnasium gestellten Bedingungen fordern muss, selbst in dem Falle, wenn es bei einzelnen Schülern oder auch der Mehrheit nicht möglich ist, ein ausgedehntes Privatstudium überhaupt herbeizuführen. Das schliesst aber gar nicht aus, dass man das Privatstudium als etwas sehr Wünschenswerthes und Zweckmässiges bezeichne; letzteres besonders für diejenigen Schüler, welche bei ihrer bessern Befähigung mehr Zeit übrig haben; wünschenswerth, wenn es möglich ist, auch für die Schwächeren besondere Zeit für das Privatstudium zu schaffen. Die Worte: „Es bedarf des Privatstudiums" möchte ich von meinem Standpunkte aus verneinen. Wenn der Unterricht in jeder Hinsicht eine rechte Freiheit im besten und edelsten Sinne erstrebt, wenn z. B. die Aufsatzthemata sowohl die Neigung der Schüler treffen, als auch etwa zur Hälfte ein gewisses selbständiges Studium der Schüler erfordern, wenn auf der andern Seite die Vorbereitung auf die Schriftsteller und den Geschichtsunterricht eine freie Thätigkeit der Schüler bethätigen kann: dann wird unter Umständen eine Anstalt, die das Privatstudium nicht verlangt, doch so viel leisten, als eine andere, wo in dieser Hinsicht nicht das Richtige geschieht. Ich möchte namentlich hervorheben, dass eine zusammenhängende umfangreiche Lectüre unter Anwendung der richtigen Mittel auch innerhalb der Schulstunden hergestellt werden kann.

Eckstein: Meine Herren! Es gibt eine Reihe von Fragen, die immer und immer wieder auftauchen. Als ich auf dem Gymnasium war, gieng von Danzig ein grossartiger Plan über die Privatstudien, namentlich — wie Brock es im Auge hat — in Beziehung auf die classischen Sprachen aus; der Plan wurde von der preussischen Regierung dringend empfohlen und Privatstudien angeordnet. Der Widerspruch lag in der Sache selbst. Dem Schüler wurde befohlen sich selbständig zu beschäftigen. Nach Verlauf von 20 Jahren ist die Sache wiederum einmal durch Gesetze geordnet. Auf der Philologenversammlung ist auch wiederholt darüber verhandelt worden. Wir sind jetzt wieder einmal dort angekommen. Ich möchte mich zunächst über die Anordnung von Privatstudien erklären. Denn wenn sie angeordnet werden, sind es eben keine Privatstudien. Wenn wir freie Thätigkeit wecken und die Schüler zu

eignen Studien führen, dann haben wir etwas erreicht, nicht aber, wenn wir sie durch Vorschriften auf gewisse Dinge bringen. Aber ich höre zu meinem Schrecken überall, sowol vom Herrn Antragsteller, als auch von dem Collegen Wendt, überall wieder von der Ueberbürdung der Schüler mit Arbeiten reden, und bin auch erschrocken, unter den nachträglich gestellten Thesen eine über dieses Thema zu finden. Ist denn Lorinser wieder aus dem Grabe auferstanden? Sollen wir denn den langen Streit aus dem Ende der vierziger Jahre noch einmal durchkämpfen, der eine solche Masse von Büchern und Streitschriften hervorgerufen hat und aus dem weiter nichts resultiert hat, als dass wir gesagt haben: Unsere Schüler sind nicht überbürdet? Sehen Sie denn etwa elender aus, als wir ausgesehen haben? Ich glaube, unsere Schüler haben noch viel Zeit zu unnützen Dingen übrig. Jetzt bei den überall hervorwachsenden Restaurationen, Bierlocalen und Biergärten möchte ich die Herren doch einmal auf ihr Gewissen fragen, ob ihre Schüler nicht Zeit genug haben, auch dorthin zu gehen, und wenn sie die hinter den Bierkrügen verbrachte Zeit auf ihre Studien verwenden wollten, dann hätten sie genug Zeit übrig. Ueberbürdet sind sie meiner Meinung nach noch lange nicht!

Generalschuldirector Kohlrausch aus Hannover: Ich wollte mir erlauben, so recht vom praktischen Standpunkte aus bei dieser sehr weitläufigen Untersuchung die geehrte Versammlung zu bitten, dass sie sich zur Berathung der Frage entschliessen möchte, ob es rathsam und möglich, und wie es auszuführen ist, den Schülern der obersten Classe, vielleicht auch nur einer Abtheilung derselben, einen freien Tag zu verschaffen, um ihren eignen Neigungen folgend Privatstudien treiben zu können.

Director Schultz aus Münster: Mein College aus Westphalen hat die Ansicht der westphälischen Directorenconferenz über den betreffenden Gegenstand bereits treu mitgetheilt. Wir sind schliesslich keineswegs vor der Sache stehen geblieben, sondern haben uns einstimmig dahin geeinigt, dass die Schule nicht berechtigt sei, alle Schüler ohne Rücksicht auf die verschiedene geistige Begabung zu einem Privatstudium zu verpflichten. Die Schule nimmt die freie Zeit der Schüler, die sie auf ihre wissenschaftliche Bildung verwenden können, durch Wiederholungen und Vorbereitungen vollständig in Anspruch. Bei durchschnittlich fünf täglichen Unterrichtstunden darf kein Schüler der obern Classe täglich mehr als vier Stunden arbeiten; Schüler der mittleren drei, Schüler der unteren Classen zwei. Diese Zeit ist aber auch für die Anfertigung der schriftlichen Arbeiten, die Wiederholungen und Vorbereitungen für die Schule durchaus erforderlich. Es ist also bei Anerkennung dieser Sätze nicht möglich, von allen Schülern Privatstudien zu fordern und eine Controle dieser Studien eintreten zu lassen. Dagegen versteht es sich von selbst, dass jeder eifrige Lehrer tüchtige und fähige junge Leute anregen wird sich privatim mit den betreffenden Gegenständen zu beschäftigen. Das bleibt aber mehr Sache eines persönlichen, gewissermassen freundschaftlichen Verkehrs. Jede officielle Anordnung würde dem Lehrer Lust und Liebe, dem Schüler Freudigkeit und Erfolg vereiteln. Von Ueberbürdung ist in unserer Conferenz nicht die Rede gewesen; mein College Wendt bediente sich des Ausdrucks nur, weil er gebraucht war. Unzweifelhaft ist der Schüler durch Schule und Wissenschaft reichlich in Anspruch genommen, und so muss es auch sein. Ich kann auch der Bemerkung des Herrn Vorredners, dass unsere Schüler so viel Zeit hinter den Bierkrügen zubrächten, nicht beistimmen. Ferner muss ich mir noch eine Bemerkung erlauben. Es heisst am Schlusse der ersten Thesis: „Das Gymnasium muss sich daher so einrichten, dass es für diese einen vollen Abschluss bildet," Nein, meine Herren!

Wir dürfen nicht darnach streben, dass unsere Gymnasien in irgend einem Zweige der Wissenschaft einen vollständigen Abschluss erreichen. Hunger und Durst nach mehr Wissenschaft zu erregen, das ist unser Ziel. Entlassen wir aber unsere Abiturienten mit der Meinung, in irgend einem Zweige einen Abschluss erreicht zu haben, so haben wir ihnen eine schlimme Ansicht von sich selbst zur Universität mitgegeben.

Eckstein: Ich muss mich wider den Protest meines Collegen Schultz erklären. Ich freue mich zu hören, dass das Sitzen hinter den Bierkrügen in Norddeutschland weniger vorkommt. Ist man aber in Süddeutschland gewesen, so wird man wissen, dass in dieser Beziehung von den Schülern viele Zeit verschwendet wird. In einer andern Bemerkung stimme ich ihm vollständig bei. Wir haben, und daher ja der Name des Gymnasiums, nur für die höheren wissenschaftlichen Studien vorzubereiten; wir sollen unsern Schülern die nöthige Geisteskraft verschaffen, um die eigentliche wissenschaftliche Fertigkeit zu erwerben. Wir sollen ihnen zeigen, dass hinter dem Berge auch noch Leute wohnen, und ihnen Lust einflössen, den Berg zu übersteigen, um dereinst auf dem Gebiete der Wissenschaft mit Ernst und Eifer zu arbeiten. Aber wir verlieren uns rein in das Theoretisieren, und da glaube ich, wir gelangen am besten zu einem Ziele, wenn wir zuerst die Frage behandeln, wie wir dem Schüler durch die Behandlung der alten Sprachen die Lust beibringen, im spätern Leben seine Autoren nicht zu verkaufen, sondern fleissig zu studieren — und darauf zu der zweiten Frage übergehen, ob es nothwendig, wünschenswerth, auch ausführbar ist, dem Schüler solche freie Arbeitstage zu gewähren.

Brock: Bei der Kürze der Zeit erlaube ich mir mit wenigen Worten auf das gegen mich Vorgebrachte zu antworten. Mit Herrn Director Wendt glaube ich mich leicht verständigen zu können. Es wird ganz darauf ankommen, was wir Beide unter Privatstudium verstehen. Ich habe durchaus nicht gemeint, dass dieses sich nicht auch auf andere Gebiete erstrecken dürfe. Ich rechne alle die Dinge, welche Herr Director Wendt erwähnt hat, deutsche Aufsätze, die Einer aus eigner Neigung anfertigt, Lectüre des Homer, zum Privatstudium, und meinte darauf in der dritten These einzugehen, so dass also die Differenz eine geringe sein würde. Dagegen liegt mir das, was Rector Eckstein von Anordnung eines Privatstudiums gesagt hat, gänzlich fern. Bleiben wir davon, wenn wir es nicht erwecken können. Es würde auch dieses bei der vierten These zur Sprache gekommen sein. Eine Anordnung von oben würde ich verschmähen. Interesse müssen wir erwecken, Interesse muss das Privatstudium tragen. Nun die Ueberbürdung. Ich habe diesen Ausdruck gebraucht, weil Herrn Dr. Ostermann's These dahin führte, und wollte fragen, ob wir die letztere nicht inserieren könnten. Herr Dr. Ostermann wünscht aber ausdrücklich, dies nicht zu thun. Ich bleibe bei meiner Behauptung. Unsere Primaner sind sehr beschäftigt. Will man daneben eine freie Bewegung, so muss man ihnen von der regelmässigen Beschäftigung etwas abnehmen. Will man eine freie Thätigkeit nicht, so können sie wol fertig werden; sollen sie aber spontan etwas treiben, so haben sie zu viel. Ich muss Herrn Rector Eckstein antworten: Lorinser ist lange noch nicht todt; mag sein körperlich, aber geistig nicht. Und wir haben noch viel zu thun, um seinen Einreden nachzukommen. Mein verehrter Chef, der Herr Generalschuldirector Kohlrausch, hat mir auch nach dem Sinne gesprochen. Ich hätte gern gesehen, dass wir nach rascher Behandlung der vier ersten Thesen zur Hauptsache gekommen wären. Wir müssen einen freien Tag haben: ohne Zeit kann sich der Schüler nicht frei bewegen, daher schaffen wir sie ihm. Ich bezeichne dies als eine Haupttendenz meiner Thesen und

nehme den Antrag des Herrn Rector Eckstein an und frage die Versammlung, ob wir sofort auf These 5 eingehen sollen, um uns nicht bei dem Theoretisieren aufzuhalten, wohin gegen meinen Willen die Debatte uns leider zu rasch geführt hat.

Vorsitzender: Wollen Sie sofort die methodische Frage einreihen? (Zustimmung.)

Brock: Mit Herrn Director Schultz, der behauptet, dass unsere Schüler ihre tüchtige Arbeit hätten und haben müssten, bin ich vollkommen einverstanden. Auch daran ist nicht zu zweifeln, dass die Einwirkung auf ein Privatstudium eine rein persönliche sein müsse. Es wird unsere Arbeit sich vermehren, auch wenn wir keine bestimmte Controle eintreten lassen; eine Leitung müssen wir doch wenigstens ausüben. Viele Bäume wachsen nicht von selbst, sondern bedürfen der Cultur und der Pflege. Es wird sich also unsere Einwirkung sehr individuell gestalten, und bei dem Einen weniger, bei dem Andern stärker fühlbar werden müssen.

Wendt: Mich an die Worte des Herrn Rector Eckstein anschliessend möchte ich fragen, ob es nicht rathsam wäre, sich vorläufig auf einen einzigen bestimmten Punkt zu beschränken. Der erste von Herrn Rector Eckstein bezeichnete Punkt, wie es zu machen sei, in den alten Sprachen zu freien Studien anzuregen, ist etwas allgemein. Es fallen viele Dinge, die zum Theil von dem Herrn Thesensteller nachher ausgeführt sind, unter diesen Gesichtspunkt — Concentration u. s. w.; ich habe mir erlaubt die cursorische Lectüre hinzuzufügen. So interessant es nun auch sein würde, die verschiedenen Erfahrungen zu vernehmen, so glaube ich doch, dass der andere Punkt, welchen auch der Herr Generalschuldirector Kohlrausch als besonders interessant bezeichnet hat, am meisten geeignet sei, die Debatte zu concentrieren.

Vorsitzender: Wenn ich den Antragsteller recht verstanden habe, so ist seine Meinung, dass die Debatte nicht auf Einzelnes zu leiten wäre, etwa auf den Umfang dessen, worauf sich das Privatstudium erstrecken soll, sondern dass die Methode nur kurz anzugeben und dann namentlich durchzusprechen sei, auf welche Weise die Schule Zeit zu freier Bewegung der Schüler verschaffen könne.

Brock: Meine Ansicht war, dass die Schule durch eine andere Vertheilung der Schriftsteller dem Schüler Zeit verschaffe, und hierauf beziehen sich die Thesen 5 bis 9 einschliesslich. Die 10. These geht dann zu einem Punkte über, welcher durch eine besondere Einrichtung, etwa eine getheilte Prima, zu erreichen sein dürfte; das sind die Studientage. Näheres hatte ich mir für die mündliche Besprechung vorbehalten. Es ist mir gleich, ob wir ohne weitere Vorrede auf Nr. 5, oder auf Nr. 10 eingehen, oder endlich ob die vorhergehenden Thesen genommen werden sollen.

Eckstein: Ich glaube eine Verständigung über die Art, bei den Schülern Interesse zu erwecken, ist das nächste; ist diese erreicht, so würden wir über die Beschaffung der Zeit zu reden haben.

Oberschulrath Krüger aus Braunschweig: Ich möchte zunächst die Besprechung der 6. Thesis vorschlagen. Ich habe mich über die Erwähnung des dort verworfenen „Theorems" gewundert. Ich habe diese Zersplitterung der Unterrichtsstunden nirgends als pädagogischen Grundsatz aufgestellt gefunden. In meiner eignen Praxis habe ich seit einer Reihe von Jahren in den höheren Classen möglichst wenig neben einander lesen lassen; also etwa im Lateinischen einen Dichter und einen Prosaiker, während ich im Griechischen sämmtliche 6 Stunden eine Zeitlang Einem Schriftsteller gewidmet habe. Eben darin finde ich ein vorzügliches Mittel, das Interesse des Schülers für den vorliegenden Gegenstand zu wecken, und sehe, dass man

in 4 oder 5 wöchentlichen Stunden bei ungetheilter Verwendung weiter kommt, als in 6 oder 7 Stunden bei getheilter, wenn auch länger dauernder Lectüre. Die Behandlung dieser These halte ich für besonders vortheilhaft, namentlich um die Erfahrungen der geehrten Herren Collegen über diesen Gegenstand zu vernehmen.

Brock: Ich glaube, der Herr Vorsitzende muss hier zu irgend einer Entscheidung drängen. Auf die Worte des Herrn Oberschulrath Krüger erlaube ich mir zu antworten, dass dieses Theorem kein neues ist.

Als darauf eine Stimme aus der Versammlung die Behandlung von No. 5 verlangte und Oberschulrath Krüger eben No. 6 betonte, da No. 5 füglich übergangen werden könne, ertheilte der Vorsitzende das Wort dem Herrn

Rector Eckstein: Aber, mein lieber Krüger, das scheint mir bedeutungslos zu sein. No. 6 bezieht sich auf die Vertheilung der Autoren auf die Stunden; allein No. 5 ist sehr wichtig. Wir machen es falsch und müssen belehrt werden.

Brock: Die These 5a enthält die Hindernisse, die meines Erachtens der Erweckung eines hinreichend starken Interesses entgegenstehen; und ich habe damit diejenige Richtung des Unterrichts bezeichnet, welche die formalistische Seite vor dem realen Inhalte vorwiegen lässt. Ich habe aber ausdrücklich „formalistisch" gesagt, um nicht den Irrthum zu erzeugen, als wäre eine formale Behandlung mir nicht recht. Ich will mit dem „formalistisch" das Verfahren bezeichnen, in dem man die Schriftsteller als *caput mortuum* für sprachliche Bemerkungen und grammatische Erklärungen betrachtet. Dass dergleichen Dinge vorgekommen sind, wird bekannt sein; wie weit sie noch vorkommen, wage ich nicht zu entscheiden; jedenfalls würde diese Behandlung der Schriftsteller nicht im Stande sein, ein so starkes Interesse zu erzeugen, dass daraus ein spontanes Privatstudium hervorzugehen vermöchte.

Vorsitzender: Es steht aber wirklich „formal" gedruckt.

Brock: Ich habe „formal" gesetzt, um es dem „material" entgegenzustellen, und das ist auch vollständig richtig.

Eckstein: Da wollen wir nicht so schnell darüber hinweggehen. Ich bedaure recht sehr, dass Köchly nicht mehr anwesend ist. Der würde sich sehr freuen, wenn er sähe, dass alle seine Bestrebungen und Errungenschaften aus den Jahren 1847 und 48 uns einmal wieder entgegentreten. Er wollte ja eben damals das „Materiale" wieder hervorheben. Aber ich glaube, in der Ausdehnung nimmt es der Herr Antragsteller nicht: der geehrte Herr Director Brock will auf eine Methode aufmerksam machen, die, wie ich glaube, als eine abgestandene bezeichnet werden kann, wo man die Autoren lediglich als eine Grundlage für grammatische Erklärungen betrachtete. Ich frage, ob eine solche Methode sich heute noch findet. Wenn ich aber die modernen Schulausgaben ansehe, so tritt mir ja ganz klar entgegen, dass alle die Herren, welche sich dieser Mühe unterzogen haben, darauf hinausgehen, die Schüler in die Entwickelung und den Zusammenhang der Gedanken, kurz in das, was der Schriftsteller gesagt hat, einzuführen, und das — denke ich — ist mit Ihrer materialen Erklärung gemeint. Das ist mir eben das Neue, dass auch heut zu Tage sich jenes Formalistische noch finden soll.

Dr. Müller aus Hannover: Ich glaube, der Herr Antragsteller hat so unrecht nicht gethan, auch diejenigen Abwege, vor denen er besonders warnen will, anzuführen, und näher zu bezeichnen.

Brock: Ich will nur sagen, dass ich an einer Anstalt gearbeitet habe, wo dieses for-

malistische Princip noch herrschte. Also kann ich mir nicht denken, dass das Ding schon überwunden ist. Wäre es überwunden, desto besser! Ich wünsche, dass wir nur nicht wieder in diesen Fehler zurückfallen, in den vielleicht uns, als Philologen, der Rückfall nicht so schwer ist. Wenn mir weiter nichts entgegnet ist, als dass das Ding schon überwunden sei, so würde ich jetzt zu 5b übergehen.

Director Göbel aus Fulda: Ich habe mich gefreut, durch die nähere Entwickelung von Brock gehört zu haben, dass die Formulierung der These 5a etwas anders ausfällt, als sie hier gedruckt ist, dass nämlich statt „formale" gesagt ist „formalistische" Erklärung der Schriftsteller. Ich constatiere nur, dass ich mich darüber recht freue, denn die formale Behandlung des Unterrichts würden wir gewiss sehr zu betonen haben.

Brock: These 5b bezieht sich auf die materiale Behandlung des Unterrichts und sagt im Allgemeinen, dass ein zerstückelter Unterricht ein für die Erzeugung des Privatstudiums hinreichendes Interesse nicht erwecken könne. Die Thesen 6 und 7 sind nur weitere Ausführung von 5b, und daher habe ich jetzt wol die Ehre, Herrn Oberschulrath Krüger auf seine Bemerkungen gegen These 6 antworten zu können. Ich habe dieses „pädagogische Theorem" allerdings hieher gesetzt, weil es das Extrem nach der einen Seite ist, während das andre Extrem, welches am Schluss in These 10 steht, bezeichnet, dass alle den classischen Studien gewidmeten Stunden einem einzigen griechischen oder lateinischen Schriftsteller zugewiesen werden sollten. Nun aber ist es nicht bloss ein theoretischer Grund, der mich veranlasst hat, dieses als pädagogisches Theorem zu bezeichnen, sondern ich wiederhole, was ich zuvor gesagt habe: Ich bin ein junger Mann, habe aber an einer Anstalt gearbeitet, wo es so war. Es ist nicht ein so durchaus überwundener Standpunkt; es wurden auch Gründe angeführt, womit eine solche Einrichtung vertheidigt werden sollte. Es wurde gesagt: man muss einen Dichter neben dem Prosaiker lesen, sonst kommt der Schüler ja aus der Lectüre des Dichters ganz heraus, und umgekehrt. Ja, und wenn man bloss einen von den Prosaikern behandelt, dann – pflegte der alte Herr in seiner originellen Weise scherzhaft zu sagen — vergessen die Schüler bei der Lectüre des Historikers das *„si"*, und bei der des Redners das *„postquam"*. Das heisst also, wer nur den Rhetoriker liest, verliert den historischen, wer nur den Historiker übersetzt, den rhetorischen Stil. Daher sollte nun neben dem Historiker noch ein Rhetoriker gelesen werden. Wenn auch dieses vollständig überwunden sein sollte, so würde mir das höchst willkommen sein. Ich weiss es aber nicht und glaubte die Sache erwähnen zu müssen.

Eckstein: Ueberwunden ist das noch keineswegs; denn ich weiss sehr wol, dass an einigen Anstalten z. B. der lateinische Unterricht unter vier Lehrer getheilt ist, von denen jeder seinen besondern Autor zu lesen hat. Dass drei Schriftsteller gelesen wurden, habe ich sehr oft erlebt; in etlichen süddeutschen Staaten ist es noch der Fall. Aber in Norddeutschland habe ich es nicht mehr für möglich gehalten, wenigstens hat die preussische Verwaltung streng darauf gehalten, nicht mehr als zwei Schriftsteller lesen zu lassen.

Vorsitzender: Es kommt auch in Norddeutschland noch vor. Ein Director z. B. muss seines Alters wegen geschont werden. Er wählt sich seine Stunden. Daneben muss aber auch eine jugendliche Kraft sein, die arbeitet und den Schüler zur Arbeit zwingt. So finden sich zwei Prosaiker neben dem Dichter, und so werden persönliche Verhältnisse auf die Bildung des Lectionsplanes oft einwirken müssen, ohne dass man es gerade als Theorem aufstellt.

Eckstein: Ja, dann macht Ihr aus der Noth eine Tugend.

Schultz: Obwol ich der Ansicht des Herrn Thesenstellers vollständig beistimme, dass einer Zerreissung durchaus entgegen gewirkt werden muss, so möchte ich doch nicht in so apodiktischer Allgemeinheit es hinstellen, dass ausser Horaz kein Dichter und kein Lyriker in zwei wöchentlichen Stunden zu behandeln sei. Möglich, dass der Herr Antragsteller es auch selbst nicht so allgemein hat geltend machen wollen. Wenn z. B. Phädrus in einigen Schulen gelesen wird, so sehe ich keinen Grund, warum nicht zwei Stunden darauf verwandt werden sollten. (Ruf aus der Versammlung: Wir reden ja von Prima!) Es steht meines Wissens nicht dabei. Doch in Beziehung auf Prima wollte ich noch eine Ausnahme machen. Bei Berücksichtigung der persönlichen Verhältnisse kann es unvermeidlich werden, dass der Director mit 2 Stunden den griechischen Dichter übernimmt; und nach meinen Erfahrungen reicht man damit auch ganz vollständig aus.

Vorsitzender: Ich bedaure zum Schliessen der Verhandlungen genöthigt zu sein. In Folge der grossen Betheiligung ist der Raum uns etwas eng. Ich spreche aber meine Freude über die zahlreiche Betheiligung aus, welche uns nöthigt, morgen ein grösseres Local zu wählen.

Director Ahrens aus Hannover: Ich hatte darauf aufmerksam gemacht, dass es bei der starken Betheiligung zweckmässig sein dürfte, die Aula für diese Sitzungen zu wählen. Aber ich will doch nicht verhehlen, dass dieses veränderte Arrangement seine Schattenseiten hat. Es lässt sich unstreitig in diesem Zimmer viel besser sprechen als in der Aula, die für die Discussion ihre Schwierigkeiten haben wird. Ich habe gesehen, dass sich hier vielleicht noch mehr Platz schaffen lässt.

(Schluss der Sitzung 10 Uhr.)

Dritte Sitzung, Donnerstag, den 29. September, Anfang 8 Uhr.

Vorsitzender: Vor Eröffnung der Verhandlungen hat Herr Director Ranke aus Berlin etwas Geschäftliches vorzutragen.

Ranke: In Berlin, meine Herren! besteht die Kunsthandlung meines Freundes Eichler, welche sich durch bereitwilliges Eingehen auf echt classische Dinge vortheilhaft auszeichnet. Für die Herren Collegen, namentlich aus Preussen, wird es Interesse haben, dass derselbe augenblicklich Vorlagen für den Zeichenunterricht an Gymnasien und Realschulen nach classischen Mustern herzustellen beabsichtigt. Wer daher für seine Anstalt eine angemessene Sammlung anschaffen will, kann sich an ihn wenden. Das Nähere besagen die Schriften, welche ich dem Herrn Vorsitzenden zur Vertheilung einzuhändigen mir erlaube. Auf der nächsten Philologenversammlung gedenkt mein Freund ein vollständiges Exemplar seiner ganzen Sammlung vorzulegen.

Vorsitzender: Die Verhandlungen des gestrigen Tages haben zur Genüge gezeigt, dass wir die so überaus reichen Thesen des Herrn Director Brock unmöglich alle mit gleicher Gründlichkeit besprechen können; und ist dieser Herr auch dem von mehreren Seiten aus-

gesprochenen Wunsche, eine Beschränkung eintreten zu lassen, bereitwilligst entgegengekommen. In der Sache selbst aber wünscht zunächst Herr Director Brandt das Wort zu ergreifen.

Director Brandt aus Hildesheim: Wie der Herr Vorsitzende gewiss mit unser Aller Zustimmung bemerkt hat, ist der Stoff der Brock'schen Thesen für unsere Zeit zu reich; dazu ist die Verschiedenheit der Meinungen so stark, dass ich meinerseits sehr an einer Einigung zweifle. Deshalb möchte ich den schon gestern gemachten Vorschlag wiederholen, die Debatte auf Eine Frage zu beschränken, nämlich die, ob es wünschenswerth und zweckmässig sei, auf den Gymnasien den Schülern stehend einen Wochentag zum Privatstudium zu gewähren, oder nicht. Die Meinungsverschiedenheit wird auch in dieser Beziehung gross genug sein, einmal weil Praxis und bisherige Erfahrung dagegen sind, sodann weil den meisten von uns Versuche dieser Art gänzlich fehlen. So werden wir denn also nur vorsichtig auf die Bejahung dieser Frage eingehen müssen. *Certa pro incertis malle* ist auch für uns Pädagogen ein wichtiger Grundsatz. Um aber unsern Beschluss möglichst zu basieren, scheint es mir wichtig, dass die bisherige Sachlage und die bisherigen Erfahrungen in dieser Frage uns mitgetheilt werden. Authentische Aufklärungen über ähnliche Versuche können nur sehr lehrreich sein. Sollte nun die Frage bejaht werden, so möchte ich zweitens beantragen, dass es dann jedem Gymnasium überlassen bleibe, die Sache so einzurichten, wie es von ihm als zweckmässig erachtet wird.

Rector Dietsch aus Plauen: Meine Herren! Ich knüpfe an die eben gehörten Worte an. Wir haben die Erfahrung gemacht, dass wir bisher in der pädagogischen Section immer am meisten gelernt haben, wenn gemachte Erfahrungen mitgetheilt wurden. In manchen Ländern ist nun allerdings ein Privatstudium in verschiedener Weise organisiert, auch Studientage sind eingerichtet; da wir aber zu einem Beschluss über die letzteren wissen müssen, wie sie verwendet und fruchtbar gemacht werden können, so ist es wol am besten, zuvor die damit in den verschiedenen Ländern gemachten Erfahrungen kennen zu lernen. Ich habe, natürlich ohne auf eine reiche Erfahrung Anspruch machen zu wollen, seit 29 Jahren Privatstudien geleitet und controliert, früher an einer sächsischen Fürstenschule und gegenwärtig an einem freien Gymnasium. Dass von den Fürstenschulen die ganze Frage eigentlich ausgegangen ist, wird Ihnen bekannt sein. Meineke, der sie von Danzig aus zuerst anregte, hat die Idee von der Pforte dahin gebracht, und Seyffert, der sie in neuester Zeit wieder angeregt hat, ist ebenfalls ein Portenser gewesen. (Widerspruch.) Bitte um Entschuldigung, Spitzner ist es gewesen. Was versteht man nun unter Privatstudium? Es ist doch eine Forderung der Schule, die auf eine Ergänzung, auf ein selbständiges Erarbeiten dessen drängt, was die Schule nicht leisten kann; also namentlich eine Erweiterung und Vertiefung der Lectüre. Auf den Fürstenschulen versteht man unter Privatstudium lediglich Lectüre classischer Schriftsteller, und diese wird natürlich auf die verschiedenste Weise gehandhabt. Wichtig ist mir dabei Folgendes. Ich habe gefunden, dass viele Schüler sehr fleissig sind im Hefteschreiben, Auszügemachen, Notieren von unbekannten Wörtern, so dass mir gewöhnlich bei der Controle ein Stoss von Heften entgegentrat, den zu überwältigen ich verzweifeln musste. Ueber diesem vielen Schreiben ist aber Eins verloren gegangen, was wir wol in unserer Zeit vermissen können, die Fähigkeit und die Lust, sinnend und geniessend zu lesen. Oft ist Einer zwei bis drei Stunden ununterbrochen thätig, er schreibt und schreibt, doch einen eigentlichen Genuss hat er nicht gehabt. Ich habe daher bei den Privatstudien das Schreiben zu beseitigen

gesucht, indem ich nur auf das, was die Schüler in den Köpfen und Herzen hatten, Gewicht legte. Der besondere Vorzug der Fürstenschulen besteht aber in der lebendigen Tradition. Da halten die Schüler Keinen für einen ordentlichen Primaner, der nicht die ganze Ilias, den ganzen Horaz oder mindestens die ersten 10 Bücher des Livius durchgearbeitet hat. Das erleichtert dem Lehrer die Sache ausserordentlich. Jetzt, an dem freien Gymnasium, habe ich mich bemüht, etwas Aehnliches herbeizuführen. Wodurch sollte ich aber die Lust am Lesen wecken? Meine Herren, ich bemühe mich, eine Tradition unter den Schülern zu begründen. Ist auch der Erfolg bis jetzt noch gering, so hoffe ich doch dann Besserung, wenn sich die Ueberzeugung bei den jungen Leuten festgesetzt hat, dass die Sache zu ihrem ganzen Wesen, ihrer ganzen Stellung gehört. Ein zweites Mittel ist die Verbindung des Privatstudiums mit den andern Unterrichtsgegenständen; denn jeder treibt fleissig Privatstudien, der eingesehen hat, dass er sie verwenden kann. Ich vertheidige bekanntlich die alte Geschichte in Prima — ich kenne wol die darüber herrschende grosse Meinungsverschiedenheit — und mein Geschichtslehrer und ich arbeiten uns nach Verabredung in die Hände. Meine Schüler lesen mit mir griechische Historiker, und verwerthen diese Studien gelegentlich in einem freien Vortrage, den der Geschichtslehrer halten lässt. Dann zeige ich ihnen auch, wie sie das Gelesene für ihre Geschichtsstunden verwenden können. Hieraus ziehe ich grossen Nutzen. Ferner — es wird vielleicht manchem unter Ihnen ketzerisch klingen — nehme ich den Ehrgeiz meiner Schüler zu Hülfe. Ich habe nämlich mit den wissenschaftlich strebsamsten Köpfen eine Privatgesellschaft gestiftet, und zwar auf ihre eigene Veranlassung. Ein Neffe von mir, der unter meinen Schülern ist, bat mich, ihn mit Plautus bekannt zu machen. Da haben wir denn den Trinummus und die Captivi gelesen. Ein anderes Mal wollten sie etwas von Thucydides kennen lernen, und da haben wir im nächsten Semester, wöchentlich in einer Stunde, die Leichenrede des Perikles durchgearbeitet. Anfänglich waren es drei, für das nächste Semester habe ich acht. Diese Mittel finden vielleicht hie und da — natürlich unter Berücksichtigung der Individualität — Anklang und erweisen sich brauchbar. Natürlich haben wir zu den Privatstudien auch Studientage. Ja, auf den Fürstenschulen sind diese etwas Vortreffliches. Da wird — es wird mir mancher der Anwesenden dies bezeugen können — an denselben sehr fleissig gearbeitet, weil die Mehrzahl Lust hat und strenge Aufsicht über Störende ausübt, so dass der Lehrer nichts zu thun braucht. Wenn ich aber an dem freien Gymnasium für den Studientag nicht eine bestimmte Aufgabe stelle, und mich nicht selbst davon überzeuge, dass sie an diesem Tage ausgeführt worden ist, dann kann ich nicht auskommen. Meine Einrichtung besteht darin, dass ich am Tage vorher von den Primanern ein Blatt bekomme, auf dem verzeichnet steht, was jeder lesen will; am Tage nach dem Studientage habe ich einige Stunden nöthig, um zu controlieren. Ferner halte ich es für besonders wichtig, dass sich die freien Arbeiten auf die gestellten Themata gründen. Zu einem Aufsatze z. B. über die Jugendjahre des Themistokles liest gewiss jeder auf Anweisung mit Eifer die ersten zehn Capitel des Plutarch. Sodann, glaube ich, ist es irrig, wenn man die Schüler im Privatstudium immer zu etwas Schwierigerem führt; gerade zu dem, was früher getrieben ist, muss man sie zurückführen. Ein Primaner erzählte mir, dass er erst in Prima bei wiederholter Lectüre des Cornelius Nepos eingesehen habe, dass dieser doch stwas mehr sei, als eine Anhäufung von schlechter Latinität. — Das sind also die Punkte, die ich empfehle; es handelt sich ja namentlich um die Frage: Wie bewirken wir, dass die Schüler die Studientage im Sinne der Schule und mit wahrem Nutzen anwenden? Das macht

allerdings Schwierigkeiten. Aber, meine Herren, wir wollen vor ihnen nicht zurückbeben, denn wir müssen unsere Schüler dahin bringen, dass sie auch ohne Zuchtruthe des Lehrers, ohne strenge Controle doch längere Zeit an einem Gegenstande zu arbeiten verstehen und die Lust gewinnen, sich zu vertiefen und wieder zu lernen was unsere Vorfahren gekonnt haben: Lesen, sinnend und geniessend lesen! (Lauter Beifall.)

Vorsitzender: Ich danke Ihnen im Namen der Versammlung für Ihre Mittheilungen und bitte diejenigen Herren, die ähnliche Mittheilungen zu machen im Stande sind, dieselben uns ja nicht vorenthalten zu wollen.

Eckstein: Ich freue mich, meine Herren, dass wir so stillschweigend, ohne Vereinigung über die formelle Frage, gleich mitten in die Discussion hineingerathen sind. Meine Erfahrungen sind freilich keineswegs erfreulicher Natur. Ich scheide zunächst scharf zwischen geschlossenen und freien Anstalten. Dass an den ersteren die Studientage volle Berechtigung und reichen Segen haben, sehen wir namentlich an den glänzenden Philologen, die aus diesen Schulen hervorgegangen sind, und an dem dankbaren Andenken, welches sie stets jenen Stunden freier Muse bewahrt haben. Das ist die glänzende Tradition der Pforte und der Meissner Fürstenschule. Ob von dem Ilfelder Pädagogium dasselbe gesagt werden kann, darüber werden ja die hannoverschen Collegen uns wohl etwas sagen. Aber selbst diese Studientage haben ihre Bedenken, freilich nicht durch ihren Namen. Denn im Munde der Schüler heissen sie Ausschlafetage, wahrscheinlich, weil dann das Morgengebet wegfällt. (Widerspruch.) Was nun die schriftlichen Arbeiten anbetrifft, so sind — ehrlich gesprochen — die gewaltig dicken Hefte häufig nichts weiter als Annalen, die, durch Tradition von Hand zu Hand gehend, schön abgeschrieben dem Lehrer noch einmal vorgelegt werden. Dadurch wird also nur eine Fingerfertigkeit befördert. Die Lectüre würde wichtiger sein, wenn es eben möglich wäre, sie zu controlieren. Aber gerade die Controle ist der Gegensatz zur Freiheit der Studien, die wir gerade beim Uebergange zur Lernfreiheit fördern wollen. Wie schwer es hält, ohne jene Jahrhunderte alte Tradition an andern Schulen etwas zu erreichen, wird aus folgendem Versuche, den ich mit einer andern Uebung der Fürstenschulen gemacht habe, erhellen. Sehr heilsam, namentlich für die Förderung in der griechischen und lateinischen Grammatik, ist der Unterricht, den die „Obergesellen" den „Untergesellen" ertheilen. Dieselbe Einrichtung habe ich in Halle an einer geschlossenen Anstalt zu machen gesucht und habe sie nach zwei Jahren als unausführbar fallen lassen. Es fehlte eben die Tradition. Wenn ferner der College Dietsch gleich auf die Methode der Privatstudien eingegangen ist, so erlaube ich mir da noch eine Bemerkung. Dass wir die schriftlichen Arbeiten zur Förderung der Privatstudien benutzen müssen, dass gerade die Aufgaben sich an Gegenstände der vorliegenden oder herbeizuziehenden Lectüre anschliessen müssen, ist ein Grundsatz, der unter allen denkenden Lehrern feststeht. Das sind aber keine Privatstudien, das kann ich nicht zu dem rechnen, was unser College Brock unter freien Privatstudien versteht. Sodann erwächst den freien Anstalten aus diesen Studientagen eine grosse Schwierigkeit. Studien der Art, dass man den Schülern für den freien Tag eine bestimmte Aufgabe stellt, sind wiederum keine freien Arbeiten, sondern Aufgaben, die wir ihnen geben; und wenn die der Lehrer gewissenhaft corrigiert und controliert, dann bin ich sehr froh; denn eine Arbeit ohne Controle hat für mich keinen Werth. Ich will daher hier eine Erfahrung von halbgeschlossenen und halbfreien Anstalten anführen. Seyffert's gründliche Behandlung des Privatstudiums verdanken wir nicht der Pforte, nicht seinem unvergesslichen Lehrer Spitzner, sondern einer Halli-

schen Einrichtung, die er dort am Pädagogium vorgefunden hat. In Berlin am Joachimsthal, wo neben Alumnen sich auch Externen befinden, besteht eine ähnliche Einrichtung, die mich in meiner jetzigen Stellung, wo ich eine Anzahl von Alumnen habe, wesentlich berührt. Ich bin nun von den Studientagen immer mehr zurückgekommen, weil die Aufsicht stets mangelhaft ist. Daher lasse ich Jedem Freiheit. Wenn er viel arbeiten will, ist es mir lieb; sagt er mir etwas davon, so freue ich mich um so mehr. Anregung gebe ich gern, verlange aber nichts, und von einer Controle ist nicht die Rede, ausser wenn der Schüler zu mir kommt und meinen Rath verlangt. Lassen Sie mich noch etwas erwähnen, was uns persönlich berührt. Glauben Sie denn nicht, dass die Lehrer, welche nicht gerade das Glück haben, an dem Studientage zu unterrichten, mit einem gewissen Neide auf ihre Collegen blicken? (Heiterkeit.) Ja Sie lachen, aber es ist so. Ich bin in der Lage gewesen, in Prima zu unterrichten und einen freien Tag für mich zu haben. Ich frage Sie aufs Gewissen, blicken Sie nicht mit einem gewissen Neide auf die Herren, die heute ruhig für sich arbeiten können, während Sie in dem gewöhnlichen Gleise gehen? Erregen Sie da nicht auch Unzufriedenheit in den Herzen der Schüler, wenn sie sehen, dass ihre Mitschüler in Prima einen Tag frei haben, während sie in die Schule gehen? Ja, das sind Erfahrungen, die ich mittheilen zu müssen geglaubt habe, wenn sich auch noch so viel Widerspruch erheben wird. (Beifall.)

Dietsch: Es könnte misverstanden werden, als hätte ich das zu den Privatstudien gerechnet, was von den Schülern gefordert wird. Ist es aber nicht eine selbständige Arbeit des Schülers, wenn er das liest, was als wünschenswerth bezeichnet worden ist, aber nicht von Jedem gefordert wird?

Professor Buchbinder aus Schulpforta: Ich habe reiche Erfahrungen über diese Studientage mitzutheilen. Als Schüler war ich auf einem freien Gymnasium, wo diese Studientage eben erst eingeführt werden sollten. Diejenigen Primaner, welche „gut“ oder eine höhere Censur erhalten hatten, durften zu Hause arbeiten, die übrigen mussten in der Classe eine aufgegebene Arbeit behandeln. Freilich versäumten auch die Guten Manches und rechtfertigten das Vertrauen ihrer Lehrer nicht; und das in der Classe zu Leistende ist eben kein Privatstudium. In Halle auf dem Pädagogium, wo ich als Lehrer stand, war alle 14 Tage ein freier Studientag für Prima und Secunda. Die Andeutung des Herrn Rector Eckstein über den Neid der Schüler kann ich bestätigen. Das kann uns aber in der Sache selbst wenig berühren. Als Mathematiker hatte ich aber nicht Gelegenheit mich von dem Fleisse der Schüler zu überzeugen. Ich gehe also zu unsern Einrichtungen in der Pforta über. Da ist jede Woche ein Studientag für alle Classen. Ausschlafetage heissen sie aus dem Grunde, weil im Sommer bei dem Beginn der Lectionen um 6 Uhr um 5 Uhr aufgestanden werden muss, an den Studientagen aber eine Stunde länger geschlafen wird. Im Winter wird an allen Tagen um 6 Uhr aufgestanden. Die übrige Tagesordnung bleibt, namentlich ist vom Wegfall des Morgengebets keine Rede. Ich kann nun aus eigner Erfahrung sagen, dass von den oberen Classen sehr fleissig gearbeitet wird; nur die Tertia ist oft nicht genügend beschäftigt. Da nun bei uns festgestellt wird, in welcher Reihenfolge die schriftlichen Arbeiten in den verschiedenen Fächern geliefert werden müssen, so wird der Studientag fleissig dazu benutzt, um diese grössern Arbeiten in zusammenhängender Zeit anzufertigen. Er wird auch von einigen Schülern zur Privatlectüre benutzt, worüber mein College Steinhardt nähere Auskunft geben kann. Nur auf einen Irrthum möchte ich aufmerksam machen, den Herr

Rector Dietsch wenigstens veranlasst haben könnte, nämlich, dass das Privatstudium lediglich den classischen Sprachen gewidmet sei. Bei uns ist auch Beschäftigung mit geschichtlichen Werken und mit der Mathematik freigegeben, und weist sich Jemand bei dem Ordinarius über tüchtige mathematische Studien aus, so wird er von diesem geprüft; sollte derselbe aber dazu nicht im Stande sein, so wird er dem Mathematiker von Fach zugewiesen. Dieses ist allerdings noch nicht vorgekommen.

Vorsitzender: Wollen Sie, Herr Professor, noch hinzufügen, in wie fern die Arbeiten an den Studientagen freie sind.

Buchbinder: Ich erlaubte mir schon mitzutheilen, dass zu Anfang jedes Semesters eine Arbeitsordnung entworfen wird, z. B. vom 5. bis 19. October lateinische Arbeit, vom 19. October bis 2. November griechischer Commentar, vom 2. bis 16. November deutscher Aufsatz, in den folgenden 14 Tagen mathematische Arbeit, die allerdings in jedem Halbjahr nur einmal vorkommt. Dann kehrt dieselbe Reihenfolge wieder. Häufig werden nun die Studientage zur Anfertigung dieser Arbeiten benutzt, aber nicht ausschliesslich. Viele behalten daneben Zeit, Privatlectüre zu treiben. Damit steht es so, wie Rector Dietsch in Betreff der Fürstenschulen geäussert hat. Wer von Unter- nach Obersecunda versetzt sein will, muss die ganze Odyssee gelesen haben, der Aspirant auf Prima die ganze Ilias. Ob es geschehen ist, wird vom betreffenden Fachlehrer controliert. Er examiniert eine Anzahl, die gleiche Pensa gelesen hat, auf seinem Zimmer. Es erwächst daraus für die Lehrer eine grosse Last; aber man hat dann doch eine wirkliche Controle. Ebenso wird auch jede weitere griechische oder lateinische Privatlectüre controliert.

Steinhardt: Meine Herren! Nur wenige Zusätze zu den Worten meines lieben Collegen Buchbinder, der das Aeussere unserer Einrichtungen erschöpfend dargestellt hat. Nun können aber geschlossene Anstalten für unsere Frage keinen Massstab abgeben. Was sodann die Leistungen unserer Anstalt — die der sächsischen Fürstenschulen werden ohne Zweifel dieselben sein — anbetrifft, so möchte ich zunächst auf die Gefahr, dass bei den freien Arbeiten Täuschungen vorkommen können, hinweisen. Sie sind vorgekommen und werden vorkommen; aber um dieser Gefahr zu entgehen, haben wir seit geraumer Zeit die sogenannten Adversarien, d. h. die schriftlichen Belege der Privatlectüre und die Sammlungen freier Aufsätze abgeschafft. Werden sie freiwillig dargeboten, so nehmen wir sie an, erzwingen sie aber nicht. Es ist bei uns die Sitte, dass jeder beliebige Schüler, der irgend etwas aus irgend einem griechischen oder lateinischen Schrifsteller gelesen hat, zu dem betreffenden Lehrer kommt und sich über seine Privatlectüre durch ein Examen ausweist. Dadurch ist die Gefahr der Täuschung ausgeschlossen. Das ist allerdings auch nur an einer geschlossenen Anstalt möglich. Vom Neid der Lehrer untereinander kann keine Rede sein, da sie an den Studientagen die durch Ausfall des Unterrichts gewonnene Zeit diesen Prüfungen widmen müssen. Sodann gibt es gewisse Classenarbeiten, die zur Controle der Privatlectüre dienen. So die freien lateinischen Aufsätze und eine vielleicht nicht überall angewandte Art von Arbeiten, nämlich die Anfertigung eines sogenannten griechischen Commentars, wobei eine Uebersetzung und Erklärung einer nicht gelesenen Stelle aus Sophokles, Plato, Thucydides u. s. w. verlangt wird. Da pflege ich nun ein paar Themata zu stellen, die aber nicht von Jedem gefordert werden, und verlange, dass sie den Kern des Gelesenen hineinarbeiten, so dass auch diese Arbeit als Deputat der Privatstudien anzusehen ist. Um auch hier der Täuschung entgegenzuarbeiten, wird nachher ein strenges Examen über den Gegenstand

privatim angestellt, und da muss ich gestehen, dass die Privatstudien in den oberen Classen ziemlich umfassend sind. Während Aeschylus und Euripides in den öffentlichen Lectionen meist nicht gelesen werden, sind sie oft Gegenstand des Privatstudiums. Die Unterprimaner haben den Sophokles ganz gelesen, die Oberprimaner lesen ihn noch einmal und verbinden damit die entsprechenden Stücke des Aeschylus; ich sehe es auch gern, wenn sie auf früher gelesene Autoren wieder zurückgehen. In dieser Beziehung dürfte auf geschlossenen Anstalten wol das erreicht werden, was man verlangen kann. Unbedingt gebe ich aber zu, dass diese erfreulichen Erfahrungen nicht für freie Anstalten massgebend sein können. Noch eins: es mögen wirklich die Primaner, welche so einen freien Tag bekommen, von den unteren Classen scheel angesehen werden; aber darüber muss man sich hinwegsetzen. Vor einer Reihe von Jahren besuchte ich einmal unsern unvergesslichen Döderlein und fand gerade bei ihm einige Primaner, die ihn um einen Ausschlafetag baten. Döderlein antwortete ihnen, er würde ihnen diesen Tag, den ersten seit längerer Zeit, wol gewährt haben; da aber gerade ein „Pförtner" bei ihm sei, wolle er um so eher darauf eingehen. Er setze voraus, sie würden fleissig arbeiten; controlieren aber wolle er sie nicht. Dann erzählte er mir, alle 4 Wochen an einem freien Termine gewähre er ihnen diesen Genuss und habe nie Gelegenheit gehabt es zu bereuen. Diese Erfahrung hat allerdings Döderlein gemacht, was ich hier noch ausdrücklich betonen will.

Vorsitzender: Ich muss bitten, dass die Discussion sich nicht auf den Umfang der Privatstudien einlasse, sondern auf die Sache und deren Einrichtung beschränken möge; sonst würden wir uns zu weit verlieren. Ferner möchte ich ersuchen, recht scharf zu betonen, in wie weit die Studien der Schüler freie, gezwungene oder halbgezwungene, controlierte oder nicht controlierte Arbeiten sind. Es freut mich daher, dass Herr Director Wendt eben das Thema besprechen will, da mir bekannt ist, wie gründlich die Herren Directoren in Westphalen dasselbe erörtert haben.

Wendt: Meine Herren, ich trete unbedingt dem bei, was gegen die Einrichtung der bisher erwähnten Studientage gesagt ist. Ich möchte aber eine Einrichtung erwähnen, die sich an freien Anstalten in gewissem Sinne sehr bewährt hat. Dass diejenigen Studien, welche im Laufe des ordentlichen Unterrichts vorkommen, mögen sie eine Arbeit voraussetzen, wie sie wollen, z. B. Aufsätze, hierher gehören, versteht sich von selbst. Nichtsdestoweniger werden Viele von uns den Wunsch theilen, es möchte möglich sein, die Schüler der obersten Classe auch in dieser Hinsicht noch mehr zu concentrieren, als es der Fall ist, wenn sie monatlich ein anderes Thema zu bearbeiten haben. Man könnte der freien Neigung etwas mehr Spielraum lassen, so dass es einem Schüler auf die Weise möglich würde, während seines Aufenthaltes in Prima, oder während eines Jahres in derselben irgend einen grösseren zusammenhängenden Gegenstand selbständig für sich zu bearbeiten. Soll das aber möglich sein, so entsteht das Bedürfnis, Zeit zu schaffen, nicht als ob die Schüler überbürdet wären — das wäre ein Fehler, der irgend wo anders steckte — wol aber weil die Schularbeiten an einer geordneten Anstalt doch wol für die Mehrzahl der Schüler ausreichend sein müssen, und weil eine derartige Concentration nur von den fähigeren und fleissigeren Schülern überhaupt wird erwartet werden können. Deshalb haben wir in Westphalen eine Einrichtung getroffen, welche einigermassen Hülfe leistet. Es fällt allerdings in jedem Monat einmal der Unterricht aus, aber nicht so, dass die Schüler zu Hause bleiben — denn ich glaube auch, dass sie die Zeit, welche sie zu Hause haben, nur zum kleinsten Theile wirklich benutzen

werden —, sondern sie kommen zur Schule und arbeiten unter unsern Augen, ein jeder was er will, und mit den Hülfsmitteln, die er mitbringen will. Die Hauptaufgabe ist nun, die Schüler in solcher Weise anzuleiten, dass sie wirklich wissen, was sie thun sollen, dass man ihnen eine reiche Fülle derartiger Themata stellt, welche sie zu einer eingehenden Lectüre veranlassen. Die Lectüre darf aber weder ein blosses Darüberhinlesen sein, was eine Uebersetzung auch leisten könnte, noch dürfen lediglich Gesichtspunkte berücksichtigt werden, welche mit dem wahren Sinne und dem idealen Gehalte einer Schrift wenig zu schaffen haben, wie grammatische Einzelheiten und derartige Dinge; sondern es sind solche Aufgaben zu stellen, welche wirklich den Einzelnen veranlassen müssen, sich eine Schrift oder einen Theil derselben nach der idealen Seite hin klar zu machen. Aufgaben aus der Geschichte des Alterthums, welche so begrenzt sind, dass nicht zu viele oder zu schwere Quellen durchzulesen sind, können natürlich auch gestellt werden. So gelingt es nun bei der Forderung, dass an diesem Tage wirklich etwas derartiges frei gearbeitet werde — auf Wunsch gestatten wir auch mathematische Beschäftigung —, dass doch wenigstens die fähigeren und fleissigeren Schüler sich diese Zeit in erfreulicher Weise zu Nutze machen. Sie bereiten sich vier Wochen vor, sammeln das Material, bringen es mit und arbeiten nun aus. Werden sie mit einem ganzen Abschnitt nicht fertig, so zeigen sie an, wie weit sie gekommen sind. Gelegentlich liefern sie dem Lehrer die Arbeit ab. Freilich haben nicht alle Primaner, auch nicht die Majorität, Erhebliches geleistet, aber Einzelne haben doch umfangreiche, von Fleiss zeugende Arbeiten, mitunter 30 bis 40 Bogen stark, geliefert, die so allmählich ohne alle Ueberbürdung entstanden waren. Die Schwächeren arbeiten eben, wie sie wollen; übersetzen vom Griechischen ins Lateinische und umgekehrt, oder lösen mathematische Aufgaben; ein Zwang wird in keiner Weise geübt. Einen Vortheil hat die Sache noch. Die Clausur bei der Reifeprüfung hat in der Regel etwas sehr Beengendes, und nicht selten werden gerade die gewissenhaften Schüler dabei befangen; diese unsere Uebung gewöhnt sie leicht daran. Ferner muss ich hervorheben, dass alle Privatstudien und vor allen Dingen ihre Controle in dem Falle geradezu schädlich wirken, wenn das Bestreben zu täuschen ununterbrochen genährt wird. Ueberhaupt mag eine Controle der Privatlectüre an geschlossenen Anstalten möglich sein, aber wenn es irgend etwas gibt, was die Grundbedingung allen freien Strebens und aller würdigen Haltung der Schüler ist, so ist es die vollständige Entwöhnung von dem Bestreben, uns Sand in die Augen zu streuen. Ich schätze diesen Punkt so hoch, dass ich allenfalls die Möglichkeit, die Schüler durch ausgedehntere Lectüre weiter zu fördern, fahren lassen würde, wenn ich wüsste, dass ich von einem Einzelnen gerade dadurch leichter betrogen werden könnte. (Beifall.)

Schulrath Schmidt aus Neustrelitz: Auch in Mecklenburg habe ich, wie es in Herford der Fall war, allmonatlich einen freien Arbeitstag in Prima und Secunda angesetzt, namentlich um — in Prima — die Lectüre des Horaz und Sophokles zu betreiben. Schriftliche Arbeiten habe ich von Niemandem verlangt; habe ausserdem auch gefunden, dass die Secundaner noch zu wenig fähig waren, selbständig zu arbeiten. In Prima habe ich günstigere Resultate erzielt.

Director Gravenhorst aus Bremen: Ich will einfach angeben, wie die Sache bei uns in Bremen steht. Mein Princip ist das der vollständigsten Freiheit. Meine Anstalt ist vielleicht die einzige, auf der die Reifeprüfung eine freiwillige ist und gar keine Folgen hat, aber trotzdem als Ehrensache von allen Schülern betrachtet wird. Da keinerlei äussere Vor-

theile zum Studieren einladen, so ist es selbstverständlich, dass Derjenige, welcher dort die Gymnasialbildung sucht, innern Trieb hat. Daher ist die Anstalt günstiger gestellt, als irgend eine andre. Eine Versuchung zu betrügen existiert gar nicht. Da habe ich nun folgende Einrichtung getroffen. Ein Conspectus der wünschenswerthen Privatlectüre für alle Zweige des Wissens ist im Classenbuche der Prima eingeschrieben, und bei Gelegenheit empfehle ich dieses oder jenes Object speciell. Dieser Conspectus bezieht sich auf die alten Schritsteller, die neuere, namentlich die deutsche Literatur, und auf die Naturwissenschaften, wobei mir natürlich meine Collegen zur Hand sind. Ausserdem empfehle ich jedem Schüler, sich ein Tagebuch zu halten, worin er von seiner Lectüre Rechenschaft gibt, die Titel der gelesenen Werke anführt, sich einzelne Notizen macht, aus einzelnen geeigneten Büchern auch grössere Excerpte anfertigt. Das empfehle ich und das thun sie. Wöchentlich controliere ich in einer Stunde die Privatlectüre und frage Jeden, womit er sich beschäftigt hat. Von Lüge ist gar keine Rede. Hat einer sich nicht beschäftigt, so bekommt er auch keinen Verweis. Ich bin auch zufrieden, wenn einer einen englischen Roman gelesen hat. Hat irgend einer eine Frage an mich zu richten, so bin ich in dieser Stunde dazu bereit. Reichen meine Kenntnisse nicht aus, so trage ich kein Bedenken, meine Unwissenheit zu bekennen. Wir belehren uns dann gemeinschaftlich oder ich empfehle einen besser Unterrichteten. Im Kreise der alten Schriftsteller kann ich natürlich meistens Auskunft geben. Wenn mehrere Schüler das Nämliche oder Aehnliches treiben, so wird aus dieser Stunde einmal eine Lectüre. Haben mehrere zusammen die Adelphi gelesen, so durchfliegen wir den ersten Act, um zu sehen, welche Schwierigkeiten er bietet. Ausserdem hat jeder Schüler der Reihe nach einen freien Vortrag zu halten, wozu er sich den Gegenstand nach Belieben wählt. Fragen sie mich, so gebe ich ihnen gern einen Wink. Oft sind diese freien Vorträge das Resultat dieser Privatlectüre. Ausserdem sind sämmtliche Aufsatzthemata im Classenbuche verzeichnet; jeder Schüler wählt sich das seine, und zwar während des ganzen Aufenthaltes in Prima Jeder sein besonderes. Wenn sich Jemand ein nicht im Conspectus verzeichnetes Thema wählt, so frage ich ihn nach dem Grunde; und diese reiche Individualisierung hat das Resultat, dass meine Aeusserungen darüber vielleicht als Empfehlungen für Andere wirken. So ist das eine gegenseitige Anregung, und wenn ich dann die Censur, — natürlich nicht Correctur — dieser Arbeiten gebe und die Getadelten zurecht weise, so ist das für die Anderen, namentlich diejenigen, welche später das nämliche Thema bearbeiten, ein Fingerzeig. Meine Herren, Sie haben vorhin darüber gelächelt; aber in der That, ich hege die Ueberzeugung, dass Betrug nicht möglich ist.

Vorsitzender: Es sind nicht bloss die äussern Vortheile, welche den Schüler zur Täuschung verleiten; es sind in der menschlichen Natur noch Motive genug vorhanden, Ehrgeiz, Liebe, Schamgefühl, die dort gewiss ebenso gut vorkommen, als anderswo.

Gravenhorst: Mag sein; ich bin vielleicht ein Optimist, aber ich habe die feste Ueberzeugung, dass das wirklich im Allgemeinen nicht der Fall ist, weil Niemand, der gesteht, nichts gearbeitet zu haben, von mir darum schlechter angesehen wird. Er gewinnt nichts dadurch, dass er sich vor mir breit macht. Im Gegentheil, ich würde ihn wegen seiner Eitelkeit tadeln.

Professor Köchly aus Heidelberg: Meine Herren! Wenn ich, seit einer Reihe von Jahren aus dem praktischen Schulleben ausgeschieden, mir doch die Freiheit nehme, das Wort zu ergreifen, so geschieht das einmal, weil gerade der Gegenstand dieser Discussion

mich ausserordentlich interessiert, mich gerade in der letzten Zeit vielfach beschäftigt hat, und zweitens, weil ich gern zu hören wünschte, ob und in wie weit die Principien, die ich mir eben theoretisch in den letzten Jahren gebildet habe, mit den Ergebnissen Ihrer Praxis übereinstimmen. Ich wünschte von Ihnen zu lernen, und so mögen Sie mein Auftreten, und wenn ich etwa etwas bereits Gesagtes wiederholen sollte, entschuldigen. Ganz besonders haben mich die Mittheilungen meines Vorredners angesprochen, aus denen ich zu meiner Freude ersehen habe, dass manche meiner theoretischen Anordnungen längst an der Gelehrtenschule zu Bremen zur Wahrheit geworden sind. So gestatten Sie mir eine kurze Darlegung der Principien, die ich mir für Einführung und Leitung der Privatstudien abstrahiert habe. Zunächst die Frage, warum wir es für nöthig oder wünschenswerth halten, ausser der obligatorischen Thätigkeit die Schüler auch zu freien Studien anzuleiten. Der Hauptgrund scheint mir nun zu sein, dass die Schule darnach streben soll, so weit es ihr irgend möglich ist, jede einzelne Individualität nach ihrer Art zu fördern. Man klagt heut zu Tage so viel darüber, dass es uns trotz aller Fortschritte in kritischer und exacter Behandlung der philologischen Dinge, nicht wie unsern Altvordern, die ja gerade hierin hinter uns so weit zurück waren, gelingen will, unsere Zöglinge, die nicht Philologen von Fach werden, dahin zu bringen, dass sie auf der Universität, im Mannes- oder gar im Greisenalter, noch wirklich Horazens Wort „*Vos exemplaria Graeca nocturna versate manu etc.*“ zur Wahrheit machen. Nicht einmal mit den lateinischen Exemplaren ist es der Fall. Gelingt es aber, durch eine zweckmässig geleitete Privatbeschäftigung mit den Alten auf der Schule einen Jeden gerade dahin zu führen, wo es seiner Individualität am angemessensten ist, dann werden wir auch mitten unter den Störungen des sogenannten materiellen Lebens es in Zukunft vielleicht erleben dürfen, dass auch noch ferner bei manch Einem jene alten Leiter von neuem ihre sittigende Kraft bewähren. Also die Ausbildung der Individualität, natürlich der vorzüglichen Seiten derselben scheint mir durch die Privatarbeiten erstrebt werden zu müssen.

Um aber diesen Zweck zu erreichen, müssen wir vor allen Dingen mit dem Begriff der freien Arbeit auch Wahrheit machen. Bei freier Arbeit darf aber erstens keinerlei Zwang angewendet werden. Die Schule mag ein obligatorisches Minimum streng und unerbittlich fordern. Wer aber dieses leistet, den mag sie auch hinsichtlich der Anwendung seiner übrigen Zeit vollkommen frei lassen. Manche genannte Einrichtungen kann ich als freie Arbeit nicht anerkennen. Wird ein Studientag eingerichtet, da ist bei aller Liberalität der Behandlung doch ein Zwang vorhanden. Diese Arbeiten gehören doch in den obligatorischen Kreis der Schule. Der zweite Punkt betrifft die freie Wahl. Bei den sogenannten freien Arbeiten lasse man dem Schüler die vollste Freiheit, nur möchte ich unterscheiden zwischen dem, was die Schule zu controlieren hat, und dem, was sie nichts angeht. Zu der ersteren Classe gehören nur diejenigen Arbeiten, die mit dem Organismus der Schule, mit dem durchgeführten Lehrplane im Zusammenhange stehen, aber auch dann in ihrem ganzen Umfange. Lateinisch, Griechisch, deutsche Litteratur, Mathematik, naturwissenschaftliche Sammlungen gehören in den Kreis der von der Schule zu berücksichtigenden Arbeiten. Was nun die Leitung betrifft, so lässt sich aus Rücksichten auf die Persönlichkeiten kein Grundsatz aufstellen, schon weil man in manchen Staaten — wie z. B. in der Schweiz — das Institut der Classenordinarien nicht kennt; der Ordinarius wird ja weitaus in den meisten Fällen diese freien Arbeiten zu leiten haben. Meine Idee ist nun folgende, und ich möchte gern wissen, ob sie Ihnen zweckmässig erscheint. Der Ordinarius setzt sich beim Beginn des Semesters mit dem

Einzelnen in Beziehung, und bemerkt er, dass dieser sich zu einer Sache, die in den Kreis dieser Studien gehört, hingezogen fühlt, so hat er ihn mit Rath und That zu unterstützen. Will oder kann Einer keinen Gegenstand angeben, den er zu treiben wünscht, so lasse man ihn leer ausgehen, ziehe ihm aber den Anderen nicht vor, falls er das obligatorische Pensum richtig ausfüllt. Ueber die Controle habe ich nicht viel zu sagen, das hat mir mein Vorredner vorweggenommen. Der Lehrer frage nach der Beschäftigung und thue auch einmal eine solche Frage, die den Schüler überzeugt, dass es mit der Controle ernst ist. Ferner halte ich freie deutsche Vorträge, deren Stoff aus der Lectüre der Schüler genommen ist, für sehr angemessen. Hier muss aber die Controle in mildester Weise unpassende Themata zurückweisen. Milde ist vor allem nöthig; von Verkehrtheiten können wir ja alle nachsagen. — Besonders muss aber der Schüler bei diesen Vorträgen vor jener pestis, möchte ich sagen, der allgemeinen Phrasen gewarnt werden. Die besten Themata würden sein, Einen in zusammenhängender Darstellung das zusammenfassen zu lassen, was er namentlich in historischen Schriftstellern gelesen hat; oder wenn Einer eine poetische Analyse eines gelesenen Stückes gibt, aber nicht — wie es wol üblich ist — in dem Stile der Inhaltsangaben der Bücher eines Historikers, sondern in annähernd den Stil des Originals wiedergebender Rede. Ich bitte dieses Eingehen auf Specialitäten damit entschuldigen zu wollen, dass vielfach gegen diese freien Vorträge ein Mistrauen herrscht, das begründet ist, sobald der Schüler nur Themata bearbeitet, die ihn zur Phraseologie anleiten. Ueber diese drei Punkte hatte ich mir eine Theorie gebildet und ich freue mich, sie bereits in die Praxis eingeführt zu sehen. Es würde mir auch angenehm sein zu hören, in wie weit Sie mit dieser Praxis einverstanden sind.

Vorsitzender: Thatsächlich darf ich berichten, dass diese freien Vorträge an unseren Gymnasien bereits seit langer Zeit ohne Ausnahme eingeführt sind.

Conrector Ebeling aus Celle: Man möge es entschuldigen, wenn ein so junger Mann bereits von Erfahrungen reden will, zumal da ich als Schüler keine solche habe, als Lehrer in Prima wenig, in Tertia eine Zeit lang, vorzugsweise in Secunda die Privatlectüre geleitet habe. Zunächst stimme ich mit den Herren überein, die rückwärts greifen. Für die Versetzung nach Prima verlange ich die Lectüre der ganzen Odyssee; ferner fordere ich als obligatorische freie Arbeit (Heiterkeit) — so nennen sie die Schüler — einige stilistische Uebungen. Die Methode anlangend, so fordere ich im Homer keine Uebersetzung, sehe aber gern eine Präparation. Wöchentlich eine Stunde lese ich mit einer kleinen Abtheilung, und lasse namentlich Formen analysieren. Schöpfe ich den Verdacht, dass eine Uebersetzung gebraucht ist, so lasse ich eine schriftliche Analyse von 100 Verbalformen anfertigen. Dann gehe ich vor allen Dingen die etwaigen schriftlichen Arbeiten mit den Schülern durch, gebe sie aber nicht zurück. Ganz freie Arbeiten betreffend, so halte ich höchtens einen Primaner des letzten Jahres für befähigt dazu. Wir operieren immer mit dem Mittelschlage, und der bedarf des Spornes, der Leitung und Controle. In etwas möchte ich mich den Brock'schen Thesen annähern. Ich glaube, dass unsere Schüler nicht de facto, sondern de jure überbürdet sind. Sie lassen es langsam angehen. Wollen sich die Primaner für alle Lectionen gewissenhaft präparieren, so müssen sie die grösseren Arbeiten heraus „stehlen". Deshalb werden diese verhältnismässig am schlechtesten gemacht. Wir müssen aber grössere zusammenfassende Arbeiten, deutsche Aufsätze und freie Vorträge, haben. Daher möchte ich den Schülern gestatten, ohne gerade Studientage zu gewähren, so oft grössere Arbeiten an-

zufertigen sind, sich für eine gewisse Zeit nicht zu präparieren. So kommen sie nicht in Versuchung, Täuschung zu üben, die mir das Schlimmste zu sein scheint.

Vorsitzender: So schmerzlich es uns auch sein mag, so muss ich doch bitten, die Debatte auf die Einrichtung der Privatarbeiten der Primaner zu beschränken.

Buchbinder: Bei uns besteht die Einrichtung, dass die besseren Schüler sich im letzten Halbjahr vor dem Abgang zur Universität zur Abfassung einer grössern freien Arbeit beim Ordinarius melden. Wird ihnen dieselbe genehmigt, so sind sie für das letzte Semester von jeglicher grössern Schularbeit befreit.

Conrector Helmes aus Celle: Ich möchte bemerken, dass die Mitteilungen des Herrn Professor Köchly nur eine Abweichung von dem sind, was wir mitgetheilt wissen wollten, da der Herr selbst erklärt, schon eine Reihe von Jahren der Praxis entfremdet zu sein. Nur daraus kann ich mir jene theoretischen Vorschriften erklären. Solche Forderungen an unsere jugendlichen Schüler der obersten Classe zu stellen, ist rein unmöglich. Ich für meine Person will keine Privatarbeiten, sondern nur so viel, als ich meinen Schülern nach reiflicher Ueberlegung vorschreiben zu können glaube.

Director Lehmann aus Neustettin: Meine Herren! Unsere Schüler treiben hauptsächlich deshalb keine Privatstudien, weil sie zu viel und zu vielerlei zu arbeiten haben. Wöchentlich ein lateinisches, alle 14 Tage ein französisches und griechisches Exercitium, monatlich ein mathematischer, deutscher und lateinischer Aufsatz benimmt ihnen die Lust und die Sammlung sich zu vertiefen. Mir scheint zur Hebung der Privatstudien möglichste Beschränkung der Pflichtarbeiten nothwendig.

Eckstein: Wir haben wieder gesehen, dass Mittheilung von Erfahrungen uns fördernder ist, als alles Theoretisieren. Gegen einzelne Herren möchte ich aber einige Bemerkungen machen. Am schmerzlichsten ist es mir, wenn man gerathen hat, in dem alten Gleise ruhig fortzugehen. Sogar Köchly befindet sich in einem unlöslichen Widerspruche, wenn er meint, vollkommne Freiheit der Arbeiten sei mit der Controle des Ordinarius unvereinbar. Er wird jedoch denselben nachher selbst am besten lösen. Leider sind wir aber von der Debatte über die Einrichtung der Studientage ganz abgekommen. Um darauf wieder hinzulenken, glaube ich, dass unsere Maturitätsprüfung zu viel und zu vielerlei verlangt; denn gerade in der Zeit, wo die Primaner sich selbständig mit den classischen Studien beschäftigen sollten, drillen sie sich am meisten selbst, um den verschiedenen Ansprüchen zu genügen. Ferner ist es auch keine Freiheit, wenn an den Studientagen die Schüler in der Classe zusammengetrommelt werden, mögen sie auch dort nach Belieben sich beschäftigen dürfen. Ich würde es für viel zweckmässiger halten, die Zahl der Unterrichtsstunden in Prima zu beschränken, und möchte wünschen, dass auf eine Reihe von Unterrichtsgegenständen, die in den unteren Classen absolviert sind, in der Reifeprüfung nicht mehr recurriert würde. Sehr erfreulich wäre es mir, wenn man bei dem Examen mehr das Können, als das Wissen der Schüler ins Auge fasste, und entweder die schriftliche Prüfung oder die mündliche allein beibehielte (Beifall). In dem ersteren Falle, für den ich stimme, und bei Verminderung der Stundenzahl für die Prima, würden wir von der Angst vor der Prüfung befreit werden und könnten der Studientage an freien Anstalten entbehren.

Köchly: Mein Freund und Studiengenosse hat mir durch seine Beschuldigung das Messer auf die Brust gesetzt. Ich habe mich in meinem Leben oft und mit Vielen im Widerspruche befunden, mit mir selbst aber nie, und so ist das auch hier nicht der Fall. Das

scheinbare Misverständnis löst sich einfach durch Zurückgehen auf meinen ersten Grundsatz: „Die Arbeiten sollen vollkommen frei sein.“ Ich habe nur versäumt anzugeben, dass es einem Schüler freisteht, sich mit Musik und anderen Lieblingsbeschäftigungen abzugeben, Lateinisch und Griechisch auf seine Weise ohne Controle zu treiben, wenn er nur dem geforderten Minimum vollständig genügt. Die Controle des Ordinarius bezieht sich schlechterdings nur auf die Arbeiten, welche der Schüler einer Controle unterwerfen will. Und nun noch eine Bemerkung gegen die vorhin gemachte Aeusserung, dass erst in Prima auf Entfaltung und Leitung der dann erst mehr abgeklärten Individualität Bedacht genommen werden müsse. Ich weiss nicht, warum gerade die Prima diese magische Gewalt haben sollte. Die eine Individualität entwickelt sich früher, die andere später in einer bestimmten Richtung, und gerade in unsern Tagen ist es bei der grossen Vertiefung und Erweiterung der Berufsbildung eine Wohlthat, wenn der Knabe sich recht früh über seine Neigung klar wird. Da ferner mein geehrter Freund einen Seitenhieb auf die Theoretiker geführt hat, so will ich hier mit einer thatsächlichen Bemerkung schliessen. Ich war neun Jahre lang Classenlehrer der Untertertia an der Kreuzschule zu Dresden; ich kann Ihnen versichern, dass schon bei den jungen Knaben die Individualität in der Behandlung der Schularbeiten hervortrat. Einer schrieb einen äusserst dürren Stil und übersetzte steif, beschäftigte sich aber mit gelehrten Collectaneen über alle möglichen Dinge; er war die Landplage der grossen Dresdener Bibliothek; und wenn ich damals freie Arbeiten hätte machen lassen können, würde ich mich nicht um ihn bekümmert haben. Und wer ist es? Professor Gutschmidt in Kiel, der diesen Studien sein ganzes Leben treu geblieben ist und jetzt auf einem Felde der Wissenschaft, welches zu den dunkelsten und dornigsten gehört, als ein Stern erster Grösse dasteht. (Beifall!) Hier haben wir ein Beispiel von überaus früher Entwickelung der Individualität, und das ist die Aufgabe, welche durch solche freie Aufgaben erreicht wird, die nur auf besonderen Wunsch der Schüler controliert werden dürfen.

Eckstein: Ich habe ja vorher schon angedeutet, dass die Lösung kommen würde, hätte sie auch selbst finden können, glaubte aber, dass Sie sie aus Köchlys Munde lieber hören würden. Wenn aber mein Freund gemeint hat, ich hätte mit den „Theoretikern“ ihn gemeint, so muss er sich im Irrthum befinden. Wer, wie ich, seine praktische Thätigkeit verfolgt hat, wer so viel Mühe und Sorge davon gehabt hat wie ich, wer an seiner schriftstellerischen Thätigkeit für die Praxis der Schule mit dem regsten Interesse Theil genommen hat wie ich, der kann nicht so einfältig sein, ihn zu den Theoretikern zu rechnen, der nennt ihn gradezu einen unserer besten Praktiker, wenn er auch in der letzten Zeit an der Universität gewirkt hat. Sollte ich also wirklich so etwas gesagt haben, was ich bezweifle, so muss es in der Dummheit geschehen sein.

Director Classen aus Hamburg: Ich möchte an Herrn Director Wendt zwei Fragen richten: einmal ob jene Arbeiten unter Aufsicht geschehen, und zweitens, mit einer wie grossen Schülerzahl man sie vornehmen kann. Und erlauben Sie mir noch eine Bemerkung. Ich meine, dass für unsere freien Anstalten besonders die Privatarbeit des Auswendiglernens wünschenswerth sei, eine im Vergleich zu den alten Zeiten jetzt gewiss sehr vernachlässigte Uebung. Aus dieser Vernachlässigung folgt dann, dass die Fertigkeit in der Beherrschung lateinischer und griechischer Autoren gar selten geworden ist.

Wendt: Ich bin völlig einverstanden mit dem Grundsatze unbedingter Freiheit. Es handelt sich nur darum, den fleissigen Schülern etwas mehr Zeit zu freien Arbeiten zu

schaffen; um nun aber zugleich die minder Fleissigen zu verhindern, den freien Tag zu thörichten Dingen anzuwenden, ist die Einrichtung bei uns, dass an diesem Tage die Schüler nicht besonders „zusammengetrommelt" werden, sondern es wird eben an diesem Tage gearbeitet. Es kann allerdings jeder thun, was er will, aber die Lehrer, die eigentlich in der Classe unterrichten sollten, sind dabei angewiesen, darauf zu achten, dass factisch gearbeitet wird, und am Ende des Tages fragt der Lehrer, was geschehen ist; ob die Angaben wahr sind, das kann der Lehrer ja wol hinreichend beurtheilen. Nicht sehr befähigte Schüler lassen sich auf grosse zusammenhängende Arbeiten nicht ein; dieselben haben kleinere Arbeiten und Uebungen zu machen. Es ist das keinerlei lästiger Zwang, da ja an dem Tage eigentlich Schulunterricht sein sollte. Wenn aber ein Schüler am Schlusse seiner Schullaufbahn einen deutschen oder lateinischen Commentar über eine Tragödie zusammengestellt, oder die Geschichte der griechischen Tyrannen aus zwei Schriftstellern zusammengearbeitet, oder endlich über den zweiten punischen Krieg den Polybius und Livius verglichen hat — so sind das Ansprüche, die vielleicht Manchem als zu hoch erscheinen werden; ich glaube aber, dass für die Erreichung solcher Resultate Sorge getragen werden muss. Und die Erreichung derselben ist wesentlich dadurch möglich geworden, dass die Schüler im Laufe dieser 2 Jahre vielleicht 20 Tage zu diesen Arbeiten mehr, als sonst, gehabt haben. Man wird diese Einrichtung nicht ohne weiteres verurtheilen können; irgend welchen Zwang finde ich darin nicht.

Vorsitzender: Wir sind mit den Brock'schen Thesen nicht fertig geworden; ich meinerseits freue mich darüber, und glaube, dass wir morgen noch eine schöne Stunde damit zubringen können. Ich habe daneben noch den Muth, noch drei Thesen auf die Tagesordnung zu setzen, die beiden des Herrn Director Lehmann und die des Herrn Conrector Lattmann.

(Schluss der Sitzung 10 Uhr.)

Vierte Sitzung, Freitag, den 30. September, Anfang 8 Uhr.

Der Vorsitzende, Schulrath Schmalfuss, theilte zunächst ein Schreiben des Lehrers Otto Kalbe aus Hannover mit, welches die Einführung der Stenographie nach Gabelsbergerschem System als Lehrgegenstand in die Schulen betonte, und glaubte den Petenten einfach auf die betreffenden Augsburger Verhandlungen verweisen zu dürfen.

Nachdem sodann Rector Eckstein unter Bezugnahme auf die in Augsburg aus dem Kreise der Anhänger Gabelsbergers über die Zweckmässigkeit und Einrichtung dieses Unterrichts in den höheren Schulen gemachten interessanten Mittheilungen auf die Schwierigkeiten aufmerksam gemacht hatte, welche entstehen würden, wenn nicht ein Gabelsbergerianer selbst sich der Sache annähme, und er sich mit dem Vorschlage des Vorsitzenden einverstanden erklärt hatte, wurde

Herrn Dr. Knoevenagel aus Hannover das Wort ertheilt. Dieser begann etwa folgendermassen: Meine Herren! Die wichtige stenographische Frage ist nicht darnach ange-

than, dass Sie schnell darüber hinweggehen. Erlauben Sie mir daher nur wenige Bemerkungen. Es cursieren in der stenographischen Welt zwei wesentlich verschiedene Münzsorten, die eine ist geprägstes Leder mit dem unechten Blattgold wissenschaftlichen Scheines überzogen, welches ebensowenig als der Kern die Feuerprobe wissenschaftlicher Untersuchung verträgt. Nur die andere Münzsorte ist von echtem Schrot und Korn. Nur die Stolzesche Stenographie trägt Elemente in sich, welche sie geeignet machen, in die Schulen als Unterrichtsgegenstand eingeführt zu werden; denn sie ist hervorgegangen aus den Resultaten der Sprachforschung. Sie ist daher im vollsten Masse — wie ich an einer andern Stelle nachgewiesen habe — geeignet, als Unterrichtsmittel von hohem pädagogischen Werthe für die Schulen nutzbar gemacht zu werden. Sie soll nicht bloss eine Dienerin der Wissenschaften sein, sondern um ihrer selbst willen in den Schulen gelehrt werden. Ich habe mit Erstaunen die Augsburger Verhandlungen gelesen. Sie sind vollständig auf einseitigem Standpunkte stehen geblieben, und die gegebenen Nachweise sind zum Theil durchaus unzutreffend. Ich möchte daher bitten, dass Sie doch wenigstens bei der nächsten Versammlung den Gegenstand in recht ernste und nicht einseitige Erwägung ziehen, denn meiner Ansicht nach stehen Sie vor der Schwelle einer neuen — der stenographischen — Aera des Unterrichtswesens. Die Einführung der Stenographie in die Schulen ist eine unabweisliche Forderung der Zeit.

Vorsitzender (einem Mitgliede das Wort abschneidend): Ich darf eine weitere Debatte nicht gestatten, werde aber nicht verfehlen, dem Herrn Präsidenten das, was Sie der Versammlung haben ans Herz legen wollen, mitzutheilen.

Vorsitzender verliest dann ein Schreiben des Oberlehrers Dr. Keber aus Aschersleben, welcher die Versammlung um Beurtheilung seines „Leitfadens für den Geschichtsunterricht“ ersucht, von dem er ein Exemplar übersendet, am Schluss seines Schreibens sich aber sehr scharf gegen die Bücher des Professor Assmann aus Braunschweig ausspricht. Das Buch wird auf dem Secretariatstisch zur beliebigen Einsicht niedergelegt, und dann das Wort

Prof. Assmann ertheilt: Ich will mir nur einige persönliche Bemerkungen erlauben. Dieses Schreiben hat mich an den alten Spruch errinnert: „Vortrefflicher Haber, ihr füttert die Pferde mit Wenn und mit Aber“. Kurz werde ich auf die Frage antworten, wie man es mit meinem Buche macht. Ich weiss aus vielen Erfahrungen — wie in der Vorrede zur fünften Auflage gesagt —, dass die Primaner, denen ein solches Buch in die Hände gegeben wird, sich selbst so gründlich aus demselben präparieren, dass für die Schule nur wenig Arbeit übrig bleibt und ausserordentlich viel Zeit gespart wird, besonders wenn man in Befolgung des von Anfang an gegebenen Winkes in der Stbule nur die Hauptsachen durchnimmt. Ich glaube, dass man es so dreist dem Schüler überlassen darf, nach dem Grade seiner Anlagen und seines Fleisses sich in das Gesagte selbst hineinzuarbeiten.

Nach einigen geschäftlichen Mittheilungen untergeordneter Bedeutung gieng man zur Tagesordnung über.

Vorsitzender: Wir gehen nun nach der gestrigen Bestimmung zur Fortsetzung der Verhandlungen über die Privatstudien der Primaner über. Wir haben gestern zu unserer Freude von erfahrenen Schulmännern Mittheilungen über die Art und Weise vernommen, wie sie die Privatstudien der Schüler leiten. und gerade dadurch hat unsere Verhandlung beson-

dern Reiz empfangen. Es ist nun zu wünschen, dass diejenigen Herren, welche Aehnliches mitzutheilen haben, heute das Wort ergreifen, obgleich ich nicht wünsche, das die Verhandlung noch lange dauert.

Schulrath Stoy aus Jena: Meine Herren! Nicht bloss einen Zusatz zu den gestrigen interessanten Mittheilungen, sondern ein Wort zur Verständigung über die Arbeit, der ich mein Leben gewidmet habe, zur Herstellung eines gemeinsamen Gedankenkreises über pädagogische Dinge unter den praktischen Schulmännern meines Vaterlandes. Denn nicht die Einheit der Reglements, sondern die Einheit des Gedankenkreises macht die deutschen Pädagogen gross. Eine Legitimation zur Erörterung gerade dieser Aufgabe glaube ich zu besitzen, da ich nach redlicher Abhaltung meines Sexenniums als Schüler der Meissener Fürstenschule zunächst an meinen eignen Privatstudien, später als Leiter eines Instituts auch an fremden Schülern hinreichende Erfahrungen gemacht, und endlich als akademischer Lehrer die Umrisse der Gymnasialpädagogik zu zeichnen habe. Ich habe die Frage vorlegen wollen, in wie weit wir einverstanden sind, damit wir nicht bloss mit dem Besitz von verschiedenen Erfahrungen auseinandergehend — wie es oft geschieht — sagen möchten: „Das Resultat der Erörterungen ist: A macht es so, B so, C so usw.; aber es bleibt Alles dem Individuum überlassen.“ Ich möchte gern zur Einigung über gewisse Gesichtspunkte beitragen. Also erstens sind wir vollkommen einverstanden, dass Privatstudien nothwendig und der Förderung ganz besonders werth seien? Zweitens herrscht Einigkeit über das Warum? Der Geist, der wie ein rother Faden durch die Brockschen Thesen geht, ist gewiss überall in dieser Versammlung mit Freuden begrüsst worden; nämlich dass es sich erstens darum handele, durch das Privatstudium den Gymnasialstudien ein besonderes Interesse zu verleihen, ein Interesse, welches über die Schulzeit hinausreichen soll; und zweitens darum, dass das Privatstudium auch aus allgemein erziehlichen Gründen als ein Mittel für die Charakterbildung nicht entbehrt werden könne, — denn die Freiheit der Wahl macht den Charakter. Dieser bildet sich nicht bloss im Strome der Welt, er bildet sich auch in der Stille der Schule dadurch, dass der Einzelne Gelegenheit zur Wahl bekommt. Drittens bedarf es besonderer Veranstaltungen zur Hebung des Interesses? Hier könnten wir auseinandergehen und leicht zu der Meinung kommen, es seien dieselben unnöthig, Alles sei der Individualität des Lehrers, des Orts und der Anstalt zu überlassen. Nein, es bedarf besonderer Veranstaltungen; denn das Interesse ist eine zarte Pflanze, welche gepflegt werden muss. Ja, im Allgemeinen bedarf jeder Schüler besonderer Abgrenzungen desjenigen Raumes, innerhalb dessen er seinem Interesse und seiner Thätigkeit nachgehen kann. Noch mehr ergibt sich, wenn wir auf die Individualität der Schüler sehen. Vielleicht am wenigsten die besten, aber jedenfalls die Masse der mittleren nicht zu verachtenden Naturen bedürfen besonderer Veranstaltungen. Die Eifrigsten, sage ich, am wenigsten. Aus meiner eignen Meissener Gymnasialzeit kann ich berichten, dass wir, so oft wir von etwas so recht ergriffen waren, uns mit allem Eifer und aller Liebe darauf legten. Ich erinnere mich sogar einmal auf den Abweg gekommen zu sein, den Lucian zu meinem Hausfreunde zu machen. Ich nahm ihn sogar mit in andere Schulstunden, und habe z. B. in den Stunden über Cicero de officiis darin gelesen. Aber die Masse der nicht zu verachtenden mittleren Schüler bedarf der besondern Veranstaltungen. Welcher? Es ist wol allein an Festsetzung einer bestimmten Zeit, innerhalb deren eine selbständige Beschäftigung möglich ist, zu denken. Und hier kommen wir auf das Stichwort unserer Verhandlungen: Studientage. Nennen wir sie,

wie wir wollen, meinetwegen auch Ausschlafetage; otium ist es, wo das negotium der gewöhnlichen Schulzeit fehlt. Die Feststellung eines solchen können wir als eine gemeinsame Forderung hinstellen. Ueber das quomodo solcher Studientage scheinen die Ansichten weit auseinander zu gehen. Nicht: Arbeiten wo ihr wollt; arbeiten was ihr wollt! Wir dürfen uns wol darüber verständigen, dass wir nur einen Grundbegriff dieses Privatstudiums, oder, wie ich lieber sagen will, freien Studiums festhalten. Und dieser Grundbegriff ist eben die Freiheit der Wahl desjenigen, was einer treiben will. Aber es ist eine Uebertreibung, eine Ueberschätzung, es heisst das Kind mit dem Bade ausschütten, wenn man zugleich die Freiheit für den Ort und die Zeit verlangen will. Nur die Freiheit der Wahl in Bezug auf das, was studiert werden soll, die Freiheit des Ortes nicht! den Besten vielleicht möchte auch diese zugestanden werden, aber der grossen Masse der Mittelnaturen nicht. Die Gefahren dabei wären so gross, zumal bei den grossen Gymnasien und den Anstalten in grossen Städten, dass nie daran gedacht werden kann, es ganz und gar dem Belieben des Einzelnen zu überlassen, wo er an solchen Tagen arbeiten wolle. Dadurch wird auch die Sache selbst nicht im Geringsten beeinträchtigt. Wir sind auch *glebae adscripti;* auch wir Erwachsenen können nicht überall, wo wir wollen, treiben was wir wollen, und die Fürstenschulen, welche schon seit langer Zeit durch diese Einrichtung gross geworden sind, haben ja auch Gebundenheit des Ortes. Wir mussten während einer bestimmten Zeit auf unsern Stuben bleiben; hinreichende Aufsicht war entweder durch den Ordinarius oder durch den Stubenobersten geboten. Also eine bestimmte Arbeit an einem bestimmten Orte unter fester Aufsicht beeinträchtigt weder das Princip, noch die Erfahrungen, noch den Segen, welchen eine solche Freiheit des Studiums überhaupt haben kann, wenn nur das Eine gesichert ist, nämlich Freiheit der Wahl. Viertens. Wie viel Freiheit nun gelassen werden soll, ob über alle Kreise des Gymnasialunterrichts, ob auch über die naturwissenschaftlichen Sammlungen; wie weit directe Berathung, oder sogar directe Beeinflussung ausgeübt werde, das ist der Punkt, wo wir der Individualität des Lehrers, der Anstalt und der Schülergeneration den nothwendigen Spielraum gestatten sollen. Ob es in Form eines Conspectus, oder specieller seelsorgerischer Rathschläge, oder von Halten von Ansprachen geschieht, oder, wie mir einer der Herren gestern sagte, dadurch dass aufgefordert wird, gewissermassen besondere Sectionen zu bilden, indem die einen mathematische, die andern griechische, wieder andere lateinische Arbeiten machen sollen, das ist der Punkt, wo wir dem Individuum sein Recht und seine gehörige Freiheit gestatten sollen. Aber hier tritt das ein, was in der Pädagogik sein volles Recht behalten muss; ich möchte es mit dem Ausdruck Wolffscher Metaphysik als das *complementum possibilitatis* bezeichnen, d. i. die Person des Lehrers. Denn wie kann der Studientag so grosse Dinge thun? Der Geist ist es, der lebendig macht, der heilige Geist des Lehrers, und da ist von einer Gleichförmigkeit, von dem Aufdrängen einer gleichen Methode gar nicht die Rede. Das also ist es, worin ich die Meinung der Versammlung getroffen zu haben meine, dass wir in Bezug auf die Art und Weise, wie diese Studien geleitet werden, der Individualität des Lehrers das volle Recht vindicieren.

Director Dauber aus Holzminden: Die meisten der Herren Collegen haben von Erfahrungen gesprochen, und ich habe mich überzeugt, dass wesentlich alle in dem Punkte übereinstimmen, es möge unserer Jugend Veranlassung gegeben werden, möglichst selbständig ihre Studien zu treiben und dadurch sich zu selbständigen Männern heranzubilden. In dieser Richtung kenne ich die Wirkungen eines Mittels, welches bisher nicht genannt ist und auf

das ich die Aufmerksamkeit richten möchte, weil ich darauf ein besonderes Gewicht lege. Es besteht auf dem Gymnasium zu Holzminden seit etwa 40 Jahren, allerdings mit einer Unterbrechung, ein Studienverein, der den Schülern besonders lieb ist. Die jungen Leute haben von den Lehrern entworfene Statuten und stehen fortwährend unter der Aufsicht ihres Directors. Sie arbeiten mit allseitiger Freiheit, aber ohne alle Kritik, sofern sie dieselbe nicht speciell erbitten, was bisweilen vorkommt. Sie haben über ihre Leistungen und Arbeiten ein Protokoll aufzunehmen, welches mir vierteljährlich vorgelegt wird, worauf ich mich mit dem Vorsitzenden über das, was fernerhin wünschenswerth sein könne, bespreche. Ich will hier nicht näher darauf eingehen; sollte aber einer der Herren Collegen sich für diesen Gegenstand interessieren, so würde ich ihm mit Vergnügen die Statuten mittheilen. Es würde zu erwägen sein, ob dieses Mittel, das seine eigenthümlichen Reize und seine eigenthümliche Kraft hat, den besondern Verhältnissen einer Anstalt nach anwendbar erscheinen könnte. Es fordert diese gegenseitige Kritik, dieses Zusammenarbeiten die Schüler auf, das zu üben, worauf es besonders ankommt, die Gewöhnung zur Selbständigkeit im Urtheil.

Assmann: Ich möchte zum baldigen Schluss beitragen. Der Gegenstand ist uns Allen höchst interessant gewesen. Obwol ich der Anfangssitzung leider nicht beigewohnt habe, habe ich doch den Gang der gestrigen Debatte mit grosser Freude verfolgt. Was kann zweckmässiger in solchen Versammlungen sein, als Erfahrungen zu hören? Leider habe ich über diese wichtige Frage, die mir von jeher am Herzen gelegen hat, durchaus keine praktischen Erfahrungen sammeln können. Aber ich bin doch nachgerade auch ein erfahrener Schulmann und wende den Goethe'schen Spruch auf mich an: „Das, alte Herren, ist eure Pflicht, eure Erfahrungen mitzutheilen.“ Und so möchte ich wenigstens eine Gesammterfahrung, die ich in meinem Schulleben gemacht habe, hier auch in Bezug auf diesen Gegenstand aussprechen. Das freilich muss ich auch mit Goethe bevorworten: „Ganz vergebens versuchst du durch Schriften und Reden des Menschen Hang zu leiten; aber bestärken kannst du ihn wol in seiner Gesinnung, oder ist er noch neu, in dieses, ihn tauchen und jenes.“ Meine Herren! Professor Stoy hat sich das besondere Verdienst erworben, die Debatte auf vier bestimmte Punkte zurückzuführen. Es wäre möglich, dass über diese vier Punkte noch ein Beschluss gefasst würde. Ich glaube aber, Herr Professor Stoy wird nicht darauf ausgehen, hier eine Einigung zu erzielen, wenn er meint, die Hauptsache auch bei dieser Frage sei die Individualität des Lehrers und der Schule, es sei namentlich der Geist — oder wie er sich ausdrückt — der heilige Geist des Lehrers, durch den es allein möglich werde, diese wichtige Frage in der rechten Weise praktisch zu entscheiden.

Das ist nun eben der Standpunkt, den ich hier noch empfehlen möchte. Ich weiss sehr wol, dass Manches von dem, was gestern hier vorgekommen ist, von Vielen als höchst ketzerisch betrachtet ist, namentlich die Aeusserungen Gravenhorst's und Köchly's. Diese beiden Männer haben aber aus dem Geiste gesprochen, der gewiss in dieser Versammlung der vorherrschende ist, und ich darf vielleicht, um diesen Geist noch näher zu charakterisieren, noch einige Bemerkungen machen.

Was hier von einem Mitgliede in Bezug auf die Wahl der deutschen Themata gesagt ist, das ist meine Methode seit 30 Jahren gewesen. Ich bin viel deshalb angegriffen, ja ich habe mich endlich bewogen gefunden, dieselbe zu modificieren, habe aber auch trotzdem mich nur darin bestärkt gefunden, dass diejenige Methode auch auf diesem Gebiete die beste ist, bei der man dem Schüler möglichst freie Wahl für die Arbeiten lässt, bei denen ja allein

seine Individualität gehörig zu Tage kommt. Und diese Individualität zu nähren, das ist ja auch echt deutsch; und wenn man da für jenes Streben nach Einheit, das die Gegenwart beherrscht, Gefahr davon fürchtet, dass unsere Schüler zu individuell gebildet werden: — meine Herren! individuelle Bildung ist einmal die Aufgabe der deutschen Nation. Das Ziel, das ihr, wie keiner andern, gesteckt ist, ist gewiss, dass Jeder sich so individuell als möglich bildet, wie Goethe es will, und wie alle grossen Männer an sich gezeigt haben, dass aus dieser Bildung der Individualitäten die schönste Harmonie hervorgehe, die dann grossartiger sich gestaltet, als sie bei irgend einer Nation hervorgetreten ist. Und ich glaube da mit den grossen Worten schliessen zu dürfen, die ich allen Collegen ans Herz legen möchte, nicht um einen Beschluss zu veranlassen, sondern damit Jeder sie mit nach Hause nehme, sie durchdenke und vielleicht auf der nächsten Versammlung seine Resultate darüber ausspreche. Es bleibt aber der Spruch wahr: „Keiner sei gleich dem Andern, weder ein Lehrer dem andern, noch ein Schüler dem andern, doch Jeder sei gleich dem Höchsten. Wie das zu machen? Es sei Jeder vollendet in sich!"

Director Lehmann aus Neustettin: Meine Herren! Die vielen uns mitgetheilten schätzenswerthen Erfahrungen über den Nutzen der Studientage sind grösstentheils Internaten entlehnt. Es fragt sich, ob diese Einrichtung, deren Vorzüglichkeit ich nicht bestreiten will, auch auf freien Gymnasien einzuführen ist. Ich habe ein Hauptbedenken, welches durch die Thesis des Collegen Brock nicht erledigt ist. Sollen diese Studientage — wie ich es verstehe — jede Woche eingeführt werden, so verlieren wir am Unterrichte je 5 bis 6 Stunden. Woher sollen diese Stunden genommen werden? Welches Gebiet und welches Lehrobject will sich um 1 bis 3 Stunden verkürzen lassen? Es ist nun die Frage, ob wir überhaupt Lectionen entbehren können. Da ich das für unthunlich halte, so muss ich, bis zu besserer Belehrung, mich dahin entscheiden, dass an freien Gymnasien Studientage nicht zu empfehlen sind.

Dr. Müller aus Hannover: Ich möchte zuerst Herrn Professor Stoy für seine schönen Worte danken; wir haben aus ihnen viel gelernt, und namentlich die Präcisierung der 4 Punkte ist zur Förderung der Debatte sehr geeignet. Ich sehe aber die Sache in Uebereinstimmung mit Herrn Director Lehmann anders an. Auf Internaten sind durch den Studientag die glänzendsten Resultate erzielt; indessen scheint mir seine Einführung an den freien Gymnasien bedenklich. Da möchte ich Herrn Professor Stoy ersuchen, kurz zu erklären, wie er es mit den Schülern zu halten gedenkt, welche wenig eignen Trieb haben, und die überhaupt zur Arbeit nur durch Aufgabe eines bestimmten Pensums zu bringen sind. Wenn nun diesen Schülern wöchentlich 6 Stunden, d. i. im Jahre etwa 6 Wochen Unterricht entzogen werden, und sie durch die Lectüre einer Anzahl Bücher aus irgend einem Schriftsteller dafür entschädigt werden, so dürfte vielleicht der daraus entstehende Schaden den etwaigen Vortheil aufwiegen.

Eckstein: Fürchten Sie nicht, dass ich in die Debatte eingehen will; ich will mir nur einen Vorschlag erlauben, über den wir gewiss alle einig sind. Er lautet:

> „Unter Anerkennung der Wichtigkeit und Nothwendigkeit, die Primaner zu freien, selbständigen Arbeiten anzuleiten, erklärt es die Versammlung für nothwendig, Zeit zu beschaffen, die Einrichtung aber den localen und persönlichen Verhältnissen jeder Anstalt angemessen zu treffen."

Vorsitzender: Ich kann es mir nicht versagen, auch Einiges aus meiner Erfahrung anzuführen. Ich bin Schüler einer sächsischen Schule, Wittenbergs, gewesen. Meine Lehrer

waren Spitzner und Nitzsch. Die Methode, welche Spitzner, um seine Schüler zur Privatthätigkeit anzuleiten, befolgte, war folgende. Im ersten Jahre nöthigte er alle Primaner, sich auf das gewissenhafteste bis in die Minutien hinein zu präparieren, zu wiederholen und in jeder Stunde zu zeigen, dass sie ihre Schuldigkeit gethan hatten. Wer dann im ersten Jahre seinen Eifer und Fleiss nicht hinreichend bewiesen hatte, musste in den folgenden Jahren in derselben Weise fortfahren; wer aber für einen guten Schüler galt, der hatte eigentlich so viel wie gar nichts zu thun. Ich erinnere mich nicht — ich erkläre mich also nachträglich noch für einen guten Schüler (Heiterkeit) — mich jemals im zweiten oder dritten Primajahre präpariert zu haben. Dazu kam, dass unser trefflicher Lehrer der Mathematik ausserordentlich wenig Arbeiten forderte. Gustav Wunder war es, und der Name hat einen guten Klang. Ferner wurde damals auf das Französische noch weniger Werth gelegt, und Englisch trieb man gar nicht. So gewannen die Primaner, welche innern Trieb hatten, recht viel Zeit für sich zu arbeiten; ja Einige verwandten viel zu viel Zeit auf ihre Privatarbeiten, und dass wir jetzt unsern Friedrich Ritschl nicht hier haben, hat eben seinen Grund darin, dass er sich durch seine Privatarbeiten überarbeitete. Ich habe diese von den Pädagogen vielleicht nicht ganz gebilligte, auch von mir nie befolgte Methode hier wenigstens erwähnen wollen. Die Früchte Wittenbergs sind nicht ganz verächtlich gewesen. Ein Nachfolger Spitzners, Hermann Schmidt, machte vor einigen Jahren, irre ich nicht 1849 oder 50, bei Gelegenheit der Discussion über die Maturitätsprüfungen auf eine andre Methode aufmerksam, die der Spitzner'schen nahe kommt, jedenfalls den Geist in sich trägt, von welchem die Theses ausgegangen sind. Es wurde damals vorgeschlagen, die Primaner anzuregen, für sich selbst etwas Gutes zu leisten.. Es war bei Spitzner gewöhnlich, dass ein guter Schüler einen Schriftsteller so durcharbeitete, dass keine Variante in ihm existierte, die er nicht kannte. Es sollten also die Primaner im letzten Jahre angeleitet werden, unter Beirath des Lehrers eine selbständige Arbeit zu liefern, und bei dieser, die am Ende des Jahres abgeliefert werden sollte, vom Lehrer controliert und unterstützt werden. Diese Arbeit sollte die eigentliche Maturitätsprüfung ersetzen, und wenn es auch nur eine gewesen wäre. Ich habe das nur als Thatsache anführen wollen, ob Hermann Schmidt den Plan realisiert hat, ist mir unbekannt.

Eckstein: Nur eine Bemerkung. Es ist diese Einrichtung hervorgegangen aus den Valedictionen der Pforte; dort werden ja noch Valedictionen bedeutender und unbedeutender Männer aufbewahrt. Auch andere Directoren haben den Grundsatz befolgt, eine Arbeit, einen classichen Schrifsteller betreffend, dem Schüler in der Art zur Behandlung zu übergeben, dass er am Schluss des Halbjahrs oder der Schulzeit eine umfassende Arbeit hat, die rein die Frucht des Privatstudiums, rein das Resultat freier Beschäftigung ist. Es hat das insofern etwas Gutes, als es zum anhaltenden und gründlichen Studium eines Schriftstellers anleitet. Aber der Grundsatz jener alten Zeit — und das war auch in der Pforte der Fall und wird auch bei Spitzner nicht anders gewesen sein —, die Schüler so zu unterrichten, als sollten alle tüchtige Philologen werden, ist nach meiner Ansicht beseitigt; und was Spitzner that — *quod licet Jovi* —, das können wir ja doch nicht Alle nachmachen. Natürlich hat dieser Grundsatz der Menschheit die schönsen Früchte getragen und ausgezeichnete Männer herangebildet, nicht bloss hier in unserer Mitte unsern verehrten Präsidenten, sondern auch noch manchen andern.

Dr. Zerbst aus Stolzenau: In treuem Gedächtnisse die Erinnerungen meiner Schul-

zeit bewahrend, wage ich es, ein jüngerer Mann, das Wort zu ergreifen, um Einiges zur Ergänzung der Worte meines verehrten Lehrers, Herrn Director Dauber, hinzuzufügen. Die Discussion hat gezeigt, dass für die Oberprimaner dreierlei Arbeiten vorliegen, obligatorische über bestimmte Themata, obligatorische über freie Themata (deutsche und lateinische Aufsätze), endlich freie Arbeiten. Was die obligatorischen Arbeiten anbetrifft, so halte ich Studientage, welche dem Schüler Zeit lassen, solche längere Arbeiten zu liefern, für unzweckmässig. Dafür könnte einzig die Gewöhnung der Schüler an Clausurarbeiten sprechen, die man aber auch dadurch erreichen könnte, dass die Abiturienten Clausurarbeiten über ein gewisses Thema zur Probe zu machen angehalten würden. Ich halte auch die von Herrn Director Wendt vorgeschlagenen kleineren Arbeiten für die schwächeren Schüler für unzweckmässig, da es auch für solche eine ebenso gute Uebung ist, über ein umfassendes Thema eine schlechte Arbeit zu machen, als kleinere Arbeiten anzufertigen. Diese beiden Arten obligatorischer Arbeiten müssen so beschränkt werden, dass sie das liefern, was zur praktischen Ausbildung eines Mannes nothwendig ist. Daneben muss so viel Zeit bleiben, um wirklich ganz freie, oder fast ganz freie Arbeiten zu liefern; Letzteres heisst, dass der Lehrer den Schüler durch seinen Einfluss veranlassen soll, sich Lieblingsthemata frei zu wählen. Das lässt sich nur durch persönlichen Verkehr zwischen Lehrer und Schüler herstellen. Und da möchte ich an das von Herrn Director Dauber erwähnte Holzmindener Institut erinnern, an das sich alle alten Holzmindener mit Interesse erinnern. Es waren 1818 die Schüler zusammengetreten, hatten sich eine Bibliothek angeschafft, sich ihren Präses gewählt und darauf zusammen gearbeitet. Die controle war mild. Als aber der Verein nach einer kurzen Unterbrechung — mein verehrter Lehrer Dauber wird mir diese Bemerkung erlauben — wieder erstand, wurden uns derartige Vorschriften gemacht, dass ich als Präses mir jedes Wort, das ich dem Director gegenüber erwähnen wollte, vorher aufschrieb, um meine Lehrer nicht absichtlich zu belügen. So kam es, dass die strebsamsten Schüler zum Eintritt keine Lust hatten. Es ist gewiss gut, wenn man in dieser Hinsicht grosse Freiheit lässt, da ja in solchen Kreisen die Elite der Prima zusammentritt.

Assmann: An den Wunsch des Herrn Director Dauber anknüpfend, bemerke ich, dass sich auch in Braunschweig ein solcher Verein gebildet hat, zunächst zur Uebung im Vorlesen und zur Beschäftigung mit der deutschen Literatur. Die grösstmögliche Freiheit ist allerdings die erste Lebensbedingung für einen solchen Verein, und wenn man auch nicht Optimist in dieser Hinsicht sein darf, so ist doch gerade für solche Vereinigungen ein möglichst grosses Vertrauen Bedingung.

Vorsitzender: Ich glaube, dass wol an jeder Schule solche Vereine bestehen, aber an keiner ein solcher, der nicht auf Abwege geräth. Ich bin Mitglied zweier derartiger Vereine gewesen und kann sie nicht empfehlen. — Herr Director Brock, wollen Sie die Güte haben, das Schlusswort zu sprechen.

Brock: Meine Herren! Freilich hat sich die Debatte von der Formulierung, aber nicht von der Tendenz meiner Thesen entfernt; aber ich bin sehr erfreut die Mittheilung solcher Erfahrungen über diesen Gegenstand hier provociert zu haben. Das Gemeinschaftliche aller, wenn auch noch so verschiedener Ansichten, ist für mich von Werth. Man hat allgemein das Bedürfnis tief empfunden und an manchen Stellen Versuche gemacht. Darf ich nun einen raschen Gang durch die Debatte machen, um meine Ansicht über die einzelnen Versuche darzulegen und schliesslich meine eigenen Erfahrungen hinzuzufügen? Es hat sich ausserordentlich

glücklich getroffen, dass Director Dietsch, der die Erfahrungen des Internats mit denen der freien Schule verbindet, die Discussion eröffnete. Freilich hat er die segensreichen Studientage des Internats auf dem freien Gymnasium aufgegeben; nicht aber den Versuch, und hat sich bestrebt, auf anderm Wege der Sache wieder beizukommen — was mir besonders interessant gewesen ist. Ich glaube an die Erfahrungen der Herrn Collegen appellieren zu können; so etwas kommt jedem Lehrer vor. Wenn man auch keinen Neffen unter den Schülern hat, so befinden sich darunter doch solche, die dem Lehrer gegenüber ihre besonderen Wünsche einmal äussern. Pflegen wir dieses uns entgegentretende Interesse, so wird es uns, wie Herrn Dietsch, gelingen, von zweien zu achten überzugehen, so dass doch zu dem Ziele zu kommen ist, welches wir vielleicht ein wenig vorzeitig aufgegeben haben. Studientage und Derartiges an frequenten Anstalten einzuführen, wird mit besonderen Schwierigkeiten verbunden sein, und daher ist es kein Wunder, wenn selbst der vielgewandte Herr Eckstein in Halle und Leipzig die Versuche aufgeben zu müssen geglaubt hat. Indess seine bekannte Versatilität scheint etwas von der Natur des Patrons der Thomasschule angenommen zu haben; denn er hat gestern schon den Antrag gestellt, den Schülern doch einige von den wöchentlichen Stunden abzunehmen. Dies bestens acceptierend, nehme ich je eine Stunde von den grossen Wochentagen, lege diese 4 auf den Mittwoch, gebe den Primanern diesen Tag frei, und so würden wir uns auf demselben Boden befinden. (Widerspruch von Seiten Eckstein's.) Da ich die Internate, welche hierin einen grossen Vorzug vor uns haben, nicht gern berühren möchte, so darf ich wol alle Bemerkungen der Herren, die an den Fürstenschulen arbeiten, unerwähnt lassen. Ob der diesen Anstalten zuerkannte Vorzug nicht auf andre Weise ausgeglichen werden kann, ist eine Sache für sich. Die Behandlung dieser Frage in Westphalen hat ihren Ausdruck durch den beredten Mund des Herrn Director Wendt gefunden, der leider nicht mehr anwesend ist. Ich kann nicht läugnen, dass diese Weise mir persönlich nicht zusagt. Es ist mir ein wunderliches Bild, wenn ich mir denke, meine Prima in den verschiedenartigsten Beschäftigungen vor mir zu haben. Obwol mir das Princip nicht gefällt, will ich doch über die Sache selbst nicht urtheilen. Die Herren haben darüber reiche Erfahrungen, behalten sie bei, werden also auch wol Früchte davon gesehen haben. Darum will ich die Sache auch als einen, wenn auch schüchternen und schwachen Schritt zur anzustrebenden freiern Bewegung willkommen heissen. Dagegen muss ich gegen den von Director Wendt mit Nachdruck ausgesprochenen Grundsatz Verwahrung einlegen. Wenn dieser Herr nämlich glaubt, falls mit den Privatstudien die Gefahr der Täuschung verbunden wäre, das Ganze lieber aufgeben zu sollen: dann, meine Herren, muss man allen Unterricht aufgeben, denn Täuschung begegnet Einem auf jedem Unterrichtsgebiete. Die Freiheit ist ein gefährlich, aber auch ein köstlich Ding, und warum sollen wir dem jungen Manne, der die Universität beziehen will, dieselbe entziehen wollen, statt ihm zum rechten Gebrauche derselben zu verhelfen? Dann traten die Vertreter der freien Entwickelung der Individualität auf, das waren die Bremer Beiträge und die Schweizer, die nicht selten auf den festgewordenen Zustand unseres deutschen geistigen Lebens einen Impuls geübt haben. Es sprach sich in ihnen eine liberale Weitherzigkeit pädagogischer Anschauung aus. Sie haben aber die Individualität hochgehalten, und darum fühle ich mich ihnen verwandt, obwol ich ihnen nicht in die ganze Ausdehnung der Cultur der Individualität folgen kann. Herr Director Gravenhorst aus Bremen wollte der Individualität innerhalb der gegebenen Grenzen des Unterrichts freien Spielraum verschaffen. Seine begabte Persönlichkeit kann aber nicht massgebend

sein für die Beurtheilung seiner Methode. Die Persönlichkeit wirkt ja im Unterricht durch die Stoffe, und da begegne ich ihm wieder in der Meinung, dass wir die Stoffe interessant machen müssen; dann werden sie auch schon Kraft genug haben, auf den selbständigen freien Gang des Schülers einzuwirken. Herr Professor Köchly hat der Pflege der Individualität eine recht weite Ausdehnung gegeben, vielleicht durch den augenblicklichen Widerspruch veranlasst. Aber gewiss wird Herr Professor Köchly nicht verkennen, dass doch in der Prima die Individualität schon entfalteter ist als in der Secunda, dass auch der bevorstehende Uebergang zur Universität mehr noch dazu auffordert, an dieser Stelle die Individualität besonders zu pflegen, und ich darf wol hinzusetzen, dass ja überhaupt die ganze Grundlage unserer allgemeinen Bildung, unsers Unterrichts, mit den Zweck hat, die Individualität etwas breiter zu legen. Eine tüchtige Individualität wird durch die breite Lage des Unterrichts nicht flüssig werden, sondern sie wird sie an sich ziehen und sie in sich stärken. Sonst aber muss ich den Herren darin beistimmen, dass man ein gewisses Ordinarium fordern und über dieses hinaus die freie Entwickelung des einzelnen Schülers durchaus begünstigen muss. Meine Herren! wir in Hannover sind so glücklich, in unserer Maturitätsordnung ein solches Ordinarium zu haben, das keinen Menschen mehr berechtigen kann, über zu grosse Forderungen zu klagen. An diese Forderung nun habe ich meinen Versuch angeschlossen, und ich darf wol neben den andern dargestellten auch die Weise hier darlegen, wie ich es versucht habe, der freien Bewegung der Schüler Vorschub zu leisten. Zuerst habe ich die Schwierigkeiten, welche ein Operieren mit der ganzen Prima darbietet, dadurch zu mindern gesucht, dass ich diese Versuche nur mit den jährigen Primanern angestellt habe, wobei ich bei meinen hohen Behörden, wie gewohnt, das freundlichste Entgegenkommen gefunden habe. Dieser obersten Classe, durchschnittlich aus 11 bis 15 Schülern bestehend, habe ich den Mittwoch freigegeben, und diese 4 Stunden dürfen sie unter der Voraussetzung, dass sie es wissenschaftlich thun, nach Belieben anwenden. — Ich muss hinzusetzen, dass ich diese Sache erst seit Ostern unternommen habe; und für weiter nichts, als einen jungen Versuch will ich es ausgeben. — Ich habe nun meinen Schülern gesagt: Wir vertrauen, dass Sie diesen Ihnen geschenkten Tag würdig verwenden werden. Ich setzte dann etwa drei Tage vorher eine Stunde fest, in der sie mir ihre Wünsche mittheilen können. Ein solches den Schülern geschenktes Vertrauen, meine Herren! trägt immer gute Früchte; sie sind bemüht, das Vertrauen zu verdienen. Sie kamen, und jeder sagte mir sein Sprüchlein, die natürlich sehr verschieden waren. Die einen wussten nun bestimmt was sie wollten; entweder griechische oder lateinische Lectüre, oder Behandlung eines bestimmten Themas, oder endlich mathematische Beschäftigung. Mit gleicher Liberalität gab ich meine Zustimmung. Andre hatten auch keine bestimmten Wünsche; und hiemit möchte ich Herrn Dr. Müller antworten: Es ist ein gar grosser Unterschied in der Begabung der Schüler, also auch in ihrer Behandlung. Den einen lässt man am losen Faden, den andern hält man recht fest. Der ganz Schwache kommt selbst mit der Frage, was er thun soll. Dann frage ich ihn, worin er sich am schwächsten fühlt, und wünscht er dann ein lateinisches Exercitium zu machen, dann gebe ich ihm ein Buch dazu, oder empfehle ihm die Lectüre des Livius; daneben stelle ich mich ihm Abends von 6 bis 7 Uhr zu etwaigen Fragen zur Verfügung. Das ist gar keine Schwierigkeit. Am liebsten sehe ich, wenn sie mit der Feder arbeiten. Ich sage das besonders wegen einiger gestrigen Aeusserungen gegen diese Methode. Ich weiss aus Erfahrung, dass es so besser ist, als wenn man fortwährend liest. Ziehen sie aber letzteres vor, so prüfe ich sie,

und lege ihnen eine Stelle mit der Frage, wie sie sie verstanden haben, vor. Absichtliche Täuschungen sind mir in diesem Halbjahre nicht vorgekommen; denn wenn mir meine Schüler gesagt hätten, sie hätten nichts arbeiten können, die regelmässigen Arbeiten seien ihnen noch zu schwierig gewesen, ich hätte sie nicht bestraft. Das ist also meine Einrichtung des Studientages. Hat man aber eine solche Einrichtung, so richtet sich der ganze Unterricht von selbst dahin. Wenn nun Herr Director Gravenhorst geltend macht, innerhalb der gezogenen Grenzen des Unterrichts Aehnliches erfahren zu haben: meine Herren! Aehnliches, aber natürlich nach der Weise des Lehrers modificiert, bringt man überall in Erfahrung. In manchen Stunden wendet man sich an die Schüler mit der Frage, ob sie nicht dieses oder jenes augenblicklich aufstossende Thema zur lateinischen oder deutschen Bearbeitung nehmen wollen. Ich habe es gehabt, dass sie mich in ähnlicher Weise um eine Aufgabe gebeten haben. Aber ich muss noch hervorheben, wie ihre Lust zur Arbeit wächst, wenn man ihnen z. B. bei der Lectüre nachgeht. Wir lesen in der obersten Classe jedes Jahr Lessing und Goethe — ich halte das für eine Aufgabe der Prima, weil Lessing einen Abschluss für die philologische Bildung gewährt, Goethe absolut zur Bildung gehört. — Wir kommen also im Laokoon an die Stelle, wo vom Philoktet die Rede ist; die Stelle will ich überschlagen, da die Schüler das Stück noch nicht gelesen haben. Aber da widersetzen sie sich, versprechen mir ohne deutsche Uebersetzung am Studientage diese Tragödie zu lesen und haben es durchgeführt. Ich lege weiter kein Gewicht darauf, aber die Herren werden sehen, dass ein grosses Entgegenkommen von Seiten der Schüler zu erwarten ist, dass sie Sinn für die Sache haben. Wenn wir nun die Mittel dazu haben (und wir sind in Celle so glücklich, die Prima theilen zu können), so ist es auch Pflicht, nach dieser Seite hin ihnen entgegenzukommen. Ausser dieser Zeichnung meiner Methode habe ich kein Wort zu sagen. Was Herr Schulrath Stoy gesagt, ist mir ganz aus der Seele gesprochen; nur ist es wol nicht angebracht, die vier Punkte hier zur Abstimmung zu bringen. Es kommt gar nicht darauf an, dass wir speciell formulieren. Ich schliesse mich den Eckstein'schen Vorschlägen an und möchte, dass die Versammlung ihre Zustimmung zu beiden Sätzen ausspräche: erstens, es ist wünschenswerth, dass der freien selbständigen Thätigkeit der Schüler der obersten Classen Spielraum verschafft werde; und zweitens, die Modalität richtet sich nach localen und persönlichen Verhältnissen.

Vorsitzender: So bitte ich diejenigen Herren, damit doch auch über dieses Thema eine Abstimmung erfolge — ich wiederhole den Antrag für diejenigen Herren, welche eben erst eingetreten sind. Also: Es ist wünschenswerth, vielleicht nothwendig —

Eckstein: Ja, meine Herren! hier möchte ich die Nothwendigkeit, die ich neulich mit Freuden aufgegeben habe, nicht fahren lassen. Also: nicht bloss wünschenswerth, sondern auch nothwendig —

Vorsitzender: Dass den Schülern zur Betreibung ihrer Privatstudien — (zu Eckstein:) Willst Du Deinen Antrag wörtlich wiederholen?

Brock: Es ist wünschenswerth, der selbständigen Thätigkeit der Schüler der oberen Classen Spielraum zu verschaffen.

Eckstein: Wir wollen bloss festhalten, was heute über die Primaner geredet ist, denn was aus den Secundanern herauskommt, davon könnte ich Ihnen köstliche Beispiele erzählen. Ich habe Privatstudien aus Secunda gefunden, einen Commentar zum Musaeus u. dgl. Solche Dummheiten hat man da gemacht.

Vorsitzender: Die Versammlung wolle sich also dahin aussprechen: Es ist wünschenswerth und nothwendig, der selbständigen Thätigkeit der Schüler der obersten Classe Spielraum zu verschaffen. Ich bitte nun diejenigen Herren, welche diesem Antrage nicht beistimmen, sich zu erheben. (Niemand erhebt sich.)

Dr. Ostermann aus Cassel: Ich möchte mir noch einen Zusatz erlauben: Es ist deshalb vor allem nothwendig, eine grössere Lust und Liebe an den Arbeiten in den Schülern hervorzurufen und die nöthige Zeit den Schülern zu ihren häuslichen Arbeiten zu schaffen.

Vorsitzender: Was das Letztere betrifft, so liegt es eben in dem Worte „Spielraum". Das Erstere ist eine Beschränkung, die ich gern von dem Antrage fern halten möchte. Ich darf wol annehmen, dass diejenigen Herren, welche dissentieren, sich erhoben haben würden, wenn solche vorhanden wären. Der zweite Antrag gieng dahin: Es ist den localen und persönlichen Verhältnissen überlassen, die Art und Weise zu finden, wie dieser Nothwendigkeit Folge geleistet werde.

Eckstein: Ganz einfach: Die Art und Weise wird durch locale und persönliche Verhältnisse bedingt.

Vorsitzender: Ich glaube, dass die Abstimmung über diesen zweiten Punkt denselben Erfolg haben wird. Der Form wegen fordere ich aber diejenigen Herren, welche dissentieren, auf, sich zu erheben. (Niemand erhebt sich.) — Wenn man eine Zeit lang mit Freunden gewandert ist, so wird es schwer sich zu trennen; indessen es liegt uns ob, von den heute auf die Tagesordnung gestellten Debatten, so viel wir können, noch zu erledigen. Herr Director Lehmann aus Neustettin hat eine Thesis über die Gesundheitspflege der Schüler gestellt, und ich frage, ob die Versammlung wünscht, dass eine Discussion eingeleitet werde. (Zustimmung.)

Lehmann: Meine Herren! die Gesundheitspflege der Schüler liegt zunächst ihren Eltern ob, und wo diese am Orte wohnen, oder in der Lage sind, ihre Kinder einer Familie anzuvertrauen, da erledigt sich die Sache von selbst, aber es gibt Schüler — wenigstens auf den meisten unserer Schulen, wenn auch nicht überall in so grosser Anzahl, wie ich das zu erfahren Gelegenheit gehabt habe —, die in traurigen Verhältnissen leben, in traurigeren, als viele ihrer Lehrer leben müssen. (Bewegung.) Es gibt Schüler, die jährlich kaum 20 Thaler für ihren Unterhalt verwenden können, und diese Summe müssen sie sich grösstentheils durch mühsame Privatarbeiten erwerben. Solche sind der Erkrankung vielfach ausgesetzt. Ich habe den Schmerz gehabt, im vorigen Jahre 4 junge Leute durch den Tod zu verlieren, und in diesem Jahre sind schon wieder 2 hingerafft. Das wäre nicht geschehen, wenn ihrer Gesundheit grössere Sorgfalt hätte gewidmet werden können. Wo die Verhältnisse so liegen, da ist es gewiss höchst wünschenswerth, dass von Seiten der Patronate den Schulen ein Arzt zur Seite gestellt wird. Die Gefängnisse, die Armenhäuser haben Aerzte; unsere armen Schüler müssen auch auf Requisition der Schule ärztlicher Pflege anvertraut werden können. Und besonders ist ein Punkt ins Auge zu fassen. Unsere Schüler werden kurzsichtig; ich habe es oft erlebt, bin aber trotz aller aufgewändten Mühe nicht im Stande gewesen, die Gründe herauszufinden. Ich habe mich ärztlichen Beistandes nicht erfreut. Es lässt sich aber ärztliche Hilfe gerade für diese Schüler finden. Auf meiner Herreise habe ich mich in Berlin mit einem Assistenzarzte Gräfe's in Verbindung gesetzt und habe erfahren, dass hauptsächlich festzustellen sei, ob die Kurzsichtigkeit im Zunehmen begriffen sei

oder nicht. Im ersteren Falle lassen sich durch Beschränkung der Aufgaben und der Arbeitszeit Mittel anwenden. Und gerade hierin kann für die armen Schüler von Seiten der Anstalten vermittelst der Schulärzte Heilsames geschehen. Ich wünschte nun, die versammelten Collegen möchten sich dahin aussprechen: Es ist im höchsten Grade wünschenswerth, dass den Schulen Schulärzte für die armen Schüler, die sonst nicht in der Lage sind, sich ärztlichen Beistand zu verschaffen, an die Seite gestellt werden.

Eckstein: Meine Herren! das sind so betrübende Erfahrungen, dass ich staune, wie so etwas irgendwo möglich ist. Es ist ja richtig, dass geschlossene Anstalten ihren Schularzt haben, der neben der Gesundheitspflege auch namentlich über Einrichtung der Classenräume in Bezug auf Heizung und Erleuchtung zu wachen hat. Aber an freien Anstalten besteht meines Wissens in vielen Ländern die Sitte, dass die zerstreut wohnenden auswärtigen Schüler nicht nur ärztliche Hilfe finden, sondern auch durch gesammelte Beiträge freie Medicin und sonstige Erleichterung haben. Solche Krankenkassen sind namentlich im südlichen Deutschland häufig, mehr freilich an katholischen, als an protestantischen Anstalten. Hier ist wirklich einmal Gelegenheit, den Patriotismus der Bürger heranzuziehen; aber man kann auch die Schüler selbst — wie das auf katholischen Gymnasien meist der Fall ist — zu geringen Beiträgen veranlassen, und aus Kleinem wird durch Zusammenhalten Grosses. Was aber die Kurzsichtigkeit anbetrifft, so mache ich darauf aufmerksam, dass die jetzige glänzende Ausbildung der Augenheilkunde nachgerade gefährlich wird. Von einer Menge jetzt plötzlich aufgetretenen Augenkrankheiten hat man früher keinen Begriff gehabt. Meine Anstalt ist auch durch Graefe — aber nicht den Berliner — besucht, und auf einmal sollten 150 Schüler an der ägyptischen Augenkrankheit leiden. Nach einer genaueren Untersuchung laborierten wirklich etwa 20 daran. Die Heilung gieng rasch vor sich. Die Pflege der Augen würde ja wesentlich auch mit der Sorge des Arztes zusammenhangen, der für die Pflege der Externen mit den Schulen zu verbinden ist. Darin stimme ich vollkommen mit dem Collegen Lehmann überein. Wünschenswerth ist es auf jeden Fall, zumal wenn Schüler aus Armuth keine Pflege finden können. Da sind wir durchaus verpflichtet, die Hilfe der Bewohner in Anspruch zu nehmen.

Lehmann: Ja, meine Herren! das ist recht gut gesagt. Aber die Verhältnisse im hintersten Hinterpommern (Heiterkeit) sind ganz eigenthümlicher Art. Da gibt es einen Bürgerstand, der für alles Andre lieber Geld ausgibt, als für irgend etwas, was zur Pflege der Wissenschaft beiträgt. Sie wollen eben keine Wissenschaft, weil sie kein Verständnis dafür haben. Wo allsonntäglich gepredigt wird: Glauben ist das Einzige! Mit dem Wissen fahrt ihr in die Hölle! Die Wissenschaft ist gottlos! da ist das Publikum wenigstens zur Zeit noch unzugänglich für jede Belehrung. Ferner, woher sollen die Leute die Mittel nehmen zu Unterstützungen? Sie thun wirklich, was sie können. Sie nehmen Schüler in Wohnung und vollständige Kost für 6 Thaler monatlich. Viele thun ein Uebriges und begnügen sich mit 2 oder 3 Thalern. Der Bürgerstand kann nicht mehr leisten. Die Sache fällt auf die Beamten; aber unter so kleinen Verhältnissen wird der Mildthätigkeit derselben viel zugemuthet. Es thut noth, dass unter solchen Verhältnissen von Seiten des Patronats und der Commune der Schule geholfen werde. Darum wünschte ich, dass die Communen, beziehentlich der Staat durch eine Erklärung dieser Versammlung veranlasst würde, doch vielleicht Einiges zu thun.

Vorsitzender: Die Hilfe, welche diese Versammlung in solchen Fällen zu gewähren vermag, wird sie gern leisten. Aber leider wird es nur eine Anerkennung sein können, dass es wünschenswerth sei, für arme der Gesundheitspflege bedürftige Schüler ärztliche Hülfe zu beschaffen. Die ganze Versammlung wird dem gewiss gern beistimmen. Wie die Hilfe beschafft werden kann, darüber können wir kaum einen Rath ertheilen.

Dr. Guthe aus Hannover: Ich halte den Vorschlag des Herrn Director Lehmann in einer Beziehung für durchaus empfehlenswerth. Wer über den Zustand der Locale in sehr vielen Anstalten nur einige Erfahrung hat, über den Mangel an Ventilation, die Unregelmässigkeit der Heizung, den Schmutz der Abörter, der muss wünschen, dass recht oft ein Arzt käme und mit seiner wissenschaftlichen Autorität den armen Lehrern beistände, wenn sie darüber klagen, dass es doch in der 6ten Stunde eines Wintertages in einer Classe mit 80 Schülern, von denen einige kaum 2 Schritt weit vom Ofen entfernt sitzen, ein bisschen zu viel wird. Uns Lehrern schiebt man gar zu leicht ein egoistisches Motiv unter; da muss der Physicus kommen und auf Abhilfe dringen. In dieser Beziehung müsste jeder Schule ein Arzt zugewiesen werden, der allmonatlich die Locale zu inspicieren hätte. Das ist meines Wissens hier nicht der Fall.

Director Ranke aus Berlin: Nur zu einer factischen Bemerkung habe ich mich erhoben. In Berlin ist vom Herrn Minister Mühler in den letzten Jahren eine Commission niedergesetzt, welche alle Schullocale zu besichtigen und namentlich die Augen zu berücksichtigen hat. Der Herr Minister ist zu diesem Zwecke persönlich in meiner Anstalt gewesen. An manchen Orten ist es wahrhaft grausig, und da werden freilich die Localbehörden einwirken müssen. Eins will ich noch privatim hinzufügen. Ich habe einmal dem Herrn Minister den Vorschlag gemacht, dass bei der Wichtigkeit der Schulbauten zu den bestehenden Baucommissionen Aerzte, Pädagogen und Architekten hinzugezogen würden, weil nur die Uebereinstimmung dieser drei hier wirken kann. Bei den Schulbauten in Berlin wird übrigens mit der grössten Sorgfalt verfahren.

Vorsitzender: Ich kann hinzufügen, dass in unserm Lande sehr grosse Sorgfalt bei Erbauung und Erhaltung der Schulgebäude von Seiten der königlichen Regierung empfohlen und betont wird. Es sind bestimmte Vorschriften über Einrichtung neuer Locale und über Ventilation gegeben. In Zukunft hätten wir also meist gesunde Locale zu erwarten; aber es werden nicht alle auf einmal gebessert werden können. Ein Schulzimmer einen Fuss höher zu machen, das erfordert grosse Kosten. Und das Andere ist Sache der Directoren, immer und immer wieder darauf zu dringen, dass ein Arzt herbeigeschafft wird, der sich überzeugt, wo Hilfe Noth thut. Aber es wird viele Schwierigkeiten machen, die Mittel herbeizuschaffen. Da keiner der Herren wieder das Wort verlangt hat, so können wir wol die Discussion als geschlossen annehmen, und die Ansicht der Versammlung ist gewiss die, dass wir es als wünschenswerth erklären, dass für die Schule ärztliche Hilfe, so weit und so oft es nöthig ist, officiell herbeigeschafft werde, (Zustimmung von allen Seiten.)

Wünschen Sie, Herr Director Lehmann, über den zweiten Punkt, die Kurzsichtigkeit der Schüler betreffend, noch eine weitere Discussion, oder einen Antrag zu begründen?

Lehmann: Ich glaube, das fällt schon unter diesen Antrag.

Vorsitzender: In dieser Beziehung ist hier eine Erhebung gemacht worden,

die gezeigt hat, dass eine besonders grosse Zunahme der Kurzsichtigkeit nicht beobachtet wird.

Dr. Müller: Nur eine factische Bemerkung. In den hiesigen städtischen Volksschulen ist seit einigen Jahren eine bedeutende Zunahme der Kurzsichtigkeit wahrgenommen; ferner werden bei königlichem Cadettencorps schon junge Leute angenommen, welche Brillen tragen, weil sonst taugliche Individuen fehlen würden.

Vorsitzender: In den höheren Schulen ist eine erhebliche Zunahme der Kurzsichtigkeit nicht wahrgenommen, obgleich gerade von Seiten der Cadettenschulen die Anregung zu genaueren Untersuchungen gegeben ist. Da suchte man den Grund in der schlimmen griechischen Schrift (Heiterkeit); die kleinen Ausgaben mit den kleinen Lettern sollten hauptsächlich viele kurzsichtige Leute in die Cadettenhäuser geliefert haben.

Eckstein: Die Kurzsichtigkeit anlangend, so haben sich ja die Regierungen an sehr vielen Orten der Sache mit allem Ernste angenommen. Von königlich sächsicher Regierung sind vor einer Reihe von Jahren populäre Belehrungen über das Auge und dessen Pflege an allen Schulen vertheilt. Die bairische Regierung hat auf eigene Rechnung die Schulausgaben für das ganze Land unternommen, und für weiten Druck und helles Papier gesorgt; aber auch die Schulen genöthigt, gerade diese Texte zu benutzen. Neuerdings ist man davon zurückgekommen. Wenn nun gar von dem alten griechischen Druck die Rede ist, so möchte ich sehen, was die Leute sagen werden, wenn sie erst den modernsten griechischen Druck in den Schulausgaben haben werden, wo die dünnen Striche so häufig neben einander stehen, dass man sich die Augen gründlich verderben kann. Also den Regierungen hat die Sache überall am Herzen gelegen; eine Zunahme der Kurzsichtigkeit ist mir in meiner eignen Praxis nicht vorgekommen; aber da sind die Erfahrungen sehr verschieden. Es liegt sehr viel an den Schullocalen. Ich selbst verdanke meine schlechten Augen auch der Schule. Wir mussten an einem schlechten Talglichte arbeiten. In dieser Beziehung haben wir wol keine Wünsche auszusprechen.

Lehmann: Ein Schularzt wird jedenfalls auch darauf seine Aufmersamkeit richten; und die Schule kann sich dann auf eine wissenschaftliche Autorität stützen.

Vorsitzender: Wir dürfen diesen Gegenstand als erledigt ansehen. — Zu meinem Bedauern schlägt jetzt auch die Trennungsstunde. Ich kann aber diese Verhandlungen nicht schliessen, ohne recht von Herzen für die mir zu Theil gewordene Nachsicht zu danken. Ich hoffe und weiss gewiss, dass das Gefühl der Gemeinsamkeit Sie alle in Ihre Heimat begleiten wird, und sicherlich werden die Ergebnisse unserer Besprechungen auch Wurzel schlagen, Blüthen treiben und Frucht bringen, wohin Sie auch gehen werden. Wenn auch eine positives Resultat vielleicht in keinem Punkte erreicht ist, so hat doch die Besprechung der Anregung recht viel gegeben. Meine Herren! ich danke Ihnen nochmals.

Eckstein: Ja, meine Herren! wenn wir so auseinander gehen, dabei wird es Einem ja weh ums Herz. Aber ein Philologe soll eine trockne Seele haben, und da ist denn auch die Rührung nicht recht am Platze. Wohl aber geziemt sich für uns Schulmänner die Pflicht des Dankes, und da fordere ich Sie auf, unserm verehrten Herrn Präsidenten zu danken, dem wir ja allerdings das Leben nicht sauer gemacht haben, der aber auch uns das Leben nicht sauer gemacht hat — und ebenso den beiden jungen Collegen, die ihre Zeit und Kraft der Führung des Protokolls gewidmet haben — sodann namentlich auch hier in diesem Kreise einer Erscheinung zu gedenken, die uns recht freudig überrascht hat, nämlich, dass auch die

Jugend dieser Schule, die Spes patriae, uns in unsern Vereinszwecken so ausserordentlich thätig unterstützt hat, Darum, meine Herren! erheben wir uns und bringen damit dem Herrn Präsidenten und den beiden Secretairen unsern herzlichsten Dank!

Hannover. Dr. Albert Müller.

Auszugs-Bericht über die Verhandlungen der Orientalisten-Section.

(Ausführlicher im 1. Heft der Zeitschrift der Deutschen Morgenl. Gesellsch. für 1865.)

Erste Sitzung, Dienstag, den 27. September 1864.

Nach Eröffnung der allgemeinen Versammlung constituirte sich die Section der Orientalisten in dem ihnen zugewiesenen Locale. Der schon in der Meissener Versammlung erwählte Präsident, Prof. Wüstenfeld aus Göttingen, begrüsste die Anwesenden in kurzer Ansprache, und auf seinen Vorschlag wurden Prof. Arnold aus Halle als Vicepräsident, Dr. Friedr. Müller aus Wien und Prof. Schrader aus Zürich als Secretaire durch Acclamation angenommen. Nach Ankündigung der zu haltenden Vorträge und Erledigung der Geschäftsangelegenheiten der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft gaben Prof. Arnold den Bericht über das Verwaltungsjahr 1863/4 des Secretariats, Prof. Gosche über das der Bibliothek, Prof. Brockhaus den Bericht der Redaction der Zeitschrift der genannten Gesellschaft, welche nach ersterem gegenwärtig aus 12 Ehrenmitgliedern, 31 correspondirenden und 317 ordentlichen Mitgliedern besteht. An den Bericht der Redaction anknüpfend machte Prof. Wüstenfeld einige Bemerkungen über seine Ausgabe des grossen geographischen Wörterbuchs des Jakut, welche auf Kosten der Deutschen Morgenl. Gesellschaft vorbereitet wird. Für die Normirung des Preises der Publicationen der Gesellschaft wurde eine Commission eingesetzt. Der Vorlegung einiger zur Vertheilung an die Versammlung bestimmter Schriften folgte der von Prof. Gosche aus Halle erstattete wissenschaftliche Jahresbericht über das ganze Gebiet der oriental. Litteratur für 1863/4.

Zweite Sitzung, Mittwoch, den 28. September.

Nach Erledigung der die Deutsche Morgenl. Gesellschaft betreffenden Geschäftssachen wurden folgende Vorträge gehalten: 1) Prof. Ewald: Ueber das Verhältniss der biblischen Philologie zur Orientalischen. 2) Prof. Stähelin: Ueber die letzten Zeiten der Regierung

des Königs David. 3) Dr. Wiener: Ueber den Gewinn, den die Geschichtswissenschaft aus dem Studium des religionsgesetzlichen (Halachischen) Theiles der neuhebräischen Literatur des Mittelalters zu erwarten hat, vorzugsweise in Rücksicht auf die deutsche Geschichte nachgewiesen.

Dritte Sitzung, Donnerstag, den 29. September.

In Folge der Mittheilung des Präsidenten, dass Heidelberg zum Orte der nächsten Versammlung ersehen sei, wurde Prof. Hitzig daselbst zum Präsidenten der Orientalischen Section erwählt. Prof. Hofrath Bertheau erstattete dann Bericht im Namen der eingesetzten Commissionen. In Betreff des Preises der Publicationen der DMG. wurde bestimmt, dass die Preisberechnung der von der DMG. oder mit ihrer Hülfe veröffentlichten Bücher in der Weise festgestellt werde, dass beim Verkauf von 200 Exemplaren die Kosten gedeckt werden, wobei dem Vorstande überlassen bleibt, geringere Preise für Bücher, die einen grössern Absatz in Aussicht stellen, anzusetzen; ferner: dass die Mitglieder der DMG. bei directer Beziehung durch die Buchhandlung der Gesellschaft eine Preisermässigung von $33^1/_3$ bis 50% erhalten. In der hierauf vorgenommenen Ergänzungswahl des Vorstandes der DMG. wurden die Herren Professoren Pott in Halle, Rödiger in Berlin, Stenzler in Breslau und Wüstenfeld in Göttingen gewählt. Es folgten die angekündigten Vorträge: 1) Prof. Fleischer: über die Nossairier, nach Nachrichten eines zum Christenthum übergetretenen Nossairiers. 2) Mittheilung des Prof. Brockhaus über ein arab.-pers.-engl. Wörterbuch von Nassau-Lees in Calcutta, sowie Notizen des Prof. Sprenger über Herausgabe mehrerer in Indien zu druckender Werke. 3) Prof. Levy: über den Osianderschen Nachlass. 4) Hofrath Professor Bertheau: Ueber das Verhältnis der Sprache des Islam zu den Volkssprachen der Muhammedanischen Völker.

Anknüpfend an die Geschichte des zwanzigjährigen Bestehens der Gesellschaft schloss der Präsident die Verhandlungen; den Dank der Versammlung an das Büreau sprach Prof. Benfey aus.

Verhandlungen der archäologischen Section.

Die Bildung der Section unter Vorsitz des Herrn Prof. Wieseler aus Göttingen fand am 27. September statt. Die Morgenstunden von 8—10 Uhr wurden für die Sitzungen festgesetzt; das Schriftführeramt übernahmen nach Vorschlag seitens des Herrn Präsidenten Herr Prof. Conze aus Halle und Herr Dr. Gaedechens aus Jena. In die Mitgliederliste haben sich ausser den genannten noch folgende Herren im Laufe der Versammlungszeit eingezeichnet:

4. Ernst Curtius, Prof. in Göttingen.
5. Dr. H. A. Müller aus Bremen.
6. Gustav Wolff, Prof. aus Berlin.
7. Hugo Weber, Prof. aus Weimar.
8. Dr. O. Frick, Direktor aus Burg.
9. Bergmann, Prof. aus Brandenburg a./H.
10. Dr. H. Brunn aus Rom.
11. Dr. B. Stark, Prof. aus Heidelberg.
12. Caesar, Prof. aus Marburg.
13. von Werlhof, Obergerichtsdirector aus Hannover.
14. Gustav Schmidt, Dr., aus Göttingen.
15. W. Rein aus Eisenach.
16. Dr. Hosaeus aus Dessau.
17. Dr. Gerlach aus Basel.
18. Dr. Grotefend, Archivrath aus Hannover.
19. Dr. Ranke, Director aus Berlin.
20. Böttcher, Pastor aus Kirchrode bei Hannover.
21. F. Sebald, Collaborator aus Clausthal.
22. Leopold Schmidt, Prof. aus Marburg.
23. Classen, Director aus Hamburg.
24. Jul. Oeltzen aus Hannover.
25. A. Baumeister, Dr., aus Lübeck.
26. Chr. Petersen, Prof. aus Hamburg.
27. G. F. Zimmermann, Rector aus Clausthal.
28. Ernst von Leutsch, Prof. aus Göttingen.
29. Hermann Sauppe, Prof. aus Göttingen,
30. C. Stüve, Collaborator aus Osnabrück.
31. Dr. Otto Benndorf aus Pforta.
32. Dr. Ad. Torstrick aus Bremen.
33. A. Fleckeisen, Dr. aus Dresden.
34. H. Köchly von Heidelberg.
35. Dr. F. Haecker aus Berlin.
36. Dr. G. Kiessling aus Berlin.
37. Rothert aus Cleve.
38. Dr. Georg Röpe aus Hamburg.
39. Dr. Henke aus Marburg.
40. Dr. Kiene aus Stade.
41. Grahn aus Hannover.
42. Dr. J. J. Merian aus Basel.
43. Drewes von Braunschweig.
44. Haupt aus Minden.
45. Lechner, Gymnasialprofessor aus Erlangen.
46. Dr. Piper, Professor aus Berlin.
47. L. Ruprecht, Subconrector aus Hildesheim.
48. F. Goering, Architect aus Hannover.
49. Otto Busch aus Göttingen.
50. Dr. Zernial aus Göttingen.
51. H. L. Ahrens aus Hannover.
52. Dr. Dörries aus Hannover.
53. Hertz, Professor aus Breslau.
54. Rospatt, Professor aus Münster
55. Winiewsky, Professor aus Münster.

Zur passenden Ausschmückung des Sitzungszimmers hatten beigetragen Herr Obergerichtsdirector von Werlhof in Hannover durch Aufstellung zweier Verkleinerungen der Trajans- und Antoninssäule und eines Glaskästchens mit Münzen und Antikaglien; ferner Herr Senator Culemann in Hannover durch Herleihung einer Verkleinerung des Scipionensarkophages und

eines ägyptischen Reliefsteines. Es kamen theils zur Vorlage, theils zur Vertheilung eine Reihe von Zusendungen, welche der Section zugewandt waren, so von Herrn Geheimrath Gerhard in Berlin zwanzig Abdrücke einer von Herrn H. Wittig ausgeführten und geschenkten neuen Abbildung der Portlandvase, von Herrn Geheimerath Ritschl in Bonn sein Aufsatz über Ino-Leukothea aus dem neusten Jahrgange der Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande, von demselben der Abguss eines Schiffszierraths und ein Fragment eines Legionszeichens, ferner von Herrn Director Ahrens in Hannover eine Anzahl von Exemplaren seiner beiden Abhandlungen über Themis, von Herrn Dr. Baumeister aus Lübeck seine Abhandlung über die Insel Euböa (Einladungsschrift zu den Märzprüfungen des Catharineums in Lübeck 1864), von Herrn Archivrath Grotefend in Hannover der Abguss eines im darmstädtischen gefundenen Henkels mit Ringergruppe; endlich von Herrn Bildhauer von der Launitz ein Exemplar seiner „Untersuchung über Polyklets Ausspruch, wie er in zwei Stellen des Plutarch vorkommt: *Πολύκλειτος ὁ πλάστης εἶπε, χαλεπώτατον εἶναι τὸ ἔργον, ὅταν ἐν ὄνυχι ὁ πηλὸς γένηται* und Beleuchtung desselben vom künstlerischen Standpunkte aus. Frankfurt a. M. Verlag von Joseph Baer." Vorher angemeldet waren für die Section folgende Vorträge:

1. Von Herrn Prof. Wieseler aus Göttingen: über die neueren Theaterentdeckungen zu Athen.

2. Von Herrn Oberlehrer Dr. Schmidt aus Göttingen: über die Münzen mit der Typhonsmarke aus der Schledehaus'schen Verlassenschaft in der Osnabrücker und Göttinger Sammlung.

3. Von Herrn Prof. Stark aus Heidelberg: über die Götter im Parthenonfriese und über den Torso im Belvedere des Vaticans.

4. Von Herrn Privatdocenten Dr. Gaedechens aus Jena: über einige Bronzen des Arolsener Museums und über die Darstellungsweise der Graeen in der alten Kunst.

5. Von Herrn Prof. Conze aus Halle: über den Schild der Athene Parthenos des Phidias im Britischen Museum, über ein Relief aus der Sammlung zu Wiltonhouse bei Salisbury und über ein Relief in Cambridge.

Aus Mangel an Zeit sind von diesen Vorträgen die des Herrn Prof. Wieseler, der zweite des Herrn Prof. Stark und ebenfalls der zweite des Herrn Dr. Gaedechens nicht gehalten worden.

Erste Sitzung, Mittwoch, den 28. September.

Tagesordnung:

1. Prof. Brunn: über die vom archäologischen Institute vorbereitete Publication der etruskischen Aschenkisten.

2. Dir. Classen: Einführung der Schrift des Herrn Bildhauers von der Launitz über einen Ausspruch Polyklets bei Plutarch.

3. Dr. G. Schmidt: über ägyptische Münzen aus der vorptolemäischen Zeit.

4. Prof. Conze: über ein Schildrelief aus Athen im britischen Museum, Nachbildung des Schildes der Athene Parthenos des Phidias.

Die Tagesordnung konnte aus verschiedenen Gründen nicht genau eingehalten werden. Nachdem von der archäologischen Section Herr Prof. Stark in die Commission zur Wahl des nächstjährigen Versammlungsortes deputiert war, führte Herr Dir. Classen die mehrerwähnte Schrift des Herrn v. d. Launitz ein. Es handelt sich in derselben um einen Ausspruch des Polyklet, wie er als solcher an zwei Stellen bei Plutarch (Symp. II 3 und de prof. in virt. c. 17) überliefert ist. Der Verfasser der vorgelegten Schrift hat als Künstler entschieden geleugnet, dass der fragliche Ausspruch, das Werk werde dann am schwierigsten, *ὅταν ἐν ὄνυχι ὁ πηλὸς γένηται* oder *χαλεπώτατον αὐτῶν τὸ ἔργον, οἷς ἂν εἰς ὄνυχα ὁ πηλὸς ἀφίκηται*, in hergebrachter Weise auf den die letzte Vollendung des Modells gebenden Nagel des Künstlers zu beziehen sei; es werde nie der Nagel zu einer letzten Vollendung von einem Künstler gebraucht und dies habe nie geschehen können; auch die Möglichkeit, dass mit dem Worte *ὄνυξ* ein besonderes Modellierinstrument von den Griechen bezeichnet sein könne, zugegeben, behauptet der Verfasser, auch das könne in dem Zusammenhange jenes Ausspruches keinen mit dem künstlerischen Verfahren vereinbaren Sinn geben. Er setzt nun an die Stelle der bisherigen Erklärung die Meinung, es sei an den Nagel der auszuarbeitenden Modellfigur zu denken; wenn dieser, also die letzten Feinheiten, an die Reihe der Ausarbeitung käme, dann trete die grösste Schwierigkeit beim Werke auf. Herr v. d. Launitz übersetzt: „Das Werk werde am schwierigsten, wenn die Ausführung der Nägel beginne." Er meint, es könne von diesem Künstlerausdrucke auch das sprichwörtliche *ad unguem* herzuleiten sein. Zur Begründung dieser Ansicht bezog sich Redner auf eine Stelle im Dionys. Halic. de adm. vi dic. Demosth. c. 13: (*ὁ τοῦ Δημ. λόγος*) *τὸν Λυσιακὸν χαρακτῆρα ἐκμέμακται εἰς ὄνυχα*, und glaubte, dass die bekannte Auslegung der Scholiasten zu Verg. Ge. 2, 277, Horat. Satt. 1, 5, 32 und A. P. 294 von einer Prüfung der Fugen mit dem Nagel ebenso gut auf einem Misverständnis beruhe, wie die Anwendung, welche Pers. 1, 64 von dieser Auffassung der Sache mache. Bei der auf den Vortrag des Herrn Dir. Classen folgenden Erörterung sprach sich zunächst Herr Prof. Sauppe für die Richtigkeit der launitzschen Auffassung aus, schon der Aoriste *γίνηται* und *ἀφίκηται* wegen, für welche bei der gewöhnlichen Erklärung das Präsens nöthig sei, und führte ferner aus, dass Polyklet bereits einen entsprechenden sprichwörtlichen Ausdruck, wie er in *ὀνυχίζειν*, *ὀνυχίζεσθαι*, *ἐξονυχίζειν* (Aristophan. frg. 230 Bgk.) vorliege, vorgefunden habe. Herr Prof. Stark erklärte sich mit Herrn v. d. Launitz einverstanden, Herr Prof. Caesar wies auf die Möglichkeit einer Uebersetzung „bis auf den Fussnagel" in ähnlicher Bedeutung wie „vom Scheitel bis zur Zehe" hin, Herr Dr. Gaedechens wollte die hergebrachte Erklärungsweise Winckelmanns, O. Müllers u. A. dennoch als die richtige festhalten, Herr Prof. Gerlach glaubte zu wissen, dass noch Thorwaldsen freilich bei Marmorarbeiten eine letzte Probe der Vollendung mit dem Nagel gemacht habe. Dann kam Herr Hofrath Sauppe noch einmal auf die sprachlichen Schwierigkeiten jenes Ausspruches in der uns überlieferten Fassung zurück und glaubte, dass eine Verderbnis im Texte anzunehmen sei, und zwar grade in dem Worte *πηλός*, welches schwerlich so schlichthin für Modell gebraucht worden sei. Als mögliche aber allerdings auch

nicht unbedenkliche Aenderung schlägt er ξῆλος für πηλός vor, im Sinne von Arbeit, Beeiferung, überhaupt.

Nachdem noch die Herren Professoren Classen, Brunn, Stark und Wieseler (der nebenbei auch an das Epigr. des Rufinus in den Anal. Vet. Poet. Gr. T. II p. 393, Nr. XIII = Anthol. Gr. V 15:

Ποῦ νῦν Πραξιτέλης; ποῦ δ' αἱ χέρες αἱ Πολυκλείτου
αὐταῖς πρόσθε τέχναις πνεῦμα χαριζόμεναι,

erinnerte, welches fälschlich auf die Schönheit der Hände an den Werken Polyklets bezogen sei) sich im Wesentlichen für Herrn v. d. Launitz Auslegung und gegen eine Aenderung im Texte ausgesprochen hatten, wurde eine Weiterführung und vielleicht Entscheidung der Frage bis zur nächstfolgenden Sitzung aufgeschoben.

Es sprach sodann Herr Dr. G. Schmidt über kleine Münzen ägyptischen Fundortes, die aus der Schledehausschen Verlassenschaft herrührend sich jetzt in den Sammlungen zu Göttingen und Osnabrück befinden. Diese Münzen haben den Pallaskopf und als Revers den Typhon. Sie lassen sich in drei Klassen scheiden, von denen zwei sicher nicht attisch sind, die dritte wahrscheinlich wenigstens ebenfalls nicht. Es stimmen die Gewichte nicht zu dem attischen, aber auch nicht zu dem Ptolemäischen System. Auf den Fundort Aegypten sei, grade weil es Scheidemünzen seien, Gewicht zu legen; sie seien für dort geprägt zu halten. Das Resultat der Untersuchung müsse aber ein vorwiegend negatives bleiben; jedenfalls seien die Münzen jedoch der vorptolemäischen Zeit zuzuweisen. Mit der letzten Annahme erklärte sich dann Herr Obergerichtsdirector von Werlhof einverstanden, wies aber darauf hin, dass bei den sehr verschiedenen Gewichtssystemen der attischen Münzen ein Zusammengehören mit diesen nicht so endgültig zu leugnen sei, und dass, wie zu Syracus für den Gebrauch verschiedener griechischer Colonien, gleichwie zu Antiochia für mehrere auswärtige Colonien, Geld geprägt worden, die Vermuthung nahe liege, diese Münzen seien zu Athen für den aegyptischen Handelsverkehr attischer Kaufleute geprägt. Herr Professor Wieseler führte sodann aus, dass 1) aus dem Fundorte Aegypten nicht so sicher die Annahme der Prägung in Aegypten zu schliessen sei, worin Herr Dr. G. Schmidt jedoch anderer Ansicht blieb, und dann 2) dass der angebliche Typhon auch nicht eine ausschliesslich ägyptische Figur, vielmehr sogar für ursprünglich asiatisch zu halten sei. Er wies dann noch auf ein grösseres Exemplar mit unbehelmtem weiblichen Kopfe und auf dem Reverse mit dem sogenannten Typhon hin, welches sich in der Sammlung des Duc de Luynes befindet und von diesem und Raoul-Rochette, zuletzt auch von F. Layard Mithra pl. LXIV n. publiciert ist. Leider steht in Betreff dieses Stückes der Fundort nicht fest. Doch schreiben ihm Kenner Phönikische oder Kilikische Herkunft zu. In Folge dieser ganzen Besprechung wurde noch besonders auf die Münzsammlung zu Osnabrück, deren sich namentlich Herr Collaborator Dr. Stüve thätig angenommen habe, hingewiesen.

Am Schlusse dieser Sitzung legte Herr Prof. Conze die Photographie eines in Athen gefundenen und aus dem Besitze des vormals englischen Gesandten in Athen, Lord Strangford, jetzt in den des brittischen Museums übergegangenen Schildreliefs von weissem Marmor vor. Das Relief, welches alsbald in besonderer Publication erscheinen soll, stellt einen Amazonenkampf dar und unter den Figuren sind zwei, welche an die nach einzelnen Berichten der Alten (s. O. Jahn *Pausaniae descriptio arcis Athenarum* zu p. 13) auf dem Schilde der Athena des Phidias im Parthenon dargestellten Gestalten des Phidias und Perikles erinnern.

Die Annahme einer wenn auch entfernten Zusammengehörigkeit des Fragmentes mit der Statur des Phidias wird namentlich durch die Vergleichung mit der in den Annali dell' instituto di corr. arch. 1861 auf tav. d'agg. O. P. publicierten Athenastatuette aus Athen gestützt.

Zweite Sitzung, Donnerstag, den 29. September.

Tagesordnung:

1. Discussion über das von Prof. Conze am Mittwoch den 28. September vorgelegte Schildrelief.

2. Prof. Conze: über ein Relief in Wiltonhouse und über ein Relief in Cambridge.

3. Prof. Brunn: über die vom archäologischen Institute zu Rom vorbereitete Publication der etruskischen Aschenkisten.

4. Prof. Stark: über die Götter des Parthenonfrieses und über den Torso in Belvedere.

Die zuerst angesetzte Discussion fand nicht weiter statt, so dass Prof. Conze sogleich in einem Papierabdrucke nach dem Originale ein Relief des Museum Disneyanum, jetzt in der Sammlung zu Cambridge, der Section vorlegen konnte. Dasselbe stellt sehr wohl erhalten die Eingangsscene der Ilias, die Fortweisung des Chryses vor. Die bisher bekannten Abbildungen auf der Publication im Museum Disneyanum beruhend (s. Overbeck die Bildwerke zum thebischen und troischen Heldenkriege Taf. XVI n. 11) liessen es nicht allgemein erkennen, was indessen von Gerhard schon früher ausgesprochen war und was jetzt in der Section ohne Widerspruch behauptet wurde, dass das fragliche Relief eine geschickte moderne Arbeit sei. — Der zweite der Section von dem Ebengenannten vorgelegte Papierabdruck brachte besser als alle bisherigen Abbildungen ein vielbesprochenes Relief der Pembrokeschen Sammlung zu Wiltonhouse bei Salisbury zur Anschauung (Müller-Wieseler Denkmäler der alten Kunst Band II, Tafel I n. 9). Es wurde der nur durch moderne Ueberarbeitung hier und da entstellte durchaus nicht alterthümliche, sondern in seinen unüberarbeiteten Theilen als sehr entwickelt erkennbare Styl des Bildwerkes im Gegensatze zu den alterthümlichen Formen der Schrift als ein neuer Grund gegen die Echtheit der Inschrift geltend gemacht (vergl. Gerhards arch. Anzeiger 1864, S. 173 ff.). Unbeantwortet blieb die Frage des Herrn Hofrath Sauppe, wen man als den doch offenbar mannichfach griechischer Epigraphik kundigen Fälscher etwa annehmen dürfe. — Professor Brunn eröffnete dann seine reichen Mittheilungen mit Bemerkungen über die vom Institute für archäologische Correspondenz unter seiner Leitung vorbereitete Herausgabe sämmtlicher Reliefs etruskischer Aschenkisten. Aehnliche Pläne seien früher schon von Gerhard, von Braun entworfen, auch einige Vorarbeiten zur Ausführung desselben seien gemacht; dennoch sei es jetzt bei der Neuaufnahme des Unternehmens nöthig geworden, die ganze Arbeit von vorn mit Nachvergleichung der Originale namentlich in den reichen Sammlungen von Perugia, Chiusi, Volterra u. a. wieder aufzunehmen. Es habe sich dabei denn eine grosse Unzuverlässigkeit der hauptsächlichsten älteren Publicationen herausgestellt; als Einzelheit in dieser Beziehung wurde hervorgehoben, dass die durch ihre ganze Erscheinung bestechenden Abbildungen in Micalis Arbeiten von geringerer Treue als die des Inghirami sich gezeigt hätten. Mit

einem Blicke auf die grosse Masse der Darstellungen dieser Reliefs, zum grossen Theile aus der Heroenmythologie, zum kleineren aus der etruskischen Daimonologie hergenommen oder aus Kriegs- und andern Scenen bestehend, wurde darauf hingewiesen, wie grade bei dieser Monumentenklasse man erst auf Grund einer möglichst vollständigen Sammlung aller vielfach variierten Wiederholungen eines und desselben Gegenstandes mit mehr Zuversicht sich zu der Erklärung der verschiedenen Einzelscenen wenden könne. Dieses wurde durch Vorlage einer Reihe von Zeichnungen nach Originalen im Museum von Volterra, meistens noch unerklärte Darstellungen bietend, erläutert. — Wieder legte Herr Prof. Brunn Abbildungen des grossen Monumentes von St. Remy vor, welches durch den Styl seiner Sculpturen der Zeit des Cäsar oder Augustus zugewiesen werde, nicht der Zeit der Antonine, wie sonst wohl angenommen sei. Die Reliefs bei weitem lebendiger, weniger kalt als die der trajanischen Zeit zu sein pflegten, füllten eine bedeutende bisher gebliebene Lücke in der Reihe der kunstgeschichtlich wichtigen Werke aus. — Ferner legte derselbe den Stich der eingeritzten Zeichnungen auf einer Liste aus Präneste vor, in welchen er den Kampf des Aeneas mit Turnus und seinen Friedensschluss mit Latinus erkannte; die auffallende Uebereinstimmung zwischen der Darstellung bei Vergil und diesem so viel älteren Kunstwerke wurde als die Hauptstütze der aufgestellten Erklärung, aber auch als der Ausgangspunkt neuer schwieriger Fragen hervorgehoben. — Endlich brachte derselbe die Umrisszeichnungen nach einer neu entdeckten pränestinischen Cista, deren Gegenstand noch unerklärt geblieben sei, obwohl lateinische Inschriften der Deutung die Hand zu bieten schienen, zur Kenntnis. Ueber alle diese Gegenstände, deren Herausgabe und nähere Besprechung in den Monumenten und Annalen des archäologischen Instituts bevorsteht, fasst sich der Bericht hier auf besonderen Wunsch des Vortragenden ganz kurz. — Prof. Brunn lenkte übrigens die Aufmerksamkeit der Versammlung noch auf die Bibliothek des archäologischen Instituts auf dem Kapitole, der einzigen Bibliothek, welche dem freien Gebrauche der ausländischen Forscher in Rom bequem geöffnet sei; er sprach die Bitte aus, kleinere Publicationen, Programme, Dissertationen u. s. w., welche auf dem Wege des Buchhandels in Italien kaum erreichbar wären, möchten von den Verfassern auf buchhändlerischem Wege durch die Spithöversche Buchhandlung in Rom oder mit Post unter Kreuzband dieser Bibliothek übermacht werden. — Herr Prof. Stark sprach sodann über die Göttergestalten auf der Ostseite des Parthenonfrieses: denn als Götter hielt er sie abweichenden neuen Meinungen entgegen von vorn herein fest, ebenso wie die Beziehung des idealen Festzuges zu den Panathenäen. Der Vortragende betonte, dass man bei einem Erklärungsversuche auf ein Doppeltes sich zu stützen habe, auf Beobachtung der künstlerischen Darstellung in Anordnung und Ausführung der einzelnen Gestalten, besonders ihrer Motivierung, und dann zweitens auf die im attischen Festcultus der Panathenäen nachweislich betheiligten Gottheiten. Die in der Doppelgruppe von je 7 Gestalten bis ins Einzelne nachweisbar symmetrische, aber sich verschlingende Anordnung ward zunächst hervorgehoben. Im Einzelnen wurden nun die zwei Gestalten am rechten Ende der linken Seite im Anschlusse an frühere Erklärer als Zeus und Hera festgehalten, über die dritte jugendliche Figur aber eine sichere Entscheidung, ob Hebe oder Nike nicht gegeben; gegen jene, für diese sprach die Armbewegung. Hera, im attischen Cultus so wenig bezeigt, ward als *Ἥ. Τελεία* gefasst, welche in Athen als bei allen Festreigen gegenwärtig angerufen ward (Aristoph. Thesmoph. 973). Die folgende Jünglingsgestalt wurde für Ares erklärt; seine Aehnlichkeit mit Mars Ludovisi war schon von Ellis und Beulé bemerkt; er erscheint als ein *ἀνιώμενος* in den das Knie umfassenden Armen, ganz auch wie auf der

Françoisvase. Aber so als eine zurückgedrängte, besiegte, halb unwillige Gottheit ist er in dem attischen Cultus, speciell auf dem Areopag verehrt. Dahin aber wurden der Athena und den mit ihr dort verehrten Gottheiten am Haupttage der Panathenäen Opfer gebracht. Die entschieden weibliche Figur neben ihm mit der Fackel wurde als Enyo, die schon im Homer mit Ares verbunden, mit Pallas Athene darin wechselnd in Athen im Arestempel eine Statue hatte und gerade die Fackel des Krieges nach dichterischen Zeugnissen führte. Die letzten zwei Gestalten dieser Seite wurden mit früheren Erklärern als die Dioskuren festgehalten, wofür ebenso sehr ihre künstlerische Motivierung mit berechnetem Gegensatz in der Einheit als ihr Cultus in Athen, bei der Akropolis, ihr Antheil am Panathenäenfeste im Reiteraufzuge wie in der Pyrrhiche sprach. — In der Gruppe rechter Hand erklärte Herr Prof. Stark die erste weibliche Gottheit für Hygieia zusammensitzend mit Asklepios, an dem man sofort beim Beschauen, wie er sich auf dem Stabe lehnt, denken müsse. Im Cultus sei Athena selbst eine Hygieia und habe Hygieia, die ausdrücklich Tochter des Asklepios genannt werde, zur Seite auf der Akropolis; dieser Athena Hygieia ward aber am Panathenäenfest von den *ἱεροποιοί* ein Opfer dargebracht. Das folgende Männerpaar wurde für Prometheus und Hephaistos erklärt, und zwar der jüngere, unbärtige für den letzteren, ganz entsprechend der Auffassung, wie sie im Culte beider in der Akademie wie in einem alten Kunstwerke daselbst gegeben waren. Ihre enge Verbindung mit Athena in der Akademie und auf der Akropolis, ihre Beziehung zu dem Ausgangspunkt des Panathenäenzuges wie zum Fackellauf des Festes liege klar vor. Dem Hephaistos eigenthümlich sei die Armbewegung nach oben, wie auf einem Relief (Mon. I. T. 12, 3). Eine Erklärung der drei Schlussfiguren auf dieser Seite wurde nicht mit vollem Anspruch auf Sicherheit aufgestellt, jedoch die Benennung Aphrodite, Peitho, Eros als durchaus wahrscheinlich bezeichnet; Aphrodite sei hier Pandemos und habe als solche ihren Cult mit Peitho am Aufgang zur Akropolis, sie stehe als Stiftung des Theseus zu den die Panathenäen voraufgehenden, sie einleitenden Synoikia in nächster Beziehung. In den Ersephorien ist die Cultverbindung zwischen der Burggöttin und der altgriechischen Aphrodite ausdrücklich ausgesprochen. Demeter mit ihrer Umgebung erklärte der Redner für den Kreis der panathenäischen Götter fremd; sie sei auch hier nicht zu suchen. Athene, Poseidon und Erechtheus erscheinen aber nicht selbst in dieser Götterzahl, die Hauptgestalten allerdings des Festes, da sie in ihren irdischen Vertretern, der Priesterin und dem Priester die Mitte der ganzen Darstellung bilden. Athena aber ist als Zeustochter Athena Nike die Genossin der Hera, als Areia, als Hippia, als Hygieia, Ergane, friedenstiftende Agoreia oder Eirene selbst in den verschiedenen Göttergruppen, mit denen sie verbunden ist, individualisiert; die Doppelheit ihres Wesens ist in der Doppelheit der Gruppen niedergelegt. — Die Discussion über den ganzen Vortrag wurde auf die folgende Sitzung verschoben.

Dritte Sitzung, Freitag, den 30. September.

Tagesordnung:

1. Discussion über den Parthenonfries.
2. Dr. Gaedechens über Arolser Bronzen.
3. Besprechung der Portlandvase.
4. Archivrath Grotefend über ein Neuwieder Relief.

5. Discussion über einen Ausspruch des Polyklet bei Plutarch.

6. Prof. Stark über den Torso im Belvedere.

Zu Anfange der Sitzung wurde Herr Professor Stark aus Heidelberg zum Präsidenten der Section bei der kommenden Jahresversammlung ernannt. Man gieng dann auf die Discussion über den Parthenonfries ein. Herr Prof. Petersen wollte anstatt der von Herrn Prof. Stark als Aphrodite, Peitho und Eros gefassten Gruppe die Gruppe von Demeter, Kora und Iakchos festhalten. Herr Prof. Wolff machte dann auf die von Karl Boetticher gegen die Deutung des ganzen Frieses als eines Festzuges und damit der hier besprochenen Gestalten als Götter aufmerksam. Namentlich der Mangel aller Bekränzung wurde unter diesen Gründen hervorgehoben. Herr Hofrath Sauppe stimmte dem nicht bei, hielt vielmehr grade hier ein absichtliches Abweichen von der Sitte der Zeit des Künstlers, ein Zurückgehen auf die Sitte homerischer Zeit aus künstlerischen Gründen für annehmbar, um Steifheit der Form zu vermeiden. Herr Prof. Hertz wies darauf hin, dass die Aphrodite Pandemos zur Zeit des Phidias etwa zu ihrer späteren vulgairen Bedeutung sich umgestaltet habe. Herr Prof. Petersen bezweifelte auch noch die Deutung auf Hephaistos und Prometheus, fand namentlich die Gesten der bei Hephaistos, dem Gotte des Erdfeuers gehobenen, bei Prometheus, dem Vertreter des Himmelsfeuers gesenkten Hand nicht zutreffend. Herr Prof. Conze glaubte, ohne darum den übrigen Erklärungen durchweg beistimmen zu wollen, sicher behaupten zu können, die vom Vortragenden als Hygieia gedeutete Gestalt sei Athena selbst, als die Hauptgöttin in der Composition dem Zeus gegenübergesetzt, im rechten Arme mit der Lanze, die nach den Spuren am Originale von Metall angesetzt war, ohne Helm und Aegis, wie namentlich sie in Gestalt und Haltung der Figur im Parthenonfriese höchst ähnlich auch ohne Helm und Aegis auf einem Vasenbilde[1]) vorkomme. Derselbe stützte dann seine Erklärung der jugendlich weiblichen Figur zur Seite der Hera als Nike auf die bisher unerklärte Armhaltung; vorausgesetzt, die Arme hielten eine Tainia, so sei deren Haltung völlig erklärt[2]). Allerdings sei von der Tainia selbst oder ihrer Ansetzung in Bronze am Marmor Nichts zu entdecken. Dass Nike höchst passend hier gedacht werden könne, liege auf der Hand. Derselbe wollte endlich die Annahme der Dioskuren in den zwei männlichen Figuren ganz links deshalb angreifen, weil sie durchaus ungleichartig an Körperbau, der eine ein kräftiger Mann von gewaltigen Formen, der andere eine zarte Jünglingsgestalt seien. Darauf machte Herr Prof. Stark unter geeigneter Berücksichtigung der übrigen Gegenbemerkungen namentlich gegen Prof. Wolff geltend, dass der Mangel der Bekränzung bei den Gliedern des Panathenäenzuges kein Grund gegen seine Anerkennung sei sowohl nach dem durchaus idealen, das rein Aeusserliche, Nebensächliche als solches untergeordnet behandelnden Stile der hohen attischen Kunst, als besonders nach der Thatsache, dass man einen idealen, in eine heroische Zeit zurückversetzten Festzug vor sich habe, dem noch die Kränze ebenso wie der homerischen Welt fehlen. Ferner setzte derselbe der Auffassung von Conze, die als Hygieia bezeichnete Gestalt sei Athena selbst, den Mangel aller Athenaattribute, des Helms wie der Aegis, entgegen. — Es folgte der Vortrag des Herrn Archivrath Grotefend über das von Herrn Geh.

---

1) Durch Gefälligkeit der Verlagshandlung hat diese Athena des Vasenbildes nach Hamilton *antiquités etrusques grecques et romaines* III, pl. 31 hierneben auf Taf. 2, no. 2 wiederholt werden können.

2) Zur Verdeutlichung dieser Ansicht ist eine Nike in gleicher Haltung von einer Berliner Vase Katalog n. 904 hierzu auf Taf. 2, no. 1 mitgetheilt.

Rath Ritschl eingesandte Neuwieder Cohortenzeichen. Die über Waffen dargestellte männliche Gestalt könne kein gleichzeitig angefertigtes Bild eines Kaisers sein, die Gesichtszüge passten auf keinen der Zeit nach möglichen Kaiser; das Hauptbild des Cohortenzeichens musste allerdings den Kaiser darstellen, dieses vorliegende könne aber ein zweites Nebenzeichen gewesen sein mit dem Bilde eines Feldherrn, wie beispielsweise des Valerius Messala, des Feldherrn, unter dem sich die Legio XX Valeria Victrix ausgezeichnet habe. Herr Prof. Stark glaubte eine Aehnlichkeit mit den Köpfen des Domitius Corbulo zu erkennen. Ob ein mitgesandtes Inschriftstück COH V zu den Feldzeichen gehört habe, stehe nicht fest, es könne dasselbe zur Erklärung des ersten Stückes nicht benutzt werden. Herr Prof. Sauppe setzte das Inschriftfragment den Zügen nach nicht vor das 3. Jahrhundert. — Da zur Aufstellung einer neuen oder besser als bisher begründeten Ansicht über die Portlandvase, behufs deren Herr Prof. Wieseler eine kurze Uebersicht über die bisherigen Deutungsversuche gegeben hatte, Niemand sich im Stande sah[1]), legte sodann Herr Dr. Gaedechens zwei Originalbronzen der fürstlichen Sammlung zu Arolsen vor, nämlich eine Kallipygos und eine vom Vorzeigenden auf Glauke oder Krëusa, wenn nicht eine Niobide, gedeutete rasch hineilende weibliche bekleidete Gestalt. — Endlich kehrte man zur weiteren Besprechung des Polykletischen Ausspruches, welche die Schrift des Herrn v. d. Launitz angeregt hatte, zurück. Herr Prof. Wieseler, Anfangs auch Herr Prof. Schmidt erklärte sich für einverstanden mit dem genannten Herrn, Herr Prof. Sauppe ebenfalls, soweit behauptet wurde, es handle sich um den Nagel des Objectes; auch den Aorist wolle er dann gelten lassen; aber ὁ πηλὸς passe nicht, könne nicht schlechthin für das Thonmodell stehen. Ὅταν ἐν ὄνυχι ὁ πηλὸς γίνηται, könne nicht heissen: „wenn das Thonmodell bis zur Ausführung der Nägel gelangt ist.“ Grade durch das anscheinend leicht Passende des Wortes πηλός müsse dieses in den Text gerathen sein. Herr Prof. Wieseler hielt dagegen die Annahme, dass ὁ πηλός die Thonfigur (wie *marmor* für Werk aus Marmor, *gypsum* für Gypsfigur vorkommt), also in Bezug auf den Erzgiesser Polyklet das Thonmodell bedeuten könne, für zulässig, und ebenso die Auffassung der Worte ὅταν ὁ πηλὸς ἐν ὄνυχι γένηται in dem Sinne: wenn das Thonmodell in seinem allmählichen Fortschritte in der Nähe des Nagels angelangt sei (vergl. z. B. Herod. V, 33 ἔπειτα ἐγένετο ἐν Χίῳ und Anderer), also: wenn der das Modell machende Künstler soweit gekommen sei, dass es sich um die Ausführung des Nagels handle. Herr Prof. Schmidt fasste jetzt seine Ansicht dahin, dass die zweite der beiden Stellen allenfalls verständlich sei und den echten Ausspruch des Polyklet somit enthalten könne. In die erste Stelle sei dann ὁ πηλὸς als Glossem aus der zweiten Stelle hineingerathen, ursprünglich habe dort nur das allgemein sprichwörtliche: ὅταν ἐν ὄνυχι γένηται als ungenaue Wiedergabe des Ausspruches gestanden. Dieser Ansicht schloss sich Herr Archivrath Grotefend an. Dagegen betonte Herr Hofrath Sauppe, dass, um auch nur die zweite Stelle zu halten, erst erwiesen sein müsse, es habe ὁ πηλὸς von einem griechischen Bildhauer schlechthin in dem Sinne Modell gebraucht sein können. Die Versammlung beschloss zuletzt, dem Herrn von der Launitz, mit dem die meisten Anwesenden in der negativen Seite seiner Ausführung einverstanden waren, den wärmsten Dank für seine Förderung dieser Frage auszusprechen. —

---

1) Eine später noch geäusserte Ansicht des Herrn Dr. Hosäus ist in Gerhards arch. Anzeiger 1864, S. 257* f., Anm. 3 abgedruckt.

Da es zu dem letzten Vortrage der Tagesordnung an Zeit gebrach, bat Herr Prof. Stark nur noch, die nach Heidelberg kommenden möchten vorher die Jerichau'sche Herstellung des Torso im Belvedere noch einmal prüfen, gegen welche sich Herr Prof. Helmholz aus anatomischen Gründen erklärt habe.

So wurde die letzte Sitzung geschlossen.

Verhandlungen der Germanistisch-Romanistischen Section.

Als Mitglieder der germanistischen Section hatten sich eingezeichnet:

1. W. Müller, Professor in Göttingen.
2. Th. Müller, Professor in Göttingen.
3. E. Förstemann, Professor in Werningerode.
4. K. Bartsch, Professor in Rostock.
5. R. Köhler, Bibliothekar in Weimar.
6. A. Mahn, Dr. in Berlin.
7. Fr. Pfeiffer, Professor in Wien.
8. Ad. Mussafia, Professor in Wien.
9. H. Pfannenschmid, Dr. in Hannover.
10. H. R. Hildebrand, Dr., Gymnasiallehrer in Leipzig.
11. L. Ruprecht, Subconrector in Hildesheim.
12. Andresen, Dr., Oberlehrer in Mühlheim a/R.
13. A. Lübben, Dr., Gymnasiallehrer in Oldenburg.
14. S. Mauer, Lehrer in Münden.
15. Fr. Koch, Professor in Eisenach.
16. Gerland, Dr., Gymnasiallehrer in Magdeburg.
17. F. Frensdorff, Dr. jur., Privatdocent in Göttingen.
18. Meyer, Dr., Superintendent in Uslar.
19. H. Ulbrich, Lehrer der neueren Sprachen in Frankfurt a/M.
20. Th. Colshorn, Lehrer an der höhern Töchterterschule in Hannover.
21. A. v. Warnstedt, Dr., Geh. Regierungsrath in Hannover.
22. Leo Meyer, Professor in Göttingen.
23. Holland, Professor in Tübingen.
24. E. Martin. Dr. in Berlin.
25. W. Wienecke, Lehrer in Hannover.
26. K. Gödeke, Dr. in Göttingen.
27. F. Bech, Dr., Gymnasiallehrer in Zeitz.
28. Berkenbusch, Dr., Collaborator in Göttingen.
29. I. Petters, Gymnasiallehrer in Leitmeritz.
30. F. Roth, Dr., Stadtarchiv-Secretär in Frankfurt a/M.
31. Nabert, Dr., Lehrer an der höhern Bürgerschule in Hannover.
32. J. Müller, Dr., Conservator des kgl. Welfenmuseums in Hannover.
33. K. Seifart, Dr. in Göttingen.
34. Ed. Bodemann, kgl. Rath und Secretär der öffentl. Bibliothek in Hannover.
35. Steinthal, Professor in Berlin.
36. Lemcke, Professor in Marburg.
37. G. Storme, Lehrer in Hannover.
38. E. Cauer, Dr., Oberlehrer in Potsdam.
39. Dietrich, Professor in Marburg.
40. Morgenstern, Collaborator in Hannover.
41. v. Heimburg, Pr. Lieutenant und Lehrer am kgl. Cadettencorps in Hannover.
42. C. Müller, Dr. in Göttingen.
43. Imelmann, Dr. in Berlin.
44. Böttger, Professor in Dessau.
45. O. Kohl, Lehrer in Jena.
46. A. Nöldecke, Prorector in Bückeburg.
47. A. Muncke, Dr. in Gütersloh.

Erste vorbereitende Sitzung, Dienstag, den 27. September.

Nach einer kurzen Eröffnungsrede des Präsidenten Professor Dr. Wilh. Müller geschah die Wahl der Schriftführer.

Auf den Vorschlag des Präsidenten wurden, nachdem für Dr. Köhler sich Dr. Franz Roth zur Führung des Protocolles erboten hatte, Letzterer und Gymnasiallehrer Petters zu Schriftführern gewählt.

Zunächst wurde die Einzeichnung der Namen in das Denkbuch der Section und die Zahlung eines kleinen Beitrages zur Deckung der etwa auflaufenden Kosten vorgenommen und nach Vorlesung der Statuten der Section vom Präsidenten bemerkt, dass die Sitzungen der Section wie in Meissen vor den allgemeinen Sitzungen stattfinden würden.

Darauf bestimmte der Präsident für den nächsten Sitzungstag folgende Vorträge:

1. Dr. Leo Meyer: Ueber Uppströms Mittheilungen aus den italienischen Hss. des Ulfila.

2. Dr. H. Steinthal: Ueber das Verhältnis des Romanischen zum Latein in der Bedeutung der Wörter.

Ausser den genannten waren Vorträge von Dr. Mahn, Prof. Bartsch und Dr. Pfannenschmid angekündigt; auch Dr. H. R. Hildebrand hatte einen Vortrag in Aussicht gestellt. Der Vortrag von Dr. Maass aus Potsdam: „Ueber den Ursprung einiger merkwürdiger Strassennamen von Paris und London," der im ursprünglichen Programme stand, war von demselben schriftlich eingesandt, da er am persönlichen Erscheinen verhindert gewesen.

Der Präsident richtete sodann an die Herren, welche in der Section Vorträge halten wollten, das Ersuchen, zum Behufe schneller Berichterstattung über die Versammlung die Manuscripte selbst oder doch kurze Notizen über die Vorträge dem Präsidium zu übergeben.

Der Vorschlag des Herrn Mauer, der den Wunsch aussprach, es mögen die Vorträge selbst in Druck gegeben und vertheilt werden, wurde nach einer aufklärenden Bemerkung des Präsidenten zurückgenommen.

Zweite Sitzung, Mittwoch, den 28. September. Vormittags 8 Uhr.

Den ersten Gegenstand der Besprechung bildete die in der Meissener Versammlung beschlossene Grimm-Stiftung. Der Präsident gab der Versammlung Nachricht von einem Briefe Prof. Zarnckes, worin derselbe die grossen Schwierigkeiten auseinandersetzte, welche der vollkommenen Durchführung des Planes entgegentreten und im Namen der Commission das Mandat derselben für die Unternehmung dankend in die Hände der Versammlung zurücklegte Prof. Zarncke deutete zum Schlusse seines Schreibens an, es möchte zunächst durch die Presse versucht werden, welchen Erfolg etwa die Sache haben könnte.

Präsident Müller: Soll die Sache noch besprochen werden?

Prof. Pfeiffer aus Wien meldet sich zum Worte: In dieser Sache ist zu viel gefragt worden. Man hätte unmittelbar nach der Meissener Versammlung den Aufruf an das deutsche

Volk richten und nicht die Sache auf sich beruhen lassen sollen. Ein kurzer, lichtvoller, eindringlicher Aufruf möchte doch wol ebenso einen Erfolg hoffen dürfen, wie kürzlich die edlen Bemühungen eines Einzelnen ein Kepler-Denkmal zu Stande bringen konnten. Die Zeitfrage komme bei der Unternehmung eben nicht in Betracht. Es möge ein neues Comité gewählt werden.

Dr. Pfannenschmid aus Hannover: Das Bewusstsein von J. Grimms Verdiensten sei noch nicht ins Volk gedrungen; darum möge zuvörderst das Interesse für die Sache geweckt werden, was durch die Presse und durch eine populäre Schrift über J. Grimm geschehen könne. Erst dann, wenn diese Schrift in weiteren Kreisen Theilnahme gefunden habe, möge die Frage über das Denkmal vorgenommen werden.

Colshorn aus Hannover erwiedert, die Popularität Grimms sei grösser als der Vorredner meint. Grimms Name sei ja bei der Jugend vorzüglich gekannt.

Der Präsident brachte darauf die zwei Anträge Pfeiffers und Pfannenschmids zur Abstimmung. Für den ersteren erklärten sich die Mehrheit durch Erhebung von den Sitzen, worauf Prof. Pfeiffer bemerkt, er wolle morgen seinen Vorschlag bezüglich der neuzuwählenden Comité-Mitglieder machen.

Hierauf erhob sich Prof. Pfeiffer, um einen Vortrag über das niederdeutsche Wörterbuch zu halten. Vorher wolle er der Versammlung ein Zeugnis seiner langjährigen Theilnahme für die Tendenzen derselben bringen. Sie tage das erste Mal auf niederdeutschem Boden und so bringe er ihr ein Dutzend Erzählungen, Schwänke und Legenden in niederdeutscher Sprache aus der Chronik des Lübecker Dominikaners Hermann Korner[1]), die sich handschriftlich in Hannover und Wien befinde und bisher ungedruckt geblieben sei.

Das Anmuthige, Zutrauliche, Einschmeichelnde der niederdeutschen Sprache trete in diesem Denkmale ganz besonders zu Tage und zugleich sei dasselbe eine Sprachquelle vom ersten Range. Indem der Redner sodann zu seinem eigentlichen Thema übergieng, wiederholte er zunächst, was er etwa vor 10 Jahren ausgesprochen, dass eine gehörige Arbeit über das Niederdeutsche ein nothwendiges Bedürfnis sei. So schätzbar auch die Einzelwörterbücher von Stürenburg, Danneil, Schambach seien, so könne man in ihnen doch nur Beiträge, nicht die volle Arbeit eines niederdeutschen Wörterbuches erkennen. Ein mundartliches Wörterbuch müsse in gehörigem historischem Stile ausgebaut werden, Sprachquellen, die sonst weniger beachtet sind, müssten für dasselbe ganz sorgfältig ausgenutzt werden. Schmellers Wörterbuch sei ein Muster dieser Art, an dem man bei einer Vergleichung des ersten Bandes mit den folgenden den reichen Gewinn der historischen Methode recht deutlich ersehen könne.

Kosegartens Wörterbuch sei durch den Tod abgebrochen, Alles gerathe ins Stocken und wir stehen noch immer, nach Jahren, im A. Das Wörterbuch habe seine Mängel, es leide ganz besonders an unerträglicher Breite, es sei unbequem, ohne Uebersichtlichkeit und verschwende zu vielen Raum. Und trotzdem müsste Kosegartens Arbeit veröffentlicht werden, die Wissenschaft könne das Werk nicht missen. Es sei daher von Seiten der Germanistenversammlung zu erfragen, wo das Manuscript liege und zu welchem Preise es etwa käuflich zu gewinnen wäre? Die Kosten liessen sich wol aufbringen, entweder mittels eines Aufrufes, oder die Regierung von Hannover, deren Eifer für die Wissenschaft sich immer glänzender

---

[1]) Abgedruckt in Pfeiffers Germania IX, 257—289.

bethätige, könnte das Unternehmen unterstützen und zur Ausführung bringen. Die Ausarbeitung müsse sofort nach einem bestimmten consequenten Plane nach Art des Schmellerschen in Angriff genommen werden. Die bisherigen Lieferungen möchten cassiert und das Format handlicher, statt gross 4. lieber 8. sein. Der Absatz des Werkes könne gar nicht zweifelhaft erscheinen, Verleger und Herausgeber würden gewiss zu finden sein.

Prof. Pfeiffers Vorschlag gieng schliesslich dahin, es möchten 3 Mitglieder niederdeutschen Stammes als Commission gewählt und zur Aufbringung der nöthigen Mittel ein Aufruf abgefasst werden.

Nachdem Prof. Dr. Gosche aus Halle, der zufällig zugegen war, die erfreuliche Auskunft gegeben, dass das Manuscript Kosegartens auf der Universitätsbibliothek in Greifswalde liege und von dort ohne Aufwand gewonnen werden könnte, und nachdem der Präsident bemerkt hatte, dass man sich also an Prof. Höfer in Greifswalde zu wenden habe, werde Pfeiffers Antrag zur Abstimmung gebracht und von der Versammlung angenommen, worauf Prof. Pfeiffer noch erklärte, dass er am folgenden Tage einen Vorschlag rücksichtlich der Commissionsmitglieder machen werde.

Es folgte der Vortrag des Herrn Prof. Leo Meyer über Uppströms Ausbeute aus den italienischen Handschriften des Ulfila.

Nach einigen einleitenden Bemerkungen über das handschriftliche Material und die Thätigkeit Uppströms, erklärt Prof. Meyer, dass er aus brieflichen Mittheilungen des schwedischen Gelehrten Proben geben wolle, die hinreichend darthun würden, wie ausserordentlich viel wir von Uppströms neuester Arbeit zu erwarten hätten, die nunmehr alle Stücke der gothischen Bibelübersetzung mit Einschluss auch der übrigen kleinern gothischen Sachen in Mailand und Rom umfasst. Uppström schätzt alle Einzelnheiten, die seine letzte Durchsicht ergeben hat, auf etwa 450. Das sei ganz ungemein viel und bei der ausserordentlichen Wichtigkeit, welche die gothischen Denkmäler und man kann sagen für die Geschichte der deutschen Sprache fast jede Wortform darin beansprucht, von allerhöchster Bedeutung. Der Redner gab nun eine reiche Auswahl aus den berichtigten Stellen: so z. B. steht Röm. 7, 24 *vainags*, elend, beklagenswerth, nicht *vainans*; nur an dieser Stelle zu finden. Röm. 9, 20 *gadigis*, Gebilde, nicht mit *k gadikis*. Röm. 10, 19 *in unthiudôm*, *ἐπ' οὐκ ἔθνει*. Röm. 11, 1 steht *arbja seinamma*, nicht *managein seinamma*. Röm. 11, 17 *vaurtai* nicht *vaurhtsa* und Vers 18 *vaurt*, woraus sich also *vaurts* ergibt. Röm. 11, 24 *intrusgiþs*, nicht *intrusgans*, das Verbum ist also schwach. Röm. 13, 9 *nih faihugeigais*, nicht *nih faihugeirônjais*, dich soll nicht gelüsten. Kol. 3, 5 *faihugeigôn*, Timoth. 1, 6, 10 *faihugeigô*, nicht mit *r*. Epheser 4, 9 *undaristô*, nicht *undaraistô τὰ κατώτερα* (*τῆς γῆς*), 4, 14 *usflaugidai*, nicht *usvalugidai περιφερόμενοι*. Kol. 4, 6 *gasupoþ* gewürzt, nicht *gasuqvôþ*. Thess. 1, 3, 3 *gatidai* (nach Uppströms Conjectur *gasatidai* zu lesen) statt *ratidai*. Thess. 1, 4, 11 *anasilan* stille sein, nicht unverständliches *anaqval*. Timoth. 1, 1, 12 *triggvana*, nicht *galaubjandan*; und *rahnida ἠγήσατο*, nicht *gahugida*. 1, 1, 17 *unriurjamma ἄφθαρτος*, nicht aber *undivanjamma*; 1, 2, 2 *ald* Leben, nicht unverständliches *lôs βίον*. 1, 2, 11 nicht *hauiþa*, sondern deutlich *hliuþa*, Stille *ἡσυχία*. Tim. 2, 1, 15 *vaist*, nicht *vaits*. 2, 2, 17 *gunds aliþ γάγγραινα νομὴν ἕξει*. Nehemia 5, 18 *gaits ā* (Zahlzeichen) nicht *gaitsa*. Galat. 6, 9 *ni afmauidai*, *μὴ ἐλκνόμενοι*, nicht *afmaindai*; zu *môjan*, wie *stauida* zu *stôjan*. Kor. 1, 9, 9 *auhsan þriskandan*, nicht *auhsau þriskaidai*.

Kor. 2, 4, 14 ist im Codex B über den Text zu lesen *Liber scti Columbanj de bobio*.

Nachdem Prof. Meyer seinen Vortrag beendigt hatte, beantragte Dr. Hildebrand den skandinavischen Forscher den Dank der germanischen Section zu votieren und Prof. Meyer erklärte sich bereit, den kundgegebenen Dank der Versammlung Uppström mitzutheilen.

Hierauf theilte der Präsident mit, es sei Kelles vergleichende Grammatik I. Band eingetroffen und der Versammlung zu freundlicher Einsichtnahme auf den Tisch gelegt.

Prof. Dr. H. Steinthal aus Berlin hielt hierauf seinen Vortrag über das Verhältnis des Romanischen und Lateinischen in der Bedeutung der Wörter.

Der Redner hob in seinem Vortrage hervor, dass die Ansichten über das Verhältnis des Romanischen zum Lateinischen sich noch klären müssten. Er könne im Romanischen nicht eine natürliche Entwickelung des Lateinischen erkennen, sondern eine neue Sprache mit einem neuen Principe.

In der Entwickelung der Bedeutungen zeige sich öfters ein gewaltsamer Sprung, ein Wachsthum, nicht von der römischen Triebkraft her, sondern von fremdem Elemente.

Zur Ausführung des Gesagten dienten Beispiele in ziemlicher Anzahl, wie das Verhältnis von *caput*, *cognatus*, *comes*, *ingenium*, *merces*, *collocare*, *eradicare*, *minari* und *prominari*, *parare* u. a. zu den entsprechenden romanischen Wörtern. Aus den gegebenen Fällen gehe hervor, dass dem Romanischen die alte Anschaulichkeit verloren gegangen und die Entwickelung in logisch-abstracter Richtung geschehen sei. Der Bruch der Entwickelung sei bei der Trennung vom Mutterboden der romanischen Sprachen geschehen. Das Wort des Romanen sei wie ein fremder Pflegling, nicht wie sein eignes Kind.

Der vorgerückten Zeit wegen wurde die Debatte über diesen Vortrag auf die nächste Sitzung verschoben, für welche auch Vorträge von Dr. Mahn und Dr. Hildebrand angekündigt wurden.

Dritte Sitzung, Donnerstag, den 29. September. Vormittags 8 Uhr.

Nach Verlesung des Protocolls der gestrigen Sitzung theilte Herr Prof. Leo Meyer mit, dass er Uppström schon brieflich den Dank der Versammlung ausgesprochen habe. Hierauf wurden die Namen derjenigen Mitglieder verlesen, welche gestern noch der Section beigetreten waren.

Auf die Aufforderung des Präsidenten bezeichnete Herr Prof. Franz Pfeiffer als Mitglieder der Commission für die Grimm-Stiftung die Herren Archivrath Grotefend in Hannover, Prof. Rudolf von Raumer in Erlangen, Director Classen in Hamburg, Prof. Bartsch in Rostok, Prof. Creizenach in Frankfurt a. M. und Prof. von Keller in Tübingen. Der Einladung des Herrn Präsidenten zufolge trat Herr Prof. Pfeiffer als Mitglied der Commission bei. Die Versammlung erklärte zu der Wahl dieser sieben Mitglieder ihre Zustimmung und Herr Prof. Pfeiffer versprach die nöthigen Einleitungen zu treffen, dass ein Aufruf veröffentlicht und noch Männer aus andern Kreisen zugezogen würden.

Als Mitglieder der zweiten Commission in Betreff des niederdeutschen Wörterbuchs wurden nach dem Vorschlage Herrn Prof. Pfeiffers die Herren Prof. Albert Höfer in Greifswald, Prof. Wilhelm Müller in Göttingen und Prof. Bartsch in Rostock von der Versammlung bestätigt, und dieselben beauftragt, nächstes Jahr die Versammlung von dem Erfolge ihrer Bemühungen in Kenntnis zu setzen.

Darauf erhob sich Herr Prof. Bartsch und legte zunächst im Auftrage Rudolfs

von Raumer 6 Exemplare von dessen Schrift: „Entgegnung gegen Schleicher" auf den Präsidententisch nieder,

Indem derselbe sodann 12 Exemplare der „bibliographischen Uebersicht der Erscheinungen auf dem Gebiete der deutschen Philologie im Jahre 1863" (aus Pfeiffers Germania besonders abgedruckt) überreichte, sprach er sich zugleich über das Verhältnis dieser zweiten Uebersicht zu der ersten ausführlicher aus. Er reihte daran die Bitte um Mittheilungen und Ergänzungen bei der Fortsetzung dieser Berichte und hoffte, dass durch die Vorschläge des Herrn Dr. Bechstein und des Herrn Calvary und Comp. (s. die Tagesordnung der dritten allgemeinen Sitzung) die Programme zu ausführlicherer Kunde gebracht würden.

Indem der Redner endlich die Verdienste des seinem Abschlusse nahen mittelhochdeutschen Wörterbuchs, das wir dem ausharrenden Fleisse des Herrn Präsidenten verdanken, würdigte, hob er hervor, wie ein mittelhochdeutsches Verzeichniss der Namen, da das mittelhochdeutsche Wörterbuch nach dem in der Vorrede ausgesprochenen Plane hauptsächlich nur die Namen aus Wolfram von Eschenbach enthalte, höchst wünschenswerth sei. Einzelne Beispiele erläuterten die Weise der Anlage, die Schwierigkeit des Unternehmens, die nothweneige Beschränkung und die Art der Ausführung.

Herr Prof. Förstemann fand unter Zustimmung der Versammlung eine solche Arbeit wohl sehr zeitgemäss und willkommen, aber das urkundliche Material zu massenhaft, wie sich dies ihm selbst bei dem für sein althochdeutsches Namenbuch nachgesammelten Stoffe, wobei er doch hauptsächlich nur Gedrucktes habe benutzen können, herausgestellt habe. Während Förstemann noch auf die seit Jahren versprochene Arbeit von Prof. Stark hinwies, die in diesem Sinn bis 1500 gehen soll, und alsdann das angeregte Unternehmen überflüssig mache, wollte der Herr Präsident die Aufgabe beschränkt wissen auf ein Namenbuch für literarhistorische Zwecke, das herzustellen ein dringendes Bedürfniss und durch diese Beschränkung zu erzielen wäre.

Darauf gieng man über zu der Debatte über Prof. Steinthals Vortrag. Dabei erklärte der Vicepräsident Prof. Th. Müller, dass er sich der Ansicht des Herrn Prof. Steinthals über das Verhältnis des Romanischen zum Lateinischen nicht anschliessen könne. Hr. Prof. Steinthal scheine ihm nicht zu beachten, dass das Romanische aus der lateinischen Volkssprache entsprungen sei; nach Allem, was wir von der letztern wüssten, könne man das Romanische mit vollem Rechte als eine naturgemässe Fortbildung derselben betrachen. Er führte sodann einige Eigenthümlichkeiten der lat. Volkssprache an, die im Romanischen weiter entwickelt erscheinen. Er wies ferner darauf hin, dass die romanischen Sprachen sich nach denselben allgemeinen Gesetzen gebildet hätten, was nicht wohl möglich gewesen wäre, wenn sie durch einen gewaltsamen Process entstanden wären, welcher in den verschiedenen romanischen Gebieten ein sehr verschiedenartiger gewesen sein müsste. Schliesslich trat er der Behauptung des Herrn Professor Steinthal entgegen, dass in den von ihm angeführten Wörtern der Begriffswandel ein unorganischer sei; es trete darin nur eine Verallgemeinerung oder eine Beschränkung des Grundbegriffes hervor, was in allen Sprachen eine gewöhnliche Erscheinung sei. Dies wurde von ihm an einzelnen Wörtern nachgewiesen.

Prof. Steinthal läugnete zwar nicht, dass das Romanische sich nach Gesetz und Regel entwickelt habe, fand aber die Gesetzmässigkeit eine andere, indem bei der Umgestaltung der

Begriffe die sinnliche Anschauung fehle; ebenso wenig focht er den Ursprung aus der Volkssprache an.

Prof. Förstemann suchte beide Ansichten, die sich zu schroff einander gegenüberstanden, zu vereinigen, indem er die ausserordentliche Umwandlung der Lautverhältnisse der romanischen Sprache im 4. — 9. Jahrhundert im Verhältnisse zu andern Sprachen, wie die Lautstatistik nachweist, hervorhob und sie einer fieberhaften Entwickelung verglich, die stattgefunden habe, ohne den Lebensfaden abzureissen.

Prof. Lemcke verglich den Entwicklungsprocess mit einer chemischen Mischung. Er fand dabei keine Störung, sondern natürliche Bildung, wenn auch eine langsame, stätige Entwickelung nach einer Seite hin schwer anzunehmen sei.

Prof. Pfeiffer bemerkte, dass auch in andern Sprachen als dem Romanischen Beweise für die mangelnde sinnliche Anschauung zu finden seien. Die Sprache ändere sich nicht allein formell, sondern auch begrifflich, wie Bechstein den pessimistischen Zug in der Entwickelung der deutschen Wortbedeutungen (Germania VIII, 330 — 354) aufgedeckt habe.

Prof. Dietrich bemerkt zu dem Worte *knëht*, welches Prof. Steinthal unter andern zum Beweise seiner Ansichten aufgeführt hatte, dass es ursprünglich Knabe, Jüngling, wie im Angelsächsischen auch noch im 15. Jahrh. bedeutet habe.

Prof. Creizenach: Dass die Wörter ihre Schicksale haben, zeigt sich in den romanischen Sprachen oft sehr überraschend. Aeussere Verhältnisse greifen häufig nachweisbar in die Begriffsentwickelung ein. So ist die Bedeutung manches lateinischen Stammwortes im kirchlichen Gebrauch umgeprägt worden und in die Volkssprache wieder eingetreten. Dies ist vielleicht gerade bei demjenigen Worte der Fall, dessen Begriffswandlung Herr Prof. Steinthal am schärfsten beurtheilt und als unschön bezeichnet hat; dem Worte *merces*. Wie aus lateinischen Versen und Sprüchen nachzuweisen, dachte man sich die Gnade, die dem Sünder widerfährt, wirklich als einen Lohn, nämlich als Entgelt für den Opfertod Christi: *salvatoris merces;* oder *dabo peccatoribus filii mercedem.*

Herr Ulbrich wies darauf hin, wie die Uebersetzungen z. B. die des Livius, des Aristoteles, auch ihre grosse Einwirkung ausgeübt hätten.

Prof. Hildebrand erinnerte an eine Seite der Frage, die für die Beurtheilung der einzelnen Fälle wichtig sei, d. i. die wunderbare Gemeinsamkeit der neuern europäischen Sprachen, hauptsächlich der Cultursprachen in der Entwickelung des Sprachschatzes und Sprachgehalts, die oft zwar auf Zufälligkeit beruhe, oft aber auch auf Entlehnung hinweise, auf ein gegenseitiges Geben und Nehmen zwischen den Culturvölkern, das das ganze Mittelalter im ganzen Leben durchzieht. Ein Beispiel der zufälligen Gleichheit sei: lat. *quadrare, bene quadratum*, dei uns ausecken, erörtern. Als Beispiel der aufzuklärenden Entlehnung wurde von demselben angeführt, dass das neuhochdeutsche Relativum „welcher" eigentlich *qualis* sei, ebenso franz. *lequel*, ital. *il quale*, span. *el cuale*, engl. *the which*, neugr. ὁ ὁποῖος. So könnte span. *mancebo*, aus *mancipium*, aber der Bedeutung nach „Bursche, junger Mensch" diese neue Entwicklung von der deutschen Sprache erhalten haben.

Nachdem so die Besprechung des Vortrages von Prof. Steinthal beendet war, hielt Herr Dr. Mahn seinen Vortrag über Deutung des Namens Germanen.

Der Name „Germanen" ist abwechselnd als Wehrmänner, als Heermänner, als Kriegsmänner, als Wurfspiessmänner, ja sogar als Ehrenmänner erklärt worden; auch nahm man

an, dass er aus *irman*, *irmin*, *deus Mars* oder *Mercurius* entstellt sein könne. Bei grossen formellen Bedenklichkeiten gegen diese Ableitungen und weil Jakob Grimm überdies noch nachwies, dass der Name niemals von unsern Vorfahren selbst gebraucht sei, ist der deutsche Ursprung aufgegeben worden. Man streitet aber noch heftig darüber, ob der lateinische oder celtische Ursprung des Namens den Vorzug verdiene. Holtzmann in Heidelberg erklärt sich für den römischen Ursprung; Pott, J. Grimm, Leo, Zeuss, Mone für den celtischen, obgleich jedem von diesen letzteren das Etymon ein mehr oder weniger verschiedenes ist. Die Römer lernten den Namen und das Volk der Germanen näher durch Cäsar und dessen gallische Kriege kennen; Cäsar liefert aber keine Erklärung des Namens. Holtzmann wendet sich daher an Tacitus und Strabo, welcher letztere besonders den Namen erklärt durch *γνήσιοι Γαλάται*, d. i. die echten Gallier. Diese Erklärung nimmt Holtzmann an und erklärt sie für die allein richtige. Mahn macht dagegen geltend, dass wir uns nicht auf Autoritäten, Zeugnisse und Ansichten der Alten stützen dürfen, wenn aus der Natur der Sache etwas anderes hervorgeht. Es komme nicht darauf an, wie die Alten den Namen ausgelegt haben, sondern wie wir ihn auslegen müssen. Auch sei der Ausdruck „die Echten" für einen Völkernamen nicht geeignet und beispiellos. Der Vortragende führt die 4 bis 5 Etymologien aus dem Celtischen an, von denen er die von Grimm dem Begriffe nach nicht für unpassend hält, aber sich dagegen erklärt, weil die andern celtischen Völkernamen in *mani*, z. B. die *Cenomani*, *Paemani* und *Septimani* nicht ebenfalls dadurch erklärt werden können. Er spricht sich daher im Wesentlichen für die Etymologie von Zeuss als „Nachbarn" aus, von *ger* = *vicinus*, und der Ableitungssilbe *man*, die Zeuss unerklärt lässt, der Vortragende aber aus *maon*, *magon*, Volk, in weiterer Entwickelung *magen*, *man*, *ma*, Ort, entstehen lässt, welches nebenher in der Entstehungs- und Entwicklungsperiode den Werth einer blossen Ableitungsendung annahm. [1])

Die Debatte über den Vortrag und die Vorträge der Herren Dr. Hildebrand und Dr. Pfannenschmid mussten wegen vorgerückter Zeit auf die nächste Sitzung verschoben werden.

Dr. Franz Roth.

Vierte Sitzung, Freitag, den 30. September. Vormittags 8 Uhr.

Da der bisherige Schriftführer Dr. Petters rasch hatte abreisen müssen, so schlug der Präsident unter Genehmigung der Versammlung Dr. Frensdorff von Göttingen zum Stellvertreter vor.

Nach Verlesung des Protocolls der Sitzung vom 29. Septbr. wurde vom Präsidenten zum ersten Vorsitzenden der germanistischen Section für die nächstjährige Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Heidelberg Herr Prof. Holtzmann daselbst, zum zweiten Herr Dr. Rieger von Darmstadt in Vorschlag gebracht. (Angenommen.)

Herr Prof. Dietrich von Marburg besprach darauf die Runen auf den bei Dannenberg aufgefundenen Goldbracteaten, die er nach den Wortformen für niedersächsischen Ur-

---

1) Dieser Vortrag ist später gedruckt: Ueber den Ursprung und die Bedeutung des Namens Germanen. 8. Berlin 1864, Dümmler.

sprungs erklärte, so dass diese Inschriften — dem 5. und 6. Jahrhundert angehörig — als sehr alte Quellen der altsächsischen Sprache zu betrachten sind. [1])

Herr Prof. Mussafia aus Wien stellte sodann den Antrag, die Section möge unter erneuter Anerkennung der Verdienste des Eberschen Jahrbuches für romanische und engl. Litteratur ihre Wünsche für das Fortbestehen dieses so wichtigen Unternehmens aussprechen, zugleich den Vorschlag daran knüpfen, die Zeitschrift in Zukunft nicht auf Litteraturgeschichte zu beschränken, sondern zu einem Organ für romanische Philologie zu erweitern. Dies, wie auch der Wunsch, die Section möge sich für die Nothwendigkeit einer regeren Theilnahme und Unterstützung des Jahrbuches ausprechen, wurde von der Versammlung angenommen, nachdem Herr Professor Lemcke von Marburg mitgetheilt hatte, dass er selbst die Fortführung der Redaction des Ebertschen Jahrbuches übernommen und bei der Uebernahme die Erweiterung des Programms in der vom Antragsteller gewünschten Weise zur Bedingung gemacht habe. Zugleich erinnerte Herr Prof. Lemcke an den im nächsten Jahr bevorstehenden 600. Geburtstag Dantes und auf seinen Vorschlag erklärte die Versammlung es für wünschenswerth, dass ihre Mitglieder in ihren Kreisen für eine entsprechende Feier des Tages wirken möchten.

Herr Dr. Hildebrand v. Leipzig schöpft aus einer eingehenden Betrachtung der Wörter „Geselle“ — „der Beste“ — „Helfen“ und ihrer Verwendung im Mhd. Beiträge zur Sittengeschichte des deutschen Mittelalters.

Nachdem darauf auf Vorschlag des Präsidenten eine viertelstündige Pause eingetreten war, erhielt nach Wiedereröffnung der Sitzung Herr Dr. Pfannenschmid das Wort zu seinem Vortrage über den mythologischen Gehalt der Tellsage, der in der „Germania“ zur Veröffentlichung kommen wird. [2])

Der Präsident theilte zum Schlusse einen telegraphischen Abschiedsgruss von Dr. Petters mit und schloss dann die Versammlung, nachdem ihm, sowie dem Herrn Vicepräsidenten, auf den Antrag des Herrn Prof. Bartsch der Dank für die Leitung der Verhandlungen ausgedrückt war.

Dr. Frensdorff.

---

1) Eine ausführliche Abhandlung über diesen Gegenstand wird Herr Prof. Dietrich in der Germania veröffentlichen.

2) S. Germania X, 1.

Verhandlungen der mathematisch-pädagogischen Section.

Für die Verhandlungen der mathematischen Section waren folgende Thesen gestellt:

I. Von Herrn Director Brennecke in Posen:

Das Berührungsproblem des Apollonius von Perga ist ein nothwendiger Bestandtheil des geometrischen Unterrichts für die Prima eines Gymnasiums.

Begründung: 1) Das Berührungsproblem ist diejenige geometrische Aufgabe, für welche die Alten selbst das grösste Interesse hatten.

2) Es gibt keine Aufgabe der elementaren Geometrie, durch deren Lösung die geometrische Anschauung mehr geübt wird, als durch die dieses Problems, wo jede veränderte Lage der Figur dem Anfänger neue Schwierigkeiten bietet.

3) Es gibt keine Aufgabe der Geometrie, welche so viele wesentlich verschiedene elementare Auflösungen zuliesse, als diese.

4) Es gibt keine Aufgabe der Geometrie, welche so geeignet wäre wie das Berührungsproblem, die Schüler in der gesammten Elementargeometrie der Lage, namentlich der Kreislehre einzuüben und zu prüfen.

II. Von Herrn Dr. Guthe in Hannover:

Der streng systematische Unterricht in der Geometrie soll nicht früher, als in Obertertia beginnen. Ihm sollen geometrische Vorübungen vorausgehen, für welche sich ganz besonders krystallographische Uebungen empfehlen.

III. Von Herrn Conrector Helmes in Celle:

a) Die Schüler sind im Unterrichte wie zu Hause fortwährend durch mathematische Aufgaben zu beschäftigen, wofür der Stoff vorzugsweise im praktischen Leben (zum Theil in Anwendungen auf die Physik) zu suchen ist.

b) Der physikalische Unterricht bedarf eines gewissen Abschlusses, wodurch eine Aussicht auf den gegenwärtigen Standpunkt der Naturforschung möglich wird. Dazu sind drei Stunden in der Prima erforderlich.

c) Die allgemeinsten Sätze aus der Lehre vom Weltgebäude bilden einen unerlässlichen Theil des Unterrichts in der Prima.

IV. Von Herrn Director Köpp in Eisenach:

Wie lässt sich die Trigonometrie für den Schulunterricht am zweckmässigsten behandeln?

V. Von Herrn Director Tellkampf in Hannover:

a) Für den geometrischen Unterricht empfiehlt sich die Anleitung zu sorgfältiger Con-

struction, sowie eine Belehrung über die gebräuchlichsten Instrumente der praktischen Geometrie. Daher ist ein geometrischer Apparat für den Schüler Bedürfnis.

b) Der physikalische Unterricht hat die mathematische Behandlung von der experimentellen zu trennen, und für seine Massbestimmungen das französische metrische System zu wählen.

c) Von den Logarithmentafeln sind nur die fünfstelligen für den Schulunterricht zu berücksichtigen.

VI. Von Herrn Prof. Wittstein in Hannover:

a) Beim Unterricht der Stereometrie lässt sich von stereoskopischen Zeichnungen ein zweckmässiger Gebrauch machen.

b) In welchem Umfange gehört die Mathematik den Schulen?

c) Wie weit ist das Geschichtliche der Wissenschaft in den mathematischen Unterricht zu ziehen?

Dienstag, den 27. September 1864.

Es hatten sich im Ganzen 42 Mitglieder zur Constituirung der mathematischen Section eingefunden, darunter 8 aus Hannover selbst, und 17 andere von hannöverschen und braunschweigischen Anstalten, so dass noch 16 Namen auf die anderen deutschen Länder und 1 Name auf Russland (Finland) fiel. Die Versammlung wählte zunächst die Herren Tellkampf und Buchbinder (Pforta) zu Vorsitzenden; worauf sodann der Berichterstatter zum Schriftführer bestimmt wurde.

Der Herr Vorsitzende gab zu erwägen, ob die Frage nach dem Umfange der mathematischen Pensa auf Schulen, wie es Herr Eckstein in der allgemeinen pädagogischen Section an die Hand gegeben, in dieser letzteren behandelt oder in der mathematischen Section selbst vorgenommen werden solle, worauf Herr Bernhardt (Wittenberg) bemerkte, dass es erwünscht sein werde, wenn vorher eine Einigung der Mathematiker unter sich hergestellt sei, und dann die Frage in der allgemeinen pädagogischen Section behandelt werde. Wittstein (Hannover), dessen Thesis sich gerade auf die in der allgemeinen pädagogischen Section angeregte Frage bezog, erklärte es ebenfalls für wünschenswerth, die Frage hier zu behandeln, weil es zweifelhaft sei, ob sie in der allgemeinen Section überhaupt zur Sprache komme, noch zweifelhafter aber, ob sie dort genügend und gründlich werde behandelt werden können. Helmes (Celle), durch die Aeusserungen Ecksteins in der pädagogischen Section etwas in Harnisch gebracht, stimmte dem Vorredner durchaus bei, damit eine feste Vereinigung geschlossen werde, wodurch der Widerstand gegen die Ecksteinschen Tendenzen ein desto kräftigerer werden könne. Buchbinder erinnert daran, dass die Philologen auch zu den Mathematikern kommen können, um hier an dieser Art der Vorberathung Antheil zu nehmen; dann werde, worauf auch Kohlrausch (Lüneburg) aufmerksam macht, die Verhandlung in der allgemeinen pädagogischen Section einen versöhnlicheren Charakter annehmen.

Gewiss war das ein sehr gerechtfertigter Wunsch, denn in der That waren viele der mathematischen Collegen durch die, mindestens gesagt, auffallende Verwechselung der Begriffe Begrenzung (so in der Wittsteinschen Thesis) und Beschränkung, wie dies Herr Eckstein aufgefasst hatte, einigermassen gereizt.

Der Vorsitzende schlug demnach vor, die gestellten Thesen in folgender Reihenfolge zu behandeln: Zunächst solle die Wittsteinsche Thesis an die Reihe kommen, dann die Guthesche, darauf die erste von ihm gestellte und dann die Brenneckesche. Guthe (Hannover) kündigte sodann noch einen Antrag auf die Einrichtung von Ausstellungen mathematischer, naturgeschichtlicher und geographischer Lehrmittel, die mit den Versammlungen der Philologen und Schulmänner zu verbinden wären, an, und Gelshorn (Verden) gibt anheim, dass dem Präsidium der allgemeinen pädagogischen Section Mittheilung von der gewählten Tagesordnung gemacht und namentlich darauf hingewiesen werde, dass die Mathematiker die beregte Frage zunächst innerhalb ihrer vier Wände in Angriff nehmen würden. Auf die Anregung von Bertram (Berlin) aber kam man zu dem Schluss, auch noch den Wunsch auszusprechen, dass derselbe Gegenstand demnächst in der allgemeinen pädagogischen Section behandelt werden möchte, da es doch darauf ankomme, nicht bloss am richtig Erkannten festzuhalten, sondern auch den hartnäckigen Gegner zu überzeugen.

Nach einer kurzen Pause gab alsdann der Vorsitzende das Wort an Wittstein zur Einleitung der Discussion über die Frage nach dem Umfang des mathematischen Lehrstoffs auf den höheren Schulen[1]). Der Krieg entstehe, so meint der Redner, nur durch die beschränkte Zeit, die man den mathematischen Studien auf den Schulen widmen könne, und es komme darauf an, sich zu fragen, wie diese Zeit am besten auszunutzen sei. Es sei also Einzelnes aus dem grossen Gebiete herauszuheben; an einer gewissen oberen Grenze habe man namentlich für die Geometrie von jeher festgehalten; so werde ein Unterricht in der Stereometrie von jedem Lehrer der Mathematik gewiss für nothwendig gehalten, wenngleich in praxi (namentlich auf hannoverschen Schulen) davon oft nichts oder nur sehr wenig gelehrt werde; über die ebene Trigonometrie werde ebensowol nirgends ein Zweifel bestehen; anders sei es aber mit der descriptiven Geometrie, der analytischen Geometrie, der Differential- und Integralrechnung, die auf einigen Schulen gelehrt werden. Es müsse also ein aus der Sache selbst hergenommenes Princip die Grenzen feststellen. Historisch sei daran zu erinnern, das mit dem Wiederaufleben der Wissenschaften sofort die Mathematik sich neben die Beschäftigung mit den alten Sprachen stellte, und dass man damals im Unterricht etwa so weit gieng, als die Wissenschaft selbst sich erstreckte, die letztere nahm zu, aber die Schule konnte den Fortschritten nicht folgen. Im Wesentlichen meint der Redner, sollte es so bleiben, wie es damals war. Seit Leibniz sei der Unterschied zwischen Elementarmathematik und höherer Mathematik hervorgetreten; die erstere gehöre auf die Schulen, die letztere nicht, und darin liege ihre Aufgabe begrenzt. Was auf dem Begriffe der Fluxionen eines unendlich Kleinen beruhe, bilde ein Ganzes für sich, da man aber auf Schulen nur ein Ganzes geben solle, jene von Leibniz begründeten Lehren sich aber nicht erschöpfen lassen, so solle man lieber gar nichts davon geben, nicht die Schüler von solchen Dingen gewissermassen kosten lassen. Es seien also alle die Theile der Mathematik zu nehmen, die sich mit beständigen Grössen befassen, alle anderen Theile, von denen doch nur Anfänge gegeben werden könnten, wegzulassen; so müsse z. B. die analytische Geometrie fallen, denn die Coordinaten seien Functionen von

---

1) Während der Pause hatte Wittstein den Mitgliedern der Section Gelegenheit gegeben, stereometrisch-stereoskopische Figuren, die er selbst entworfen, in Augenschein zu nehmen.

einander mit unendlich kleinen Fortschritten der einen in Beziehung auf die andere; ebenso die Differentialrechnung. Eine Frage könne noch entstehen über die descriptive Geometrie, die sich definieren lasse als die Stereometrie in der Ebene. Wenn sie auch also dem Principe nach zu den Elementen gehöre, so werde es doch aus Mangel an Zeit kaum möglich sein, dieselbe in den Unterricht einzuführen; höchstens werde man auf Realschulen dafür Zeit finden; dann sei aber ihre wissenschaftliche Seite, nicht das Zeichnen, zur Hauptsache zu machen. Wünschenswerth sei sie freilich für alle Schulen. Was endlich die Kegelschnitte anbetreffe, so spielen sie eine grosse Rolle in der Praxis und können für das Verständnis der mathematischen Geographie nicht entbehrt werden; man schliesse sie also an die Planimetrie an und behandle sie im Sinne der Alten. (Redner weist dafür auf ein Lehrbuch von Grunert hin.)

Gerhardt (Eisleben) theilt Thatsächliches über die Verhältnisse an preussischen Schulen mit. Ursprünglich sollte die ganze Elementarmathematik gelehrt werden; das sei aber nur kurze Zeit hindurch ausgeführt, und man habe von oben her die Sache sehr beschnitten, was denn der gegenüberstehenden Partei einseitiger Philologen sehr willkommen gewesen sei; es seien namentlich sphärische Trigonometrie und Kegelschnitte, so wie die cubischen Gleichungen weggefallen. Verhältnismässig sei dadurch das Pensum der Arithmetik, wo man die Combinationslehre, die Reihen, den binomischen Lehrsatz u. s. w. beibehalten habe, gegen die Geometrie im Vortheil. In der neueren Zeit sei manche Unordnung eingerissen, namentlich sei auf den städtischen Schulen das Pensum ein ausgedehnteres geblieben. Nach des Redners Meinung soll der geometrische Unterricht die Hauptsache sein, und von dem arithmetisch-algebraischen nur so viel genommen werden, als zum Verständnis jenes nothwendig ist. Mit einer solchen Beschränkung komme man auch den Philologen einigermassen entgegen. Es würden also bleiben die Planimetrie, die ebene Trigonometrie, die Stereometrie und die Kegelschnitte, die als Fundgrube für Aufgaben gar nicht zu entbehren seien; man solle sie aber als zur Planimeterie gehörig betrachten, und da gebe es ja zahlreiche Gesichtspunkte, nach denen sie als nothwendig zur Planimetrie gehörend erscheinen. In der Arithmetik würde aber die Combinationslehre, der binomische Lehrsatz u. s. w. fallen. Der Redner erinnert noch daran, dass Dirichlet seine Vorträge über höhere Mathematik mit der Combinationslehre angefangen habe. Die geometrische Reihe wird demnach den Schlussstein der Arithmetik bilden.

Kohlrausch erinnert daran, dass man neuerdings in Hannover (durch Gründung einer mathematischen Selecta an einigen Schulen) einen Unterschied zwischen fähigeren und minderfähigen Schülern mache.

Gerhardt findet es aber gefährlich, da, wo es sich um allgemeine Principien handle, solche Trennungen zu machen.

Helmes (Celle) schliesst sich dem von Wittstein Gesagten an; betont aber noch, dass es selbst dabei noch auf die gegebene Zeit ankomme; lieber solle man den Umfang opfern, als das Verständnis, doch denke er, dass das von Wittstein geforderte Maass unter günstigen Umständen sich wol erreichen lasse. Er selbst müsse bei seinem Unterricht freilich auf die Kegelschnitte, ja sehr häufig auch auf die Stereometrie verzichten, weil an seiner Schule bei zweijährigem Cursus der Prima noch halbjährige Versetzungen vorkommen. Gegen Gerhardt meint er, die Combinationslehre sei nicht zu schwer und biete auch einen grossen Reiz dar, vorzüglich den, dass der Schüler sich fragen lerne, wie viel Aufgaben bei einem gegebenen

Complex von Grössen möglich seien, so dass er sich am Schlusse sagen könne, alle möglichen Aufgaben seien gelöst. Er stimme also für Beibehaltung der Kegelschnitte und der Combinationslehre.

Buchbinder resumiert das bisher Gesagte dahin, dass es sich frage, ob der arithmetische Cursus theilweise beschnitten werden solle, um für die Kegelschnitte Zeit zu gewinnen; und da scheine es ihm denn doch ausgemacht, dass die Kegelschnitte viel mehr bildende Elemente darbieten, als jene Gebiete der Arithmetik, die doch nur Anfänge, Hinweisungen auf Höheres sind, was der Schule immer fern bleiben wird. Ja, er möchte noch manches Andere aus der Arithmetik fallen lassen. Auch auf den meisten preussischen Schulen seien zweijährige Primacurse eingeführt; dennoch glaubt er, dass bei richtiger Eintheilung auf die einzelnen Semester sich die Aufnahme der Kegelschnitte wol ermöglichen werde.

Wittstein stimmt dem bei; von den Kettenbrüchen z. B. habe man sehr wenig; mehr noch lasse sich zu Gunsten der Reihen sagen und der Combinationslehre; letztere gehöre aber eigentlich gar nicht in die Mathematik, sondern stehe über ihr. Die Anzahl der Permutationen in einer gegebenen Zahl von Grössen könne man in Tertia so gut ableiten wie in Prima [1]). Er betont nochmals, dass die Kegelschnitte, wenn sie genommen werden, stets in der streng geometrischen Weise der Alten zu nehmen sind.

Bertram macht darauf aufmerksam, dass man bisher in der Debatte die verschiedenen Schulen nicht geschieden habe; in der Berliner Gewerbeschule z. B., die auch eine allgemeine Bildung gewähren solle und unter den Realschulen 2. Ordnung rangiere, auf der man aber wegen des gänzlichen Ausfallens der lateinischen Sprache in der Woche 8—9 Stunden für Mathematik habe, werde die Differentialrechnung bereits in Obersecunda betrieben. Es sei also die Zahl der wöchentlichen Lehrstunden zu normieren und darnach die Grenze des Stoffs zu ziehen. Auch sonst erklärt er sich gegen Wittsteins Princip, nur beständige Grössen zu nehmen; viele Methoden beruhen darauf, die Veränderlichkeit der Grössen mit heranzuziehen. Auch spricht Redner sehr für die analytische Geometrie; ihre Kenntnis sei nothwendig, weil die der Kegelschnitte nothwendig; nun können zwar viele Schüler bei der Lehre von diesen Curven mehr mit einer rein geometrischen Betrachtung anfangen; der Mehrzahl werde aber wol die analytische Behandlung mehr zusagen, wie denn die analytische Behandlung auch wirklich keine Schwierigkeit darbiete, wenn man dabei nur von den einzelnen Curven als solchen ausgehen und nicht gleich die Eigenschaften der Curven aus der allgemeinen Gleichung ableiten wolle. Etwas Abgeschlossenes, Abgerundetes und Zusammenfassendes zu geben, sei ja ohnehin nicht der Zweck der Schule; die Schüler sollen sehen, dass sie noch etwas zu erwarten haben. Zuletzt berichtigt der Redner noch eine Aeusserung von Gerhardt, indem er bemerkt, Dirichlet habe nicht immer seine Vorträge über höhere Mathematik mit der Combinationslehre angefangen.

---

1) Nicht bloss dieser Gesichtspunkt ist festzuhalten; gegen Helmes muss aber noch besonders hervorgehoben werden, dass der von ihm betonte Nutzen der Combinationslehre doch schon auf den unteren Stufen seine Früchte tragen müsste; wie ist das aber möglich, wenn die Combinationslehre erst in der Prima als Schlussstein des arithmetischen Unterrichts vorkommt? Wir meinen, die ganze Behandlung der Mathematik solle der Art sein, dass der Schüler stets auf den Standpunkt gestellt wird, dass er lernt, alle möglichen Fälle zu erschöpfen. (D. Ref.)

Hachmeister (Hildesheim): die Berliner Gewerbeschule sei doch mehr mathematische Fachschule; Wittsteins Ziel sei theoretisch das richtige, aber wol nicht allgemein zu erreichen.

Buchbinder behandelt bei seinem Unterricht die Kegelschnitte in der geometrischen Weise der Alten. Freilich müsse er zugeben, dass man mit der analytischen Methode das Ziel schneller erreiche; aber es scheine ihm besser, auf der letzten Stufe keine neue Methode mehr einzuführen, sondern das bereits erworbene geometrische Wissen an einem neuen Stoffe allseitig zu verarbeiten.

Kohlrausch wirft die Frage auf, ob zwischen Realschulen und Gymnasien ein Unterschied gemacht werden solle; ihm scheine das Ziel beider gleich gesteckt werden zu müssen.

Tellkampf: In der älteren Zeit sei sicher der Mathematik auf Schulen kein zu grosser Raum gegönnt; in alten Programmen sei von Astronomie, Kosmologie, Fortification zu lesen, oft aber komme der Name der Geometrie nicht einmal vor. Man könne also wol kaum mit Wittstein behaupten, dass bei der ursprünglichen Einrichtung der Gymnasien die mathematische Wissenschaft in ihrem ganzen Umfange gelehrt worden sei. Zur Sache selbst sich wendend, spricht sich der Redner für das Princip aus, dass der Unterricht sich auf die sogenannte niedere Mathematik zu beschränken habe; leider habe man aber auch hier beschneiden wollen, z. B. in Hessen, wo eine Zeit lang der Unterricht in der ebenen Trigonometrie verboten war. — Was nun die gewissermassen zwischen niedrer und höherer Mathematik streitigen Provinzen anbetreffe, so solle man die höheren Reihen als schwierig und sehr undankbar fallen lassen; die Combinationslehre mit ihrer Anwendung auf Wahrscheinlichkeitsrechnung habe oft grossen Reiz für die Schüler und sei daher wenigstens nicht principiell auszuschliessen. Dass die Kegelschnitte erhalten bleiben sollen, darüber sei schon ihrer Anwendung in der Physik wegen kein Zweifel. — Was die Art ihrer Behandlung anbetreffe, so habe er es mit beiden versucht. Wenn man bei der analytischen Behandlung nicht zu weitläufig verfahre, so sei dieselbe durchaus nicht schwierig; aber mehr mathematische Bildungskraft liege in der geometrischen Behandlung, wenn man sich dabei nur nicht gar zu streng an die Methoden der Alten halten, sondern die Kegelschnitte als geometrische Oerter nach constructiver Methode behandeln wolle. Sphärische Trigonometrie sei auszuschliessen. Auf den Realschulen könne man allerdings etwas weiter gehen als auf den Gymnasien, und so habe Redner auch die einfachsten Lösungsmethoden numerischer Gleichungen in den Curs seiner Anstalt aufgenommen.

Röbber (Hannover) bezeugt ebenfalls die höhere Bildungskraft der geometrischen Behandlung der Kegelschnitte.

Prestel (Emden) spricht gegen eine Trennung der Schüler in der Prima, weil dadurch der Wetteifer verloren gehe.

Kohlrausch empfiehlt den ganzen Cursus der Prima in einem Jahre zu absolvieren und im zweiten Jahre zu wiederholen; dann könne man die besseren Schüler zu einer Selecta absondern und nur die schwächeren den Cursus wiederholen lassen, die dann im Verhältnis zu den neu hinzugekommenen die besseren sein würden.

Dagegen wird von anderer Seite hervorgehoben, dass doch kaum das Pensum der Prima sich in einen Jahrescursus werde zusammendrängen lassen.

Mittwoch, den 28. September.

Der Vorsitzende theilt mit, dass Herr Professor Wittstein sich bereit erklärt hat, denjenigen Herren, welche seine Ausgabe 5stelliger Logarithmen näher kennen zu lernen wünschen,

ein Exemplar davon zukommen lassen zu wollen, wenn sie ihm ihre Adresse aufgeben wollen.

Derselbe macht sodann darauf aufmerksam, dass die Debatte über das gestrige Thema noch nicht geschlossen, und dass es wünschenswerth sei, noch bestimmtere Aeusserungen über den Umfang des mathematischen Unterrichts zu hören. Er wolle also von unten her aufschreitend zu Werke gehen. Für Buchstabenrechnung, lineare und quadratische Gleichung werde sich wol Uebereinstimmung Aller voraussetzen lassen; aber bei den cubischen Gleichungen dürfte sich schon der Widerspruch erheben.

Prestel glaubt, dass ihre Behandlung für gute Schüler wol möglich und auch bildend sein könne.

Quapp (Minden) warnt dagegen vor der Sucht, alles in den Vortrag zu ziehen, was etwa nützen könne. Für den vorliegenden Fall weist er auf die trefflichen Uebungsbücher von Schellbach hin, in denen Näherungsmethoden für die Lösung numerischer Gleichungen dritten Grades mitgetheilt seien.

Fürstenau (Marburg) glaubt, dass sich die Cardanische Auflösung cubischer Gleichungen leicht zeigen lasse, da wo man die quadratischen behandle; die Lehre von den letzteren lasse sich aber so ausdehnen und so fruchtbar machen, dass man nicht nöthig haben werde, eine doch nur unvollkommene Theorie der höheren Gleichungen zu geben.

Auch der Vorsitzende empfiehlt die Aufnahme der Lösung höherer numerischer Gleichungen durch Näherung; in der Stereometrie werde man oft auf Gleichungen 3en Grades geführt, bei denen die Cardanische Formel, die ohnehin nur ein Kunststückchen sei, sehr häufig den Rechner im Stiche lasse. Es scheine ihm, dass man in der Hauptsache einig sei; die quadratischen Gleichungen mögen im Allgemeinen die obere Gränze bezeichnen, doch sei es gestattet, ab und an weiterzugehen.

Buchbinder: Ueber das als Minimum eben Festgesetzte gehen die Bestimmungen der preussischen Maturitätsprüfungsordnung hinaus; man solle das darüber Hinausgehende also nicht aufgeben, ohne auf der andern Seite zu gewinnen; könne man aber dafür z. B. die Kegelschnitte eintauschen, so sei ihm das sehr willkommen.

Gerhardt wünscht, dass die Section bei ihren Discussionen nur das Gymnasium ins Auge fasse, damit man der allgemeinen pädagogischen Section gegenüber vollkommen geeinigt dastehe.

Der Vorsitzende stimmt dem vollständig bei und geht einen Schritt in der Discussion weiter, indem er die Beibehaltung der Progressionslehre als selbstverständlich voraussetzt.

Bertram fragt an, wie man sich zur Combinationslehre, den Diophantischen Gleichungen u. s. w. verhalten solle, die das preussische Reglement fordere; er fürchte, dass man in der pädagogischen Section unser Aufgeben dieser Dinge annehmen werde, ohne uns ein Aequivalent zu geben.

Buchbinder: Der Schwerpunkt des Unterrichts in der Prima liege in der Arithmetik; ihr Cursus sei ein wesentlich arithmetischer; es müsse daher anerkannt werden, dass die Arithmetik mit dem bisher Beschlossenen keinen Abschluss finde, dass man weiter gehen und namentlich die Anwendung der Arithmetik auf Geometrie aufnehmen müsse.

Quapp glaubt, dass die höheren Capitel der Arithmetik nicht aufzugeben seien, weil bei ihrer Behandlung der Schüler an eine Art des Beweises, die sonst wenig vorkomme, die

durch Induction, gewöhnt werde. Dabei könne man die wichtigsten Lehren von den Kegelschnitten, die ja für Physik und mathematische Geometrie allerdings nicht zu entbehren seien, in die Geometrie unter der Form der Lehre von den geometrischen Orten aufnehmen.

Helmes spricht nochmals für Combinationslehre, weil sie an allseitige Betrachtung gewöhne.

Als nun der Vorsitzende die Debatte für geschlossen erklärte, stellte Brohm (Burg) den Antrag, „die Versammlung wolle beschliessen, dass die Combinationslehre und der binomische Lehrsatz als nothwendig beibehalten, resp. eingeführt werden sollen." Helmes stellt den Verbesserungsantrag: „es sei wünschenswerth, die eben bezeichneten Lehren beizubehalten." Dagegen schlägt Buchbinder vor: „Die Erweiterung des geometrischen Unterrichts durch Aufnahme der Kegelschnitte in geometrisher Behandlung ist nothwendig; die erforderliche Zeit kann beschafft werden durch etwaige Beschränkung des arithmetischen Pensums, durch Weglassung der höheren Reihen, Kettenbrüche und der cubischen Gleichungen."

Bei der Abstimmung wurde der Brohmsche Antrag mit dem näheren Zusatze, dass der binomische Lehrsatz sich nur auf ganze und positive Exponenten beschränken solle, angenommen, womit die anderen Anträge fielen.

Man wandte sich nun zur Bestimmung der Gränzen für die geometrischen Disciplinen und nahm zuvörderst den Gerhardtschen Antrag, dass die Betreibung der Stereometrie für die höheren Schulen unentbehrlich sei, ohne Discussion einstimmig an.

Ueber die sphärische Trigonometrie erhob sich eine nur kurze Debatte, als deren Resultat, ohne dass eine wirkliche Abstimmung vorgenommen wurde, es sich ergab, dass, wenn die Zeit es erlaube, die leichtesten Sätze derselben wol zuzulassen seien,

Indem man nun zu den Kegelschnitten übergieng, spricht sich Gerhardt dafür aus, dass es nothwendig sei, dieselben in den Unterricht aufzunehmen und zwar als einen Abschnitt der Planimetrie. Brennecke (Posen) hält das aber nicht für so nothwendig und hält es für bildender, die Planimetrie mit einigen Abschnitten aus der neueren Geometrie, z. B. Berührungsprobleme, zu schliessen und allseitig einzuüben, während Bernhard die Kegelschnitte für unbedingt nothwendig erklärt, schon wegen ihrer Verwendung in der Physik, die doch der Glanzpunkt des mathematischen Unterrichts sei. Fürstenau dagegen meint, die Mathematik habe doch auch ihre Bedeutung für sich; auch seien die Anwendungen der Kegelschnitte in der Physik nicht so bedeutender Art; man werde die wenigen Eigenschaften der Kegelschnitte, deren man bedürfe, entweder an Ort und Stelle beweisen, oder auch historisch anführen können. Ausserdem glaubt er, dass die alte geometrische Behandlung derselben nicht viel Nutzen schaffen könne, und tiefer einzugehen sei wieder zu schwierig. Brennecke glaubt, die in der Physik nothwendig werdenden Eigenschaften der Kegelschnitte lassen sich, wo das Bedürfnis es erheischt, leicht ableiten, und Bertram hält eine systematische Durchführung der Kegelschnitte nicht für ausführbar, wünscht auch nicht, dass die Examenforderungen dahin erweitert würden. Wol aber könne man Einzelnes in den Uebungsstunden vornehmen. Das Gebiet der Kegelschnitte sei eben ein so ungebeuer grosses, dass es nicht angemessen sei, diesen Zweig der Geometrie unter einem eigenen Namen ins Programm der höheren Schulen aufzunehmen. Buchbinder errinnert daran, dass durch neuere Verordnungen der physikalische Unterricht so sehr beschränkt sei, dass sich während der dafür bestimmten Stunden kaum noch Zeit finden werde für den Beweis geometrischer

Sätze, die man als Hilfssätze heranziehe. Man werde also für die Physik bedeutend gewinnen, wenn man die Kegelschnitte in den Kreis der mathematischen Lehren aufnehme.

Als nun zur Abstimmung geschritten werden soll, verbessert Helmes wiederum das „nothwendig" des Gerhardtschen Antrages durch ein „wünschenswerth"; indes beschloss die Section mit 17 gegen 14 Stimmen die Beibehaltung des „nothwendig", und als Buchbinder die Anfrage stellte, ob unter den Anwesenden Jemand die Kegelschnitte ausgeschlossen wissen wollte, erhoben sich nur zwei Mitglieder.

Wittstein, gefragt, ob er die Debatte als beendigt ansehe, fasst das erlangte Resultat noch einmal zusammen, und freut sich für Hannover besonders des kräftigen Wortes, welches von hier aus für die Stereometrie gesprochen; sei doch die ganze Planimetrie eigentlich nur die Vorbereitung für die Stereometrie.

Donnerstag, den 29. September.

Der Vorsitzende (Tellkampf) hatte das Resultat der gestrigen Besprechungen zusammengefasst und legte dasselbe der Versammlung vor, die auch mit der Fassung sich einverstanden erklärte. Es lautet so: „In der mathematischen Section hat sich allseitig die Ueberzeugung ausgesprochen, dass der mathematische Unterricht der Gymnasien sich auf das Gebiet der niederen Mathematik zu beschränken und den auf dem Begriff des Veränderlichen beruhenden Theil der Wissenschaft (die höhere Mathematik) gänzlich auszuschliessen habe; dass ferner die Geometrie mit Einschluss der ebenen Trigonometrie und Stereometrie vorherrschend Gegenstand jenes Unterrichts sein müsse. Eine Verschiedenheit der Ansichten gab sich nur kund in Beziehung auf die Combinationslehre und den binomischen Lehrsatz, deren Aufnahme jedoch der überwiegende Theil der Versammlung für nothwendig erklärte, so wie in Bezug auf eine elementare Behandlung der Kegelschnitte, welche die grössere Hälfte der Versammlung als nothwendig, ein Theil derselben als wünschenswerth bezeichnete, während 2 Stimmen sich gegen ihre Aufnahme aussprachen". Es schlug sodann, nachdem ein Antrag Buchbinders, schon jetzt für Heidelberg ein Präsidium der Section zu ernennen, als gegen die Tradition der Philologenversammlung verstossend, keinen Beifall gefunden hatte, Helmes vor, das so eben gewonnene Resultat einer geeigneten Persönlichkeit mitzutheilen mit der Anheimgabe, in Heidelberg aufs Neue die Thätigkeit der Section auf die eben ventilierte Frage zu lenken, was auch einstimmig angenommen wurde.

Da Guthe (Hannover) an der Theilnahme an den Verhandlungen dienstlich behindert war, so fiel die Besprechung seiner Thesis aus und es trat dafür Tellkampfs erste These ein. (S. oben.)

Zur Einleitung der Discussion machte der Antragsteller darauf aufmerksam, dass gerade bei dem Anfange der Geometrie dem Schüler die Beweise schwierig erscheinen, weil vieles bewiesen werden müsse, was ihm sonnenklar erscheine, und wovon er demnach die Nothwendigkeit eines Beweises nicht einsehe. Auch komme es darauf an, dem Schüler Vorstellungen von den Gebilden, mit denen er operieren solle, in der Art zu verschaffen, dass diese in jedem Augenblick lebendig seien und rasch zu Gebote stehen. Es könne dies z. B. so geschehen, dass man den Schüler im mechanischen Nachzeichnen geometrischer Figuren übe, was ausserdem den Vortheil habe, ihm einige Handgeschicklichkeit zu verschaffen. Auch sei

es wichtig zur Erweckung des Interesses, Einkleidungen, die der Wirklichkeit entnommen seien, in den Kreis der Schule zu ziehen, z. B. die einfachsten Aufgaben des Feldmessens mit der Kette. — So werde auch das Verständnis des Unterrichts wesentlich durch Vorweisen von Instrumenten, z. B. zum Messen der Winkel gefördert, die ja gar nicht kostbar zu sein brauchen. Häufig machen solche Instrumente dem Schüler mit einem Male viele Dinge klar, deren Erläuterung dem Lehrer viele Worte kosten würde. In Beziehung darauf schildert der Redner beispielsweise die Art, wie er den Schülern ein Astrolabium vorführt, und wenn auch nicht alle, so doch einige Schüler das Instrument handhaben lässt. Auch in den oberen Classen beim Betreiben der Trigonometrie werden mit dem Instrument wirkliche Messungen vorgenommen, wodurch die Trigonometrie den Schülern viel lebendiger wird.

Gerhardt theilt mit, in Berlin sei etwas Aehnliches versucht; in Quinta sei constructiv die ganze Planimetrie mit grossem Nutzen durchgenommen. Bei Mangel an Lehrkräften sei dies aber schwer überall durchzuführen und dürfte keinenfalls etwa dem Zeichenlehrer in die Hand gegeben werden.

Prestel ertheilt auf die angegebene Weise in Emden den Unterricht, so dass in Quinta der Anschauungsunterricht beginnt, der streng systematische Unterricht dagegen in Tertia. Brennecke theilt mit, dass in den französischen Schulen der propädeutische Unterricht sich darauf beschränke, dass die Schüler die Figuren des Legendreschen Lehrbuchs nachzeichnen müssen. Berkenbusch (Göttingen) glaubt, dass die Schwierigkeit, die in den oberen Classen beim Betreiben der Stereometrie einzutreten pflege, durch einen solchen propädeutischen Unterricht bedeutend gemindert werde. Stoy (Jena) erinnert an Pestalozzis A, B, C der Anschauungen und fordert die Anwesenden auf, dasselbe kennen zu lernen.

Es folgte nun die These des Herrn Brennecke. (S. oben.)

Der Antragsteller bemerkt dazu, dass die Berührungsaufgaben für drei Kreise, in der Stereometrie für drei Kugeln, in Preussen in den Unterricht nicht aufgenommen seien. Er macht für die Aufnahme drei Gründe geltend: 1) die historische Berechtigung, denn die Alten haben in dem Satze des Apollonius stets den Schlussstein der Geometrie gesehen; auch erscheine die Auflösung, die von den Alten gegeben sei, als eine ganz natürliche; 2) den unmittelbaren, materiellen Nutzen, denn eine grosse Anzahl schwierigerer Aufgaben lasse sich mit Hilfe des Berührungsproblems leicht lösen; 3) die Bedeutung des Satzes für Formenbildung, denn unter den geometrischen Aufgaben übe keine auf ähnliche Weise die mathematische Anschauung, keine mache geringere Anforderungen an das Gedächtnis. Die neueren Beweise des Satzes seien besonders geistreich, und wenn sie manche neuere geometrische Begriffe voraussetzen, so sei das ein Vortheil, weil dadurch Gelegenheit gegeben wird, auch diese in den Kreis der Schule einzuführen. Schliesslich möge auch daran erinnert werden, dass die Aufgabe eine vorzügliche Uebung im geometrischen Zeichnen gewähre. Buchbinder macht darauf aufmerksam, dass es in Preussen doch vorkomme, dass der Satz betrieben werde; in Pforta z. B. sei die Aufgabe durch ein besonderes Rescript der Schulbehörde beseitigt; übrigens stimmt er mit dem Vorredner überein, nur möchte er die Behandlung der Aufgabe in der Schule nicht gerade für nothwendig erklären; da, wo in Prima etwa eine Repetition der Geometrie vorgeschrieben sei, werde er in diesen Stunden eine passende Stelle finden. Tellkampf stimmt dem bei und warnt vor systematischen Repetitionen auf höheren Stufen, worauf Gerhardt bemerkt, dass auch nur für Schulpforta in Preussen jene Repetitionsstunde vorgeschrieben sei. Tellkampf kann mit dem Antragsteller nicht ganz überein-

stimmen; auf das Erste sei nichts zu geben, denn die Wissenschaft schreite weiter; auch der materielle Nutzen sei nicht besonders gross, wogegen er anerkenne, dass die Aufgabe eine vortreffliche Uebung im Zeichnen gebe. Auf keine Weise könne er die Forderung befürworten, dass das Problem einen unerlässlichen Bestandtheil des Unterrichts bilden müsse. — In einer Schlussabstimmung entschied sich die Section ebenfalls gegen diese Forderung, erklärte vielmehr die Aufnahme des Problems in den Unterrichtsgang für wünschens- und empfehlenswerth.

Darauf forderte der Vorsitzende Herrn Helmes auf, die Discussion über seine These, betreffend die mathematischen Arbeiten der Schüler, einzuleiten.

Helmes bemerkte zunächst, dass der Lehrer der Mathematik in der Lage sei, die Arbeiten der Schüler nicht corrigieren zu brauchen, vorausgesetzt nämlich, dass in den Händen derselben ein Lehrbuch sei; liege aber ein solches nicht vor, müsse vielmehr der Schüler sich dasselbe selbst ausarbeiten, was von manchen Seiten empfohlen werde, so habe der Lehrer auch die Verpflichtung, diese Ausarbeitungen zu corrigieren. Er selbst halte es mit den schriftlichen Arbeiten so, dass der Schüler sich erstens ein Uebungsheft halte, in welchem er die Resultate dessen niederlege, was er in jeder Stunde gelernt habe, daneben aber zweitens von demselben noch wöchentliche Hausarbeiten verlangt verden. Die grosse Schwierigkeit der Mathematik, die in der strengen Zusammengehörigkeit des Stoffes liege, und bei der der Schüler so leicht aus dem Fahrwasser komme, werde durch die für die Durchnahme jener wöchentlichen Hausarbeiten bestimmte Stunde besiegt, indem sie den Fluss des systematischen Unterrichts unterbreche und den Schüler zur Einsicht dessen bringe, was ihm noch fehle. Zur Controle aber und um die Ueberzeugung zu gewinnen, dass der Schüler mit aller Kraft gearbeitet habe, diene folgende Einrichtung: In der betreffenden Stunde werde zuerst gefragt, wer die Aufgabe nicht oder falsch gelöst habe, und darüber werde ein Register geführt. Sodann werden die Aufgaben an der Tafel gelöst, um dann später ins Reinheft von den Schülern eingetragen zu werden. Eine Reinschrift müsse aber gefordert werden, um einerseits den Schüler an eine correcte mathematische Form zu gewöhnen, andererseits, um dem Schüler die Repetition alles dessen, was er am Schlusse des Vierteljahres wissen müsse, zu erleichtern. In Beziehung auf die Möglichkeit eines Betruges dabei von Seiten der Schüler bemerkt der Vortragende, dass der Lehrer dem Schüler klar machen müsse, dass die Einrichtung zu seinem Vortheil sei, und dass, wenn er doch betrüge, er sich nur selbst schade; auch müsse jeder Lehrer die Leistungsfähigkeit seiner Schüler so gut kennen, dass die Schüler es nicht wagen dürften, mit Unwahrheiten zu kommen; eine besondere Controle gewähren aber Extemporalien, die am Ende des Quartals aus dem Kreise der durchgenommenen Aufgaben unter den Augen des Lehrers angefertigt werden. Diese Arbeiten, die indess ebensowenig corrigiert zu werden brauchen, lässt sich der Lehrer sammt den Reinheften abliefern, und beide geben ihm eine genaue Charakteristik des betreffenden Schülers an die Hand.

Freitag, den 30. September.

Der Vorsitzende ersucht den Unterzeichneten, seine Thesis zu begründen.

Derselbe beginnt mit einem Hinweis auf die Bedeutung des mathematischen Unterrichts für das höhere Schulwesen, der bei der Dürftigkeit des Inhalts der mathematischen Wissen-

schaft, die den Gebieten höheren Geisteslebens ganz fern stehe, nur in ihrer hohen formellen Vollendung gesucht werden müsse, wodurch sie Vorbild für die Behandlung anderer Wissenschaften werde, ja sogar durch die in ihr herrschende unerbittliche Consequenz moralische Einwirkungen auszuüben im Stande sei. Auf die etwaigen praktischen Anwendungen der Mathematik sei in der Sache am wenigsten Gewicht zu legen. — Wenn nun die Mathematik eben ihrer Methode wegen in unsere Schulen eingeführt sei, so komme es aber auch vor Allem darauf an, diese Methode in den Schulen streng einzuhalten und sich nicht bloss der äusseren Schärfe bei den einzelnen Beweisen zu befleissigen, sondern vielmehr stets vom Speciellen zum Allgemeinen aufzusteigen und ganz besonders den Vortrag, namentlich in der Geometrie, nicht in eine Reihe einzelner Sätze aufzulösen, deren jeder einzelne dem Schüler vielleicht eine gewisse Befriedigung gewähre, deren Reihenfolge und Zusammenhang ihm aber oft wie zusammengewürfelt erscheine. Es seien die einzelnen Sätze mit den einzelnen Steinen eines Gewölbes zu vergleichen; es seien dieselben dem Schüler nicht einzeln in die Hand zu geben und von ihm gewissermassen mit geschlossenen Augen aneinander zu legen, bis das Gewölbe fertig, sondern, wie bei diesem jeder einzelne Stein für seine Stelle besonders zugeschnitten ist und nur an seine Stelle passt, so soll auch der Schüler des ganzen Zusammenhangs der Sätze, die eine zusammengehörende Untersuchung bilden, sich bewusst werden; er soll beim Anfang derselben das Endziel schon vor Augen sehen und den Weg erkennen, der ihn zu dem Ziele führt, und an jeder Stelle des Weges wissen, wo er sich befindet. Solche Anforderungen setzen aber schon geistesreifere Schüler voraus, denen es nicht mehr lächerlich und überflüssig vorkommt, dass ihnen Dinge bewiesen werden, die jedes Kind aus den Figuren mit der vollen Ueberzeugung der Anschauung heraussieht. Darum liegt eine grosse Gefahr darin, wenn die Beschäftigung mit der Mathematik zu früh begonnen wird. Man kann allerdings einem zehnjährigen Knaben einzelne mathematische Sätze mit aller Strenge zum Verständnis bringen, aber jene höhere Aufgabe, die es nicht bloss mit der Herrichtung einzelner Bausteine zu thun hat, welche es vielmehr fordert, ganze Reihen von Entwickelungen zu überschauen und sich in ihnen zu orientieren, lässt sich nur mit geistig gereifteren Schülern lösen. Als eine Propädeutik für diese Art des Studiums erscheint dem Redner die Beschäftigung mit der Grammatik, namentlich mit der lateinischen Syntax, durch welche der Schüler leicht und allmählich von bloss gedächtnismässiger und äusserer Auffassung der Sache (*utor*, *fruor*, *fungor* u. s. w.) auf verstandesmässige Durchdringung, auf Begriffsbestimmungen und scharfe Anwendung logischer Gesetze hingeführt wird. Hat so die Beschäftigung mit der Grammatik seinen Geist geweckt, hat er auf solche Weise kürzere oder längere logische Entwickelungen machen gelernt, so darf man hoffen, dass er, soweit es die jedesmalige Individualität überhaupt zulässt, auch an den in ihrer Formenstrenge so schönen mathematischen Entwickelungen Gefallen findet und sich jetzt gern beweisen lässt, was er zwei Jahre vorher lieber durch blosse Anschauung in sich aufnimmt. Wo also eine getheilte Tertia sich findet, da möge man erst in Obertertia mit dem systematischen Unterrichte beginnen, wo das nicht der Fall ist, vielleicht erst in Untersecunda, dann aber auch mit voller Energie und unter den ernstesten Anforderungen an die Arbeitskraft der Schüler.

Mit dieser Auffassung ist aber die Aufnahme propädeutischer Uebungen nicht bloss vereinbar, sondern der Redner glaubt diese sogar fordern zu müssen, weil beim Betreiben der Geometrie neben der Thätigkeit des Verstandes auch die der raumgestaltenden Phantasie eine grosse Rolle spiele, diese aber gerade in jüngeren Lebensjahren leichter zu entwickeln sei,

als später. Eine weitere Ausführung dieses Gedankens unterblieb, weil der Vorsitzende darauf aufmerksam machte, dass die Section sich schon am vorhergehenden Tage darüber geeinigt habe.

In Beziehung auf die Methodik solcher Vorübungen wurde zuerst vor dem blossen mechanischen Nachzeichnen geometrischer Figuren gewarnt, was geradezu sinnlos sei, ebenso sehr aber vor der Methode, die auf so manchen Anstalten befolgt werde, wonach der Lehrer das planimetrische Material der folgenden Stufe anticipiert, indem er entweder die dort vorkommenden Sätze anschaulich zu machen sucht („Spielereien mit dem pythagoräischen Satz") oder dieselben einfach factisch hinstellt, z. B. Formeln für Flächenberechnungen, und dieselben praktisch einübt. Das sei aber höchst schädlich, insofern die Mehrzahl der Schüler, wenn sie an den wissenschaftlichen Cursus der Geometrie herantreten, dann glauben werde, sie wüssten und könnten schon Alles. Es müsse also der Grundsatz feststehen, die geometrischen Vorübungen in der Art zu treiben, dass möglichst wenig Detail an planimetrischen Sätzen dazu verlangt, dabei aber doch die schaffende und vorstellende Phantasie, so wie die zeichnende Hand möglichst geübt werde. Dazu empfehle sich aber am besten die Krystallographie. Schon, weil sie es mit Körpern zu thun habe, die doch weniger abstracte Gebilde seien als die planimetrischen Figuren, dann aber auch, weil die planimetrischen Voraussetzungen, die sie mache, wenn man, wie sich von selbst verstehe, den rechnenden Theil ausschliesse, sehr gering seien. Es wurde dabei ganz besonders die Naumannsche Methode der Krystallbetrachtung empfohlen, weil sie sich specieller und darum anschaulicher halte, als die wissenschaftlich höher stehende Weisssche. Der Redner zeigte an einigen Beispielen, wie hier beim Unterrichte zu verfahren sei, und wie der Schüler durch Zeichnung von Durchschnitten der Krystalle, Entwerfen von Netzen derselben u. dgl. mehr ein reiches Uebungsfeld finde. Er bezeugt, dass es ihm möglich geworden sei, auf solche Weise seine Schüler sogar in das Verständnis der Naumannschen Krystallformeln einzuführen, und legt besonders grosses Gewicht darauf, dass durch diese Beschäftigung mit räumlichen Gebilden dem demnächstigen Betreiben der Stereometrie grosse Erleichterung verschafft werde. Nur solle man die Phantasie der Schüler durch übermässigen Gebrauch der Modelle nicht tödten, sondern die Modelle als letztes Hilfsmittel, als *ultimum refugium*, betrachten. „Ein horizontal gehaltenes Blatt Papier muss ihm den Würfel, dasselbe um eine horizontale Axe gedreht, den Pyramidenwürfel oder das Rhombendodekaeder vorstellen." Auch dabei sei der Anfang besonders schwer, darum müsse der Lehrer dabei die Geduld nicht verlieren und die kleinsten Schritte machen. Hat der Schüler es so weit gebracht, von den sieben Körpern des regulären Systems sich jederzeit eine klare Vorstellung machen zu können, so werden ihm die folgenden Systeme keine Schwierigkeiten mehr bereiten.

Gerhardt (Eisleben) bemerkte darauf, dass auf preussischen Gymnasien die Handhabung dieser Grundsätze verhindert werde theils durch Vorschriften über das, was in jeder Classe durchgenommen werden solle, theils durch Mangel an geeigneten Lehrkräften. Es empfehle sich das hier Vorgeschlagene aber jedenfalls durch die Erleichterung, die es beim Betreiben der Stereometrie verschaffen werde; auch er müsse vor den Modellen, oder wenigstens dem übermässigen Gebrauche derselben warnen.

Helmes (Celle) spricht ebenfalls gegen den Gebrauch der Modelle in der Stereometrie; der Schüler muss sich in die Figur finden lernen, und er wird es, wenn man ihm nur Zeit lässt und langsam vom Einfacheren zum Zusammengesetzteren übergeht. Auch spricht er sich

gegen das Anticipieren planimetrischer Sätze in dem Vorcursus aus, gibt aber zu, dass fast überall die Sache so betrieben werde.

Man schritt nunmehr auf Anheimgabe des Vorsitzendenden zu einer Discussion der am Tage zuvor von Helmes besprochenen Thesis über die schriftlichen mathematischen Arbeiten.

Kohlrausch verwahrte sich zuerst gegen den Gedanken, dass es sich um die Aufstellung einer für alle Lehrer und Anstalten gleichmässig zu empfehlenden Methode handeln könne, und spricht sich sodann für eine genaue Correctur der angefertigten Arbeiten aus; das blosse Durchstreichen drücke den Schüler nieder. Aber daraus folge noch keineswegs, dass der Lehrer gar zu viel zu schreiben habe: es genüge z. B., nur die Stelle zu bezeichnen und zu verbessern, wo der Schüler auf falsche Wege gerathen sei.

Helmes: Auch hier gelte allerdings: *duo si faciunt idem, non est idem: practica est multiplex.* Er bemerkt noch, dass er die Aufgabe so wähle, dass dadurch, wo möglich, ein bestimmter Fehler ein für allemal abgeschafft werde.

Hachmeister (Hildesheim) fragt an, wie es Helmes gehalten wissen wolle mit den etwa kommenden fehlerfreien Arbeiten, worauf Helmes bemerkt, dass, wenn der Schüler sicher überzeugt ist, die Arbeit tadellos liefern zu können, er sie gleich ins Reinheft schreiben kann.

Berkenbusch äussert noch sein Bedenken darüber, ob eine Selbstcorrectur der schriftlichen geometrischen Arbeiten dem Schüler viel nütze.

Suhle (Bernburg) spricht für genaue Durchsicht der Arbeiten; der Lehrer müsse wissen, ob ein Schüler jedesmal selbst gearbeitet habe, das könne er nur auf diese Weise erfahren. Da in dieser Sache Niemand weiter das Wort verlangte, so theilte der Vorsitzende mit, dass Herr Gerhardt es übernommen habe, die Discussion über die von dem Herrn Director Köpp in Eisenach gestellte Frage (s. oben Nr. 4), der selbst in der Versammlung zu erscheinen behindert sei, einzuleiten. Es bemerkt also Gerhardt in dieser Beziehung, dass gar häufig über die Schwierigkeit des Unterrichts in der Trigonometrie geklagt werde. Die Schwierigkeiten liegen im Anfange, und seien diese überwunden, so pflegen die Schüler sich sehr gern mit dieser Disciplin zu beschäftigen. Er müsse sich in dieser Beziehung entschieden dagegen aussprechen, dass noch immer neuere Mathematiker, z. B. Kambly, die Sache zu erleichtern glauben, indem sie anfänglich den Sinus u. s. w. als eine Linie betrachten lassen, und dann erst als eine Verhältniszahl zweier Seiten eines rechtwinkligen Dreiecks, was nothwendig zu Confusionen führen müsse. — Die zweite Schwierigkeit liege in der grossen Zahl der goniometrischen Formeln. Hier sei vor dem Uebermasse zu warnen, welches sich namentlich in älteren Werken breit mache, wo die Zahl derselben bisweilen über 200 hinausgebe. Er selbst beschränke sich bei seinem Unterrichte auf den Beweis und die Einprägung weniger Hauptformeln, aus denen dann, wenn es nöthig sei, die specielleren Formeln abgeleitet werden könnten.

Helmes hält es kaum für möglich, dass heutzutage noch Jemand mit der Sinuslinie u. s. w. komme, und glaubt, dass kein Mitglied der Section dies billigen werde. Was die goniometrischen Formeln anbetreffe, so gewähren sie doch einen nicht zu verachtenden Uebungsstoff; nur müsse man nicht verlangen, dass der Schüler sie alle auswendig lerne.

Tellkampf bemerkt, Köpp habe ein Lehrbuch der Trigonometrie erscheinen lassen, welches sich durch einen grossen Reichthum an Beispielen auszeichne. Köpp bemühe sich in dem Buche, dem Schüler zu zeigen, wie er die Formeln recht benutzen müsse, und daher

fänden sich in demselben viele ausgerechnete Beispiele. — Köpp möge das wol bei der Stellung der Frage im Sinne gehabt haben.

Tellkampf will noch zum Schluss ein paar Bemerkungen über den Gebrauch fünfstelliger Logarithmen machen. Der Schüler sei beim Rechennunterricht gewöhnt, alles haarscharf zu rechnen, und das habe auch seine gute Seite. Wenn er dann die Logarithmen gebrauchen lerne, so wolle er ebenso verfahren, und er habe daher die Neigung sich siebenstelliger Logarithmen zu bedienen, die doch genauere Resultate geben, als fünfstellige; ja selbst bei siebenstelligen Logarithmen bleibe oft ein gewisser Mismuth darüber, dass das Resultat doch nur ein angenähertes sei, nicht aus. Da sei es denn an der Zeit, ihm recht eindringlich zu machen, dass auch das exacteste Rechnen doch nur eine Annäherung an die Wahrheit gebe, weil die der Rechnung zu Grunde gelegten durch Beobachtung gewonnenen Daten durch die bei ihrer Bestimmung nothwendig begangenen Fehler eine viel grössere Unsicherheit in das Schlussresultat bringen als die Fehler, die durch Anwendung der Logarithmen entstehen. So könne man dem Schüler leicht zeigen, dass für die meisten Fälle fünfstellige Logarithmen ausreichen, und dass es pure Zeitverschwendung ist, mit siebenstelligen zu rechnen. Es komme noch hinzu, dass der fünfstellige Logarithmus sich leicht auf einmal im Kopfe behalten lässt, während man beim Niederschreiben des siebenstelligen gewissermassen zwei Ansätze machen muss.

Fürstenau bemerkt, der verstorbene Gerling in Marburg, der so bedeutende geodätische Rechnungen gemacht, sei nur sehr wenige Male in seinem Leben in die Nothwendigkeit versetzt gewesen, siebenstellige Logarithmen zu gebrauchen. Er glaube, dass die Zeitersparnis bei Anwendung fünfstelliger Logarithmen so gross sei, dass die ebene Trigonometrie dann in drei Vierteln der sonst dazu verwandten Zeit werde absolviert werden können. Auch werde, da alle Zwischenrechnungen auf dem Papier wegfallen, indem man die Interpolationen im Kopfe mache, die Uebersicht über die Rechnung bedeutend erleichtert. Er selbst lasse deshalb anfangs nur mit ganzen Minuten rechnen.

Tellkampf erinnert an gewisse häufig benutzte Aufgaben (Sonnenparallaxe, Aussicht von einem Berge), die nothwendig den Gebrauch siebenstelliger Logarithmen voraussetzen. Die könne man aber auch ganz gut weglassen und durch andere ebenso instructive ersetzen.

Helmes verkennt dies Alles nicht, behält aber dennoch die siebenstelligen Logarithmen bei, einerseits wegen jener doch so instructiven Aufgaben, dann aber auch, damit der Schüler interpolieren lerne. Er rühmt die bequeme Anordnung der Bremikerschen Tafeln und bezweifelt, worin ihm Kohlrausch beistimmt, die gerühmte Zeitersparnis.

Brennecke wünscht, wo möglich, vierstellige Logarithmen; je kürzer die Rechnung, desto leichter die Uebersicht und die Einsicht in ihren Gang.

Fürstenau macht darauf aufmerksam, dass der Vortheil der fünfstelligen Logarithmen wesentlich darin liege, dass man bei ihrem Gebrauche im Kopfe interpolieren und dann leicht mit der decadischen Ergänzung rechnen könne, was aber nicht so leicht geschehen könne, wenn die Interpolation schriftlich gemacht werden müsse.

Guthe und Tellkampf bestätigen durch Berufungen auf die Autorität von Encke und Gauss die grosse Zeitersparnis, und Letzterer fügt noch hinzu, dass, da Wittstein nicht anwesend sei, er dessen Tafeln ausserordentlich empfehlen könne. Zunächst wegen des klaren und gefälligen Drucks, dann aber auch, was den Inhalt anbetreffe, durch die vortreffliche Anordnung der Gaussischen Logarithmen, die sich nirgends so bequem finden. Er erwarte

deshalb, dass gerade durch die Wittsteinschen Tafeln der Gebrauch derselben, der namentlich in der sphärischen Trigonometrie so erwünscht sei, nun viel allgemeiner werde. Den Herren, welche sich für die Tafeln interessieren, stelle Herr Professor Wittstein gern ein Exemplar zu Gebote.

Gerhardt betont noch, dass der Lehrer darauf halten müsse, dass alle Schüler der Classe dieselben Tafeln benutzen, und Guthe, überzeugt von dem Werthe der Wittsteinschen Tafeln, glaubt, dass sie noch an Brauchbarkeit gewinnen werden, wenn der Herr Herausgeber sich entschliessen würde, bei der bevorstehenden zweiten Ausgabe die wichtigsten chemischen und physikalischen Constanten sammt deren Logarithmen, soweit das Bedürfnis physikalischer Aufgaben in der Prima deren Kenntnis erheischt, hinzuzufügen. Dieser Wunsch fand allseitigen Beifall.

Damit waren die Verhandlungen geschlossen. Herr Prestel sprach in herzlichen Worten dem Vorsitzenden den Dank der Abtheilung für seine umsichtige Leitung der Debatte aus.

Hannover. H. Guthe.

Anhang.

Rede des Herrn Staatsministers Lichtenberg Exc., gehalten am 27. Sept. 1864 beim Festmahle der 23. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner im Königssaale des Odeons, nachdem der Herr Rector Eckstein aus Leipzig ein Hoch auf die königliche Regierung ausgebracht hatte.[1])

Meine Herren!

Es ist vorher der königlichen Regierung mit so grossem Wohlwollen gedacht, dass es mir, als dem Mitgliede derselben, der kraft seines Amtes den hier vertretenen wissenschaftlichen Kreisen am nächsten steht, wohl vergönnt sein mag, ein dankendes Wort zu erwiedern, selbst auf die Gefahr hin, nicht von allen Mitgliedern dieser erfreulicherweise so zahlreichen Versammlung vernommen zu werden.

Es ist dabei von dem Herrn Redner insbesondere der Freundlichkeit Erwähnung geschehen, mit der Ihre Versammlung seitens der königlichen Regierung begrüsst worden ist. Nun, meine Herren, ich glaube, es bedarf deshalb keines Dankes; handelt es sich dabei doch nur, möchte ich sagen, um ein Zeugnis für den Zusammenhang der wissenschaftlichen Institute unseres theuern Hannoverlandes mit der Wissenschaft des gesammten Deutschlands und um die theilweise Zahlung einer alten Ehrenschuld.

Das aber, meine Herren, darf ich allerdings versichern: was zur Verschönerung Ihres Empfanges geschehen, es ist von ganzem Herzen gern geschehen.

Und wie sollte das auch anders sein in einem Lande, dessen Fürsten seit Jahrhunderten in der Pflege der Wissenschaft und insonderheit auch der hier vertretenen Zweige derselben eine ihrer erhabensten Aufgaben erkannten, Fürsten, deren Diener nur den Willen ihrer hohen Herren vollstreckten, wenn sie in gleichem Sinne wirkten.

Meine Herren, ich fühle sehr wohl, dieser Satz bedarf in diesem Kreise keines Beweises, und doch liegt für mich in meiner Stellung zur Universität und Schule dieses Landes die Versuchung zu nahe, um nicht mit ein paar Worten dabei zu verweilen.

Da aber muss ich denn mit gerechtem, das Herz eines jeden Hannoveraners erhebendem, Stolze zunächst unserer Georgia-Augusta gedenken, dieser Pflegerin deutscher Wissen-

1) Diese Rede ist nachträglich sämmtlichen Mitgliedern der Versammlung vom Präsidium zugesandt worden.

schaft, dieser Lieblingsschöpfung eines erhabenen Monarchen und seines erleuchteten Rathgebers, der Universität, an deren Stätte auch die Wiege Ihres Vereines stand, und mit der die unter Ihnen vor allen wohlklingenden Namen eines Heyne, eines Carl Ottfried Müller, eines Carl Friedrich Hermann — der Lebenden zu geschweigen — für alle Zeiten unzertrennlich verbunden sind.

Und wende ich mich dann von diesen über die ganze gebildete Welt strahlenden Grössen zu dem unscheinbareren Wirken des Standes der Schulmänner, der in der stillen Arbeit an den Gemüthern der Jugend seine minder leuchtenden, aber nicht minder segenspendenden Pfade wandelt, so dürfen wir, meine ich, mit nicht geringerer Befriedigung auf die Erfolge blicken, die wir den Schulmännern unseres Landes verdanken. Soll ich auch hier Abgeschiedener erwähnen, so nenne ich in dieser Stadt mit doppeltem Rechte den Namen Grotefend! Zugleich jedoch kann ich mir die Freude nicht versagen, hier in Ihrer Mitte, meine Herren, auch an einen Lebenden zu erinnern, mag seiner auch heute Morgen schon mit beredterem Worte gedacht sein, noch einmal auch meinerseits zu erinnern an jenen geistesfrischen Greis, der nun über ein Menschenalter hindurch an der Spitze unseres höhern Schulwesens steht und den Gott demselben noch lange erhalten möge! Ist es doch zum grossen Theile sein Verdienst, wenn es der königlichen Regierung möglich gewesen, einerseits in ihren Realschulen den begründeten Ansprüchen der Neuzeit gerecht zu werden, andrerseits in unausgesetzt sorglicher Pflege der Gymnasien auch unter schwierigeren Verhältnissen als den gegenwärtigen dem Grundsatze dauernd Anerkennung zu bewahren, dass jede allgemeine Bildung ihre sicherste Grundlage in den classischen Studien findet. Und unter seiner Leitung ist es denn auch gelungen, ein Geschlecht von Lehrern heranzubilden, das bei anerkannter philologischer Tüchtigkeit gleichwol nicht in schroffer Einseitigkeit und in selbstgenügsamem Abschliessen, in diesen Studien das einzige Heil erblickt, das es insbesondere auch als seine Aufgabe erkennt, die Jugend, die es mit der Weisheit der Alten zu nähren berufen ist, dem schlichten Glauben ihres Volkes nicht zu entfremden, sondern ihr Herz und Geist für die grossen Thaten Gottes in Christo mehr und mehr zu erschliessen, und an den hehren Vorbildern des classischen Alterthums nicht etwa schwärmerische Kosmopoliten, sondern treue mannhafte Söhne des geliebten Vaterlandes gross zu ziehen.

Meine Herren! und dieser Blick auf unsere Universität, auf die höheren Schulen unseres Landes könnte er dann ein so erfreulicher sein, wären nicht jederzeit mit sorglicher Hand hinüber und herüber die Beziehungen zu der gesammten deutschen Wissenschaft gepflegt? was predigt er uns denn mit beredterer Stimme, als das Gefühl solches Zusammenhanges, und was heischt er dringender von uns, als das dankbare Anerkenntnis des aus diesem uns erwachsenen Segens!

In diesem Sinne, meine Herren, durfte ich denn wol mit Recht davon ausgehen, dass es sich bei dem Ihnen gewordenen Empfange nur um ein freudiges Zeugnis, um eine dankbare Vergeltung handle; aber ich darf mich zugleich der frohen Hoffnung hingeben, dass auch diese festlichen Tage mithelfen werden, unser Band zur deutschen Wissenschaft fester und fester zu weben, und in solcher Hoffnung, meine Herren, heisse ich Sie, die erleuchteten Vertreter dieser Wissenschaft von fern und von nahe, nochmals herzlichst willkommen, und in solcher Hoffnung trinke ich auf das Wohl der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner!

INSPICIENTES.[1])

Fecerat exiguas iam sol altissimus umbras,
Vertice cum caeli constitit inspiciens
Leibnitius clarus grandaevo cum Grotefendo.
Sero compellat talibus ille senem:
„Plurima nota tibi, iuvenis qui primus eoa
Explicuisti aevo scripta vetusta tuo.
Ergo age dic, cur turba frequens, cui casta Minerva
Artes ipsa dedit, tam cito conveniat.
Accedunt multi, et qui celsas incolit Alpes,
Et qui serpentes accolit Albis aquas.
Nec cui Rhenana arva placent felicia Bacchi,
Oceani nec qui litore gaudet abest.
Ast urbs, quae petitur, placuit mihi tempore nullo;
Urbe morabar ea, res ea nota tibi.
Sed neque Palladias artes coluere coloni,
Nec fuit urbs celebris, nec populosa viris.
Pande igitur causam, cur moenia ad Hannoverana
Omnes festinent sic properante rota.“
Finis erat dictis; quaerenti talibus ille,
Casto quem fovit docta Minerva sinu:
„Tempora mutantur; iam nunc Hannovera clara est,
Dives opum, florens dignaque laude tua.
Nec me defuncto cessit Tritonia virgo;
Doctrinae studium floret in urbe mea.
Excolitur puer imberbis curaque senatus
Vadit ad insignes laetus ab arte viros.
Arcem nonne vides, quam construxere superbam
Artibus et Musis nuper in urbe patres?
Nec sunt indigni, quorum formare iuventam
Munus et officium: digna nitore cohors!
Graecorum varias primus docuit dialectos
Ahrens atque operis fama perennis erit.
Filius ipse meus patrios superavit honores,
Praemia doctrinae sponte relinquo sato.
Est et grammatices illic celeberrimus auctor,
Kühnerus, mundum quem docuisse iuvat.
Tempora mutantur, tu cum vitam peragebas,
Scribere debebas, quae tibi Musa dabat.

---

1) Dieses Gedicht wurde beim Festmahle am 27. September vertheilt.

Nunc quicquid sapiunt rerum fandique periti,
Non solum chartis verba notare solent:
Gaudentes, ubi signa deus duodena peregit,
Conveniunt omnes, quis sua Musa placet.
Pandunt, nocturnae si quid docuere Camoenae;
Accipiunt reliqui iudiciumque ferunt.
Bis binas peragunt luces, dapibusque gavisi
Potat et accumbit cum pare quisque suo.
Blandis et gravibus soles sermonibus implent
Laetos; at citius mobilis hora ruit.
Discedunt, et Volcano velociter acti,
Quam cupiunt votis hos revocare dies!
Iamque bis undecies celebrarunt festa beati:
Ut celebrent rursus moenia nostra petunt."
Desierat. Tum Leibnitius complexus amicum
Supplex ad superos talia dicta dedit:
„Iupiter, o! rex omnipotens, moderator Olympi,
Qui freta, qui terras et tua regna quatis,
Da placidum te istis, requie relevare laborem
Longum qui cupiunt muneribusque tuis!
Hippotades facilem moveat moderatius auram:
Omnibus optati sint sine nube dies!
Adspirate deae Parnassi sacra colentes,
Adsisque o! turbae, docta Minerva, tuae!"
Dixerat. Et rector ter caelo clarus ab alto
Intonuit. Canus tum Grotefendus ait:
„Accipimus, quod das, faustum, pater optime, signum."
Discedunt; repetit lentus uterque domum.

(Dr. Albert Müller in Hannover.)

Kneiplied der XXIII. Philologen-Versammlung zu Hannover am 27. September 1864.

Mel.: Prinz Eugenius, der edle Ritter etc.

Philologen und Schulmänner,
Rerum humanarum Kenner
Aus dem grossen deutschen Land,
Kamen heute hier zusammen,
Anzuzünden Geistesflammen
Und zu bau'n mit starker Hand.

Unter Geistes Sturm und Blitzen
Thäten unsre Meister schwitzen,
Und der Schweiss gibt Appetit;
Darum eilten, wie die Freier
Im Homer, sie zu Grobmeier,
Dessen Tisch magnetisch zieht.

Humanisten, Realisten
Sind gleich gute Kneipnosophisten,
Freunde vom Symposium,
„Scilicet" von Rinderbraten.
Suppe, Pudding und Salaten —
Ei, Schulmeister sind nicht dumm!

Und wenn sie auch höchlich preisen
Pindari berühmte Weisen
Von des Wassers Trefflichkeit,
Trinken sie doch *vinum merum,*
Hoc est aqua non diffluxum,
Heute wie vor alter Zeit.

Und wenn sie auch weidlich schelten
Auf die faulen Magenhelden
Romae olim perditae,
Lassen sie es sich doch schmecken,
Schmausen wie Olympos' Recken
Laute et opipare!

Zeus und seine Sippschaft tranken
Nectar, bis sie niedersanken,
Darum hiessen selig sie;
Und dass sie nicht durften dürsten
Nach dem Schmaus von Leberwürsten,
Sorgte Bacchus' Kneipgenie.

Dieses Gottes *Sacerdotes*
Sind wir heute, die *Nepotes,*
Und es tönt *unisono:*
ἦ πολλοὶ μὲν θυρσοφόροι.
καὶ παῦροι δέ εἰσι Βάκχοι —
Doch wir sind Bacchanten froh!

Wie einst Peter Burmann sagte,
Als er an der Tafel tagte,

Und ein Grosser stellt' sich vor:
Equidem sum Petrus Burmann,
Seh' beim Schmausen Niemand nicht an,
Hab' für Compliment' kein Ohr;

Also wir in dieser Stunde
Hier an dieser Tafelrunde
Fliehen den gelehrten Quark,
Ehren froh den Sorgenbrecher,
Der zustopfet alle Löcher
Im Gehirne und im Mark.

Und auf Bacchus' leichten Schwingen
Wollen diesen Toast uns bringen
Selbst wir *quam ingenue:*
Philologorum coetus vivat,
Et multos per annos bibat,
Uti bibit hodie!

(Redacteur Ludwig Schulmann in Hannover.)

Gruss des Wortführers des Bürgervorsteher-Collegiums zu Hannover, Obergerichtsanwalts Albrecht, gesprochen zur List bei der vom Magistrat und Bürgervorsteher-Collegium der 23. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner am 29. September 1864 gebotenen Abendunterhaltung. (Auf Wunsch aus der Erinnerung aufgezeichnet.)

Deutsche Philologen und Schulmänner!

Das Bürgervorstehercollegium der Stadt Hannover ist zuweilen in der Lage, den Anträgen des Magistrats Opposition zu machen. Als der Antrag des Magistrats an uns gerichtet wurde, mitzuhelfen bei der Begrüssung der deutschen Philologen und Schulmänner, da machten wir keine Opposition.

Die städtischen Collegien beriethen in voller Eintracht, wie sie die Versammlung würdig empfangen, was sie derselben bieten sollten. Meine Herren! Wir sind in der Stadt, wo Leibniz wirkte, wo er, wie wir gestern hörten, fast jedes Jahr mit dem Plane, eine deutsche Akademie der Wissenschaften zu gründen, beinahe wäre fertig geworden, wenn nicht jedes Mal der Franzose, der Türke, der Schwede u. s. w., u. s. w., u. s. w. wäre dazwischen gekommen. Darum lag es nahe, die Arbeit von Leibniz mit einem Schlage zu vollenden, indem wir den Philologen Deutschlands Gelegenheit boten, sich zu einer Akademie, d. h. zu einem Spaziergange im Sinne der Alten, Weisen Griechenlands zu vereinigen. Und wohin hätten wir anders gehen sollen, als nach dem Orte, wo, wie die allerneuesten, durch den

gestrigen Vortrag[1]) angeregten, Untersuchungen ergeben haben, auch Leibniz bisweilen ist spazieren gegangen. Leider ist, was er hier zu geniessen pflegte, noch nicht genau ermittelt worden. Somit hielten wir es für das Richtigste, uns in dieser Beziehung an *Tacitus de moribus Germaniae* zu halten. Wir schlugen auf für diese **23.** Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner das **23.** Kapitel und lasen:

potui humor ex hordeo aut frumento in quandam similitudinem vini corruptus!

Das war deutlich! Nun aber kamen wir an die Controverse über:

proximi ripae et vinum mercantur.

Gehören die Ufer der Leine zu den *ripae* des Tacitus? — Nachdem uns gestern als möglich hingestellt, dass unter den *scribae* des Horaz[2]) nicht bloss die Calculatoren und Controleure, nicht bloss Kanzlei- und Rechnungsräthe, sondern auch die Dichter zu verstehen, zweifelten wir nicht einen Augenblick, dass die Ufer der Leine gehören zu den Taciteischen *ripae.* Die Entscheidung war gegeben. Es ist nicht bloss Bier, es ist auch Wein da.

Wir lesen weiter:

cibi simplices — bedarf keiner weitern Erklärung —
adversus sitim non eadem temperantia.

Wie das zu verstehen, wird sich erst am Schlusse unseres Spazierganges offenbaren. Classische Männer — Fackelträger — werden unsern Heimweg erleuchten, auf dass in den Gebüschen der Eilenriede kein theures Glied dieser würdigen Versammlung verloren gehe.

Für Speise und Trank war somit gesorgt, jetzt fragte es sich: Sollen wir auch Musik haben? Die Geschichte der Musik des classischen Alterthums ist noch wenig ergründet; auch hat mein Freund Krüger[3]) noch keine musikalisch-pädagogische Section abgezweigt. Wir wussten daher nicht recht, bei welcher Section wir die Antwort auf diese Frage suchen sollten. Da ist uns mein würdiger Lehrer der Philosophie zu Hilfe gekommen. Er hofft in seinem eben erschienenen dritten Bande seines Mikrokosmus[4]) auf einige Unsterblichkeit, indem er von der Baukunst als der gefrornen Musik einen Schritt weiter thut zur Mathematik als der getrockneten Musik. Dieweil nun aus der diesjährigen Versammlung zum ersten Male eine mathematisch-pädagogische Section abgezweigt ist, so könnten aus dieser möglicherweise Einige etwas zu sehr eingetrocknet sein: die sollen sich hier ganz nahe zu den Sachshörnern[5]) halten, da werden sie wol aufthauen!

Die letzte Frage war: Sollen wir eine Vorrichtung herstellen, damit die Versammlung in bedeckten Räumen weilen könne? Wir gedachten dabei der Section der Orientalen. Wir fanden bei ihr zwei Gründe der Entscheidung. Der Orientale liebt es, die abendliche Kühle im Freien zu geniessen — mitunter sogar, wie gestern Professor Wieseler im Antikencabinet erzählte, in phrygischer Kleidung. — Sodann aber sollen sich unter den Orientalen dieser Versammlung Männer befinden von — ich sage nicht — hannöverschem, nicht deut-

---

1) Anm. des Setzers. Onno Klopp, Vortrag über Leibniz als Stifter wissenschaftlicher Akademien.
2) Anm. des Setzers. Hertz, Einleitung zur Discussion über Horat. Serm. 2, 6, 36.
3) Anm. des Setzers. Professor Krüger aus Göttingen.
4) Anm. des Setzers. S. Lotze, Mikrokosmus. Bd. 3, S. 328.
5) Anm. des Setzers. Der Redner stand vor der Tribüne, auf welcher sich die Kapelle des Oberstabstrompeters Sachsse befand.

schem, nicht europäischem, ich sage nicht continentalem, ich sage von firmamentalem Rufe! Wir hatten zu fürchten, dass die Häupter solcher Grössen an die Decke stiessen.

Darum, unter Gottes freiem Himmel weihe ich den deutschen Philologen und Schulmännern, die unser Volk bilden sollen zur (mir fehlt das deutsche Wort dafür) zur *καλοκἀγαθία*, in einem Glase, dessen classische Form nicht bloss in der archäologischen Section gewürdigt wird, diesen Schoppen städtischen, gut deutschen Bieres ganz! —

GAUDEAMUS.[1])

Gaudeamus igitur
Hic una sedentes,
Post molestas discussiones,
Longas post altercationes
Placide bibentes.

Absit nunc grammatica,[2])
Operam cui damus,
Absint cuncta lexica!
Vivat cerevisia!
Vivat! Et bibamus!

Philologi class.:
Non est cur, quid Cicero
Dixerit, quaeramus.
Plato, Cato, Socrates,
Plautus, Aristophanes
Absint! Nunc bibamus!

Philologi orient.:
Vicramadityiam nunc
Plane non curamus;
Indi, Persae, Arabes
Et Phoenicum lapides
Absint! Nunc bibamus!

---

1) Gesungen am 29. September.

2) Zu diesen beiden Strophen improvisierte für die Germanisten Herr Dr. Creizenach aus Frankfurt a. M. die folgenden:

Non curamus Ulphilam
Nec Sifridi mortem,
Humanissime recepti,
Vestra cura nunc adepti
Meliorem sortem.

Hildebrandi, Dietrici
Bella non curamus.
Literarum mutationes,
Coniecturae, editiones
Absint! Nunc bibamus!

At non obliviscimur,
Quanquam comissantes,
Illos, qui benevoli
Sunt patres convivii
Nobis ministrantes.

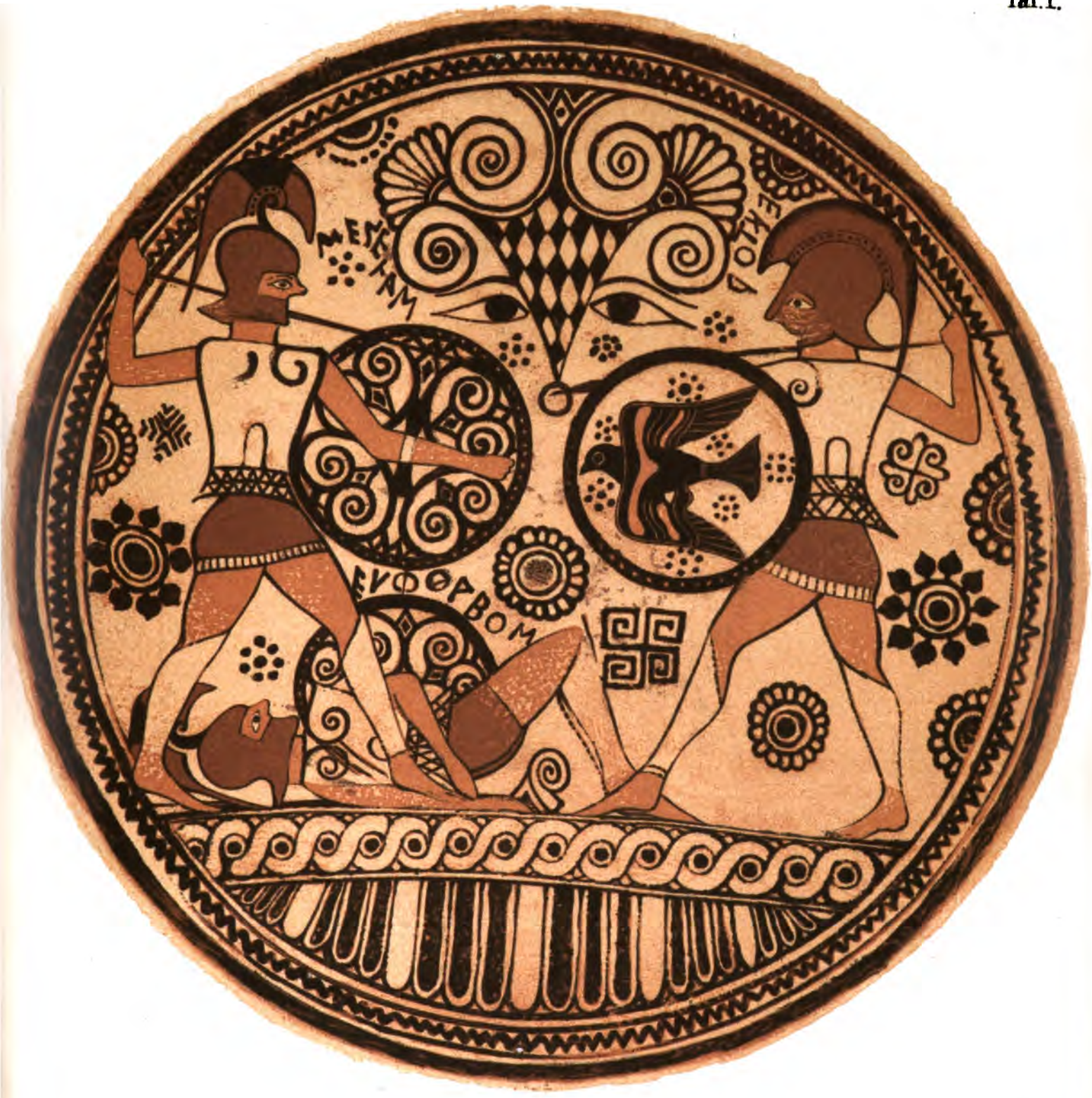
Urbica collegia
Vivant et senatus!
Vivat civium director,
Fidus scholarum protector,
Omnibus amatus!

Crescat urbs Hannovera,
Regia Guelforum!
Floreat commercium,
Larga det sollertium
Praemia laborum!

(Archivrath Grotefend in Hannover.)

Berichtigung.

Zu S. 179 des 2n und 3n Heftes, s. N. Jahrbücher f. Philologie u. Pädagogik (Verhandlungen der pädagogischen Section über Privatstudien) wird auf Wunsch des Herrn Director Dr. Wendt bemerkt, dasz derselbe nicht eine 'Geschichte der griechischen Tyrannen aus zwei Schriftstellern zusammengestellt', sondern vielmehr eine Geschichte der dreiszig Tyrannen nach Xenophon und Lysias, als Beispiel einer von Schülern zu liefernden Privatarbeit empfohlen hat.



Lith. Anst. v. M. Singer in Leipzig.

II

Bekanntmachung.

Die vierundfünfzigste Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner

VERHANDLUNGEN

DER

[illegible]

DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN

HEIDELBERG

[illegible]

LEIPZIG.

[illegible]

VERHANDLUNGEN

DER

VIERUNDZWANZIGSTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN

HEIDELBERG

VOM 27. BIS 30. SEPTEMBER 1865.

MIT 6 LITHOGRAPHIERTEN TAFELN UND 1 HOLZSCHNITT.

LEIPZIG.
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.
1866.

1867. Sept. 12
Salisbury Journal
$2.40

Vorwort.

Leider bedarf es keiner langen Entschuldigung, dass diese Verhandlungen erst so spät erscheinen.

Der begeisterte Hochruf auf „ein einiges freies Deutschland", mit welchem vor einem Jahre die vierundzwanzigste Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner aus einander ging, hat keine Erfüllung gefunden. Was uns dagegen widerfahren ist und noch in Aussicht steht, darüber ein Urtheil zu fällen, Befürchtungen und etwaige Hoffnungen auszusprechen ist hier nicht der Ort:

αἴλινον αἴλινον εἰπέ, τὸ δ' εὖ νικάτω.

Natürlich, dass nicht nur der Eintritt der erschütternden Ereignisse den schon weit vorgeschrittenen Druck auf Monate unterbrach, sondern auch die Nachwehen derselben die Wiederaufnahme und Vollendung der Arbeit vielfach lähmten und hemmten. Dieses Alles im Einzelnen aufzuzählen wird man mir erlassen, wie ich denn auch darauf verzichte über Auswahl, Behandlung und Anordnung des vorhandenen Stoffes mich des Weiteren auszusprechen.

Nur der Pflicht der Dankbarkeit noch einmal nachzukommen drängt es mich gerade jetzt, wo das Andenken jener mühevollen aber an geistiger Anregung und gemüthlicher Befriedigung so reichen Tage wie durch ein Jahrzehnt getrennt weit hinter uns liegt. Es drängt mich, sowohl den Behörden des Staats, der Gemeinde und der Universität, als auch so vielen Collegen, Bürgern dieser Stadt und sonstigen Privaten, welche das Präsidium mit der grössten Bereitwilligkeit allseitig unterstützt haben, nochmals unsern wärmsten herzlichsten Dank auszusprechen.

Mögen Stadt und Universität Heidelberg, wie sie in jenen friedlichen Festtagen wieder einmal ihre alte innige Verbindung beurkundet haben, so auch in neuen Zeiten der Anfechtung, die etwa über uns kommen mögen, auf ewig ungetrennt zusammenstehen und ungebeugt ausdauern!

Heidelberg, den 7. November 1866.

H. Köchly.

Inhalt.

	Seite
I. Allgemeine Sitzungen	1—81
Erste allgemeine Sitzung, den 27. September	1—30
Eröffnungsrede des Präsidenten	1—20
Ansprache des Dr. *Knies*, Director des Oberschulraths	20—21
Ansprache des Bürgermeister *Krausmann*	21
Ansprache des Prorector Professor Dr. *Kirchhoff*	21
Ansprache des Dr. *Oncken*	21—22
Constituirung der Versammlung und Geschäftliches	22—23
Vortrag des Professor Dr. *Fritzsche* aus Leipzig: „Worauf gründet sich der Ruhm Theokrits als bukolischer Dichter?“	23—30
Der Nachmittag im **Marstallhof**	30—31
Das **Bankett** im heidelberger Schlosse (Festgedicht von *Scheffel*)	31—33
Zweite allgemeine Sitzung, den 28. September	33—47
Vortrag des Professor Dr. *Fleischer* aus Leipzig: „Der Morgenländer in Europa.“	33—47
Der Nachmittag und Abend in Karlsruhe	47
Dritte allgemeine Sitzung, den 29. September	47—52
Ansprache und Bitte des Hofrath *Halm* aus München, die Handschriftenkunde in Deutschland betreffend	47—48
Beschluss über den Ort und das Präsidium der nächsten Versammlung	48
Geschäftliches	48—49
Vortrag des Professor *von der Launitz* aus Frankfurt a. M.: „Die Toga der Römer und die Palla der Römerinnen.“	49—52
Nachmittag in Neckargemünd und Abend in Heidelberg	52
Vierte allgemeine (Schluss-) Sitzung, den 30. September	53—81
Geschäftliches	53
Vortrag des Hofrath *Urlichs* aus Würzburg: „Das Forum Romanum.“	53—63
Vortrag des Rector Professor *Eckstein* aus Leipzig: „Johannes Sturm zu Strassburg.“	64—70
Bericht des Professor *v. Langsdorff* aus Heidelberg über die Verhandlungen der pädagogischen Section	70—71
Bericht des Dr. *Mühlau* aus Leipzig über die Verhandlungen der orientalistischen Section	72—73
Bericht des Professor Dr. *Creizenach* aus Frankfurt a. M. über die Verhandlungen der germanistischen Section	73—75
Bericht des Professor Dr. *Stark* aus Heidelberg über die Verhandlungen der archäologischen Section (Antrag dieser Section und Beschlussfassung darüber)	75—77
Protokoll der kritisch-exegetischen Section	77
Schlusswort des Präsidenten	77—80
Danksagung des Director *Ahrens* und Schluss der Versammlung	80—81

Seite

II. Sectionssitzungen ... 82—168
Verhandlungen der pädagogischen Section ... 82—121
Erste Sitzung, den 28. September ... 82— 91
Vortrag des Professor *v. Langsdorff* aus Heidelberg über die Aufnahme der Uebungen der griechisch-makedonischen Elementartaktik in den Turnunterricht der Gymnasien ... 82— 85
Debatte und Beschlussfassung darüber ... 85— 91
Zweite Sitzung, den 29. September ... 91—113
Erste Verhandlung über die These des Director *Peter* aus Schulpforta: „Die alte Geschichte ein Gegenstand des Geschichtsunterrichts in Prima." ... 91—100
Bericht und Ansprache des Professor *Köchly*, die Uebungen der griechisch-makedonischen Elementartaktik betreffend ... 100—105
Zweite Verhandlung (in Vereinigung mit der archäologischen Section), die Thesen des Professor *Piper* von Berlin über die Einführung der monumentalen, insbesondere der christlich-monumentalen Studien in den Gymnasialunterricht betr. 105—113
Dritte Sitzung, den 30. September ... 113—121
Erster Theil: Fortsetzung und Schluss der Verhandlung über die Thesen des Professor *Piper* ... 113—118
Zweiter Theil: Vorläufige Besprechung über die Sommerferien der Gymnasien 119—121
Verhandlungen der germanistischen Section ... 122—135
Verzeichniss der Mitglieder ... 122
Erste vorbereitende Sitzung, den 27. September ... 123
Zweite Sitzung, den 28. September ... 124—127
Antrag des Dr. *Mannhardt* aus Berlin auf Gründung eines Quellenschatzes der germanischen Volksüberlieferung ... 124
Bericht des Professor *Bartsch* aus Rostock über die Thätigkeit der Commission für Herausgabe des niederdeutschen Wörterbuchs ... 124—125
Mittheilungen des Professor *Lindenschmit* aus Mainz über eine Runenschrift und Vortrag des Professor *Dietrich* aus Marburg über die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der deutschen Inschriftenkunde ... 125—126
Geschäftliches ... 126—127
Dritte Sitzung, den 29. September ... 127—130
Vortrag des Professor *Bartsch* aus Rostock über den saturnischen und altdeutschen Vers ... 127—128
Vortrag des Professor *Bergmann* aus Strassburg über die Bedeutung der Namen: Deutsche und Germanen ... 128—129
Vortrag des Professor *Creizenach* aus Frankfurt a. M. über die ältesten Spuren Dante's in der deutschen Litteratur ... 129—130
Vierte Sitzung, den 30. September ... 130—135
Bericht des Dr. *Barack* aus Donaueschingen: „Zur Geschichte der Nibelungenhandschrift C" ... 130—133
Mittheilung des Dr. *Lübben* aus Oldenburg über die agrarischen und territorialen Benennungen ... 133—134
Vortrag des Dr. *Rieger* aus Darmstadt über Dante's Minnesang im Verhältniss zu seinen Vorgängern und Zeitgenossen ... 134
Geschäftliches ... 134—135
Verhandlungen der archäologischen Section ... 136—151
Verzeichniss der Mitglieder ... 136
Erste Sitzung, den 28. September ... 137—140
Mittheilung des Professor *Stark* über die Geschichte der heidelberger Sammlungen 137—138
Bemerkungen desselben über die von ihm herausgegebenen Mithrasbilder ... 138—139
Vorlegung unedirter Bildwerke aus Athen durch Professor *Conze* aus Halle ... 139—140

	Seite
Zweite Sitzung, den 29. September	140—146
Vortrag des Professor *Fickler* aus Mannheim über die römische Vorzeit der Umgebung von Heidelberg	140—146
Vorlegung römischer Alterthümer aus der Schweiz durch Professor *Burstan* aus Zürich	146
Dritte Sitzung, den 30. September	147—151
Fortsetzung der Mittheilungen des Professor *Burstan*	147
Vortrag des Professor *Freudenberg* aus Bonn über unedirte mainzer Inschriften und über römische Waffen der Sammlung des Dr. Lindenschmit	147—151
Vorzeigungen und Geschäftliches	151
Verhandlungen der kritisch-exegetischen Section	152—168
Erste Sitzung, den 28. September	152—159
Vortrag des Hofrath *Platz* aus Karlsruhe über Horat. Sat. I, 4. 80—85	152—158
Debatte darüber	158—159
Zweite Sitzung, den 29. September	159—166
Mittheilung des Dr. *Hagen* aus Bern über mehrere Stellen des Servius nach einem berner Codex und Debatte darüber	159—161
Vortrag des Dr. *Riese* aus Heidelberg über das Collegium Poetarum zu Rom	161—166
Debatte darüber	166
Dritte Sitzung, den 30. September	166—168
Vortrag des Professor *Teuffel* aus Tübingen über Iuvenal. IX. 118—123	166—167
Debatte darüber	167—168
These des Professor *Fritzsche* aus Leipzig über Soph. Ant. 1—3	168
III. Beilagen	169—229
I. Ursprüngliche und revidirte Statuten	169—171
II. Bekanntmachungen	172—177
III. Zuschriften	177—178
IV. Verzeichniss der Mitglieder nach ihrer Heimath geordnet	179—184
V. Verzeichniss der an die Versammlung eingesendeten Druckschriften	184—186
VI. Statut für die philologischen Seminarien zu Heidelberg und Freiburg	186—189
VII. En schreben Breef an min lewe Fründ Ed. v. d. Launitz, von Professor *Forchhammer* in Kiel	189—192
VIII. Aufruf zur Gründung einer Bopp-Stiftung	192—193
IX. Eröffnungsrede des Präsidenten der orientalistischen Section, Kirchenrath Dr. *Hitzig*	194—199
X. Zu den Uebungen aus der griechisch-makedonischen Elementartaktik, von Professor *Köchly*	199—204
XI. Zu den Wurfübungen mit dem römischen pilum und der hasta amentata, von Professor *Köchly* und Dr. *Wassmannsdorf*	204—208
XII. Tabula cenatoria, von Herrn Kirchenrath Dr. *Hitzig*	209
XIII. Die Stellen der alten Schriftsteller zu dem Vortrage des Professor *v. d. Launitz*	209—210
XIV. Römische Alterthümer aus der Umgegend von Heidelberg und Mannheim, von Professor Dr. *Fickler*. Zweite Auflage, von *K. Christ* in Heidelberg	210—221
XV. Trinkspruch von *Hoffmann von Fallersleben*	222
XVI. Erläuternder Bericht des Artilleriehauptmann *Deimling* in Karlsruhe zu der von ihm construirten Katapulte und Balliste	223—229

Erste allgemeine Sitzung, Mittwoch den 27. September.

Präsident: Prof. Köchly.

Präsident:

Hochverehrte Versammlung! Mein erstes Wort von dieser Stätte, zu welcher Ihr ehrendes und nachsichtiges Vertrauen mich berufen, sei ein Willkommen, ein herzliches dankbares Willkommen im Namen all' Ihrer Fachgenossen in unserer Stadt, dass Sie unsere bescheidene Einladung angenommen und so zahlreich befolgt haben. Ich kündigte Ihnen bereits vor einem Jahre in dem glänzend geschmückten Saale der welfischen Königsstadt an, was Sie bei uns nicht erwarten, nicht finden dürften: nicht Glanz und Kunstfülle einer fürstlichen Residenz nicht Ueppigkeit und Pracht einer reichen Handelsstadt. Was Sie finden würden, das haben Sie erwartet: Ein Blick, wenn wir hinaustreten, zeigt es uns. Ein Blick auf das linke Ufer unseres Neckar, und von jenen braunen, geborstenen, epheuumrankten Trümmern steigen Bilder langen, Jahrhunderte langen deutschen Lebens auf, deutschen Lebens in Sturm und Drang, in Lust und Freud', in Schmerz und Leid. Und ein Blick auf das rechte Ufer des Neckar! Wem ginge da nicht das Herz auf und zumal meinen alten Landsleuten aus Norddeutschland, wenn sie dort drüben die Weinberge aufsteigen sehen bis zur grünbekränzten Kuppe des alten Heiligenberges. Wenden wir unsern Blick nach dem Spiegel des Neckar: da klingt und singt es vor unserm Ohr, das alte deutsche Volkslied, welches dem Rhein, dem alten Vater der Germanen, den Neckar als lustigen Gesellen beigegeben hat: Rhein und Neckar! — wie erfüllt schon der Hall ihres Namens selbst das alternde Herz mit Jugend, „mit Lieb' und Lust und lauter Becherklang!"

Aber nicht bloss die verschollene Vergangenheit, nicht bloss die lebendig blühende Natur, verehrte Gäste, grüssen Sie mit ihren stummen Grüssen, — dass auch die hohe Regierung dieses glücklichen Landes, dass auch Rath und Bürgerschaft unserer guten Stadt, dass auch die alt-ehrwürdige Ruperto-Carolina Sie mit gleicher Freudigkeit empfangen, das werden Sie aus dem beredten Munde ihrer Vertreter vernehmen.

Aber dennoch, hochverehrte Versammlung, trotz dieser stummen, trotz dieser beredten Grüsse, trotz der bereitwilligen Unterstützung von Stadt und Staat — nicht ohne Schüchternheit und Befangenheit haben wir Fachgenossen Ihnen die Stätte hier bereitet. Müssen wir uns doch sagen, dass von Selbsteigenem, gerade für unsere Wissenschaft und Kunst vorzugsweise Bedeutendem, wir aus der unmittelbaren Gegenwart nicht so gar Vieles Ihnen bieten können. Da, meinen wir denn, müssen wir, um die rechte Stimmung für unser Heidelberg in Ihnen wach zu rufen, müssen wir, um gewissermassen uns selbst zu ermuthigen, Geister heraufbeschwören, die uns helfen, die Geister jener alten Humanisten, die einst in dieser Musenstadt gelehrt und gelebt, gewirkt und gelitten haben.

Es hiesse selbstverständlich Aufgabe und Raum einer Eröffnungsrede weit überschreiten, wollte ich auch nur in ganz allgemeinen Umrissen eine zusammenhängende Geschichte des Humanismus in der Stadt Heidelberg zu geben versuchen. Sei es mir nur vergönnt, Einige jener Männer, wie sie gerade dem Gedächtnisse sich darbieten, in engstem Rahmen und in charakteristischen Einzelzügen Ihnen vorzuführen, und dabei zugleich die Entwickelung und die Schicksale der Philologie und des Humanismus — ich verbinde bereits jetzt nicht ohne Grund beide Namen — in unserem alten Musensitze mit ein paar leichten Strichen zu zeichnen, um dann schliesslich an diesen flüchtigen Rückblick auf die Vergangenheit einige allgemeine Betrachtungen über die Aufgabe unserer Wissenschaft in der Gegenwart wie über ihre Zukunft anzuknüpfen.

Alt-Heidelberg, verehrte Vers., ist eine echte deutsche Universitätsstadt im vollen Sinne des Wortes. Gehen ihre ersten dunkeln Anfänge bis auf die Römerzeiten zurück, so mochte auch in den langen Jahrhunderten des Mittelalters aus den „etlichen Fischer- und andern Häuslein" am Neckar keine rechte Stadt erwachsen. Feuersbrunst und Wassersnoth haben mehr als Einmal sich verschworen, ihre bescheidenen Ansätze zu zerstören, bis endlich Ruprecht I. von der Pfalz, zwar kein Gelehrter, sondern nur ein „*Simplex Laicus*" — wie er sich selbst nannte —, aber ein Fürst von klarem Blick und besonnener Thatkraft, welcher die Macht und den Segen wissenschaftlicher Bildung wohl zu schätzen wusste, bis Ruprecht, angeregt durch das schnelle Aufblühen Prags seit Gründung der Hochschule, damals noch im kräftigen Mannesalter den Gedanken fasste, den er nach langer Vorbereitung als 77jähriger Greis in's Leben rief, auch seiner geliebten Heimat eine *universitas litterarum* zu geben, die erste in deutschen Landen nach der im kaiserlichen Wien. Und zwar in Heidelberg sollte sie erstehen, der „ausgezeichneten" Stadt, welche dem Pfälzer Kurfürsten vor allen andern seines gesegneten Landes denn doch wegen Milde der Luft und Ueberfluss an allen äusseren Lebensgütern weitaus „die passendste und angemessenste" zu sein schien. In 21 Jahren, den 18. October wird, so Gott will, das halbtausendjährige Jubiläum unserer Universität von Andern und vor Andern gefeiert und dann zumal Lob und Ehre unserer Ruperto-Carolina von beredterer Zunge verkündet werden. Der 18. October des Jahres 1386 — der Tag, an welchem Jahrhunderte später die Leipziger Schlacht Deutschlands Schicksal entschied, — ist der Stiftungstag unserer Universität. Und seitdem an diesem Tage Reginaldus, der Lütticher Cisterziensermönch und Pariser *Doctor Theologiae*, durch ein feierliches Hochamt in der Capelle zum heiligen Geiste die Universität eröffnet, seitdem dann am 17. November desselben Jahres der Niederländer Marsilius von Inghem, welchen der Kurfürst als „des Studiums in Heidelberg Anheber und Regierer" von Paris berufen, in dem Refectorium des Augustiner-Klosters — welches dort gestanden, wo jetzt die geselligen Räume des Museums uns empfangen, — zum ersten Rector erkoren worden und sich als solcher den Ehrennamen eines *primus Universitatis plantator* verdiente, seitdem ist auch der Universität Schicksal mit dem der Stadt in Freud' und Leid, in Noth und Glück unzertrennlich verbunden gewesen bis auf den heutigen Tag —: möge es auch also bleiben fernerhin!

Ueberblicken wir diese fünf Jahrhunderte unserer Universität, so lassen sich dieselben leicht als ein Jahrhundert des Kampfes und eines des Sieges, als ein Jahrhundert der Zerstörung und eines der Verödung, und endlich als das gegenwärtige Jahrhundert der

Wiedererweckung unterscheiden und bezeichnen; und in dem Wechselgeschick dieser Jahrhunderte spiegelt sich zugleich die Geschichte unserer Wissenschaft überhaupt ab.

Die Universität, genau nach dem Vorbilde der Pariser Hochschule eingerichtet, hatte der alten Gliederung gemäss neben den drei eigentlichen Fachfacultäten noch jene vierte, welche damals und noch lange Zeit später die artistische hiess, vielleicht passender als heut zu Tage die philosophische: wenigstens für uns Philologen mag in dieser Benennung der bedeutungsvolle Wink liegen, dass unsere Wissenschaft, insofern wir zugleich Schulmänner sind, zugleich auch eine Kunst ist und sein soll, und zwar, insofern ihr Object das kostbarste, die erste und edelste, so es giebt! Gleichzeitig mit der Einrichtung der Universität ward auch dieser „geliebten Tochter", wie ihr Schöpfer sie gern zu nennen pflegte, zu Nutz und Dienst der Grund zu der nachmals hochberühmten *bibliotheca Palatina* gelegt, einem Institute, welches in jener bücherarmen Zeit vor und selbst noch lange nach Erfindung der Buchdruckerkunst ein ganz anderer Schatz als selbst heut zu Tage war.

Natürlich gingen die ersten Jahrzehnte der Universität in der gewöhnlichen Fortsetzung der alten scholastischen Wissenschaften und in deren eigenthümlich formaler Betreibung vorüber; und es dauerte selbstverständlich, wie anderwärts, so auch hier ziemlich lange, bis der neue Geist wissenschaftlicher Behandlung Platz griff. Wir dürfen nicht leugnen, dass wie andere Universitäten, so auch die unsrige gegen die neu-alte Weisheit des Realismus sich gewaltig sträubte. Ein durch sein späteres Schicksal vielberühmter Mann, Hieronymus von Prag, musste 1406 hier vom Lehrstuhl weichen, weil er dem herrschenden Nominalismus sich zu fügen nicht über sich gewinnen konnte. Ein Fürst war es, ein kriegerischer thatkräftiger Fürst, der auch im deutschen Liede hochgefeierte Friedrich (I.) der Siegreiche, welcher den entgegengesetzten Richtungen, der *via modernorum* des mittelalterlichen Nominalismus und der *via antiquorum* des auf Aristoteles und Plato sich stützenden Realismus freie Bahn schuf. Er war es, der im Jahre 1452 mit „aufgeklärtem Despotismus" eine volle ganze Reform gab, in welcher für die Artistenfacultät ausdrücklich die Freiheit festgestellt war, entweder in der einen oder der andern Methode die logisch-dialektischen Wissenschaften zu lehren. Von da an Kampf, zum Theil bitterer, leidenschaftlicher Kampf, aber auch frisches neues Leben; denn wo Kampf ist, der rechte Kampf, da ist auch wahres Leben. Und so erstand auch ein solches Leben in Heidelberg, zumal als jener Kampf der alten Gegensätze seit dem Auftreten des neuen aus Italien herübergekommenen Humanismus neue Gegensätze schuf und neue Richtungen von ungeahnter Bedeutung einschlug. Nun wer möchte darum auch das frische Jahrhundert jenes Kampfes mit der todten Stagnation des 18. Jahrhunderts vertauschen, über welches wir später rasch hinweggehen werden, wenn freilich auch jener Kampf der ersten vereinzelten Humanisten, obgleich unter der Fahne eines freisinnigen thatkräftigen Fürsten geführt, dem zähen Widerstande der geschlossenen Universitätskörperschaft gegenüber vorerst ein fruchtloser bleiben musste.

Denn allerdings war in den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts, seitdem der ebenbürtige Neffe und Nachfolger jenes Friedrich, der hochsinnige, kunstliebende geniale Kurfürst Philipp I. den Thron bestiegen, Heidelberg und namentlich da droben das alte Schloss bald auf längere, bald auf kürzere Zeit der wechselnd besuchte aber nie verödete Sammelplatz der Bedeutendsten jener deutschen Humanisten, welche damals die neue im gelobten Land Italia erworbene Weisheit über die Alpen zu uns herübertrugen, aber sie zugleich mit neuem

Geiste erfüllten und in neue Formen gossen, so dass bald jene stolzen feingebildeten Welschen erstaunen und verstummen mussten, wie rasch die hyperboreischen Barbaren auch in römischen Zungen zu reden und griechischen Geist zu verstehen gelernt hatten!

Es ist ein erlesener Kreis von Männern, die zu den besten der damaligen Zeit gehören, welche sich dort am Hofe Philipps zusammenfanden und zum Theil auch an der Universität ihre Thätigkeit entfalteten. Da war zunächst Rudolf Hausmann, gewöhnlich Agricola nach damaliger Sitte genannt, der erste namhafte Grieche in Deutschland, welcher, was er von Aristoteles erlangen konnte, sich eigenhändig abschrieb, zugleich der erste Stilist, welcher durch sein elegantes Latein die „übermüthigen Italiener" beschämte, aber die Alten keineswegs, wie diese, nur als Muster des Stils, sondern zugleich als Meister richtigen Denkens und Hauptquelle gründlicher Kenntnisse ansah und in diesem Sinne auf sie zurückgehend jenes erste Lehrbuch der Dialektik als der Kunst richtig zu denken und das Gedachte gut auszudrücken schrieb, welches so viel Benutzung und Nachfolge gefunden hat —; Rudolf Agricola, welcher der Verkündigung dieses neuen Evangeliums sich so ganz gewidmet hatte, dass er darum weder ein Weib noch eine feste Stelle annehmen wollte, aber dafür in Heidelberg jene freie sorglose Musse fand, welche ihm allein zusagte, der dennoch in unablässigem Streben sich nimmer genug that, bis er frühzeitig — kaum über vierzig Jahre alt — in's Grab gesunken ist (1485).

Da war ferner Conrad Celtes, gewöhnlich nur bekannt als fahrender Poet, weil ihm, der fast sein ganzes Leben auf Reisen verbrachte, einst zu Nürnberg Kaiser Friedrich III. den Dichterlorber auf die Stirn gedrückt hatte; aber zugleich — was damals noch seltener als heut zu Tage — ein tüchtiger Sacherklärer der alten Classiker, für die sogenannten Realien, insbesondere Geschichte und Geographie thätig, überhaupt von lebendig praktischem Geiste beseelt, wie er denn in Wien, wo er durch Kaiser Max in einer grossartigen Wirksamkeit zuletzt noch Ruhe fand, zugleich Vorsteher des nach seinem Plane gestifteten Collegium poëticum und erster Bibliothekar der von ihm erst geordneten nachmals so berühmten Bibliothek war, und neben diesen und unzähligen andern Geschäften immer noch Zeit fand, durch die von ihm selbst geleitete Aufführung eigener Festspiele auch das alte Drama gleichsam wieder in's Leben zurückzurufen. Wie er aber, frühzeitig heimatlos, in Heidelberg zuerst Unterstützung und Anregung, namentlich auch durch Agricola, gefunden, so knüpft sich an seinen spätern Anfenthalt daselbst die Gründung der ersten gelehrten Gesellschaft in Deutschland, welcher seitdem so viele andere nachgebildet worden sind, der *Societas Rhenana*, welche um die Wende des Jahrhunderts die aufgewecktesten und feinsten Köpfe Deutschlands über ein Jahrzehnt zu gemeinsamer Arbeit und gegenseitiger Kritik vereinigt hat.

Da war vor Allen Johann Reuchlin, vom Rauche benannt — daher in Kapnio seinen Namen gräcisirend —, und dennoch bald der Schreck der Dunkelmänner, welchen das bewundernde Urtheil seiner Zeitgenossen den „Phönix der Deutschen", ja „das Licht der Welt" — *lumen mundi* — genannt hat. „*Ex fumo dare lucem*," mit diesem Motto könnte man das Porträt des grossen Humanisten bezeichnen, welcher zuerst der Christenwelt die vollkommen verschollene hebräische Sprache wieder zugänglich machte und damit den grundlegenden Bibelstudien der Reformatoren vorarbeitete, zuerst die kaum in schwachen Anfängen nach Deutschland herübergebrachte griechische Sprache auf strenges und methodisches Studium gründete, das erste lateinische Wörterbuch — den *Vocabularius Latinus Breviloquus dictus* — verfasste; aber dabei nichts weniger als ein einseitiger *Doctor umbraticus*

war; sondern hochgebildet und wohlbewandert in aller damaligen Wissenschaft — selbst die für uns räthselhaft gewordene Kabbala mit eingeschlossen —, zugleich ein Meister des Wortes in allen drei von den Alten festgestellten Arten der Beredtsamkeit und mit klarer Sicherheit auf den Höhen des Lebens einherschreitend, ein Staats- und Weltmann im besten Sinne des Wortes, mit Fürsten und Herren zu verkehren gewohnt als mit seines Gleichen, daher von ihnen geehrt und ausgezeichnet auf jegliche, aber stets wohlverdiente Weise: in den Adelsstand, zum kaiserlichen Pfalzgrafen erhoben und endlich zum Bundesrichter in Schwaben bestellt.

Und noch manch' Andern könnte ich namhaft machen, derer, welche jetzt verschollen, damals lebendig und erfolgreich wirkten. Doch ihre Aufzählung würde uns zu lange aufhalten. So sei denn nur noch des Mannes gedacht, welcher als der eigentliche Schöpfer dieses neuen humanistischen Zeitalters in Heidelberg angesehen werden muss. Es ist Johann von Dalberg, der Edelste der Edeln, seit 1482 des Kurfürsten Kanzler und treuer Berather, — was er auch bis zu seinem leider nur zu frühen Tode (1508) geblieben ist, selbst nachdem er Fürstbischof von Worms geworden —, Johann von Dalberg: ein Mäcen im vollsten und schönsten Sinne des Wortes, begeistert für die Wissenschaft, deren er selbst in bedeutendem Maasse mächtig war, wohlwollend und anspruchslos gegen deren Pfleger und Jünger, die er auf alle Weise förderte, fest und mild, weltklug und gemüthsvoll hat er zwischen Fürst und Gelehrten den glücklichsten Vermittler gemacht. Er war es, welcher einst (1475) auf seiner Pilgerfahrt nach Italien zu Ferrara mit Agricola jenen Freundschaftsbund geschlossen hatte, in welchem der edle Dietrich von Plenningen der dritte gewesen, er war es, welcher Celtes' Plan zur Rheinischen Gesellschaft 1493 wirklich in's Leben rief und auf alle Weise aufrecht hielt, er war es, welcher 1496 Reuchlin aus seiner durch die Missregierung eines neuen Fürsten unmöglich gewordenen Stellung in seiner Heimat nach Heidelberg berief zu freiem ehrenvollen Wirken und Leben. Und was hat er besonders auch für die Universität Heidelberg gethan: „Urbild und Muster eines Curators", so lautet über ihn das gerechte Wort eines seiner Biographen. So ist unter seinen Auspicien zuerst eine Professur der griechischen Sprache errichtet und an Reuchlins jüngern Bruder Dionysius, welchen dieser selbst gleichsam dazu erzogen hatte, vergabt, so sind damals auch manch' andere ausgezeichnete Lehrer nach Heidelberg an die Universität berufen worden, vor Allen, der uns vorzugsweise interessirt, Jacob Wimpheling von Schlettstadt, ein Schulmeister von echtem Schrot und Korn: wissenschaftlich durchgebildet wie irgend Einer, aber doch seine Wissenschaft nur zu Nutz und Frommen seiner Schüler anzuwenden beflissen, mochte er lieber Schulbücher, als gelehrte Ausgaben abfassen. Der hat als öffentlicher Professor, als Privatlehrer und Erzieher zweimal längere Zeit hier gelebt und gewirkt, hat in dem berühmtesten seiner Bücher, jener in den Schulen selbst gelesenen und erklärten „Adolescentia" („die Jugend"), welches er seinem Eleven, dem jungen Grafen von Löwenstein widmete, zuerst die hohe Aufgabe der humanistischen Pädagogik hingestellt und durchgeführt, hat von ihr ausdrücklich verlangt, sie solle vor Allem sittlichend wirken, solle die innige Vereinigung echt christlichen Lebens und streng antiker Einfachheit als ihr eigentliches Ziel betrachten!

Aber dennoch, hochverehrte Vers.! wollte in diesem Jahrhunderte des Kampfes der Humanismus an dieser Stätte noch nicht recht gedeihen: vielmehr finden wir leider gerade die Universität mit den erleuchteten und wohlwollenden Plänen ihres Curators und ihres Landesherrn im heftigsten einer bessern Sache würdigen Widerstreite, wie denn z. B. die Artistenfacultät gegen Professur und

Professor der griechischen Sprache sich ablehnend verhielt. Vielleicht, dass bei der streng kirchlichen Haltung der Universität gerade durch den frommen tief ernsten Sinn des ersten Lehrers, welchen Kurfürst Philipp unmittelbar nach seinem Regierungsantritt selbst hierher berufen hatte, durch die ganze Richtung jenes ehrwürdigen Johann Wessel, den man mit Recht „den Vorläufer Luthers" genannt hat — vielleicht, dass gerade dadurch die Männer der alten Schule, die entschiedenen Anhänger der herrschenden Kirche überhaupt misstrauisch wurden gegen die Richtung des Humanismus in Deutschland, vielleicht, dass sie damals bereits in den von ihm mit Begeisterung gepflegten und empfohlenen Sprachen „die Scheide" ahnend erkannten, „darinnen dies Messer des Geistes stecket", welches bald ausgezogen und gegen jenen anderthalb Jahrtausend alten Organismus gezückt werden sollte!

Denn allerdings, verehrte Vers.! bei uns Deutschen — und das dürfen wir mit echt nationalem Stolze sagen — bei uns hat der Humanismus einen ganz andern Weg eingeschlagen, einen ganz andern Geist wachgerufen, als drüben jenseits der Alpen im Lande seiner Entstehung. Dort hat er nur zu bald einen gewissen ausschliesslich ästhetischen Charakter angenommen, welcher immer mehr in eitles Scheinwesen, ja zuletzt gar in frivole Sittenlosigkeit und gespreizte Geckenhaftigkeit sich verlief, und von diesem Standpunkte aus zwar auch eine Zeitlang gegen die Kirche mit Witz und Schimpf Opposition zu machen sich erkühnte, sehr bald aber ungebessert in ihren Schooss zurückkehrte, als in Deutschland und von deutschen Humanisten mit der Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern Ernst gemacht, werden sollte. Die Richtung dieses deutschen Humanismus ist durchaus ethisch-pädagogisch gewesen: *eloquens pietas*, „beredte Frömmigkeit" hat der grosse, jetzt fast verschollene Gründer der *schola Latina*, Johannes Sturm in Strassburg als deren Ziel genannt. Kurz und treffend; denn allerdings diese *schola Latina* war eine Tochter der Reformation und sollte deren Helferin werden. Johannes Sturm führte nur aus, worauf Luther hingewiesen, wozu Melanchthon den ersten Grund gelegt hatte, und mit jenem epigrammatischen Worte hat er ganz richtig das Princip seiner wohlgegliederten Schulorganisation bezeichnet, welches trotz und mit allen nachfolgenden Reformversuchen Concessionen und Modificationen dennoch drei Jahrhunderte unser Gymnasialwesen beherrscht hat und bis zur Stunde durch ein anderes ebenso fasslich klares und allgemein gültiges noch nicht ersetzt worden ist. Und schon damals, als Luther mit seinen 95 Thesen unbewusst das Werk der Kirchenverbesserung begonnen, da hat der 79jährige Canonicus von Münster, Rudolf von Lange, der allgesuchte und allverehrte Schulvater und Schulmeisterberather Deutschlands, in Begeisterung ausgerufen: „Jetzt ist die Zeit gekommen, da die Finsterniss aus Kirche und Schule ausgerottet wird, da die Reinheit der christlichen Lehre in die Kirche und die Reinheit der lateinischen Sprache in die Schule zurückkehrt!"

So innig verbunden erstand damals Schul- und Kirchenreform, und so ist es denn natürlich, dass das Jahrhundert des Sieges, das 16., unmittelbar an die Männer und die Ereignisse der Reformation anknüpft. Melanchthon, Reuchlins Schüler und Neffe ist, kaum den Kinderschuhen entwachsen, zehn Jahre vor Beginn der Kirchenverbesserung gen Heidelberg gezogen, hat hier gelernt und gelehrt, akademische Ehren und Würden empfangen, hat endlich hier auch für einige adelige Zöglinge, „ein Knabe für Knaben", wie er später selbst mit der ihm eigenen ironisch liebenswürdigen Bescheidenheit gestand, seine erste griechische Grammatik geschrieben; und diese Grammatik hat sich dann in unzähligen Bearbeitungen,

Erweiterungen und Nachahmungen erhalten bis an das Ende des vorigen Jahrhunderts, ja bis tief in das unsrige hinein. Die älteren meiner verehrten Herren Collegen erinnern sich gewiss noch, wie ich, aus ihrer ersten Knabenzeit „der verbesserten und erleichterten griechischen Grammatica", so zu Halle im Verlag der Waisenhaus-Buchhandlung seit dem Jahre 1705 in unzähligen Editionen „mit stehendbleibenden Schriften" erschienen; jener Grammatica mit ihren altmodischen stumpfen Lettern auf grauem Löschpapier, mit dem seltsamen roth und schwarzen Buchstabengewirr auf dem wunderlich wortreichen Titel und mit dem gemüthlichen Bildchen darunter — eine aufgehende Sonne mit einem Säemann — gut gemeint und schlecht gezeichnet, —

(Heiterkeit.)

und zur Linken des Titels den stattlich-ästereichen, eines altadligen Hauses würdigen Stammbaum mit der vollständigen Abwandlung des berühmten griechischen Schulzeitwortes τύπτω, welches leider nur zu bald für die deutsche Gymnasialdisciplin *nomen et omen* werden sollte. Nun wohl, diese alte Hallische Grammatica ist der letzte Spross jenes ersten Büchleins *de ratione Graecae Grammaticae* gewesen, welches, wie gesagt, der frühreife Melanchthon als Erstlingswerk in seinem 16. Jahre hier in Heidelberg für seine Privatschüler geschrieben hat. Am Vorabende der Reformation, am 26. April 1518, hat Luther, zu einem Convente des Augustiner-Ordens als Bevollmächtigter seines Klosters hierher gesendet, unter grossem Zulauf und Beifall von Mönchen, Professoren und Studenten eine theologische Disputation gehalten, welche als das Vorspiel der 95 Thesen zu betrachten ist. Noch zeigt die Ueberlieferung in dem benachbarten Neuenheim das einfache Häuslein, in welchem er damals Herberge genommen haben soll.

Vier Jahre später, 1522, brach auch für die Universität eine neue Aera an: Kurfürst Ludwig V., obwohl der beginnenden Kirchenreformation feind, setzte durch, was sein Vorgänger Philipp vergebens versucht hatte, eine durchgreifende energische Reform der Universität, welche namentlich den Sieg des Humanismus mit sich führte. Von dessen Nothwendigkeit hatte sich denn unterdessen auch die Artistenfacultät überzeugt, und so war sie es diesmal selbst, welche bei dem Kurfürsten um die Berufung des allgefeierten Desiderius Erasmus einkam, unbedingt des feinsten und gelehrtesten Humanisten des ganzen Jahrhunderts; der aber freilich weniger als Lehrer, noch weniger vielleicht als Erzieher, denn als Gelehrter und Schriftsteller zu wirken berufen war. Auch Johann Oekolampadius, der später hochberühmte, hochverdiente Reformator von Basel, war eine Zeitlang für Heidelberg ausersehen. Zwar diese Versuche schlugen fehl, dafür aber finden wir, dass im 16. Jahrhundert, bald längere bald kürzere Zeit, eine ganze Reihe von Männern hier lebten und lehrten, welche, wenn auch für die philologische Wissenschaft der Gegenwart nicht mehr von grosser Bedeutung, doch ihren Lohn dahin haben: denn sie haben gelebt in der glücklichen Zufriedenheit frischen erfolgreichen Wirkens, sie haben den Besten ihrer Zeit genug gethan, und wir werden sehen, dass auch wir, die stolzen Epigonen, uns an ihrem bescheidenen Beispiele erheben, ja dass wir in dem Einen, was uns Noth thut, noch von ihnen lernen können!

Zu jenen trefflichen Männern zählen wir vor Allen Hermann von dem Busche, von gutem altem Adel, der aber meinte „Adel ohne Wissenschaft sei nur halber Adel", diesen feurigen Wanderapostel der neuen Weisheit, diesen fahrenden Ritter des Humanismus, welchem er in seinem berühmten *Vallum humanitatis* eine feste Burg errichtet hatte wider die feurigen

Pfeile aller seiner böswilligen Widersacher, der da von Universität zu Universität zog, ein Katheder nach dem andern bestieg, überall ein fröhlich Turnei zu halten für das neu aufgegangene Licht der römischen und griechischen Classiker, stets zur überschwenglichen Begeisterung der Jünger aller Orten, nicht selten aber auch unter den feindseligen Schmähungen des fachgenössischen Brodneides. Eine ganz andere Gestalt tritt uns in dem redlichen, ernst religiösen Simon Grynaeus entgegen. Blicken wir auf das Antlitz des Mannes, wie es dort in der Aula von Basel zu sehen ist, wohin er von Heidelberg zog — leider durch des Lebens Noth gezwungen —, blicken wir auf jenes Bild, so tritt uns in dem scharf geschnittenen Profil, in den tiefen Furchen der hohen Stirn, in dem glattgestrichnen schlichten Haar, dem langen, regelmässig zugespitzten Barte das Bild eines Mannes entgegen, der streng gegen sich wie gegen Andere, nicht bloss viel gearbeitet und gedacht, sondern auch viel gerungen in geistlichen Kämpfen und weltlichen Anfechtungen. Und so hat er denn auch mit gleicher Gewissenhaftigkeit als Philolog den Handschriften der alten Classiker nachgespürt — er entdeckte die letzten 5 Bücher des Livius in einer Handschrift des Klosters Lorch —, als Theolog dem Einen nachgejagt, was dem christlichen Sinne Noth thut.

Aber das strahlendste Licht der Hochschule Heidelbergs im 16. Jahrhundert ist doch Jacob Micyllus geworden, den zu besitzen die kleine Universitätsstadt am Neckar und die grosse Reichsstadt am Main gewetteifert, um dessen Seele und Wirksamkeit Heidelberg und Frankfurt gleichsam mit einander gerungen haben, bis doch endlich „Alt-Heidelberg die feine, an Weisheit schwer und Weine" den Sieg davongetragen, so dass der Wackere für immer das Rectorat des Frankfurter Gymnasiums mit der Professur der griechischen Sprache an der Rupertina vertauscht und die letzte glücklichste Zeit seines Lebens (1547—1558) bei uns zugebracht hat; Jacob Micyllus, Lieblingsschüler und Freund Melanchthons, welcher seiner „Umsicht und Gewissenhaftigkeit" die Umarbeitung seiner lateinischen Grammatik anvertraute; hochgelehrt und wissenschaftlich durchgebildet in beiden Sprachen, ein tüchtiger Kritiker, ein allseitiger Exeget, ein gewandter Uebersetzer und zwar nicht bloss als lateinischer Interpret griechischer, sondern auch als volksthümlicher Verdeutscher lateinischer Classiker, und zugleich — ein wahres Wunder! — eifriger Pfleger und Beförderer der „*Arithmetica logistica;*" insbesondere auch ein lateinischer Poet wie Wenige, der nicht allein durch seine noch heut zu Tage beachtenswerthen „*libri tres de re metrica*" die Wissenschaft der alten Metrik und Prosodik theoretisch begründete und ausführte, sondern dem auch wirklich diese „lateinische Poeterei" in Fleisch und Blut übergegangen, dem die römische Muse gleichsam Freundin und Vertraute geworden war; vor Allem aber doch Schulmeister und Lehrer mit Leib und Seele, stets darauf bedacht, nicht bloss durch das lebendige Wort, sondern auch durch praktische Schriften, Lehrbücher, Ausgaben, Commentare für die Zwecke der Schule zu wirken, den Geist, der ihm selbst vertraut war, auch seinen Zöglingen einzuflössen; trotz alledem jedoch keineswegs nach Schulpedantenart dem sonstigen Leben der Gegenwart abgewendet, vielmehr ein sicherer Organisator auch in weiteren Kreisen, wie er denn noch in dem letzten Jahre seines Lebens im Verein mit Melanchthon vorzugsweise zu dem grossen Reformationswerke beigezogen wurde, welches der treffliche Otto Heinrich, ein Fürst voll Bildung, Geist und Thatkraft, in Kirche und Schule vollziehen liess, während er 8 Jahre früher für seine Facultät neue Statuten entworfen hatte, welche nicht nur von Facultät und Senat einstimmig angenommen wurden, sondern auch dem einsichtsvollen Gesetzgeber nach Senatsbeschluss einen silbernen Ehrenbecher als Belohnung einbrachten. Ein bedeutungsvolles Symbol für unseres Micyll ganze Persönlichkeit,

dieses Geschenk: es deutet uns an, dass derselbe auch dem heitern Lebensgenusse nicht fremd gewesen. Und so war's auch: an Freud' und Leid der ihn umgebenden Welt hat er immer den lebendigsten Antheil genommen, alle möglichen Erlebnisse und Erfahrungen heiterer, ernster und trauriger Art hat er in leicht fliessende, charakteristische Verse gefasst: seine zahlreichen Gedichte sind die besten Zeugnisse seines vielseitig bewegten Lebens. Wie er für Melanchthon jene Reise, die ihn 1524 von Wittenberg nach Frankfurt zum Antritte seines ersten Schulamtes führte, von Station zu Station gar anmuthig beschrieben, so hat er seinem Camerarius mit erschütternder Wahrheit jene grause Katastrophe vor Augen gestellt, als dort am 25. April 1537 der Blitz in den Pulverthurm des alten Schlosses fuhr und ihn „in Einem Nu zusammenstürzen" liess, dass es war, „als sei die ganze Welt aus den Angeln gerissen," zum Entsetzen der zagenden Stadt, da man „nichts anderst meinte, als der jüngste Tag würde einbrechen"; so hat er in einer ganzen Reihe bunter lebensvoller Bilder jenes grosse Schützenfest geschildert, welches der greise Kurfürst Friedrich II. noch kurz vor seinem Tode im November 1554 auf der Neckarebene veranstaltete. Und so hat er in Versen seinen Freunden von sich und den Seinigen Kunde gegeben, zu ihren eigenen Geschicken bald Trost, bald Glückwünsche gesendet, in Versen fürstliche Vermählungen, Thronbesteigungen, Leichenbegängnisse würdig gefeiert, in Versen seine Schüler ermahnt und seine Collegia angezeigt, in Versen aber auch manch' artig Blatt den trauten Genossen gewidmet, mit denen er in der Weise eines Sokratischen Symposions zusammenzusitzen und bei'm Becherklange Schönes und Wahres aus alter und neuer Zeit zu besprechen liebte. Ja, wenn wir alle die Züge, welche sein ebenbürtiger Nachfolger im Frankfurter Rectorat, unser allverehrter Classen, den wir so ungern hier vermissen, zu einem wahren Lebensbilde Micyll's vereinigt hat — wenn wir besonders diese frischen, heitern Charakterzüge erwägen, ich denke, der Schatten des alten gestrengen Schulherrn wird uns nicht zürnen, wenn wir meinen, auch er sei der „fröhlichen Gesellen" Einer gewesen, als deren „Stadt" unser Festdichter „Alt-Heidelberg die feine" gefeiert hat!

Ernster, strenger, concentrirter oder einseitiger — wie man's nennen will — wenn auch desshalb gewiss nicht solider, tritt Micyll's Nachfolger, der wackere Holzmann, so sich aber Xylander nannte, uns entgegen, ein allzeit fertiger und dabei ebenso gewandter als kritischer Uebersetzer umfangreicher Classiker, wie vor Allen des Plutarch. Und um an einem Beispiele zu zeigen, wie mannigfaltig die Männer waren, welche damals hier in Heidelberg nach einander sich einfanden, — will ich an jenen viel umgetriebenen Aemilius Portus erinnern, der, Italiener von Geburt, in der Schweiz erzogen und eingebürgert, dann schon im reiferen Mannesalter nach Deutschland herüberwanderte und endlich nach schwerer Noth und nach langen Irrsalen und Kämpfen bei uns nicht nur einen sichern Port, sondern auch einen erfreulichen Wirkungskreis gefunden hat, in welchem er 16 Jahre lang (1593—1609) mit Wort und Schrift thätig gewesen ist, bis den krankhaft Reizbaren eigene Verschuldung wieder von da vertrieb. Er hat es selbst in einem griechischen Dankhymnus geschildert, und es ist rührend zu lesen — zumal wenn man dabei an unsere modernen Verkehrsstrassen denkt —, wie Aemilius damals sammt Weib und sechs kleinen Kindern mit seiner ärmlichen Fahrhabe auf drei gebrechlichen Kähnen von Basel aus den Rhein herabgefahren, und wie des Allmächtigen Gnade ihn und die Seinen aus Strom und Wellen, ja aus Räuberhand gerettet, bis er endlich das Städtchen Frankenthal in unserer Nähe erreichte und dort vorläufig sein Wanderzelt aufschlug!

Und so könnte ich noch manch' andern Humanisten nennen, welcher im Jahrhunderte des Sieges zu Heidelberg thätig gewesen ist. Doch die Zeit erlaubt nicht, auch nur in dieser

knappen Weise auf sie einzugehen, und ich will Sie nicht mit blossen Namen aufhalten. So sei denn nur noch zweier Männer gedacht, so mehr als Gelehrte und als Männer der Wissenschaft, denn als Lehrer gewirkt haben: zuerst des grossen Bibliothekar der berühmten damals noch vollständigen, jetzt bekanntlich leider nur in ärmlichen Trümmern vorhandenen *bibliotheca Palatina*, Johannes Sylburg, welchen der gelehrte Buchdrucker Commelinus 1591 hieher berief, um seiner Presse würdige Arbeit zu liefern. Das hat denn auch Sylburg in reichem Maasse gethan: bekanntlich sind seine Ausgaben griechischer Classiker, von welchen ich hier nur die von Niebuhr hochgepriesene Bearbeitung des Dionysios von Halikarnass erwähne, bis auf den heutigen Tag von grossem Werthe. Sylburg ist unzweifelhaft der erste Kritiker seiner Zeit gewesen, welcher bereits mit klarem Bewusstsein und scharfer Entschiedenheit die beiden Grundpfeiler auch der modernen Wortkritik — strenge Feststellung der handschriftlichen Ueberlieferung und gründliche Erforschung der Sprachgesetze und des Sprachgebrauchs sowohl im Allgemeinen als im Besondern und Einzelnen —, Sylburg ist es gewesen, der diese beiden Grundsätze der Kritik nicht nur bereits erkannt und festgestellt, sondern auch mit gewissenhafter Bedachtsamkeit und planmässiger Sauberkeit ausgeführt hat, daher ihm, dem früh Hingeschiedenen (1596) mit vollem Rechte der Titel seiner noch an unserer Peterskirche befindlichen Inschrift gebührt: *Graecae linguae instauratori.* Endlich sei noch mit Einem Worte des redlichen und bescheidenen Janus Gruterus gedacht, der unter den Auspicien des grossen Joseph Scaliger die Inschriftenkunde wissenschaftlich zu begründen unternahm.

Genug: bei'm Uebertritt in das neue Jahrhundert schien allerdings Heidelberg zu einer hervorragenden Stätte des Humanismus für alle Zukunft bestimmt zu sein. Doch „es ging anders aus!“ — Lassen Sie mich über die beiden folgenden Jahrhunderte, das der Zerstörung, das 17., und das der Verödung, das 18., rasch hinweggehen! Sie sind ja allbekannt, jene Gräuel, jene entsetzlichen Frevel, welche zweimal, in dem 30jährigen und im Pfälzer Kriege, unser Heidelberg verwüstet, verödet, Lehrende und Lernende in alle vier Weltgegenden zerstreut haben! Noch hat sich die Erinnerung erhalten, wie Tilly's Soldaten die Blätter der zerrissenen Bücher den Pferden in den Ställen untergestreut; noch bis auf den heutigen Tag harrt der grössere Theil der handschriftlichen Schätze der auf hundert Mauleseln über die Alpen geschleppten Palatina im Vatican zu Rom seiner Erlösung und seiner Zurückgabe an die deutsche Wissenschaft! Und doch sollte dieses und was sonst noch an Drangsalen im Laufe jenes unheilvollen Krieges Heidelberg und seine Universität gelitten, nur ein schwaches Vorspiel sein von noch Schlimmerem, wie es seit den Zeiten der Hunnen und der Mongolen nirgend mehr war erlebt worden. Denn wie ein halbes Jahrhundert nach dem Ende des 30jährigen Krieges die organisirten Banden der allerchristlichsten Majestät von Frankreich, des grossen Ludwig des XIV., zweimal hier gehaust haben, wer wüsste das nicht? Und doch, wenn sie reden könnten, jene Trümmer dort oben, jener zerborstene, halb in den Graben gesunkene Thurm, wenn sie reden könnte, die mächtige verwitterte Kirche auf unserem Markte und ihr gegenüber die alte narbenvolle Herberge zum Ritter — die stummen noch lebenden Zeugen, so einzig stehen blieben, als die ganze übrige Stadt in Flammen aufging, in Asche niedersank —, verkünden würden sie von Thaten und Leiden, welche kein Mund überliefert, keine Feder aufgezeichnet hat. Ja, diess „thränenwürdige und erbärmliche Ende der Krone der ganzen Pfalz“ — wie es in der Chronik heisst — es ist und

bleibt ein ewiges Brandmal jenes äusserlich gleissenden, innerlich verfaulten Zeitalters, ein Brandmal, welches durch keine Panegyrik jemals ausgetilgt werden kann. Denn was vermöchten die wohlgesetztesten akademischen Reden gegenüber dem schlichten Reim, in welchem man die Klage „jenes alten Rutilius“ über die wüstliegende Etruskerstadt[1]) auf Heidelberg anwendete:

„Warum betrübt man sich, wann Menschen schon verderben:
Da man doch öfters sieht, dass Städte können sterben.“

Und allerdings, es war damals an der Scheide des Jahrhunderts, als ob nicht bloss Humanismus und Universität von dieser Stätte verscheucht, es war, als ob diese gute Stadt selbst für immer von dem Erdboden vertilgt worden wäre. Aber wiederum kam es anders. Die Stadt erhob sich neuverjüngt aus der Asche, das Schloss stieg in neuer Herrlichkeit aus den Trümmern empor, die Hochschule füllte sich von Neuem: mit dem Ausgange des Jahrhunderts kehrten die alten Professoren zurück, welche seit der letzten Zerstörung in Frankfurt sich zusammengefunden hatten; neue Lehrer wurden berufen, neue Schüler strömten herzu —, kurz, es schien, als sollte auch die Universität ein neues Leben gewinnen. Aber es war nur ein Scheinleben, ein äusserliches Leben; der Geist war dahin: auf das Jahrhundert der Zerstörung folgte das der Verödung!

Unter dem katholischen Kurfürsten Johann Wilhelm kam der Unterricht in die Hände seiner Erzieher, der Jesuiten, welche die von Johannes Sturm für die neue Kirche gegründete *schola Latina* mit grossem Geschicke und sicherer Berechnung für ihre sehr entgegengesetzten Zwecke anzuwenden wussten. Diese eigenthümliche Lehrmethode, welcher man sichere und wirksame Consequenz nicht absprechen kann, diese jesuitische Disciplin hat damals im 18. Jahrhundert die Hörsäle und wohl auch die Schulzimmer Heidelbergs vollkommen beherrscht. Lassen Sie mich schweigen von diesem geistlosen und geistknechtenden Formalismus, lassen Sie mich schweigen von diesem Jahrhunderte der Verödung, welches doch anderwärts ein Jahrhundert der Wiedergeburt und des frischen Strebens gewesen ist, wie denn auch unsere Philologie einen neuen Aufschwung nahm, der von Gessner und Ernesti angebahnt, von Winckelmann und Lessing auf ungeahnte Ziele hingeführt, von Heyne erweitert und popularisirt, von Wolf endlich noch vor dem Ablauf des Jahrhunderts als die neue „Alterthumswissenschaft“ auf den Gipfel zugleich genialer und methodisch sicherer Forschung geführt worden ist. Aber von dem Wehen dieses Geistes ist allerdings in unserm Heidelberg damals kein Hauch zu verspüren gewesen: in der langen Reihe seiner humanistischen Lehrer findet sich kein einziger einigermaassen nambafter Philologe.

Da erhoben sich nun auch am Ende des Jahrhunderts die Stürme der französischen Revolution, welche noch ganz andere Majestäten zertrümmerte als alte Universitäten, welche die ganze Welt, Grosses und Kleines, durcheinander warf, insbesondere aber bei all' ihrem wirklichen und vorgeblichen Streben für die idealen Güter der Menschheit auch die realen Besitzthümer von Völkern und Einzelnen keineswegs verschmähte. Die Gefälle der Universität waren fast ausnahmslos auf dem linken Rheinufer gelegen; auf sie legte die französische Republik ihre feste Hand: da ward es trüb und traurig, die Besoldungen der Professoren versiegten, die dringendsten Bedürfnisse konnten nicht mehr bestritten werden, mit Einem Worte, es ging der *nervus rerum gerendarum* aus, —

(Heiterkeit.)

1) Rutil. Namat. I, 413 sq. über das im ersten Bürgerkriege zerstörte Populonia *Cur* (so!) *indignemur mortalia corpora solvi? Cernimus exemplis oppida posse mori.*

der nun einmal nicht bloss für die Werke des Krieges, sondern auch für die Künste des Friedens nothwendig ist. Da schien es, als sei es auch mit der humanistischen Bestimmung Heidelbergs zu Ende — für immer. Man dachte daran, man sprach davon, man drang darauf die Universität Heidelberg gänzlich aufzuheben und einzuziehen.

Da hat der neue Landesherr, der unvergessliche Carl Friedrich, durch sein Organisationsedict vom 13. Mai 1803 das mächtige Wort gesprochen, durch welches er die sterbende Universität wieder in's Leben rief und nach Ruprecht I. ihr zweiter Schöpfer wurde: von diesem Tage an heisst die Universität nicht mehr Rupertina, sondern Ruperto-Carolina. Mit vollem Rechte: — denn Carl Friedrich verdanken wir es, dass mit dem neuen Weltjahrhundert auch ein neues Jahrhundert der Wiedererweckung für unsere alte Hochschule anbrach.

Wir selbst stehen noch in diesem Jahrhundert des frischen Erwachens, des fröhlichen Aufschwungs; wir sind in den Kreis der Lebendigen eingetreten: Sie begreifen, dass mein Wort verstummen muss. „Der Lebende hat Recht" — ja wohl, in allen Dingen, nur nicht darin, über sich selbst Recht zu sprechen, über sich selbst ein unparteiisches, endgültiges Urtheil fällen zu wollen oder fällen zu können: denn nur „die Weltgeschichte ist das Weltgericht!" Lassen wir denn das Urtheil über die neue Entwickelung Heidelbergs, seiner Philologie und seiner humanistischen Studien der Nachwelt und erinnern wir von den Lebenden nur an den Einen, dessen Namen ich nicht zu nennen brauche, weil Er in Aller Herzen lebt, der ehrwürdige gefeierte Nestor unserer Wissenschaft, welcher vor länger als einem halben Jahrhunderte hier seine grossartige Laufbahn begonnen hat und vor wenigen Wochen hier durchreisend das schlichte Haus aufsuchte, in welchem er damals als Privatdocent sein Phrontisterion aufgeschlagen. Gedenken wir nur noch kurz drei bedeutender Männer, welche hier gelebt und gewirkt haben, aber bereits den Todten angehören.

Da sei es mir denn gestattet, vor allen Dingen Ihnen in's Gedächtniss zurückzurufen, dass wenige Jahre nach der Wiedererweckung der Universität Friedrich Creuzer es gewesen ist, der zuerst die Nothwendigkeit eines philologischen Seminars gefordert und vom Standpunkte der damaligen Zeit aus mit fester Hand die älteren sehr weiten Umrisse dieses Instituts gezeichnet hat. Sei es mir ferner gestattet, bei diesem Manne noch einige Augenblicke zu verweilen. Da erinnern wir uns zugleich, dass sein grosser Gegner, der „wackre Eutinische Leue", wie er mit Recht genannt wurde, Johann Heinrich Voss, jener Verdeutscher, der da mit dem ersten Wurfe seiner alten Odyssee von 1781 — gleich dem Odysseus selbst bei den Phäaken — ein Ziel hingesetzt hat, was er selbst nicht wieder und auch kein Anderer nach ihm erreicht hat, der da auch, wie kein Anderer, ein Menschenalter hindurch die besten der alten Classiker zum Eigenthum der Gebildeten Deutschlands gemacht hat — wir erinnern uns, dass Johann Heinrich Voss von dem hochherzigen Carl Friedrich „zu amtloser Mitwirkung für die erneuete Universität" hieher berufen, die letzten 21 Jahre seines Lebens in glücklich freier und thätiger Musse hier verlebt und, wenn auch nicht unmittelbar als Lehrer, doch durch die Macht seiner Persönlichkeit und seinen anregenden Verkehr segensreich gewirkt hat. Die scharfen Gegensätze und schonungslosen Kämpfe zwischen ihm und Creuzer sind Ihnen bekannt. Die Geschichte ist über sie zur Tagesordnung übergegangen — ob für immer, wer mag's behaupten, wenn er auf manche Richtungen der modernen Mythologie blickt? — Aber diese Gegensätze waren nicht bloss Gegensätze persönlicher Auffassung der Wissenschaft: es spitzten

sich in diesen Männern nach einer bestimmten Richtung die allgemeinen Gegensätze zu, welche ein halbes Jahrhundert hindurch das ganze deutsche Leben in all' seinen geistigen Kreisen tief und gewaltig bewegt haben: die Gegensätze der Romantik und des Rationalismus, der Romantik, welche sich hier auf Polymathie und eine umfassende, wenn auch noch ziemlich unkritische, Kunde der gesammten Völker des Alterthums, des Rationalismus, welcher sich dort auf gründlich gelehrte, wenn auch etwas einseitige Erforschung des griechisch-römischen Alterthums stützte. Diesen beiden Männern möchte ich noch einen dritten der Hingeschiedenen anreihen und aus eigner lebendiger Erinnerung Ihnen vorführen, einen Todten, der auch wenigstens eine Zeitlang hier gelebt und gewirkt und in seiner ebenso umfassenden als gründlichen Gelehrsamkeit gewissermaassen jene Gegensätze, welche wir in Creuzer und Voss andeuteten, aufgehoben und zu höherer Einheit in sich vereinigt hat, der zugleich ein kernfester Biedermann ernster, strenger Art ohne Furcht und Tadel, ein Mann im vollen Sinne des Wortes gewesen, Karl Friedrich Hermann, selbst wiederum ein Schüler von Creuzer.

Gestatten Sie einmal mir dem Lebenden, diesen beiden Todten; Creuzer und Hermann, gegenüber persönlich zu werden. Gestatten Sie mir, an eine doppelte Scene zu erinnern, welche ich vor 20 Jahren auf der Darmstädter Philologenversammlung erlebt habe, und die seit jenem Tage mir unauslöschlich in's Herz geschrieben ist. Sie stehen mir von damals noch so klar vor Augen, jene Männer, dass, wenn ich die Kunst des Malers besässe, ich leicht und sicher ihre Züge an jene Tafel zeichnen könnte!

Was zunächst Creuzer anlangt, so finden Sie dessen Worte in den gedruckten Verhandlungen; aber den Eindruck, den diese gemacht, vermögen Sie dort nicht wieder zu finden.

Hermann hatte einen Vortrag gehalten über die seit Winckelmann und Lessing vielbehandelte Streitfrage, die Entstehungszeit der Laokoonsgruppe, ob diese nämlich in der Zeit der makedonischen Könige oder der ersten römischen Kaiser entstanden sei. Creuzer, der nicht genau gehört hatte, was Alles vor ihm gesagt worden, betrat die Rednerbühne, aufgefordert und gedrängt, auch seine Stimme über die alte Controverse abzugeben. Er begann damit, die Grundverschiedenheit der echten alten Kunst des Phidias und seiner Schule von der ausgearteten auf Effect und sinnliches Ergötzen berechneten Kunst der späteren Griechen in scharfen Zügen zu zeichnen. Ich sehe ihn noch auftauchen, diesen nicht schönen aber mächtigen Kopf, diese scharf geschnittenen, stark ausgeprägten männlichen Züge, die kräftig hervortretenden Knochen, das röthliche spärliche Haar, ich sehe noch das blitzende Auge, das bewegte Minenspiel des Antlitzes, wie er von Begeisterung fortgerissen den Eindruck schilderte, den die Gruppen des Phidias dort im britischen Museum auf Jeden machen müssten. Wie wurde da der Greis lebendig, wie floss es ihm da vom Munde gleich einem Feuerstrom! „Ja, meine Herren!" rief er, „wenn man sie sieht, jene Männergestalten vom Parthenon — sie sind wie gewachsen — da muss man sagen: Die hat kein Mensch gemacht, die hat Gott gemacht!" — „Aber jener Laokoon und die ihm ähnlichen Werke, in denen das Raffinement des Künstlers, das Bestreben desselben hervortritt, seine anatomischen Kenntnisse, seine Virtuosität in der Führung des Meisels zu zeigen, diese Werke, meine Herren! — Bravourarien sind's, in Marmor gehauen!" .... Das sind des Alten *ipsissima verba*, wie man zu sagen pflegt, welche damals einen wahren Beifallssturm hervorriefen.

Und nun zu Carl Friedrich Hermann. In Darmstadt vor 20 Jahren war's, wo zuerst der bescheidene Versuch gemacht wurde, eine pädagogische Section in's Leben

zu rufen. Hermann, aus innerster Seele jeder Zerstückelung des Einen grossen Ganzen der Wissenschaft abgeneigt, trat als entschiedenster Gegner in drei auf einander folgenden Sitzungen der Bildung dieser und jeder andern Section entgegen. Es war ein harter, heisser Kampf. Das Schicksal stellte mich, den jungen, damals schon von vielen Seiten angefeindeten Mann gerade ihm in der ersten Reihe gegenüber. Die Schlussabstimmung entschied für uns; da kam er ehrlich und fest auf mich zugeschritten, drückte mir die Hand mit sehr kräftigem Drucke und sprach: „Herr Doctor, ich ehre Ihre Ueberzeugung und die Art, wie Sie dieselbe vertheidigt; aber die Philologenversammlung haben Sie gesprengt!“ Damit liess er meine Hand nicht ganz sanft los. Ich entgegnete ruhig: „Wir hoffen sie nicht gesprengt zu haben, wir hoffen, dass sie erst jetzt ein rechtes Leben gewinnen werde!“

So lassen Sie mich denn, hochgeehrte Vers., an dies Vaticinium des noch gewiss in den Herzen Vieler von uns lebenden Hermann die kurzen Betrachtungen noch anknüpfen, welche ich an die Geschichte des Humanismus in Heidelberg anzuknüpfen mir vorgesetzt habe.

Das Vaticinium Hermanns ist nicht in Erfüllung gegangen. Neben der pädagogischen Section, die sich während der verflossenen Jahre eines besonders reichen und mannigfaltigen Lebens erfreut hat, haben sich noch eine Reihe anderer Sectionen gebildet, denen sich selbstverständlich je nach dem allgemeinen und dauernden, je nach dem vorübergehenden und localen Bedürfnisse wohl noch andere anschliessen werden. Die Philologie selbst, sie ist in jenen 20 Jahren wahrlich nicht zurückgegangen. Als Wissenschaft, das dürfen wir mit Zuversicht sagen, schreitet sie nach allen Seiten fort, erweitert, vertieft sie sich von Tag zu Tage, und kann wahrlich dreist auch in dieser Beziehung selbst allen den Wissenschaften als ebenbürtig zur Seite bleiben, welche erst in neuer und neuester Zeit entweder überhaupt entstanden sind oder doch erst Begriff und Wesen einer wirklichen Wissenschaft errungen, die einen aber wie die andern einen so wundergleichen grossartigen Aufschwung genommen haben, dass in ihnen das letzte halbe Jahrhundert allein mehr vorwärts gebracht hat, als alle die vorausgegangenen Jahrtausende zusammen! Aber selbst hinter diesen, den Naturwissenschaften steht, wie gesagt, die Philologie in ihrer Entwickelung als Wissenschaft nicht zurück. Aber freilich, ob sie damit nun auch ihre andere mehr praktische Seite ebenso wirksam und glücklich bewahrt, ob sie damit auch ihre pädagogische Aufgabe nach wie vor ebenso fest im Auge behält, ebenso vollständig löst, ob mit Einem Worte die Philologie auch noch Humanismus ist in der einstigen schönen Bedeutung des Wortes, das ist eine andere Frage!

Hochverehrte Vers.! Vergleichen wir die Philologie unserer Tage mit der Philologie der Humanisten des 15. und 16. Jahrhunderts, welch' ein gewaltiger Unterschied! Ich brauche Ihnen gegenüber das hier nicht ausführlich zu erörtern: die quantitative Erweiterung, die qualitative Erhöhung und Vertiefung derselben. Ich will nur daran erinnern, wie aus der alten einheitlichen Philologie nach und nach eine Reihe gleichberechtigter ebenbürtiger Töchter hervorgegangen sind, welche mit der Mutter sehr rüstig Schritt halten, denen man es nicht anmerkt, dass sie der Mutter so viele Jahrhunderte vorgegeben haben, wie man zu sagen pflegt. Nun also! wenn wir lediglich vom Standpunkte der Wissenschaft zurückblicken auf jene alten Humanisten, so können wir sagen, so müssen wir sagen: Es ist Alles mächtig vorwärts gekommen und auch wir haben es doch „herrlich weit gebracht“. So, um nur ein paar

Beispiele anzuführen, wie unendlich hoch vom rein wissenschaftlichen Standpunkte aus steht die strenge allseitige Exegese unserer Schulphilologen über der gemäthlichen *familiaris interpretatio* eines Melanchthon, den man doch mit Recht noch heut zu Tage als *praeceptor Germaniae* preist; und wenn ich vorhin Sylburg als das erste Muster eines methodischen, auf handschriftliche Ueberlieferung, Grammatik und Sprachgebrauch zugleich sich stützenden Kritikers rühmte, so zwingt die Gerechtigkeit einzugestehen, dass denn doch seine Kritik selbstverständlich hinter der Sicherheit, Klarheit und Consequenz weit zurückstehen muss, wie sie etwa seit 60 Jahren durch Wolf, Gottfried Hermann, Lachmann und Ritschl sich entwickelt hat, und wie man sie heut zu Tage eigentlich von jedem angehenden Jünger der Wissenschaft als etwas Selbstverständliches zu verlangen pflegt.

Aber dennoch, hochverehrte Vers.! meine ich, dass wir an dem Schicksal des Humanismus in Heidelberg einerseits, an der Eigenthümlichkeit jener alten Humanisten andererseits noch lernen und uns erbauen können.

Blicken wir zunächst auf das Schicksal Heidelbergs und seines Humanismus; da ist Ein Gedanke, der vor Allem an uns herantritt, der Gedanke, den wir mit dem alten Wort auf die Palme bezeichnen wollen: „*pressa resurgit!*“ So oft es auch aus zu sein schien mit „Alt-Heidelberg, der feinen, der Stadt an Ehren reich“, — immer ist sie von Neuem erstanden; so oft es auch aus zu sein schien mit ihrem Humanismus, — immer ist er wieder zu neuem Leben erwacht: und so ist es auch mit unserer Wissenschaft überhaupt gegangen, mit unserer Wissenschaft, der Philologie, welche das Höchste, was den Menschen erst zum Menschen macht, den göttlichen Odem des λόγος als *ratio* und *oratio* wie im Allgemeinen so in seinen vollendetsten Offenbarungen und Kunstschöpfungen insbesondere zum Gegenstande ihrer Forschung macht.

Seit die Philologie nach dem blossen unsichern Herumtasten der griechischen Philosophen und den anbahnenden Versuchen der ersten Alexandriner von Aristarchos dem Grossen, wie wir ihn mit Fug nennen dürfen, als Wissenschaft begründet worden ist, hat sie bereits dreimal weltgeschichtliche Erfolge errungen, Erfolge, welchen an Tragweite, Wirksamkeit und Dauer wenige an die Seite zu setzen sind. Zunächst, als ihr jener grosse Wurf gelungen, welchen man am besten mit den dankbar anerkennenden Worten des römischen Dichters bezeichnet:

„*Graecia capta ferum victorem cepit et artes*
Intulit agresti Latio.“

Denken Sie sich das römische Weltreich, denken Sie sich den kriegerisch zwingherrlichen Geist des römischen Volkes ohne den bildenden, sittlichenden Einfluss griechischer Wissenschaft und Kunst siegreich über die ganze Welt verbreitet —, die eine Hälfte seiner Aufgabe, das „*debellare superbos*“ und das „*regere imperio populos*“, würde er nicht minder wirksam erfüllt, die andern aber — „*parcere subjectis pacisque imponere morem*“ — schwerlich auch nur geahnt haben: die Barbarei und — was das Allerschlimmste — die organisirte Barbarei wäre schon damals über die Welt hereingebrochen, um einem neuen Lichte so bald nicht wieder zu weichen. Statt dessen hat Schwert und Pilum des römischen Kriegers dazu dienen müssen, was Meissel und Stylus des griechischen Künstlers hervorgebracht, unter Barbaren zu verbreiten. Und der grösste römische Feldherr und Staatsmann,

— „dess Name noch
bis heut' das Höchste in der Welt benennet,“

der „unter dem Schwirren der keltischen Geschosse und dem Schmettern der römischen Drommeten über lateinische Declination und Conjugation schrieb," und durch die Anwendung der griechischen Analogie auf die lateinische Grammatik Gesetzgeber auch auf dem Felde der Sprache wurde, — Julius Cäsar der Aeneade, ist er nicht der hervorragendste Vertreter des durch die griechische Cultur zugleich gebändigten und erhobenen Römergeistes? Ja, hätte dieser Geist Hellas vernichtet oder auch nur äusserlich unterjocht, statt dass er es in sich aufgenommen und wiedergeboren hat, er hätte nimmer seine letzte weltgeschichtliche Mission erfüllen können: dem neuen Lichtgeiste des Christenthums die Stätte zu bereiten. Aber nicht minder grossartig und segensreich ist der zweite Erfolg gewesen, welchen unsere Wissenschaft in jenem Zeitalter des Humanismus errungen hat, mit welchem wir uns im Eingange unserer Betrachtungen beschäftigten. Und was soll ich von ihrem dritten Erfolge sagen, der sie selbst zur „Alterthumswissenschaft" erhob, dessen Wirkung noch bis auf den heutigen Tag fortdauert und hoffentlich so bald noch nicht verschwinden wird, von jenem goldenen Zeitalter unserer deutschen Litteratur im vorigen und noch in diesem Jahrhundert, als Winckelmann das blöde Auge dem ungeahnten Glanze der hellenischen Kunst öffnete; als Lessing den lebendigen Geist des Aristoteles aus dem Grabe heraufbeschwor, um dessen falsches Gespenst zu bannen, das uns bis dahin neckte und irrte; als Schiller in innerlichster Aufnahme und freiester Wiedergeburt der griechischen Tragödie uns die neue, längst in Fleisch und Blut des gesammten Volkes übergegangene Kunstform des hohen deutschen Trauerspiels erschuf; als Goethe sein hellenisch olympisches Leben lebte, als — doch wozu sie nennen die Namen, welche Ihnen Allen gegenwärtig sind, wozu Bilder hervorrufen, welche lebendig vor Ihnen stehen?

Blicken wir zurück auf diese Erfolge, so schlägt uns Allen stolz und freudig das Herz. Und so denke ich denn, hochverehrte Vers.! es ist noch lange nicht aus mit uns, wenn man auch von gewissen Seiten wo nicht den Todtenschein uns ausstellt, doch auf unser Hinscheiden speculirt. Heisst es doch: „Wer früh und ohne Grund todt gesagt wird, lebt lange!" Und so denke ich, werden wir, das ist, wird unsere Wissenschaft noch lange leben, oder besser, sie wird leben bis ans Ende der Tage, und sie muss es — nicht um ihrer selbst willen, sondern wahrlich, um der Welt willen!

Man rühmt oft, wie herrlich weit wir es gebracht, im Gegensatz zu Alterthum und Mittelalter: man spottet wohl über die Feuersignale der Perser, die Aeschylos einst mit Bewunderung schilderte, gegenüber den elektrischen Telegraphen, welche in wenigen Augenblicken über die ganze Erde hin blitzen; man lächelt der Römerstrassen gegenüber den Eisenbahnen, — und wer wird den ungeheuren geistigen und materiellen Fortschritt der gesammten Menschheit in diesem Jahrhundert verkennen wollen!

Aber, verehrte Vers.! für das einzelne Menschenkind ist eine solche Zeit keineswegs immer ein Glück. Die Arbeiten und Mittel zum Leben, die Genüsse und Zerstreuungen des Lebens — das Alles ist jetzt so massenhaft, so hergeshoch angewachsen, das Alles fluthet und stürmt von allen Seiten so zwingend und lockend zugleich auf das arme Menschenherz ein, dass es nicht selten in Gefahr kommt, über all' den aufreibenden und verführenden Einzelheiten des Lebens dieses selbst, das ganze volle Leben, zu vergessen und zu verlieren. Und ich meine doch: „das höchste Gut des Lebens ist das Leben selbst" — nicht ein einzelnes Stück davon! Da nun, meine ich, thut's Noth, daran zu erinnern, dass all' jene Erfindungen und Vervollkommnungen der Mittel zum äussern Leben an und für sich

uns weder weiser noch besser noch glücklicher machen, ja uns nicht selten hinderlich sind, es zu werden; da thut's Noth, daran zu erinnern, dass diese vielgerühmte Bildung — mit Willen trete ich auf ihre Schattenseiten sonst nicht ein — nur zu häufig zwar weit und breit ausgespannt, aber weder tief noch fest gegründet, nur zu häufig eine äusserlich zum Schmuck angehängte, nicht innerlich in unser ganzes Wesen eingewachsene ist; da thut's Noth, daran zu erinnern, dass Menschenglück und Mannestugend auch heut zu Tage Niemandem von selbst in den Schooss fallen, sondern von jedem Einzelnen selbst erkannt, selbst erarbeitet und verdient sein wollen, um sie mit Gottes Hülfe wirklich zu erringen und zu geniessen. Und da, meine ich, thut's denn vor Allem Noth, dass wir zuweilen in jene einfachen, in jene harmonischen aus Einem Gusse gebildeten Zeiten zurückgehen, dass wir bei den Hellenen — die wahrlich uns gegenüber *ξεῖα ζώοντες* waren, wie ihnen selbst ihre Götter — jene *σωφροσύνη* lernen, welche im höchsten Glück sich vor der *ὕβρις* hütet, im höchsten Unglück ruhig zu dulden versteht, dass wir an jener altrömischen *virtus* uns erbauen, die gerade in ihrem letzten Todeskampfe gegen das sittenlose Cäsarenthum, welches Verblendung und Arglist auch unserer Zeit wieder als das neue Heil anpreist, noch auf's Herrlichste, der sinkenden Abendsonne gleich, aufleuchtete! Das wird der Geist sein — um ihn nur nach einer Richtung hin zu bezeichnen —, in welchem der altclassische Unterricht, doch nein, die altclassische Erziehung auf unsern Gymnasien gerade im guten Kampfe mit den allgemeinen und eigenthümlichen Irrthümern und Fehlern unserer Zeit zu ringen hat.

Aber freilich, hochverehrte Vers.! in dieser Beziehung muss die Philologie mehr sein als Wissenschaft: die Philologie eben nur als Wissenschaft zu pflegen ist lediglich demjenigen gestattet, der als Akademiker, als reiner Gelehrter und Forscher es ausschliesslich mit der Wissenschaft als solcher zu thun hat und daher vorzugsweise durch seine Schriften, durch sein gedrucktes Wort lehrt und wirkt. Wir Lehrer, Universitätsprofessoren wie Schulmeister — ich brauche das alte, leider in Verruf gekommene Wort mit vollem Bewusstsein und mit wahrem Stolze —, wir Lehrer haben nicht zu vergessen, dass wir zwar die wissenschaftliche Grundlage uns mit der gleichen Gewissenhaftigkeit zu geben und mit der gleichen Unermüdlichkeit, so weit möglich, auszubauen streben müssen, wie die glücklichen Akademiker, dass wir aber — die Universitätslehrer wie die Schulmeister — dabei zugleich die Pflicht und das Recht haben, die lebendigen Individuen, die lernende Jugend, dennoch als das erste und hauptsächlichste Object unserer Thätigkeit zu betrachten. Und zwar mag der Universitätslehrer sich gleichsam zu theilen versuchen zwischen der reinen und der angewandten Wissenschaft — um mich so auszudrücken —, er mag die eine Hälfte seiner Thätigkeit der Erforschung des wissenschaftlichen Objects, die andere der Bildung des lebenden und strebenden Subjects zuwenden; ja, er mag allenfalls dem Akademiker noch um einen Schritt näher treten und das lebendige Subject eben nur wissenschaftlich anregen und leiten, ihm selbst das Andere überlassend: — der Schulmeister aber, der diesen Ehrennamen verdient, soll und muss das lebendige Subject, seinen Schüler, über das Gedankenobject, die Wissenschaft stellen. Und dennoch soll und darf er die letztere nie und nimmer aus den Augen verlieren, muss er wenigstens für den Kreis der Schulphilologie mit selbständigem Urtheil ihren Fortschritten und selbst zum Theil ihren Irrwegen folgen, hat er aber andererseits oft „der Pflichten schwerste zu erfüllen", die Pflicht der Resignation, wenn die Früchte, die im einsamen Studirzimmer seine unverdrossene Arbeit gebrochen, für das Alter und den Bildungsgrad seiner Schüler ungeniessbar oder der Aufgabe der Schule selbst fremd sind.

Aber gerade hier liegt bei der unendlichen Ausbreitung und Vertiefung unserer Wissenschaft die immerwachsende Schwierigkeit ihrer schulmässigen, wirklich pädagogischen Verwendung. Kommen doch selbst die reinen Männer der Wissenschaft immer mehr in Gefahr, „den Wald vor lauter Bäumen nicht zu sehen;" ist doch längst — und zwar nicht bloss bei den „Schülern aller Orten" — vor der mikroskopischen Gründlichkeit einseitiger Detailforschung die frische, freie, fröhliche Massenlectüre der Alten, die Vertrautheit mit ihnen selbst und damit zugleich der lebendige Verkehr mit dem Alterthum im Grossen und Ganzen auf bedenkliche Weise zurückgetreten —, um nicht von der Beschränktheit derjenigen zu reden, welchen — mögen sie es auch nicht eingestehen — thatsächlich doch die ganze Alterthumswissenschaft lediglich in Textrecensionen, im Handschriftenvergleichen, im Emendiren und Conjecturenmachen besteht. Reinen Stubengelehrten, in Gottes Namen auch jenen Akademikern, welche nur dureh die Druckerpresse wirken, mag das weder verwehrt noch vorgeworfen werden: sie werden eben dadurch so recht, um ein Wort G. Hermanns anzuwenden, „gleichsam die Füsse, auf denen die Wissenschaft fortschreitet", und dieses Verdienst soll ihnen nicht geschmälert, vielmehr bestens verdankt werden. Aber wir Lehrer, die wir zunächst die leitenden Häupter der lernenden Jugend sein sollen, haben uns vor diesen Einseitigkeiten zu hüten, wollen wir nicht die altclassische Bildung der Jugend und damit die Welt der altclassischen Bildung, welche jener so Noth thut, gänzlich entfremden!

Man missverstehe mich nicht. Ich will wahrlich jene wissenschaftliche Grundlage des Lehrers nicht im Geringsten antasten, geschweige denn beseitigen: sie lässt sich absolut weder durch rednerische Phrasen, noch durch sogenannte pädagogische Praxis ersetzen; im Gegentheil, sie soll nach wie vor selbst in den Zöglingen unseres Gymnasiums — der Turnschule möglichst allseitiger geistiger Kraftübung —, wie deren Alter und deren Bildungsstufe es erheischt, aufgebaut werden, auf dass dieselben vor Allem mit Lust und Liebe streng und gewissenhaft arbeiten lernen. Und ferner: wir setzen diese wissenschaftliche Grundlage der Gymnasialbildung ganz besonders in eine tüchtige grammatische Bildung, wir machen mit voller Ueberzeugung jenes scharfe Wort Melanchthons zum unsrigen, jenes Wort in der berühmten „kursächsischen Schulordnung" von 1528, der Stammmutter aller übrigen: „kein grösser schade allen künsten mag zugefüget werden, denn wo die iugent nicht wol geübet wird ynn der Grammatica; denn wo solchs nicht geschicht, ist alles lernen verloren und vergeblich." — Aber freilich, Umfang, Methode und Ziel dieser Grammatik ist nicht nach den Forderungen der theoretischen Wissenschaft, sondern nach den Bedürfnissen der lernenden Jugend festzustellen, und auf jener wissenschaftlichen Grundlage überhaupt muss dann die eigentliche classische Erziehung selbst gebaut werden, welche ganz besonders durch die lebendige gegenseitige Wechselwirkung von Lehrer und Schüler in beiden Theilen jenen „*animus antiquus*" des Livius erzeugt, jenen *animus antiquus* im besten Sinne des Wortes, welchen wir als das höchste Ziel und den edelsten Gewinn unserer Gymnasialbildung betrachten und empfehlen möchten, jenen Geist der Selbsterkenntniss und Selbstbeherrschung, der die Dinge nach ihrem wahren Werthe abschätzt und den Schein vom Wesen zu unterscheiden weiss, jenen Geist mit seiner maassvollen Ruhe und Festigkeit, mit seiner Klarheit des Bewusstseins, dass in diesem ewigen Wechsel und Kreislauf, in diesem ewigen Drängen und Treiben denn doch ein Jeder nur auf sich selbst stehen, ein Jeder sich selbst den Grund seiner äussern Stellung und seines innern Glückes legen muss.

Gerade in dieser Beziehung nun können jene alten Humanisten, deren Einige ich in flüchtigem Umriss Ihnen vorhin zu zeichnen versuchte, uns modernen Philologen als Muster und Vorbild dienen. Ja, die waren ganze Menschen, wie die Alten selbst, welche sie verehrten; die wussten und fühlten sich Eins mit dem Alterthum und ihren darauf gerichteten, zugleich aber frisch ins Leben eingreifenden Studien; in diesen, in der Begeisterung zu lehren und zu bekehren, in dem Bewusstsein und Erstreben eines hohen sittlichen Zieles fühlten sie sich glückselig selbst in der oft schweren Drangsal und Noth der Zeiten: Denken und Handeln, Lehre und Leben war bei ihnen aus Einem Gusse, und dieses Evangelium zu verbreiten, sein Reich zu mehren, das war der Beruf, welcher sie ganz erfüllte ohne Nebenabsicht und Hintergedanken!

So müssen denn auch heut zu Tage gerade wir Lehrer-Philologen in unserer Wissenschaft und deren pädagogischer Anwendung unsere Welt finden: die Philologie, soll sie nicht ihre hohe erzieherische Aufgabe einbüssen, muss wieder Humanismus werden. Wir müssen daher nicht nur an den Kopf, sondern auch an das Herz der Schüler uns wenden, wir müssen nicht nur dem Verstande, wir müssen auch dem Gemüthe, wir müssen selbst der Phantasie unserer Gymnasialjugend das Alterthum und zwar nicht im Allgemeinen, sondern das Alterthum vorzugsweise in seinen ethisch bildenden, in seinen dem jugendlichen Geiste gerade angemessenen Richtungen, in seiner sittlichen Grösse und seiner poetischen Schönheit erschliessen und nahe bringen. Dieses ideale Alterthum muss in den Zöglingen der Gelehrtenschulen aufgehen, in Fleisch und Blut von ihnen aufgenommen werden. Gelingt es uns nicht zu bewirken, dass diese Knaben und Jünglinge wirklich schwärmen für die Götter- und Heldenwelt Homers, dass sie sich mit Rührung versenken in die religiös naive Weltanschauung und den frommen Patriotismus Herodots, dass sie gleichsam selbst theilnehmen an dem Hinaufzuge der kecken hellenischen Landsknechte in die Ebene Babylons, an den Kämpfen und Abenteuern ihrer Heimkehr; gelingt es uns nicht, diese Gymnasialjugend so in das lebendige Verständniss und den wirklichen Genuss einer Sophokleischen Tragödie oder einer Ciceronischen Rede einzuführen, dass sie davon einen Eindruck für's Leben mitnehmen — dann wird es uns auch mit aller Theorie und mit allen schönen Anpreisungen der „Fürtrefflichkeit der alten Classiker", trotz aller bestehenden Gesetze und Verordnungen, nicht gelingen, auf die Dauer die altclassische Bildung als die Grundlage der höheren Menschenbildung überhaupt festzuhalten und zu behaupten. Es wird dann, wie es bereits in manchen Nachbarländern geschehen ist, ein Zurückdrängen dieser Bildung auf längere oder kürzere Zeit stattfinden, — doch gewiss nicht auf immer. Unsere Wissenschaft, welche als solche auch in diesem Falle gleichermaassen im Kreise der Gelehrten sich fortpflanzen würde, wie so manch' andere ihr verwandte, unsere Wissenschaft würde früher oder später auch als Kunst und Praxis der Pädagogik ihre Wiederauferstehung erleben. Doch, dass sie in dieser allgemeinen Wirksamkeit überhaupt einmal aufgehört hätte, würde die Nachwelt — und nicht mit Unrecht — uns Schuld geben, denn „wo immer die Kunst verfällt, ist sie durch die Künstler verfallen!"

Aber, hochverehrte Vers.! das ist nicht zu befürchten. Ueberblicken wir gerade die Geschichte der Philologenversammlungen seit nunmehr einem Vierteljahrhundert, so werden wir sagen müssen: „Hier ist angebahnt jener Uebergang der wissenschaftlichen Philologie in den ethisch-pädagogischen Humanismus," — womit man eben, wie wir sahen, unsere Aufgabe am kürzesten und einfachsten bezeichnen dürfte. Ja gewiss, es wird diese Welt des Alterthums ein ewiger Jungbrunnen bleiben für uns und alle

Zukunft, ein Jungbrunnen, in welchem alternde blasirte Zeiten erfrischt, schwächlich unthätige gekräftigt, romantisch zerfahrene ernüchtert, materiell genusssüchtige gereinigt werden, und es gilt nur Entschluss und Muth, in diesen Jungbrunnen unterzutauchen. Solche Befähigung gerade in den Besten und Höchstgebildeten unseres Volkes zu wecken und zu unterhalten, ist unsere Aufgabe, ist unsere weltgeschichtliche Mission, welcher wir uns nicht ohne schwere Verantwortlichkeit entziehen dürfen, um etwa im einsamen Studirkämmerlein ein beschaulich wissenschaftliches Stillleben zu führen. Diese Aufgabe zu erfüllen, dazu gehört freilich Lust und Kraft, Ausdauer und Geduld, es gehört, um es kurz zu sagen, das ganze, das volle Leben dazu; und auch für uns hat in dieser Beziehung der deutsche Dichter gesungen:

„Und setzet Ihr nicht das Leben ein,
Nie wird Euch das Leben gewonnen sein!"

Und dieses Leben, hochverehrte Vers.! dies gemeinsame Leben der wissenschaftlichen Philologie und des pädagogischen Humanismus ist ganz besonders in unseren Versammlungen gepflegt worden. Es ist dieses Leben noch in den trockenen Blättern der gedruckten Verhandlungen zu verspüren, wenn man sie nach langen Jahren flüchtig durchläuft; ganz anders aber weht und webt es in diesen Versammlungen selbst. Wer immer an einer oder an mehreren derselben persönlich Theil genommen, wird, was er einst mitgebracht, selbst in der schwachen späten Erinnerung nicht entfernt vergleichen wollen mit jenem unbedeutenden Widerhall, den er davon in den gedruckten Verhandlungen gefunden.

In 23 Versammlungen hat dieses Leben der Philologie und des Humanismus immer reicher und frischer sich entfaltet. Möge mit Gottes Hülfe auch unsere 24. Versammlung einen Hauch dieses Lebens in ihrer Mitte entstehen lassen!

Quod felix faustum fortunatumque siet! —

Ich erkläre die 24. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner für eröffnet. —

Ich würde nun zunächst Herrn Dr. Knies, Director des Oberschulraths, ersuchen, gefälligst seine Begrüssung vorzunehmen.

Dr. Knies:

Meine Herren! Nach dem Auftrage des Herrn Präsidenten des Ministeriums heisse ich Sie im Namen der grossherzoglichen Regierung herzlich willkommen. Wir bringen den Vertretern der wissenschaftlichen Forschung und des Lehrstandes, wie sie sich in Ihrer Versammlung zusammengefunden haben, eine aufrichtige Hochschätzung dar. Dass Sie zusammengetreten sind gerade in dem jetzigen Zeitpunkt hier zu Lande, hat für uns das besondere Erfreuliche, dass es zusammenfällt mit einer Zeit, in welcher eine Reihe von Maassregeln zur Förderung der altclassischen Studien theils vollendet, theils der Vollendung nahe geführt sind. Sie werden hoffentlich den Beleg dafür bieten, dass auch die gegenwärtige Regierung Badens es sich zu einer ernsten Lebensaufgabe gemacht, die Förderung der humanistischen Studien hier wie an der andern Universität nicht aus dem Auge zu verlieren. Ich füge aus eignem Namen hinzu einen gleichen Glückwunsch des grossherzoglichen Oberschulraths, derjenigen Landesbehörde, welcher die Leitung und Verwaltung des Unterrichts anvertraut ist. Wir fühlen uns im voraus durch die Verhandlungen dieser Versammlung nach jeder Richtung unserer Thätigkeit gefördert, welche vor allen übrigen dazu geeignet ist, eine bewusste Vertreterin einer höheren allgemeinen Bildung zu sein. Mögen Ihre Verhandlungen, meine Herren! für uns, für unser Land und in unserem Volke vor Allem die eine hoch will-

kommene Spur hinterlassen, dass sie die Werthschätzung der altclassischen Studien, der freien akademischen Forschung und des wissenschaftlichen Unterrichts an unseren Mittelschulen und im Volke neu auffrischen und festigen! —

Präsident:

Ich lade den Herrn Bürgermeister Krausmann ein, gefälligst das Wort zu ergreifen.

Krausmann:

Hochverehrte Vers.! Gestatten Sie auch mir die Ehre, Sie im Namen der Stadt und ihrer Bürgerschaft freundlich zu begrüssen und herzlich willkommen zu heissen. Die Stadt Heidelberg fühlt sich sehr geehrt, der ausgewählte Ort zu sein, an dem die 24. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner tagt, an dem so viele Männer der Wissenschaft sich zusammenfinden. Heidelbergs Bürger freuen sich sehr Sie hier zu sehen; denn sie ehren und achten die Wissenschaft, weil sie wissen, dass mit ihrer treuen Hülfe durch Wort und Schrift das deutsche Volk zum Lichte, zur Wahrheit und zur Freiheit geführt wird. Mögen deshalb, hochgeehrte Herren! Ihre Bestrebungen von dem schönsten Erfolge gekrönt sein, möge Ihnen aber auch der Aufenthalt in der freundlichen Neckarstadt und in der Pfalz ein so angenehmer sein, dass Sie an die Stadt und ihre Bürgerschaft eine freundliche Erinnerung bewahren! Mit diesem Wunsche, meine Herren! habe ich noch einmal die Ehre Sie freundlich und herzlich willkommen zu heissen. —

Präsident:

Ich ersuche seine Magnificenz den Prorector Herrn Professor Kirchhoff, gefälligst das Wort zu nehmen.

Prof. Kirchhoff:

Meine Herren! Ich habe die Ehre, im Namen der Heidelberger Universität Sie willkommen zu heissen und ihnen den Dank dafür auszusprechen, dass Sie Heidelberg zum Ort für die diesjährige Versammlung gewählt haben. Zu dieser Wahl mag Sie in erster Linie die reizende Umgebung und die bequeme geographische Lage der Stadt bestimmt haben; aber auch wohl darf die altehrwürdige Universität sich schmeicheln, einige Anziehungskraft auf Sie geübt zu haben. Der Ruperto-Carolina gereicht es zur Ehre und Freude, zur Förderung Ihrer Interessen und Zwecke Ihnen darbieten zu können, was sie vermag. Mögen Sie in jeder Beziehung hier finden, was Sie zu finden hofften! —

Präsident:

Ich lade den Herrn Dr. Oncken ein, das Wort zu ergreifen.

Dr. Oncken:

Hochgeehrte Versamml.! Der historisch-philosophische Verein dieser Stadt hat sich beehrt, Ihnen eine Festschrift zu überreichen und hat mich beauftragt, diese Festschrift Ihrer Nachsicht und ihn, den Verein selbst und seine Sache, Ihrem Wohlwollen zu empfehlen. Der Verein ist noch sehr jung, er zählt seine Lebensdauer nach wenigen Semestern, sein Wollen und sein Vollbringen ist nach aussen hin bisher vollständig unbekannt gewesen. Es fehlt daher dem Namen, den Sie auf der Festschrift sehen, der Klang der von selbst einführt und den nur eine langjährige durch unverdrossene Arbeit fortgepflanzte Ueberlieferung einem wissenschaftlichen Verein zu geben vermag. Darin lag der Grund, weshalb der Verein es für geboten hielt, seine Gabe durch eine kleine Ansprache bei Ihnen einzuführen. Der Verein bittet Sie um Ihre Nachsicht für die Festschrift. Sie ist im eigentlichsten Sinne des Wortes eine Gelegenheitsschrift. Der Gedanke ist rasch erfasst, der Plan rasch entworfen und aus-

geführt worden, und ich zweifle daran nicht, in der Festschrift selbst werden Ihnen Spuren genug diese rasche Entstehungsweise verrathen. Allein die Festschrift läge so nicht vor, wenn nicht Verfasser und Verleger mit Liebe zur Sache, mit Freudigkeit und Ernst zusammengewirkt hätten, wenn mit Einem Worte die Gesinnung nicht in ihnen rege gewesen wäre, welche jedem Geschenk gerade den Werth, den eigentlichen Werth eines Geschenkes und das Anrecht auf freundliche Aufnahme gewährt. Der Verein bittet um Ihr Wohlwollen für sein Streben. Er hofft auf die Gewährung dieser Bitte, weil er sich mit seinem Streben verwandt fühlt dem Streben dieser grossen Philologenversammlung. Wohl ist er zusammengesetzt aus den verschiedensten Elementen, wohl entlehnt er die Gegenstände seiner Verhandlungen aus den verschiedensten Gebieten; soweit aber in dieser Verschiedenheit eine Einheit möglich ist, soweit wird dieselbe durch die gemeinsame Basis der Alterthumswissenschaft, der Alterthumswissenschaft in allen ihren Zweigen, gebildet. Wie weit durch unser Thun die Wissenschaft fachmässig gefördert wird, darüber bestehen in unseren eignen Kreisen verschiedene Ansichten; aber wir glauben das Eine mit vollkommener Klarheit und mit vollkommen einmüthigem Bewusstsein anzustreben, wir glauben mitzuarbeiten bei der grossen Aufgabe, das classische Alterthum zu befestigen in dem modernen Geiste, das classische Alterthum mehr und mehr einzubürgern und heimisch zu machen innerhalb der Atmosphäre der heutigen Bildung. Nehmen Sie in diesem Sinne unsere Gabe, wie sie gegeben wird, freundlich und mit Wohlwollen auf! —

Präsident:

Wir beginnen nunmehr, verehrte Vers.! unsere eigentlichen Geschäfte und haben zunächst zur Bildung des Bureaus zu schreiten.

Das Bureau wird gebildet aus folgenden Mitgliedern:

1. Dr. Oncken, Privatdocent in Heidelberg,
2. Dr. Riese, „ „
3. Dr. Alb. Müller, Lyceallehrer in Hannover,
4. Dr. Bessler, Lyceallehrer in Darmstadt.

Hierauf erfolgt eine Mittheilung des Präsidenten, dass der in Hannover zum zweiten Vicepräsidenten gewählte Herr Director Cadenbach wegen eines langdauernden Halsübels verhindert sei, an der Versammlung Theil zu nehmen und dass auf seinen Antrag der College desselben, Hr. Prof. Löhle, als sein Stellvertreter einberufen worden sei und an den vorbereitenden Arbeiten des Präsidiums regelmässig Theil genommen habe. Von demselben sei auch die Begrüssungsschrift des Lyceums „*de Aristophanis fabula, quae inscribitur Aves*“ abgefasst worden. In der Versammlung selbst werde ein anderer College des Hrn. Directors, Hr. Prof. von Langsdorff, die Stelle eines zweiten Vicepräsidenten vertreten.

Nachdem dann eine Reihe von Eingängen von Hr. Dr. Oncken verlesen sind, spricht auf Antrag des Präsidenten die Versammlung dem in ihrer Mitte weilenden Geheimerath Gerhardt aus Berlin ihre Theilnahme in Bezug auf sein vor wenigen Wochen gefeiertes 50jähriges Doctorjubiläum durch Erheben von den Sitzen aus.

Hr. Prof. Stark ergreift dann das Wort, um der Versammlung im Namen des durch Unwohlsein behinderten Hofraths Gervinus eine die Ausgrabungen in Griechenland betreffende Angelegenheit an's Herz zu legen. Nachdem Redner bedauert, dass diese Ausgrabungen bis jetzt leider immer nur einen sporadischen Charakter gehabt, führt er aus, wie, während das griechische Volk, welches naturgemäss am ersten sich dafür interessiren müsste, jetzt andere

Aufgaben zu verfolgen habe, es im Interesse der ganzen gebildeten Welt liege, dass hier einmal Etwas geschehe. In der letzten Zeit habe sich nun zu Athen ein Comité zu dem Zwecke gebildet, um mit der Eröffnung zusammenhängender grosser Ausgrabungen mit einem bedeutenden Capital und unter Leitung wissenschaftlicher Kräfte vorzugehen. Dieses Comité habe jetzt den Wunsch zu erkennen gegeben, die Versammlung möge sich darüber aussprechen, in wie weit sie die Bestrebungen desselben als förderlich erkenne und vor Allem die Wege bezeichnen, auf welchen ein solches Unternehmen gefördert werden könne.

Redner stellt zum Schluss den Antrag, diese Angelegenheit der archäologischen Section zur Begutachtung und Berichterstattung am nächsten Samstag zu überweisen.

Zugleich macht er darauf aufmerksam, dass dieselbe Gesellschaft zu eben dem Zwecke eine Lotterie veranstaltet habe, in der jedes Loos zu drei Franken angesetzt sei.

Präsident will annehmen, dass, wenn Niemand dagegen das Wort ergreift, die Versammlung mit dem Vorschlage einverstanden sei.

Wäre angenommen.

Auf Ersuchen des Präsidenten beantragt Rector Eckstein dann, die Commission behufs Wahl des nächstjährigen Versammlungsortes in gewohnter Weise zusammenzusetzen. Mitglieder waren die Herren Prof. Dr. Hassler, Wagner, Eckstein, Fleckeisen, Halm, Ahrens und Grotefend.

Wird angenommen.

Präsident:

Ich ersuche nun den Hrn. Prof. Fritzsche aus Leipzig für den ersten von ihm angekündigten Vortrag das Wort zu ergreifen.

Hochansehnliche Versammlung

„*Tityre, tu patulae recubans sub tegmine fagi!*“ — Wie Mancher von uns, wie Mancher unserer in Gott ruhenden Väter hat so gerufen auf den Höhen der deutschen Universitätsstadt, die uns heute gastlich empfängt!

Aber es ist nicht nur die entzückende Umgebung, welche hier in Heidelberg uns Freunde der Natur in die Idylle selbst hinein versetzt, nein — uns Philologen, uns, die Träger der Humanität, uns, die Vermittler der antiken und modernen Poesie, erinnert es auch heute, hier in „Helios goldenem Licht“ an zwei deutsche Idyllendichter, an zwei Verehrer, Uebersetzer, Jünger des alten Idyllendichters Theokrit, an Johann Heinrich Voss, den Sänger der „Luise“, und an Johann Peter Hebel, den Sänger der „Wiese“, die beide ein und dasselbe Jahr (1826), den Einen, den markigen Sohn des Nordens, am ersten Frühlingstage, hier in Heidelberg, den Andern, den milden Pflegling der Arethusa vom Feldberge, am ersten Tage des Herbstes, dort im benachbarten Schwetzingen, aus den von ihnen in so manchem Liede verherrlichten irdischen Gefilden hinaufrief in die himmlischen Gefilde.

Dem Andenken dieser Beiden möchte ich heute einen Epheukranz weihen, *ἐμπλέξας καλύκεσσι καὶ εὐόδμοισι σελίνοις*[1]). Und es scheint mir nicht ungeeignet, wenn ich zu Ehren jener deutschen Idyllendichter heute hier Ihre geneigte Aufmerksamkeit für einige Minuten auf den Vorgänger von Beiden, auf Theokrit, zu richten bitte.

Erwarten Sie, meine Herren, nicht eine lange Abhandlung, die über den Gegenstand leicht zu schreiben, heute aber nicht am Platze wäre. Im Gegentheile erfüllt mich die Hoff-

1) Theokr. 3, 23.

nung, dass die geehrten Fachgenossen und Mitarbeiter es nicht als flüchtige Oberflächlichkeit betrachten werden, wenn ich absichtlich den Stoff concentrire, mich mit gewissen Andeutungen begnüge und jeden Schein von Polemik zu vermeiden suche. Denn soll unsere deutsche Wissenschaft gedeihen und diejenige Würde behaupten, die sie bis jetzt so ehrenvoll behauptet hat, so muss auch in ihr wie in den deutschen Landen Engherzigkeit schwinden und kleinlicher Sinn, und vielmehr Eintracht herrschen und herzliches Entgegenkommen.

Gestatten Sie mir darum, dass ich hier öffentlich allen Denen danke, die von der Ostsee bis zu den Alpen in Rede und Gegenrede meine eigenen Studien treulich gefördert haben, und lassen Sie uns nun einmal gleich dem Wanderer, der rastet — es sind ja Ferien — von der bereits erstiegenen Höhe zurückblicken auf die ganze schöne vor uns ausgebreitete Flur.

Fragen wir also: Worauf gründet sich der Ruhm Theokrit's als bukolischer Dichter? Wodurch wurde er der Liebling und das Muster der Nachwelt? Wesshalb konnte Longin (subl. 33, 4) von ihm sagen: „*Θεόκριτος ἐν τοῖς βουκολικοῖς εὐτυχέστατος*," jedoch mit dem Zusatze: „*πλὴν ὀλίγων τῶν ἔξωθεν*"?

Um hierüber zur Klarheit zu gelangen, müssen wir nach Ausscheidung der anerkannt unächten Gedichte und der mimischen Pharmaceutriae uns auf die ersten zehn Gedichte beschränken, die Virgil selbst in der Zahl nachgeahmt hat. Denn sonst hätte er nicht, vielleicht in Hinblick auf eine missverstandene Stelle (Theokr. 8, 62)[1]) die zehnte Ekloge mit den Worten begonnen: *Extremum hunc, Arethusa, mihi concede laborem.*

Theokrit, dessen Blüthe sicher um das Jahr 260 v. Chr. fällt, gehört wie seine Zeitgenossen, Callimachus, Apollonius, der ihm innig befreundete Aratus, der alexandrinischen Schule an. Er ist Kunstdichter, nicht Naturdichter, nicht ein harmloser Schäfer am Aetna, wie ein philologischer Dilettant noch jüngst alles Ernstes behauptet hat. Er ist ein Kind seiner Zeit, deren Einflüssen er zwar nicht völlig widerstehen konnte, deren Gutes aber, wo er es fand, er mit Glück (*ἐπιτυχής*) auszubeuten wusste.

Denn zu Ehren kam er nicht als Hofdichter in Syrakus (Id. 16) oder Alexandrien (Id. 17); unsterblich wurde er auch nicht als erotischer Dichter (Id. 12. 29. anecd. Bergk. Hal. 1865) oder als Epiker (Id. 24. 25); wohl aber wurde er Epoche machend durch das bukolische Gedicht, welches er für uns wenigstens in die Litteratur einführte, wenn auch schon seit Stesichorus der reiche Gehalt des poetischen Stoffes erkannt, gewürdigt und theilweise benutzt worden war.

Stellen wir uns Theokrits Lebenszeit lebhaft vor Augen! Mit dem Untergange von Griechenlands politischer Bedeutung waren zwei der grössten Triebfedern aller wahren Poesie aus Hellas verschwunden, die volle Liebe für das Vaterland und die religiöse Begeisterung. Der Mangel oder die Kahlheit des öffentlichen Lebens führt aber hin zur beschaulichen Betrachtung des Stilllebens und seines Friedens. So mehrte sich in der Zeit der Ptolemäer jener Hang zu Schilderungen häuslicher oder innerer Zustände, die wir als Genrebilder bezeichnen können, und die zu dem Schönsten und Lieblichsten gehören, was über-

---

1) Auch Köchly, de Theocr. carm. in stroph. rest. p. 18, hält den Vers *τὰν πνμάταν* — als ächt fest. Uebrigens vgl. Serv. in Verg. Ecl. p. 96 Lion. „*sane sciendum, septem eclogas (Vergilii) esse meras rusticas, quas Theocritus decem habet.*"

haupt die alexandrinischen Dichter uns hinterlassen haben. Nun aber zog sich wirklich noch eine mächtige Ader von Poesie hin an den Höhen des Aetna, in der *πολύμηλος Σικελία*, und in den gesegneten Fluren Grossgriechenlands. Dort waltete wirklich noch eine *Μοῦσα*, die *Μοῦσα βουκολικά*. Und wie Aristoteles das Wesen der Poesie in die Nachahmung setzt, so machte es sich Theokrit zur Aufgabe, jenes stille Leben der Hirten künstlerisch darzustellen, deren ruhiges, friedliches Treiben gegen den Kriegstumult, der Sicilien und Unteritalien durchtobt hatte, in der That einen Contrast bildete, der mit Bewusstsein sich wenigstens einigemal ausspricht, wenn auch nicht so entschieden wie in Horazens „*beatus ille* —". Theokrit kennt den Unterschied von „Stadt und Land" im beliebten Sinne der Neueren[1]). Ja das *dolce far niente*, das Virgil'sche „*tu patulae recubans sub tegmine fagi*" ist klar ausgesprochen, z. B. in der siebenten Idylle (v. 69): *καὶ πίομαι μαλακῶς* — oder ebendaselbst (v. 88) in den Worten: *τὺ δ' ὑπὸ δρυσὶν ἢ ὑπὸ πεύκαις ἁδὺ μελισδόμενος κατεκέκλισο* (woher Virgil sein „*recubans*" hat), *θεῖε Κομᾶτα*[2]).

Was also der Dichter giebt, sind *εἰδύλλια*, keineswegs Idyllen im jetzt üblichen, sondern Idyllen im griechischen Sinne des Wortes: in sich abgeschlossene Kleinbilder, bei denen wir hie und da an Werke der plastischen Kunst erinnert werden, wie diess Herr Bücheler[3]) sehr treffend ausgeführt hat.

Verhältnissmässig sind diese Gedichte klein. Denn *μέγα βιβλίον μέγα κακόν*. Je kleiner aber das Ganze, desto bedeutender wird unter der Hand des Künstlers die Wirkung jedes Einzelnen; desto weniger soll und darf die Aufmerksamkeit zerstreut werden.

Halten wir diess fest, so können wir bei einer Prüfung der bukolischen Dichtungen sagen, dass Theokrit nicht gross ist durch die Originalität seines Schöpfergeistes, wie Homer, der den Hellenen ihre Götter schuf; nicht gross durch die Universalität seiner Weltanschauung, wie Aeschylus; nicht gross durch die Idealität seiner Gestalten, wie Pindar, sondern dass er **glücklich ist — *ἐπιτυχής* — in der Einfachheit, in der Treue, in der Innigkeit, die er seinen Dichtungen eingehaucht hat, und in der richtigen Benutzung der einfachsten von der Natur gegebenen Mittel und Verhältnisse, durch welche er seinen Dichtungen Anmuth verleiht.**

Ins Auge springt uns zuerst die **Form.** Was also das **formelle** Gebiet betrifft, so war schon die Wahl des epischen Hexameters[4]) ein glücklicher Griff. Sprache und Rhythmus treten in ihm, wohlberechnet für den aufmerksamen Hörer oder Leser in ihr volles Recht[5]),

---

1) Vgl. Id. 7, 2. 7, 24. Das unächte Gedicht 20 (20, 4 und 20, 31) kommt hier nicht *in censum*, eben so wenig Id. 5, 78 nach der von mir ed. II. geschützten Lesart. Bernhardy freilich, dem Mörike und Notter p. 13 folgen, sagt in seiner Litteraturgeschichte: „Theokrit weiss um keinen Unterschied zwischen Stadt und Land."

2) Vgl. auch Id. 7, 133 — *ἐκλίνθημεν*.

3) Bücheler im Rhein. Mus. XV. p. 454 flg. Vgl. besonders Id. 7, 6.

4) Dass einmal, Id. 8, 33, das elegische Versmaass eingewebt ist, verräth in meinen Augen das Haschen nach Neuem und den Alexandriner. Die Distichen in der Klage der Andromache bei Eurip., Andr. 103 flg., scheinen mir einer anderen Beurtheilung zu unterliegen. Oder schwebten sie dem Theokrit vor, wie so manches Euripideische (vgl. meine erste Ausg. des Theokrit p. 236)? Eben so „alexandrinisch" ist der Dialog, Id. 22, 54 flg., wo Homer *τὸν δ' ἀπαμειβόμενος* — gesagt hätte.

5) Denn für Hörer oder Leser sind die Idyllen geschrieben, nicht als Mimen zur Aufführung, wie Einige meinten.

und der Natur der Sache gemäss lässt der Dichter die Hirten der dorischen Landschaft auch im dorischen Dialekte reden.

Ἁδύ τι τὸ ψιθύρισμα καὶ ἁ πίτυς αἰπόλε τήνα,
ἃ ποτὶ ταῖς παγαῖσι μελίσδεται —.

Schon der reiche volle Laut dieser Mundart hat etwas Anziehendes. Diess war ein angenehmer Contrast für den in der abgeschwächten *διάλεκτος κοινή* erzogenen Alexandriner. Noch grösser aber war diese Wirkung jener klangvollen dorischen Formen, wenn wir annehmen — was mir zur Ueberzeugung geworden ist —, dass zu Theokrits Zeit der Itacismus, das Symbol der kriechenden Knechtschaft, schon vielfach herrschend war. Gegenüber dem servilen *tin mitera* klang also das frische dorische *τὰν ματέρα* doppelt hell.

Aber dieser Dorismus ist nicht durchweg der rohe, breite Dialekt der sicilischen oder unteritalischen Landbewohner[1]), wie etwa der der Lakonen, über den sich der feine Attiker Aristophanes lustig macht, — es ist vielmehr, wie die Prüfung der Handschriften zeigt, ein gelehrter[2]) Dialekt, mit erstaunlichem Geschick behandelt, gehoben und veredelt durch die Einflechtung zierlicher glatter epischer Formen.

Denn wie für die alexandrinischen Epiker insgesammt, so ist auch für Theokrit Homer der lebendige Born, aus dem er schöpft, an dem er sich erquickt. Die gewinnende Einfachheit und Durchsichtigkeit der homerischen Diction überhaupt hat er sich angeeignet. Die schlichtesten Epitheta, wie *καλός*, *ἁδύς*, sind die häufigsten bei ihm. Ja selbst die einzelne Form des Wortes weiss er kunstvoll für den bemessenen Raum zu benutzen, und macht so durch den leichten Schwung des beliebten Daktylus den Vers flüchtig und doch markirt, indem das an sich schwere dorische Wort ein Gegengewicht erhält.

Das schwere dorische Wort — sagte ich. Erlauben Sie, meine Herren, mir hier nur eine grammatische Bemerkung. — Die den gebildeten Zeitgenossen Theokrits sattsam bekannte homerische Sprache enthält eine so grosse Anzahl alter, sogenannter dorischer Formen, dass nach Abzug der leicht erkennbaren specifisch dorischen Endungen und Wandlungen — *ἐργαξῶ*, *καθιξῶ*, *μελίσδομαι*, *τράφω* u. s. w. — die Dorismen des Theokrit dem Homeriker vielfach als alte Bekannte erscheinen mussten[3]), z. B. die Pronominalformen *ἐμεῦ*, *μεῦ*, *σεῦ* für *ἐμοῦ*, *σοῦ* — *τοί*, sogar *τεῖν*, für *σοί* — *ἁμός* und *ὑμός* für *ἡμέτερος*, *ὑμέτερος*, die Contractionen in *πονεύμενος*, *αἰρεύμενος*, (*ἐργάζεν*) — *ποτί* für *πρός* — *ποτιδέγμενος* und so fort, um das jetzt freilich von Imm. Bekker aus Homer constant entfernte *μάν* für *μήν* nicht zu erwähnen.

Doch hüten wir uns, in Einzelnheiten zu gerathen! Wie aber nun Theokrit seinen Hexameter formirt mit den gehäuften Cäsuren, namentlich der bukolischen Cäsur, das entspricht sicher dem wirklichen Liede der Hirten. Gleich einem Echo in den Bergen

---

1) Ich kann mich hier nur auf meine Abhandlung *de poet. Gr. buc.* p. 24 und das in der ersten Ausgabe des Theokrit p. 16 Gesagte beziehen. Weiteres im dritten Bande der jetzt erscheinenden grösseren Ausgabe.

2) Gelehrter Dialekt, wie Id. 12 der ionische, Id. 28, 29 und im *anecdot. Bergk.* 1865 der aeolische Dialekt.

3) Deshalb konnten die Grammatiker immerhin die Dorismen Theokrits zum Gegenstande ihrer Erklärungen machen. S. bes. Ahrens, tom. II. p. XXVII flg.

erschallt im vorletzten Fusse des Hexameters dasjenige Wort wieder, mit welchem der Vers angehoben:

Ἄρχετε βουκολικᾶς, Μοῖσαι φίλαι —
ἄρχετ' ἀοιδᾶς.

Endlich ist es ein charakteristischer Zug der Wirklichkeit, auf den uns die kunstvoll gebauten Strophen hinweisen mit dem Gleichklange der Worte, mit dem wiederkehrenden Schaltverse und mit der Symmetrie in Wechselrede und Wechselgesange. Das hat, wie so vieles Andere hier einschlagende, gerade in Betreff der schwierigsten Stellen unser hochverehrter Präsident so kunstverständig und gelehrt dargethan, dass ich darauf verzichte, der geehrten Versammlung darüber noch ein Wort zu sagen.

Weilen wir aber nicht länger bei dem Gewande, in welchem die Bukoliker auftreten. Betrachten wir noch aus einigen Gesichtspunkten die Dichtung in ihrem **Kern** und **Wesen.**

Die bukolische Idylle sollte ein kleines Gedicht sein. Je weniger Umfang aber das Ganze hatte, desto mehr musste es in sich abgeschlossen, desto mehr musste jeder Gedanke, jedes Wort bedacht und erwogen sein, so jedoch, dass Niemand die Berechnung ahnte.

So sehen wir bei Theokrit das Unnöthige möglichst vermieden, sehen sehr wenig von dem gelehrten Wesen, was uns z. B. bei Apollonius Rhodius lästig wird; ähnlich wie bei den Römern Tibull im Gegensatz zu dem gelehrten Properz uns vergessen macht, wie er sich gerade in den schönsten Stellen an die Griechen anlehnt.

Durchzublicken scheint mir aber doch der Alexandriner in dem Schlussgesange des verliebten Hirten der dritten Idylle, wo Theokrit bei Aufzählung glücklicher Liebhaber die Mahnung der Corinna vergass, welche jene dem jungen Pindar gab: *οὐ χρὴ σπείρειν τῷ θυλάκῳ, ἀλλὰ τῇ χειρί.* Den unverkennbaren Alexandriner aber finde ich in der siebenten Idylle, wo der Ausfall auf die Epiker jener Zeit (v. 47 flg.), die mit Homer wetteifern, ungehörig, das dem Dichter Philetas namentlich gespendete Lob aber (v. 40) gesucht ist. Vielleicht sagte desshalb Longin: *Θεόκριτος εὐτυχέστατος πλὴν ὀλίγων τῶν ἔξωθεν.* Schwerlich sagte er es wegen der längeren Beschreibung des *κισσύβιον* in der ersten Idylle (v. 29 flg.), die Casaubonus und älteren Interpreten missfiel, während die Idylle in der Idylle (die Trias der Figuren auf dem *κισσύβιον*) gerade die Schönheit der Darstellung ausmacht.

Aber glücklich — *ἐπιτυχής* — war Theokrit sicher auch darum, weil er in der Darstellung des Hirtenlebens sich nicht verführen liess, in breite Landschaftsmalereien zu verfallen. Ein Wort des Sprechenden genügt, die Scene zu skizziren. Nicht um die Landschaft — wie der Verfasser des Kosmos richtig hervorhebt —, nein, um den Menschen in der Natur ist es ihm zu thun.

So macht die gewandte Vertheilung des Stoffes und die knappe Haltung des Ganzen, dass wir am Ende der Dichtung sind, ehe wir es vermuthen. Die Einheit der Wirkung ist gesichert, und die Idylle rechtfertigt als vollendetes Kunstwerk ihre Existenz durch sich selbst.

Dabei ist aber Gespräch und Lied das natürlichste Mittel, durch welches uns der theokritische Hirt in seiner Wildeinsamkeit Theil nehmen lässt an seinen Leiden und Freuden, seinem Fürchten und Hoffen.

Sind auch die Situationen, die zur Anschauung gebracht werden, nur einfach, ist auch der Wechsel der Verhältnisse kein starker und eingreifender, so treten doch die Charaktere in ihrer Eigenthümlichkeit scharf hervor; so scharf, dass Frc. Vavassor (ludic. doctr. p. 122 ed. Lips. 1722) von den handelnden Personen der fünften Idylle schrieb: *mirari se, post tantam amaritiem et inclementiam verborum rem non venire ad manus atque verbera.* Benutzt auch der Dichter den Hintergrund der Sage mit den Hirtenidealen eines Daphnis oder Menalkas, so sind es doch reale Gestalten mit Fleisch und Blut, für welche er unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, nicht Gessner'sche Schäfer, die der Cicade gleich von Rosenthau leben und von Blumenduft. Ja, erscheinen jene Söhne der Berge in ihrer natürlichen Wahrheit für unsere Bildung bisweilen roh, so sind sie doch einer Tiefe der Empfindung, einer Wärme des Gefühles fähig, welche für den modernen Culturmenschen überraschend ist. Sie sind nicht ungelehrig, sind natursinnig, werden von den Nymphen des heiligen Quells begeistert und von den Musen, deren Nähe dem Sänger lieber ist als süsser Schlummer und Frühlingslust, als den Bienen die Blumengefilde.

Und wie hier um den sterbenden Daphnis geklagt und ein Trauergesang angestimmt wird, so haben dort auch die frohen Tage ihr Anrecht. Das Fest der Erndte wird gefeiert, und Demeter lächelt den Glücklichen, rothen Mohn und Büschel goldener Aehren in beiden Händen haltend. Und darein schwirren die Cicaden, und die Sprosser im Gebüsche schlagen — und die Freunde lauschen dem Gesange der Hirten und der Weise der honigduftenden Syrinx. Denn Gesang und Syrinxklang sind so alt als das Geschlecht der Hirten, die schon auf Achilleus' Schilde Hephästos' kundige Hand ausprägte, wie mit der Syrinx sie sich ergötzen.

Doch was wäre das Leben ohne die Liebe, durch die selbst eine Antigone erst ihren vollen wunderbaren Reiz für uns erhält? — Sehen wir ab von der dämonischen Gestalt des liebeglühenden, verlassenen Mädchens im zweiten Gedichte, die in stiller Nacht durch Zaubermittel sich das Herz des Ungetreuen wieder zu eigen machen will und der strahlenden Selene den Hergang ihrer traurigen Liebe erzählt, — werfen wir nur noch einen Blick auf die Liebe der Männer und Jünglinge, wie sie in der eigentlichen bukolischen Idylle erscheint.

Auch diese Liebe tritt auf als ein frisches Naturgewächs, innig in ihren Empfindungen, naiv in ihren Aeusserungen, fern von Sentimentalitäten (*λιμηρὸς ἔρως*), wie sie unter Andern der sonnverbrannte Schnitter des zehnten Gedichtes bespöttelt[1]). Frisch und unverhohlen spricht sie ihre Freude aus an dem holdseligen, anmuthigen Wesen, welches die Neigung entflammt. *Χαρίεις, χαρίεσσα κόρα, ὦ χαρίεσσ' Ἀμαρυλλί*, so heisst es mit stehendem Epitheton für den geliebten Gegenstand. Die von innen her bestimmte Grazie ist es, welche die Neigung entflammt, indessen Virgil mit ausschliesslichem Betracht der äusseren Form nur sagt: *formosam resonare doces Amaryllida silvas*[2]). Sie, diese Liebe, schämt sich auch nicht der heissen Sehnsucht und bekennt: *ἔστι καὶ ἐν κενεοῖσι φιλάμασιν ἁδέα τέρψις.* Sie begründet eine starke Sympathie der umgebenden Natur mit der Empfindung des Herzens beim innigen Frohgefühle — beim tiefen Schmerze.

Ringsum ist Frühling, ringsum die Aue frisch, wo der Fuss der schönen Nais weilt; aber verschmachtet stehen Hirt und Heerde, sobald sie enteilt.

Freilich, Daphnis der ersten Idylle unterlag in dem mit Eros versuchten Kampfe; aber

---

1) Vgl. dazu Id. 11, 10. 11, 69. Id. 14, 3.

2) Weiter s. in meiner Ausg. Theokr. 3, 38 p. 148—149.

keck und dreist hatte er doch den Kampf gewagt. Und als er nun dem Schnee gleich dahinschmolz (*εὖτε χιὼν ὥς τις κατετάκετο*), da erbebte die „Alm“ (*ὄρος ἐδονεῖτο*) und die Eichen beweinten ihn und die Thiere des Waldes jammerten (*τῆνον χὠκ δρυμοῦ λέων ἔκλαυσε θανόντα*).

Aber in ihrem Vollbesitze jauchzt auch jene Empfindung und jubelt:

μή μοι γᾶν Πέλοπος, μή μοι Κροίσεια τάλαντα
εἴη ἔχειν, μηδὲ πρόσθε θέειν ἀνέμων!

ἀλλ' ὑπὸ τᾷ πέτρᾳ τᾷδ' ἄσομαι, ἀγκὰς ἔχων τυ,
σύννυμα μᾶλ' ἐσορῶν, τὰν Σικελὰν ἐς ἅλα.

Diese Liebe endlich macht auch die Rohheit lammfromm. Sie lässt den wilden Cyclopen seufzend die weisse Galatea um Gegenliebe anflehen; — die schöne Nereide aber erscheint mit liebenswürdiger Koketterie, dem verliebten Riesen Liebesäpfelchen zuwerfend — ein blendender, reizender Gegensatz.

Eines hätte ich noch hervorzuheben. Ein eigenthümlicher Reiz der idyllischen Dichtung im modernen Sinne liegt darin, dass dieselbe uns in die Abgeschiedenheit versetzt, fern von dem Trachten und Treiben der grossen Welt, fern von den Sorgen, welche die Herren der Erde bewegen, und dabei doch — scheinbar unwillkürlich — bald lauter, bald leiser an die Ereignisse erinnert, welche eben den Erdkreis erschüttern und die Gemüther der Grossen bangen lassen. Gilt diess völlig von der schönsten aller Idyllen, von Goethe's Hermann und Dorothea, finden wir entschieden Gleiches in **Hebels** allemannischen Liedern und bei Vater **Voss**, so zeigen sich doch die unverkennbaren Spuren und Anfänge davon bereits in den Dichtungen Theokrits.

Die Allegorie und neben ihr der schalkhafte Zug der eingestreuten Satire, der uns hie und da an Horaz erinnert, wurde eine feine Würze für den verwöhnten Gaumen der Alexandriner, indess Virgil in seiner ausgedehnten Anwendung der Allegorie den ganzen Charakter der Hirtenpoesie verdarb.

Waren vielleicht auch diese Allegorien Dinge von aussen her (*ἔξωθεν*), welche Longin verwarf?

Doch hierüber liegt ein für uns zum Theil undurchdringlicher Schleier, den zu lüften hier nicht meines Amtes ist.

Gern endlich fügte ich dem Gesagten noch eine Parallele von Theokrit und seinen Nachahmern, insbesondere Virgil hinzu, wodurch meine „Andeutungen“ erst in das rechte Licht kommen würden. Allein die Hora drängt und dankend für die geschenkte Aufmerksamkeit bitte ich die geehrten Fachgenossen im Interesse der Sache um geneigte Mittheilung ihrer abweichenden Ansichten.

Ich habe gesprochen.

Präsident:

Begehrt Jemand das Wort zu dem angehörten Vortrag? Wenn das nicht der Fall ist, würde ich zunächst Hrn. Prof. Stark bitten, zu seiner vorigen Mittheilung einen kurzen Nachtrag hinzuzufügen.

Prof. Stark zeigt an, dass Hrn. Dr. Albert Müller aus Hannover die Annahme von Geldbeiträgen für die Lotterie übergeben worden ist.

Rector Eckstein bezweifelt, ob es für Manche, namentlich die preussischen Collegen,

wegen der entgegenstehenden Landesverordnungen möglich sei, sich an dieser Lotterie zu betheiligen. (Heiterkeit.)

Prof. Stark weist darauf hin, dass er von vorn herein beide Seiten, die materielle und die wissenschaftliche, auseinander gehalten habe. Jene sei vollständig nebensächlich; aber die wissenschaftliche Seite, die Frage über die Räthlichkeit des Unternehmens gehe die Philologenversammlung wohl an und er habe daher mit seinem vorigen Antrage nur gemeint, allein die rein theoretische Frage einer Commission zur Berichterstattung am nächsten Samstag anheimzugeben.

Eckstein ist überzeugt, dass die Versammlung einen solchen Gedanken mit Freuden begrüsst, aber hiezu bedürfe es keiner Commission. Ueberhaupt sei ja das Unternehmen in den besten Händen und was diese geleistet, hätten die Beispiele, die Prof. Stark angeführt, klar gezeigt. „*Facta loquuntur.*"

Geheimerath Gerhard spricht in bewegten Worten seinen Dank aus für den Ausdruck des Wohlwollens, den die Versammlung ihm in Veranlassung seines neulichen Jubiläums gegeben.

Präsident ersucht zum Schluss die Mitglieder, die sich der einen oder der anderen Section anschliessen wollen, sich in die betreffenden Räume zu begeben, um sich dort vorläufig zu constituiren.

Schluss der Sitzung um $12^3/_4$ Uhr.

Der Nachmittag des 27. versammelte die Mitglieder im Marstallhof zur Besichtigung von dreierlei Darstellungen aus dem antiken Kriegswesen, welche nach Entwurf und Anleitung des Präsidenten vorbereitet worden waren. Es waren dies

1) Uebungen aus der griechisch-makedonischen Elementartaktik, ausgeführt von Freiwilligen des hiesigen Lyceums aus allen Altersclassen unter dem Commando des Herrn Prof. v. Langsdorff.

2) Wurfübungen mit dem römischen Pilum, ausgeführt von freiwilligen Turnern unter Commando des Herrn Dr. Wassmannsdorf.

3) Schiessübungen mit einer Katapulte und einer Balliste, welche vom grossh. Kriegsministerium genau nach den Angaben der alten Mechaniker construirt worden waren und unter Leitung des Herrn Hauptmann Deimling, welcher mit einigen Artilleristen zur Bedienung der Geschütze gekommen war, völlig befriedigende Proben ablegten.

Die taktischen Uebungen waren folgende:

1) Die παράταξις — Aufstellung nach den Commando's:
   ἄγε εἰς τὰ ὅπλα — ins Gewehr!
   σίγα καὶ πρόσεχε τῷ παραγγέλματι — Still! Achtung!
   διάστηθι, στοίχει, ζύγει — Distanz genommen, Rotten bez. Glieder gerichtet!
   ἔχου οὕτως — Halt!
2) Die μεταχειρίσεις — Handgriffe:
   ἄνω τὰ δόρατα — Gewehr auf!
   κάθες τὰ δόρατα — fällt's Gewehr!
   θέσθε τὰ ὅπλα — Gewehr bei Fuss — Gewehr ab!
3) Die κλίσεις — Wendungen:
   ἐπὶ δόρυ κλῖνον — rechts um!

ἐπ' ἀσπίδα κλῖνον — links um!
ἐπὶ δόρυ μεταβαλοῦ — rechts um kehrt!
ἐπ' ἀσπίδα μεταβαλοῦ — links um kehrt!
εἰς ὀρθὸν ἀπόδος — hergestellt!

4) Die *ἀγωγή* — Anmarsch:
πρόαγε — Marsch! *παιανίζων* — mit Päan! oder *δρόμῳ* — im Laufschritt! *ἔχου οὕτως* — Halt! *ἐπὶ φάλαγγος πάραγε* — in Linie aufmarschirt! oder *ἐπὶ κέρως εἰς ἕνα* (*δύο*) *πρόαγε* — in Colonne zu 1 (2) Mann hoch sich gesetzt.

5) Die *διπλασιασμοί* — Verdoppelungen (in der modernen Taktik nicht gebräuchlich):
κατὰ τόπον (resp. *κατ' ἀριθμὸν*) *τὸ μῆκος* (resp. *τὸ βάθος*) *διπλασίαζε* — im Raum (in der Zahl) die Länge (die Tiefe) verdoppelt!
ἀποκατάστησον hergestellt!

6) Die *ἐπιστροφαί* — Schwenkungen:
ἐπὶ δόρυ resp. *ἐπ' ἀσπίδα ἐπίστρεφε* (Viertelschwenkung rechts oder links); *περίσπα* (halbe) und *ἐκπερίσπα* — zugeschwenkt!

7) Die *ἐξελιγμοί* — Gegenzüge, Contremärsche: *τὸν Λάκωνα, τὸν Μακεδόνα, τὸν Κρητικὸν* (oder *χόριον*) *κατὰ λόχους* resp. *κατὰ ζυγὰ ἐξέλισσε.*

Ueber Ausführung, Zweck und Werth dieser Uebungen vergl. den Vortrag von Prof. v. Langsdorff in der ersten Sitzung der pädagogischen Section.

Am Abend fand im festlich erleuchteten und geschmückten Banketsaal des alten Schlosses ein von mehr als 500 Personen besuchtes **Festmahl** statt; ernste und heitere Trinksprüche (unter den ersteren heben wir die von Prof. Köchly, Prof. Stark, Oberschulrathsdirector Dr. Knies, unter den letzteren den von Prof. Creizenach aus Frankfurt hervor) folgten sich in reichem Wechsel. Den Glanzpunkt des Abends bildete die prächtige, volle 15 Minuten anhaltende Beleuchtung des innern Otto-Heinrichsbaues durch rothe bengalische Flammen, die mit endlosem Jubel begrüsst wurde.

Im weiteren Verlauf des Festmahls wurde das nachstehende Tischlied mit Solo und Chor abgesungen; wir drucken es auch hier ganz ab, weil dasselbe in einer nur ungenügenden Anzahl von Exemplaren gedruckt worden war und darum sehr vielen Mitgliedern gar nicht zugekommen ist. Der Vorsänger, Pfarrer Schmezer aus Ziegelhausen, stand vor einem grossen von Verhas gemalten Fasse; die unten abgedruckte Declination wurde von einem Mitgliede der Versammlung durch eine Oeffnung am Fusse des Fasses gesprochen.

Das grosse Fass zu Heidelberg

der XXIV. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zum 27. September 1865.
(Von J. V. Scheffel, Verfasser des Trompeters von Säckingen, der Frau Aventiure u. s. w.)

Tischlied beim Festmahl im Banketsaal des Heidelberger Schlosses.

Melodie: Beim grossen Fass zu Heidelberg
Da sitze der Senat u. s. w.

Glükk auf! ein guter Genius
Kommt heut zum Schloss gezogen;
Collegialisch dröhnt mein Gruss
Euch deutschen Philologen:

Denn Ihr durchforscht mit Blikk und Glükk
Die Vorzeit Schicht' um Schichte,
Und Ich, durchmorscht, bin selbst ein Stükk
Cultur und Sprachgeschichte.

Aegypten hat die Mumien gut,
Den Geist schlimm aufgehoben,
Und sog des Palmsafts heil'ge Fluth
Aus dikken Nilkanoben[1]).
Auch dem Assyrer fiel's nicht ein
Getränk zu überwintern,
Verschimmelt stand sein Dattelwein
In Keilschriftthoncylindern.

Der Stoff des weisen Salomo[2])
Kam nie zu feinem Hauche,
Denn sein Bouquet blieb immer roh
Im dunkeln Geisbokkschlauche.
Erst als Phöniker Sand zu Glas
Umschmolzen in den Aschen,
Sah Israel . . zwar noch kein Fass,
Doch schon . . pitschirte Flaschen.

Europa, sumpfig, feucht und leer,
Liess wild die Rebe treiben,
Und Salamander drohten sehr
Den Menschen aufzureiben.
Der Erste, der im Urwald kekk
Sich briet den Urstierschlegel,
Trug seinen Meth als Handgepäkk
In einem schmalen Legel.

Der Kelte, der auf Pfählen sass
Und niedrer Bildungsstufe[3]),
Barg ein sehr zweifelhaftes Nass
In zweifelhafter Kufe.
In der Kimmerier Nebelgrau
Bei Völkern rauh und zottig
Kam auch kein grosses Fass zum Bau,
Nur Bütte, Pott und Pottich.

Alt-Hellas fand die Fassform früh,
Doch nicht für Bacchos' Wonnen;
Man pflag statt Weins Philosophie
In leeren hohlen Tonnen.
Das zwekkbewusste Römerthum
Bedurfte starker Labe:
Zum magnum vas vinarium
Schlich Plinius schon als Knabe[4]).

Doch das antike Vasum war
Von Thon und spizz nach unten,
Und auch vom Cadus ist's nicht klar,
Ob Reif er trug und Spunten.
Das aechte Fass zeigt deutschen Schwung,
Es giengen die Germanen
Schon auf die Völkerwanderung
Mit Trinkglas, Fass und Hahnen[5]).

Dietrich von Bern rief oftmals froh
Im Keller seines Schlosses:
„Thata liubo fat, thata mikilo!
Du liebes Fass, du grosses!"
Und oft sah ihn der Gothen Heer
Vergnügt dem Reichsschenk winken:
„Schaff eine Maass zu trinken her!
Skapia maziaia drinkan!"[6])

Des Rothbarts Kaisermacht empfieng
Den Reichstag gern beim Fasse
Und sang, wenn's auf die Neige gieng,
In althochdeutschem Basse:
„Iz rinnit nich ein tropho mêr,
Der win ist vortgehupfit . .
Ou wê, min grôzaz vaz stât lêr,
Sie hâ'nt mirz ûz gesupfit!" . .[7])

Als edler Bildungsdurst die Welt
Erfüllt mit edlem Streben,
Rief mich ein Kurfürst und ein Held
Als Burgfass hier ins Leben.
Noch steh ich fest, wo Alles fiel,
Des Pfälzer Geists ein Funken:
Gross im Gedanken, flott im Styl,
Und gänzlich — leergetrunken.

O wär' ich voll heut, Mann und Glas
Füllt' ich mit Rheinweinmassen! . .
Doch weh und ach! . . dem Hauptwort „Fass"
Fehlt längst sein Zeitwort „fassen".
„Geleerter Grösse" bricht der Muth
Zu bacchischem Gedichte . . .
. . . Ich bitt' nur um die Note „gut"
In „Sprache und Geschichte."

Anmerkungen des grossen Fasses.

1) Abbildung eines solchen mit Hieroglyphen übersäeten, enghalsigen und dickbauchigen Krugungeheuers, dessen menschlich geformter Kopf eine der altägyptischen grossen Naturgottheiten darstellte, siehe bei Minckwitz, Illustrirtes Taschenwörterbuch der Mythologie, Leipzig 1852, s. v. Canobus. p. 151.

2) „Baalhamoner". Salomo hatte einen Weinberg zu Baal-Hamon. Hohes Lied 8, 11. Auch der aus den Weingärten zu Engeddi gewonnene Stoff erschien preiswürdig. Hohes Lied 1, 14.

3) Siehe die Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft zu Zürich: „Pfahlbauten.“ Erster Bericht. Band IX. Abth. 2. Heft 3. — Fünfter Bericht. Band XIV. Heft 6.

4) *Vasa Vinaria*, siehe Plinius nat. hist. XIV. c. 21. Erhaltene Exemplare im Museum der helvetischen Römerstadt Aventicum, jetzt Avenches im Waadtland. S. Joh. v. Müllers Geschichte der Schweiz I, 63.

5) Glasbecher aus altdeutschen Gräbern siehe Cochet, Normandie souterraine. Paris 1855. p. 185. — Lindenschmit, das germanische Totenlager bei Selsen in Rheinhessen p. 27. — Hassler, das alemannische Totenfeld bei Ulm in den Verhandlungen des Vereins für Kunst und Alterthum in Oberschwaben. Heft XIII. pag. 28.

Fasshahnen aus altdeutschen Gräbern siehe Hassler l. cit. pag. 23. und die Abbildungen auf Tafel II. Figg. 12 u. 13.

6) Hie neigt sich das grosse Fass hochachtungsvoll vor den versammelten Mitgliedern der germanistischen Section und declinirt sich selbst auf gothisch wie folgt:

Sing.	nom.	das grosse Fass	fat thata mikilô
	gen.	des grossen Fasses	fatis this mikilins
	dat.	dem grossen Fasse	fata thamma mikilin.
	accusativ wie nominativ.		
Plur.	nom.	die grossen Fässer	fata thô mikilôna
	gen.	der grossen Fässer	fatê thizê mikilanê
	dat.	den grossen Fässern	fatam thaim mikilam.
	acc. wie nom. —		

Die Erklärung des gothischen „skapia maziaia drinkan“ siehe bei Massmann *Gothica minora* in Haupts Zeitschrift für deutsches Alterthum. Band I. pag. 379.

7) Hie neigt sich das grosse Fass vor den anwesenden Germanisten zum andernmal und declinirt sich selbst auf althochdeutsch wie folgt:

Sing.	nom.	das grosse Fass	vaz grôzaz oder vaz daz michila
	gen.	des grossen Fasses	vazzes grôzes oder vazzes des michilin
	dat.	dem grossen Fasse	vazze michilemu oder vazze demo michilin
	acc. wie nom.		

Den Pluralis fügt dasselbe nicht mehr bei, um nicht allzu ausführlich zu werden. Feliciter bibatis!

Zweite allgemeine Sitzung, Donnerstag den 28. September.

Erledigung einiger geschäftlichen Angelegenheiten durch den Präsidenten Prof. Köchly und den ersten Sekretär.

Hierauf beginnt Prof. Fleischer aus Leipzig seinen Vortrag:

Der Morgenländer in Europa.

Im Jahre 1856 ging aus der nordamerikanischen Missionspresse in Beirut ein auf Kosten des noch jetzt lebenden Verfassers gedrucktes arabisches Buch hervor, 132 S. kl. 8°, betitelt: Kitâb al-nuzhah al-schahîah fi'l-rihlah al-salîmîah, d. h. das Buch der ergötzlichen selîmischen Reisebeschreibung, — selîmisch vom Vornamen des Verfassers, Selîm Bisteris, eines wohlhabenden Kaufmanns aus der in Beirut ansässigen christlichen Familie Bisteris. Das Buch gilt mit Recht

für eine literarische Merkwürdigkeit, als der erste durch die Presse veröffentlichte Versuch eines Morgenländers unserer Zeit, seinen Landsleuten einen grösseren Theil von Europa aus eigener Anschauung und wenigstens die Hauptpunkte davon ziemlich im Einzelnen zu schildern. Für uns Europäer bringt es natürlich in den Sachen selbst nichts Neues, übt aber einen eigenthümlichen Reiz durch die absonderlichen Gedanken und Gefühle, welche die Betrachtung unserer Länder und Städte, unseres Lebens, unserer Sitten und Gewohnheiten in dem reisenden Orientalen hervorruft und die er an geeigneten Stellen mit Offenheit und Wärme, hier und da sogar — eine kleine Schwäche des guten Mannes — in Versen ausspricht. Dabei ist man ihm das Zeugniss schuldig, dass er im Allgemeinen für Alles in Europa ein offenes, durch kein Vorurtheil getrübtes Auge hat, ruhig beobachtet und fast immer richtig schildert, zu welcher Objectivität gewiss der Umstand wesentlich beigetragen hat, dass er als Christ geboren und gebildet ist, daher von Haus aus für vieles Europäische ein ganz anderes Verständniss mitbringt, als der durch und durch asiatische Muhammedaner; dass er ferner wenigstens für das Italienische und Französische keines Dolmetschers bedurfte.

Sein geistiges Verhältniss zu Europa bezeichnen gleich die ersten Worte der Vorrede:

„Während ich mich früher immer bloss mit dem Wunsche getragen hatte, die europäischen Länder und Städte zu bereisen, um jene Gegenden voll hoher Bildung und staatlicher Ordnung durch eigene Anschauung kennen zu lernen, wurde ich später durch einen besondern Umstand genöthigt, diesen Wunsch ungesäumt zu verwirklichen, nämlich durch das Bedürfniss des Luftwechsels zur Befestigung meiner Gesundheit, welche ich, Gott sei Dank, durch die Bemühungen Ibrahim Effendi's, des Oberarztes der osmanischen Truppen in Beirut, wiedererlangt hatte. Und da nun mein lieber Bruderssohn, Habîb Ben Dschirdschis Bisteris, auch eine solche Reise zu machen beabsichtigte, so wurde er durch meinen Reiseplan veranlasst, den seinigen ebenfalls eher auszuführen, als es wahrscheinlich sonst geschehen wäre, um in meiner Gesellschaft zu reisen und während unseres Aufenthaltes in der Fremde mir seine Pflege zu widmen. Wir bestiegen demnach zusammen das Dampfschiff am 27. März des Jahres 1855 und fuhren in der dritten Nachtstunde von Beirut ab." — Die Fahrt geht nun längs der syrisch-palästinensischen Küste hinunter, vor dem Karmel vorbei, zunächst nach Jaffa, wo einen Tag gerastet wird. Gegen Anbruch der Nacht schifft man sich wieder ein. Ein heftiger Wind erhebt sich, so dass der Capitän schon glaubt, es sei ein Sturm im Anzuge; der Dampfer schwankt stark hin und her; „ich aber", versichert unser Reisender, „war dabei ganz munter und wohlgemuth, denn ich fühlte mich durch die frische Seeluft merklich gekräftigt und empfand auch nicht die mindeste Anwandlung der Seekrankheit, die doch sonst die meisten Seereisenden befällt."

Am vierten Tage läuft der Dampfer in den Meerbusen von Alexandrien ein, wo die beiden Bisteris von ihrem Freunde, Herrn Faḍlallâh Kardâḥî, eingeholt und in seinem Hause ausserhalb der Stadt am Nilufer gastfreundlich aufgenommen werden. Während ihres mehrtägigen Aufenthaltes daselbst empfangen und erwiedern sie die Besuche vieler andern Freunde und Bekannten, und besichtigen die Sehenswürdigkeiten von Alexandrien, deren Beschreibung mit der pikanten Bemerkung schliesst: „Alles zusammengenommen müssen wir sagen, dass, wenn diese Stadt durch die Bemühungen des Vicekönigs Saïd Pascha sich so zu erweitern und in jeder Hinsicht zu heben fortfährt, sie in Kurzem unter die schönsten fränkischen (d. h. europäischen) Städte zu rechnen sein wird." Es folgt dann eine Eisenbahnfahrt nach Kairo und die Beschreibung dieser Stadt, mit besonderer Hervorhebung der Bauwerke und

Bildungsanstalten Mehemed Ali's, freilich auch mit Hinweisung darauf, dass von dem schnell Geschaffenen und Begonnenen gar Manches schon wieder verfallen und aufgegeben sei, oder dem Verfalle entgegengehe. So war die vor der Stadt liegende medicinische Schule zur Heranbildung von Armeeärzten zwar noch im Besitze ihres anatomischen Theaters mit Nachbildungen menschlicher Körpertheile aus Wachs und Glas, aber öde und verlassen, ohne Lehrer und Lernende, während sie unter Mehemed Ali's Regierung ein ebenso ausgezeichnetes Lehrerpersonal als zahlreiche Zöglinge gehabt hatte.

Nach einem Besuche der Pyramiden von Gîze geht die Fahrt auf dem Nil und dem Mahmudie-Kanal zurück nach dem Hafen von Alexandrien. Der Reisende nimmt nun Abschied vom asiatisch-afrikanischen Boden und tritt in Malta zum ersten Male in eine ganz europäische Atmosphäre ein. An der Hand eines Cicerone besucht er die Merkwürdigkeiten der Stadt, zuerst die Johanniterkirche und das Regierungsgebäude, wo er besonders bemerkt, dass nicht nur ein grosser Audienzsaal da sei, in welchem der englische Statthalter die officiellen Besuche und Vorstellungen annehme, ferner ein anderer Saal zu Berathungen desselben mit den Angesehensten der Insel über wichtige Regierungsangelegenheiten, sondern auch ein gegen orientalische Begriffe von Anständigkeit hart verstossender Tanzsaal für Herren und Damen, und daneben ein grosses Rauchzimmer bloss für Herren, da die fränkischen Damen noch nicht gewöhnt seien, wie die orientalischen, zu rauchen, „wenigstens nicht öffentlich oder in grosser Gesellschaft." Dort bekommt er auch den ersten Begriff von der Allgewalt europäischer Mechanik durch Besichtigung der für die englische Besatzung angelegten Dampfmühle und Dampfbrodbäckerei, deren wunderbar ineinandergreifenden und wie von Geisterhand getriebenen einzelnen Theile ebenso eingehend beschrieben werden, wie darauf das Arsenal mit den grossen Werkstätten für alle Arten Kriegsmaterial. „Auch diese Fabrication", heisst es, „wird mit Dampfmaschinen betrieben, und die Arbeiter darin haben eine solche Geschicklichkeit in der Bearbeitung der Metalle, dass es ist, als wäre Eisen und Erz in ihren Händen nur Wachs, wie der Koran erzählt, dass Gott die härtesten Metalle für den König David zur Verfertigung seiner Panzerhemden in eine weiche Masse verwandelt habe."

Das Schauspielhaus in Malta, von dessen Grösse die Eingebornen, wie unser Reisender sagt, viel Wesens machen, findet er nicht grösser als das, welches Herr Maron El-Nakkâsch in Beirut erbaut habe. Diesem Wohlthäter seiner Vaterstadt, ebenfalls einem Christen, entrichtet er bei dieser Gelegenheit einen auch nach anderweiten Zeugnissen wohlverdienten Dankeszoll mit den Worten: „Wenn der Selige auch dem Körper nach von uns genommen ist, hat er sich doch in unseren Herzen ein unvergängliches Denkmal gestiftet durch seine Verdienste um die höhere Bildung so vieler Menschen in verschiedenen Beziehungen."

Eine kurze Uebersicht über die Geschichte der Insel von den ältesten Zeiten an schliesst mit den Worten: „Die Engländer haben die schon früher starken Festungswerke der Insel zu so imposanter Grösse erhoben, dass sie jeder menschlichen Macht Trotz bieten, und die Einwohner, deren Zahl sich nicht über 50,000 Seelen beläuft, erfreuen sich unter ihrer gegenwärtigen gerechten Regierung vollkommener Ruhe und eines grossen Wohlstandes, den sie besonders dem Umstande verdanken, dass sie bei einem ausgebreiteten Handelsverkehr nur sehr geringe Eingangs- und Ausgangszölle zu entrichten haben."

Von Malta geht die Reise nach Messina und von da nach kurzem Aufenthalte, der nur die Hauptkirche, ein Nonnenkloster und einige Alterthümer zu besuchen verstattet, weiter nach Neapel, vor der Insel Stromboli mit ihrem Vulcan vorüber. „Unaufhörlich", heisst

es da, „steigt der Rauch mit Macht aus dem Gipfel dieses Vulcans auf. Unten am Berge soll ein kleines Oertchen liegen, von welchem man auf schlechtem, holprigem Fusssteige nach dem Gipfel gelangen kann. Wie wunderbar, dass Menschen es gewagt haben, sich gerade unter diesem Höllenberge anzubauen, und auch da aushalten!“ In der allgemeinen Physiognomie von Neapel fällt ihm nichts so sehr auf, als 1) die Art und Weise, wie die zahlreichen Bettler ihre Gesuche anbringen; „sie bitten“, sagt er, „nicht wie die Bettler anderwärts schlechthin um ein Almosen, eine Gottesgabe oder dergleichen, sondern sprechen: ‘Mein Herr, schenken Sie mir ein Stück Geld zu einem Glase Wein!’ 2) dass auf königlichen Befehl alle Männer, Jung und Alt, auch die Mönche, Lippen- und Kinnbart glatt abgeschoren tragen mussten, wie der König Ferdinand II. selbst, der seiner Gerechtigkeit und Sittenstrenge wegen hochgeachtet, aber in seiner Herrschergewalt ebenso unumschränkt sei wie der türkische Sultan.

Eine neue Welt thut sich dem Reisenden auf in dem San-Carlo-Theater, den vielen Kirchen, dem Kloster San-Martino, den Katakomben, dem königlichen Garten, der königlichen Bibliothek, den königlichen Schlössern auf Capo di Monte und in Caserta, dem Museo Borbonico, dessen Alterthümer und Kunstschätze er ausführlich beschreibt, mit der naiven Bemerkung: „Man sagte mir, der grösste Theil dieser Curiositäten und Kostbarkeiten komme aus einer Stadt Pompeji, die vor 1200 Jahren — ich weiss nicht von wem oder wodurch — zerstört worden sei.“

„Aber“, schliesst er die Beschreibung aller dieser Herrlichkeiten, „das wunderbarste Schauspiel, welches wir in Neapel hatten, war doch der Schwefel- und Feuerberg, der da heisst Volcano, nicht weit von der Stadt, die er stets bedroht; denn am Tage sieht man gewaltigen Rauch aus seinem Gipfel emporsteigen, der zuweilen vom Winde nach der Stadt hin getrieben wird, so dass man in ihren Strassen selbst die schwefeligen Dünste riecht; des Nachts aber erscheint auf seinem Gipfel eine breite, hochaufsteigende Feuerflamme, aus der grosse glühende Funken und Schlacken in die ganze Umgegend herabfallen, so dass, wenn dieser Feuerregen bisweilen sehr stark wird, Bäume und Saaten davon versengt und verbrannt werden. Diesen Berg zu ersteigen, wie man mir vorschlug, konnte ich mich aus Furcht vor der Hölle in seinem Innern und vor jenem Feuerregen nicht entschliessen. — In summa sahen wir in und bei dieser Stadt so viel herrliche Gebäude, Kunstwerke, Curiositäten aus alter und neuer Zeit, schöne Landschaften, Gärten, Bäume und Blumen, dass es sich nicht beschreiben lässt, und ich muss sagen: diese Stadt gehört zu den schönsten und herrlichsten auf der Welt. Ihre Reize weckten sogar mein schwaches poetisches Talent aus seinem Schlafe und ich widmete ihr folgende zwei Verse:

„Ich habe viele Länder durchstreift, aber eine Stadt wie diese sah ich nirgends; sie gleicht einer Schönen mit geöffnetem Rosenmunde, aus dem reizende Perlenzähne hervorstrahlen. Sie stellt ein irdisches Paradies dar, aber neben ihr kocht die Hölle im Bauche eines Schwefelberges.“

Der Beschauung Roms und seiner Umgebung widmet Herr Bisteris sieben Tage und zählt das jeden Tag Gesehene gewissenhaft auf. Obwohl der orthodoxen nicht-unirten griechischen Kirche zugethan, giebt er doch gläubig alle Apostel-, Märtyrer-, Heiligen- und Reliquien-Legenden wieder, die man ihm erzählt, und spricht vom Papst und seiner Curie äusserst respectvoll. Mächtig ergriffen fühlt er sich von der Peterskirche, die er viele Male besucht, aber sich daran doch nicht satt gesehen zu haben versichert. Die hohe Kuppel habe er zwar zu ersteigen versucht, aber ihre höchste Höhe nicht erreichen können, da die dahin

führende Treppe aus mehr als 200 Stufen bestehe, und das sei ihm doch zu viel gewesen. Für die schönste römische Kirche erklärt er aber die nach dem grossen Brande 1828 neuaufgebaute, damals noch unvollendete Chiesa di San Paolo, drei Viertelstunden von der Stadt entfernt; doch urtheile er so nur nach seinem orientalischen Geschmack; der europäische Geschmack stelle St. Peter höher. Er vergisst nicht zu bemerken, dass mehrere Fürsten dem Papste zum Neubau von San Paolo Geschenke dargebracht hätten: so mehrere italienische Fürsten die 140 rothen Monolithen, welche die Kirche tragen; der Kaiser Nicolaus von Russland den grünen russischen Granit, aus welchem der Hochaltar und zwei andere Altäre neben ihm bestehen; ja sogar der Muhammedaner Mehemed Ali von Egypten die sechs Säulen des Hochaltars aus glänzendem gelben Marmor.

Zuletzt meint er, Rom führe mit Recht bei den Arabern den Beinamen al-ḥzma, d. h. das sehr grosse —, nicht bloss wegen seiner räumlichen Ausdehnung, sondern hauptsächlich wegen der wichtigen Rolle, die es von jeher in der Weltgeschichte gespielt habe, und wegen der Menge und Schönheit seiner alten Denkmäler und Kunstschätze, hinsichtlich deren keine andere Stadt der Welt ihm gleichkomme. Aber Rom zu seinem beständigen Wohnsitze zu machen, dazu würde er sich doch nicht entschliessen können, denn die römische Luft sei schlecht und Hitze und Kälte gleich übermässig; die Sonne brenne da so heiss wie nie in Beirut, obgleich der römische Himmel nur selten so ganz unbewölkt sei, wie der über seiner lieben Vaterstadt. Manches habe er übrigens ungesehen gelassen — Schlösser, Villen, Gärten u. s. w. —, da er in und um Rom selbst schon Grösseres und Schöneres gesehen habe und man am Ende von dem vielen Sehen doch auch müde werde.

Die Weiterreise geht nun über das freundliche Livorno, wo er mit grossem Vergnügen die ersten europäischen theatralischen Vorstellungen sieht, nach Pisa. Hier findet er das, was er hyperbolisch „die wunderbarste von allen Merkwürdigkeiten der Welt“ nennt, den bekannten schief stehenden Glockenthurm. „Wer ihn sieht“, sagt er, „muss glauben, er werde jeden Augenblick einstürzen; denn er hängt nach der einen Seite hin so weit über, dass ein Stein, den man von seiner Spitze nach dieser Seite hin gerade herabfallen lässt, etwa 3 Ellen weit von seinem Fusse auffällt. Darum wagt es kein Fremder — und auch ich wagte es nicht — auf dieser Seite an ihm vorbeizugehen, während die Einheimischen ganz sorglos darunter hinweggehen.“ Die zur Erbauung dieses in seiner Art einzigen Thurmes angewandte Kunst verdiene zwar schon an und für sich die höchste Bewunderung, aber noch mehr müsse man doch darüber staunen, dass dieser schon im Jahre 1174 aufgeführte Bau alle Erdbeben und Orkane seither glücklich überstanden habe, ohne auch nur zu wanken.

Auf der Eisenbahn, die er „die Feuerstrasse“ nennt, nach Florenz passirt er das erste Mal nicht ohne Grausen einen Tunnel und ist froh, da glücklich durchgekommen zu sein, zumal da er hört, dass der Bergrücken, unter welchem der Tunnel hingeht, mit Gebäuden und grossen Bäumen belastet sei. Am meisten gefällt ihm in Florenz gleich der erste Palast, den er da sieht, il Palazzo Pitti; die sieben Säle im zweiten Stockwerke enthalten, wie er sagt, eine so grosse Menge prächtiger Teppiche, Verzierungen und Prunkgefässe, wie er in keinem der früher und später gesehenen Fürstenschlösser gefunden habe. Die Besichtigung alles in der Stadt Sehenswerthen beschliesst er mit dem Besuche eines Panorama's von Neapel, welches er so beschreibt: „Darin ist das Bild aller einzelnen Theile der Stadt in grossen Kästen mit geschliffenen Gläsern, durch welche man jene Ansichten leibhaftig vor sich hat; da schaut man die Häuser, die Strassen, die öffentlichen Plätze und Märkte, die

Menschen darin und darauf, die Wagen, den reinen Himmel und das ruhige Meer voll verschiedener Schiffe, die hohen Berge und ganz besonders den rauchenden Feuerberg —, in der That ein überraschendes, bewundernswürdiges Schauspiel! Lob Gott dem Schöpfer, der den Menschenkindern geheime Kräfte verliehen hat, seine und ihre eigenen Werke so nachzubilden!" —

Florenz selbst, seine Seidenwebereien, der Charakter seiner Einwohner — alles dies gefällt ihm sehr wohl, auch das Wasser des Arno mundet ihm trefflich; aber mit dem Clima ist der verwöhnte Asiat und Seeanwohner nicht zufrieden; es ist ihm hier schon zu nördlich und zu binnenländisch. Dagegen befindet er sich wieder in seinem Elemente in der Seestadt Genua und ihrer herrlichen Umgebung. Da hat Alles seinen Beifall: Himmel, Luft, Meer, Paläste, Häuser, die feurigen, stolzen Männer und die schönen, graziösen Weiber; — nur Eines missfällt ihm: die engen und unebenen Strassen, auf denen eben so schlecht zu Fuss wie zu Wagen fortzukommen sei.

Eine kurze Seefahrt führt ihn nach Marseille, wo es wieder genug zu beschauen giebt, darunter, was ihn besonders interessirt, Mützenfabriken für das Morgenland. Auch sieht er da die Vorbereitungen zu einem militärischen Spektakelstück in dem grossen öffentlichen Garten, le Château de fleurs genannt. „Es war", erzählt er, „damals gerade Krieg zwischen Frankreich und Russland, und die Franzosen belagerten mit ihren Verbündeten die Stadt Sebastopol und die dazu gehörige Feste Malakov. Da hatte man nun in diesem Garten eine Festung aus Holz und Pappe aufgebaut, die den Malakov vorstellte; und davor waren Flinten aufgestellt für die Leute, welche die Festung stürmen und in Brand schiessen sollten —, dies Alles als gute Vorbedeutung für den Sieg der Franzosen über die Russen und die Eroberung der Stadt."

Echt orientalisch ist, was er von den Gärten in und um Marseille und von den Treibhäusern darin sagt: „In ihren Privatgärten haben sie viel Bäume, Sträucher und verschiedenartige Blumen; aber nur einige davon sind natürlich und von Gott geschaffen, andere werden künstlich erzeugt und stehen in Häusern von Glas; alle aber verkauft man zu Preisen, die uns geradezu närrisch vorkamen."

Eine ganz neue Erscheinung ist für ihn eine angebliche Hellseherin in magnetischem Schlafe. „In dieser Stadt", berichtet er, „ist auch ein Haus, worin man die Kunst versteht, Menschen durch äussere Mittel in Schlaf und während des Schlafes zum Reden zu bringen. In einem Zimmer dieses Hauses fanden wir drei Frauen eben damit beschäftigt, ein kleines Mädchen in Schlaf zu bringen. Nach einer Weile zogen sie sich zurück; wir aber traten hinzu, und siehe da! das Mädchen schlief auf einem Sessel mit offenen Augen und hochgerötheten Wangen; von Minute zu Minute athmete sie schwer auf, als wenn dieser Zustand sie sehr angriffe. Ihre Mutter, die bei ihr war, reichte ihr abwechselnd Orangensaft zu trinken und daran zu riechen, ohne dass sie davon erwachte. Ich setzte mich nun neben sie; da ergriff sie meine Hand und fing sie heftig zu reiben an, während sie immer stärker stöhnte, und zuletzt bewegte sie sich so, als ob sie gar nicht mehr schliefe. Da fragte ich sie: „Reise ich allein, oder habe ich noch einen Gefährten?" „Du hast", antwortete sie, „einen Verwandten als Begleiter bei dir." Ich fragte weiter: „Wie ist er mit mir verwandt?" „Er ist deines Vaters Bruders Sohn." „Ist er älter oder jünger als ich, und ist er der älteste oder der jüngste seiner Brüder?" „Er ist von allen seinen Geschwistern am ältesten; er liebt dich und ist sehr für dich besorgt." „Weisst du, ob ich krank bin?" „Du warst krank, bist es aber nicht mehr." Bis hierher war Alles richtig; nun aber fragte ich: „Willst du wohl sehen,

was die Meinigen in Beirut machen, und mir es sagen?" „Ja wohl", antwortete sie, und erzählte mir nach einigem Stillschweigen von ihnen eine Menge Geschichten; das waren aber Alles Lügen. Da indessen Einiges davon, was nach meiner Abreise geschehen sein sollte, beunruhigender Natur war, so konnte ich mich doch nicht ganz der Besorgniss entschlagen, dass sie darin die Wahrheit gesagt haben möchte, bis ich bei meiner Rückkehr erfuhr, dass auch das Alles aus der Luft gegriffen gewesen war."

Auch hier findet er das Clima nicht nach seinem Geschmack: das Wetter sei zu veränderlich und die kalten Nordwinde zu gewöhnlich. Ebenso in Lyon: die Stadt präsentire sich zwar sehr schön und habe herrliche Seidenfabriken, aber die Luft sei schlecht und voll fauliger Feuchtigkeit von dem durch die Abflüsse der Fabriken und Färbereien verunreinigten Wasser und dem vielen Regen. Dagegen seien die Einwohner äusserst artig, und er habe da das erste Mal seit seiner Ankunft in Frankreich das bestätigt gefunden, was er daheim von den feinen Umgangsformen und dem liebenswürdigen Wesen der Franzosen gehört hätte. —

Aber nun erst Paris und die Pariser! Paris — bekennt er — ist wirklich das irdische Paradies, über dem der Fremde seine Heimat völlig vergessen kann. „Wir blieben dort", fährt er fort, „ganze 29 Tage, von denen wir die meisten dazu verwendeten, von früh bis Abend, manchmal bis spät in die Nacht hinein, die Stadt und Umgegend zu durchwandern und die unzähligen Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen. Die Zeit war uns darüber am Ende so rasch vergangen, als wären die 29 Tage bloss 1 Tag gewesen. — Die Pariser sind wohlgesittet, artig, freundlich und gefällig im Umgange, auch behandeln sie den Fremden mit mehr Auszeichnung und sind gastfreundlicher gegen ihn als alle anderen Europäer. Dabei lieben sie Kunst und Wissenschaft, wie sie denn auch die ausgezeichnetsten Werke beider täglich vor Augen haben. Selbst die vornehmsten Leute in Paris sind Muster von Herablassung, Leutseligkeit und Höflichkeit. Die Sprache reicht nicht hin, alle Vorzüge dieser Stadt aufzuzählen, sei es hinsichtlich ihrer Strassen, Plätze, Gebäude, Spaziergänge, Gärten und Vergnügungsorte, sei es hinsichtlich des bequemen und angenehmen Lebens, das man da führen kann. Bewunderungswürdig ist auch die Ordnung, Ruhe und Sicherheit, die — Dank der Polizei — selbst bei'm lebhaftesten Verkehr und im grössten Gedränge auf den Strassen herrscht."

Doch auf der Welt ist nun einmal nichts vollkommen, und so hat auch dieses glänzende Gemälde einige Schattenseiten, zuerst, wie nach dem Vorhergehenden zu erwarten, eine climatische. „Das Wetter", heisst es weiterhin, „ist in Paris sehr veränderlich, die Hitze nicht minder stark als die Kälte; des Morgens weht immer ein recht empfindlich kühler Wind und Nebel deckt die ganze weite Gegend; doch schadet das dem Körper gerade nicht, da die Luft wenigstens im Allgemeinen gesund ist. Das Trinkwasser wird aus der Seine bezogen und dann in den Häusern aufbewahrt; da verliert es dann seinen natürlichen Geschmack, so dass es weder angenehm zu trinken, noch der Gesundheit zuträglich ist. Desgleichen sind Garten- und Baumfrüchte in Paris bei weitem nicht so in Ueberfluss und so wohlfeil wie bei uns; namentlich die nicht ganz reifen grünen Wassermelonen, die man den völlig reifen vorzieht, stehen unverhältnissmässig hoch im Preise."

Von den Erwerbsquellen und der Lebensweise der Pariser entwirft er folgendes, freilich höchst einseitige Genrebild, wonach die ganze Pariser Bevölkerung eine neue Auflage der Phäaken wäre:

„Der Pariser gewinnt die Mittel zu seinem Lebensunterhalt grösstentheils aus dem Ertrage liegender Gründe und Häuser, so wie aus den Actien der Eisenbahnen und anderer ähnlicher Unternehmungen. Im Allgemeinen betreibt er wenig industrielle und Handels-

geschäfte und bringt seine meiste Zeit mit Lustwandeln und Kurzweil aller Art hin. Wenn er des Morgens seine Wohnung verlässt, so beginnt er sein Tagewerk damit, dass er an eine Theatercasse geht und dort ein Eintrittsbillet zur Abendvorstellung löst; dann streift er in den Strassen umher, geht in ein Kaffeehaus und liest die neuesten Tageblätter; hierauf besucht er Gärten, Spaziergänge und andere öffentliche Orte, zuletzt ein Speisehaus, wo er seine Mahlzeit hält; kommt endlich der Abend heran, so geht er in sein Theater und kehrt gewöhnlich erst nach Mitternacht wieder nach Hause."

Nachdem Herr Bisteris auf diese Weise den reichen Pariser Rentier und Flâneur als den Prototyp der ganzen Einwohnerschaft hingestellt hat, bringt er allerdings gleich selbst das nöthige Correctiv nach, indem er sagt: „Da aber die Lebensmittel in dieser paradiesischen Stadt sehr theuer sind, sieht man in ihr auch viele Arme; ja es sollen sich jede Nacht ungefähr 60,000 Pariser niederlegen, ohne einen Bissen Brod gegessen zu haben; — noch mehr: manche ganz Arme, ihres elenden Lebens überdrüssig, legen Hand an sich oder stürzen sich in die Seine. Davon haben wir doch in unserem Lande, trotz der geringen Anzahl wirklich reicher Leute, nie etwas gehört."

Doch lässt er sich durch den Hinblick auf so viel Elend neben so viel Wohlleben den Genuss der Gegenwart nicht verkümmern; im Gegentheil geräth er immer wieder über die Pariser Herrlichkeiten in Entzücken, und berauscht, wie er selbst sagt, von dem süssen Tranke immer neuer Freuden, ergiesst er sich wieder in zwei Verse:

„Paris ist zugleich das reizendste Paradies für die Augen und die reichste Fundgrube aller übrigen Genüsse. Wollte ich es genügend beschreiben, so müsste ich ganz aus Zungen bestehen." (Man sieht, dass Herr Bisteris sich mit der Selbstanklage dichterischer Trunkenheit entschieden Unrecht thut.)

Aus der langen Reihe von Beschreibungen des in Paris Gesehenen und Gehörten hebe ich nur noch einiges zur Charakteristik unseres Reisenden Gehörige hervor.

Von der grossen Industrieausstellung sagt er: „Nachrichten davon waren bis zu uns nach Syrien gedrungen und hatten in uns das Verlangen geweckt, sie zu sehen. Gleich bei'm ersten Eintritt aber fanden wir, dass alle jene Nachrichten weit unter der Wirklichkeit geblieben waren und dass diese Ausstellung ein Schauspiel ist, welches von den Bewohnern der entferntesten Länder besucht zu werden verdient." Aber sein vaterländisches Herz empört sich bei'm Anblicke der wenigen Artikel aus dem türkischen Reiche: „Die Länder der hohen Pforte hatten leider nur ein paar gewebte Stoffe aus Smyrna und dem übrigen Kleinasien, ausserdem einige wenige Fabricate aus Constantinopel und der europäischen Türkei geliefert. Aus unserem Syrien aber war gar nichts da, als ob man nicht gewagt hätte, unsere Gewerb- und Kunsterzeugnisse neben die Europa's zu stellen. Und doch werden in unserem Vaterlande manche ganz artige Sachen verfertigt, wie die Seidengewebe von Damaskus und Deir-el-Ḳamar, die gestreiften Stoffe von Aleppo, die Wollzeuge von El-Zûḳ, die Schnitzwerke aus Knochen, Horn und Perlmutter von Jerusalem. Wenn auch diess Alles den europäischen Kunstsachen nicht gleichkommt, so würde man es doch in Europa, bei dem hier allgemeinen Interesse an Dingen aus dem Morgenlande, gewiss mit Vergnügen sehen."

Der elektro-magnetische Telegraph im Ministerium des Auswärtigen — er nennt ihn die Blitzpost, al-bosta al-barḳia — ist ihm „ein Wunder aller Wunder, das den Geist in Erstaunen setzt und das Herz bezaubert." „O Wunder", ruft er aus, „über diesen Eilboten, durch den man in einer halben Minute die Nachrichten von Paris in London, in anderthalb Minuten in

Marseille und in weniger als zwei Stunden in Petersburg hat, der die ganze Welt mit der ganzen Welt in beständiger Verbindung erhält. Preis Dem, der einem schwachen Menschen, dem Urheber dieser erstaunlichen Erfindung, solch' hohe Weisheit verliehen hat!"

In fast noch höhere Verwunderung setzt ihn aber ein Wachsfiguren-Cabinet in den Champs Élysées mit einem Automaten, der Pianoforte spielt, dabei mit Kopf und Füssen den Takt schlägt, nach dem Spiele eine Prise Tabak nimmt und dem vor ihm Stehenden ebenfalls eine darbietet. Hier wird ihm doch etwas unheimlich zu Muthe und er fragt sich selbst, ob das nicht an Zauberei und schwarze Kunst grenze? Doch beruhigt er sich mit dem Gedanken, Gott, der die Europäer den elektro-magnetischen Telegraphen habe erfinden lassen, könne ihnen wohl auch die Kraft gegeben haben, solche Maschinen zu construiren. Abends auf dem Heimwege, mitten durch die weissen und rothen Gasflammen der Champs Élysées hindurch, verfällt er wieder in poetische „Trunkenheit":

„O schöner Garten, man nennt dich die elysäischen Felder, weil du dem Menschen wirklich schon hienieden die Freuden des Paradieses bietest; aber du hast noch mehr als Elysium: weisse Lichtflammen, die wie die reinsten Perlen, und rothe, die wie Rubinen strahlen."

Die grosse Oper mit dem Ballet beschäftigt nur seine Augen, nicht seine Ohren. „Man machte Tag und Nacht, Meer und trockenes Land, Blitz und Donner, dann die vier Jahreszeiten, vom Winter angefangen, eine nach der andern. Zuletzt führten die Jahreszeiten mit ihrem Gefolge alle zusammen einen wundervollen Tanz auf, zu dessen Ende sie sich nach dem Kaiser Napoleon hin wendeten, sich verneigten und rückwärts tanzend in den Hintergrund verschwanden." Von der Oper selbst sagt er kein Wort; für unsere europäische Musik scheint er, wie die Asiaten in der Regel, keine Empfänglichkeit und kein Verständniss gehabt zu haben.

Desto tiefern Eindruck macht auf ihn in der Comédie française Mlle. Rachel als Monima im Mithridates. Er giebt Inhalt und Gang des Stückes an, kommt aber immer auf das Spiel der Rachel zurück, für dessen Trefflichkeit er nicht Worte genug finden kann. „Um Alles zusammenzufassen", so schliesst er seinen Panegyrikus, „diese Rachel zwingt die Leute, mit ihr zu weinen und zu lachen, sich mit ihr zu betrüben und zu freuen. Wenn sie thut, als wäre sie krank, so muss Jedermann glauben, sie sei schon längst schwindsüchtig oder etwas der Art. Von Geburt und Religion ist sie eine Jüdin, übrigens in mittleren Jahren und von schmächtiger Gestalt. Gerade damals war ein nordamerikanischer Schauspieldirector nach Paris gekommen und hatte einen Vertrag mit ihr geschlossen, wonach sie in demjenigen Theile von Nordamerika, der ihrer Gesundheit am meisten zusagen würde, 200 Vorstellungen geben sollte, wofür ihr Häuser, Dienerschaft, Wagen und Pferde zur Verfügung gestellt und überdies drittehalb Millionen Francs zugesichert wurden. Vor ihrer Abreise hatte sie den Parisern versprochen, sieben Abende unentgeltlich zu spielen, und an dem Abende, wo ich sie sah, gab sie eben eine dieser Abschiedsvorstellungen."

Die Taschenspieler- und Gauklerkünste des Herrn Robert Houdin erregen Anfangs in ihm wieder ernstliche Zweifel, ob hier auch Alles mit rechten Dingen zugehe, oder ob, nach seinem Ausdruck, „teuflisches Zauberwerk" mit unterlaufe. Indessen mässigt sich sein Staunen und beruhigt sich sein Gemüth, als er erfährt, dass gerade die ihm unbegreiflichsten jener Kunststücke durch Chemie und Electricität zu Stande kommen, und man ihn sogar in die Fabrik führt, wo die dazu nöthigen Instrumente und Apparate verfertigt werden.

Die Vorstellungen einer Bereitertruppe in den Champs Élysées, wo er Kinder, Hunde und

Affen Dinge ausführen sieht, die man in Beirut selbst für erwachsene Menschen für unmöglich halten würde, veranlassen ihn zu einer ernsten Betrachtung, die zugleich eine nicht gerade schmeichelhafte Lehre für seine Landsleute und nächsten Leser enthält. „Dies Alles", sagt er, „zeigt uns die Macht des Unterrichts, wodurch sogar kleine Kinder zur Leistungsfähigkeit erwachsener Männer und vernunftlose Thiere zur Kunstfertigkeit von Menschen emporgehoben werden; — hierdurch müssen auch wir Orientalen uns angetrieben fühlen, diejenigen Kenntnisse zu erwerben, durch die wir hoffen können uns nach und nach zur Bildungsstufe der Europäer zu erheben, die uns in Künsten und Wissenschaften so unendlich überlegen sind. Sagt doch einer unserer eigenen Dichter:

„Sprecht nicht: die alten Meister sind dahin und haben ihr Geheimniss mitgenommen! — Wer ihren Weg geht, erreicht dasselbe Ziel wie sie."

In dem grossen Cirkus hinter den elysäischen Feldern, links von der Strasse nach dem Bois de Boulogne, musste er das seit seiner Ankunft in Frankreich schon oft gehabte Schauspiel der Erstürmung des Malakov noch einmal — und diesmal als vollbesetztes Spectakelstück geniessen, mit einem entsetzlichen Aufwande von Menschen, Uniformen, Waffen und verknalltem Pulver.

Auf die früher berührte Nachtseite des Pariser Lebens wird er durch das traurigste aller öffentlichen Gebäude in Paris: die Morgue, zurückgeführt. Neben so viel Glanz und Lust sei doch auch viel Jammer, und es vergehe kein Tag, wo nicht fünf oder mehr Personen, aus Mangel am Nöthigsten, oder aus Melancholie und Lebensüberdruss, oder in einem Anfalle von Wahnsinn, oder aus andern unbekannten Ursachen den Tod in der Seine suchten. Da habe denn nun die vorsorgliche Regierung Leute angestellt, die auf den Ufern des Flusses die Runde machen, jene Unglücklichen herausziehen und sie in ein kleines Haus in der Cité am Pont St. Michel bringen, wo sie, wenn man sie nicht wieder zum Leben bringen könne, ausgestellt bleiben, bis sie entweder von ihren Verwandten oder auf öffentliche Kosten begraben werden.

Nach einem Besuche von St. Cloud und Versailles nimmt er mit seinen gewöhnlichen zwei Versen, aber diesmal ungewöhnlich herzlich, Abschied von Paris:

„Liebes Paris! Wir müssen uns Lebewohl sagen! Könnten wir uns doch eines Tages wiedersehen! — Ist mir dies aber versagt, so werde ich dir wenigstens ans der Ferne mit jedem Reisenden meine Grüsse senden."

Dampf zu Land und zu Wasser führt ihn über Boulogne sur mer nach London. Aber da will es ihm nicht gefallen. „Schon auf dem Wege dahin", klagt er, „fuhren wir meistentheils unter jenem dicken englischen Nebel, der die Aussicht nach allen Seiten hin verschliesst und den Tag in Nacht verwandelt. Bald wurden wir von Regen, bald von Wind, und immer von stechender Kälte belästigt. Daher stellte sich auch die Krankheit wieder ein, von der mich eben meine Reise gründlich heilen sollte, und warf mich fast für die ganze Zeit meines Aufenthalts in London auf das Siechbett. Durch den Telegraph consultirte ich den berühmten Doctor Clot Bey in Marseille, der mich schon auf meiner Durchreise dort behandelt hatte und mir auch jetzt wieder auf demselben Wege etwas verordnete, was mich von diesem Rückfall befreite. Ich musste aber doch acht Tage das Zimmer hüten und sah nur durch das Fenster meiner Miethwohnuug überallhin schwärzliche Häusser, über deren gleichfarbigen Dächern ein bleierner Himmel lag, und unendlichen Rauch aus Werkstätten und Fabriken, der die Wände russig färbt und sich selbst auf den Gesichtern der Menschen abzulagern

scheint. An einem Orte, wo der Tag wie die Nacht und der Sommer wie der Winter ist, sieht natürlich Jedermann finster aus. Das Wasser ist schwer, grösstentheils salzig, trübe, unverdaulich, und muss daher erst gereinigt werden, bevor man es trinken kann."

Dieses persönliche Missbehagen an der Stadt verhindert ihn jedoch nicht, die Grossartigkeit ihres weltumspannenden Geschäfts- und Handelsverkehrs und die Tüchtigkeit ihrer Bewohner vollkommen anzuerkennen. Die Londoner sind nach ihm religiöser und in der Betreibung von Kunst und Wissenschaft eifriger und unermüdlicher als alle andern Menschenkinder, und besonders in dieser Hinsicht das gerade Gegentheil der Pariser: von frühem Abbrechen oder völligem Einstellen der Arbeit zur Veranstaltung von Vergnügungspartien und zum Genusse von Lustbarkeiten sei in London gar nicht die Rede.

„Wir verliessen London", heisst es zuletzt, „mit lebhaftem Bedauern, dass uns nicht vergönnt war, länger dort zu bleiben und die Merkwürdigkeiten der Stadt zu besichtigen."

Nach Paris zurückgekehrt, fühlt er sich bald völlig wieder hergestellt und setzt seine Reise nach Brüssel fort. Hier bemerkt er zum ersten Male etwas, was ihm bisher in Europa noch nicht vorgekommen war, nämlich dass er mit seinem Begleiter in den Strassen ein Gegenstand öffentlicher Aufmerksamkeit wird: „Während wir uns die Stadt beschauten, siehe, da wurden wir selbst ein Schauspiel für die Leute; Männer und Frauen stellten sich um uns herum, musterten unsere morgenländische Kleidung wie Wunder was Neues und hatten ihre Freude daran." Er zieht daraus den natürlichen Schluss, dass der Verkehr Italiens, Frankreichs und Englands mit dem Orient bei weitem stärker sein müsse als der Belgiens. Bei'm Abschiede giebt er der Stadt Brüssel das Zeugniss, dass ihr heiterer, lachender Anblick sein Herz mehr erfreut habe, als der irgend einer anderen Stadt; auch die Belgier seien feine, geschickte Leute, die alle Kunsterzeugnisse der Franzosen und Engländer eben so gut und sogar noch besser als diese liefern. Lüttich und Verviers befestigen und vermehren dieses Wohlgefallen an Land und Leuten, das seinen höchsten Ausdruck in den beiden Abschiedsversen findet:

„Fern sei es, o Belgien, dass ich deiner je vergessen sollte; ja ich weiss es: meine Erinnerung an dich wird sich in der Entfernung zur Sehnsucht steigern! — Du bist das schönste Land der Erde, darum hast du recht, auf deine Reize stolz zu sein."

Ueber Aachen geht die Reise zunächst nach Cöln, wo er aber den Dom nicht gesehen haben kann, da die Stadt nach ihm zwar eine schöne Lage am Rhein, aber Merkwürdigkeiten nur wenige und unbedeutende hat. Das Dampfschiff führt ihn von da nach Bonn und die Eisenbahn weiter nach Hannover. In den eigentlichen Rheingau ist unser Araber also gar nicht gekommen, und das muss man wirklich bedauern; denn schon was er zwischen Cöln und Bonn sieht, entzückt ihn. „Von Cöln nach Bonn brachte uns eine kurze Fahrt auf dem Rhein, die wir viel länger gewünscht hätten; denn unser Herz schwoll auf vor Freude über den Anblick des schönen breiten Stromes, der da hinfliesst zwischen weiten Ebenen, bekleidet mit prachtvollem Grün, das kurz vorher von einem Regen erfrischt worden war und in dessen Perlennetz sich eine hellstrahlende Sonne spiegelte. Ja (— nun die beiden Verse —):

„Herrlich ist der Rhein! Wie Harfengetön klingt das Rauschen seiner Gewässer, und so schnellen Laufes schiesst er dahin, als wären seine Wellen Rossé auf der Rennbahn."

In Hannover gewinnt er durch den Besuch des königlichen Schlosses mit seinem Silberreichthum die Ueberzeugung, dass so etwas in keiner andern Königsburg gefunden werden

könne; „aber leider!“ setzt er hinzu, „ist der König, wie man uns sagte, blind, so dass er von allen Herrlichkeiten seines Schlosses selbst nichts sehen kann.“

Ohne sich in Braunschweig aufzuhalten, gelangt er nach Berlin. Die Stadt selbst hat seinen Beifall, aber — wiederum die alte Klage! — „das Wetter ist veränderlich und die Luft nur selten wolken- und regenfrei.“ Jedoch die Einwohner „sind gewerbfleissig und kunstliebend, vor allen Deutschen wohlgesittet und“ (— das hat man ihm wahrscheinlich in Berlin selbst gesagt —) „gottesfürchtig und religiös.“ Die obligaten zwei Verse auf die Stadt lauten:

„Berlin ist ein herrlicher Garten, in dem tausend Schönheitsblumen blühen; aber dieses Lob bleibt weit unter der Wirklichkeit, und meine Zunge kann, während sie reden sollte, nur stammeln.“

Seine Besuche gelten in Berlin dem königlichen Schlosse, dem Palaste des Prinzen von Preussen, dem neuen Museum, wo er am meisten von Kaulbach's grossen Treppengemälden angezogen wird, und endlich noch der Blindenanstalt. Da setzt ihn das Lesen, Schreiben und Orgelspielen dreier kleiner stockblinder Mädchen in Erstaunen; ebenso die Sicherheit, womit dieselben eine für Blinde mit Erhöhungen und Vertiefungen versehene Landkarte von Syrien handhaben. „Der Lehrer sagte einer der drei Mädchen, sie solle uns nach dieser Landkarte eine Beschreibung von Syrien geben. Da zählte uns die Kleine Beirut, Damaskus, Jerusalem und andere Städte her und zeigte uns, wo jede auf der Karte lag, so dass wir zuletzt gestehen mussten, ihr blindes Auge habe unser sehendes erleuchtet. In den Werkstätten derselben Anstalt fanden wir mehr als 200 blinde Knaben und Mädchen, die Hüte, Strohkörbchen, wollene Zeuge, baumwollene Strümpfe, Schuhe u. A. verfertigten. Einige machten auch Vogelkäfige und schnitten das Rohr dazu mit Messern, vor deren haarscharfen Klingen sich sogar Sehende fürchten konnten; sie aber gebrauchten ihre Messer und Andere ihre Nadeln, Pfriemen u. s. w. mit der grössten Gewandtheit und ohne sich zu verletzen, so dass, wer nur auf ihre Hände, aber nicht auf ihre Augen sah, ganz vergessen musste, dass er Blinde vor sich hatte.“

Der Garten von Sanssouci kommt ihm schöner und an Wasser, Bäumen und Blumenschmuck reicher vor, als alle Gärten, die er bisher gesehen hat. Besonders die 40 Ellen hohe Wassersäule des grossen Springbrunnens schlägt, wie er sagt, durch ihr melodisches Rauschen folgende Funken aus dem Feuersteine seines Herzens:

„Das Rauschen der Gewässer dieses Gartens gleicht den verhallenden Tönen einer fernen Musik. Sie steigen auf und fallen nieder mit anmuthigem Geplauder über die Schönheit ihrer Umgebung und ihre eigne.“

Im Schlosse von Sanssouci ergötzen ihn besonders die Bilder, welche Friedrich der Grosse, um Voltaire zu necken, einst in dessen Abwesenheit mit eigner allerhöchster Hand auf die Wand von dessen Bibliothekzimmer zeichnete: ein Storch, ein Affe, ein Uhu und eine Blume, — Symbole von Voltaire's Zugvogelnatur, Hässlichkeit, schnarrender Stimme und Blumenliebhaberei.

Auch die berühmte Windmühle bei Sanssouci mit der darauf bezüglichen Geschichte fehlt nicht; die letztere erzählt er ganz nach der gewöhnlichen Ueberlieferung.

Die Kasernenstadt Potsdam mit ihren Umgebungen gefällt ihm merkwürdiger Weise so ausserordentlich, dass er gesteht, er hätte gewünscht sich da niederlassen zu können; da

dies nun aber nicht wohl möglich war, so widmet er ihr zum Abschiede wenigstens die unvermeidlichen zwei Verse:

„Welch' lieblicher Ort, so schön, als wäre er ein nichtverlorenes Paradies! Verhiesse mir ihn Gott als Wohnsitz in jener Welt: o wie tugendhaft wollte ich in dieser sein, um ihn zu verdienen!"

Auf der Weiterreise nach Wien berührt er Dresden, aber er berührt es auch nur; denn obgleich er die Stadt mit dem Epitheton „die schöne" beehrt, kann er doch höchstens einen Abendspaziergang auf der Brühl'schen Terrasse gemacht haben, den er aber durch einen eigenthümlichen Gedächtnissfehler in die Fortsetzung der Reise hineinzieht: „Wir hielten uns da nur kurze Zeit auf; dann reisten wir weiter am Ufer eines breiten Stromes hin, welcher durch die Stadt fliesst und dessen Brücken alle (— es giebt deren aber bloss zwei —) von Lichtern erglänzten, die sich in dem Wasser abspiegelten, so dass dieses wie funkelndes Krystall anzusehen war."

Noch weniger hat er sich um die Zwischenstationen der Eisenbahn von Dresden nach Wien bekümmert; er lässt sich hier arge Flüchtigkeitsfehler zu Schulden kommen, indem er erzählt: „Nachdem wir mehrere kleine Orte passirt hatten, gelangten wir nach Borenbach (Schreib- oder Druckfehler für Bodenbach, den sächsisch-böhmischen Grenzort), und von da aus fuhren wir auf der österreichischen Eisenbahn nach Prag, dann nach Böhmen (sic!), dann nach Brünn, — alles kleine Städte, von denen keine volle 10,000 Einwohner hat."

Mehr als Wien selbst, wo er nur das Gewöhnliche sieht, ziehen ihn Schönbrunn, Baden und Laxenburg an; zu den „zwei Versen" fühlt er sich aber nur durch Schönbrunn und Baden begeistert. In denen auf Schönbrunn verwebt er mit einer Anspielung auf die dortige Menagerie eine Galanterie für die schönen Wienerinnen, mit denen er da zusammentraf:

„Dieser Garten ist ein irdisches Paradies, auf dessen Bäumen die Blätter vor Wonne tanzen und in dessen Schatten Gazellen lustwandeln. Aber die Schönheit selbst spricht: Hütet euch! Es giebt hier auch Gazellen, deren Auge euer Herz gefangen nimmt!"

Ueber das irdische Paradies kommt seine Phantasie auch in Baden nicht hinaus:

„Liebes Baden, du bist ein Ort, der alle andern an Schönheit übertrifft. Glücklich deine Bewohner! glücklicher als Vater Adam, der aus dem Paradiese vertrieben wurde!"

Die Eisenbahnfahrt über Laibach nach Triest giebt ihm wieder Gelegenheit zu bewundernder Anerkennung des naturbezwingenden europäischen Genius. „Unterwegs fuhren wir unter mehreren durchbrochenen Bergen hinweg, durch deren Inneres hohe und breite Tunnel führen, von denen einer so lang ist, dass wir zur Durchfahrt über eine halbe Stunde brauchten. O Wunder über die europäische Kraft und Kunst, welche diese gewaltigen Berge auf so weite Strecken zu durchbohren vermochte!"

In Triest erfährt er zu seinem Schrecken, dass da die Cholera grassirt. Er hält sich daher in seinen Gasthof eingeschlossen und schifft sich, ohne die Merkwürdigkeiten der Stadt gesehen zu haben, schon am zweiten Tage auf einem Lloyd-Dampfer ein. Zum Abschiede stellt er den österreichischen Ländern folgendes summarische Zeugniss aus:

„Der grösste Theil Oesterreichs erfreut sich eines milden, weder zu heissen noch zu kalten Klima's; die Einwohner haben einen gesunden, kräftigen Körper, die Weiber besonders ein schönes Aussehen und äusserst gefällige Kleidertracht."

Die Seereise über Korfu, Zante, Athen und Syra geht glücklich von Statten; „als wir uns aber", erzählt er, „am achten Tage schon darauf freuten, in Smyrna wieder einmal auszuruhen, verhängte das Geschick einen Unfall über uns. Der Tag war heiter und schön; aber wir erfuhren zu unserem Schaden die Wahrheit des Sprichwortes: 'Wenn das Schicksal kommt, erblindet das Auge.' Denn Gott schlug die Augen des dritten Capitäns unseres Dampfers mit Blindheit und liess ihn die nöthige Wachsamkeit vergessen, so dass wir vier Stunden weit von der Hauptstadt der Insel Chios auf ein Vorgebirge aufliefen und da festsassen. Zwar wurde sogleich eine Schaluppe abgeschickt, um Fahrzeuge zu unserer Landung aus der Stadt herbeizuholen; aber diese kamen erst Abends an; bis dahin mussten wir in dem festgefahrenen Dampfer die Kälte des Morgens und die Hitze des Tages aushalten —, von unserer Herzensangst gar nicht zu reden. In der Stadt Chios warteten wir nun, unter verschiedenen Wechselfällen, sechs tödtlich lange Tage auf unsere Erlösung; endlich wurden wir nach Smyrna übergesetzt. Dieser böse Zwischenfall verkümmerte uns die sonst so angenehme Reise und erinnerte uns an das Wort des Dichters:

'Du willst Grosses und Schönes leichten Kaufs erlangen? Thor! Zum Honigseim führt der Weg nur durch die Stacheln der Bienen.'

Doch trösteten wir uns wieder mit dem Verse eines andern Dichters:

'Ein Uebel das aufhört ist besser als ein vergängliches Gut'."

In Constantinopel besucht er als guter Christ vor Allem die Sophienkirche und freut sich, wenigstens noch einige Ueberreste der alten byzantinisch-christlichen Fresco-Malereien zu entdecken. Der Bosporus mit der Pracht seiner landschaftlichen Scenerie, seinen Schlössern und Landhäusern geht ihm am Ende doch über Alles, was er auf seiner Reise Schönes gesehen hat:

„Ja, Bosporus, du bist ein Lustort, dessen Gleichen die ganze Schöpfung keinen zweiten hat! — O schönheitstrahlendes Eden des Ostens: steigt vielleicht aus dir die Morgensonne empor?"

Die sogenannten sieben Prinzeninseln in der Propontis und namentlich zwei von ihnen könnte man, wie er sie beschreibt, „die Inseln der Seligen" nennen:

„Zwei von diesen reizenden Eilanden dienen den vornehmen und reichen Constantinopolitanern zum Sommeraufenthalt; denn ihr Boden ist ausserordentlich wasserreich und fruchtbar, ihre Luft höchst mild und angenehm. Da kommen sie nun in der schönen Jahreszeit mit ihren Familien hin und beziehen ihre Landhäuser; jeden Tag, wenn ihre Geschäfte es nöthig machen, fahren sie mit den von der türkischen Regierung dazu bestimmten Dampfern in die Stadt, des Abends aber kommen sie zu den Ihrigen zurück und bringen den grössten Theil der Nacht in Vergnügungen hin, sei es daheim, sei es in den mit bunten Lampen erleuchteten Kaffeehäusern, wo beständig lustige Musik ertönt. Auch sind einige dieser Inseln mit Bergen geziert, von deren höchstem wir nach allen Seiten hin eine herrliche Aussicht über Land und Meer genossen."

Auf der Rückreise von Constantinopel sieht er noch einmal Smyrna; dann im Vorüberfahren Rhodus, Alexandrette, Laodicea und Tripolis. Endlich nach einer Abwesenheit von sechs Monaten und vier Tagen kommt er mit seinem Gefährten am 1. October 1855 glücklich wieder nach Hause. Doch lassen wir ihn dies zu gutem Ende selbst erzählen: „So hatten wir denn unser liebes Beirut wieder vor uns, das uns selbst nach allen gesehenen Herrlichkeiten so schön erschien, dass wir es nun mit keinem der von uns besuchten Orte hätten

vertauschen mögen. Bei'm Einzuge in unsere Vaterstadt fühlten wir, wie wahr der Dichter gesprochen:

'Zurückgekehrt in die theure Heimat vergisst du alles erlittene Ungemach. Lächelt sie dich aber auch freundlich an, so entlockt doch dieses Lächeln dir selbst Thränen.'

Da kamen uns nun aber unsere Lieben zum Willkommen entgegen und geleiteten uns in die trauliche Wohnung zurück, wo wir uns selbst mit den Worten des Dichters Glück wünschten:

'Heil dir, mein Herz! Da ist die Heimat wieder, die du so lange entbehrt! Heute siehst du wachend, was dir noch gestern nur im Traume erschien; darum weine nicht mehr und lächle nun die Heimat so freundlich an, wie sie dich!' —

Der Vortrag rief der Natur des Gegenstandes nach keine Erörterung hervor; da die Zeit nicht mehr erlaubte, zu dem zweiten Vortrage der Tagesordnung überzugehen, wurde derselbe auf die dritte Sitzung verschoben und die Sitzung geschlossen $12^3/_4$ Uhr.

Am Nachmittage führte ein Extrazug einen grossen Theil der Mitglieder mit ihren Damen zur Festvorstellung nach Karlsruhe. Das gewählte Stück, Brutus und Collatinus, von einem jungen Philologen aus Rudolstadt, Dr. Albert Lindner, hatte bei einer meisterhaften Aufführung den rühmlichsten Erfolg. Die Hauptdarsteller wurden wiederholt, der Dichter am Schluss stürmisch gerufen. Die Nachmittagszeit zwischen der Ankunft in Karlsruhe und dem Beginn der Festvorstellung war von den Gästen nach freier Wahl zur Besichtigung der verschiednen Sammlungen benutzt worden, welche die Munificenz S. k. H. des Grossherzogs den Mitgliedern der Versammlung bereitwilligst eröffnet hatte.

Dritte allgemeine Sitzung, den 29. September.

Anfang $10^1/_2$ Uhr.

Präsident: Prof. Köchly.

Hofrath Halm aus München erhält das Wort, um der Versammlung einen Wunsch an's Herz zu legen.

In dem Sitzungsberichte der Berliner Akademie vom 20. Juli 1865 hatte Prof. Mommsen am Schlusse einer grösseren Mittheilung über die handschriftliche Inschriftensammlung des Thomas Gammarus Folgendes ausgesprochen:

„Man sieht, wie manche epigraphisch wichtige Handschrift noch in den kleineren deutschen, besonders süddeutschen Bibliotheken sich verbirgt und wie wünschenswerth es wäre, wenn die Gelehrten, die sich für epigraphische Dinge interessiren, denselben ihre Aufmerksamkeit mehr als bisher geschehen zuwenden wollten. Wir haben in Deutschland zu den Vortheilen auch die Nachtheile der Decentralisation; es giebt keine Verzeichnisse unserer Bibliotheken zweiten und dritten Ranges nach Art des französischen Handschriftenkatalogs der Departements, und es ist dem Zufall überlassen, ob das werthvolle Material, das sie bewahren, zum Vorschein kommt oder nicht. Dagegen fehlt es zum Glück bei uns auch an kleineren Orten nur selten an fähigen und fleissigen Forschern. Möchten diese nach Möglichkeit an die Stelle des Zufalls die planmässige Durchforschung treten lassen."

Ferner hat Dr. Fröhner im Philologus 1860 S. 719 die Beschreibung einer handschriftlichen Inschriftensammlung (*antiquitates urbis Romae ac ceterorum per orbem terrarum locorum*) mitgetheilt, die noch Ende vorigen Jahrhunderts in Mannheim befindlich, seitdem vergebens gesucht worden ist, und zu deren Wiederaufsuchung aufgefordert.

Redner knüpft hieran eine allgemeinere Bitte. Es werde überhaupt ein grosses Verdienst sein, wenn man in den kleineren Städten Deutschlands, wo überall Gymnasien sich befinden, endlich anfinge, Verzeichnisse der handschriftlichen Schätze anzufertigen, die da und dort zerstreut seien.

Das besste Organ zur Veröffentlichung seien die an den verschiedenen Gymnasien erscheinenden Programme. Er wisse zwar wohl, dass manche Leute vor den Handschriften eine gewisse Furcht hätten, und die Sache sei allerdings nicht gerade eine leichte. Die Hauptschwierigkeit bestehe in der Bestimmung der Jahrhunderte, und wer nicht Gelegenheit gehabt habe, viele Handschriften zu sehen, meine, dass man hier gar zu grosse Verstösse machen könne, und lasse darum am liebsten die Hände davon. Er glaube jedoch darauf aufmerksam machen zu müssen, dass solche Irrungen auch bei Leuten vorgekommen seien, die viele Handschriften gesehen hätten, und es sei eine falsche Prüderie, wenn man, weil möglicherweise ein Missgriff geschehen könne, etwas nicht fördern wolle, was von Wichtigkeit sein könne.

Es bedürfe nicht mehr als einer genauen Bezeichnung des Titels, wenn die Handschrift ihn selbst gebe; sei das nicht der Fall, so brauche der Kenner Nichts als den Anfang und das Ende der Handschrift kennen zu lernen, wobei sich von selbst verstehe, dass wenigstens eine kurze Mittheilung über den Inhalt der Handschrift gegeben werde.

Der Präsident spricht die zuversichtliche Hoffnung aus, dass diejenigen in der Versammlung, welche in der Lage seien, das Ihrige thun würden, um diese hochwichtige Angelegenheit zu fördern.

Hierauf erhält Rector Eckstein das Wort, um mitzutheilen, dass die Commission zur Wahl des nächsten Versammlungsortes sich einstimmig für Halle entschieden habe. Er freue sich darüber, nachdem man seit einer Reihe von Jahren um die preussische Monarchie herumgegangen sei, wie die Katze um den heissen Brei. Er könne versichern, dass das preussische Cultusministerium die Jubiläumsversammlung sehr gern aufnehmen werde. Als erster Präsident wird Herr Prof. Dr. Bernhardy, als Vicepräsidenten die Herren Prof. Dr. Bergk und Director Prof. Dr. Kramer erwählt.

In Halle, schlägt Redner vor, solle eine Revision der Statuten vorgenommen und namentlich erörtert werden, wie viel die Schulmänner davon zu leiden haben, dass auch eine kritisch-exegetische Section sich neben die pädagogische gestellt; die Herren möchten sich die Organisationsfrage recht ernstlich überlegen.

Der Präsident bespricht folgende Eingabe: „Die Unterzeichneten machen den Vorschlag, es möge die deutsche Philologenversammlung für die Zukunft ihr Präsidium ermächtigen und ersuchen, sich mit den Verwaltungsbehörden der Eisenbahnen in Verbindung zu setzen, um für die Mitglieder, die sich an den Versammlungsort begeben, eine Ermässigung der Fahrpreise anzuregen. Ein guter Erfolg wäre wohl zu erwarten, in Anbetracht, dass für die Mitglieder des deutschen Juristentags wie auch der Naturforscherversammlung eine ansehnliche Vergünstigung in dieser Hinsicht bereits erwirkt worden ist.“ Heidelberg, 27. Sept. 1865. Dr. Weismann, Hoffmann von Fallersleben, A. Mussafia, Dr. A. v. Keller, Felix Liebrecht, Prof. Dr. Dietrich, Dr. A. Lübben, Ignaz Petter aus Leitmeritz, Prof. W. Wattenbach.

Der Präsident bemerkt, diese Frage sei auch im Schoosse des jetzigen Präsidiums zur Sprache gekommen, man habe aber für dieses Mal nach reiflicher Erwägung von einem Versuche der Art Abstand genommen. Der Vorschlag selbst wird einstimmig angenommen.

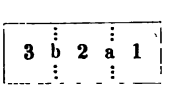
Schliesslich fordert der Präsident zu recht zahlreicher Unterzeichnung der von der Verlagsbuchhandlung von B. G. Teubner aufgelegten Listen für Bestellungen auf die Ausgabe der Verhandlungen auf.

Hierauf erhält Prof. v. d. Launitz das Wort zu seinem Vortrag über „Die Toga der Römer und die Palla der Römerinnen".

Der Redner bespricht zunächst die römische Toga. Im Eingange bezeichnet der Vortragende die Toga als das charakteristische Kleidungsstück der alten Römer, durch welches sie sich in der auffallendsten Weise von allen übrigen Nationen unterschieden. Dieser Unterschied zeigte sich 1) im Schnitt und 2) in der Art des Umnehmens, und in beiden Hinsichten wurden auch die Griechen, als gens palliata, der gens togata entgegengestellt, indem das Pallium der Griechen, das Himation, ein vestimentum quadratum, und die Toga der Römer ein vestimentum rotundum genannt wurde, weil ihre Grundform in alten Zeiten wohl die einer länglichen Raute war, an der die stumpfen Winkel abgerundet wurden.

Das zweite Unterscheidungszeichen, der Umwurf, der amictus, konnte aber nicht so leicht durch Worte deutlich gemacht werden, wie dies bei dem Schnitte geschehen war, weshalb der Vortragende an einer kleinen Figur die ganze Procedur des amiciri, vor den Augen der Versammlung, mittelst eines feinen Baumwollstoffes nachwies und ausführte, und zwar mit dem Pallium der Griechen begann, weil der Umwurf desselben für den Anfang leichter verständlich ist. — Als die Grundform des Palliums wurde ein längliches Viereck angenommen, das bei den Aermeren einfach in der erwähnten Form gewoben war, bei den Wohlhabenderen aber, durch Umschlagen eines Drittels etwa seiner Breite, aus einem quadraten Tuche zu einem quadrilongen gemacht wurde; ein Umstand, der im Auge zu behalten wäre!

Dieses so erhaltene Oblongum wurde in seiner Länge in etwa drei gleiche Theile getheilt, und die Theile mit 1, 2, 3, die Theilungspunkte aber mit a und b bezeichnet. Beim Umnehmen wurde der Theilungspunkt a auf die linke Schulter gelegt, so dass Theil 1 auf der linken Vorderseite des Mannes herabfiel und sie bedeckte. Theil 2 wurde von der linken Schulter schräg über den Rücken auf die rechte Hüfte herabgeführt und von da, sich um die Figur umschlagend, wieder schräg aufwärts, über die Brust nach der linken Schulter zu, auf welcher dann der Theilungspunkt b zu liegen kam und den Punkt a bedeckte. Der dritte Längentheil 3 wurde dabei über diese linke Schulter weg wieder auf den Rücken der Person geworfen, wo er senkrecht von der Achsel herabfiel. — Diese letzte Operation war jedoch nicht constant. Die Griechen liebten es sehr, den dritten Theil nur horizontal über die Vorderansicht des Leibes weg, auf den im rechten Winkel gehaltenen linken Unterarm zu legen, wie dies die Statue des (Philos) Zeno, und viele Figuren des Parthenonfrieses zeigen.



Eine zweite Art des amictus war die, das Tuch von der linken Schulter nicht schräg abwärts, sondern quer über den Nacken, von der linken zur rechten Schulter zu ziehen, von der Höhe dieser rechten Schulter aber das Tuch auf der Vorderseite der Figur, dicht am Halse senkrecht herabfallen zu lassen; dann, mit der rechten Hand gefasst, es um den im rechten Winkel gehaltenen rechten Arm zu schlingen, gleichsam um ihn wie in eine Binde zu legen. Dann fasste die rechte Hand wieder die ganze noch freie Masse des Gewandes

selbst und schlug sie über die linke Schulter, so dass der früher erwähnte Theil 3 auf den Rücken herabfiel. — Diese zweite Art des Umwurfes zeigt die Statue des Aeschines (vulgo Aristides) und unzählige Mantelfiguren der griechischen Vasen.

Wenn gleich die Römer der späteren Zeit ihren amictus verschieden von dieser zweiten Art ausführten, so mochten die ältesten Römer, etwa aus der Zeit der Könige, ihre rundliche Toga wohl in ähnlicher Art umgelegt haben, wie dies an einigen der frühesten römischen Bildwerke zu sehen ist; aber bald änderte sich die Sitte und mithin die ganze Erscheinung, wie Quintilian es in Folgendem bezeugt: „Est aliquid in amictu quod ipsum aliquatenus temporum conditione mutatum est; Nam veteribus nulli sinus“ etc.

Nun entwickelt der Vortragende die interessante Frage des Sinus, und zwar aus dem früher erwähnten Umschlagen des Palliums, in seinem Drittel der Breite, und verdeutlicht das Gesagte durch allmähliche Vergrösserung des Umschlages an grossen ausgeführten Zeichnungen, bis er die vollendete Schönheit der römischen Toga in der ersten Kaiserzeit erreicht, die er an einer trefflichen kleinen Bronzestatue des Tiberius in allen Theilen nachweist.

Den Beweis der Richtigkeit seiner Erklärung führt der Vortragende aber durch die Production einer Toga in wirklichem Wollenstoffe, über eine Gypsfigur von kleiner Lebensgrösse gelegt, deren vollkommenste Uebereinstimmung mit der genannten Bronzestatuette nachgewiesen wurde, woraus Vortragender den Schluss folgerte, dass, wenn die Erscheinung und alle Theile seiner, in wirklichem Stoffe ausgeführten Togastatue den römischen marmornen Togen gleich wären, auch die Procedur des amictus, so wie der Schnitt, den Vortragender anwendet, der ehemaligen Wirklichkeit entsprechen müssten, ein Beweis, dessen Richtigkeit unumstösslich würde, wenn die Worte der alten Autoren damit übereinstimmten. Diese aber citirt Vortragender aus dem Quintilian. „Ipsam togam rotundam esse — bis, super quod ora ex toga duplex aequaliter sedeat.“

Ehe Vortragender sein Werk zerstörte, um den Schnitt nachzuweisen, den er seiner Toga gegeben, verwandelte er seinen einfachen Togatus in wenigen Augenblicken in einen Pontifex maximus durch Ueberziehen des Sinus über den Kopf (capite obvoluto).

Den Schnitt der Toga ohne beigegebene Zeichnungen zu erklären wäre vergebliche Mühe; dagegen wollen wir auf einige der Hauptpunkte aufmerksam machen, auf welche der Vortragende den grössten Werth bei seiner Lösung der Togafrage legte, und deren Richtigkeit er durch mathematische Beweise darthat.

Die Richtigkeit der für die Toga gebrauchten Ausdrücke hemikyklion und rotunda beweise die Halbkreisform der Toga des Vortragenden, wenn der Sinus ein- oder umgeschlagen war, d. h. auf der Toga selbst lag und sie so theilweise verdoppelte; und die kreisähnliche Form, wenn der Sinus aufgeschlagen, d. h. die ganze Toga ausgebreitet auf dem Boden lag. Diese Erklärung gab der Vortragende aber als etwas schon Bekanntes; dagegen legte er den Schwerpunkt der Frage, d. h. der Schwierigkeit einen eleganten Togaumwurf zu bewerkstelligen, bei dem der balteus „nec strangulet, nec fluat“ und die Unterbringung des Ueberflusses an Zeug an der delicatesten Stelle, da wo der umbo sich über den balteus legt, die grösste Schwierigkeit macht, auf die Gestalt der Linie, auf welcher der Sinus sich mit der eigentlichen Toga vereinigt. Diese Linie wurde bisher als eine gerade angenommen, weil sie durch einfaches Umbiegen des Zeuges hervorgebracht wurde und gleichsam die gemeinschaftliche Corde von zwei ungleichen aneinanderstossenden Kreisabschnitten war, nämlich der eigentlichen Toga und des Sinus.

Der Vortragende bewies aber durch den Kegelschnitt, dass diese Linie eine parabolische sein müsse und dass folglich der parabolisch ausgeschnittene Sinus an die eben so parabolisch ausgeschnittene Toga nothwendig habe angenäht werden müssen.

Auf diesen parabolischen Ausschnitt komme es vorzugsweise bei dem eleganten Schluss der Toga im „latus" an; in diesem Ausschnitte läge der Grund der grossen Verschiedenheit einiger antiken Togastatuen mit ungekünsteltem Umwurfe, gegenüber den eleganten Beispielen, die vorgezeigt wurden. — Seckendorf's Lösung der Schwierigkeit wäre grundfalsch.

Zum Schlusse gab der Vortragende noch einige Stellen aus dem Macrobius (Saturn. III. Cap. XIII, 4), um die Sorgfalt der Alten in Betreff des Anlegens der Toga zu beweisen, und aus dem Tertullian (de pallio), woraus ersichtlich ward, dass die Umnahme der Toga manche künstliche Mittel erforderte, und nicht in einem einfachen Umwerfen bestand, wenn der Mann in würdiger Weise in ihr erscheinen wollte.

Den an die Toga sich knüpfenden Vortrag über die Palla der römischen Frauen eröffnete der Redner mit einem Vergleich derselben mit den Festkleidern unserer Frauen, und wies nach, wie dieselbe eigentlich das Putzgewand der Römerinnen gewesen sei, indem für die Haustracht die Stola ausgereicht habe, welcher die Tunica interior allerdings nicht fehlen durfte. Da über diese beiden unentbehrlichen Kleidungsstücke der römischen Weiber nichts Neues zu sagen wäre, so wolle der Redner seinem Publikum wenigstens durch Vorführung einer in wirklichem Stoffe um eine Figur angezogene Stola zeigen, wie wenig dieselbe, trotz ihrer sonstigen künstlerischen Schönheit, geeignet war, einen grossartigen, festlichen, geputzten Eindruck hervorzubringen, zu welchem Zwecke die Palla umgelegt wurde.

Die Form der Palla, deren Verhältniss zur Breite starken Schwankungen ausgesetzt war, müssen wir uns, sagt der Redner, in der Grundform dem Pallium der Griechen ähnlich denken, durchaus aber nicht von der Form der Toga, indem solche Form als weibliche Tracht den ehebrecherischen Frauen als Straftracht vorgeschrieben war. Auch der amictus der Palla, die, wie die Toga, ein Epiblema war, ist der Umnahme des Palliums der griechischen Männer überaus ähnlich (was an grossen Abbildungen römischer Matronenstatuen nachgewiesen wurde). Der Reiz, den diese ziemlich einfache Umlegungsart hervorbringen kann, würde aber sehr geringe gewesen sein, wenn die römischen Damen nicht gewusst hätten, gleichsam in dem letzten Momente oder Tempo ihrer amictus, der ganzen Erscheinung einen eigenthümlichen Reiz zu verleihen durch eine feine Manipulation des äussersten Gewandrandes, etwa auf der zweiten Theilungslinie b, wodurch die schönen Erscheinungen hervorgebracht werden, welche wir an den Herculanensischen Matronen und anderen Werken der Art bewundern. — Die künstlerische Wirkung dieser Manipulation des Gewandsaumes verständlich zu machen ohne Abbildungen zu geben, ist unmöglich, daher begnügen wir uns in diesem Auszuge mit der blossen Angabe der weiblichen Handgriffe, wie der Redner sie schildert, um den erwähnten Reiz im Umwurfe hervorzubringen.

Wenn nämlich das Gewand so weit umgelegt worden, dass der Theil 3 über die Vorderseite des Körpers hinweg, auf den linken Arm gelegt, oder gar über die linke Schulter geworfen worden ist, um den ganzen Anzug zu vollenden, so ergreift die Domina den äussersten Rand des so eben über den linken Arm oder gar über die linke Schulter geworfenen Gewandes, und zieht ihn wieder zurück, d. h. gegen die rechte Brust zu und etwas vom Körper ab, ohne jedoch den ganzen Umwurf dadurch rückgängig zu machen. Dadurch erhält die Dame eine Portion Gewand, das sie, ohne den Hauptgang zu zerstören,

nach Belieben auf der Höhe der Halsgrube oder niedriger hin und herziehen kann und gleichsam damit und mit der dabei zu entwickelnden schönen Handbewegung nach Wunsch zu kokettiren vermag, indem sie, ähnlich wie mit dem Fächer, den Untertheil des Gesichtes sogar verdecken kann. — Wird der erwähnte Gewandsaum noch in grösserer Partie zurückgezogen, so reicht er oft von der, vor der rechten Brust gehaltenen rechten Hand bis zum linken Handgelenke herab und bildet so eine schräge, die Figur in angenehmer Weise durchschneidende geradlinige Gewandpartie. — Diese Motive können jedoch mannigfach, und mit mehr oder weniger Glück variirt werden.

Gewöhnlich, fährt Redner fort, wird dieses Motiv für eine Nachahmung des gleichen bei den Musen angewandten Gewandmotives ausgegeben, und namentlich soll es den Statuen der Mnemosyne nachgebildet sein. Dies bezweifelt Redner, weil dieses Musenmotiv in der griechischen Kunst erst sehr spät vorkommt, und die römischen Frauen ohne allen Zweifel jene kokette Gewandbenutzung schon sehr lange vorher gekannt haben werden. Hier lernte der Künstler von den Damen, was um so weniger auffallen kann, als gerade jene das Untertheil des Gesichts verhüllende Bewegung und Hebung des Gewandes den Ausdruck des Nachdenkens oder des Sinnens giebt, was der Mnemosyne vorzugsweise zukommt und was der Künstler wohl den kokettirenden Damen ablauschte, und nicht umgekehrt. Dem Redner scheint das erwähnte Motiv ein in der letzten Zeit der Republik und zur Kaiserzeit fashionables gewesen zu sein, woher das häufige Vorkommen derselben auch bei anderen als Musen oder Portraitfiguren.

Neben der abgehandelten palliumartigen römischen Palla giebt der Redner noch eine andere, bisher nicht erwähnte Form an, die er durch viele Versuche ermittelt, und deren Anwendung bei den Figuren der Abundantia vorkommt. Diese Form ist ein regelrechter Quadrantalausschnitt aus einem Kreise, dessen Centrumspitze etwa auf der Hälfte des Radius umgebogen wird und so eine Art Sinus bildet, der aber eine Spitze hat; statt wie bei der Toga rund zu sein, wenn das Gewand umgelegt wird. — Mit dieser Angabe schliesst der Redner seinen Vortrag von $1^1/_2$ Stunde.

Nachdem der Redner unter lautem, anhaltendem Beifall geschlossen und Privatdocent Dr. Justi aus Marburg, dessen Vortrag „Mittheilungen aus Winckelmann's handschriftlichem Nachlass" in zweiter Linie auf der Tagesordnung stand, der vorgerückten Zeit wegen auf das Wort verzichtet hatte, wurde die Sitzung etwas vor 1 Uhr geschlossen.

Nachmittags führte ein Extrazug die Mitglieder der Versammlung nebst Damen nach Neckargmünd, von wo bei dem günstigsten Wetter ein Spaziergang nach Neckarsteinach gemacht wurde. Dort empfing die Gäste eine Abordnung der Heidelberger Bürgerschaft, um sie in dem Garten des Gasthauses zur Krone festlich zu bewirthen. Die begrüssende Rede des ersten Bürgermeisters Krausmann, auf welche Rector Eckstein antwortete, sowie die poetische Improvisation Hoffmann's von Fallersleben, wurden mit Begeisterung aufgenommen.

Die Rückfahrt wurde bis Neckargmünd zu Wasser, von da bis Heidelberg auf der Eisenbahn gemacht.

Am Abend fand in den Räumen des Museums die Festreunion statt, zu der sich eine zahlreiche glänzende Gesellschaft von Gästen und Einheimischen zusammenfand.

Vierte allgemeine Sitzung, den 30. September.

Anfang 10 Uhr.

Präsident: Prof. Köchly.

Präsident:

Ich ersuche die verehrte Versammlung Platz zu nehmen.

Der Präsident verliest einen Brief des Herrn Dr. Justi aus Marburg, worin derselbe um gefällige Uebermittelung etwaiger Nachrichten über noch unbekannten handschriftlichen Nachlass Winckelmann's bittet.

Der Präsident knüpft hieran seinerseits die Bitte, dass Herr Dr. Justi den von der Tagesordnung leider zurückgezogenen Vortrag den bei Teubner erscheinenden Verhandlungen der Versammlung einverleiben möge.

Präsident:

In Bezug auf den heutigen nicht mehr officiellen Nachmittag, so handelt es sich um eine Fahrt nach Mannheim.

Professor Fickler von Mannheim erhält das Wort, um der Versammlung, was sie in Mannheim zu sehen und zu erwarten habe, auseinander zu setzen. Er macht sie besonders auf dreierlei, auf die grossherzogliche Gemäldesammlung, auf das grossherzogliche Antiquarium, das unter Anderem einen Inschriftenstein mit dem ältesten Namen Heidelbergs enthält, und drittens auf die durch Schärfe und Klarheit ausgezeichneten Photographien des Herrn Dr. Lorrent von Egypten, Griechenland, der Berberei und Palästina, aufmerksam, empfiehlt den Zug 2. 50. als den bequemsten und schliesst mit der Bemerkung, dass sämmtliche Localitäten sich im Grossherzoglichen Schlosse befinden und geöffnet sein werden.

Der Präsident theilt für die Mitglieder der Versammlung, welche nicht nach Mannheim zu gehen, sondern den Nachmittag in der Neckarstadt zuzubringen gesonnen sind, mit, dass die Verabredung getroffen ist, die heisseren Nachmittagsstunden auf der Schlosswirthschaft zuzubringen, die kühleren zu einem Spaziergange nach der Molkenkur und dem Wolfsbrunnen zu benutzen, bei einbrechender Dunkelheit aber sich in den Räumen des Museums zusammenzufinden.

Dr. Oncken macht einige geschäftliche Mittheilungen über angekommene Briefe.

Präsident:

Ich gebe dem Herrn Hofrath Urlichs zum ersten Vortrage über das römische Forum das Wort.

Hofrath Urlichs:

Das forum romanum.

„Der Elephant ist ein Thier, so gross, dass es, wenn es sich niedergelassen hat, nicht ohne Hilfe aufstehen kann, übrigens dankbar und ungeheuer gescheit, lässt keinen Tyrannen aufsitzen, und der Rüssel ist ein wahres Wunder."

Diese Naturbeschreibung des Elephanten hielt der ostgothische König Theodahat für angemessen, um seine Entscheidung über den unterthänigsten Bericht des Präfecten Honorius zu begründen (Cassiod. X, 31), wonach auf der via sacra, welche das Alterthum mit vielen abergläubischen Ceremonien ausgestattet habe, eherne Elephanten in's Wanken gerathen waren und mit dem Einsturz drohten. Der langen Rede kurzer Sinn war die einfache Verordnung: man befestige sie mit eisernen Klammern und stütze den Bauch der Thiere durch eine Unter-

mauerung, dann wird man von jenen Ungeheuern, da man sie in der Wirklichkeit nicht sehen kann, wenigstens ein Abbild behalten. Wir nehmen an, dass der Präfect tapfer mauerte und einen Anblick zu Wege brachte, wie die Pferde von monte Cavallo bei ihrer Entdeckung aussahen: der Erfolg war ein umgekehrter — wir kennen die Thiere in der Natur, aber jene Abbilder sind verschwunden. Aber — die Untermauerung ist nicht ganz verloren gegangen, denn an der via sacra, wie sie wenigstens im frühen Mittelalter bei Anastasius unzweifelhaft als die nordöstliche Strasse des Forum erkannt wird, lag u. a. die Kirche S. Lorenzo in miranda, und davor hat man Ziegel mit König Theodorich's Namen gefunden (von Theodahat giebt es überhaupt keine), höchst wahrscheinlich Stücke jener Untermauerung. Eben daselbst entdeckte man im J. 1546, als man die Kirche, um Karl's V. Einzug vorzubereiten, abbrach, eine grosse Anzahl marmorner Stufenblöcke, auch einige Carniesstücke und Sculpturen (vom Giebelfelde), welche u. A. einen vor einen Wagen gespannten Elephanten darstellten. Dadurch wird der Gedanke ausgeschlossen, diese Stücke hätten zu einem notorisch in der Gegend gelegenen fornix Fabianus gehört, Caesaris armentum, wie es Juvenal nennt, weist auf einen Kaiser und zwar einen bestimmten Kaiser hin. Wie die von zwei Elephanten gezogene Biga auf dem Triumphbogen des pons Milvius[1]), so bezogen sich auch diese beiden Erzbilder und jenes Relief auf die Rückgabe der römischen Siegesbeute von Seiten der Parther. Huius facti nicae aber, wie sich der Veroneser Scholiast zu Vergil ausdrückt — die Stelle ist von Preller, Canina und zuletzt von Bücheler[2]) herangezogen — h. f. n. repraesentantur in arcu divi Augusti iuxta aedem d. Iulii.

Also dieser Triumphbogen stand bei S. Lorenzo am Eingange des Forums; er war mit Reliefs bedeckt, die jenen Erfolg verherrlichten, etwa dem knieenden Parther der Münzen, gewiss einer Biga mit Elephanten, und daran standen ausser der Quadriga auch jene beiden naturhistorischen Exemplare, welche, als der Bogen gefallen war, d. h. nach der Entstehung der sogen Probusscholien, an der via sacra übrig waren. Dies war der letzte Bogen des Kaisers aus dem Jahre 734 u. c. = 20 v. Chr., der letzte von dreien und das Vorbild eines andern, welcher uns näher interessirt. Im J. 16 n. Chr. errichtete Tiberius, dem verehrten Vorgänger auch hierin nacheifernd, einen Bogen am Clivus Capitolinus, um Germanicus' Siege und die Rettung der Varianischen Spolien zu feiern. Seine Lage ist bekannt, ja man hat vor einigen Jahren entdeckt, dass er als ein einfacher fornix über der Strasse stand, welche bei der bas. Iulia vorbeigeht, der südlichen, wie ich sie in der Kürze nennen will, sub veteribus. Weniger bekannt ist, dass noch jetzt daneben ein Stück der Inschrift liegt, worin die Buchstaben (f)lumin(a) und recip (eratis) von Henzen[3]) richtig auf die Gegend zwischen Rhein und Elbe, und die signa reciperata bezogen worden sind.

Wenn wir also zwei einander entsprechende Triumphbogen als Thore des Forums kennen lernen, so wird die Frage rege: wie stand es mit den andern beiden Seiten? Höchst wahrscheinlich werden wir den grossen Triumphbogen mit seiner Quadriga, welcher den dreifachen Triumph des Jahres 725 verherrlichte und ausdrücklich von Dio auf das Forum gesetzt wird, auf derjenigen Seite zu suchen haben, welche ausser dem Aufgang zum Clivus, den der Bogen des Severus später schmückte, übrig ist, d. h. nicht weit von den julischen Rostra in der

---

1) Borghesi, opere II, 96 ff.; 363 ff.

2) Rhein. Mus. XVIII, 424.

3) S. u. A. Mommsen, res gestae d. Augusti p. 133.

Nähe des Castortempels, so dass das Forum einen Anblick darbot, dessen Nachbildung in Pompeji offen vorliegt. Der f. Fabianus aber, jenes merkwürdige Monument des Fabius Allobrogicus, von dem Consul und Aedilen Fab. Maximus, auch einem Anhänger Cäsars, hergestellt, welches Mommsen mit bewunderungswürdigem Scharfsinn aus den zerstreuten Nachrichten von Funden des 16. Jahrh. an's Licht heraufbeschworen hat, stand ohne Zweifel nicht auf einer jener beiden langen Strassen, sondern an deren kürzerer Verbindung, intra t. Faustinae ac Vestam, wie die H. Aug. berichtet [1]). Es war gewiss bei der Anlage der Aedes d. Iulii so berücksichtigt worden, dass es der Symmetrie nicht schadete, sondern ihr als Hintergrund diente.

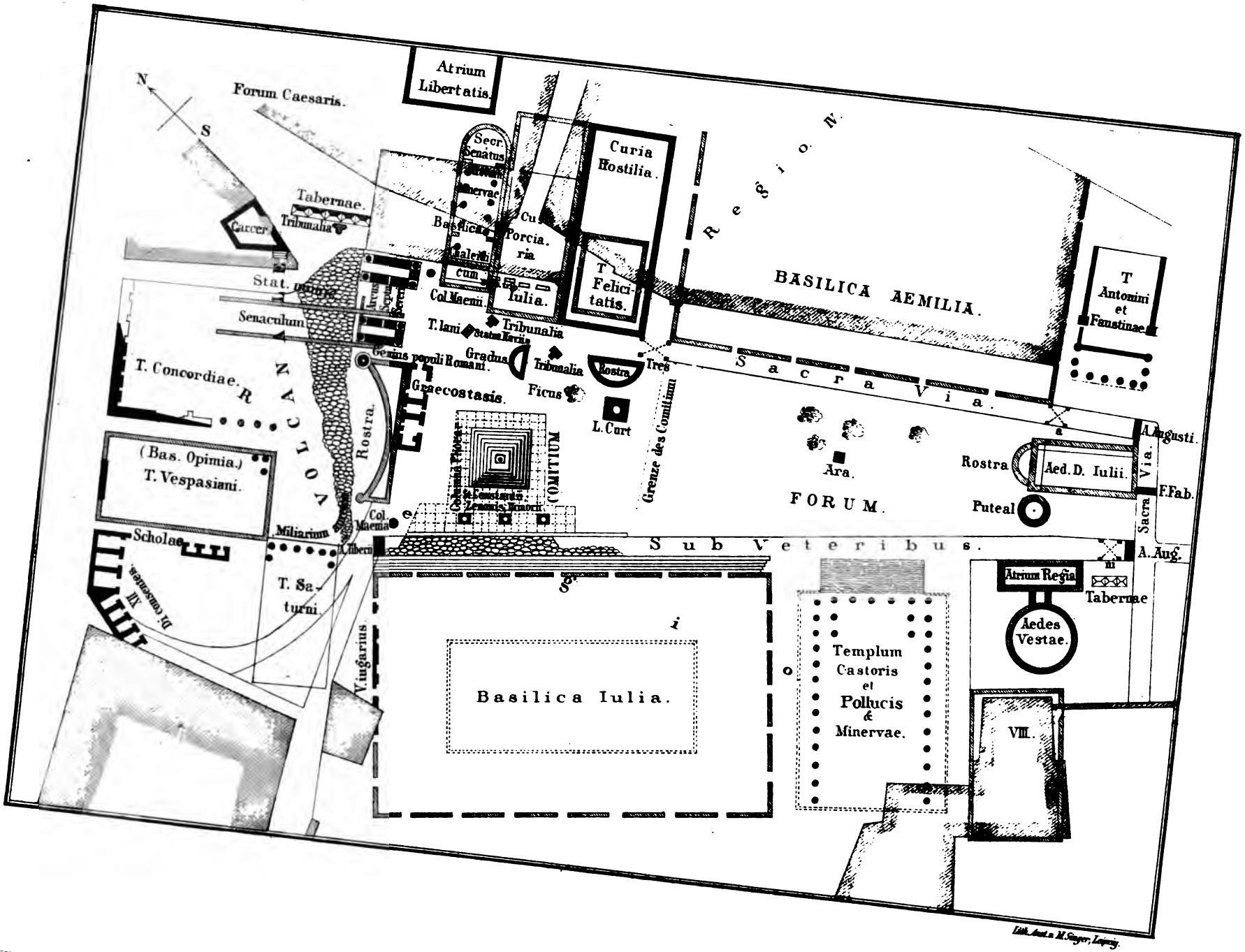
Wir lassen jenen unbekannteren Bogen ausser Acht und halten durch das parthische Triumphthor unsern Einzug in das Forum. Wie heisst die Strasse, deren Pflaster bei S. Lorenzo und in der Mitte früher blossgelegt wurde und unter dem Severusbogen zu Tage liegt? ist dies oder die gegenüberlaufende, welche von der bas. Iulia u. s. w. bis zum vicus iugarius resp. dem clivus sich erstreckt, die Strasse der Triumphatoren, die sacra via? Man sollte eigentlich nicht zweifeln, aber da Männer wie Canina und Detlefsen das Gegentheil, wenigstens für die Zeit vor Sept. Severus behaupten, so lohnt es doch der Mühe, einen festen Grund für die Oekonomie des Platzes zu gewinnen. Sie behaupten, die nördliche Strasse sei wenigstens in der ältesten Zeit nicht vorhanden gewesen, die Triumphzüge aber hätten sich an der südlichen Seite des Forums gegen den Anfang des capitolinischen Steigs hin bewegt. Die sacra via aber war älter als jede Anlage am Forum selbst, älter als der capitolinische Tempel, so alt wie die sabinischen Niederlassungen auf dem Capitol, d. h. dessen nördlicher Spitze Ara Celi, der arx im engeren Sinn, der Weg, welchen die Priester des Volks, die Flamines, der Opferkönig und insbesondere die Augurn zurücklegten, um auf der Spitze der Arx allmonatlich heilige Ceremonien zu verrichten; besonders wenn es sich darum handelte die Götter zu befragen, ob sie den neuerwählten König genehmigten, nahm der Augur neben ihm seinen Platz auf der Arx und führte ihn nach der Weihe von der Burg herunter auf dem nächsten Wege unter die auf dem Comitium harrende Menge. Der Ausgangspunkt einer dieser Processionen ist bekannt, er lag in der Kapelle der Strenia, der Stammmutter der Neujahrswünsche und Geschenke, in der Gegend des Colosseums. Wären sie von dort über das Forum links gegangen, so müssten sie, ohne dass vor der Einrichtung des Comitium ein zwingender Grund vorlag, ihren Zielpunkt im Auge sich links gewandt und erst auf einem Umwege ihm wieder zugewandt haben. 2) Die Curie des Senats lag entschieden auf der nördlichen Seite, nach Detlefsen ohne eine fahrbare Strasse neben sich zu haben. Nun wissen wir aber wenigstens von einem verdienten Manne, dem erblindeten Metellus, bestimmt, dass ihm das Recht zuerkannt wurde, zur Curie zu fahren, und bekannte Etymologien leiten den Namen der curulischen Magistrate von den Wagen her, worin sie zur Curie sich begaben — wie machten sie das ohne fahrbare Strasse? 3) Cäsar liess für seine Gladiatorenspiele den ganzen Raum des Forums und der via sacra bis zum Capitol mit Vorhängen überspannen; das wäre nicht nöthig gewesen, wenn die sacra via auf der südlichen Seite sich hingezogen hätte, denn da fand sich der Schatten von selbst. Endlich haben wir 4) ein Zeugniss über den Gang des Triumphs, welches jeden Einwand ausschliesst. Als Cäsar bei den Bänken der Tribunen vorbeifuhr, standen Alle auf bis auf Einen, welchen der Dictator ärgerlich anfuhr. (Sueton Iul. 78.) — Diese Bänke aber standen neben der Curie, und diese an der Nordseite, folglich muss

1) v. Salonini Gallieni I.

auch der Triumph an derselben Seite vorbeigegangen sein, denn über die Breite des Forums weg wird Cäsar den Trotzkopf nicht angeschrieen haben.

Wenn wir auf der nunmehr gesicherten sacra via, welcher auf der gegenüberliegenden Seite der Weg unter den alten Buden (sub veteribus) entsprach, unsern Weg fortsetzen, so haben wir einen Platz zur Seite, dessen Grösse uns, wenn wir die darauf entschiedenen Geschicke damit vergleichen, unverhältnissmässig klein erscheint; denn von dem Fusse des capitol. Hügels bis zum Anfang jener Erhebung, die unter dem Titusbogen ihren Gipfel erreicht, der Velia, beträgt er in der Länge 630′; die Breite nimmt von dem obern Ende bis zum westlichen von 190 zu 110′ ab, letzteres ohne ersichtlichen Grund, d. h. ungefähr $^1/_3$ mehr als der Marktplatz von Pompeji misst. Indessen kommt dazu noch die bedeutende Fläche, welche die Terrasse des capitol. Hügels darbietet, das sogenannte Volcanale — sie zieht sich bis zum Kerker hin — und endlich werden wir den Raum von dem Bogen des Severus bis an das Gefängniss annectiren dürfen, so dass man einen Raum von etwa 300′ Breite und 100′ Länge mehr gewinnt. Schliesslich war das Alterthum von der barbarischen Liebhaberei für grosse schattenlose Plätze weit entfernt; man wusste sich, so lange es ging, zu behelfen, und als das Gedränge unerträglich wurde, schafften 1) seit dem 6. Jahrh. d. St. die grossen jenseit der Strasse angebauten Basiliken Rath, 2) seit Cäsar die kaiserlichen Fora Hülfe. Aber während des letzten Jahrh. der Republik, auf einem Platze, der vielleicht 30,000 Menschen fassen konnte, die ruhig neben einander standen, muss das Gedränge an lebhaften Tagen unerträglich gewesen sein. „Wenn man mich", meint Cicero, „im Gedränge am f. Fabianus, wie das zu geschehen pflegt, hin und herstösst, so sehe ich mich nach dem Nächsten um." Cäsar's Gedanke, das Forum zu erweitern, entsprach also einem wirklichen Bedürfnisse.

Einst aber war dieser Platz in der Hauptstadt eines Volkes, das keine 10,000 Mann Truppen stellte, so gross, dass man nicht daran dachte, ihn für politische Zwecke ganz zu benutzen, vielmehr erst allmählich sich desselben bemächtigte. Dies geschah vom Abhange des Capitols aus, der gemeinschaftlichen Burg der vereinigten Römer und Sabiner, wo die ältesten, zum Theil vorrömischen Heiligthümer, ein Altar des Saturnus, ein Heiligthum des Volcanus lagen, und wo sowohl Raths- als Volksversammlungen der ältesten Zeit zu denken sind. Dieser Platz, das Volcanale, musste vor der Erbauung der Cloaken ein erhöhter und möglichst gesicherter sein. Daher wählte man eben eine Stelle, welche die Natur selbst ausgezeichnet hatte. Später dehnte man die Stelle für die Versammlungen auf die nächste Niederung aus, und T. Hostilius legte das sogenannte Comitium nebst der Curie an, die Stätte für Gerichts- und Rechtsverhandlungen, welche Tarq. Priscus mit Hallen und Buden umgab. Der daranstossende östliche Theil, das Forum im engern Sinne oder der Marktplatz, wurde politisch erst seit der Einrichtung der com. tributa bedeutend; bis dahin und noch später war der Platz der Redner ein von der Natur geschaffener, das Volcanale; der Ort wo die Candidaten sich zeigten, in colle, d. h. auf der erhöhten Terrasse; sie wurde erst im 5. Jahrhundert von der auf dem Comitium erbauten Rednerbühne, den berühmten Rostra, abgelöst. Das Forum wuchs also gleichsam von zwei Seiten, von den Abhängen des Palatin, die ebenfalls älteste Heiligthümer der palatinischen Stadt, den Tempel der Vesta, aber an einem Orte ausserhalb derselben, der auch den Sabinern nicht allzu fern lag, besassen, und der Velia auf einer und dem Abhange des Capitols auf der mehr sabinischen andern Seite. Das Comitium wurde die Seele und das Herz des Staats, an dem die Plebejer zuerst precären Besitz hatten, das Forum daneben den Plebejern für ihre Comitien überlassen und



N
S
Forum Caesaris.
Atrium Libertatis.
Secr. Senatus
Minervae
Curia Hostilia.
Regio N.
Tabernae.
Tribunalia
Carcer
Basilica
Porcia.
ria
Iulia.
T. Felicitatis.
BASILICA AEMILIA.
T. Antonini et Faustinae.
Stat. monie
Senaculum
Col. Maenii
T. Iani
Tribunalia
Gradus
Tribunalia
Rostra
Tres
Sacra Via.
T. Concordiae.
Genius populi Romani.
Graecostasis.
Ficus
L. Curt
Grenze des Comitium
Rostra.
VOLCANALE
(Bas. Opimia.)
T. Vespasiani.
Columna Phocae
St. Constantin
Zenonis, Honorii
COMITIUM
Ara.
FORUM.
Rostra
Aed. D. Iulii.
Puteal
A. Augusti.
Via.
F. Fab.
Sacra
Col. Maenia
Miliarium
Scholae
Sub Veteribus.
A. Aug.
Atrium Regia
Tabernae
Aedes Vestae.
T. Saturni.
XII Di consentes.
V. Iugarius
Basilica Iulia.
Templum Castoris et Pollucis & Minervae.
VIII.

erst allmählich die Einigung geschaffen.[1]) Der Name Forum aber hatte vor T. Hostilius das Ganze begriffen, er enthielt das Comitium in sich, aber in der Sprache des Gesetzes wurde Comitium davon unterschieden, und recht ausführlich *forum ac comitium*, das Ganze und der Theil, gesagt. Es kann daher in der Litteratur vorkommen, dass man Forum für Comitium sagt, aber nicht Comitium für Forum. Das Comitium wurde also ein fest umgrenzter Platz, dessen westliche Seite durch die Linie vom Tempel des Saturn bis zum Bogen des Severus und weiter bis an den Carcer begrenzt wurde. Die übrigen wollen wir einstweilen unbestimmt lassen; denn wir haben vorher die abweichenden Ansichten zu beleuchten. Die eben vorgetragene rührt von Mommsen her; ich halte sie für das Ei des Columbus. Denn es giebt keine Möglichkeit, auch die unmöglichste nicht, welche nicht vorgebracht wäre. Die ältern Italiener des 16. Jahrh. hielten, wie in der neuern Zeit besonders Bunsen und nach ihm Becker, umgekehrt den östlichen Theil unter der Velia für das Comitium; die spätern legten Forum und Comitium ganz fort zwischen Capitol und Palatin; die neuesten, Canina u. A., das Comitium neben das Forum in seiner Längenrichtung, so dass die *sub veteribus*, d. h. an der südlichen Seite vorhandenen Bauten zwischen beiden die Grenze bildeten. Niebuhr war geneigt, das Comitium für einen Platz neben dem Forum unter dem Palatin zu halten; Detlefsen lässt es aus der Linie des Forum nördlich bis zu der heutigen Linie von Gebäuden hinaustreten. Neuerlich haben bedeutende Männer Bunsen's Meinung neu vertheidigt. Innere Gründe können hier nicht entscheiden, da sie für beide Ansichten mit gleicher Wahrscheinlichkeit angeführt werden; für Mommsen spricht 1) der officielle Sprachgebrauch. Die Tempel des Castor und des Jul. Cäsar liegen nach dem Text von Plebisciten und Gesetzen am Forum (Frontin. §. 129, tab. Bantin.). Das älteste senaculum wird ausdrücklich dahin gesetzt, wo der noch jetzt vorhandene Tempel der Concordia liegt, und das ist eben das Volcanale unter dem Capitol; dies selbst ist eine Anhöhe; nach Bunsen's Ansicht lag es an der nördlichen Seite des Platzes, wo keine Höhe sich findet. Können wir nun sämmtliche Gebäude nach Mommsen's Hypothese so unterbringen, dass kein begründeter Zweifel bleibt, so verwandelt sich die Hypothese in einen sichern Grund des Systems.

Wir müssen zu diesem Ende sehr weit ausholen, um die curia Hostilia, den Angelpunkt des Comitium, näher zu bestimmen, von der man aus einer bekannten Stelle des Plinius nur so viel sagen kann: man konnte von ihren Stufen, d. h. ihrer Fronte den Mittag sehen, also muss sie selbst auf der nördlichen Seite gelegen haben. Denn wie der Geolog aus den jüngern Schichten des Erdreichs auf die älteren, so schliessen wir von den jüngsten Gebäuden des Alterthums auf die älteren zurück, an deren Stelle jene getreten waren.

Die curia Hostilia, jenes ehrwürdige Denkmal der römischen Grösse, war von Sulla, um für die vermehrte Zahl der Senatoren und seine Cornelier Platz zu gewinnen, vergrössert und bis an die Ecke des Comitium vorgeschoben worden, so dass zwei an den Ecken gegen die sacra via und das Forum aufgestellte Statuen verschwanden;[2]) diese brannte beim Leichenbegängnisse des Clodius a. 702 ab, und nach vielen Kämpfen zwischen der sullanischen und der demokratischen Partei wurde der mehrmals ausgesetzte und wieder in Angriff genom-

1) Daher auch die comitia tributa auf dem Comitium gehalten werden konnten. Mommsen, röm. Forschungen I. S. 192.

2) Die Bedeutung des sullanischen Baues ist von Mommsen und Detlefsen überschätzt worden: es war eine Vergrösserung, aber kein Umbau. Sulla machte die Curie länger und breiter, verlegte deshalb die sacra via um einige Fuss.

mene Plan sie wieder aufzubauen aufgegeben, die Stelle der durch Sulla's Unternehmen gleichsam gebrandmarkten Curia durch einen Tempel der Felicitas eingenommen, welchen Lepidus während Cäsar's Dictatur als mag. equitum erbaute. Die von Sulla's Sohne Faustus erbaute c. H. hatte nur wenige Jahre bestanden; ihre letzte Erwähnung geschieht in Cicero's Rede für Marcellus, und schon im Frühling 711 weist der Redner mit Emphase auf den glänzenden Bau des Lepidus neben dem Denkmale seines Stiefbruders, der bas. Aemilia, hin (Phil. 13, 4). Dagegen trat August's Curie, beschlossen 712, fertig 725, die curia Iulia, in den Rang des ersten Rathhauses ein und behauptete ihn bis an das Ende der Kaiserzeit. Auch sie lag am Comitium; gelingt es uns also, sie aufzufinden, so wird die ältere wenigstens annähernd sich ergeben. Wir versuchen dies mit einem Nebengebäude.

In der alten Kirche S. Martina, die nicht weit vom Carcer entfernt liegt, hat man Ziegel Theodorichs gefunden; es muss also ein Bau zu seiner Zeit dort aufgeführt worden sein. Nun giebt es ein Rescript des Königs an einen Patricier Albinus, welcher um die Erlaubniss nachgesucht hatte, ein altes Gebäude zu seinem Wohnhause zu benutzen. Albinus folgte dem Beispiel anderer Grossen, die sich neben und in den Resten der alten Herrlichkeit einnisteten. Der Präfect Anicius Glabrio besass ein Haus *ad palmam*, d. h. neben den späteren Rostra, wo sich 438 der Senat versammelte. Eines Anderen Palmatus (praef. u. a. 412) Haus, *domus Palmata*, lag neben jenem von Albinus gewählten Platze. — Dort nun bewilligte Theodorich *licentiam curbae porticus, quae iuxta domum Palmatam posita forum in modum areae decenter includit*, d. h. nicht *curiae porticus*, wie man daraus gemacht hat, sondern fast ohne alle Veränderung *curvae porticus*; dergleichen halbkreisförmige Hallen, man nannte sie wohl *sigmatoeideis*, kannte das spätere Alterthum mehrere, aber am Forum ist keine bekannt. Aber am Markt zu Pompeji giebt es noch jetzt ein stattliches Gebäude, das sogenannte Monument der Eumachia, eine doppelte innere und äussere Halle, die in Nischen endigt und zu beiden Seiten des Eingangs halbkreisförmige Exedren zeigt. Dieses Denkmal gehörte zu der unbekannten Gattung der Chalcidica[1]), d. h. Gebäuden der chalkidischen Colonien, Cumae u. s. w., welche die Römer von Campanien entlehnten und mehrmals an ihren Märkten, in Tibur z. B. gerade an der via sacra anbrachten. Die Glossare erklären den Namen durch *deambulatorium pterum cavaedium*. Ein solches Gebäude stellte August, wie er selbst berichtet, neben seine Curie, *πλησίον*, wie die griechische Uebersetzung den Text des mon. Ancyr. *continens ei chalcidicum* verdeutlicht, d. h. nicht einen Vorbau vor dem Vestibulum der Curie, sondern ein Atrium mit einem halbrunden Säulengange. Diese Anlage nennt Dio *τὸ Ἀθήναιον τὸ καὶ Χαλκιδικὸν ὠνομασμένον*, indem er die damals gebräuchliche Bezeichnung atrium Minervae, welche wahrscheinlich von einem Umbau Domitian's, des Verehrers der Minerva, herrührt, anwendet. Dieses Atrium Minervae nennt das Regionsverzeichniss des Curiosum neben dem Senatus; nichts ist natürlicher, als dass es auch zu amtlichen Zwecken benutzt wurde; eine kaiserliche Verordnung im Jahre 428 soll *in atrio Minervae* angeheftet werden: wahrscheinlich diente es, seit der Senat ganz unter die Direction des P. U. gerathen war, als Archiv des Präfecten. Diese enge Verbindung des Senats mit dem Präfecten liess dem Atrium noch ein eigenes Lokal anfügen. Seitdem nämlich die Gerichtsbarkeit über die Senatoren nicht mehr von der ganzen Curie, sondern von dem sogenannten *iudicium quinquevirale*, einer

1) Urlichs, de curia Iulia et continentibus ei aedificiis (nuove memorie dell' Instituto di corrispondenza archeologica. 1865 p. 77 ff.).

Senats-Commission unter dem Vorsitz des Präfecten, ausgeübt wurde, d. h. seit dem 3. Jahrh., wurde ein eigenes kleineres Gerichtslokal wünschenswerth; ein solches, das *secretarium senatus*, baute der P. U. Flavianus 309; es wurde 412 nach einer verhängnissvollen Feuersbrunst, vielleicht Alarichs Eroberung, neu aufgeführt, dessen Inschrift man auf der Apsis der Kirche S. Martina las; also hinter dem atrium Minervae.

Ich habe dies unerquickliche Bild des heruntergekommenen Roms ausführlicher entwerfen müssen, um auf diesem Umwege zur curia Iulia zu gelangen, und darf es als den gefundenen Eckstein des kaiserlichen Forums bezeichnen. Denn nun wird es leicht, an der Hand des Curiosum die übrigen öffentlichen Bauten dieser nördlichen Seite, und zum Theil noch leichter, die übrigen zu reconstruiren. Neben dem Atrium oder Chalcidicum, also in der Nachbarschaft und theilweise in der Kirche S. Adriano haben wir die c. Iulia selbst zu suchen, theilweise erweitert durch den Tempel der Felicitas, der nach Domitian's Erneuerung verschwindet. Dann, vielleicht nach einigen Tabernen, folgt eine Strasse, die Grenze der 8. und 4. Region, deren Verlängerung wir als die Grenze des Comitium und Forum betrachten; hierauf lag am Forum ausgestreckt die prachtvolle basilica Aemilia, zuletzt auf der Stelle von alten Tabernen der wohlerhaltene T. der Faustina, er stiess ebenfalls an eine Strasse, welche von den Carinen herabkam. Dort an der Ecke scheint bis dahin eine Gruppe von argentariae gestanden zu haben, vor sich eine Halle mit Pfeilern, worunter die berühmte pila Horatia. Hierauf an der schmalen Seite nach dem arcus Augusti der Tempel des Iul. Cäsar mit seinen Rostra, der Bogen des Fabius, wohl quer über der Strasse, wahrscheinlich ein zweiter arcus Augusti. Daneben beginnt an der Ecke des Palatin der Tempel der Vesta mit der Regia, an deren Wand die fasti Capitolini befestigt waren, der Tempel der Castores und Minerva, wie er wohl seit Domitian hiess, die ungeheure bas. Iulia, auch Caii et Lucii, vorübergehend auch von 2 kaiserlichen Frauen bas. Antoniana genannt, deren Grundriss blossgelegt ist — er beweist, dass sie mit der Langseite an das Forum stiess. Der vicus Iugarius macht den Beschluss der Südlinie. Am clivus Capit. endlich erblicken wir noch heute den hoch emporragenden Tempel des Saturn, unter ihm in capite fori das miliarium aureum, und davor den arcus Tiberii, dahinter eine Reihe Büreaus oder scholae und die porticus der XII Di Consentes. Daneben in der Linie des Comitium die spätesten Rostra Capitolina mit einem länglichen Vorbau, der späteren Graecostasis, den Bogen des Severus, hinter beiden den Tempel des Vespasian (3 Säulen), den Tempel der Concordia; daneben in einem stumpfen Winkel und der schmalen Seite gegen Osten die stationes municipiorum[1]), bei Aufgang zum Capitol, die scalae Gemoniae neben dem schauerlichen Carcer.

Wollte ich von der Pracht des kaiserlichen Forums reden, so würde ich mit der curia Iulia den Anfang machen. Ich hätte von dem Tempel des Ianus am Eingange, an dem die Kaiser ihren Regierungsantritt durch Opfer feierten, von den Gemälden zu reden, die August an den äussern Wänden anbrachte, von der Schwelle der Curie mit ihrer Minerva, von dem Schmuck der Cella und ihrem Palladium, der griechischen Victoria in der Mitte auf einem erhöhten Unterbau, von den Statuen der Kaiser an den Langseiten; ich würde Ihnen Augustus zeigen, wie er in dem Chalcidicum sitzt, um den Triumph des Tiberius zu sehen. Da wo der Zug sich links zu wenden im Begriff steht, hält Tiberius den Wagen an, um dem Vater zu huldigen. Ich würde die glänzenden Schöpfungen August's und seiner Freunde betrachten,

1) Auf der Stelle von alten Tabernen (der Gruppe der Novae gehörig); — Salvidienus Orfitus vermiethete sein Haus *civitatibus ad tabernas*.

wie sie die schlichten Werke der Republik in anspruchsvollen Marmor umgewandelt haben. Aber ich würde auch Thrasea's Process nicht übergehen dürfen, den die Senatoren, bewacht von den auf dem Forum Cäsar's aufgestellten Truppen, ungern opfern, von dem traurigen Zug des verurtheilten Helvidius zum Tode und drinnen das grimmige Auge Domitian's, vor welchem die Väter zittern, und damit der Tragödie das Satyrspiel und die Posse nicht fehlen, hätte ich den Jammer des unglücklichen Kahlkopfs Baebius Marcellinus zu erwähnen, welcher über das Forum zum Tode geschleppt wird, weil Sept. Severus meinte, ein Glatzkopf sei der Hochverräther. Die plumpen Basen des Constantius, Zeno, Honorius würde ich nennen und mit dem Denkmal der byzantinischen Devotion, mit des Säule des Phocas, würde ich endigen.

Nein, ich erhebe mein Auge zu erfreulicheren Bildern. Von den Stufen der nun östlich von S. Adriano gefundenen c. Hostilia überschaue ich den Platz des Comitium und die Strasse mit ihren Gebäuden. Vor uns liegt der Platz, gegenüber eine lange Reihe von Buden, den alten argentariae, um welche sich das geschäftige Treiben der Bankiers und der Geldwechslertische drängte. Sie sind festlich geschmückt, an ihren obern Balkons (maeniana) die Gemälde (des Serapion) ausgestellt und von den pergulae schauen die bekränzten Besitzer aus. Hinter ihnen erheben sich die Paläste der Grossen, und über die flachen Dächer der Buden sind jene bis an den Rand des Forums vorgetreten, um den Triumph und die Festesfreude zu schauen. Von den erbeuteten Waffen schimmern die Pfeiler der Hallen, zwischen denen die Buden stecken, und in die geöffneten Tempel wallt das Volk, und die Götterbilder selbst sind auf ausgestellten pulvinaria zum Schmaus geladen. Dem wissbegierigen Publikum erklärt ein Valerius Messala den grossen Sieg, wie er gegen die Punier erfochten worden ist. Schlachten, Belagerungen sind reinlich auf der Mauerder Curie abgemalt, und auf das neue Wunder, der Uhr, stürzt das Volk begierig los. Sie macht den schrillen Ruf des Präco: es ist Mittagszeit, Abend ist da, unnöthig — so hofft man, aber ach die Uhr geht falsch, und die Zeit von Catana ist die römische nicht. Schau, die Aedilen haben neue Bilder ausgestellt, feine griechische Sachen, — soll man sie zu Prätoren wählen? schwatzen die Leute an den Rostra und am Canal — aber das Geschäft geht vor. Droben auf den gradus Aurelii steht der Agent des Clodius und zahlt solid und wen er angiebt, dem klatscht man zu, den zischt man aus. Horch! Cicero redet, aber seine Stimme klingt matt, denn sein Blick haftet an den Wachen des Pompejus, und wenn er seine Kraft zusammennimmt und hinaufruft zu dem T. des Saturnus: Pompejus höre, mich, Milo ist unschuldig, er hat die Schlange erschlagen, die meine Worte auszischt mit ihren Helfershelfern von den Gradus und von der Graecostasis, dann greift Pompejus an sein Schwert und Milo — geht nach Massilia. Was ist das für ein Tumult? Von den Rostra reisst man den Redner, die Patrioten machen einen Angriff auf jene Burgen des Clodius. Aber mit Knüppeln und Gladiatoren schlägt er um sich, und mit Schwämmen wischt man das Blut von dem glatten Pflaster.

Siehe dahin drängt sich das ängstliche Volk: der Prätor tritt aus der Curie, besteigt die Rostra und sagt zum Volke: *magna pugna victi sumus.* Da erfüllt Jammer die Stadt, grösserer nach der Schlacht bei Cannae, mit fliegendem Haar eilen die Matronen in die Tempel, aber der Senat beschliesst, dem Consul entgegen zu gehen und zu danken, dass er an der Republik nicht verzweifelt. Nicht lange, und die angsterfüllten Rhodier warten auf der Graecostasis, zur Entschuldigung in die Curie gelassen zu werden, weil sie die Politik der freien Hand getrieben haben; mit seinem morgenländischen Pomp erscheint der König Prusias, zitternd steigt er die Stufen hinan, und wenn er niederfällt auf die Knie und die Väter anbetet, wenden sie voll Ekel sich ab.

Bringen wir Ordnung in die bunten Bilder. Das Comitium, welches zu unsern Füssen liegt, scheint vom eigentlichen Forum durch Cippussteine und vielleicht das Pflaster unterschieden gewesen zu sein. Darauf standen seit 415 die Rostra, eine halbkreisförmige Bogenstellung, an deren Füssen die Schiffschnäbel angebracht waren, von Statuen an dem Geländer umgeben, unter ihnen die 3 Parzen oder tria Fata [1]), hart an der Ecke gegen das Forum so, dass die curul. Magistrate von dort zu der auf dem Comitium versammelten Menge (Patric. u. Pleb.) reden konnten, und ebenso die Tribunen sich gegen das Comitium hin richteten. Wenn sie seit C. Gracchus oder vielmehr seit Licinius Crassus im 7. Jahrhundert sich gegen das Forum wandten, so war dies rationell, demonstrativ und eine besondere Anerkennung der Comitien. Ein Zeichen, dass es mit der Macht des Senats zu Ende ging, denn in den Concionen waren die Plebejer ja auch wie in den Comitien anwesend (gradus Aurelii); charakteristisch war es nur, dass die Redner der Curie den Rücken wandten. Eine Ausbildung der Veränderung liegt in dem Verlassen der Rostra, welche darin ihren Ausdruck fand dass die Magistrate oft die Stufen des Castortempels besetzten, bis Cäsar den Schwerpunkt der Volksversammlungen ganz auf das Forum brachte durch seine neuen Rostra, die dem Capitol zugekehrt waren. Dadurch lag der ganze Platz ungetheilt vor den Füssen des Redners, aber der Zusammenhang mit der Curie war ganz gelöst.

Die übrigen Denkmäler von politischer Bedeutung hingen ebenfalls von der Curie ab. Rechts davon, und das scheint das älteste, blieb die vor Alters schon vorhandene Terrasse, das Senaculum bestehen, eine Art von diplomatischer Tribüne, wenn Volksversammlungen stattfanden oder keine Senatssitzung gehalten wurde; diese ist im Tempel der Concordia aufgegangen; aber der Name Senaculum blieb wahrscheinlich für das enge Gässlein am Fusse des Concordientempels als Ortsbezeichnung übrig. Daneben die bas. Opimia, der heutige Vespasianstempel, und vor ihm der Genius po. Ro., darunter aber die Graecostasis, wo die Gesandten fremder Völker ihren Platz hatten. Daneben die stationes municipiorum, die wir uns dem Carcer möglichst nahe zu denken haben, weil man bei der Anlage des forum Iulium fand, dass die Wurzel eines Baumes vom Volcanale unter ihnen hinein reichte. Auf die Rechtspflege bezogen sich die beweglichen Tribunalia: des praetor urbanus, der seinen Stuhl aufschlug, wo er Gericht halten sollte, aber nur im Comitium. Mit der Vervielfältigung der Quaestiones mussten sich die beweglichen Tribunale vermehren; sie lagen aber alle in einer Reihe dicht unter der Curie und von da weiter gegen den Carcer zu. Dies erhellt deutlich aus den Gewaltmassregeln des Tribunen Vatinius, welcher den Consul Bibulus, um das Auxilium seines Collegen zu verhindern, in das Gefängniss abführen lassen wollte: *continuatis tribunalibus* d. h. er liess ein Gehege von Holz von einem Tribunal zum andern bis zum Carcer machen. Die zweite Prätur des praetor inter peregrinos brachte im 6. Jahrh. ein neues Tribunal hervor; beide lagen nicht weit von einem puteal, einer runden Brunnenmündung, einer Umzäunung von eingeschlagenen Blitzen. Das neueste, der Sitz des praetor inter peregrinos stand hart neben dem von Scribonius Libo erbauten Puteal, und dort, nahe beim Tempel der Vesta, wurde ein steinernes erbaut. Es ist aus Horaz bekannt; diesem gegenüber wurde erst 683 auf dem Comitium für den pr. urbanus das Tribunal Aurelii errichtet von dem

[1]) Dahinter an der sacra via scheint der kleine Tempel der Venus Cluacina gestanden zu haben, welcher in der bekannten Stello des Plautus und auf einer Münze mit den Rostra verbunden wird. Also lag die Cloaca daneben, und es ergiebt sich die Identität der Subrostrani und der Canalicolae. Der Tempel brannte a. 575 ganz ab, wahrscheinlich wurde sein Boden mit zu dér bas. Fulvia (576) benutzt, wenn man annehmen darf, dass der Unterschied um 1 Jahr zwischen Livius und Obsequens in einer verschiedenen Aera seinen Grund hat.

aus der Rechtsgeschichte berühmten Aurelius Cotta, wie es scheint weiter rechts nach dem puteal, welches unter dem Namen lacus Curtius bekannter ist. Dies Tribunal erhob sich auf gemauerten Stufen, den theatralisch angeordneten Gradus Aurelii, welche neben der Graecostasis als Sammelplatz der clodianischen Urwähler bekannt sind. „Als ich in der Curie redete", schreibt Cicero, „entstand von der graecostasis und den gradus wüstes Geschrei", nicht den Stufen der Graecostasis sondern den Gradus Aurellii. Die Nähe derselben an der Curie geht aus einer vielfach missverstandenen Stelle des Livius hervor, wonach die Statue des Attus Navius *in gradibus ipsis ad laevam curiae fuit*, d. h. bis die Basis bei dem Leichenbegängniss des Clodius verbrannte: wie denn auch die Nähe des puteal oder l. Curtius bei derselben Statue berichtet wird [1]). Weiter als bis in die halbe Breite höchstens konnten diese Denkmäler, der heil. Feigenbaum u. s. w. sich nicht ausdehnen, weil sonst für die Gladiatorspiele auf dem Comitium kein Raum gewesen wäre. Musste doch Cäsar auch so einen Altar wegnehmen lassen. Nur ein Denkmal stand weiter entfernt, die berühmte Ehrensäule des Maenius, von der Säule eines andern Maenius wohl zu unterscheiden; sie befand sich an der südwestlichen Ecke des Comitiums, denn sonst wäre es unmöglich gewesen, von der Curie aus den Untergang der Sonne nach ihr zu bemessen. Da diese Col. Maenia unverrückt dastand, erhielt sie im 6. Jahrh. ein Pendant in der columna rostrata des C. Duellius, welche beim Severusbogen, d. h. an der nordwestlichen Ecke, errichtet wurde. Hier bei der Maenia gab es ein Schuld- und Polizeigericht, wahrscheinlich der Amtssitz der Aedilen, deren Beamte in den Bureaus am Clivus Platz nahmen. So hatten also die hohen Aemter ihre Stelle, die Quaestoren am Aerarium Saturni, bis auf die Volkstribunen, welche neben der Curie auf dem Platze ihre subsellia aufgestellt hatten. Ihnen half das zweitbedeutendste Gebäude, die berühmte Basilica Porcia Cato's im J. 561, und die Bedeutung sowie die Lage der bas. Porcia gewinnt dadurch neues Licht. Cato wollte das Amt der Tribunen als Senatswächter und Bürgerworthalter ehren, indem er unter lebhaftem Widerspruch der Optimaten ihnen eine geräumige Halle, die Basilica Porcia, baute. Sie begann hart unter der Curia Hostilia und stiess an deren rechte Mauer, worauf jenes Schlachtbild des Valerius gemalt war. Hier ad tabulam Valeriam, d. h. beim Anfang der Subsellien, wurde Bibulus auf dem Wege zum Carcer befreit; ad tabulam Valeriam, d. h. vor den Bänken der Tribunen, nöthigte man Cicero's Gattin Terentia zu erscheinen; ad subsellia conferirte der Prätor mit dem Collegium tribunorum, hier endlich sassen die Tribunen bei Cäsar's Triumph. Die Basilica war auf dem Grund und Boden von vier tabernae argentariae, der neueren, und zwei Atrien von Wohnhäusern erbaut, von denen ein Besitzer Maenius sich das Recht vorbehielt, von seinem (dahintergelegenen) Hause einen Balkon auf eine Säule zu legen. Diese Servitut vertheidigte der jüngere Cato, als sie den Tribunen lästig war, mit grossem Eifer, aber man muss sich hüten, die col. Maenii mit der col. Maenia zu verwechseln. Cäsar machte ihr ein Ende. Durch diesen Bau und die folgenden Basiliken, welche ganz dem Verkehr und der Privatrechtspflege, so wie dem Centumviralgerichte gewidmet waren, wurde allerdings der Raum für die Argentarii verengt; indessen blieben bis auf die Kaiserzeit die drei Iani der via sacra, besonders

[1]) Diese Monumente ordnen sich, wie auf dem Plan. Die St. des Navius in gradibus ad laevam, vor der Curie aber nahe bei derselben die ficus Ruminalis, wenig davon entfernt das puteal oder der lacus Curtii Im capitolinischen Museum ist ein kleines Relief des Curtius, gefunden im 16. Jahrh. in der Mitte Wegs vom Bogen des Severus zu den 3 Säulen (Castortempel) in der Mitte des Forums. — Die Wölfin rührt nicht daher, denn sie stand im M. A. am Lateran, und die Stellung weicht von der auf den Münzen ab.

der medius, den man im 16. Jahrhundert zwischen S. Adriano und dem Tempel der Faustina gefunden hatte, gewiss die Regionsgrenze zwischen IV. und VIII., ihre Börse, und ihre Buden, welche die älteren Basiliken noch geschont hatte, wanderten seit Cäsar in die grossen Basiliken, die das Forum selbst erreichten. Bis in die Nähe des Carcer also reichte die Basilika; jener Tribun brauchte seinen Stuhl nicht weit wegzutragen, welcher ihn vor die Thür des Carcer stellte. — Dergestalt blieb zwischen der Basilika und dem Carcer nur ein enger Durchgang, durch mehrere Tabernen verengt; es war ein genialer Gedanke Cäsar's, hier durchzubrechen ut forum laxaret und den Platz bis zum Atrium Libertatis, dem Amtslocal der Censoren, auszudehnen. Dieses lag nicht weit hinter der bas. Porcia, von wo ein Stein in die K. S. Adriano gekommen ist. Cäsar hatte diesen Plan schon 699, und Cicero kaufte die Grundstücke hinter der Basilika für ihn auf. Da trug sich jenes für die Republik ominöse Ereigniss zu, das Cäsar gewiss mit heimlicher Freude begrüsst hat. Die Anhänger des Clodius zündeten aus den Tribunalen ein Feuer an, welches die Curie und die mit der einen Seite daranstossende bas. Porcia verzehrte. Rasch legte Cäsar als Dictator Geld zu und das forum Iulium kam zu Stande; es fing unmittelbar hinter dem Ende des Atrium Minervae an. Der Brand der Curie und das Interregnum, wo man sich in verschiedenen andern Gebäuden versammelte, brachte ferner jenen Gedanken in Cäsar zur Reife, den beiden Grundpfeilern der Republik ein Ende zu machen: er baute die neuen Rostra und beschloss die neue Curie. — Natürlich verlor damit auch die Graecostasis ihre Bedeutung; da sie ohnedies den Platz am Clivus verengte, wurde sie tiefer gelegt. Früher war sie supra com., jetzt legte man sie, wahrscheinlich August selbst, in die Tiefe des Comitiums in eine Linie mit dem milliarum aureum; dort können wir sie noch bewundern; es ist eine gewaltige Substruction von Peperinquadern in einer Länge von über 90 Fuss, die jetzt freilich nicht mehr ganz zu Tage liegt. Hier erwähnt sie Plutarch als *Ἑλλήνων ἀγορά*. Ein Rabe flog von einer Bude daran auf die Rostra bei einem Leichenbegängnisse.

Endlich verengte sich der Kreis des Forum: das politische Leben zog sich in die Nähe der Curia Iulia zusammen, das Forum war ein Prachtmuseum von Ehrenstatuen geworden. Ein denkender Fürst, vielleicht Domitian, oder war es erst Aurelian, baute neueste Rostra daran und benutzte die Graecostasis zur Rednerbühne, niedriger unter dem erhöhten Halbkreis der Rostra, auf deren beide Ecken der Genius populi Romani und wahrscheinlich das mil. aureum gestellt wurde. So sehen wir sie noch; so erscheinen sie auf einem Relief des Constantinbogens, wo der ganze Apparat des officiellen Rom zusammengetragen wurde. Der Kaiser steht auf der Tribüne der Graecostasis, zu seinen Seiten erkennt man den Bogen des Severus und des Tiberius, vielleicht die bas. Iulia, und oben in ihren Bureaus lauschen die scribae seinen Worten, um sie zu stenographiren. — Dies ist unsere Ansicht von den Rostra und dem Forum, sie beruht zum Theil nach Bunsens Grundzügen auf Mommsen, Reber's und Detlefsen's Forschungen, aber freilich, so sagt ein neuerer Italiener, und das ist das Beste, was ich in Ravioli's Buche gelesen habe:

Grammatici certant, fuerint ubi rostra forumque:
Parcite, nam res est litigiosa forum.

Präsident:

Begehrt Jemand in Bezug auf den angehörten Vortrag das Wort? — Da das nicht der Fall ist, so gebe ich dem Herrn Rector Eckstein das Wort zu seinem Vortrage über Johannes Sturm.

Rector Professor Eckstein:

Hochansehnliche Versammlung! Von den glänzenden Räumen des römischen Forums folgen Sie mir in die stille Arbeitsstube eines deutschen Schulmeisters, von Rom in die alte Metropole der oberrheinischen Provinz, in das deutsche Strassburg. Ich hatte die Absicht in diesem Kreise, in dem ich namentlich auch elsässische Schulmänner in grösserer Zahl zu erwarten berechtigt war, ausführlich von Johannes Sturm zu sprechen; nicht etwa darum, weil in diesem Jahre das alte Gymnasium Sturm's in einem neuen glänzenden Gebäude auch zu einem neuen frischen Leben erwacht ist, sondern hauptsächlich darum, weil drei Jahrhunderte verflossen sind seit dem Erscheinen von zwei der bedeutendsten didaktischen Schriften Sturm's, deren Jubiläum wir im Jahre 1865 zu feiern alle Veranlassung haben. Aber die Kürze der mir in der zwölften Stunde zugemessenen Zeit zwingt zu einer Beschränkung meiner Aufgabe; ich will daher nur versuchen den verdienten Mann vor einseitiger Beurtheilung oder vielmehr Verurtheilung zu sichern. Sie werden fragen, wozu ist es nöthig Sturm's Ehre zu retten, und wer sind die Attentäter, die dem Rufe des wackern Mannes geschadet haben? Ich erkenne dankbar an, dass sein Nachfolger Karl Schmidt in dem mit wahrhaft deutschen Fleisse gearbeiteten Buche [1]) „La vie et les travaux de Jean Sturm" (1855) nach allen Seiten hin sehr Tüchtiges und Ernstes geliefert, beklage aber, dass er gerade den Theil der Sturm'schen Thätigkeit, der uns am meisten interessirt, zurücktreten lässt, weil er den Theologen und Reformator, den eifrigen Verfechter der Aussöhnung zwischen den beiden getrennten protestantischen Confessionen, den Gesandten an die Fürsten und Städte viel bedeutsamer hervorhebt, wie es ja von dem Theologen nicht anders zu erwarten war. Gegen wen will ich Sturm's Ehre retten? Gegen den Mann, dessen Tod wir Schulmänner so schmerzlich zu beklagen haben, dessen frischen Grabhügel noch kein Rasen deckt, gegen den ehrwürdigen Veteranen Karl von Raumer. Je grössere Verehrung ich selbst für den Mann hege, um so peinlicher ist es mir in seiner Behandlung Sturm's den ungerechtfertigten Tadel der Sturm'schen Bestrebungen und die oberflächliche Benutzung des umfangreichen hieher gehörigen Materials rügen zu müssen.

Doch lassen Sie mich erst in wenigen Zügen das Leben des ausgezeichneten Schulmannes an Ihnen vorüberführen. Am 1. October 1507 wurde er zu Schleiden auf der Eifel geboren. Der Name ist ja durch seinen nur um ein Jahr älteren Freund, den grossen Geschichtschreiber Johann Philippson, durch Sleidanus für alle Zeiten verherrlicht. Mit den Söhnen des Grafen Manderscheid, dessen Rentmeister sein Vater war, ist der Knabe erzogen. In seinem vierzehnten Lebensjahre kam er in ein Fraterhaus der Brüder vom gemeinsamen Leben nach Lüttich, 1524 ging er nach Löwen, wo er drei Jahre studirte und wo er bereits 1527 als zwanzigjähriger Jüngling selbst als Lehrer auftrat. Der junge Magister vereinigte sich nach der Sitte jener Zeit mit einem älteren Collegen, dem Professor Rutger Rescius, zur Anlegung einer Buchdruckerei. Griechische Autoren wollten sie drucken. Xenophons Memorabilien (die erste Separatausgabe 1529) sind das einzige Buch, welches mir aus jener Druckerei bekannt ist; denn wenn Raumer und andre von einem Druck des Homer reden, so haben sie das dem harmlosen Strobel nachgesprochen, ohne die Sache näher zu prüfen.

---

1) Von den Schriften über Sturm sind bei Raumer vergessen: 1) Manes Sturmiani sive Epicedia scripta in obitum summi viri J. St. una cum parentaliis (1590); 2) Fr. Andr. Hallbaueri diss. de meritis Joh. Sturmii (Jenae 1734); 3) Baumeister, de J. St. meritis in scholas Germanorum (Gorlic. 1756).

Um einen reichlicheren Ertrag dieses buchhändlerischen Unternehmens zu erzielen, ging Sturm nach Paris, und dort trat er 1529 abermals als Lehrer auf und lehrte acht Jahre lang, hauptsächlich Cicero und Dialektik zum Gegenstande seiner Vorträge machend. Peter Ramus war unter seinen Schülern. In Paris heirathete er auch eine Frau, wie sie für ihn geschaffen war, die das Latein mit Leichtigkeit sprach und mit noch grösserer Leichtigkeit verstand, und bald errichtete er ein Alumnat, das sich eines grossen Zulaufs erfreute. Während dieser Zeit lernte ihn der Freiherr Erasmus von Limburg kennen, der in Strassburg ansässig war. Diese Stadt ging damit um aus den eingezogenen Kirchengütern neue Schulen zu begründen und tüchtige Männer dafür zu gewinnen. Der Rath hatte drei Scholarchen aus seiner Mitte gewählt und unter ihnen einen Zögling der alten Rupertina, den wackern Städtemeister Jacob Sturm von Sturmeck, den die Strassburger mit vollem Rechte *heros noster* zu nennen pflegen. Dieser Namensvetter Johannes Sturm's war es, der sein Augenmerk auf den jungen Pariser richtete und Bucer beauftragte ihn nach Strassburg zu berufen. Der Brief mit dieser Berufung kam zur rechten Stunde; denn die reformatorischen Bestrebungen des jungen Mannes fingen bereits an Aufmerksamkeit zu erregen; seine Sicherheit wurde bedroht. Es war gerathener für ihn [1]) Paris zu verlassen, und darum folgte er dem Rufe nach Strassburg. Am 14. Januar 1537 traf er in Strassburg ein. Eifrige Berathungen mit den neuen Amtsgenossen und mit den Scholarchen führten zunächst zur Entwerfung eines Planes für die neue Anstalt. Die Schrift „*de litterarum ludis recte aperiundis*“ ist gleichsam das Programm der Anstalt, die sich bis auf den heutigen Tag einer grossen Blüthe erfreut hat; sie enthält den vollständigen Organisationsplan. Am 22. März (nicht im Mai) 1537 wurde die Schule im Dominicanerkloster eröffnet. Sturm war zum Rector derselben ernannt. Zwar hatte er anfänglich gedacht, von Strassburg, dessen Klima seiner Gesundheit wenig zusagte, nach Paris zurückzukehren, aber *bonitas magistratus, amicorum preces* und vor allen Dingen *necessitas religionis* blieben sein ganzes Leben lang die Motive, die ihn in der Stadt zurückhielten, welche für die protestantische Lehre einen so schönen Boden darbot. Er war stets ein Kämpfer für Glaubensfreiheit, aber zugleich hat er auch fortwährend um friedliche Vereinigung der streitenden Gegensätze in der neuen Kirche sich bemüht. Sturm wurde mit einem Gehalte von 40 Gulden angestellt (Heiterkeit), derselbe steigerte sich aber bald bis 100, dann wurden es 140 und weitere 60 wurden ihm in Aussicht gestellt unter der Bedingung, dass er Strassburg nicht so bald verlassen sollte. Zum bleibenden Aufenthalte kam er jedoch erst dadurch, dass er 1540 zum Kanonikus von St. Thomas gewählt und ihm damit der Weg zu der pröpstlichen Würde dieses Stiftes (1555) gebahnt wurde.

Die Geschichte der Strassburger Schule zu verfolgen ist nicht meine Absicht; Strobel's saubere Festschrift von 1838 wird in dieser Beziehung vollständig genügen. Die Anstalt war reich an schweren Wechselfällen jeglicher Art. Pest [2]) und Religionsstreitigkeiten haben an ihrem Bestande wiederholt gerüttelt, und religiöse Streitigkeiten waren es auch, die den alten Rector Sturm nach langjähriger verdienstvoller Wirksamkeit aus seinem Amte trieben. Wir haben in der Eröffnungsrede gehört, wie die unselige *formula concordiae*, die wahrscheinlich ihren Namen erhalten hat auf dieselbe Weise wie *studens a non studendo*, (Gelächter) diese Hochschule

1) Si e Gallia effugi, feci id propter veritatis propugnationem, quae mihi creasset periculum. Eck hatte ihn als fugitivus verhöhnt.

2) Joan. Sturmii et gymnasii Argentoratensis luctus ad Joachimum Camerarium (1542).

in ihrer Existenz bedroht hat, und da eine ziemlich einflussreiche Partei auch in Strassburg zur Annahme der Concordienformel drängte und Sturm, der Freund der Reformirten, sich weigerte sie zu unterzeichnen, so nöthigte man ihn am 7. December 1581 (~~nicht 1583~~) seinem Amte zu entsagen. Zuletzt erblindete er und starb lebensmüde und lebenssatt im Jahre 1598. Eine Klage bei Kaiser und Reich wegen seiner Amtsentsetzung hatte damals ebenso wenig einen Erfolg, als heutzutage Disciplinaruntersuchungen gegen Lehrer und Professoren zu einem günstigen Resultate für die Verfolgten führen. (Heiterkeit)

Im Interesse der neuen Lehre wurde das Gymnasium zu Strassburg gegründet. Die Bedürfnisse der Kirche waren es hauptsächlich, welche die Sorge für die Schule zur Nothwendigkeit machten; hatte doch auch Luther seinen Mahnruf ertönen lassen, weil die Unsicherheit des Lebensunterhaltes bei den verloren gegangenen Pfründen viele abschreckte sich dem Lehrerberufe zu widmen. Im nördlichen Deutschland hat Melanchthon's Schulordnung, hauptsächlich der von ihm nur skizzirte Entwurf von 1528[1]) Annahme gefunden, der dann in den verschiedenen von Bugenhagen aufgestellten Kirchenordnungen, namentlich in der Braunschweiger von 1528, seine Erweiterung erhielt. Jene Organisation schloss sich wesentlich an die Ueberlieferung des Mittelalters an. In jener Zeit reformirte man nicht durch Umsturz, sondern knüpfte an das Bestehende weislich und umsichtig an und besserte, was zu bessern war. Die drei Haufen der Schüler repräsentirten das Trivium: Grammatik, Rhetorik und Dialektik. Noch jetzt sind die drei Haufen in den meisten norddeutschen Schulen enthalten, nur, dass man jeden einzelnen in zwei getheilt und so sechs Klassen gebildet hat. Bugenhagen machte schon fünf; in Pommern muss er sich mit vier begnügen, weil es da an Geistern fehlt (Heiterkeit) und nur ausnahmsweise soll dort eine fünfte gestattet werden.

Anders unser Strassburger Schulorganisator. Er behält zwar aus dem Mittelalter den Hort aller Weisheit und Bildung, den Aristoteles, bei, aber nicht den des Scholasticismus, sondern den echten, und stellt daneben als die lauterste Quelle schmuckvoller Darstellung den Cicero. So bildet gewissermassen Sturm das Mittelglied zwischen jenen Schulordnungen Melanchthon's, Bugenhagen's und der Würtembergischen Kirchenordnung von 1559, dem Werke von Johann Brenz, woran sich 1580 die zwei Jahrhunderte hindurch massgebende Sächsische Kirchenordnung angeschlossen. Trotzendorf ist wesentlich geleitet von Sturm's Grundsätzen. Die Humanisten Italiens sind ihm glänzende Vorbilder; er schwärmt für die griechischen und römischen Schriftsteller in wahrhafter Begeisterung, aber er hält daneben auch fest und bekennt es offen, dass wir in Einem weit über ihnen stehen: *divini cultus et coelestis doctrinae intelligentia, sine qua nulla potest esse perfecta prudentia, nedum sapientia.* Trotzdem tritt bei ihm das kirchliche Element in der Einrichtung der Schule weit mehr zurück als bei den norddeutschen Reformatoren, und es zeigt sich darin ein wichtiger Unterschied von der Schulordnung Melanchthon's. Ich will nicht genauer eingehen auf die Quellen[2]), aus denen die Grundsätze des Mannes am besten geschöpft werden, aber daran muss ich erinnern, dass Raumer die Schrift „*de ludis aperiundis*", welche die Grundlage bildet, ziemlich unbeachtet gelassen hat. Ebenso ist zu beachten, dass derselbe die übrigen

---

1) Die Eisleber (1525) und Nürnberger (1526) sind zwar älter, haben aber nur locale Bedeutung.

2) Raumer führt die seltene Thorener Sammlung an; eine Göttinger Sammlung (1685), welche die classicae und academicae epistolae enthält und die Hallbauer'sche Sammlung J. St. de institutione scholastica opuscula omnia (Jenae 1730) sind nicht erwähnt.

Schriften, welche sich auf die Erziehung der Fürsten,[1]) bekanntlich ein Lieblingsthema für die Staatsmänner und selbst für die Schulmeister bis ins vorigen Jahrhundert, ganz ferngehalten, auch die reiche Fülle pädagogischer und didaktischer Weisheit, die Sturm in den Vorreden seiner Ausgaben niederlegt, übersehen, und dass er sich von den zahlreichen Lehrschriften des Mannes, den rhetorischen und dialektischen, von seinen zahlreichen Elementarbüchern einfach mit den Worten dispensirt hat: „Die kenne ich nicht."

Ich will nun auf seine Organisation des Schulwesens ganz kurz eingehen. Sein Hauptgrundsatz war: Einheit in der Erziehung vom ersten Schulalter bis zur Vollendung der akademischen Studien; daher bereits in dem Programm von 1538 die ersten Züge einer Akademie mit neun oder auch mit sieben Lehrern; daher der schöne Plan, in Strassburg eine allgemeine deutsche Hochschule zu errichten, zu der alle protestantischen Stände die Beiträge liefern, aber auch die „Bäpstischen" nicht ausgeschlossen werden sollten, sofern sie dazu durch Kenntnisse und Strebsamkeit geeignet wären. Die Universität ist erst am 1. Mai 1561 eingeweiht worden, hat aber ein kärgliches und ärmliches Leben geführt, bis sie im siebzehnten Jahrhundert endlich zu einer gedeihlichen Wirksamkeit erhoben wurde.

Vom fünften resp. sechsten Jahre an (*sub quintum sextumve annum*) tritt der Knabe in die eine Schule,[2]) nachdem er von der Mutter entlassen ist. Sieben Jahre, sagt er an einer andern Stelle, gehören der Mutter, vierzehn Jahre dem Lehrer — damit ist die Bildung vollendet; denn vor dem einundzwanzigsten Jahre, meint er, solle Niemand sie abschliessen. Das Ziel, welches er prācis als die Aufgabe der Schule hinstellt und das in den verschiedensten Formen bei ihm wiederkehrt, ist *pietas et litterae, pietas litterata, sapiens atque eloquens pietas, rerum cognitio et orationis elegantia, pietas ac religio* einerseits und andererseits *sermonis elegantia.* Wenn sich einer von uns die Mühe giebt die paedagogischen Schriften Sturm's zu lesen, so wird er viele von den weisen Gedanken, mit denen Methodenjäger heutzutage gross thun, dort schon vollständig realisirt finden. Aber das ist leider unser grosser Fehler, dass wir die historische Entwicklung auf diesem Gebiete des höheren Unterrichts zu sehr vernachlässigen! Concentration ist nothwendig; wer hat seit Lorinser nicht von Concentration des Unterrichts geredet und wie verschiedenartig hat man sich dieselbe gedacht! Die grossartigste Concentration ist die von Sturm, freilich auch die allereinseitigste. Er will höchstens drei verschiedene Uebungen für den Schüler, in der Regel nur zwei, will die schärfste Durchführung von Jahrescursen (der *solennis quotannis ascensus* sollte am 1. October erfolgen), strenges Festhalten des Systems der Klassenlehrer, denen höchstens vier Stunden täglich aufgebürdet sind, und eine Beschränkung der Unterrichtsgegenstände, über welche ein Mann der modernen Zeit mit ihren zahlreichen Ansprüchen an die Leistungen der Schule die Hände über dem Kopf zusammenschlagen muss. Was aber das Interessanteste ist, Sturm hat seinen Lehrplan aufgebaut auf der Forderung, welche Cicero an die *elocutio* stellt, dass sie sei *pura et dilucida,* ferner *ornata,* endlich *congruens et apta.* Diese Anforderungen bilden den Schwerpunkt; die Sorge für die *pietas* quälte weniger zu einer Zeit, wo die *ecclesia militans* noch im lebendigen Bewusstsein der Gemeinde lebte. Religionsunterricht zu ertheilen ist weder Sturm noch Melanchthon eingefallen; höchstens an Sonnabenden hatten sie *sacrae lectiones*

1) De educatione principis 1551. u. Nobilitas litterata 1546.

2) Sturm hat zu verschiedenen Zeiten verschiedene Ansichten über das Jahr des Eintritts in die Schule; auch die Zahl der Klassen ist von 9 später auf 10 gestiegen.

als Vorbereitung für den Sonntag und auch an Sonntagen wurden ausser dem Gottesdienste *sacrae lectiones* in der Schule gehalten. Das Leben des Herrn und der Apostel wurde behandelt und daneben höchstens eine Katechismuslection abgehalten, die vom deutschen zum lateinischen und endlich zum griechischen *catechismus Lutheri* sich hinaufarbeitete. — So bleibt der grösste Theil der Schulstunden für *„sermonis elegantia“*; das ist die Hauptsache.

Darum soll die lateinische Sprache bereits *prima aetatula* eingeübt werden. Sieben Jahre und Klassen sind bestimmt für die *praecepta latinae atque dilucidae orationis* in der Weise, dass die in der Mitte liegende vierte Klasse gewissermassen eine *relaxatio* für die etwas gequälten Knaben wird; zwei Jahre bleiben für die *oratio ornata*, und die dritte Forderung, die *oratio congruens et apta*, wird auf der Universität, in den freien akademischen Vorlesungen fünf Jahre hindurch befriedigt. Und so hat Sturm auf diesen Schematismus lateinischer Rhetorik den Organismus seiner Schule gegründet. Es thut ihm recht herzlich leid, dass unsre Knaben nicht mehr *in cunis ad matrum papillas lallare condocefiunt* — ich darf es wol nicht deutsch wiedergeben — (Heiterkeit), dass wir keine *nutrices* mehr haben, bei denen die Kinder Lateinisch lernen, dass wir keine Komödienhäuser mehr haben, in denen die Jugend die Komödien des Plautus und des Terenz hört, um von frühen Jahren an für das Lateinische empfänglich zu werden. (Gelächter). Das ist in Sturm's Augen ein gewaltiger Uebelstand und deshalb hauptsächlich zu sorgen für *copia vocabulorum*. Alle Collegen, die mit Vocabularien die Märkte und Schulen jüngst überschwemmt haben, würden von Sturm Vieles haben lernen können. Darauf ist zu sehen, *ut copiam sibi pueri atque facultatem comparent vocabulorum rerum earum omnium, quae in quotidiano versantur usu.* Daher die *diaria* und *ephemerides* in den Händen der Schüler zur Anlegung von Wörtersammlungen, daher die Methode des gegenseitigen Austausches der gelernten Vokabeln, eines förmlichen Tauschhandels, daher die Vorreden zu *Doleti phrases*, zu *Golii onomasticon* und dem *lexicon trilingue*, zu *Schori phrases*, zu *Bentzii compendium thesauri latinitatis purae*, vor allem sein Rath an den letzten Humanisten, *Nicodemus Frischlinus*, seinem ausgezeichneten *nomenclator* oder, wie unser Freund Fleckeisen sagen würde *„nomenculator“* (Heiterkeit) eine weitere Ausbildung durch Sammlung der Verba und durch Gespräche zu geben. Wer in Bezug auf die Schreibübungen (Composition sagt man hier zu Lande) sich Raths erholen will, der lese den *liber academicus de exercitationibus rhetoricis* (1575), ein köstliches Schriftchen, das in der Regel unter den paedagogischen Schriften nicht beachtet zu werden pflegt, so verständig und beachtenswerth auch noch heute die Bemerkungen über Retroversionen, Imitationen und Aufgaben zu freien Aufsätzen sind. Also *copia vocabulorum* und *stilus* und lateinisch Sprechen; lateinisch Sprechen auch in der Schule immerfort, sonst giebts *verbera*, (grosse Heiterkeit) die von dem Manne des Wortes in voller Strenge ausgeführt sind. Darum wird *Plautus* und *Terentius* von Schülern aufgeführt, und als es ängstliche Leute gab, welche *propter molles meretricum gesticulationes, parasitorum et lenonum sales spurcos* Anstoss an diesen Aufführungen nahmen, da hat er sich mehr zu *actiones*, zu Reden und Disputationsübungen verstanden. Das Vierte ist endlich die Lectüre, bei der Cicero natürlich der Mittelpunkt ist, ferner Caesar, Sallust, Vergil und Horaz; Nepos fehlt — das ist richtig — auch Tacitus — dieser ist dem Lehrer der Geschichte an der Akademie vorbehalten — und im Griechischen Homer, Demosthenes, Aeschylus, Sophokles und Plato und für die Elemente die *educatio puerilis linguae graecae* mit einigen Aesopischen Fabeln, die sich fast zwei Jahrhunderte hindurch wenigstens in Sachsen als Schulbuch erhalten hat.

Jetzt komme ich auf den Punkt, um den es sich wesentlich handelt: diese Bevorzugung des Latein, um derenwillen der wackere Sturm so vielfach hart getadelt ist, hat ihren guten Grund. Zuerst lag es in seiner persönlichen Neigung; dem Manne, der selbst *Ciceroni addictissimus* ist, durfte wohl *latinissime loqui* und *ornatissime scribere* als Hauptsache erscheinen. Aber es lag auch ferner in den Bedürfnissen jener Zeit. Möchten doch die Männer, welche den Stein auf ihn werfen, bedenken, dass damals für den diplomatischen Verkehr, für die Kanzleien der Fürsten, für die Gerichtshöfe die lateinische Sprache die einzig übliche war, und dass Männer, die dieser Sprache mächtig waren, vorzugsweise zu diesen Geschäften verwendet wurden. Sturm's eignes Leben dient uns als Beispiel; er ist zu vielfachen diplomatischen Geschäften berufen worden, hat mit der Königin von England, dem Könige von Frankreich, dem Könige von Dänemark und dem deutschen Kaiser in Verkehr gestanden, so dass die Leute manchmal sagten: „der Magister schwänzt wegen solcher diplomatischen Geschäfte die Schule viel zu viel." (Lachen) Es kommt noch ein Drittes hinzu, was ihn rechtfertigt, die zahlreichen Verirrungen, die sich auf dem Gebiete der Latinität damals geltend machten, und gegen die er nicht eben sehr freundlich sich erhebt. Sturm will nicht die einseitigen Ciceronianer, aber auch nicht die Erasmianer; jene sind *inflati et tumidi*, diese *impuri et inconcinni;* er hat ferner zu kämpfen gegen die Philippisten, gegen die zahlreichen Männer, die das nicht eben elegante Latein Melanchthon's sich zum Muster nahmen, und gegen die Adagiasten, die mit glänzenden Redensarten und glänzenden Sprichwörtern und Sentenzen ihr Latein ausputzten. Sturm ist es nimmermehr eingefallen, eine *civitas* oder *colonia latina* gründen zu wollen, die gerade in seiner Zeit von Vielen als nothwendig betrachtet wurde und die selbst noch einem Morhof als glänzendes Ideal erscheinen konnte. Dazu kommen endlich die Traditionen seiner Zeit: die Latinisirung der Jugend war ihm überliefert vom Mittelalter und das ganze 16. und 17. Jahrhundert hat sich von dieser Latinisirung noch nicht losmachen können.

Darum finde ich es ungerechtfertigt, wenn Raumer den Mann mitten aus seiner Zeit herausreisst und an die Beurtheilung seiner Lehrpläne den Masstab eines Gymnasiums aus der Mitte des 19. Jahrhunderts legt, und wenn er denselben an sich und für alle Zeiten in vieler Hinsicht tadelnswerth findet. „Deutsch ist ja ganz vernachlässigt," klagt er wirklich; „er hat es mit Gewalt aus der Schule verdrängt;" — Kein Mann hat mit grösserer Verehrung von Luther's Verdiensten um die deutsche Sprache geredet als gerade Sturm; er hat gesagt: *Si haec religionis restitutio non esset, si nullae conciones eius extitissent, si nihil scripsisset aliud quam ea quae in vetere et novo Testamento translata divulgavit, tamen summa eius et perpetua in hoc labore deberet extare gloria. Si enim huius Germanicae translationi caeterae Graecorum, Latinorum aliorumque comparentur, cedere cogentur perspicuitate, puritate, proprietate, similitudine Hebraicae originis. Credo ut Apellem nemo legitur pictorum superasse, ita ne scriptorum quidem quisquam Lutheri conversionem poterit vincere.* Sind auch noch viele Jahrzehnte vergangen, ehe Luther's Bibel in die Schule gekommen ist; den deutschen Katechismus Luther's haben Sturm's Nonaner, resp. Decimaner doch gehabt und ein anderes Lesebuch hatte damals keine deutsche Schule. Uebrigens wissen wir, dass Sturm auch zu Oelinger's „Underricht der hochteutschen Sprache" eine sehr empfehlende Vorrede geschrieben hat (1573). Wer die sieben freien Künste kennt, weiss weiter, dass die *Arithmetica* erst in das Quadrivium gehört; er wird Sturm ebenso wenig als Melanchthon einen Vorwurf machen, dass sie in dem elementaren Unterrichte das Rechnen nicht haben. Das gilt

gleichermassen von der Geometrie. Wie es aber manchmal geht, wenn man etwas mit dem Latein brouillirt ist, so ist daraus ein ärgerliches Missverständniss in Betreff der Astronomie entstanden und Sturm der Vorwurf gemacht, er habe die Astrologie unter die Lehrgegenstände aufgenommen. Natürlich der gute Ciceronianer braucht „*astrologia*" für das erst später aufgekommene *astronomia*. Ebenso ungerechtfertigt ist der Vorwurf, dass Sturm's Methode zu einer rechten Kenntniss der Griechen und Römer nicht geführt, höchstens Fertigkeit im Sprechen und Schreiben des Latein gewährt habe. Das Letztere wäre immer etwas Schätzbares, ja für jene Zeiten Unentbehrliches gewesen. Wenn aber gesagt wird, dies Streben sei vom schädlichsten Einflusse auf seine Weise die Klassiker zu lesen und zu behandeln gewesen, so kann solche Behauptung sich nur durch die völlige Unkenntniss seiner Methode entschuldigen lassen. Wer seinen Hermogenes studirt, seine Analysen des Demosthenes und der Ciceronischen Schriften, namentlich der Reden, nur einmal gesehen hat, der weiss, dass es Sturm auf mehr ankam als auf Phrasensammeln, dass Eindringen in die Gedanken und deren Entwickelung, Klarheit der Auffassung, Verständniss der Form und ihrer Kunst ihm mehr am Herzen liegt als gar manchem Schulmeister unserer Tage, der sich von der beliebten Methode den Schriftsteller nur als Anhalt zu allerlei nöthigen und unnöthigen *observatiunculis* zu gebrauchen noch nicht hat befreien können. Ich glaube, auch wir haben das dringende Bedürfniss auf jene technische Seite der alten Litteratur etwas mehr unsre Aufmerksamkeit zu richten, als es leider geschieht. Der Anfang dazu ist gemacht, und wir finden auch in diesem Kreise mehrere Männer, die in dieser Beziehung für die Schule zu sorgen eifrigst beflissen sind. Sind wir erst aufmerksamer auf diese Technik der Alten (sowol in prosaischer Rede als in Poesie) — dann werden mancherlei Verirrungen subjectiver Kritik, dann werden eine Menge von Verdächtigungen, mit denen man die alten Schriftsteller beglückt, verschwinden und eine wahrhaft methodische, auf die Grundsätze der Alten selbst zurückgeführte Behandlung Platz greifen — und darum lassen Sie uns Sturm's Ehre wahren und das Gute, was der alte Meister gehabt hat, auch für unsere Zeit dankbar benutzen. (Lange anhaltender Beifall.)

Präsident:

Ich gebe nun den Herren Sectionsreferenten das Wort; ich folge dabei der Anciennetät und fordere demnächst den Referenten der pädagogischen Section auf, seinen Bericht zu erstatten.

Herr Professor von Langsdorff:

Verehrte Versammlung! Man hat mich beauftragt, über die Thätigkeit der pädagogischen Section einen kurzen Bericht zu erstatten. Es hat sich die pädagogische Section am Mittwoch constituirt und hat darauf drei Sitzungen gehalten, welche der Verhandlung von vorgeschlagenen Gegenständen gewidmet waren. Die pädagogische Section hat sich einer lebhaften Theilnahme zu erfreuen gehabt. Ich kann Ihnen nicht die Zahl mittheilen, nicht angeben, wie viel Mitglieder an derselben theilgenommen haben, da es wegen der Grösse der Anzahl nicht möglich war, die Listen vollständig zu führen; ich schätze aber, dass gegen 200 während der drei Tage ihr mögen ihre Theilnahme geschenkt haben. Die Zeit nun freilich war dieser Section sehr kurz zugemessen; verschiedene andere Beschäftigungen wurden in diesen Tagen den Mitgliedern der 24. Versammlung geboten; deswegen wurde jeden Tag die Zeit etwas verkürzt und deshalb auch die Thätigkeit dieser Section etwas eingeschränkt. Wenn ich nun

diese eingeschränkte Zeit vergleiche mit den Leistungen, so darf diese Section mit ihren Leistungen zufrieden sein. Es ist meiner Ansicht nach in Bezug auf das Positive sowol als in Bezug auf das Ideale ein nicht unbedeutendes Resultat erzielt worden. Was das Positive betrifft, so ist der Gegenstand der ersten Sitzung am 28. die Berathung über die Aufnahme der Uebungen der griechisch-makedonischen Elementartaktik in den Turnunterricht der Gymnasialanstalten gewesen. Der Bericht wurde erstattet von Professor von Langsdorff; man hat sich dahin schlüssig gemacht, dass ein Versuch zu machen sei und dass in der nächsten 25. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner über die Erfolge Bericht zu erstatten sei; es hat die Versammlung der Sache ihre wohlwollende Theilnahme gezeigt. In der zweiten Versammlung am 29. war der erste Gegenstand der Berathung folgende These: „Es ist der Unterricht in der alten Geschichte zu betrachten als ein wesentlicher Bestandtheil des Geschichtsunterrichts in der Prima resp. in der höchsten Klasse der Gymnasien oder Lyceen.“ Der Bericht wurde erstattet von Herrn Director Peter aus Pforta. Man konnte in Bezug auf diesen Gegenstand sich nicht zu einem bestimmten Resultate vereinigen. Es lag dies meiner Ansicht nach weniger darin, dass die Ansichten der Mitglieder der pädagogischen Section am Ende principiell so weit auseinander gegangen waren, dass eine Einigung unmöglich geworden ist, als darin, dass in lebhaftester Debatte die Verhandlungen abgebrochen werden mussten, weil bereits eine weitere Verhandlung in Verbindung mit der archäologischen Section angesagt war, und dies Weitere betraf die Thesen des Herrn Professor Piper aus Berlin, betreffend die Einführung der monumentalen, besonders der christlich-monumentalen Studien in den Gymnasialunterricht. Es wurde an diesem Tage über diese These eine Debatte eröffnet; sie konnte aber nicht zu Ende geführt werden, weil eben wieder zur bestimmten Zeit weitere Geschäfte sich drängten; es wurde, ehe sie beendigt war, die allgemeine Sitzung eröffnet. Es wurde aber wegen des interessanten Gegenstandes eine Fortsetzung der Debatte auf den folgenden, auf den heutigen Tag beschlossen. Diese ist denn auch heute erfolgt; man wollte freilich auf den ganzen Inhalt sich nicht einlassen, sondern man musste bloss die allgemeine Frage zu einem Beschluss bringen: „Ob die Section es für wünschenswerth halte, dass in den verschiedenen Gegenständen des Schulunterrichts diese monumentalen Studien, wobei die christlich monumentale Seite betont wurde, eine gehörige Berücksichtigung fänden?“ Dies wurde von der Section bejaht. Es sollte dann weiter zur Verhandlung kommen eine These des Herrn Rector Eckstein: „Ueber die Sommerferien der Gymnasiasten.“ Es wurde dieselbe aber einmal wegen der vorgerückten Zeit, zweitens, weil es für die Sache gut schien, dass sie während der Anwesenheit einer grösseren Anzahl von norddeutschen Schulmännern zu beleuchten sei, da diese ein specielleres Interesse an derselben hätten, auf die nächste Versammlung verschoben. Es blieb weiter übrig eine These des Herrn Oberlehrer Dr. Voigt aus Düren, betreffend das Latein an den Realschulen; es wurde diese These auf eine spätere Zeit verschoben, weil wenige Realschullehrer an der Section theilnahmen. Dies ist der kurze Bericht über das Positive, was verhandelt wurde während dieser Sectionssitzungen. Ich glaube, dass auch ein bedeutender idealer Erfolg erzielt wurde: es ist dies meiner Ansicht nach der, dass jedes Mitglied fühlte, dass wackere Männer neben ihm stehen, im Vereine mit ihm nach einem hohen edeln Ziele streben, nämlich die Bildung unsrer Jugend zu fördern mit den besten Hilfsmitteln aller Zeiten, mit den schönsten Früchten des Geistes, die alle Zeiten geliefert haben bis auf den heutigen Tag — und diesen letzteren Erfolg halte ich für den bedeutendsten.

Präsident:

Der Referent der orientalistischen Section, Herr Dr. Mühlau aus Leipzig, hat das Wort.

Dr. Mühlau:

Hochverehrte Versammlung! Es ist gerade zwanzig Jahre her, dass sich die deutsche morgenländische Gesellschaft als orientalistische Section an die Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner angeschlossen, und seit jener Zeit sind von Jahr zu Jahr unsre Sectionen immer zahlreicher besucht worden, obgleich gerade in diesem Jahre die Präsenzliste nur die Zahl 31 auswies. Es liegt in dem Charakter unsrer Section, als hauptsächlich bestehend aus Mitgliedern der deutschen morgenländischen Gesellschaft, begründet, dass überwiegend mehr geschäftliche Verhándlungen geführt werden müssen, als in den andern Sectionen, und bin ich nicht Willens, Sie mit diesen zu behelligen; nur das will ich hervorheben, was darunter etwa von weiterem Interesse sein dürfte. Aus dem Geschäftsbericht und dem Bibliotheksbericht der Gesellschaft hebe ich nur die kurze Notiz hervor, dass die Mitgliederzahl — die Mitglieder sind gerechnet von Gründung der Gesellschaft an — 660, in unsrer Bibliothek die Katalognummer 2766 für Bücher und Werke, für Münzen und Handschriften die Katalognummer 312 erreicht ist. Wichtigeres kann ich Ihnen mittheilen aus dem Sectionsberichte unsres Redacteurs Herrn Prof. Brockhaus aus Leipzig, der die Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft zu redigiren hat. Es ist der neunzehnte Band derselben erschienen. Aus seinem reichen Inhalte hebe ich hervor die grössere Abhandlung von Mordtmann in Constantinopel über Münzen mit Pehlewi-Legenden; zweitens eine Abhandlung von Osiander über himjarische Inschriften; leider war es dem Vf. nicht vergönnt, diese Arbeit selbst zum Abschluss zu bringen, Dr. Levy in Breslau hat mit grosser Pietät und Geschick die Inschriften und deren Erklärung bis jetzt zur Hälfte in unsrer Zeitschrift veröffentlicht. Neben dieser Zeitschrift giebt die deutsche morgenländische Gesellschaft eine Reihe von Abhandlungen heraus, die in zwanglosen Heften erscheinen. Aus diesen hebe ich die im letzten Jahre gedruckte Schrift von Prof. Stenzler heraus: „Indische Hausregeln", im Sanskrit-Text mit deutscher Uebersetzung, die besonders für die comparative Sittengeschichte von grosser Wichtigkeit ist. Endlich fördert die Gesellschaft die Herausgabe einer Anzahl Werke, indem sie entweder den Druck derselben unterstützt oder sie ganz auf eigene Kosten drucken lässt. Gerade jetzt werden auf Kosten der Gesellschaft drei grosse Werke gedruckt: Erstens die bereits vor längerer Zeit begonnene äthiopische Bibelausgabe, die Professor Dillmann besorgt; es sind schon mehrere Lieferungen davon erschienen und Aussicht vorhanden, dass in kurzer Zeit ein neues Heft erscheinen wird. Zweitens ein grosses arabisches Sammelwerk, der Kamil, von Prof. Wright herausgegeben; es ist dies ein Sammelwerk, enthaltend reiche Notizen, die zur arabischen Sprachgeschichte, Grammatik, Lexikographie, Literatur u. s. w. wesentliches Material liefern. Endlich ein grosses arabisches geographisches Wörterbuch, Muǵam al-buldân, das Prof. Wüstenfeld herausgiebt.

Daran reihe ich eine Mittheilung über unsre wissenschaftlichen Jahresberichte, die schon seit längerer Zeit Prof. Gosche in Halle redigirt und die eine Uebersicht geben sollen über das, was in einem Jahre auf dem Gebiete der orientalischen Philologie geleistet worden ist; sie erscheinen ziemlich regelmässig in unsrer Zeitschrift, der letzte lag der Section handschriftlich vor und wurde von Prof. Fleischer im Auszuge mitgetheilt.

Es bleibt mir nun noch übrig, eine kurze Notiz zu geben über die sieben Vorträge, die in unsrer Section während der vier Sitzungen gehalten worden sind. Unser Präsi-

dent eröffnete die erste Sitzung mit einer Rede, worin er über Stand und nächste Aufgaben der orientalistischen Philologie sprach, sich meist auf das linguistische Gebiet beschränkend; auf Grund von indischen, keltischen, turanischen Sprachresten im Semitismus will er eine früheste nichtsemitische Urbevölkerung Vorderasiens, also Palästinas, Syriens, der Euphrat- und Tigrisgegend annehmen. In der zweiten Sitzung wurden drei Vorträge gehalten. Zuerst referirte der Herr Präsident Kirchenrath Hitzig über eine eingegangene Abhandlung von Dr. Blau über die *Benu Hadur* und den jüdischen Propheten Barachja der arabischen Legende; der zweite Vortrag, von Dr. Trumpp, handelte über die indischen Kâfirs und ihren eigenthümlichen, im achten und neunten Jahrhundert gesprochenen Prakrit-Dialekt; der dritte Vortrag wurde von unserm Vicepräsidenten, Herrn Prof. Roth, über gelehrte Tradition im Alterthum gehalten, und wies derselbe nach, wie solche nicht im eigentlichen Sinne den Werth einer Tradition beanspruchen könne, sondern nur als Hilfsmittel, nicht als Autorität, neben andern Hilfsmitteln zu gebrauchen sei. Die dritte Sitzung brachte uns zwei Vorträge: Herr Dr. Euting, der längere Zeit in Paris und London gelebt hat und dort reiche Sammlungen gemacht, legte eine Reihe schöner handschriftlicher Copien mandäischer Texte vor und knüpfte daran einen Vortrag über die Mandäer selbst nnd ihre Literatur. Die von Dr. Euting abgeschriebenen Texte sollen baldmöglichst zum Druck kommen und es steht in Aussicht, dass die Gesellschaft den Druck unterstützen wird. Den sechsten Vortrag hielt Herr Dr. Ley über Allitteration im Hebräischen; er konnte wegen der Kürze der Zeit nicht ganz vollendet werden. Heute hörten wir noch einen Vortrag unseres Präsidenten über Henoch und Annakos. Zum Schluss gab der Herr Vicepräsident Prof. Roth ein Referat über einen Brief von Professor Oppert in Paris, in welchem Briefe eine Reihe neuer Untersuchungen über die Keilinschriften mitgetheilt waren.

Präsident:

Ich bitte den Referenten der germanistischen Section, das Wort zu ergreifen.

Professor Creizenach aus Frankfurt:

Meine Herren! Für die Arbeiten unsrer verhältnissmässig jungen germanistischen Section darf vielleicht als bezeichnend hervorgehoben werden, dass sie die Tendenz eines Zusammenwirkens der Kräfte haben, die sich schon in der Wahl der Gegenstände, die besprochen werden, zeigt.

Unsre diesjährige Versammlung eröffnete Herr Prof. Wattenbach im Auftrage des durch Krankheit verhinderten Herrn Hofrath Holtzmann. Nachdem derselbe die Versammlung begrüsst hatte, hielt zuerst Herr Dr. Mannhardt aus Berlin einen Vortrag über Anlegung eines Quellenschatzes zur Kenntniss der deutschen Volksüberlieferung. Er machte darauf aufmerksam, dass die verschiedenen Gebräuche, die an deutsches Alterthum anknüpfen, nur durch allseitig fortgesetzte Beobachtungen in Eins gebracht werden könnten; im Anschluss an die Bemühungen unsres Altmeisters Grimm will er nun beginnen mit Sammlungen agrarischer Gebräuche, zuerst derjenigen, welche sich auf die Ernte beziehen; er fordert alle Schulanstalten und alle deutschen Geschichtsvereine auf, in den Gauen und Landschaften, denen sie angehören, zu sammeln und ihn mit Beiträgen zu unterstützen; er will dann den Stoff in geographischer und ethnographischer Ordnung herausgeben und daran Untersuchungen über die Natur der Ueberlieferung selbst anschliessen. Es hat die Versammlung allen Mitgliedern die regste Förderung empfohlen.

Hierauf erstattete Herr Bartsch aus Rostock Bericht über das einer Commission im letzten Jahre übergebene Mandat, nämlich über Vorbereitung der Herausgabe eines niederdeutschen

Wörterbuches. Das Ergebniss war, dass allerdings sehr werthvoller Stoff zusammengebracht sei, dass es aber an einem Bearbeiter fehle; dass, wenn ein solcher gefunden sei, durch Zusammenwirken der Regierungen und einzelner Gelehrten, wie z. B. Professor Scheller, ein schönes Resultat zu erzielen sein möchte. Es schloss sich hieran der Antrag des Professor Pfeiffer, dass diese Arbeit abermals vorzunehmen und im nächsten Jahre darüber zu berichten sei, inwiefern es gelingen könnte, einen zusammenfassenden Bearbeiter zu finden und die Regierungen der Staaten, wo Niederdeutsch die Landessprache sei, dafür zu interessiren, insbesondere die Hansestädte und die Bürgerschaften der grösseren Städte überhaupt.

Herr Professor Dietrich aus Marburg berichtete über neue Runenfunde, sowol über diejenigen, die man in Northumberland gemacht, als über den banatischen Fund und die bekannte burgundische Inschrift. Letztere wies er vor, erläuterte sie und stellte so viel fest, dass das Vorhandensein deutscher Runen wissenschaftlich als ermittelt zu betrachten sei; er bedauerte, dass die deutschen Regierungen noch in keiner Weise im Interesse der deutschen Inschriften sich fördernd erwiesen haben, was doch in andern Ländern in ausgedehntem Masse geschehen sei, und knüpfte die Hoffnung daran, es möchte eine solche Betheiligung für die Zukunft auszuwirken sein. Herr Professor Lindenschmitt legte eine *fibula* mit Runenschrift nach dem Alemannischen im Original vor, welche bei Noldendorf gefunden war und dem sechsten oder siebenten Jahrhundert angehört; von diesem Stücke wurden auch Abbildungen vertheilt.

Es hielt in der nächsten Sitzung Herr Professor Bartsch einen Vortrag über den saturnischen Vers im Vergleich mit altdeutschen Versmassen. Bei diesem Vortrage fanden sich zu unsrer grossen Freude ziemlich viele Mitglieder der Section ein, die sich mit dem classischen Alterthum vorzugsweise beschäftigt; denn wir sämmtliche Mitglieder der germanistischen Section halten fest an der gediegenen Grundlage in den Studien des classischen Alterthums und suchen einzig an diesen den festen Anhaltspunkt in der Methode und dem Formalen. Der Vortragende eröffnete übrigens einen Blick in die älteste Zeit der arischen Sprache und Geschichte und die epischen Versmasse aller diesem Volksstamme angehörigen Völker. Die Herren Dr. Düntzer und Büchler betheiligten sich in erfreulich fördernder Weise an dieser Verhandlung.

Herr Dr. Lübben aus Oldenburg hielt einen Vortrag über territoriale Benennungen, der zu fruchtreichen Discussionen Anlass gab. Herr Professor Pfeiffer aus Wien schloss daran die Ermunterung und den Vorschlag, man möge die territorialen Benennungen untersuchen; namentlich möge erst auf die früheren Sprachformen dabei zurückgegangen werden, da die neuern leicht irre leiteten; er wies darauf hin, wie aus den alten Urbarien Aufschlüsse gewonnen werden könnten auch über die Namen der Strassen und Städte. Professor Adelbert v. Keller bestätigte dies und wies auf die Anfänge hin, die mit Studien ähnlicher Art in Würtemberg gemacht sind. Es wurde auch angeregt, wie sehr die überall in Deutschland wirkenden Alterthumsvereine hier helfend eintreten könnten. Herr Professor Bergmann, Decan der Facultät des lettres in Strassburg, sprach über den alten Namen der Germanen; es freute uns ganz besonders, aus dem überrheinischen Lande ein so lebhaftes Zeichen der Theilnahme zu erhalten.

Das in diesem Jahre eingetretene Jubelfest Dante's, des grössten Dichters der romanischen Nationen, hat die Bemühungen vieler deutschen Forscher, wenn auch nicht angeregt, so doch beeinflusst, so dass man die Ergebnisse mehr als bisher zusammenfasste. Bereits am 14. September fand in Dresden eine Versammlung deutscher Dante-Forscher

statt und zwei unserer Mitglieder, Professor Lemke aus Marburg und Professor Mussafia aus Wien, haben derselben beigewohnt. Der Bericht musste leider aus Mangel an Zeit zurückgestellt werden. In Bezug auf diese Studien hat Herr Dr. Max Rieger den Character der Dante'schen Minnedichtung beleuchtet, ihn namentlich vergleichend mit Guido Guinicelli und mit seinem kraftvollen Zeitgenossen Cavalcanti, ferner Andeutungen gebend über die Ursprünge der conventionellen Liebespoesie. Ihr Berichterstatter hat in einem andern Vortrage sich die Aufgabe gestellt, die Spuren von Dante's Dichten und Denken in unserer Literatur nachzuweisen, die sich aus den älteren Jahrhunderten bis in's siebzehnte in Deutschland finden, und hiermit eine Ergänzung zu geben zu den verdienstvollen Arbeiten Theodor Paur's und des Mitgliedes unserer Versammlung Reinhold Köhler. Hieran schloss sich die Mittheilung der Uebersetzung des fünften Canto des Inferno von Halm, Freiherrn von Münch-Bellinghausen, der sich zuerst die Aufgabe gestellt hat, durchgängig auch den weiblichen Reimen getreu zu bleiben.

Unser Schriftführer, Herr Dr. Barack, der mit Herrn Dr. Weismann aus Frankfurt dieses Amt theilte, machte Mittheilungen über eine alte Nibelungenhandschrift und fesselte das Interesse der Section besonders durch Vorlesung eines Briefes des Altvaters der deutschen Wissenschaft, Freiherrn von Lassberg. In diesem Briefe befand sich ein Stück der Geschichte des in lebhaften Farben dargestellten Ankaufs seiner Nibelungenhandschrift; er versetzte uns in jene Zeit der Anfänge, als die Wissenschaft noch in frischer unbefangener Jugendlichkeit getrieben wurde.

Mancherlei Schriften wurden uns von Mitgliedern übergeben, wobei ich besonders der Freundlichkeit des Herrn Professor Wattenbach zu gedenken habe. Zuletzt beschäftigte sich die Versammlung damit, hinüberzuleiten zu den Arbeiten, die in Halle beginnen sollen, wo wir unser Werk mit demselben Ernst und mit derselben Liebe, hoffentlich aber mit einem erweiterten Umfange von Kräften fortzusetzen gedenken.

Präsident:

Ich rufe den Referenten der archäologischen Section zur Berichterstattung auf.

Professor Stark:

Die archäologische Section hat in drei Sitzungen ihre Thätigkeit in diesen Tagen durchgeführt mit, ich darf wohl sagen, sehr bedeutender und zahlreicher Betheiligung, für die der Raum unseres Sitzungssaales kaum ausreichte. Die Thätigkeit unserer Section darf ich vielleicht nach zwei Richtungen bezeichnen: nach der einen Seite hin sind zwei Vorträge gehalten ausgeführterer Art, nach der andern Seite eine Reihe interessanter Mittheilungen neuer noch nicht bekannter Dinge gemacht worden, an die sich eine ausserordentlich fruchtbare und lebendige Discussion anknüpfte.

Herr Prof. Fickler aus Mannheim hielt seinen versprochenen Vortrag über die römischen Denkmäler in der Nähe von Heidelberg, indem er uns in einem äusserst sorgfältigen Vortrage die ganze Reihe der römischen Beziehungen dieser Gegend nachwies und, anknüpfend an die von ihm vertheilten Blätter, einzelne Inschriften besprach, vor allem eine, in welcher ein Mann, der als Beamter der Stadt Speier erscheint, zugleich als Beamter einer andern, nur mit drei Buchstaben bezeichneten Stadt fungirt, welcher Name als muthmasslicher Name von Heidelberg bezeichnet wurde. Der Berichterstatter sprach einige einleitende Worte über die Anfänge der archäologischen Studien in Heidelberg, speciell an dem kurfürstlichen Hofe des Karl Ludwig, und erneuerte das Andenken an einen geborenen Heidelberger, welcher hier für die ausgezeichnete kurfürstliche Sammlung wirkte, die nachher nach Berlin gewandert ist, Laurentius Beger. Er erörterte sodann die Bedeutung des Stieres als Symbol des Mondes und der von ihm ausgehenden Kraft und suchte auf der andern Seite die Bedeutung

der Schlange festzustellen, welcher Gegenstand ebenfalls zu lebendigen Discussionen führte und als solcher nicht abgeschlossen werden konnte. Was die Mittheilungen über die in Gypsabgüssen, Photographieen und Zeichnungen vorgelegten Denkmäler betrifft, erlauben Sie mir einen geographischen Weg einzuschlagen. Herr Professor Conze aus Halle legte uns interessante Denkmäler von Bildern aus Athen vor, unter andern ein schönes Relief seltenen Stoffes, ein Blei, welches möglicherweise eine Medea mit einem Kinde darzustellen schien. Aus Rom wurden uns zwei Bilderwerke, die Urlichs mitgebracht hatte, die er aber selber vorzulegen leider verhindert war, von Herrn Prof. Conze mitgetheilt, das eine eine höchst interessante Wiederholung eines Theiles der berühmten Gruppe des Pasquino, der die Leiche des Achilles in den Händen hält, und auf der andern Seite ein merkwürdiger Kopf, der an den sterbenden Alexander erinnert und der durch den trefflichen Scharfblick des Herrn von der Launitz als zu einem Sarkophage zugehörig erkannt wurde. Durch Herrn Professor Bursian wurden uns sehr anziehende Mittheilungen aus der Westschweiz gegeben über ein werthvolles Onyxgefäss, welches Märtyrerblut enthaltend in St. Maurice als ein Hauptschatz aufbewahrt wird und auf dem die Darstellung des Opfers einer Jungfrau, vielleicht der Polyxena, gegeben ist. Eben so reichhaltig waren seine Mittheilungen über die Denkmäler von Avenches, dem alten Aventicum, eben so ein Relief mit der Wölfin und Anderem. Wir kommen an den Rhein. Aus unserer unmittelbaren Nähe konnte durch Professor Freudenberg eine vor drei Tagen in der Stadt Mainz gefundene Inschrift in Papierabklatsch vorgelegt und auch entziffert werden. Durch die Güte des Herrn Professor Lindenschmit ist vom Niederrhein eine Photographie eines antiken Glasgefässes, im Besitz des Herrn Disch in Köln befindlich, vorgelegt, welches in grotesker Weise einen eine Syrinx haltenden Affen darstellt. Dies zunächst das Referat über die Arbeiten der archäologischen Section.

Es bleibt mir nun noch übrig, einen Auftrag der Section zu erfüllen und das Gutachten mitzutheilen, welches die Section über die zu Athen angeregte Idee einer grossen Lotterie zum Zwecke zusammenhängender Ausgrabungen aussprechen sollte. Die drei verehrten Herren Bursian, Curtius und Conze haben ein Gutachten abgegeben, welches von der Section sofort zu dem ihrigen gemacht wurde und welches ich mir erlaube Ihnen vorzulegen:

Antrag der archäologischen Section.

In Betreff der von der Gesellschaft der Archäophilen zu Athen angeregten Lotterie zum Besten von Ausgrabungen in Griechenland giebt die archäologische Section ihr Gutachten über dieses in seinen Zwecken höchlichst anzuerkennende Unternehmen dahin ab,

> dass der gewünschte Weg einer Lotteriecollecte, wenn auch zu zufälligem kleinen Erfolge, doch nicht zu sicherem und bedeutendem Gewinne zu führen geeignet ist. Ohne deshalb irgendwie von der Betheiligung Einzelner abzurathen, ist die Section doch der Meinung, dass vielmehr durch verhältnissmässig sehr unbedeutende Geldbewilligungen seitens der europäischen Regierungen die Gesellschaft der Archaeophilen zu wahrhaft bedeutenden Unternehmungen, z. B. einer Freilegung des ganzen Tempelplatzes zu Delphi oder zu Ausgrabungen in Olympia in den Stand gesetzt sein würde. Die Verwendung solcher Gelder würde dann einer Controle der betreffenden Gesandtschaften in Athen unterworfen sein müssen. Die archäologische Section stellt demnach den Antrag an die Philologenversammlung,

dieselbe wolle

1) der Gesellschaft der Archäophilen zu Athen unter Mittheilung dieses Gutachtens empfehlen, ihrerseits Anträge in dieser Sache an die europäischen Regierungen zu stellen;
2) den Wunsch aussprechen, es mögen zunächst die deutschen Regierungen in dieser Weise dem Unternehmen ihre Unterstützung zuwenden und somit eine gemeinsame Angelegenheit der ganzen gebildeten Welt wirksam fördern;
3) wolle die Versammlung ihre einzelnen durch Stellung und Einfluss dazu vorzugsweise berufenen Mitglieder dringend auffordern, in denjenigen Staaten, denen sie angehören, solche Unterstützung zu erwirken.

Ich trage darauf an, dass die Versammlung sich erkläre, ob sie im allgemeinen sich diesem anschliesst, und ich glaube, dass es um so mehr angemessen sein wird, sich darüber auszusprechen, weil Herr Dr. Sgouta von Paris ein Schreiben an mich gerichtet hat, worin er bittet, eine solche Aeusserung zu erzielen, und sogar bereit ist, noch herzukommen, um persönlich für den Antrag einzutreten.

Präsident:

Dem gehörten Antrage gemäss ersuche ich diejenigen Mitglieder der gehrten Versammlung, welche dem auf ihren Antrag vorgelegten Gutachten der archäologischen Section zustimmen, ihre Hände zu erheben. (Einstimmig angenommen.)

Stark:

Ich bitte diejenigen Herrn, welche sich bereit erklärt, Lotterieloose zu übernehmen, unmittelbar nach dem Schlusse der Versammlung solche bei mir in Empfang zu nehmen.

Präsident:

Ich ersuche den Referenten der jüngsten, der kritisch-exegetischen Section, das Wort zu ergreifen. (Pause. Es erhebt sich Niemand.)

Da derselbe nicht anwesend ist, will ich das auf dem Bureautische niedergelegte Protokoll durch den Secretär verlesen lassen. (Geschieht.)

Präsident Köchly:

Hochverehrte Versammlung! Unsere Uhr ist abgelaufen, unsere Arbeiten und Geschäfte sind vollendet. So bleibt mir denn, als dem ersten Präsidenten, nur noch die schmerzliche Pflicht, Sie mit einem kurzen Abschiedsworte zu entlassen, es wäre denn, dass noch in irgend einer Angelegenheit eines der Mitglieder das Wort begehren sollte.

(Pause. Es begehrt Niemand das Wort.)

Da dies nicht der Fall ist, so gestatten Sie mir zunächst einfach das statistische Resultat dieser Versammlung in Bezug auf die Zahl der Mitglieder zu constatiren. Das gedruckte Verzeichniss weist deren 476 nach; es ist heute, wie ich weiss, noch ein verehrtes Mitglied eingetroffen, so dass die Gesammtzahl der eingeschriebenen Theilnehmer an der 24. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner die Zahl 477 beträgt, die höchste, welche bis jetzt erreicht worden ist.

Gestatten Sie mir ferner, am Schlusse unserer Thätigkeit, was vielleicht von der oder jener Seite am Anfang erwartet worden, über die Grundsätze, welche das in sich und mit seinen wackeren Hilfsarbeitern innig geeinigte Präsidium befolgt hat, über die Grundsätze in Bezug auf die Leitung der Versammlung sowie in Bezug auf die Feststellung des Programms noch einige erläuternde, wenn Sie wollen, rechtfertigende Worte auszusprechen.

Wir wissen recht wohl, dass unsere Geschäftsführung hier und da Anstoss erregt hat und angegriffen worden ist. Private Stimmen sind z. B. gegen mich laut geworden, „ich habe wohl vergessen, das Mitgliederverzeichniss verlesen zu lassen", und die Einreden, welche gegen die Bildung der nicht im voraus genehmigten kritisch-exegetischen Section gemacht worden sind, haben Sie so eben selbst gehört.

Hochverehrte Versammlung! Wer die Ehre eines solchen Amtes hat, muss auch die Verantwortung für dessen Führung auf sich nehmen und zugleich darauf gefasst sein, selbst da Tadel zu finden, wo er gerade nach reiflicher Ueberlegung und mit gutem Bedachte gehandelt zu haben sich bewusst ist. „Allen gefallen ist schwer", sprach schon der attische Gesetzgeber; aber Allen gefallen wollen — es ist das Thörichtste, was man sich denken kann, es ist das sicherste Mittel, es Niemandem Recht zu machen!

Das Präsidium hat in Bezug auf seine Leitung der Versammlung als Grundsatz anerkannt, nach besstem Wissen und Gewissen die Sachen anzuordnen, sich aber dann auch durch private Aeusserungen Einzelner gegen Einzelne nicht stören zu lassen. So haben wir das sonst übliche Verlesen des Mitgliederverzeichnisses keineswegs „vergessen", wie manche der Herren gemeint haben, sondern mit Willen und Absicht unterlassen, einmal, um die edle Zeit zu schonen, welche auch sonst nur zu spärlich uns zugemessen ist, sodann aber auch deshalb, weil manche Erfahrungen an früheren Versammlungen uns gelehrt hatten, dass dieses Verlesen und das damit verbundene Aufstehen und Verbeugen der einzelnen Mitglieder nicht selten eine Wirkung hervorruft, wie sie der Würde dieser Versammlung nicht angemessen ist. Wir haben diess jenen Herren, welche das Verlesen wünschten, offen erklärt und hinzugefügt: wenn sie damit nicht zufrieden seien, so sollten sie einfach in der Versammlung einen darauf bezüglichen Antrag stellen; dem Mehrheitsbeschlusse derselben habe sich selbstverständlich das Präsidium eventuell zu fügen, aber keineswegs den gelegentlichen Wünschen Einzelner seine wohlerwogenen Beschlüsse zu opfern. Um es kurz zu sagen, das Princip unserer Geschäftsleitung ist eine „*dictatura*" gewesen, aber „*cum provocatione ad populum*"!

Was sodann die Feststellung des Programms anlangt, so hat das Präsidium die drei Hauptbestandtheile unserer Versammlungen — die öffentlichen Sitzungen, die Sectionssitzungen und die ausserdem zu bietenden Unterhaltungen — gleichmässig in's Auge gefasst und hat zunächst gleich in seiner ersten Sitzung den Versuch gemacht, über die Grundsätze sich zu einigen, welche nach den mannigfaltigen Erfahrungen, die aus den vorangegangenen dreiundzwanzig Versammlungen diesem Präsidium sich ergaben, die massgebenden zu sein schienen. Es hat auch über diese Grundsätse eine ebenso schnelle als vollkommene Einigung stattgefunden. Ob es uns dagegen gelungen ist, diese Grundsätze auch wirklich so auszuführen, wie wir es uns vorgesetzt hatten, das ist freilich eine andere Frage. Aber die offene Darlegung dieser Grundsätze wird Sie in den Stand setzen, zu beurtheilen, ob das, was Sie etwa zu tadeln finden, an den Grundsätzen selbst oder an deren mangelhafter und unvollkommener Ausführung durch uns gelegen hat.

Wir gingen durchaus von dem Gesichtspunkte aus, dass das eigentliche wissenschaftlich und praktisch bedeutende Leben dieser Versammlung in den Sectionssitzungen ruhe und diesen daher so viel Zeit und Musse als möglich geschafft werden müsse. Wir sind sogar der Meinung, dass in dieser Beziehung nach ferneren Erfahrungen spätere Versammlungen noch weiter gehen werden, als wir diesmal zu gehen wagten; wir sind der Meinung, dass vielleicht der

ganze Vormittag bis 12 Uhr den Sectionssitzungen eingeräumt und dann die öffentliche Sitzung, welche sich ausserdem mit den allgemeinen Geschäften zu befassen hat, nur mit einem einzigen Vortrage ausgestattet werden wird.

Nun zu diesen öffentlichen Versammlungen und den in denselben zu haltenden Vorträgen selbst. Da ist das Präsidium von der Ueberzeugung ausgegangen, dass die öffentliche Versammlung, welche nicht allein von einem zahlreichen Publikum gebildeter Männer und Frauen besucht wird, sondern die auch eine so ausserordentlich grosse Zahl der verschiedenartigsten wissenschaftlichen Richtungen in sich vereinigt, dass diese allgemeine Versammlung zu specielleren Vorträgen oder gar zu speciell wissenschaftlichen Debatten keineswegs geeignet ist. Die Vorträge, welche nach der Meinung Ihres abtretenden Präsidiums in diese Versammlung gehören, dürften nach Inhalt und Form den sogenannten akademischen nahe kommen, wie sie in allen Haupt- und Universitätsstädten Deutschlands seit einer Reihe von Jahren üblich geworden sind. Aufgebaut, wie es sich von selbst versteht, durchweg auf selbstständige gründliche Detailforschung, sollen diese Vorträge aus irgend einer Wissenschaft einen Gegenstand behandeln, der schon an und für sich selbst des allgemeinen und nicht blos des fachwissenschaftlichen Interesses werth ist; sie sollen möglichst Resultate eigner Forschung nicht bloss dem zuhörenden Laienpublikum, sondern namentlich auch den Mitgliedern der Versammlung selbst, die einer andern wissenschaftlichen Richtung angehören, in möglichst ansprechender Form nahe bringen. Es wäre daher nach unserer Meinung das Besste, wenn gerade die verschiedenen Richtungen, welche in unserer Versammlung vereinigt sind, durch einzelne Vorträge in den öffentlichen Sitzungen vertreten würden. Das ist auch von Anfang an unsere Absicht gewesen, und wenn uns dies nicht ganz gelungen ist, so lag das eben an der ausserordentlichen Schwierigkeit unserer Aufgabe, zumal bei dem ersten Versuche.

Was endlich die Unterhaltungen anlangt, so hat allerdings auch das Präsidium geglaubt, dass bei deren Auswahl und Anordnung einerseits auf die Bestrebungen unserer Versammlung selbst nach der oder jener Seite hin soweit thunlich Rücksicht zu nehmen, andererseits die etwa anziehenden Eigenthümlichkeiten des Versammlungsortes möglichst in Rechnung zu ziehen seien.

Das sind, meine Herren, in Kurzem die Grundsätze, nach denen das Präsidium die Geschäfte zu leiten und das Programm festzustellen versucht hat. Wir enthalten uns jedes weiteren empfehlenden Wortes: in dem Bewusstsein, nach besstem Wissen und Gewissen gehandelt zu haben, unterwerfen wir uns getrost Ihrem Urtheil und werden wir selbst den schärfsten Tadel mit vollkommener Seelenruhe zu ertragen wissen. Mag denn nun über uns hereinbrechen, was da will: jedenfalls werden wir der nächsten Jubiläumsversammlung, in welcher eine Revision der Statuten vorgenommen werden soll, wenigstens zu kritisch-polemischen Erörterungen ein „schätzbares Material“ geliefert haben. Und das ist ja bekanntlich auch ein Verdienst! Um aber schliesslich in Ein Stichwort unsere Gesammtanschauung von der Eigenthümlichkeit und Aufgabe dieser Versammlungen zusammenzufassen, so lautet dieses also: „Eine **einheitliche** Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner über und mit **frei** gebildeten und **frei** arbeitenden Sectionen!“ —

Ich möchte Sie aber, hochverehrte Versammlung, doch nicht mit diesem Stichwort entlassen: ich ahne, ja, ich darf mit Sicherheit annehmen, dass dasselbe keineswegs allgemeine und ungetheilte Beistimmung finden werde; und erst in Halle werden diese Fragen endgiltig entschieden werden. So gestatten Sie mir denn, um Sie mit einem andern Worte zu entlas-

sen, mit einem Worte, welches mit Blitzesschnelle Aller Herzen erhebt und durchbebt, — gestatten Sie mir der Sitte der Alten gemäss jenes Wort von einer „einheitlichen Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, aber über und mit frei wirkenden Sectionen“ — gestatten Sie mir jenes Wort als ein *verbum bene ominatum* anzuwenden auf denjenigen Gedanken, der bei Tag und Nacht die Brust jedes Deutschen erfüllt, auch die Brust des deutschen Philologen und Schulmannes, wenn derselbe auch nicht an allen Orten, wo es nicht hingehört, dieses Wort im Munde führt, jenen Gedanken zur Schau trägt — Sie wissen, welchen Gedanken, welches Wort ich meine: „ein einiges aber freies Deutschland!“ Verehrte Versammlung! ich bin gewiss, allgemeine Beistimmung zu finden, wenn ich Sie auffordere, Sich von Ihren Sitzen zu erheben und ein Hoch zu bringen dem Banner, welches hier oben, umgeben von unsern badischen Landesfahnen, über unsern Häuptern seine alten Dreifarben entfaltet, ein Hoch zu bringen unserm einigen freien Deutschland! Unser einiges freies Deutschland lebe hoch!

(Die Versammlung erhebt sich und stimmt begeistert ein: Hoch! Hoch! Hoch!)

Die vierundzwanzigte Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner —

Director Ahrens:

Ich bitte um's Wort!

Präsident:

Herr Director Ahrens hat das Wort noch einmal begehrt; ich habe das entscheidende Schlusswort noch nicht ausgesprochen, und es ist daher meine Pflicht, ihm noch das Wort zu geben.

Director Ahrens aus Hannover:

Gerade ehe das entscheidende Wort des Schlusses gesprochen war, habe ich geglaubt, um das Wort bitten zu dürfen, in der Voraussetzung, dass die geehrte Versammlung es mir gestattet, nach dem alten löblichen Gebrauch im Namen der Versammlung den Gefühlen einen Ausdruck zu verleihen, welche, wie ich überzeugt bin, uns alle bewegen. In diesem Augenblicke ist es, glaube ich, zunächst das Gefühl des Schmerzes, dass der Augenblick des Scheidens gekommen ist, des Scheidens von der segensreichen, gemeinsamen, wissenschaftlichen Arbeit, des Scheidens von dem genussreichen persönlichen Verkehr, des Scheidens von dem schönen Heidelberg. Aber noch mehr, glaube ich, erfüllt uns alle das Gefühl des Dankes, den wir im reichsten Masse nach vielen Seiten zu zollen schuldig sind. Wir haben den grössten Grund, den ehrfurchtsvollsten Dank zu hegen und auszusprechen gegen die hohe Regierung dieses Landes, welche nicht allein die Abhaltung dieser Versammlung gestattet, sondern sie auch in der liberalsten Weise nach vielen Seiten gefördert hat. Wir haben nicht weniger aus vollem Herzen Dank zu sagen dem Senate der ruhmvollen Universität Ruperto-Carolina, der uns diese Räume zu unseren Versammlungen bewilligt und auch sonst die freundlichste Theilnahme für unsere Bestrebungen gezeigt hat. Wir haben ferner den gefühltesten Dank auszusprechen dem Rathe und der Bürgerschaft dieser Stadt, welche uns auf das Gastlichste aufgenommen, welche, um das Schönste zu erwähnen, uns den herrlichen Genuss des vorigen Tages bereitet hat, der uns Allen für alle Zeit unvergesslich sein wird. Wir haben nicht weniger zu danken so manchen Vereinen und Privaten dieser Stadt, vor allen Dingen dem Vorstande des Museums, welcher die schönen Räume dort für unsere Zwecke, die Zwecke unserer Vereinigung hergegeben hat, und so vielen Privaten, welche mit der schönsten Gastlichkeit Einzelne von uns aufgenommen haben. Wir haben ferner den grössten Grund zu

danken denjenigen Männern, welche mit unermüdlicher Anstrengung dahin gewirkt haben, uns in der belehrendsten Weise eine Anschauung zu geben von der griechisch-makedonischen Kriegskunst sowohl in taktischer Hinsicht, als auch in Hinsicht der Belagerungs- und Angriffswerkzeuge, wie sie uns hier vorgeführt sind und zwar vorzüglich unter besonderer Unterstützung des hohen Kriegsministeriums. Wir haben endlich zu danken dem Präsidium, welches unsere Verhandlungen in der anerkennenswerthesten Weise geleitet hat; ich habe freilich für mich persönlich hinzuzufügen, dass ich damit nicht vollkommen übereinstimmen will mit den Ansichten des Herrn Präsidenten, welche eben entwickelt sind, dass ich aber auf eine Discussion mich nicht habe einlassen wollen, dass ich aber der Leitung im Ganzen und den Vorbereitungen für die Versammlung den innigsten Dank zolle und nicht weniger dem Büreau, von welchem das Präsidium unterstützt worden ist. Und so glaube ich denn allen diesen Gefühlen den besten Ausdruck zu geben, wenn ich die Versammlung auffordere, dem Präsidium, welches den Mittelpunkt unserer gesammten Versammlung bildet, und zugleich der schönen Stadt Heidelberg ein Lebehoch zu bringen.

Hoch! Abermals hoch! und hoch!

Präsident:

Im Namen des Präsidiums, im Namen Aller, die uns unterstützt, im Namen der Stadt Heidelberg und ihrer Universität unsern wärmsten innigsten Dank für diese Anerkennung. Die vierundzwanzigste Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner ist geschlossen.

Schluss der Versammlung: 1 Uhr.

Verhandlungen der pädagogischen Section.

Erste Sitzung, Donnerstag den 28. September.

Präsident: anfangs Prof. von Langsdorff, dann Dir. Behaghel.

Präs. v. Langsdorff:

Meine Herren! Wir wollen in unsere Tagesordnung eintreten. Dieselbe bestimmt, dass zuerst ich meine Thesen begründen soll über die Einführung der griechisch-makedonischen Taktik in den Turnunterricht an den Lyceen und Gymnasien. Da ich selbst zu sprechen habe, kann ich nicht zugleich das Präsidium führen. Wenn die Gesellschaft Nichts dagegen hat, bitte ich Herrn Director Behaghel von Mannheim für mich einzutreten.

(Derselbe leistet dem Ersuchen Folge.)

Prof. v. Langsdorff:

Meine Herren! Zunächst lassen Sie mich über die Idee, über die ich zu sprechen im Begriff stehe, die nicht von Haus aus meine eigene ist, sondern die Idee des Herrn Professor Köchly, der mich gebeten hat, ihre Verwirklichung anzustreben, kurz mich verbreiten. Ich bin mit einigen Bedenken an sie herangetreten, allein ich habe bei dem Versuche der Durchführung sie als brauchbar befunden. Sie haben gestern diesem Versuche einer Ausführung des Gedankens beigewohnt und werden freilich gesehen haben, dass diese Ausführung sehr mangelhafter Natur war. Immerhin glaube ich jedoch, dass Sie gesehen haben werden, dass sich die Sache durchführen lässt. Lassen Sie mich zunächst einige Gründe angeben, auf welchen diese Mangelhaftigkeit der Ausführung basirt ist. Wir sind sehr spät herangetreten an den Versuch, und zwar in einer Zeit, wo uns weder eine Auswahl von Schülern zu Gebote stand, noch auch die Schüler, die wir haben konnten, regelmässig den Uebungen beizuwohnen in der Lage waren. Es war eben beim Beginn der Ferien, wo unsere Schüler meist weg waren. Jeder, der sich gerade meldete, wurde angenommen. Sie haben deshalb gesehen, dass von Schülern der untersten Classen bis hoch in die Mittelclassen hinein Schüler von 11 bis 16 Jahren — in diesem kleinen Häuflein versammelt waren. Das ist freilich eine eigenthümliche Compagnie. Es ist natürlich, dass da Aufmerksamkeit, Befähigung, Geschicklichkeit in der Handhabung der eigenen Glieder sehr ungleich vertheilt waren. Ja es sind eigentlich zu einem solchen Versuche die Kleinsten gar nicht brauchbar; allein man wollte sie nicht zurückweisen, weil sie mit Eifer sich hinzudrängten. Fast noch schlimmer als diese Verschiedenheit des Materials war, dass man über dasselbe nur sehr bedingt verfügen konnte. Man konnte den Schülern nicht zumuthen, dass sie ihre Ferienzeit, wenn sie Gelegenheit hatten einen Ausflug zu

machen oder dieselbe sonst passend zu verwenden, diesen Uebungen, die alle Tage nur eine Stunde dauerten, widmeten. So kam es denn, dass im Anfang Einer 2 Tage da war, dann wieder 14 Tage verschwand. Ja ich habe vorgestern gesehen, dass Einer, der 14 Tage gefehlt hatte und vorher vielleicht nur dreimal an den Uebungen theilgenommen hatte, zuletzt wieder eintrat. Man brauchte ihn eben und liess ihn die Sache mitmachen. Sie sehen, dass die Mangelhaftigkeit in der Ausführung von diesen und andern nicht näher auszuführenden Umständen abhängt. Ich glaube also berechtigt zu sein, Sie zu bitten, dass Sie die Möglichkeit einer tüchtigen Ausführung nicht bloss nach dem gestrigen Versuche beurtheilen.

Mit dieser Möglichkeit einer Ausführung wäre freilich noch lange nicht die Räthlichkeit derselben bewiesen. Es ist freilich nothwendig, dass man bei diesen Versuchen der etwaigen Ausführung solcher Uebungen einen Vortheil nachweisen könnte, einen Vortheil, welcher der Mühe und der Zeit, die dabei aufzuwenden ist, entspräche. Was nun Mühe und Zeit betrifft, so ist diese eben nicht sehr gross. Der Zeitaufwand, der auf jene Uebungen verwandt werden muss, ist jedenfalls keiner, der dem eigentlichen Geschäft der Knaben, dem Schulunterricht, entzogen würde. Die Mühe aber der Einübung werden eben Lehrer, die an gymnastischen Uebungen und an diesem Felde des Lebens der classischen Völker des Alterthums besondere Lust haben, gern übernehmen. Es fragt sich aber, ob ein nennenswerther Vortheil bei der Sache erzielt wird. In erster Reihe steht mir da die Bemerkung, dass die Schüler die Sache mit Lust und Liebe ergriffen haben und sich recht wacker dazu herangedrängt, und zwar Schüler verschiedenen Alters. Man könnte sagen, dass dies der blosse Reiz der Neuheit gewesen ist; allein es ist überhaupt eine Sache, welche dem Knabenalter und angehenden Jünglingsalter anmuthet, die Beschäftigung mit solchen taktischen Uebungen, mit Waffen und überhaupt mit der kriegerischen Seite des Lebens. Es muthet das alle Leute an, die noch wesentlich begriffen sind in der körperlichen Ausbildung, und ich glaube, wir als Pädagogen haben diesen zu natürlichen Zug nicht zurückzuweisen. Auf der andern Seite war es doch mit einiger Mühe verknüpft: die Leute mussten pariren, sie mussten pünktlich erscheinen, sie wurden nicht bloss mit freundlichen Ueberredungen behandelt. Also hatte die Sache nicht bloss ihre lustige Seite, nicht bloss die eigentliche spielhafte Seite, sondern sie hatte auch ihre Anstrengung für Körper und Geist. So glaube ich also wirklich sagen zu können, die Sache muthet dem Knabenalter an. Der Knabe selbst hält sie für eine ihm entsprechende Thätigkeit, und das ist meiner Ansicht nach schon viel. Wenn dieses auch noch nicht Alles ist, so wäre es eigentlich schon genug, um wenigstens unter die Knabenspiele etwas Derartiges einzuführen, wenn man nicht einen wesentlichen Schaden diesem Vortheil gegenüberstellen könnte. Ich glaube aber, dass auch noch andere pädagogische Vortheile mit der Ausführung dieser Uebungen verknüpft sind. Ich glaube doch, dass man sagen darf, dass eine grosse Vertrautheit mit einer sehr bedeutsamen Seite des classischen Alterthums, eine grosse Vertrautheit insbesondere mit dem hellenischen Wesen in einer nicht unbedeutenden Seite desselben, nämlich mit der körperlichen Tüchtigkeit und kriegerischen Fähigkeit, dadurch erzielt wird.

Da muss ich zunächst eine Bemerkung machen für diejenigen Herren, welche sich mit den Studien in der Richtung nicht gerade genauer beschäftigt haben, eine Bemerkung über das Wesen unserer Uebungen in materieller Beziehung, und dann in Bezug auf die Sprache und auf das Commando. Ich muss hier für diese Herren sagen, dass darin nichts Willkürliches ist, wenigstens nicht mehr Willkürliches, als uns fast auf allen Punkten der Reproduction des classischen Alterthums entgegentritt. Mit grosser Gewissenhaftigkeit sind diese παραγγέλματα, diese

Uebungen selbst aus den Quellen zusammengestellt. Ich gehe nicht auf diese Quellen weiter ein; es genügt zu sagen, dass bei Arrian und Aelian diese Sachen sich genau zusammenfinden, wie man das aus dem betreffenden Passus in der Geschichte des hellenischen Kriegswesens von Rüstow und Köchly leicht ersehen kann. Also haben wir hier nichts Willkürliches erfunden und hineingetragen in das classische Alterthum, sondern wir haben, was uns überliefert ist, daraus in die neue Zeit herübergenommen. Es fragt sich nun aber, ob die Vertrautheit gerade mit den Exercitien des classischen Alterthums das ist, was wir der Jugend wünschen, ob das eine wesentliche Seite ist in der Erziehung, der classischen Bildung der Jugend, ob wir es nicht bloss zu thun haben mit dem Lesen der Schriftsteller.

Nun ich glaube allerdings, dass das Letztere die Hauptsache ist; aber doch hat auch dieser Gegenstand, den wir jetzt behandeln, einen selbständigen Werth.

Was zunächst das Materielle in diesen Uebungen betrifft, diese Wendungen, diese Schwenkungen, diese verschiedenen Marschtritte und dergleichen, so ist das allerdings nichts Neues. Alle diese Dinge sind in unserer Zeit auch vorhanden, sie werden heutzutage ausgeführt von unserm Militär und in mannichfaltigerer Weise auf unsern Turnplätzen. Es wird daher materiell nichts gewonnen; aber es wird das gewonnen, dass die Jugend sich eine lebhaftere Vorstellung macht von der Art, wie die Alten marschirt, in den Kampf gegangen und die Schlachten geschlagen haben, vor allem, dass sie nach bestimmten Exercitien und nicht wie fahrende Ritter in den Kampf gezogen sind — und das hat seine ethische Bedeutung. Vor allem wird aber eine viel lebhaftere Erregung der Phantasie der Knaben erzielt; sie verschaffen sich dadurch ein wirkliches Bild von dem, was sie bei den Schriftstellern gelesen, und sie bekommen ein viel lebhafteres Bild von dem, was ihnen im Geschichtsunterrichte mitgetheilt wird. Mir selbst ist es so gegangen. Als ich sie selbst so vor meinen Augen entstehen, sie ausführen sah, so wurden die Bilder in mir lebendiger. Ich habe die Sache weiter verfolgt, ich habe mir sie näher angesehen, und mit der wenigen Mühe, die ich bis jetzt darauf verwandt habe, habe ich Manches, ich könnte sagen Bedeutendes gewonnen. Ich will davon gar nicht sprechen, dass durch sie auch eine gewisse Vertrautheit mit einem Gebiet der griechischen Sprache bezweckt und erzielt wird, die dann auch wieder auf die Vertrautheit mit der griechischen Sprache sonst einen Einfluss übt. Es ist immerhin eine andere Sache, wenn man eine Sprache praktisch anwendet, als wenn man sie bloss in der Schule lernt. Davon will ich aber absehen; doch habe ich bemerkt, dass diese Seite einigen Einfluss übt.

Ich will mich nicht weiter über die Bedeutung dieser Uebungen ausdehnen, sondern nur andeuten, in welcher Weise ich sie ausgeführt denke. Ich denke das so: Auf dem Turnplatze werden diese Schwenkungen, diese Uebungen gemacht. Es ist ein einfaches und zugleich zufälliges und natürliches Zusammentreffen, dass alle diese Uebungen, welche man aus sich selbst heraus bei uns eingeführt, schon bei der Taktik der Alten sich finden. Sie haben auf den Turnplätzen eben auch manövrirt mit den Körpern der jungen Leute. Diese Uebungen werden vorgenommen; es ist dann leicht, das griechische Commando dabei zu verwenden und die Eigenthümlichkeit der griechischen Taktik daran anzuknüpfen. Es wird sich dann auch als leicht herausstellen, dass die Manöver einer einfachen Schlacht, wie der Schlacht bei den Thermopylen oder der bei Cunaxa, ausgeführt werden; solche Ausführungen wird man dann einfügen in das Schlussturnen bei den Lyceen, und es giebt das eine angenehme Vermehrung dieser festlichen Darstellungen. Was das Gebiet der griechischen Taktik selbst betrifft, welches ich vorschlagen würde als das, auf welches man sich zu beschränken haben würde, so

wäre es diejenge Art der Taktik, wie sie nach der Vertreibung der Perser allgemein üblich wurde, wo eine taktische Einheit gebildet wurde von dem λόχος, wo man diesen weiter eintheilte in Pentecostyen und Enomotien, und man würde dann das Commando selbst — ohne ängstliche Rücksicht auf die Zeit —, wie es uns eben von den Militärschriftstellern überliefert ist, acceptiren! Auf die kriegsgeschichtliche Entwickelung, auf die späteren zusammengesetzten makedonischen tactischen Verhältnisse würden wir uns weiter nicht einlassen, sondern auf jene einfachen uns beschränken, wie sie bei solchen kriegerischen Evolutionen immer geblieben sind. Das wäre die Art der Ausführung, wie ich sie Ihnen vorschlagen würde. Wie gesagt, lässt sich dies durchführen mit nicht grossem Aufwand an Zeit und Mühe. Um also das Ergebniss meiner Ausführung zusammenzufassen, so glaube ich einmal, dass diese Uebungen eine dem Jugendalter entsprechende Beschäftigung bieten, dass man der Jugend damit eine Freude machen wird; weiter, dass eine grössere Vertrautheit mit einer wichtigen Seite des classischen Alterthums dadurch erzielt wird; dass endlich auch die Lectüre der Schriftsteller an Farbe, an Frische im Gemüth des Knaben und Lebendigkeit des Eindrucks gewinnen wird. Ich möchte Ihnen daher die Einführung dieser Uebungen beim Turnen in unseren Schulen empfohlen haben.

Präsident: Nachdem Herr Prof. v. Langsdorff seine Thesen nach allen Seiten begründet und seine Vorschläge darüber vorgelegt hat, frage ich, ob Jemand das Wort ergreift, um entweder zu unterstützen oder dagegen zu sprechen.

Dir. Jäger von Cöln: Meine Herren! In unserem Turnwesen in Deutschland sehe ich zwei Strömungen sich auseinander zu setzen im Begriff, ich sehe ein Moment der Freiheit und ein Moment des Zwanges oder, wenn dieser Ausdruck zu hart sein sollte, der Schuldisciplin. In früheren Zeiten beruhte das Turnen, so viel ich sehe, wesentlich auf der freien Lust und Liebe der Schüler; es organisirte sich der Turnplatz und das Leben auf demselben wesentlich durch die Schüler selbst. Jetzt ist das Turnen zum Lehrgegenstand und mehr und mehr zur Lehrstunde geworden mit allen Consequenzen, die sich daran anschliessen. Ich meinerseits glaube allerdings, dass in den letzteren eine bedeutende Gefahr liegt; wir laufen Gefahr, das Turnen — wenn der Ausdruck erlaubt ist — das Turnen zu schulmeistern, so dass die Lust der Schüler und die individuelle Neigung wenig zu ihrem Rechte kommt. Der Vorschlag, der uns so eben in dankenswerther Weise vorgelegt und begründet worden ist, hat, fürchte ich, auch seine zwei Seiten. Er kann einmal das eine dieser Momente, das der Freiheit verstärken, oder das andere, das Moment der Schule und des Schulzwangs. Nun, wenn man diese Uebungen als Spiel betrachtet, das die Schüler unter einem geistvollen und begeisterten Lehrer ausüben, wenn man dies Moment betont, wenn der Gedanke, der uns so eben entwickelt worden ist, nur die Anregung sein soll, dass auch andere Lehrer in derselben Weise sie in die Hand nehmen und auf unsern Turnplätzen einführen, so, glaube ich, wird nichts dagegen zu sagen sein, und es wird dann diese Uebung alles Gute mehr oder weniger mit sich führen, was Herr von Langsdorff uns in Aussicht gestellt hat. Wenn dagegen durch seine Vorschläge das gemeint war, dass man sozusagen officiell bestrebt sein soll, diesen Uebungen einen Platz in dem System und der Methode unseres Turnunterrichts einzuräumen, würde ich nicht damit einverstanden sein können. Was unter der Leitung des Hrn. v. Langsdorff und anderer Lehrer, welche begeistert für die Sache sind, ein höchst anregendes und für die Jugend erfreuliches Spiel ist, das würde, wenn irgend eine solche officielle Einführung stattfände, zur unerträglichen Pedanterie. Vielleicht hat Herr v. L. uns darüber etwas zu sagen, wie diese Idee, wie wir sie gestern

ausgeführt gesehen haben, sich verhält zu den neuesten Turnmethoden, z. B. der des Prof. Jäger in Stuttgart.

v. Langsdorff: Meine Herren! Ich habe gesucht, gerade bei meinem Vortrage dies Moment hervorzuheben, dass ich nicht etwa will die griechische Stunde verlegt wissen auf den Turnplatz; ich habe hervorgehoben, dass ich ein grosses Gewicht darauf lege, dass die Schüler diese Uebungen mit Freuden treiben, dass diese eine ihrer Neigung angemessene Beschäftigung mir zu sein scheinen. Ich verkenne durchaus nicht, sondern ich stimme ganz mit meinem Vorredner darin überein, dass eine grosse Gefahr für das Turnleben darin liegt, wenn man es allzusehr in ein System hineindrängt. Ich habe dann weiter und zwar theilweise aus diesem Gesichtspunkt, wie auch noch aus andern, nicht den Antrag gestellt, man solle diese Dinge officiell in den Schulen einführen, sondern ich habe bloss die Einführung empfohlen den Leuten, die Gefallen daran finden, und habe eben gesucht, dies Gefallen durch meine Ausführung zu erregen oder zu vermehren. Und ich habe dann, glaube ich, in der Art, wie ich die Ausführung skizzirt, gerade das hervorgehoben, dass ich nicht will eine neue Disciplin hineingetragen haben in das Turnwesen, dass ich damit wesentlich meine, eine neue Anregung des Interesses für das Vorhandene zu geben dadurch, dass man der Jugend eine mannichfaltige Anwendung der Turnübungen zeigt, dass man ihnen zeigt, dass die Helden der Alten, dass die Kriegerschaaren, welche Millionen von Feinden getrotzt haben, diese Uebungen auch gemacht haben, dass sich diese Uebungen anwenden lassen auf die Schlachten, die die Alten geschlagen haben. Ich habe gerade absichtlich betont oder wenigstens die Absicht gehabt zu betonen, dass ich das, was Herr Jäger ebenfalls tadelt, nicht will. Auf die zweite Frage kann ich nicht antworten, weil ich der Entwickelung des Turnwesens nicht weiter gefolgt bin.

Präsident: Nach dem, was Herr v. L. gesagt hat, scheint mir die Sache so zu liegen: Es wurde die Frage angeregt — die von uns aber nicht beabsichtigt war —: sollen die Turnübungen facultativ oder obligatorisch sein? Die Frage nun war die: Sollen solche taktische Uebungen mit den Turnübungen verbunden werden? Diese zerlegt sich in die weiteren Fragen: Sollen sie als Gegenstand, der ganz und gar ordnungsmässig betrieben wird, wie die anderen Turnübungen eingeführt werden? oder sollen sie Freiwilligen aus den Turnschülern überlassen werden? Das Letztere scheint mir die Ansicht des Herrn v. L. zu sein und zugleich der Rath, den der Herr Vorredner gegeben hat. In diesem Falle würde ich an die Versammlung die Frage richten, ob sie damit einverstanden sei, dass es wünschenswerth sei, solche freiwillige Uebungen mit den Turnübungen zu verbinden, und da, scheint es mir, wird die Versammlung einverstanden sein, dass es wünschenswerth ist.

Dir. Jäger: Ich wollte bloss sagen: ich gehe von dem Gedanken aus, dass das Turnen obligatorisch sei; aber innerhalb dieser obligatorischen Beschäftigung ist dem Moment der Freiheit ein weiter Spielraum gegönnt. Wenn ich als Lehrer das Turnen in meiner Hand habe, kann ich es doch so einrichten, dass ich nach einer strengen Methode turnen lasse oder nach irgend einem System, dem Spiess'schen oder Jäger'schen, oder so, dass ich in der alten Weise die Schüler, die ich beim Turnen unter mir habe, sich selbst organisiren lasse nach dem Vorturnersystem und so fort. Nun bin ich über den Vorschlag des Hrn. v. L. vollständig beruhigt, ich wollte bloss dies Moment hervorheben: es möchte nicht aus diesem an sich sehr beherzigenswerthen und annehmbaren, schönen Vorschlag eine neue Einführung in unser Turnwesen kommen, während ich der Meinung bin, dass hier schon viel zu

viel von oben herab eingeführt ist, und ich der Ansicht bin, dass man viel zu wenig den Turnplatz sich selber gestalten lässt. Mit dem Sinn, welchen Herr v. L. entwickelt hat, dass diese Uebung von einem begeisterten Lehrer ausgehen müsse, eine Art von Turnspiel, dem freilich wie Spielen überhaupt die ernsten Momente nicht fehlen, und dass sie, wo ein solcher sich findet, eingeführt wird, bin ich vollkommen einverstanden.

Genz (Rector aus München): Ich stimme den ausgesprochenen Ansichten der beiden Vorredner im Wesentlichen durchaus bei. Ich betone vorzüglich das Moment der Freiwilligkeit, dass der Turnlehrer nicht gezwungen werde, gerade das und das zu treiben, dass die Schüler nicht gezwungen werden, gerade das und das zu treiben; sondern dass bloss ihre Lust gereizt wird von dem Lehrer, diese Uebungen zu versuchen. Unter dieser Voraussetzung der Freiheit von beiden Seiten — des Lehrers und des turnenden Körpers — möchte ich noch etwas weiter gehen als Hr. v. L. nach dem Ausspruche der Thesen. Ich möchte es für wünschenswerth halten, dass nicht bloss die griechisch-makedonische Taktik auf diese Weise veranschaulicht werde, sondern dass wo möglich noch etwas weiter gegangen werde, dass auch die römische Taktik, die römische Schlachtordnung dargestellt werde, und wenn die Zeit vorhanden ist, sogar die eine oder die andere durch ihre Entwickelung interessante Schlacht, deren Beschreibung in einem römischen oder griechischen Schriftsteller enthalten ist, dem Schüler vorgeführt wird. Ich weiss nicht, ob der Herr Antragsteller zustimmen wird. Unter der Bedingung der Freiwilligkeit würde diese Uebung jedenfalls ungefährlich sein, wenn sie zu den gewöhnlichen statarischen Uebungen hinzugenommen würde.

Stoy (Prof. aus Jena): Es ist mit Freuden von mir wahrgenommen worden, dass auch in dieser Versammlung die Richtung sich zeigt, die Schule mit dem Leben mehr und mehr in Verbindung zu bringen, eine Erscheinung, welche sonst in den früheren Philologenversammlungen nicht vorgekommen ist. Aber sowie in Meissen über die Schulfeste, Turnfahrten und dergleichen lange und eingehende Verhandlungen gepflogen worden sind, so ist auch diese jetzige recht eigentlich in diesem Sinne von mir willkommen geheissen. Ich möchte darauf hinweisen, erstens, dass diese Art, die Lectüre mit dem Leben in Verbindung zu bringen, auch schon ihre Vorbilder gehabt hat in einer grossen pädagogischen Zeit. Der ehrwürdige Rector von Goldberg, Trotzendorf, von dem Melanchthon sagt: er ist geboren zum Schulmann, wie Scipio Africanus zum Feldherrn, ist schon ein solches Vorbild, wie er antike Verhältnisse in die Lebensverhältnisse seiner Schüler eingeführt hat, was er auch in den Spielen und Unterhaltungen seiner Schüler wiederklingen liess. Es stimmt auch mit dem, was unsere Führer der Armeen thun, — (Heiterkeit) — recht eigentlich zusammen, namentlich das Letztere, welches der Antragsteller vorgeführt hat, das Ausführen von einzelnen Schlachten. So gut wie Napoleon die Schlacht von Jena in den Ebenen von Châlons aufführen lässt und dadurch recht eigentlich neues Interesse der Armee giebt, so würden auch unsere Schüler, indem sie ganz bestimmte Schlachten nachbilden, einen Gewinn haben. Ich möchte daran den Wunsch, respective den Antrag knüpfen: Die Versammlung spricht den Wunsch aus, dass auf der nächsten Philologenversammlung respective der pädagogischen Section diejenigen Herren, welche Interesse daran gefunden, dass die ersucht werden, zum nächsten Mal Bericht zu erstatten, auf dass wir von einer zur andern Versammlung den Faden fortspinnen und an diese Versammlungen, soweit es möglich ist, ein wirkliches Resultat sich knüpfe.

Prof. Rehdantz: An das Gesagte anknüpfend von Verbindung der Schule mit dem Leben, so halte ich das allerdings für einen wichtigen Punkt. Wir sind ja einverstanden, die Forderungen

sind sehr mässig und sehr leicht zu erfüllen, und da wir im Grossen und Ganzen nur Kriegsschriftsteller lesen bis Prima hin, so springt ja in die Augen der Vortheil der unmittelbaren Anschauung. Für die Sprache ist von unbezahlbarem Werthe die Kenntniss technischer Ausdrücke. Denn allein dadurch werden wir in das wirkliche Leben eindringen, und der Punkt, der Vorwurf, der so oft der classischen Bildung gemacht wird, dass wir so ganz ausserhalb des Lebens stehen, wird dann beseitigt werden, wenn die Eltern ihre eigenen Kinder gleichsam in griechischem Pallium oder römischer Toga erscheinen sehen. Es ist gerade nicht viel, eine solche Verbindung, es ist eben eine solche δόξα, und die regiert einmal die Welt. Es werden dann entschieden die Eltern glauben, dass wir auch für das Leben zu wirken im Stande sind. Das war es, was ich noch zu bemerken hatte.

Prof. Kraut aus Heilbronn: Ich bin der Meinung, dass die zwei Wünsche, in welchen die ganze Versammlung einverstanden zu sein scheint, nach meiner festen Ueberzeugung unvereinbar sind. Erstens besteht nämlich, angeregt von Hrn. Dir. Jäger, der Wunsch, dass das Element der Freiheit, welches bisher in unserm Turnen geherrscht haben soll, nicht beschränkt werden soll, und von der andern Seite wird geltend gemacht, dass es schön wäre, wenn unbeschadet der Freiheit, was verlangt wird, eingeführt werde. Dies zu vereinigen ist nach meiner Ueberzeugung unmöglich. Wir werden in der Lage sein, mit unsern vorgerückteren Schülern der humanistischen Anstalten dasjenige zu leisten, was Herr v. L. verlangt hat, nämlich eine Darstellung der Taktik der alten Griechen und Römer, aber nur dann, wenn das Element der Freiheit nicht schief aufgefasst und nicht zu weit getrieben wird, d. h. wenn man sich nicht scheut, mit unsern Jungen vom 11. Jahre an obligatorische Uebungen dieser Art zu betreiben, damit sie vom 14. bis 18. Jahre solche Uebungen machen können. Herr Prof. v. L. hat uns angedeutet, welche grosse Schwierigkeiten es hat, eine gewandte und körperlich tüchtige jugendliche Schaar einzuüben. Nun denke man sich aber: das soll überall durchgeführt werden! Es ist nicht möglich, wenn unsere Schüler nicht von früh an ordentlich in die Grundübungen, in die Ausführung der Stellungen, Schwenkungen u. s. w. eingeführt werden. Wir kommen bei unserer Frage, wenn wir sie gründlich beurtheilen wollen, darauf hinaus, zu fragen, welche Richtung die grosse Bewegung, in welche unser gegenwärtiges Turnwesen in Deutschland überhaupt gerathen ist, nehmen wird. Wir sind nicht in der Lage, die heutige Frage zu lösen, ohne dass wir wissen, ob es Anklang findet in Deutschland, dass das Turnen mehr nach dem Begriff der Disciplin gebildet werde, oder ob es in der Richtung des alten freien Turnens bleiben soll.

Präsident: Es scheint mir, dass wir von der Frage etwas abgekommen sind und dass wir so uns nach links und rechts ins Unendliche bewegen würden. Ich glaube, die Frage liegt einfach so: Soll ein Versuch gemacht werden, in engerer oder weiterer Weise solche Uebungen in das Turnen aufzunehmen, und wenn dies geschieht, sollen bei der nächsten Versammlung Erfahrungen darüber mitgetheilt werden? Das scheint mir überhaupt der richtige Weg, denn in allen solchen Dingen muss man Erfahrungen haben.

Dr. Wassmannsdorf: Gestatten Sie mir einige Worte hinzuzufügen: in Bezug auf den Gegenstand nur eine kurze Empfehlung, in Bezug auf die angeregte Turnfrage vielleicht eine etwas weitere Ausführung. Seit längeren Jahren leite ich den Turnunterricht in Heidelberg, und es scheint mir aus den verschiedenen Aeusserungen, die ich heute gehört, hervorzugehen, dass mehrere Herren eigentlich nicht *au fait* sind über den Stand des Turnwesens in Deutschland, über den Stand, den das Turnwesen errungen und eingenommen hat. Es besteht, was die Herren vorher

wünschten, schon Alles in Deutschland; wir haben den Zwang in rechter Weise und die Freiheit in rechter Weise. Das Turnen, wie es Spiess ins Leben gerufen hat, ist ein solches, wie es dem jugendlichen Leben in allen Stufen in der Schule vollständig entspricht. Da findet sich zur rechten Zeit die feste Gebundenheit des Schülers, da finden sich ebenfalls wieder Stunden, wo der Schüler nach alter Jahn'scher Weise sich mit seinen Genossen frei bewegen und spielen kann, und ich darf annehmen, Sie werden mir Glauben schenken, wenn ich sage: Bei der beschriebenen Weise des Spiess'schen Turnens geht der Jugend ihre Freudigkeit nicht verloren. Ich könnte mich auf das Urtheil der Herren Collegen, welche Schüler gewesen sind, berufen; aber glauben Sie mir, als Ehrenmann, als deutscher Mann spreche ich Ihnen meine Ueberzeugung dahin aus: Unser Turnen, wie es jetzt betrieben wird in ordentlicher Hand, nimmt der Jugend weder ihre Freudigkeit, noch lässt es sie verweichlichen und erschlaffen und macht sie zu lodderigen Leuten, zu Jungen, die sich an keine Ordnung gewöhnen können. Das ist leicht zu erreichen, was unsere Thesis eigentlich andeutet. Der eine der Herren Redner scheint mir das vielleicht etwas missverstanden zu haben. Es ist sehr leicht, mit Schülern, denen diese Uebungen schon aus den ordnungsmässigen Uebungen des Turnplatzes bekannt sind, mit vorgerückteren Schülern diese paar Dinge noch hinzuzulernen. Ich beziehe das Lernen hauptsächlich auf die griechischen Befehle und Commandoworte, die παραγγέλματα. Allein es ist nach meiner Ueberzeugung gar nicht mehr die Frage, ob dies möglich ist. Dass dies möglich ist, haben Ihnen gestern schon unsere Kleinen gezeigt. Ich also will meine Worte damit beendigen, dass ich meine vollständige Zustimmung zu der Thesis ausspreche. Es ist sehr leicht, die griechischen Dinge mit dem neueren Turnunterricht zu verbinden, und ich bin auch damit einverstanden, dass man das nur als Wunsch ausspreche.

Präsident: Ich glaube im Interesse der Versammlung zu handeln, wenn ich die Discussion schliesse. (Mehrere Mitglieder verlangen noch das Wort.)

Stimme (Name nicht angegeben): Eine Frage wollte ich mir erlauben. Meine Herren! sind denn aber auch unsere Turnlehrer im Stande, unsere Uebungen in Einklang zu bringen mit den griechischen Uebungen? Ist es nicht nöthig, irgendwie ein Hülfsmittel, ein literarisches Hülfsmittel hinzuzuziehen? Wenn das so ganz und gar leicht ist und sich von selbst macht, so ist meine Frage allerdings erledigt.

v. Langsdorff: Ich will auf die letzte Frage zunächst antworten. Es ist allerdings leicht nach den Vorarbeiten, die man hat. Wir haben Ihnen gestern die beiden Blätter für die τακτικὰ παραγγέλματα in die Hand gegeben, von denen auch den Schülern Exemplare gegeben sind, wonach allerdings innerhalb zweier Stunden das ganze Commando gelernt ist, so dass man nachher alles Wünschenswerthe mit den Schülern anfangen kann. Es ist nun freilich das noch nöthig, dass sich der Turnlehrer jedesmal den Schlachtplan für eine grössere Ausführung genau ansieht, aber auch da ist das Hülfsmittel vorhanden. Es sind diese Dinge in der schon erwähnten Geschichte des hellenischen Kriegswesens mit einer Klarheit zusammengestellt, wie sie nur zu Stande gebracht werden konnte durch das Zusammenwirken eines tüchtigen Philologen und eines tüchtigen Taktikers. Es werden also unsere Turnlehrer in der That zu der Sache befähigt sein, wenn sie nur Lust haben, wie ich das an unserm verehrten Turnlehrer hier erfahren. Es war zufällig, dass ich dieses Commando übernommen habe, nicht Er, weil es einmal so von Anfang an bestimmt war; sonst würde es nicht geschehen sein. Dann noch kurz eine Bemerkung, die mich persönlich zu treffen schien. Ich kenne das heutige Turnwesen aus eigener Anschauung,

ich kenne die verschiedenen Richtungen genau, aber nur nicht die Literatur. Im Uebrigen stimmt das, was die Mehrheit der Sprecher gesagt hat, mit meinen Ansichten vollkommen überein. Es hat mich dann gefreut, dass man noch einen Schritt weiter gehen will. Was speciell die römische Taktik betrifft, so hat die ihre besonderen Schwierigkeiten darin, dass sie wegen Mangels an philologischer Erforschung noch sehr im Unklaren ist. Ueberhaupt glaube ich aber, dass man gut thut, einstweilen bescheiden anzufangen.

(Dringende Rufe nach Schluss. Unter grosser Unruhe erhebt sich und spricht)

Dr. Wassmannsdorf: Ich möchte mir noch eine kurze Bemerkung erlauben. Ich hatte nichts Persönliches gegen den Hrn. v. L. sagen wollen, ich wollte nur eben bemerken dem Hrn. Director aus Cöln gegenüber, dass wir das, was an dem Jahn'schen Turnen berechtigt ist, eben auch noch jetzt erhalten haben und festzuhalten fortfahren. Wir haben also eine besondere Stunde, eine volle Zeitstunde in der Woche für das Freiturnen, und wenn die Lehrkräfte grösser sind an einer Anstalt, so wie z. B. in Dresden, so kann man zwei solcher Stunden nehmen, die man der Jugend vollständig zu ihrer Beschäftigung frei giebt. Aber während der Turnstunde verfahren wir gerade wie ein tüchtiger Lehrer beim wissenschaftlichen Unterricht: ohne Zwang, aber mit der nöthigen Ordnung. Dann erlaube ich mir hinzuzufügen, dass ich selbst daran bin, für die Turnlehrer eine kleine Einführung in diese taktischen Uebungen anzufertigen mit Angabe der Quellen unter dem Texte: ein oder anderthalb Bogen wird es nur stark sein.

(Erneute Unruhe in der Versammlung.)

Dir. Jäger: Ich wollte nur sagen, dass es mir nicht einfallen konnte, gegen das Spiess'sche Turnen etwas zu sagen. Ich habe bloss constatiren wollen, dass diese zwei Strömungen in unserm Turnwesen sind, und dann muss ich mich gegen das Missverständniss verwahren, als ginge die Freiheit so weit, dass auf dem Turnplatze selbst irgend ein Schüler sagen könnte: „Da mache ich nicht mit."

Präsident: Nachdem die Versammlung den Schluss beliebt, stelle ich die Frage: Ist die Versammlung damit einverstanden, dass taktische Uebungen und zwar zunächst aus der griechisch-makedonischen Elementartaktik, als weitere freiwillige Uebungen in den Turnunterricht mit aufgenommen werden? und zugleich: Ist es wünschenswerth und soll für die nächste pädagogische Section der Wunsch ausgesprochen werden, dass die in der Zwischenzeit gesammelten Erfahrungen derselben mitgetheilt werden, um die Frage weiter zu discutiren? Also bitte ich die Versammlung, durch Erheben der Hände zu bezeugen, ob sie mit diesem Wunsche, welcher in das Protokoll aufgenommen werden soll, einverstanden ist.

(Geschieht.)

Eine entschiedene Majorität. Somit können wir zur nächsten These übergehen.

Prof. v. Langsdorff übernimmt wieder das Präsidium.

Prof. Köchly (eintretend): Ich komme eben, um der geehrten Versammlung anzuzeigen, dass die Jugendwehr schon auf dem Paradeplatze aufmarschirt ist und sogleich ihre Uebungen beginnen wird, und da wir voraussetzen, dass die Herren Pädagogen sich auch für diesen Theil des Jugendunterrichts interessiren, so nehme ich mir die Freiheit, Sie davon zu benachrichtigen.

Präsident: Ich stelle den Antrag, dass wir für heute unsere Sitzung schliessen und wir werden dann morgen, da für heute doch keine Zeit mehr sein wird, mit der These beginnen, die heute noch übrig geblieben ist. Ist die Versammlung damit einverstanden? (Rufe: Ja! Ja! Schluss!)

Prof. Piper erhebt sich, um wenigstens die Vorlesung seiner Thesen, die noch nicht gedruckt sind, durchzusetzen, steht aber bei dem dringenden Verlangen der Versammlung davon ab und begnügt sich, sie zum Drucken zu übergeben.

Schluss der Sitzung $10^1/_4$ Uhr.

Freitag, den 29. September 1865.

Erste Verhandlung.

Präsident: Wir wollen unsere Sitzung beginnen. Die Herren, die ihre Namen noch nicht in die Präsenzliste eingetragen haben, mögen dies thun.

Wir sind heute in unserer Zeit sehr beschränkt; um $^3/_4$11 Uhr müssen wir unsere Sitzung schliessen, weil dann die allgemeine Sitzung beginnt. Wir haben noch zwei sehr wichtige Gegenstände auf der heutigen Tagesordnung, nämlich die Frage über das Obligatorische des Unterrichts in der alten Geschichte in der Prima resp. Sexta, das heisst immer: in der obersten Classe, welche Herr Director Peter vertheidigen wird, und dann die bekannte These des Herrn Professor Piper über die Einführung monumentaler Studien in den Gymnasialunterricht. Noch habe ich den Auftrag, diejenigen Herren, welche sich an der Fahrt nach Neckarsteinach betheiligen wollen, darauf aufmerksam zu machen, dass sie ihre Karte im Büreau abholen mögen.

Nun wollen wir in die Tagesordnung eintreten, und ich ersuche Herrn Director Peter, uns seinen Vortrag zu halten.

Dir. Peter: Ich muss mir zunächst erlauben, zu bemerken, hochverehrte Herren, um eingetretnen Erwartungen zu begegnen, dass ich nicht die Absicht habe, einen Vortrag zu halten, wie im Tageblatte steht, sondern nur eine These mit einigen kurzen erläuternden Bemerkungen aufzustellen. Diese lautet einfach: Die alte Geschichte ein Gegenstand des Geschichtsunterrichts in Prima.

Nun muss ich ferner im Voraus bemerken: es ist nicht meine Absicht, die mittlere und neuere Geschichte zu verdrängen oder auch nur herabzusetzen; es ist auch ferner nicht meine Absicht, dass in Prima nur alte Geschichte gelehrt werden soll; weder das Eine noch das Andere, sondern ich will nur das vertheidigen, was die These besagt, dass der Geschichtsunterricht in der alten Geschichte in der Prima nicht ausgeschlossen werden soll. Mir ist gestern gesagt worden, dass diese These wohl wenig Widerspruch erfahren werde; es könnte mir dies in einer Beziehung ausserordentlich angenehm und willkommen sein; indess glaube ich darauf aufmerksam machen zu müssen, dass auf einem grossen, vielleicht dem grössten Theile der deutschen Gymnasien die alte Geschichte in Prima thatsächlich ausgeschlossen ist. Also ganz unzeitgemäss dürfte die These nicht sein. Nun muss ich noch einen allgemeinen Satz vorausschicken, den ich bedarf: ich habe nämlich die seit mehreren Jahrzehnten gehegte Ansicht, die sich bei mir immer mehr befestigt hat, dass es beim Geschichtsunterricht nicht auf ein grösseres oder geringeres Mass von Vollständigkeit, auch nicht auf Gleichmässigkeit der Behandlung ankommt, wohl aber und ganz hauptsächlich darauf, dass das Interesse, die

Liebe für die Geschichte erweckt wird und dass das historische Urtheil, ich möchte sagen, der historische Sinn, der auch wieder ein Sinn für sich ist, ausgebildet wird. Erlauben Sie mir nur zweierlei anzuführen zur Begründung dieser These. Nämlich eben dieser letzterwähnte Zweck, die Begründung historischen Interesses, die Erweckung der Liebe zur Geschichte und die Ausbildung des historischen Sinnes lässt sich nach meiner Ansicht nur bei der alten Geschichte erreichen und nur in der Prima. Erstens deswegen, weil nur die alte Geschichte von der Art ist, dass der Unterricht darin in Beziehung gesetzt werden kann zu den Quellen. Das ist ein sehr wesentlicher Punkt. Es kommt den Schülern schon insofern mittelbar zu Gute, als der Lehrer die Quellen lesen kann und gewiss immer lesen wird, verhältnissmässig vollständig lesen wird, was nicht ohne eine bedeutende Rückwirkung auf die Lebendigkeit und die Wärme des Unterrichts bleiben kann. Aber auch unmittelbar können die Schüler Gewinn ziehen von einer Beziehung auf die Quellen. Es ist schon von Werth für die Schüler, wenn man sagen kann: das und das ist behandelt von Herodot, von Thucydides, von Sallust; von grösserem Werthe ist es aber, dass man ihnen Stellen von tieferem Inhalte, der für die Beurtheilung von Thatsachen von Interesse ist, dass man die ihnen mittheilen kann. Ich sehe aber auch nicht ein, was im Wege stehen sollte, dass man die Schüler veranlasst, einzelne Partien aus den Quellen selbst zu studieren. Warum können sie nicht kleinere Abschnitte aus Herodot lesen, manches haben sie ja schon gelesen, z. B. Sallust, Cäsar. Ich brauche nicht erst auseinanderzusetzen, dass ein eigentliches Urtheil, ein vollständiges Wissen auf dem Gebiete der Geschichte unmöglich ist ohne Studium der Quellen. Erst dadurch schlägt unsere Kenntniss Wurzel und gewinnt Boden, um daraus fruchtbare reiche Nahrung zu ziehen.

Das Zweite, wodurch ich meine Ansicht hauptsächlich begründen möchte, ist dies. Nur die alte Geschichte ist so einfach nach allen Richtungen hin, dass der Schüler in eine eingehende gründliche Kenntniss derselben eingeführt werden kann. Ich sage: in allen Beziehungen ist sie so einfach. Die Kräfte, die in der alten Geschichte wirken, sind von Jedermann zu erkennen, liegen auch nach der Beschaffenheit der alten Geschichte selbst ganz offen und klar vor. Ferner nehmen Sie die Kriegsgeschichte: wir haben aus dem Alterthum eine Reihe von Schlachtbeschreibungen, die sich Jeder, auch der Primaner auf der Schule, vollkommen klar machen kann. Ich frage auf der andern Seite, ob es eine Schlacht aus der neueren Geschichte giebt, ich meine die von Napoleon I. an, die ein Laie sich vollkommen klar machen kann? Ich brauche gar nicht daran zu erinnern, dass auch die inneren Vorgänge bei den Alten hinaustreten in das Leben, die Volksversammlungen, die Senatssitzungen, die Verhandlungen auf dem Forum zu Rom, ebenso verhältnissmässig in Athen. Es kommt aber noch Eins hinzu, zu dessen Bezeichnung ich freilich den beinah in Verruf gekommenen Ausdruck „Idee" gebrauchen möchte, der aber einmal von Humboldt dafür eingeführt ist.

Keine Geschichte bietet den Vortheil, dass sie uns ein Ganzes, ein in sich abgeschlossenes Ganzes vor Augen führt, wie die griechische und römische, also die Geschichte eines Volkes oder Volksstammes, der sich von seinen niederen Anfängen zu einer Höhe, wenn auch sehr verschiedenen Höhe erhebt; weiter auch den Verfall derselben Völker, der — und auch dies ist ein Punkt, der für unsere Jugend von grösster Wichtigkeit ist — der hauptsächlich immer eintritt in Folge der Entsittlichung des Volkes.

Ich werde ausserdem vielleicht Veranlassung bekommen, im Laufe der Debatte dies oder jenes noch nachzutragen; ich möchte nur das Eine zum Schlusse noch hinzufügen: ich glaube nicht, dass wir sagen dürfen, meine verehrten Herren, dass das Gymnasium bis jetzt seine

Schüler hinreichend ausgestattet hat mit dem, was ich will, nämlich mit einem lebendigen Interesse für die Geschichte und Ausbildung des historischen Sinnes und des historischen Urtheils. Vielleicht, dass diese Einrichtung ein kleines Scherflein dazu beitragen könnte, dass dies fernerhin in immer höherem Masse der Fall wäre. Es kommt mir sehr darauf an, zu hören, inwieweit die anwesenden Herren mit diesen Ansichten übereinstimmen.

Präsident: Indem ich dem geehrten Vorredner zunächst im Namen der Versammlung danke für seinen ausgezeichneten Vortrag, eröffne ich über diesen Gegenstand die Debatte.

Gymnasialdirector Piderit: Ich bin zwar im Allgemeinen mit den Grundsätzen, welche der geehrte Herr Vorredner entwickelt hat, einverstanden, muss aber in Bezug auf das Princip etwas bemerken, was gewiss vor diese Versammlung gehört. Der Hauptzweck des Geschichtsunterrichts ist auch für unsere Schüler — meiner Ansicht nach — der, die deutsche Gesinnung zu erwecken, und diese Erweckung deutscher Gesinnung möchte ich neben dem Anderen nicht ausser Acht lassen. Wenn wir uns aber in der Prima vorzugsweise mit der alten Geschichte beschäftigen wollen — „ein Hauptgegenstand" sagt der Antragsteller —, so fragt sich, wie weit man die alte Geschichte ausdehnt, ob z. B. die Germania des Tacitus — — —

Dir. Peter (unterbrechend): Die Germania des Tacitus würde ich gewiss mit zur alten Geschichte rechnen.

Dir. Piderit: Dann hat mir der Antragsteller schon einen Einwand weggenommen, dann will ich mich bloss an das Princip halten. In der Prima fehlt doch unsern Schülern sehr häufig die Fähigkeit, in die alten Schriftsteller so einzudringen, dass sie sie von dem Gesichtspunkte des Quellenstudiums vornehmen können. Sie haben so viel Gegenständen nahe zu treten, sie haben mit der Sprache zu ringen, dass man das Quellenstudium eigentlich der Universität zuweisen muss, dass man höchstens dem einen oder andern begabten Schüler rathen kann, zur Unterstützung des Unterrichts solches zu betreiben. Wir dürfen auf unsern Gymnasien nicht die Schriftsteller so behandeln, dass sie der Wissenschaft allein dienen, sondern so, dass für die Universität die Hauptsache noch übrig bleibt und das Gymnasium nur die Grundlage legt. Da kann man leicht in die Gefahr kommen, dass man die Schüler auf einen Standpunkt leitet, der meiner Ansicht nach zu hoch ist, dass man sie dadurch verführen kann, den Inhalt zurückzusetzen.

Ich bin durch die Einwendung vom Hauptgegenstande abgekommen: meine eigentliche Ansicht war die, daran festzuhalten, dass auch in der Prima der Sinn für deutsche Gesinnung erweckt werde; dies kann geschehen durch die Lectüre von Tacitus' Germania und auch durch die Dinge, welche in andern Disciplinen vorkommen. Es wird auch gewiss für die Schüler von grosser Bedeutung sein, wenn sie bei Gelegenheit der deutschen Literaturgeschichte, z. B. des Mittelalters, wo ihnen die glänzendsten und besten Zeiten unseres Volkes und ihre Producte vorgeführt werden müssen, eine Grundlage haben, auf welcher die deutsche Geschichte sich erhebt; denn wir müssen doch davon absehen, dass wir ihnen auf dem Gymnasium ein vollständiges Quellenstudium eröffnen. Die Schüler sind doch meistens receptiv, und productiv sollen sie eigentlich in der Prima noch nicht sein. Es würde sich dies Beides so vereinigen lassen, dass in der Prima die alte Geschichte in einem Jahrescurse getrieben würde und die neue und mittelalterliche auch, so, dass die Hauptsachen daran angeknüpft würden, namentlich auch neben der mittelalterlichen Geschichte die Stärkung und Kräftigung wahrer deutscher Gesinnung in den Seelen unserer Jugend erweckt und erhalten würde.

Dir. Benecke aus Elbing erhebt sich.

Präsident: Herr Dir. Weber hat schon vorher um das Wort gebeten.

Dir. Weber: An dem Vortrage des Herrn Dir. Peter habe ich zuerst auszusetzen, dass mir das Ganze etwas zu fragmentarisch erscheint. Man darf die alte Geschichte nicht so einzeln behandeln, ohne dass man tiefer in die allgemeine Geschichte eingeht. Wir müssen doch erst wissen, wo die übrigen Theile gelehrt werden sollen, ehe wir da zum Abschlusse kommen.

Das Zweite, was ich auszusetzen habe, wäre das Princip, ob wir beim Geschichtsunterricht zunächst bloss die Methode ins Auge zu fassen haben, oder ob wir auch auf den Inhalt und die übrigen Errungenschaften, die aus der Geschichte unserer Jugend geboten werden, eingehen sollen. Zur Bildung der historischen Methode wird sich diese Behandlung allerdings empfehlen, allein ich glaube, dass wir auch eine Kenntniss des modernen Staatslebens bei der Jugend erzielen sollen. Es ist nicht zu leugnen, dass das Alterthum sich vorzugsweise eignet, für den Geschichtsunterricht eine Basis, eine Grundform zu schaffen, weil es ein in sich abgeschlossenes Ganzes bildet; allein die Verhältnisse sind uns doch auch sehr fern liegend; aus der blossen alten Geschichte wird der junge Mann die Gegenwart nicht verstehen lernen. Ich möchte also erst fragen, wie es in den früheren Classen mit dem Geschichtsunterricht gehalten werden soll, wo die deutsche und die neuere Geschichte ihre Behandlung finden soll, und da meine ich, gerade in der obersten Classe sei die rechte Zeit, um an der Hand der neuen Geschichte die Jugend in das moderne Staatsleben einzuführen, ihr die grossen Ideen und Zeitfragen, welche das öffentliche Leben der Gegenwart bewegen, und denen sich Niemand entziehen kann, zum Verständniss zu bringen.

Dir. Peter: Darf ich vielleicht noch ein Wort einschieben?

Präsident: Ja wohl, versteht sich!

Dir. Peter: Ich halte es nämlich für besser, damit ich verhüte, dass die Discussion auf einen Weg geräth, den ich wenigstens für einen Abweg halte, noch einmal mich ganz deutlich dahin zu erklären: mein Vorschlag soll kein Präjudiz enthalten gegen den übrigen Geschichtsunterricht. Der Vorschlag, den der Herr Director Piderit gemacht hat, ist derselbe, den ich vor einem Dritteljahrhundert habe drucken lassen. Ich bin auch mit dem Herrn Director Weber vollkommen einverstanden in den Hauptpunkten; nämlich mir ist ja auch das Verständniss der Gegenwart ein Hauptzweck bei dem ganzen Geschichtsunterricht; also, dass es mir nicht einfällt, auch nur in Prima die neue Geschichte ausschliessen zu wollen, nun das wird kaum noch der Versicherung bedürfen. Ich möchte besonders gerade das constatiren, was alles auch gesagt ist, aber als wäre es gegen mich gerichtet, während es ganz meines Sinnes ist. Der Geschichtsunterricht soll keineswegs auf dem Gymnasium abgeschlossen werden, und je mehr er dringende Nöthigung oder, ich möchte mit Goethe sagen, „Verzahnungen" enthält für die Fortsetzung des Studiums, desto besser; und da bin ich der Meinung, dass diess am besten zu erreichen ist durch die Behandlung der alten Geschichte und nicht durch die Behandlung der mittleren und neueren, die nicht versäumt werden soll, die aber doch in dem Kopf und dem Sinn der Schüler in gewissem Sinne in der Luft schwebt. Ich glaube mich dadurch mit meinen geehrten Vorrednern auseinandergesetzt zu haben.

Dir. Benecke aus Elbing: Ich bin gleichfalls mit dem Herrn Director Peter ganz einverstanden darin, dass der Unterricht in der alten Geschichte in der Prima nicht ausgeschlossen werden darf, einverstanden auch mit der hervorragenden Bedeutung der alten Geschichte für den

Geschichtsunterricht auf Gymnasien, glaube sogar, dass die Verhältnisse des Alterthums nicht, wie bemerkt wurde, der Jugend so entfernt sind, sondern dass sie dem jugendlichen Alter unendlich näher liegen, als die Verhältnisse des Mittelalters und der neueren Zeit; aber damit kann ich mich nicht einverstanden erklären, dass es ein Hauptgegenstand des Geschichtsunterrichts in der Prima werden soll; besonders wegen der Eigenthümlichkeit der alten Geschichte glaube ich, dass der Unterricht sich ganz besonders für die unteren und mittleren Classen eignet. Ich habe seit 25 Jahren den Geschichtsunterricht zu ordnen gehabt und habe mich durch die verschiedensten Vorschläge nicht davon abzugehen veranlasst gefühlt, dass in den beiden unteren Classen die griechische und römische Sage erzählt werde als Propädeutik für den Geschichtsunterricht. Ich habe erfahren, wie unendlich wirksam dies für die Jugend ist, wie es das Interesse, zunächst freilich nur für einzelne Persönlichkeiten, erregt. Die Knaben folgen diesem Unterricht mit der grössten Aufmerksamkeit und eignen sich den Stoff so an, dass er ihnen in Fleisch und Blut übergeht; sie sind nicht bloss im Stande, einzelne Fragen zu beantworten, sondern im Zusammenhange mündlich und schriftlich wieder zu erzählen. Alsdann glaube ich, dass gleichsam in Herodoteischer Weise fortgefahren werden könnte, in Quarta die griechische Geschichte zu lehren — — —

Präsident: Ich glaube den Redner unterbrechen zu dürfen; bei der Kürze der Zeit kommen wir zu weit von unserem Thema ab. Ich glaube, wir dürfen nicht davon reden, sondern nur, wie es mit der alten Geschichte in der Prima gehalten werden soll.

Dir. Benecke: Ich will nur ganz kurz einen Plan des Geschichtsunterrichts Ihnen vorführen: ich habe es so eingerichtet, dass die griechische Geschichte in Quarta und zwar nach den Quellen erzählt wird, die römische in Tertia in einem zweijährigen Cursus; die mittlere für Secunda und die neuere für Prima drei Stunden die Woche. Für die alte Geschichte habe ich dadurch gesorgt, dass eine Stunde wöchentlich theils zur Repetition und Befestigung des früheren Stoffes, anderntheils zur Erweiterung und Vertiefung desselben verwandt werden soll. So bin ich allerdings der Meinung, dass die alte Geschichte immer noch fortgehen muss, dass aber die Hauptsache für die Prima doch die verwickeltere neuere ist.

Dir. Peter: Ich glaube, Herr Collége, Ihre Einwendung trifft mich nicht; ich will die alte Geschichte auch schon einmal, ja sogar zweimal haben, und ich würde den Plan des Geschichtsunterrichts für sehr unvollkommen halten, wenn die Schüler mit der alten Geschichte überhaupt erst in der Prima anfangen sollten; das würde ich sehr verwerfen, sehr verwerfen.

Ich habe aber die Discussion dadurch zu beschränken gesucht, dass ich alle Fragen über die ganze Einrichtung des Lehrplanes auszuschliessen versucht habe. Also wenn Sie mir sagen, Sie verwerfen meine Ansicht, weil die griechische und römische Geschichte schon in Quarta und Tertia gelehrt werden soll, so sage ich: ich gebe Ihnen das zu, dass römische und griechische Geschichte in den mittleren, sogar in den unteren Classen gelehrt werden soll; aber ich leugne, dass dies ein Argument gegen meine Ansicht ist.

Dir. Weber: Ich muss wiederholen, was ich vorher gesagt habe, dass die oberen Classen vorzugsweise für die neuere Geschichte der Platz sind und dass wir auch berücksichtigen müssen, dass für die verschiedenen Lebenskreise eine Vorbildung geschaffen werden soll, dass die Geschichte auf der Universität nicht gerade ein Hauptstudium für unsere Abiturienten sein wird. Nach meiner Ansicht ist das Naturgemässe, dass mit der alten Geschichte begonnen werde, dass aber in der oberen Classe, wo man die Kenntniss der alten Geschichte und auch der mittelalterlichen voraussetzen darf, vorzugsweise die Interessen der neueren Zeit berück-

sichtigt werden müssen, damit auch diejenigen Schüler, die sich anderen Lebensberufen widmen und vielleicht nur spärlich Zeit haben zu weiteren Geschichtsstudien, etwas Festes und Brauchbares in's Leben mitbringen. Für die Methodik ist die alte Geschichte vorzüglich, das weiss Jedermann, aber sie reicht nicht hin, und wenn wir die obersten Classen hauptsächlich mit der Methodik beschäftigen und vorzugsweise immer in die alte Welt führen, so stumpfen wir in ihnen das Interesse ab für die neuere Geschichte, für die Entwickelung der Menschheit, vor Allem für die nationale Entwickelung Deutschlands.

Präsident: Meine Herren, es stehen sich hier allerdings zwei Ansichten — meiner Meinung nach — gegenüber, mehr oder weniger schroff; eine solche, welche mehr Gewicht legt auf die Behandlung der alten Geschichte in den oberen Classen, und eine solche, die mehr die neuere Geschichte in den oberen Classen vertreten wissen will. Ich glaube aber, es sind verschiedene Schulen in's Auge gefasst: die Bürgerschulen, wo der Unterricht wesentlich abschliesst mit der Schule, und die Gymnasien oder Lyceen, wo die Behandlung noch weiter fortgetrieben wird.

Ich glaube, dass wir auf diesem sehr allgemeinen Gebiete nicht sehr weit mehr kommen werden; ich möchte daher bitten, dass man sich mehr an die einzelnen Punkte der Begründung hält.

Prof. Rehdantz: Ich will wirklich nur ein Wort sagen: Ich möchte fragen, ob die alte Geschichte repetendo oder selbständig in der oberen Classe gelehrt werden soll?

Ein anderer Redner: Es ist wirklich hier ein ganz bestimmter Gegensatz vorhanden und es frägt sich, auf welcher Seite Einer steht: pro ara et focis kämpfen wir. Wir sagen: Die alte Geschichte ist Gegenstand der Prima und nicht die neuere; denn die alte Geschichte giebt die Vorbilder, die eigentlichen Typen an in Beziehung auf die Methodik zu jeder Behandlung der Geschichte, was weder die mittlere noch die neuere leisten kann; und dann halte ich es gerade vom Standpunkte der Gymnasien aus vom Uebel, dass die Schüler schon so früh in die Gegenwart und in die politischen Gegensätze eingeführt werden sollen. Es ist vielmehr die Aufgabe der Gymnasien, dies zu vermeiden. Wir kommen nur zu leicht in Gefahr, Gymnasiasten zu erziehen, die immer erfüllt sind mit politischem Raisonnement, und das taugt nicht.

Dir. Jäger aus Cöln: Ich wollte fragen, wie sich der Herr Director Peter das eigentlich denkt in Beziehung auf die Zeit; er hat vorher das Zugeständniss gemacht, dass auch für die oberste Classe des Gymnasiums der Unterricht in der mittleren und neueren Geschichte nicht ausgeschlossen werden soll. Wie würde nun das Zeitverhältniss sich gestalten? Drei Stunden wöchentlich im Allgemeinen für die Geschichte angenommen, wie viel Zeit würde da auf den Unterricht in der mittleren und neueren Geschichte fallen?

Dir. Peter: Ich will möglichst kurz diese Frage zu beantworten suchen; ich schliesse mich theilweise an Herrn Dir. Piderit an. Nämlich nach meiner Ansicht muss in den unteren Classen, ich würde sagen, bis Quarta inclusive, ein propädeutischer Unterricht stattfinden. Dahin gehört, was Herr Director Benecke mit sehr lebhaften Farben ausgestattet hat, Sagengeschichte und dergleichen. Zweitens folgt dann ein Cursus für Tertia und Secunda — ich will einmal sagen, das ist der Unterricht ethnographisch behandelt — in der griechischen und römischen, in der mittleren und neueren, die letzten beiden hauptsächlich mit Berücksichtigung der deutschen Geschichte. Dann soll nach meiner Meinung in einem zweijährigen Cursus der Prima die ganze Geschichte vom weltgeschichtlichen Standpunkte aus nicht repetirt

werden, — dagegen muss ich mich ausdrücklich verwahren, — nicht bloss in einer Stunde die Woche der Stoff oberhalb der Schwelle des Bewusstseins erhalten werden, sondern es soll die ganze Geschichte von einem höheren weltgeschichtlichen Standpunkte aus unter Voraussetzung des Unterrichts auf den früheren Stufen durchgegangen werden. Dann wird sich allerdings auch Gelegenheit geben zur Repetition; damit würde der Zweck, den Sie im Auge haben, auch erreicht werden; nur ist es nicht bloss eine vereinzelt stehende Repetition, wodurch häufig bei den Schülern Nichts weiter bewirkt wird, als Ueberdruss am Gegenstande.

Ich möchte mich nur gegen einen Einwand des Hrn. Dir. Weber vertheidigen, den ich allerdings nicht im Princip zugeben kann. Wir auf den Gymnasien dürfen das nicht thun, dürfen unsern Lehrplan nicht modificiren nach dem Bedürfniss derer, die nicht studiren wollen, die eigentlich nicht zu uns gehören. Nimmt man das an, lässt man das Bedürfniss derer gelten, die aus Prima oder Secunda zu andern Lebensberufen abgehen, ja dann lassen sich allerdings sehr eigenthümliche Folgerungen daraus ableiten. Aber das müssen wir vermeiden. Es schliesst das nicht aus, dass man solchen jungen Leuten so viel Theilnahme und Förderung wie möglich erweist; nur den Lehrplan darf man nicht nach ihnen einrichten.

Dir. Jäger: Nur Weniges! Es ist vorhin der Einwand gemacht worden gegen den Unterricht in der mittleren und neueren Geschichte auf oberen Classen, dass die Schüler nicht zu frühzeitig eingeführt werden sollen in das politische Leben und Treiben der Gegenwart. Ich meinerseits bin für das Vorwiegen des Unterrichts in der mittleren und neueren Geschichte in den oberen Classen, und zwar bestimmt aus dem Grunde, damit die Schüler, die doch von dem politischen Leben in jedem Falle im reiferen Jünglingsalter berührt werden, damit sie in diese politisch und kirchlich bewegte Welt eingeführt werden an der Hand eines verständigen Lehrers, an der Hand der Schule, damit nicht der Wind von irgendwoher unreife Ideen ihnen zuführt.

Es handelt sich beim Unterricht nicht um politische Raisonnements, sondern um eine Geschichts-Erzählung, um eine Erzählung derjenigen Ereignisse und eine Schilderung derjenigen Zustände, auf denen das Leben der Gegenwart nun einmal beruht.

Wird eine solche Erzählung in den oberen Classen gegeben von einem verständigen Lehrer, so ist das jedenfalls besser, als wenn die Schüler die nächste beste Parteischrift lesen und in irgend welchem Sinne von einer politischen oder kirchlichen Partei bearbeitet werden.

Dir. Schäfer: Ich habe um das Wort gebeten in der Mitte der pädagogischen Section mit Rücksicht auf längere Lehr-Erfahrung. Ich habe das Glück gehabt, 16 Jahre hindurch an zwei Lehranstalten den ganzen Geschichtsunterricht von der untersten bis zur ersten Classe in der Hand zu haben. Ich habe in diesen Jahren nur dahin meine Ueberzeugung bilden können, dass in der Prima mit der neueren und neuesten Geschichte abzuschliessen sei, ich habe mich verpflichtet gefühlt, gerade den Schülern, die zur Universität abgehen wollten, dies am meisten zu bieten, weil ich meine, in dem Sinne, wie es von Hrn. Dir. Jäger ausgesprochen ist: es darf das Feuer nicht verwahrt werden vor denen, die nachher in die Nähe des Feuers kommen sollen. Sie müssen warm werden, sie müssen fest werden in dem Urtheil über die Ereignisse, die uns unmittelbar bewegen. Dies scheint mir, wenn die ganze Weltgeschichte in Prima noch zusammengefasst werden soll, nicht in vollem Umfange erreicht werden zu können. Andererseits werden die Herren Collegen mir gerade persönlich zutrauen, dass ich mich als Gymnasiallehrer verpflichtet gefühlt habe, der alten Geschichte nicht zu vergessen. Diese Stunden sind meine besondere Freude gewesen, weil ich da meine Schüler

auf die wissenschaftliche Betrachtung der alten Geschichte hinführen konnte, die in Quarta und in den andern Classen in dem Grade nicht geboten wird. Ich glaubte da aber mit wenigen Stunden ausreichen zu können. Es galt eine Repetition, die sich anschloss an die Ergebnisse des Gymnasial-Unterrichts überhaupt, und darin habe ich mich bemüht mit meinen übrigen Collegen zusammenzuwirken. In diesem Geschichtsunterricht kam eine Blüthe der Gymnasial-Erziehung zu Tage, und nun galt es, gewisse Schlaglichter zu geben. Dazu habe ich einer nicht langen Zeit zu bedürfen geglaubt. Meiner Ueberzeugung nach hat es sich immer bewährt, gerade in der Prima vorzugsweise die neuere Geschichte gründlich durchzunehmen. Ich habe darin meine höchste, meine heiligste Aufgabe gesehen, dass ich meine Schüler zu patriotisch gesinnten Leuten erziehen möchte, dass sie nicht gerade von jedem Winde angeweht und hin und her bewegt würden, wenn sie nach der Universität gehen; deswegen habe ich gerade das bis auf die letzte Schwelle des Gymnasial-Unterrichts gelegt. Ich schliesse mich daher den Herren an, welche die Ansicht vertreten, dass in der Prima gerade auf die neuere Geschichte das Hauptgewicht gelegt werden soll.

Weber: Nach dem, was der Herr Vorredner gesprochen, würde ich auf das Wort verzichten; nur möchte ich mich gegen eine Aeusserung des Hrn. Director Peter verwahren: „ich habe hier als Director einer höheren Bürgerschule gesprochen." Auch in meinen geschichtlichen Lehrbüchern habe ich nicht einen Standpunkt vertreten, der sich denen der anwesenden Herren hier entgegenstellte; nicht auf Solche habe ich mich beziehen wollen, die unmittelbar in das praktische Leben eingehen, das ist eine Sache für sich, sondern ich habe gesagt, dass später sich sehr viele Abiturienten solchen Lebensberufen zuwenden, bei denen das Studium der Geschichte zu kurz kommt: so die Mediciner, so viele Andere, die in die philosophische Facultät eintreten; die Juristen selbst haben nicht Zeit, sich eingehender mit Geschichte zu beschäftigen. Das Zweite, was ich im Auge hatte, war, dass ich die Behandlung, wie ich sie vorgeschlagen habe, für naturgemässer halte. Es versteht sich gleichsam von selbst, dass mit der alten Geschichte begonnen und mit der neueren abgeschlossen werde, und was einmal der Natur der Sache gemäss ist, hat eine grosse Berechtigung. Die Geschichte wird zweimal behandelt werden müssen, aber in verschiedener Weise, einmal in einer mehr äusserlichen, erzählenden Weise, so dass die Weltbegebenheiten und die handelnden Persönlichkeiten in grossen allgemeinen Zügen dem Schüler vorgeführt werden und dabei der Hauptnachdruck auf Erweckung des Interesses, auf Belebung der Phantasie, auf Erzeugung eines historischen Sinnes zu legen sein dürfte, und dann in den oberen Classen in einer mehr pragmatischen, eingehenderen Weise zur Bildung des Verstandes und des Urtheils; aber in den beiden Abtheilungen muss die gesammte Weltgeschichte in 7 bis 8 Jahrescursen zweimal vollständig gelehrt, zweimal als ein abgeschlossenes Ganzes behandelt werden; nur bei solchem Verfahren wird der aus der Anstalt entlassene Jüngling mit genügenden historischen Kenntnissen ausgerüstet sein, um auch ohne tiefere Geschichtsstudien das öffentliche Leben der Gegenwart zu verstehen und sich dann an demselben und durch dasselbe zu einem Manne von Urtheil und Gesinnung heranzubilden. Dass dabei der Lehrer auf die Bildung der Ansichten seiner Zöglinge oft einen wesentlichen Einfluss übt, dass somit in der Schule gewisse Lebensanschauungen zum Voraus erzeugt, die Ansichten und Grundsätze der Jugend in eine bestimmte Richtung gelenkt werden, ist wohl kaum zu vermeiden; allein solche Einwirkungen kommen auch in andern Lebensverhältnissen vor, und welcher Einfluss schliesslich den Ausschlag giebt, häng' von Umständen und Persönlichkeiten ab.

Präsident: Es versteht sich, dass wir durchaus nothwendig haben und absolut nicht entbehren können eine bedeutende Berücksichtigung des Unterrichts in der alten Geschichte in einer der obersten Classen, weil sonst unser Unterricht in der alten Geschichte durchaus ohne Abschluss ist. Wir können beim Unterricht in den untern Classen die alte Geschichte eben bloss äusserlich nehmen. Sollen wir ihr irgendwie einen eigentlichen Geist einhauchen, so müssen wir sie auch in den obersten Classen wieder vornehmen.

Dir. Mommsen: Darf ich ein kurzes Wort sagen? Ich habe die Verhandlungen nicht ganz mit angehört und fürchte also, etwas Gesagtes zu wiederholen. Aber ich wollte ganz kurz meine Meinung sagen. Sie können Ihre Schüler vom politischen Treiben nicht ganz frei halten; die jungen Leute, die Ihnen gegenüber stehen, sind ebenso wenig im Stande, sich von demselben fern zu halten. Wenn also ein Thema gewählt wird, wo man dies möglichst wenig berührt, so ist die Gefahr nahe, dass sich der Schüler eine auf seine Hand zurecht gebaute Ansicht entwickelt, und es ist dann zehnmal mehr werth, dass der Stoff von einem Lehrer in irgend einer Weise auseinandergesetzt wird. Es ist also meine Meinung, dass ein gewisser politischer Kern durchaus im Unterricht sein muss, also auch im Verkehr mit den Schülern. Mir ist ferner die Hauptsache der Unterricht in der Prima nicht insofern, als der Unterricht in dieser Classe abgeschlossen wird, sondern vorzugsweise, weil hier die Vertiefung in irgend eine Sphäre des Unterrichts, sei es das Mittelalter, die neuere Zeit, das Alterthum, das deutsche Wesen, erfolgt. Die Hauptsache ist, einen geschichtlichen Geist, einen Sinn für das geschichtliche Studium in den letzten Jahren zu bilden; und nun scheint es mir ganz entsetzlich gleichgültig, in welches von diesen Gebieten wir uns eigentlich vertiefen; nur dass wir uns überhaupt vertiefen, und dass wir unsere Schüler auch dahin bringen, sie auch einzuführen in die Ideen-Welt. Sonst scheint mir die ganze Streitfrage, wenn Sie mir das Wort erlauben wollen, eine müssige.

Dir. Peter: Ich möchte zunächst mein Bedauern ausdrücken, dass ich Veranlassung gegeben habe zu dem Missverständnisse mit dem Herrn Director Weber. Ich habe wirklich nicht daran gedacht, dass Sie Realschul-Director sind, das kann ich Sie versichern; ich habe nicht im Entferntesten daran gedacht, muss aber auch hinzufügen, dass ein Realschul-Director mir gerade so viel gilt, als ein Gymnasial-Director. Ihre Worte habe ich allerdings so aufgefasst, als meinten Sie, dass man auf die Rücksicht nehmen müsse, die einen andern Beruf ergreifen würden und nicht studiren. Ich muss aber doch bemerken gegen Ihre Worte, dass Sie diess falsch aufgefasst. Ich bin nicht der Meinung, dass ein Jurist, dass ein Philosoph später die Geschichte an den Nagel hängen soll, und das ist eben dasjenige, was ich, wenn es stattfindet, zu verbessern wünsche, wogegen die Gymnasien ankämpfen. Nun bemerke ich in Bezug auf Hrn. Dir. Mommsen, dass Sie sogar, ohne dass Sie es beabsichtigen, theilweise wörtlich mit mir übereinstimmen. Aber vielleicht, wenn wir die Ehre gehabt hätten, Sie bei der Einleitung hier zu sehen, so würden Sie nicht gesagt haben, dass die Frage eine müssige sei. Es ist mir nämlich sehr darauf angekommen, dass für diese Vertiefung, wie Sie das sehr passend nennen, kein Theil der Geschichte so geeignet ist, wie die alte Geschichte. Nun möchte ich aber namentlich etwas noch sagen über das, was ich wiederholt gehört: nämlich im Allgemeinen bin ich gewiss vollkommen damit einverstanden, dass der Lehrer auch auf die Ausbildung des politischen Bewusstseins einzuwirken hat. Er kann es nicht vermeiden, wollte er es auch! Er muss nothwendig einen so wichtigen Theil der Ausbildung der Jugend, er darf ihn nicht sich selbst überlassen. Nun frage ich aber, meine Herren, wenn die alte

Geschichte, namentlich die griechische und römische so behandelt würden, wie ich es mir denke, wird denn dadurch nicht auch das politische Urtheil und der Sinn der Jugend auch für die Gegenwart ausgebildet? Und wird nicht vielleicht eben des Umstandes wegen, den ich schon hervorgehoben, die alte Geschichte vorzugsweise zu diesem Zwecke geeignet sein? Aber ich sage nochmals: meine Meinung ist nicht die, dass nicht auch in Prima mittlere und neuere Geschichte gelehrt werden soll, und es wäre zu wünschen, dass wir in der neueren Geschichte recht weit herab, bis in die Gegenwart herab kommen könnten. Mit dem, was Herr Dir. Schäfer bemerkt, kann ich mich vollkommen einverstanden erklären, und ich muss doch auch constatiren, dass Sie nach dem, was Sie die Güte gehabt haben mitzutheilen, selbst alte Geschichte in Prima gelehrt haben, und das ist mir schon eine Sache von wesentlicher Wichtigkeit. Ich habe auch Geschichte gelehrt, und zwar einige dreissig Jahre, und da habe ich den Plan, den ich vorher skizzirt, ausgeführt und ausführbar gefunden.

Präsident: Es ist mancher Gegensatz in dieser Sache hervorgetreten; man hat aber auch in Vielem übereingestimmt, vor Allem in dem Interesse, das an dem geschichtlichen Unterrichte zu nehmen, in der Ueberzeugung, dass der geschichtliche Unterricht ein wesentliches Unterrichtsmittel ist, und dass er mit aller Lebhaftigkeit, mit aller Kraft des Geistes betrieben werden muss. In den übrigen Beziehungen werden wir uns hoffentlich an einem andern Platze, wo wir uns wiedersehen, verständigen können.

Rehdantz: Soll keine Frage gestellt werden?

Ahrens: Es ist in früheren Zeiten allerdings wohl in unseren Versammlungen Sitte gewesen, sowohl in den allgemeinen, als in denen der pädagogischen Section, besondere Fragen zu stellen und dann auf Ja oder Nein entscheiden zu lassen. Aber seit geraumer Zeit habe ich gefunden, dass man diess nicht mehr zweckmässig gefunden hat. Es sind diese Fragen, die durch Majoritäten entschieden werden sollen, — zumal unsere Majorität eine stets wechselnde ist, da die Versammlungen bald in Nord- bald in Süd-Deutschland, bald unter diesen, bald unter jenen Verhältnissen zusammenkommen — meist solche, dass bei ihrer Beantwortung nur herauskommen kann, dass in jedem Jahre eine verschiedene Entscheidung fällt. Man hat deshalb im letzten Jahrzehnt angefangen, nur zu discutiren und dann mit der Discussion abzuschliessen

(Widerspruch von verschiedenen Seiten.)

Präsident: Ich glaube, es ist ein Unterschied, ob man abstimmt über bestimmte Dinge, die vorgenommen werden sollen, oder ob man probirt, zu welcher Ansicht sich die grössere Anzahl hinneigt. Ich halte es aber heute in der That nicht für gelegen, eine solche Abstimmung hervorzurufen. Ich will aber kurz eine Frage stellen, nämlich: ob die Versammlung wünscht, dass eine Entscheidung vorgenommen wird. Ich stelle also die Frage:

„Wünscht die Versammlung, dass eine Abstimmung in der Art vorgenommen wird, dass sich die Herren dadurch erklären, welcher Meinung sie sich zuneigen?“

Wer dies wünscht, mag seine Hand erheben. (Es ist die Minorität.)

Köchly: Hochverehrte Versammlung! Ich richte durch den Mund des Herrn Präsidenten an Sie die Anfrage, ob Sie mir ausserordentlicher Weise zu einem kurzen Worte beziehentlich 6—7 Minuten Zeit geben wollen. Ich wünschte auf Ihren gestrigen Beschluss, betreffend die Uebungen der griechisch-makedonischen Elementartaktik zurückzukommen und Ihnen in kürzester Form ein dreifaches Wort des Dankes, der Rechenschaft und endlich der Bitte an's Herz zu legen. Ich verspreche ausdrücklich, die Zeit nicht zu überschreiten. Ich würde diese Anfrage nicht wagen, wenn ich gestern aus Nachlässigkeit

oder Vergesslichkeit diese, für mich so höchst wichtige, Debatte versäumt hätte. Meine Herren! Sie können mir glauben: es war für mich wegen der Präsidial-Geschäfte eine absolute Unmöglichkeit, in Ihrer Mitte zu erscheinen!

Auf die Anfrage des Präsidenten wird dem Sprecher das Wort gestattet, welcher dann also fortfährt:

Mein erstes Wort, verehrte Herren, ist ein Wort des Dankes. Sie haben durch Ihren Beschluss, „dass es wünschenswerth sei, diese Uebungen versuchsweise in die Turnübungen unserer Gymnasien aufzunehmen," und dadurch, dass Einige der verehrten Herren, wie namentlich unser verehrter Rector Rehdantz — ein Sachverständiger, wie Wenige —, sich bereit erklärt haben, diess selbst zu thun und der pädagogischen Section der nächsten Versammlung Bericht zu erstatten, — Sie haben durch diesen Beschluss und dieses Versprechen den Versuch der Männer glänzend gerechtfertigt, welche in den letzten Wochen während ihrer Ferien die wahrlich schwierige und dazu unnützer Weise zum Theil noch mehr erschwerte Aufgabe in die Hand genommen haben, diese Uebungen Ihnen praktisch vorzuführen. Gestatten Sie mir darum, diejenige Ansicht kurz zu entwickeln, welche Sie dadurch zu der Ihrigen gemacht haben.

Diese Uebungen waren kein Schauspiel für die Herren Philologen und Schulmänner, wie wohl Manche sich eingebildet haben; sie waren durchaus nur ein praktischer Beleg zu der gestrigen Debatte. Wir sind davon ausgegangen, dass die Einführung dieser Uebungen eben so vom Standpunkte des Gymnasial-Turnwesens, als des altclassischen Unterrichts aus sich empfehle. Es ist Ihnen gestern gesagt worden, dass der bei Weitem grösste Theil dieser Uebungen — doch wohl eben deswegen, weil sie in der Natur, in der Nothwendigkeit selbst begründet sind, — von dem grossen Turnmeister Spiess, ohne dass derselbe eine Ahnung von einer griechischen Elementartaktik hatte, selbständig von Neuem erfunden worden sind. Beweis: die Knaben, welche Sie gestern exerciren sahen, diese Buben, die theilweise keinen Buchstaben Griechisch konnten, sind in der kurzen Frist von vier Wochen, selbstverständlich nicht alle Tage, ja sogar noch mit einer fast vierzehntägigen Unterbrechung wegen Krankheit unseres Herrn Exercirmeisters, eingeübt worden!

Ich weiss wohl, dass sie nicht im Stande sind, mit der Präcision zu exerciren, wie unsere treffliche Jugendwehr, die Ihnen gestern das Resultat eines anderthalbjährigen Unterrichts vorgeführt hat. Warum ging's aber denn doch ganz leidlich? Weil die Knaben schon die meisten dieser Uebungen praktisch kannten, so dass es nur noch nöthig war, ihnen die griechischen Commando-Worte und ihre Bedeutung einzuprägen.

Es handelte sich nicht um eine Spielerei, wie von manchem Unkundigen geäussert worden, es handelte sich um einen praktischen Versuch. Sie, meine Herren, haben ihn zu dem Ihrigen gemacht. Wir danken Ihnen in unserem Namen, im Namen der Sache dafür. Es ist hier sicherlich wiederum ein Schritt geschehen, um einen Theil unseres altclassischen Unterrichts anschaulich und populär zu machen, um ihn so recht in Fleisch und Blut unserer Gymnasialjugend übergehen zu lassen. Die Bedeutung dieser Uebungen als schulmässiger Vorbereitung für die specifisch militärischen Exercirübungen übergehe ich hier mit Willen. — Diess das Wort des Dankes!

Nun ein kurzes Wort der Rechenschaft. Diese Uebungen heissen Uebungen in der griechisch-makedonischen Elementartaktik deswegen, weil die eigentliche Grundlage, das Wesentliche dieser Uebungen Jahrhunderte lang von den alten Spartiaten des Tyrtäos

an bis zu den Phalangiten der letzten Diadochen sich fortgepflanzt und erhalten hat. Darum haben wir auch in der Ausrüstung unserer Burschen eine gewisse Mischung — Contamination, wenn Sie wollen, — eintreten lassen, über welche ich Ihnen eben eine erläuternde Rechenschaft schuldig bin.

Drei Hauptstufen lassen sich in der Trutz- und Schutzbewaffnung der alten Hopliten je nach Beschaffenheit und Führung von Spiess und Schild unterscheiden: die homerisch-spartiatische, die hellenische und die makedonische. Zuerst also die homerisch-spartiatische Bewaffnung mit dem riesigen, den ganzen Mann von der Schulter bis zum Knöchel deckenden Ovalschilde, welcher am Telamon, dem über die linke Schulter laufenden Wehrgehenke oder Tragriemen, befestigt bei'm Stillstehen einfach auf den Boden aufgesetzt, bei'm Gehen mit der linken in eine Handhabe eingreifenden Hand zugleich getragen wird, so dass der etwa 6—8 Fuss lange Spiess lediglich mit der rechten Hand und zwar nicht nur zum Stoss, sondern auch zum Wurf — doch nur in nächster Nähe — geführt wird; er wird dabei etwa in der Mitte des Schaftes dolchartig, d. h. mit dem kleinen Finger nach der Spitze, mit dem Daumen nach dem Schaftende zu angefasst und neben oder über dem Haupte zu Stoss oder Wurf geradeaus oder von oben nach unten erhoben. So zeigen uns die homerischen Schilderungen und Tausende von Vasenbildern in genauester Uebereinstimmung die Heroen im Einzelkampfe. So haben aber auch noch in flacher Schlachtlinie, vielleicht oft nur von 1 oder 2 Schilden Höhe, die mit Stein oder Wurfspeer ausgerüsteten Schildknappen hinter sich, die alten Spartiaten gekämpft, wie aus Tyrtäos erhellt: das ist das δόρυ πάλλοντες unsers Embaterion, wofür es in einer Elegie τινασσέτω ἔγχος heisst. Nur wird hier, wo der Einzelne zwar noch für sich aber doch schon in Reih und Glied kämpfte, der Wurf immer mehr abgekommen und der Spiess sehr bald nur als Stosswaffe benutzt worden sein. Bei dieser Kampfweise wurde also der Spiess so geführt:

(Sprecher erhebt in der beschriebenen Weise die zur Faust geballte Hand.)

Ganz anders auf der zweiten Stufe, welche wir die hellenische genannt haben, weil sie — obwohl sicherlich ebenfalls von den Lakedämoniern ausgegangen — doch für die Bürgersoldaten aller hellenischen Staaten die gewöhnliche geworden und geblieben ist. Sie hängt genau mit der Ausbildung der ausschliesslich auf sich beschränkten Hoplitenphalanx zusammen, welche in ihrer Front wie in ihrer allmählich bis zur Normalstärke von 8 Mann gesteigerten Tiefe fest aneinander geschlossen als Ganzes durch den gleichmässigen Stoss des Einbruches zu wirken bestimmt ist. Jetzt wird der in seinen Dimensionen mehr oder minder verringerte Schild nicht mehr am Telamon getragen, sondern mittelst Armring und Handhabe (ὄχανα) lediglich vom linken Arme geführt, der freilich dadurch noch immer ganz in Anspruch genommen wird, so dass der — vielleicht bereits bis etwa 9 Fuss verlängerte Spiess — auch jetzt noch nur mit der rechten Hand geführt, natürlich aber niemals zum Wurfe, sondern ausschliesslich zum Stosse benutzt wird, wobei man schon jetzt sich darauf einübt, durch festen Aufschluss der Hinter- auf die Vordermänner bei jedem der letzteren mehrere Speereisen im Augenblicke des Anpralls dem Feinde auf den Leib zu bringen. Dabei wird aber der Spiess jetzt nicht mehr wie früher, sondern so geführt —:

(Die entsprechende Handbewegung)

er wird etwas weiter nach unten, nach dem Schaftende zu angefasst, mit dem Daumen nach vorn und dem kleinen Finger nach hinten, er wird auch nicht mehr gehoben, sondern gesenkt oder gefällt und fest an die rechte Hüfte angedrückt — genau wie auf dem Alexanderbilde

der berühmten Mosaik von Herculanum zu sehen ist —: dabei dienen die halbrunden Ausschnitte an den Schilden, welche man auf vielen Vasenbildern findet, zum Lager für den gefällten Spiess, damit derselbe eine festere Lage habe.

Das wäre die correcte Ausrüstung gewesen, wenn wir unsere Knaben ganz als lakedämonische oder hellenische Hopliten Ihnen hätten vorführen wollen. Es wäre das aber unpraktisch gewesen. Wir konnten insbesondere den kleineren Burschen weder das Tragen eines zu grossen und schweren Schildes noch die Führung des Spiesses mit Einer Hand zumuthen; darum haben wir, wie gesagt, eine Mischung oder Contamination eintreten lassen: wir haben ihnen den gewöhnlichen Hoplitenspiess von mässiger Länge belassen — während nach Iphikrates' Vorgang, der den Spiess seiner Söldnerhopliten auf 12 Fuss Länge brachte, die makedonischen Phalangiten, die ihre Schlachtlinie mit einer Normaltiefe von 16 Mann bildeten, Spiesse von 16 Fuss (nicht Ellen!) Länge, die berühmten Sarisen führten —; wir haben ihnen aber zu dessen bequemerer Führung auch die linke Hand frei gemacht, indem wir ihnen die Pelta oder den kleinen makedonischen Rundschild gegeben haben, der lediglich an zwei Armringen, unmittelbar unter dem Ellenbogen und oberhalb des Handgelenks, getragen wird; wir haben ihn aber mit dem lakedämonischen *Λ* bezeichnet: dieses *Λ* bedeutet uns nicht blos „Lakedämonier", sondern auch „Lyceist." (Heiterkeit.)

Meine Herren! Ich habe jetzt 6 Minuten gesprochen, gestatten Sie noch zwei. (Kleine Pause, der Sprecher fährt fort.) Es scheint, dass Sie mir diese kleine Frist noch bewilligen, und wem es zu lange dauert, der kann sich ja entfernen: es spricht sich ja auch ganz gut mit „fortlaufendem Beifall!"

Wir haben ferner unseren Leuten mit gutem Bedacht nur Spiess und Schild gegeben, sonst Nichts: keinen Helm, keinen Brustharnisch, keine Beinschienen — wie es thörichter Weise auch verlangt worden ist —; sondern nur die einfachen Turnkleider, welche sie auch sonst auf dem Turnplatze tragen; Spiess und Schild brauchen sie, um die Uebungen auszuführen, aber sie sollten keine Maskerade aufführen.

Endlich noch ein Wort über das Marschlied: auch darüber habe ich mancherlei gutgemeinte aber recht unverständige Aeusserungen gehört. Hat mir doch einer meiner verehrten Freunde — beiläufig gesagt, weder ein Philolog noch ein Schulmann — gesagt: „Warum ich die Worte nach einer neuen, nicht nach einer alten Melodie hätte singen lassen?" Ich habe ihm geantwortet: „Mein Bester! wer mir eine alte griechische Melodie herstellen kann, *erit mihi magnus Apollo*, oder vielmehr *maximus Apollo et Musagetes!*" (Heiterkeit.)

Nun aber vom Scherz zum Ernst. Bei unseren modernen Militärübungen haben wir die Trommel. Die alten Spartiaten sind unter dem Klange ihrer kriegerischen Blasinstrumente — welche man sehr uneigentlich „Flöten" zu nennen pflegt, worunter wir uns etwas ganz Anderes denken — in den Kampf gezogen. Nun, diese antiken Flöten können wir natürlich nicht herstellen, und Instrumentalmusik gehört überhaupt nicht auf den Turnplatz. Sollten wir nun unsere Jungen ohne Sang und Klang ihre Evolutionen machen lassen, während doch sonst schon gemeinsamer Gesang die Gemein- und Massenübungen zu begleiten pflegt? Gewiss nicht! Jene Uebungen, wenn ganz stumm ausgeführt, würden ihnen um ein gut Theil trockener, schwerer, langweiliger geworden sein; ja ich zweifle sogar, ob wir ohne jenes moderner Melodie angepasste Embaterion des Tyrtäos, welches die alten Spartiaten anstimmten, wenn sie gegen den Feind anmarschirten, ich zweifle, ob wir ohne diesen „wackern Sang", der uns

hier die letzten Wochen umsummt hat, wie etwa einst das Marlborough-Liedchen unsere Voreltern, ich zweifle, ob wir ohne das ἄγετ' ὦ Σπάρτας πολῖται nach Mozart'scher Melodie unsere jungen Freiwilligen bis ans Ende zusammengehalten hätten. Das ist für den Pädagogen die beste Rechtfertigung dieses Wagnisses! Aber der strenge Gelehrte, der Mann der Wissenschaft? Einer Mozart'schen Opernmelodie die Originalworte des Tyrtäischen Päan unterzulegen, ist das nicht ein Frevel? Er wäre es, wenn dabei die antiken Rhythmen verloren gingen, wie z. B. in jener berühmten von Laien und Gelehrten gleich bewunderten Antigone-Composition Mendelssohn-Bartholdy's, welche freilich mit den Versmassen des Originals absolut Nichts gemein hat. Umgekehrt ist's mit unserer Melodie, welche den anapästischen Marschrhythmen und wahrlich auch den frischen, fröhlichen Kampfesworten des alten Päan so genau entspricht, als wenn sie eigends dazu componirt worden wäre. Warum sollten wir sie also nicht annehmen, da alle griechische Melodie uns spur- und ahnungslos untergegangen ist? Warum sollten wir nicht das alte Embaterion mit und mittelst der neuen Melodie unsern jungen Hopliten einprägen?

(Die erste Strophe des Embaterion wird recitirt.)

Ja, ich gehe noch viel weiter, ich behaupte — was ich freilich hier nicht weiter beweisen oder ausführen kann —, dass man bekannte und beliebte Melodieen der Gegenwart, soweit es angeht, geradezu aufsuchen und benutzen müsse, um den Schülern überhaupt die antiken Rhythmen und Metren so recht in Ohr und Gefühl zu richtiger und ausdrucksvoller Wiedergabe übergehen zu lassen. Man wird damit viel weiter kommen, als mit den gedruckten oder angeschriebenen Versschematen und dem Auswendiglernen unverstandener Versbenennungen. Doch zurück zu unserem Marschliede; es hat für uns „seine Schuldigkeit gethan", ich denke, man wird es deshalb „nicht gehen lassen", wenn man Ihrem Beschlusse gemäss diese Uebungen überhaupt aufnimmt. Und ich meine, wenn der alte Schulmeister von Aphidnä, wie er heisst, aus seinem Grabe erstanden unsere Burschen nach seinem Embaterion hätte marschiren sehen, er würde uns nicht gezürnt haben, trotz der neuen Melodie!

Dass ich, abgesehen von kleineren Aenderungen und der Wiederholung der beiden ersten Verse zur Bildung zweier Strophen, im Schlussverse οὐ γάρ mit ὥς γὰρ πάτριον Σπάρτα vertauscht habe, das habe ich nicht hier, sondern nöthigenfalls vor der kritisch-exegetischen Section und sonst zu vertheidigen. Als Curiosum will ich nur noch erwähnen, dass sich durch Verbindung dieses Embaterion mit dem bekannten Anfangsverse eines andern

ἄγετ', ὦ Σπάρτας ἔνοπλοι κοῦροι, ποτὶ τὰν Ἄρεος κίνασιν,

sehr leicht eine Strophe bilden lässt, welche genau dem Schiller'schen Reiterliede entspricht und nach dessen Melodie gesungen werden kann.[1]) *Variatio delectat.* Soweit die Rechtfertigung!

Nun noch zum Schlusse ganz kurz die Bitte. Ich ersuche alle die geehrten Herren, welche versuchsweise die Einführung dieser Uebungen bei ihren resp. Anstalten in die Hand zu nehmen gedenken, uns gefälligst im Laufe des Jahres, sobald es Ihnen zweck-

---

1) Dass auch in dieser Beziehung jene alten Humanisten ihre Leute ganz anders zu packen wussten, geht aus einer Notiz über Glareanus' Vorlesungen in unserm Freiburg vom October 1551 hervor, welche wir in der Selbstbiographie des Josua Maaler von Zürich („Bekenntnisse merkwürdiger Männer von sich selbst, herausgegeben von J. G. Müller. Winterthur 1810." Bd. 6, S. 187 ff.) finden: „Der alt Glareanus hatt vast die meersten *Auditores: profitieret* den *Horatium*, und sang die *Odas* oder *Carmina*."

mässig erscheint, Mittheilung zu machen, und erkläre ausdrücklich, dass wir sehr gern bereit sind, mit Ihnen unsere Erfahrungen auszutauschen.

Ich bin zu Ende und danke nur noch bestens für das mir gestattete Wort, sowie für die mir geschenkte Aufmerksamkeit. Eine Debatte wollte ich nicht hervorrufen: der von Ihnen gefasste Beschluss ist genug, wenn er ausgeführt wird — und er wird ausgeführt werden, denn wir wollen es; er wird ausgeführt werden, denn es gilt eine allerseits von uns anerkannte Wahrheit, dass ebenso vom Standpunkte des Turnwesens als des altclassischen Unterrichts aus die Einführung jener Uebungen bei unserer Gymnasialjugend sich empfiehlt. Ich schliesse also mit der Bitte an die Herren, die mit uns gleicher Meinung sind und die Uebungen einführen wollen, sich mit uns gefälligst in Einvernehmen zu setzen. Ich bin zu Ende!

Freitag, den 29. September 1865.

Zweite Verhandlung,

für welche die archäologische Section sich mit der pädagogischen vereinigt hatte.

Präsident: Meine Herren! Wir gehen zum zweiten Gegenstande unserer heutigen Verhandlung über, nämlich zu den Thesen[1]) des Herrn Professor Piper, betreffend die

---

1) Thesen von Prof. Piper, betreffend die Einführung der monumentalen, insbesondere der christlich-monumentalen Studien in den Gymnasialunterricht.

1. Die Aufnahme dieser Studien in den Gymnasialunterricht wird erfordert als Voraussetzung für den Unterricht auf der Universität in dem ganzen Kunstgebiet, insbesondere in der classischen wie in der christlichen Kunstarchäologie.

2. Sie ist nothwendig für den Zweck der Gymnasialbildung selbst: erstens nach der formalen Seite, um gegenüber der Ausbildung des Verstandes das Anschauungsvermögen zu entwickeln und den Sinn für die Sprache der Kunst zu üben.

3. Sodann dem Inhalte nach, um durch die Urbilder aus der Blüthezeit der classischen wie der christlichen Kunst auf die Bildung des Charakters in der ethischen und in der religiösen Richtung zu wirken.

4. Drittens, um mit der allgemeinen Bildung und deren Ansprüchen die Leistungen der Schule in Einklang zu setzen.

5. Nach dem Mass dieser Leistungen, das von der Schule zu fordern ist, bildet der Unterschied in der Begabung der Schüler kein Hinderniss der allgemeinen Einführung.

Die Werke der Kunst sind geeignet, auf allen Stufen des Unterrichts als Bildungsmittel zu dienen.

6. Das Studium der Kunst auf Gymnasien erfordert nicht die Einrichtung besonderer Lehrstunden, sondern die Berücksichtigung in verwandten Disciplinen. Es stellt sich dar nicht als Belastung mit neuem Stoff, sondern als Ergänzung und Erleichterung der Methode.

7. Der Ort dafür ist erstens die Lesung der Schriftsteller, vornehmlich der alten Dichter (Homer, Virgil, die Tragiker): und hier dient es sowohl für das Verständniss ihrer selbst, nach der Wechselwirkung, in welcher die Literatur mit den Kunstdenkmälern gestanden, als mit ihnen für die Erkenntniss des ganzen Alterthums, für welches beiderlei Quellen gleiche Berechtigung haben.

Demnächst die Lesung der deutschen Classiker, zumal Lessing's und Goethe's, nach der Einwirkung, welche sie theils auf das Studium der Kunstwerke geübt, theils selbst daher empfangen haben.

8. Der Ort dafür ist zweitens der Geschichtsunterricht.

Einführung der monumentalen, insbesondere der christlich-monumentalen Studien in den Gymnasialunterricht. Ich gebe zur Begründung dieser Thesen dem Herrn Professor Piper das Wort. Ich habe das Präsidium einem Würdigeren, dem Herrn Professor Stark übergeben wollen, aber dieser hat es zurückgewiesen, um sich selbst an den Verhandlungen betheiligen zu können.

Professor Piper aus Berlin: Ich erlaube mir ein Wort vorauszuschicken über die Entstehung dieser Thesen, welche aus dem Vortrag abgeleitet sind, den ich in der vorjährigen Philologen-Versammlung zu Hannover über denselben Gegenstand gehalten habe.[1]) Da die Zeit nicht ausreichte, um eine Debatte daran anzuschliessen, wurde der Beschluss gefasst, es sei wünschenswerth, diesen Gegenstand auf Grundlage bestimmter Thesen in einer der nächsten Versammlungen vor allem im Bereich der pädagogischen Section debattiren zu lassen. Dieser Beschluss war durch Herrn Professor Stark hervorgerufen; deshalb wartete ich, ob nicht derselbe sich bewogen fände, seinerseits die Thesen für die gegenwärtige Versammlung zu stellen. Als aber das Ausschreiben mit der Einladung nach Heidelberg in dem Verzeichniss der angemeldeten Vorträge solche nicht brachte, hielt ich mich für verpflichtet, diese Thesen vorzulegen.

Zuvörderst bemerke ich in Betreff des Themas eine kleine Differenz des Ausdrucks, indem vorangestellt sind die „monumentalen" Studien, weiterhin von der „Kunst", der classischen und der christlichen, die Rede ist. Damit soll angedeutet werden, auf welche Seite ich mich stelle hinsichtlich des Begriffs der Archäologie. Ich meine, dass hier das Monumentale zu Grunde gelegt werden muss, nicht zunächst die Kunst: es ist abgesehen in dieser Disciplin auf alle körperlichen Reste des antiken und mittelalterlichen Lebens. Dies entspricht der Auffassung von Friedrich August Wolf, Preller u. a. Der Gegensatz scheint mir jedoch nicht so bedeutend, sofern die verschiedenen Ansichten schliesslich nahe übereinkommen.

Für die Thesen nun kann ich den Vortrag, an den sie sich anschliessen, weder als bekannt in diesem Kreise voraussetzen noch wiederholen. Aber einige Rechenschaft wird in der Kürze

---

9. Drittens der Religionsunterricht, vor allem in seinen geschichtlichen Theilen: sowohl der biblischen als der Kirchengeschichte.

Auch die Einführung in die Glaubenslehren wird gefördert durch Benutzung der christlichen Kunstwerke.

10. Den meisten Gymnasien fehlen die nothwendigen Lehrmittel für das Studium der classischen und noch mehr der christlichen Kunst.

Die Benutzung fremder Sammlungen ist eine Aushülfe, welche den eigenen Besitz einer planmässigen Sammlung von Nachbildungen nicht ersetzen kann.

Aber der letztere macht die Führung oder Excursion zu einzelnen grossen Originalwerken der Kunst nicht überflüssig.

11. Die Anlegung von Kunstsammlungen, sowohl classischen als christlichen, bei den Gymnasien ist, analog dem Besitz von Bibliotheken, ein unabweisliches Bedürfniss des Unterrichts, dessen Erfüllung durch den Kostenpunkt nicht gehindert werden darf.

Gegenüber der Ausstattung, welche besonders für naturwissenschaftliche Zwecke gewährt wird, ist es eine Forderung der Gerechtigkeit, dass in der Verwendung der Einkünfte die kunstwissenschaftlichen Zwecke nicht versäumt werden.

12. Es erscheint vor allem als Aufgabe der Schule, mit den erforderlichen Lehrkräften, wo sie fehlen, sich zu versehen.

---

1) Verhandl. der XXIII. Philologen-Versammlung S. 85—102.

sich geben lassen. Sie zerfallen in drei Gruppen, deren Gegenstand ist: einmal das Erforderniss jener Studien im Gymnasialunterricht (No. 1—5); zweitens der Ort im Lehrplan, wo sie ihre Stelle finden müssen (No. 6—9); und endlich die Ausführung und Ausführbarkeit (No. 10—12).

1. In ersterer Hinsicht gehen die Thesen aus von der Universität und den Ansprüchen, welche diese an das Gymnasium zu machen hat (Thes. 1). Die 10jährige Leitung eines christlich-archäologischen Seminars weist mich darauf hin, dass es offenbar zu spät ist, wenn erst auf der Universität der Sinn für das archäologische Studium geweckt werden soll. Nicht, als ob es um materielle Vorkenntnisse zu thun wäre. Aber eine Voraussetzung für den Universitätsunterricht ist, dass auf den Gymnasien der Jugend eine Ahnung gegeben sei von den Werken wie von dem Wesen der bildenden Künste. Was würde man sagen, wenn die Jünglinge, welche das Gymnasium mit dem Zeugniss der Reife verlassen, in dem geographischen Unterricht niemals erfahren hätten, dass ein vierter und fünfter Erdtheil entdeckt sei? Es scheint mir ebenso erstaunlich, wenn dieselben erst auf der Universität entdecken müssen, dass es eine Welt des Kunstgeistes giebt; oder auch nicht sie entdecken und an den edlen Werken ungerührt vorübergehen.

Darauf leitet aber auch der Zweck der Gymnasialbildung selbst, zuerst dass gegenüber der Ausbildung des Verstandes das Anschauungsvermögen entwickelt und der Sinn für die Sprache der Kunst geübt werde (Thes. 2). Diese Sprache ist ja verschieden von der articulirten, hat andere Formen und Gesetze und eben darin ein eigenthümliches Bildungselement. Aber solches bedarf frühzeitiger und nachhaltiger Pflege, um wirksam angeeignet zu werden; und nicht anders, als wie man es mit der Dichtkunst hält. Nicht durch Beschreibung sucht man den Schülern von Poesie einen Begriff zu geben; sondern man führt sie in die Dichterwerke selbst ein, giebt diese zu lesen auf allen Stufen des Unterrichts. Dem entspricht es, dass auch die Werke der bildenden Künste ihnen vorgehalten und sie geübt werden, daraus den Sinn herauszulesen und die Gedanken zusammenzuschauen.

Dieser Inhalt aber, nächst jener formalen Seite, hat für sich eine weitergehende Berechtigung (Thes. 3). Da man aus einem ungeheuern Vorrath die Wahl hat, so wird man für den Unterricht solche Werke entnehmen, die durch Ideengehalt und charakteristisches Gepräge dem jugendlichen Geiste Nahrung zuführen. Eine erfreuende Analogie bietet, was wir in diesen Tagen hier gesehen und gehört haben: die Uebungen in der griechisch-makedonischen Elementartaktik und dabei die griechischen Gesänge. Das wirkte wie ein Stück antiken Volkslebens. Da sind auch die Zuschauer fortgerissen durch den Schwung der Sache und lebendig versetzt in die Zeit, als diese Taktik erfunden und zu ernstem Zweck geübt worden. Wie viel mehr muss den Knaben und Jünglingen, die solches Kampfspiel aufführen, jene Vergangenheit zur Gegenwart werden. Und wir hören, mit welchem Eifer sie zu den Vorübungen gekommen sind. Die Debatte des gestrigen Tages in dieser Section aber hat gezeigt, wie sehr das Schauspiel in pädagogischem Sinne angesprochen hat, und welche Frucht von der Einführung solcher Uebungen auf den Gymnasien man erwartet. Derselbe Gesichtspunkt leitet zu den monumentalen Studien: nämlich durch die Werke der Kunst, welche an der gesammten Culturentwickelung Theil haben und beredte Zeugnisse ihrer verschiedenen Stadien sind, die Jugend in die Welt des Alterthums einzuführen und die Urbilder aus der Blüthezeit der classischen wie der christlichen Kunst auf die Bildung des Charakters wirken zu lassen.

Es erhebt sich wohl das Bedenken (welches Thes. 5 berührt ist), dass, um solche Eindrücke aufzunehmen, es besonderer Begabung bedürfe, — dass also, wegen Mangels der-

selben (wie ein angesehener Schulmann sich äussert), die Kunst nicht, gleich der Grammatik, allen octroyirt werden könne. Das würde zutreffen, wenn etwa bei den Schülern eine Virtuosität in der Kunsterklärung erzielt werden sollte. Nach dem Mass der Leistung aber, das der Schule zukommt, ist die Gabe wohl durchgängig vorauszusetzen: da der Gegenstand auch nicht isolirt steht, sondern mit den Hauptzweigen der Schulbildung innig sich verbindet. Darin liegt der Grund, dass derselbe geeignet ist, ohne die Einräumung besonderer Lehrstunden zu erfordern (und das wird ein zweites Bedenken beseitigen), die ganze Breite des Unterrichts einzunehmen in den positiven Wissenschaften gegenüber den Naturwissenschaften, also in den Sprachen, in der Geschichte und der Religion. Alle diese Gebiete sind durchzogen von Kunstideen, und so wird, da ihnen die Mehrzahl der Lectionen angehört, auch die Beziehung auf die Kunst überall mit eindringen. — Aber auch für die ganze Länge des Unterrichts bietet sie sich an; und es ist schwerlich ein Gegenstand, dem mehr Neigung und Empfänglichkeit auf allen Altersstufen des Schullebens entgegengebracht wird. Ich finde keine Stufe zu früh, wo von den Kunstwerken nicht eine Andeutung gegeben werden könnte: die oberste hat natürlich das Vorrecht des weitern Umblicks und der tiefern Einsicht. Aber gerade die Fähigkeit dieses Lehrobjects, mit aufzuwachsen, erscheint pädagogisch hochbedeutend. Die einfachsten Kunstvorstellungen, die darum nicht die unbedeutendsten sind, können frühzeitig angeeignet werden: und in dem Masse, als der jugendliche Geist reift, erweitert sich ihm der Riss und das Verständniss. Aber wie weit er vorschreite und dessen sich bemächtige, so bleibt der Gegenstand doch grösser, sofern er an die ideale Welt hinanreicht. Und das ist wohl das edelste Bildungsmittel, das solche Eigenschaften in sich vereinigt: bereit zu sein dem kindlichen Verstande, dem gereiften Geiste aber das Bewusstsein zu lassen, dass er etwas Höheres über sich hat.

2. Wenn es sich weiter um den Ort im Lehrplan handelt, so würde es ganz besonders erwünscht sein, dass die Mitglieder derjenigen Section, welche die archäologischen Studien sich zur Lebensaufgabe machen, hier Näheres an die Hand geben. Ich erlaube mir folgende Andeutungen darüber vorzulegen.

Schon die Lesung der alten Schriftsteller fordert zur Berücksichtigung der Monumente auf, zumal der Dichter (Thes. 7). Denn einestheils haben sie selbst hin und wieder aus Kunstwerken geschöpft und weisen ausdrücklich darauf hin, z. B. Sophokles in der Schilderung der Niobe (wie sie am Berge Sipylus erstarrt in ihrem Felsengrabe sichtbar sei, ewig Thränen vergiessend) auf das denkwürdige Felsengebilde an der Rückwand des Berges, welches zuletzt seine Würdigung erhalten hat in dem trefflichen Werk über die Niobe von Prof. Stark. Anderntheils sind die Dichter eine Hauptquelle für die Künstler, welche durch ihre Werke die Dichtung fortleben lassen und von der Nachwirkung derselben zeugen. Solches Zeugniss aber zur Anschauung zu bringen, darf selbst für einen Bestandtheil der Interpretation gelten. Es sei gestattet, auf ein Bilderwerk hinzuweisen, das erst neuerdings in dieser Richtung, nämlich religionsgeschichtlich aus Dichterstellen, erklärt worden ist. Es ist das bekannte ehemals Giustinianische Relief, jetzt im Lateranischen Museum, welches aber nicht eine Scene satyresker Erziehung, sondern die Pflege des Zeuskindes vorstellt: dazu einen Baum mit einem Vogelneste, welches von einer Schlange bedroht wird, und einen Adler, welcher einen Hasen (oder eine Häsin) zerfleischt. Es scheint mir eine treffende Erklärung, diese beiden Augurien mit dem Zeuskinde in Verbindung zu setzen, welches also dargestellt ist als der künftige Herrscher der Welt, der die Geschicke der Völker in seiner Hand hält, durch seine

Zeichen den Flehenden die Zukunft zeigt und seine Rathschlüsse zur Erfüllung bringt. Diese Augurien aber sind genommen, das eine von der Schlange und dem Vogelnest aus Homer; das andere von dem Adler, der die Häsin zerfleischt, aus des Aeschylos Agamemnon: und im Allgemeinen ist auch für Sophokles eine Anknüpfung, sofern es ein Grundgedanke seiner Dichtung ist, dass die Sprüche der Götter stehen bleiben, während alles Menschliche umher zerfällt. So mag ein und dasselbe Bildwerk der epischen und der tragischen Dichtung zur Erläuterung dienen. Anderswo treffen in einem Bildwerk zusammen die Interessen des Unterrichts im Lateinischen und Deutschen, der Lesung Virgil's und Lessing's: zu seinem Laocoon wie zu der betreffenden Schilderung der Aeneide wird man ungern den Anblick der berühmten Gruppe entbehren; woran sich dann die Fragen knüpfen, ob der Dichter das Werk des Bildhauers oder umgekehrt vor Augen gehabt, — auf der andern Seite über das Verhältniss der Poesie zur Sculptur überhaupt.

Der Ort im Lehrplan, dem zweitens diese Studien zugewiesen sind, der Geschichtsunterricht (Thes. 8), ist wohl am wenigsten bestritten.

Eher mag es fraglich sein, wiefern drittens der Religionsunterricht sich darauf stützen soll (Thes. 9). Dieser Punkt aber ist mir besonders angelegen, und ich darf wohl einen Moment dabei verweilen. Es steht diese Sache ja anders als die schon erwähnten Zweige des Unterrichts. Namentlich bei der classischen Bildung handelt es sich zunächst um Anschauung des alterthümlichen Lebens und um eine Einwirkung von dieser Seite, dass der Strom, der von dort hergeht, in die Jugend hineingeleitet wird. In der Religion jedoch gilt es Ueberzeugungen zu pflanzen, worauf sich leben und sterben lässt. Da hat der Lehrer, nächst der Gründung auf das Wort Gottes, auf das Zeugenthum der Kirche zurückzugehen, sowohl in der Geschichte als in der Kunst. Und für diese hat die heil. Schrift selbst, in ihrer ganzen Folge, die höchsten Aufgaben dargeboten, und diese haben zu allen Zeiten tiefgeschöpfte Ausführung gefunden. Wenn es nun wahr ist, dass nur Begeisterung durch Begeisterung entzündet und durch Ueberzeugung Ueberzeugung geweckt wird, so müssen die dem entsprechenden Werke christlicher Kunst für ein unschätzbares Hülfsmittel gelten. Und hier ist gerade die älteste christliche Kunst hochbedeutend in ihrer Einfachheit und Einfalt ungeachtet der Geringfügigkeit der Kunstmittel, über welche sie verfügt. Wenn die Kunst zu andern Zeiten vor umfassendsten Aufgaben, wie der Darstellung ganzer Weltalter, nicht zurückschrickt; so hat sie damals es verstanden, auch in unscheinbarem Gewande den unsichtbaren Inhalt ahnen zu lassen und dadurch ergreifend zu wirken. Also wenn das eine oder das andere Werk namhaft gemacht werden soll, so erscheint in den Reliefs altchristlicher Sarkophage Moses auf Sinai, wie er das Gesetz empfängt, und derselbe am Horeb, wie er seine Schuhe auszieht, — diese übergeschichtlichen Vorgänge als Träger dogmatischer und ethischer Gedanken, sowie in der unmittelbaren Anwendung auf die, welchen der Bilderschmuck gilt. Denn Moses das Gesetz empfangend, an einem Grabe, deutet auf den Zusammenhang von Gesetz und Sünde, wie von Sünde und Tod (Röm. 5, 12 ff.). Aber Moses gegenüber der Gotterscheinung die Schuhe ausziehend, an eben der Stelle, deutet auf das Schicksal der Seele im Tode und die Ablegung der irdischen Hülle: nach derselben Uebertragung, welche von dem neuen Dichter an den allabendlichen Vorgang geknüpft wird, ich meine in dem Liede: „Nun ruhen alle Wälder", wo es heisst: „Leg' ab das Kleid und Schuhe, das Bild der Sterblichkeit." — Und um ein Bildwerk aus dem Neuen Testament hinzuzufügen, so findet sich gleichfalls auf altchristlichen Sarkophagen das Christkind in der

Krippe liegend, allein nur Ochs und Esel stehen an der Krippe.[1]) Diese Thiere dienen zwar zur Schilderung des Stalles; aber die Vorstellung hat einen weiten Hintergrund. Sie knüpft an die Stelle des Propheten (Jesaias 1, 3): „ein Ochse kennt seinen Herrn, und ein Esel die Krippe seines Herrn; aber Israel kennt es nicht, und mein Volk vernimmt es nicht." So liegt in der engen Scene etwas Ungeheures: die Einsamkeit des Sohnes Gottes, der in die Welt gekommen, von seinem Volk nicht gekannt und bald verleugnet. Darin aber, dass auch die Mutter fehlt, liegt ein schlagender Beweis, dass zur Zeit der Anfertigung dieser Sculpturen, etwa im 4. Jahrhundert, eine Marienverehrung noch nicht bestand, wie sie erst im 5. Jahrhundert zur Entscheidung gekommen ist. Doch ich will die Herren aus der Section für classische Archäologie mit solchen Beispielen nicht aufhalten.

3. Ich schliesse mit der Bemerkung über die Ausführung, wenn in den Thesen gesagt ist, dass den meisten Gymnasien die nothwendigen Lehrmittel für das Studium der classischen und noch mehr der christlichen Kunst fehlen (Thes. 10). Es sind darunter Kunstsammlungen verstanden (hauptsächlich von Gypsabgüssen, aber auch von andern Nachbildungen), von denen es weiter heisst: dass ihre Anlegung ein unabweisliches Bedürfniss des Unterrichts ist, dessen Erfüllung durch den Kostenpunkt nicht gehindert werden darf (Thes. 11).

Das Erste ist die Nothwendigkeit solcher Lehrmittel, die in der Natur der Sache selbst liegt. Dafür möge, statt alles andern, ein Wort von Goethe aufkommen, der angesichts der Wunderwerke des Alterthums in seiner italienischen Reise sich also ausspricht: „Die Kunst ist deshalb da, dass man sie sehe, nicht davon spreche, als höchstens in ihrer Gegenwart. Wie schäme ich mich alles Kunstgeschwätzes, in das ich ehemals einstimmte."

Das Andere ist eine Thatsache, die ich nach vielfacher Erkundigung zu constatiren gewagt habe: dass es meistens daran fehlt. Aber es wäre gar erwünscht, von recht vielen Ausnahmen zu hören, und gerade diese Versammlung der günstige Ort, Mittheilungen über die Ausrüstung mit solchen Lehrmitteln auszutauschen.

Danach bleibt eine Hauptfrage der Kostenpunkt. Doch kann dieser keine Sorge machen, besonders wenn man vergleicht, wie bedeutende Mittel überall an den Lehranstalten zur Verfügung gestellt werden für die naturwissenschaftlichen Sammlungen, die doch kein Privilegium haben. Ich glaube, dass man bei solchem Zweck eine von den Kosten hergenommene Einwendung niemals an sich herantreten lassen darf. Wenn man die Mittel will, so sind sie sicher da, im Ueberfluss sogar; dessen bin ich überzeugt:

In den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts glaubte man auch in den Naturwissenschaften des anschaulichen Unterrichts entbehren zu können. Ich selbst habe auf der Schule von Pflanzen und Thieren keine Abbildung zu Gesicht bekommen, noch weniger die Originale; und ich spüre davon noch den Nachtheil. Jetzt zweifelt wohl Niemand, dass man in diesen Dingen gesehen haben müsse, um zu wissen. Ebenso glaube ich, wird auf der geschichtlichen Seite die Ueberzeugung durchdringen, dass man das Alterthum nicht ohne seine Monumente, die Monumente nicht ohne Anschauung erkennt. Nur nicht, dass man noch 30 Jahre zu warten hat; sondern es muss in kurzem zu allgemeiner Anerkennung kommen. Wenn nun diese hochverehrte Versammlung in diesem Sinne ihr Votum abgibt, so zweifle ich nicht, dass es ein wichtiger Impuls sein wird, um diesem Bedürfniss Befriedigung zu verschaffen.

1) Vgl. Piper, Christi Geburt, Tod und Auferstehung nach den ältesten christl. Kunstdenkmälern, im Evang. Kalender für 1857. S. 37 ff. mit Abbild.

Es scheint mir in der Sache selbst eine treibende Kraft zu liegen, dass es unmöglich ist, zu hindern oder auch nur aufzuhalten. Ich hoffe aber, dass die Pflege dieser Studien eine Frucht dieser Verhandlung sein wird.

Präsident: Ich eröffne die Debatte über diesen so interessanten und so wichtigen Gegenstand, der uns so eben in so beredter und warmer Weise empfohlen worden ist, und zwar glaube ich, dass wir gut thun werden, wenn wir die Debatte zunächst in zwei Punkte theilen, in die allgemeine und in die besondere, dass wir zuerst die Debatte über die Frage eröffnen, ob es überhaupt wünschenswerth sei, in diesen Kunststudien das Anempfohlene in den Gymnasial- resp. Lycealunterricht aufzunehmen, und dann auf die einzelnen Punkte, wie sie durch die Thesen selbst vorgezeichnet sind, übergehen.

Stimme: Eine thatsächliche Bemerkung: es existiren schon in sehr vielen Schulen solche Einrichtungen.

Andere Stimme (Mommsen): Ich erlaube mir eine Frage, die nicht zur Sache gehört: ich meine, der öffentliche Vortrag des Herrn v. d. Launitz beginnt jetzt.

Präsident: Es ist gerade halb, wir haben noch eine Viertelstunde Zeit.

Oberstudienrath Hassler aus Ulm: So wenig es bei der kurz zugemessenen Zeit gestattet sein kann, Ihre Geduld zu missbrauchen, ebenso wenig ist es natürlich meine Absicht, dem Antrage im Ganzen, für welchen ich auch bei anderer Gelegenheit öffentlich mich erklärt habe, den Consequenzen, die aus den Thesen zuletzt gezogen sind, entgegenzutreten; vielmehr möchte ich ihn auf das allerdringendste empfehlen, und zwar mit einem Motive, welches einem Gebiete entlehnt ist, das wahrscheinlich den Meisten unter Ihnen ferne liegt, aber gerade meiner Lebens-, meiner Berufsaufgabe angehört. Ich habe in dem ganz speciellen Vaterlande, dem ich angehöre, alle Kirchen beider Confessionen zu besuchen. Ich habe deshalb in Beziehung auf die dort vorhandenen Kunstwerke vorher Fragen an die Geistlichkeit zu richten; ich habe aber gefunden, dass diese Geistlichkeit beider Confessionen — versteht sich mit Ausnahme, aber immer nur Weniger — in Betreff der fraglichen Gegenstände unter die Kategorie derjenigen gehört, welche Luther seiner Zeit als einfältige Pfarrherren bezeichnete. Meine Herren! — So wenig wissen die allermeisten Geistlichen von dem, was in ihren Kirchen vorhanden ist, und was ihre Kirchen rücksichtlich des Baustyls u. s. f. selbst sind. Die Zeit drängt zu sehr, als dass ich Sie mit Aufzählung von Beispielen aufhalten wollte, die so lächerlich als wahr sind. Gott bewahre mich, dass ich damit dieser Geistlichkeit irgend einen Vorwurf machen möchte. Das ist die natürliche Folge, dass man sie früher Nichts der Art gelehrt hat. Weiss ich doch recht gut, zu meiner Zeit, da ich studirte, da war keine Gelegenheit; kaum hat man hier und da über griechische und römische Archäologie auch nur Etwas gehört; von christlicher Archäologie war gar keine Spur. Ich glaube, es war nicht einmal ein Lehrer vorhanden, der sie verstand. Wie wenig ich gemeint bin, der Geistlichkeit damit einen Vorwurf zu machen, kann ich dadurch nachweisen, dass ich Ihnen nur ganz kurz eine Scene mittheile, die sich zutrug, als siebzehn deutsche Conservatoren in Berlin bei einander waren. Ich darf keine weiteren Namen nennen. Es machte einer im Scherz den Vorschlag, es möge jeder derselben ehrlich erzählen, wie er zu seiner conservatorischen Weisheit gekommen. — Ich nenne keine Namen, denn es ist leicht zu rathen. — Der erste sagte: „Ich bin eigentlich Mediciner gewesen. Sehen Sie, meine Herren, ich habe bald gesehen, dass das eine traurige Kunst ist. Es hilft schliesslich Alles nichts; die Leute sterben doch. Da habe ich mich einer andern Kunst zugewandt, der Diplo-

matie. Da war ich eine Zeit hindurch bei der Gesandtschaft. Aber ich habe gesehen, dass das eine noch schlechtere Kunst ist; die verdirbt die Menschen. Und so bin ich durch die Gnade meines Königs zuletzt zu dieser Weisheit gekommen." Der nächste war ein Theologe, ein anderer Maler von Hause aus; wieder ein anderer von Hause aus sogar ein Jurist; und endlich kam der grosse Haufe von Philologen, meist Gymnasiallehrern. Aber auch diese mussten alle gestehen, dass sie anfangs nur durch eine Art von Dilettantismus zu der Sache gekommen seien, dann Freude daran gefunden und endlich auch ernsthaft wissenschaftlich die Sache betrieben haben. Das ist ein praktischer Beleg, der für die Sache spricht, und an der Ausführbarkeit der Sache zweifle ich nicht im mindesten! Es geht alles in der Welt, was man treibt, und geht, wie man's treibt!

Professor Stark: Meine Herren! Erlauben Sie mir noch einige Worte. Mich betrifft diese Angelegenheit persönlich. In meinem 23. Jahre habe ich eine kleine Schrift: „Kunst und Schule" mitten in dem Bewegungsjahre 1848 geschrieben, in welchem ich meinen Gedanken über diese Angelegenheit Ausdruck gegeben habe. Ich muss gestehen, ich erkläre von vornherein in allen wesentlichen Punkten meine volle Uebereinstimmung mit den einführenden Worten des geehrten Vorredners, und ich freue mich, dass sie aus dem Munde eines protestantischen Geistlichen, von einem Professor der Theologie gekommen, gerade da ich persönlich sehr bemerkenswerthe Erfahrungen gemacht habe, wie gerade unter der Fülle unserer jungen Theologen, die als Seelsorger stets unter der Mitte des Volkes verkehren in allen und den verschiedensten Verhältnissen, unendlich geringe Empfänglichkeit für diese Seite gefunden wird, die zusammenhängt mit dem Grund und Boden des Volkslebens, die so wichtig ist für Volksbildung, und wo ausserordentlich viel geleistet werden kann. Ich möchte daher, um nur ein paar Punkte hervorzuheben, was die Fassung der Thesen betrifft, jedenfalls darauf hinwirken, dass die Versammlung sich ausspreche, wie sie die monumentale Anregung und die Verwendung monumentaler Mittel in dem Bereiche des Schulunterrichts als ein durchaus zu forderndes Ziel betrachte, dass sie dieses Ziel auffasse zunächst überhaupt als ein Ziel der Gymnasialbildung, da die Vertreter der höheren Bildung der Nationen in dem Bereich des Gymnasiums erzogen werden, und da es eben ein Widerspruch ist, wenn die höhere Bildung bis zum 18ten, 19ten Jahre zu allem Andern Anregung giebt und zu dieser, einer der edelsten Geistesfrüchte und Richtungen, keine Anregung; dann aber, dass die bestimmte Beziehung zu dem anschauenden Element hierdurch eine wichtige Förderung erhält, und endlich, dass das Zusammenwirken mit den anderen literarischen Studien ein ausserordentlich naheliegendes und fördersames ist. Weiter muss man sich darüber verständigen, dass in derselben Weise, wie in dem Sprachunterricht die classischen Studien den eigentlichen Mittelpunkt des Jugendunterrichts bilden, auch diejenigen Kunstdenkmäler vor allem zur Anschauung gebracht werden, die dem am analogsten sind. Ich habe damit nicht ausgesagt, dass classische Archäologie abgesondert getrieben werden soll. Es sollen nicht Archäologen, es sollen Menschen gebildet und classische Archäologie nur so weit getrieben werden, als in der That in der antiken Kunst der einfachste und allgemeinste Ausdruck der Ideenwelt des classischen Alterthums liegt. Aber es ist gewiss eine Hauptsache, dass, wie in der Sprache die grammatische Sprache vor allen Dingen gelehrt werden soll, so auch in der Kunst eine auf festen Regeln basirte Grundanschauung gebildet werden muss. Desshalb darf man die Schüler nicht in die oft sehr merkwürdigen Irrgänge mittelalterlicher Theologie und jener phantastischen Zeit überhaupt hineinführen, sondern auf die Punkte, wo edle, grosse, um-

fassende Ideen zur Erscheinung gebracht sind. Dies ist geschehen einmal in der antiken Kunst und dann auch in der alt-christlichen. Denn jeder, der einmal im Bereich der alt-christlichen Denkmäler gelebt, weiss, wie darin in merkwürdiger Weise Classisch-antikes und Christliches sich vereinigt, und dass hier ausserordentlich einfache Elemente gegeben sind. Auf der andern Seite wird nothwendig die Gelegenheit sich darbieten, die höchste Blüthe des Mittelalters, welche sich in der Architektur zeigt, zur Anschauung zu bringen und die Zeit zur Betrachtung der Kunstwerke zu verwenden, wo modernes Leben und classische Studien sich vereint haben, die Zeit des Uebergangs aus dem Mittelalter in die neuere Zeit. Ich möchte diese Punkte, wie gesagt, besonders was das Object selbst betrifft, empfehlen, auf der einen Seite, dass die Versammlung anerkenne, dass die Anregung zu monumentalen Studien und die Benutzung monumentaler Hülfsmittel für den Gymnasialunterricht als etwas zu Forderndes erscheint, dass diese Anregung fusse auf der Benutzung der antiken Kunstwerke und derjenigen der folgenden Zeiten, in denen ein möglichst reiner klarer Ausdruck gegeben ist, in denen vor allem also das christliche, das mittelalterliche Element mit dem antiken sich innigst geeinigt hat. Ich möchte dann aber, was die Ausführbarkeit betrifft, auch vollständig übereinstimmen mit Hrn. Oberstudienrath Hassler: „Wenn man will, wenn man etwas erkannt hat, so geht es." — Wir haben eine grosse Anzahl von Schulanstalten, in denen Sammlungen sich befinden; so in Schul-Pforta. Auch unsere Gymnasien liegen in Städten, wo solche Sammlungen sich befinden, wenn sie nur benutzt werden. Fragen Sie aber nun die Schüler aus Karlsruhe oder Mannheim, inwieweit ihnen Anregung gegeben ist in Benutzung ihrer Sammlungen! Vor Allem muss deshalb bei der Bildung der Lehrer diese Seite beachtet werden, nämlich der Sinn für das Ideale, das Musterhafte darin. Um so mehr wird es dann in der Schule von selbst kommen. Ich glaube dabei allerdings, dass die Versammlung sich dahin ausspreche, dass, wenn auch nur ein Minimum von Lehrapparat für die Schule gegeben werde, wenn nicht in der Stadt selbst Gelegenheit geboten sei, vor Allem aber gewünscht werde, dass dieser Apparat benutzt werde und nicht, wie so häufig physikalische Apparate, verstaube; dass wirklich und zwar in der vielen freien Zeit, die von den Schülern so nebenbei oft verlottert wird, ein Lehrer hingehe mit seinen Schülern, die Kunstwerke zu betrachten, und wenn es freie Arbeiten giebt, dass er sie an solche anknüpfe.

Präsident: Ich glaube, wir können auf die Sache nicht weiter eingehen.

Stark: Jede derartige Anregung muss in der Schule mit einem gewissen Ganzen in Zusammenhang gebracht werden. Wir haben ja den Zeichenunterricht. Streben wir vor Allem danach, dass unser Zeichenunterricht nicht ein Unterricht im Machen kleiner netter Bilder ist, sondern in dieses Zeichnen ein höherer Sinn und vor allem ein klarer Gedanke hineinkommt.

Nachdem die Versammlung beschlossen, morgen die Discussion über diesen Gegenstand fortzusetzen, schliesst der Präsident die heutige Sitzung.

---

3. Sitzung. Sonnabend, den 30. September 1865.

1. Theil.

Präsident: Meine Herren! Ich eröffne unsere vierte Sitzung. Ich habe Weniges vorauszuschicken. Ich hätte die heutige Sitzung gern auf acht Uhr angesetzt, um Zeit zu gewinnen; allein es war nicht möglich, weil nur wenige Mitglieder hier waren und kein Mittel der An-

kündigung am Nachmittag sich findet — das Tageblatt erscheint ja erst an demselben Morgen. Als ich nun die Tagesordnung für heute entwarf, wusste ich noch nicht, dass wir schon um 10 Uhr in die allgemeine Sitzung gehen würden; wir werden Einiges weglassen können. Ich habe in die erste Linie gesetzt den Vortrag des Hrn. Prof. Eckstein: „Ueber die Sommerferien der Gymnasien". Da Herr Prof. Eckstein aber noch nicht hier ist, so wollen wir zunächst den zweiten Punkt der Tagesordnung vornehmen, nämlich die Fortsetzung der Verhandlung über die Thesen des Hrn. Prof. Piper in Betreff der Einführung der monumentalen, respective der christlich-monumentalen Studien in den Gymnasialunterricht. Wir haben hierüber gestern den ausführlichen Vortrag des Herrn Antragstellers gehört; es wird der grösste Theil der Anwesenden zugegen gewesen sein, ich will mich desshalb enthalten, ihn in seinen Hauptpunkten hier zu recapituliren. Ich eröffne daher sogleich die Debatte und gebe zunächst Hrn. Prof. Stoy das Wort.

Prof. Stoy: Ich erlaube mir, Ihnen drei Punkte kurz vorzutragen: erstens ein Bekenntniss, zweitens eine Ergänzung und drittens einen Antrag. Ein Bekenntniss, dass ich mit der Hauptthesis vollständig einverstanden bin und von Herzensgrund die Behauptung unterstütze: „die Einführung dieser Studien ist nothwendig." Zweitens die Ergänzung. Es ist von § 6 an bis § 9 angegeben die Antwort auf die hochwichtige Frage: „Welche Stellung sollen diese Studien einnehmen zu dem übrigen Lehrplan des Gymnasiums?" — Es wird Sie gewiss alle gefreut haben, meine Herren, dass Sie hier wieder das, was das Dogma gleichsam der neueren Pädagogik ist, haben aussprechen hören: „die Zahl der Lehrgegenstände darf nicht vermehrt werden." Darum sind die Vorschläge von § 6 an höchst wichtig für die ganze Angelegenheit, die drei Vorschläge, wie ohne Vermehrung der zahlreichen Lehrgegenstände diese Studien eingeführt werden können. Die Richtigkeit dieser Vorschläge erkenne ich sämmtlich an; aber ich glaube auch noch auf ein Viertes hinweisen zu müssen, und das ist die Ergänzung, wie diesen Studien trotz der beschränkten Zeit allerdings noch Raum geschafft werden könnte. Meine Herren! Das ist der Zeichenunterricht, der auf allen Gymnasien freilich wohl nicht obligatorisch ist, aber doch im Allgemeinen einer sehr grossen Theilnahme der Schüler sich erfreut. Wenn in diesen Unterricht die Betrachtung, die Analyse, die Abbildung solcher Monumente aufgenommen wird, dann gewinnen wir noch mehr, als wenn wir bei der Lectüre, in der Geschichte und beim Religionsunterricht darauf hinweisen, darum, weil im Zeichenunterricht recht eigentlich das analytische Element vorwiegt. Hier ist also der Punkt, wo das von meinem verehrten Freunde Hrn. Prof. Stark erwähnte Büchlein grosse Dienste leisten wird. Das anspruchslose Buch, „Kunst und Schule" betitelt, giebt solche Vorschläge gerade auch für den Zeichenunterricht, wie in bestimmter Stufenfolge vom Leichteren zum Schwereren, vom Einfacheren zum Zusammengesetzteren und zugleich in einer gewissen Vereinigung mit der historischen Entwickelung derartige Monumente zur Analyse und Nachbildung dargeboten werden können. Das wäre die Ergänzung. Drittens der Antrag. Es ist bei dieser Angelegenheit nicht bloss der genannte zweite Punkt von grosser Wichtigkeit, sondern auch der in den letzten Thesen behandelte: die Lehrmittel. Wir haben zu unserer Freude gehört, dass an mehreren Anstalten schon solche Sammlungen bestehen. Wir unterstützen gewiss auch den von dem Hrn. Antragsteller und dem Herrn aus Ulm ausgesprochenen Satz: „Wenn man will, wird's gehen!" Aber der Wille lockt's nicht allein herbei. Wenn man nur das Beste z. B. wollte, würde man in Gefahr sein, das Gute darüber zu verlieren und Nichts zu erreichen. Wie man in dem physikalischen Unterricht beim besten

Willen sehr fehlgreifen würde, wenn man, wie das freilich wohl geschehen ist, kostbare Apparate anschaffte, in deren Anschauen die Schüler dann versunken sind und so am Aeusserlichen haften bleiben, so käme es auch hier darauf an, vor allen Dingen das am leichtesten Zugängliche anzuschaffen, das Billigere zu finden. Hier wäre der Ort, von solchen Sammlungen Mittheilungen zu machen. Dazu haben wir heute aber keine Zeit, und darum möchte ich den nämlichen Antrag ihnen empfehlen, der letzthin bei der Verhandlung über die griechisch-makedonischen Uebungen gestellt worden ist. Wir wollen hier aussprechen und im Protokoll niederlegen, damit es den jetzt Abwesenden und schon Abgereisten bekannt werde, dass diejenigen, welche sich dafür interessiren, im Laufe dieses Jahres, dieses pädagogischen Sections-Jahres, an den Hrn. Prof. Piper Mittheilungen gelangen lassen, was sie bereits haben, welche Auswahl sie treffen, welche zweckmässigen Hülfsmittel sie empfehlen möchten, respective inwieweit ihnen auch in der Handhabung der Sache selbst ein guter Erfolg erschienen ist.

Dir. Piderit: Ich erlaube mir ein kurzes Wort der Ergänzung vorzutragen. In der diesjährigen Versammlung mittelrheinischer Gymnasial-Lehrer zu Frankfurt ist der Gegenstand auch berührt von demselben Herrn, welcher uns in der allgemeinen Versammlung die Freude gemacht hat, die Toga der Römer uns anschaulich machen, Hrn. Prof. von der Launitz. Er sagte, dass ähnliche Figuren, wie er sie gezeichnet hat, mit wenigen Mitteln vielleicht durch einzelne begabte und befähigte Schüler selbst in dem Zeichenunterricht hergestellt werden könnten, und dies wäre allerdings ein bedeutender Vortheil. Herr v. d. Launitz könnte uns darüber specielle Angaben machen, und so lässt sich mit wenigen Mitteln auf diesem Felde schon Bedeutendes leisten. Im Allgemeinen bemerke ich, dass man sich in dieser Beziehung doch zunächst sehr auf das Wesentliche beschränken müsste, und dadurch würde es dann leichter sein, sich das Hauptsächliche und Nothwendige anzuschaffen.

Mommsen: Ich würde etwas Aehnliches gesagt haben, wie der geehrte Vorredner, der vorletzte Redner, Herr Prof. Stoy gesagt hat, und würde ich dem Vortrage, der uns gewiss alle ausserordentlich erfreute, sowohl durch das Ziel, als durch die grosse Wärme, in welcher er vorgetragen wurde, statt der Ergänzung gar eine kleine Beschränkung angedeihen lassen, und ich glaube auch, dass Herr Schulrath Stoy das gemeint hat, dass die Ergänzung zugleich eine Beschränkung sei.

In der von Hrn. Dir. Piderit erwähnten Versammlung der mittelrheinischen Gymnasial-Lehrer ist derselbe Gegenstand bereits zur Sprache gekommen und hat man sich dahin geeinigt, dass das Betreiben der monumentalen Studien in den Schulen hauptsächlich an den Zeichenunterricht angeknüpft werden müsse, und dass darum in den bereits genannten andern Fächern und Gebieten, namentlich der Interpretation, ein Hereinholen von fremden Hülfsmitteln im Ganzen fernzuhalten sei, soweit es nicht der Individualität eines einzelnen Lehrers angemessen sei. Es gehört diese ganze Frage überhaupt in das Gebiet der Lehrmethode und hierüber lässt sich nichts Allgemeines hinstellen. Die Methode ist rein individuell und wenn man im Allgemeinen solche Forderungen, dass monumentale Studien eingeführt werden sollen bei der Interpretation der Schriftsteller, stellt, so stellt man zugleich die Forderung an die Lehrer, dass sie selbst diese Studien gemacht haben sollen. Wenn ihnen aber selber die Anschauung fehlt, so ist es schwer, dass die künstlerische Seite beim Unterricht ein rechtes Leben gewinnt. Ich habe das Glück gehabt, längere Zeit mich in Italien aufzuhalten, und es wird natürlich sein, wenn man an eine Stelle irgend eines Schriftstellers kommt, welche in dieser Beziehung sich verwerthen lässt, dass man da die künstlerische Anschauung dem Schüler mittheilt, falls

man selbst den dort beschriebenen Gegenstand an Ort und Stelle gesehen. Aber ich möchte nicht glauben, dass anderen Lehrern, die sich bloss durch Lesen von Beschreibungen hier hineinarbeiten, diese Welt eine so kräftige und lebendige sei, dass sie auch wieder einen lebendigen Geist ausstreuen können; eben deshalb, weil uns das Vielerlei in unserm Geschäfte ganz gewaltig abhalten dürfte, unser Ziel einfach und klar zu bestimmen, und wir müssen sehen, dass dies Eine nicht so vielfach sei.

Was der Herr aus Schwaben angeführt hat, von der entschiedenen Unkenntniss, welche bei manchen Pfarrern vorgekommen sei, das ist gewiss vollkommen anzuerkennen; aber ich glaube kaum, dass wir die Aufhebung dieser Schattenseiten auf den Schulen suchen müssen. Es ist eigentlich die Universität der Platz, wo man Kunststudien machen soll, und die Schulen sind nicht geeignet, Kunstsinn zu fördern. Ich muss also im Ganzen mich für die Beschränkung aussprechen, über welche wir uns in Frankfurt geeinigt.

Beneke: Ich wollte mir nur eine thatsächliche Bemerkung über die Ausführbarkeit des Antrags erlauben. Das General-Directorium der Königlichen Museen in Preussen liefert für sehr billige Preise Gypsabgüsse für Schulen von einzelnen Kunstwerken, und ist dazu sogar ein ausführlicher Katalog ausgegeben über die einzelnen Stücke nebst beigefügter Beschreibung und mit Angabe der Preise, die zum Theil sehr billig gestellt sind für die Schule, so dass von oben schon Bedacht genommen ist, durch die Stellung sehr billiger Bedingungen die Ausführbarkeit der monumentalen Kunststudien zu erleichtern.

Präsident: Für weitere Beschränkung des Lehrstoffes bin ich auf allen Gebieten, doch möchte ich die Berücksichtigung des Monumentalen und überhaupt auch der künstlerischen Form beim Unterricht nicht bloss auf den Zeichenunterricht beschränken. Ich glaube, wo es überhaupt thunlich ist, diese Mittel anzuwenden, z. B. auch bei der Lectüre, dass man da diese Mittel lieber ergreifen, als bei Seite schieben muss, so auch bei jedem andern Unterricht, z. B. auch beim Schreibunterricht.

Ich halte es für durchaus nothwendig, dass man, wo es irgend möglich, z. B. in der Geschichte des Mittelalters, eingeht auf die Grundunterschiede der Kirchenbauten und dabei die Hauptkirchenstyle und Grundformen angiebt. Es ist ein Jammer, wie es in dieser Beziehung mit den Compendien der Geschichte steht, wie da z. B. der gothische Baustyl behandelt wird und wie wenig derselbe zur Anschauung gebracht wird, geschweige denn zu einigermassen eingehender Verdeutlichung kommt. Und so verhält es sich auch auf verschiedenen anderen Gebieten. Ich bin der Meinung, dass, wo man überhaupt an diese Dinge hinstreift, man sie nicht bloss mit dem Namen nennen, nicht beim leeren Namen stehen bleiben darf, sondern in die Sache eingehen muss. Mittel giebt es allerdings hiezu sehr viele, und es bieten sich dieselben, so weit die Aufgabe der Schule reicht, überall dar. — Wenn freilich von Kunststudien die Rede ist, möchte ich glauben, dass dies nicht der richtige Ausdruck ist für die Schule. Man treibt auf der Schule nicht Studien im höhern Sinne des Wortes; es ist eine Anregung, Einleitung, vorbereitende Anschauung von den Dingen. Doch ich will noch die Mittel andeuten, die es da giebt. Am besten ist es, wenn der Lehrer zeichnen kann. Bilder giebt es alle möglichen, und man kann sie überall finden. Dann will ich noch besonders aufmerksam machen auf die Bedeutung, die für diese Sache die Photographie gewinnen muss. Wir haben ein Beispiel an den Photographien, die da drüben aufgestellt sind, diese sind allerdings jetzt noch etwas theuer. Wenn sich aber die Pädagogik ihrer erst annehmen wird, so wird dies durch den Massenabsatz, der dadurch hervorgerufen werden muss, sich gewiss bald

ändern. Ausserordentliches könnte man dann leisten, man könnte den Schüler hinführen auf alle Schauplätze des Lebens, auf denen sich die Männer, die Gestalten, die Thatsachen der Vergangenheit bewegt haben. Ich muss sagen, wenn ich hieran denke, verschönert sich mir das Bild des Schulhaltens, der Schule und der Schulthätigkeit gewaltig. Ich glaube, es könnte dadurch ein grosser Fortschritt erzielt werden.

Piper: Ich habe vor Allem den verehrten Herren zu danken, sowohl denen, die zugestimmt haben, als denen, die Ergänzungen und Einwendungen gebracht haben; insbesondere dem hochgeehrten Herrn Präsidenten, der einen Punkt schon durchgeführt hat, den ich zu beantworten beabsichtigte. Nämlich die Ergänzung durch den Zeichenunterricht ist eine Frage; die Beschränkung darauf eine zweite und freilich eine ganz andere. Ich habe diesen Punkt nicht besprochen, weil ich ihn verneine. Der Zeichenunterricht scheint mir nicht der Ort dafür zu sein. Es ist ja eine ganz andere Sache, einzuführen in die Kunstwerke des Mittelalters oder in die Welt des Alterthums — und in die Technik des Zeichnens, soweit dies auf dem Gymnasium erreicht wird. Man wird in der Regel den Zeichenlehrern nicht reiche archäologische Kenntnisse zumuthen können; und umgekehrt diejenigen, welche classische Bildung zu leiten haben, werden selten zum Zeichenunterricht befähigt oder geneigt sein; es fehlt also da, was Dir. Mommsen schon ausgesprochen hat, an Kräften. Es findet sich gerade bei den grössten Künstlern, dass sie keine Kunstkritiker sind und auch nicht Archäologen. So gehen diese Dinge ziemlich weit auseinander. Im übrigen möchte ich mich beziehen auf Prof. Springer, der in einem besonderen Aufsatz (in den Recensionen und Mittheilungen über bildende Kunst, III. Jahrg. Wien 1864. Nr. 22) sich hierüber auslässt. Demnächst, was Hr. Mommsen weiter bemerkt, sowohl über ein Hereinziehen fremder Hülfsmittel, welches von den andern Fächern, namentlich der Erklärung der Schriftsteller, fernzuhalten sei, als über das Individuelle der Lehrmethode und den Mangel an Lehrern, die in diesem Gebiete bewandert seien, so habe ich auf das Erste zu erwidern, dass die Monumente kein fremdes Hülfsmittel sind. Denn der Unterricht begnügt sich doch nicht mit einer Abstraction des Alterthums. Man erwartet zumal, dass in der Auslegung eines Dichterwerks die Anschauungen, auf denen es ruht, lebendig werden. Wenn aber die Schüler in diese, ja in das volle Leben der Alten eingeführt werden sollen, so dürfen der Schule die Hülfsmittel nicht fehlen. Die Alten hatten im alltäglichen Leben wie im Theater ihre Göttertempel und Götterbilder vor Augen. Auf diese, wie auf deren Urbilder und den Sagenkreis beziehen sich die Dichter, während sie hin und wieder im Kreise der Plastik und Malerei nachgewirkt und Gestaltungen hervorgerufen haben. Nun ist es eine anerkannte Forderung an die Interpretation, dass sie die jetzigen Leser auf den Standpunkt versetzt, den die ersten Leser und Hörer eingenommen. Dem wird sie nur genügen, wenn sie für das Verständniss der Dichtung die Werke der Architektur und Sculptur, welche in deren Bereich liegen, zu Hülfe nimmt. — Was das Andere betrifft, den Anspruch an die Lehrer, so mag es mehrfach noch an solchen fehlen, die aus eigener Anschauung von den Denkmälern des Alterthums lebendiges Zeugniss geben können. Und ein blosses Sichhineinarbeiten wird freilich das Ziel schwerlich erreichen. Wenn aber der Anspruch an die Lehrmethode nur erst allgemein anerkannt ist, werden sich auch die Lehrer wohl finden; die Gymnasien werden sie fordern von den Universitäten, und die Universitäten werden sie senden. Das ist ja gerade die schöne Wechselwirkung und der Kreislauf der Dinge.

Handelt es sich endlich um die Ausführung, so glaube ich, dass man sich auf das Nothwendigste zu beschränken hat. Doch lässt sich mit Wenigem viel leisten. Mit geringen Kosten

sind Abgüsse von classischen und christlichen Bildwerken zu erlangen, und auch, was die letztern betrifft, in solcher Folge, dass in alle Epochen von Anbeginn der christlichen Kunst der Einblick gewährt wird. In dieser Absicht ist bei der Universität zu Berlin das christlich-archäologische Museum angelegt, auf dessen Beschreibung im Evangelischen Kalender für 1857 ich Bezug nehmen darf. Ich habe daran einen Aufsatz gereiht: „Ueber die Errichtung christlicher Museen für die Schule und die Gemeinde" (gerade eine Frage, die hier vorliegt, nur in weiterer Ausdehnung); daselbst sind, nächst Motivirung der Sache, Vorschläge gemacht zu Erwerbungen von einzelnen Stücken, mit Angabe der Bezugsquellen und der Preise. — Es bleibt mir noch übrig, Herrn Schulrath Stoy zu danken für seinen Antrag und Jedem, der geneigt ist, an seiner Verwirklichung zu helfen; ich bin gern bereit, mich mit denen, welche mir Kunde geben wollen, in Verbindung zu setzen. Dass an manchen Anstalten etwas der Art besteht, ist mit Dank anzuerkennen. Es wurde im vorigen Jahre zu Hannover sogar behauptet, dass die Sache allgemein schon durchgeführt sei. Dies ist sicher nicht der Fall. Aber das Verlangen danach ist verbreitet und die Durchführung wird nicht schwierig sein, wenn man ernstlich will.

Präsident: Meine Herren! Ich glaube, wir müssen bei dem Stande der Zeit von allem Speciellen absehen. Ich sage dies besonders in Bezug auf eine der letzten Thesen (Thes. 9) des Herrn Antragstellers, namentlich in Bezug auf das Hervorheben gerade des Christlich-monumentalen. Wenn wir uns auf diese Specialitäten einlassen würden, glaube ich, dass wir uns dann heute nur verwirren würden. Ich z. B. hätte dafür zunächst noch gar keine Orientirung, ich glaube deshalb, dass es gut sein wird, wenn wir uns zunächst nur beim Allgemeinen halten und auch nachher bei der Abstimmung die Frage so stellen, dass sie viel allgemeiner als in den Thesen gefasst ist.

Piper: Ich kann nicht anders als das Zutreffende der Bemerkung des Herrn Präsidenten anerkennen. Nur möchte ich anheimgeben, ob etwa einer oder der andere der Herren noch geneigt wäre, uns hier Erfahrungen aus diesem Gebiet mitzutheilen; das würde ja sehr anregend sein.

Präsident: Ich frage die Versammlung, ob einer der Herren gewillt ist, in der angedeuteten Weise Mittheilungen zu machen?

Wünscht einer der Herren noch das Wort über diesen Gegenstand?

Da dies nicht der Fall ist, so schreite ich zur Abstimmung, und zwar will ich die Fragstellung so formuliren, nach diesen zwei Seiten hin:

1) Im Allgemeinen: „hält es die Versammlung für zweckmässig, dass auf das Monumentale in den Lehrstunden der Unterrichtsanstalten eine bedeutsame Rücksicht genommen wird?" (Angenommen mit bedeutender Majorität.)

So bringe ich dann 2) den Antrag des Herrn Professor Stoy zur Abstimmung: ..... oder ich glaube vielmehr, wir können ihn bloss als Wunsch aussprechen. (Zustimmung.) Es ist also der Wunsch ausgesprochen, dass die Herren, welche Gelegenheit haben, Erfahrungen in dieser Richtung zu machen, dieselben dem Antragsteller mittheilen.

Sonnabend, den 30. September 1865.

II. Theil.

Köchly: Ich erbitte mir nur zu einer kurzen geschäftlichen Mittheilung für eine halbe Minute das Wort.

Meine Herren von der pädagogischen Section! ich wollte mir nur erlauben, Sie daran zu erinnern, dass auf unserer heutigen Tagesordnung für die allgemeine Sitzung auch etwaige Berichte der Sectionsreferenten stehen, und wie ich so eben bereits die übrigen Sectionen aufgefordert, so nehme ich mir die Freiheit, auch Sie eben so freundlich als dringend einzuladen, ein Mitglied unter Ihnen zum Referenten über die Verhandlungen zu bestimmen. Selbstverständlich kann dies Referat nur ein sehr kurzes sein, und ich bin gezwungen, um nicht in der allgemeinen Sitzung die Rolle der antiken Wasseruhr zu übernehmen, daran zu erinnern, dass bei der karg zugemessenen Zeit etwa fünf Minuten und kaum mehr für dies kurze Referat gegeben werden können. Es ist aber gewiss sehr wünschenswerth, dass überhaupt ein solches Referat erstattet wird, damit die Herren der übrigen Sectionen wissen, was im Schoosse der pädagogischen Section, dieser ältesten, zahlreichsten und — ein drittes Wort darf ich nicht hinzusetzen, weil ich selbst meistens dazu gehöre — ich denke also, es wird den Herren der übrigen Sectionen interessant und angenehm sein, zu erfahren, was im Schoosse der pädagogischen Section verhandelt worden ist.

Präsident: Ich stelle sofort die Frage an die Versammlung, ob sie für wünschenswerth erachtet, dass ein solches Referat erstattet wird? Nun wollen wir dazu übergehen, sogleich den Referenten zu ernennen.

Rector Eckstein: Was zunächst die jetzt zur Entscheidung vorgelegte Frage betrifft, so möchte ich den Antrag stellen, dass der geehrte Herr Präsident selbst die Freundlichkeit hätte, den kurzen Bericht zu übernehmen. Sie sind dem Gange der Verhandlungen am genausten gefolgt, Sie sind mit den Ergebnissen derselben vertraut und Sie werden sich auch am ersten der strengen Zeitforderung fügen.

Aber ich wollte zugleich die Gelegenheit benutzen, mich zu entschuldigen. Es müsste ja eine wahre Unverschämtheit von mir sein, wenn ich, da ein Vortrag von mir auf der heutigen Tagesordnung steht, nicht zur rechten Zeit in Ihrer Mitte erschienen wäre; aber erst in diesem Moment erfahre ich, dass Etwas von mir auf der Tagesordnung steht. Da gestern die Debatte über die Piper'schen Thesen noch nicht zum Abschluss gekommen, glaubte ich, dass die Verhandlungen darüber heute fortgesetzt würden, und konnte um so weniger meinen, dass man noch in der zwölften Stunde auf diese Sache eingehen wollte. Legen Sie mir das also nicht als Rücksichtslosigkeit aus, von der ich ganz fern bin, sondern entschuldigen Sie meine Unkenntniss.

Präsident: Ich glaube, ich darf Sie im Namen der Versammlung von dem Vorwurfe lossprechen.

Rector Eckstein: Dann bin ich sehr froh.

Präsident: Um keine Weiterungen zu machen, so bin ich, wenn Jemand nicht noch einen weitern Vorschlag macht, bereit, das Referat zu übernehmen, und wir gehen nun über zu dem Vortrage des Herrn Professor Eckstein über die Sommerferien der Gymnasien.

Rector Eckstein: Sie wollen also noch jetzt über eine solche Frage die Discussion

eröffnen? Das scheint mir sehr bedenklich. (Nach einigem Zögern vortretend:) Ich will nur ein paar Worte darüber sagen und auch gar keine Discussion veranlassen. Es ist nachgerade doch eine brennende Frage, wie man heute zu sagen pflegt, die Anordnung der Schulferien, und es wird darauf ankommen, über eine Reihe von Grundsätzen sich zu einigen, nach denen dann die Entscheidung über die Dauer und die Zeit der Ferien gerichtet werden kann. Wir richten uns in unsern Schulferien hauptsächlich nach dem kirchlichen Jahre; es sind nur die nördlichen Länder, zum Theil auch England davon abgegangen. Nun aber liegt in einem Theile Deutschlands die Sache so, dass mitten in's Sommersemester eine drei- bis vierwöchentliche Ferienzeit fällt, zu welcher noch auf manchen Schulen acht, ja sogar vierzehn Tage Pfingstferien kommen, so dass also drei Zeiträume von je sechs Wochen das Sommersemester bilden. Da nun aber diese Frage für die südlichen Collegen keine rechte Bedeutung, meiner Ansicht nach, hat — denn sie haben zum Herbst Ferien, und diese fangen Ende August oder Anfang September oder auch früher an und gehen dann bis in die erste Woche des October hinein, und so ist es den Rhein hinunter und theilweise in Westfalen —, so habe ich mir gedacht, dass die These hier eigentlich nicht recht am Platze wäre, und ich wollte mir einen Vorschlag erlauben, dass wir vielleicht für das nächste Jahr, wo, weil ja im mittlern und nördlichen Deutschland diese *feriae caniculares* meist noch festgehalten werden, die Frage eher am Platze sein dürfte, uns dahin einigten, eine Anzahl von Thesen festzusetzen und dann eine eingehende Discussion daran zu knüpfen. Z. B. die Ferien liegen mehr im Interesse der Lehrer als der Schüler. Der Schüler braucht keine Ferien; aber weil denn doch für den Lehrer die Nothwendigkeit dazu vorhanden ist, kommt es darauf an, die Zeit ausfindig zu machen, die für den Schüler die am wenigsten nachtheilige ist; und es wird sich nach diesen Grundsätzen fragen: wollen wir ganz abstrahiren von dem Kirchenjahr und ein Schuljahr einrichten, das vom October bis in den Juli geht, oder aber, weil wir im Interesse der kleinen Knaben nicht wünschen können, dass diese zwei Monate Ferien hinter einander haben: Wie wird es am zweckmässigsten sein, die Ferien einzurichten? Sollen sie in den Herbst gelegt werden und da die Dauer von vier Wochen nicht überschreiten? Ich für meine Person, das will ich gleich voraus erklären — ich habe ja selber Sommer- oder Hundstagsferien, und zwar vierwöchentliche gehabt — ich bin ein entschiedener Gegner derselben und wünsche, dass wir die Ferien in den Herbst verlegen.

Auch möchte ich noch aus einem andern Grunde heute keine Debatte darüber hervorrufen: wir haben diesmal wirklich Hundstagsferien gehabt, es ist seit langer Zeit einmal wieder ein heisser Sommer gewesen, und das möchte für das Resultat der Discussion und Erörterung sehr nachtheilig sein. Die meisten Collegen würden sagen: Wie hätte man in diesen vier Wochen Schule halten können! Aber von solchen einzelnen Erscheinungen muss man absehen.

Köchly: Ich werde auch nicht auf eine Discussion dieser Frage eingehen; dagegen wollte ich einen damit genau verbundenen Gesichtspunkt denjenigen Herren empfehlen, welche auf der nächsten Philologen-Versammlung die Debatte aufzunehmen bereit sind; ja es fragt sich, ob nicht gerade in der Zwischenzeit der geehrte Antragsteller, mein alter Freund Eckstein, die Initiative ergreifen und eine Art von Expertise anstellen will. Meine Herren! Trotz der überaus zahlreichen Betheiligung an dieser Philologen-Versammlung zeigt ein Blick auf die Mitgliederliste, dass verhältnissmässig wenige Collegen aus Norddeutschland erschienen sind, und daran, so wird von vielen Seiten uns geschrieben, sei einzig und allein der unglückliche Umstand Schuld, dass sie zu dieser Zeit keine Ferien haben, daher der einzelne Lehrer —

und mehr können von einem Collegium nicht gut abkommen — erst eines umständlichen und nicht selten auch peinlichen Urlaubsgesuches bedürfe. Es ist daher schon von den verschiedensten Seiten der Antrag gestellt worden, es als eine brennende Frage zu betrachten, ob die Tage, die für die allgemeine Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner festgesetzt sind, die letzten Tage des September, ob diese nicht am Ende zu modificiren seien. Es kann mir selbstverständlich nicht einfallen, auch das zur Discussion zu bringen, ich wollte es nur Ihnen allen und namentlich meinem lieben Freunde Eckstein ans Herz legen, bei Ihren Verhandlungen über die Ferien diese ungemein wichtige Frage hineinziehen zu wollen.

Rector Eckstein: In Bezug auf den eben gehörten Antrag, der mir ganz aus der Seele gesprochen ist, will ich nur bemerken, dass eine Erörterung darüber gar nicht nöthig ist, weil sie von selbst nothwendig auf der nächsten Versammlung vorkommen muss, da wir ja einen neuen Statutenentwurf beabsichtigen.

Professor Rehdantz: Es wird zu den beiden angeregten noch eine dritte Frage hinzukommen müssen. Radical werden wir die Frage nur lösen können, wenn wir darüber einig sind, ob wir ein fortlaufendes Schuljahr, das nicht in zwei Semester mit wiederholter Versetzung zerfällt, haben wollen, und wenn auch die Universitäten auf einmalige Reception und einmalige Entlassung eingehen werden, also ebenfalls, um einen Gymnasialausdruck zu gebrauchen, auf einen Jahrescursus reflectiren. Dann wird es das einzig Normale sein, die nordeuropäische Ferienordnung, wie sie in Dänemark, Schweden und Russland besteht und wie sie mir als die beste, weil naturgemässeste, erscheint, wo die Ferien vom Juli in den August greifen, an die Stelle zu setzen. Es würde, glaube ich, alle unsere Discussion vergeblich sein, wenn wir nicht von dem Cardinalpunkte anfangen: wollen wir einen Jahrescursus oder zwei Semester haben? Haben wir zwei Semester, so sind die Ferien gegeben durch die Abschnitte; haben wir aber ein Jahr, so haben wir volle Freiheit, die Zeit zu wählen, und können allen Umständen Rechnung tragen und alle Rücksichten vereinbaren.

Präsident: Ich bitte ums Wort (Heiterkeit), oder vielmehr, ich wollte die Versammlung darauf aufmerksam machen, dass wir vor weiterer Erörterung zunächst die Frage entscheiden wollen, ob der Gegenstand discutirt werden soll oder nach dem eigenen Wunsche des Antragstellers verschoben werden soll. Ich will also die Frage stellen: Stimmt die Versammlung dem Wunsche des Antragstellers auf Verschiebung bei? (Wird mit Einstimmigkeit angenommen.) Meine Herren! damit wäre, wenn nicht Jemand noch eine besondere Mittheilung zu machen hat, unsere Tagesordnung erschöpft. Wir sind am Ende unserer diesjährigen Berathung angekommen, und ich danke der Versammlung herzlich dafür, dass sie es mir so leicht gemacht hat durch die Art der Discussion, dem mir gegebenen Auftrag nachzukommen. Ich hätte gern noch ein Wort des Rückblicks gesagt, aber ich sehe, man drängt nach der allgemeinen Sitzung, ich schliesse somit in der Hoffnung auf Wiedersehen.

Rector Eckstein: Ich bitte ums Wort! Meine Herren! wir sind nie auseinander gegangen, ohne dem Manne zu danken, der die schwere Last, unsere Discussionen zu leiten, übernommen hat; zu doppeltem Danke aber sind wir Ihnen verpflichtet, verehrter Präsident, weil Sie mit solchem rastlosen Eifer an die Sache gegangen sind, die wir Ihnen förmlich aufgedrungen und octroyirt haben. Ich bitte die Collegen freundlich, sich zu erheben und dadurch unserm Präsidenten unsere Dankbarkeit zu beweisen. (Geschieht.)

Schluss der Sitzung 10 Uhr.

Verhandlungen der germanistisch-romanistischen Section.

Als Mitglieder hatten sich eingezeichnet:

1. Hoffmann von Fallersleben, Schloss Corvey.
2. Lemcke, Prof. der abendländ. Literatur an der Universität Marburg.
3. Th. Becker, Hofrath u. Gymnasiallehrer zu Darmstadt.
4. A. v. Keller, Prof. in Tübingen.
5. Karl Bartsch, Prof. in Rostock.
6. Adolf Mussafia, Prof. in Wien.
7. Felix Liebrecht, Prof. in Lüttich.
8. Dr. H. R. Hildebrand aus Leipzig.
9. Dr. Th. Creizenach, Prof. in Frankfurt a. M.
10. Dr. W. Mannhardt, Privatdocent der Berliner Universität, d. Z. in Danzig.
11. Dr. Franz Roth, Stadtarchiv-Secretär zu Frankfurt a. M.
12. Dr. Prof. Bergmann, Dekan der literarischen Facultät in Strassburg.
13. Dr. O. Gerhard, Gymn.-Oberlehrer in Wetzlar.
14. Dr. Pabst, Prof. der deutschen Literatur zu Bern.
15. Prof. Dr. Franz Pfeiffer aus Wien.
16. Dr. H. Ulbrich, Frankfurt a. M.
17. Gymnasiallehrer W. Dithmar aus Marburg.
18. Dr. J. Scheffel von Karlsruhe.
19. Prof. Werner, Braunschweig.
20. Ernst Wülcker, Frankfurt.
21. Dr. Barack, Hofbibliothekar, Donaueschingen.
22. Dr. Heinrich Weismann, Frankfurt.
23. Dr. Rudolf Menzel, Dresden.
24. Dr. jur. et phil. Joh. Scherrer, Heidelberg.
25. Reinhold Köhler, Bibliothekar, aus Weimar.
26. Ludwig Sieber, von Basel.
27. Dr. Aug. Lübben, Oldenburg.
28. Prof. Dietrich, von Marburg.
29. Dr. M. Rieger von Darmstadt.
30. Privatdocent Dr. Hugo Wislicenus aus Zürich.
31. Prof. Dr. Düntzer, Oberbibliothekar aus Köln.
32. Gymnasiallehrer J. Petters aus Leitmeritz.
33. Neff, Lehramtspraktikant von Heidelberg.
34. Dr. Steinthal, Prof. an der Universität Berlin.
35. Dr. Schnitzer, Prof. aus Ellwangen.
36. Dr. W. Müller, Prof. aus Göttingen.
37. Studienlehrer d'Alleux aus Hof.
38. A. Emmert, Studienlehrer in Speier.
39. A. Nusch, Studienlehrer in Dürkheim.
40. Dr. W. L. Holland, Prof. in Tübingen.
41. Dr. Crezelius, Oberlehrer in Elberfeld.
42. K. Simrock, Prof. in Bonn.
43. Dr. Ruth, Privatdocent in Heidelberg.

Erste, vorbereitende Sitzung, Mittwoch den 27. September.

Herr Professor Wattenbach begrüsst als Stellvertreter des durch Krankheit verhinderten Präsidenten, Hofrath Holtzmann, die Versammlung und übergiebt Hrn. Dr. Max Rieger aus Darmstadt, als dem in Hannover erwählten Vicepräsidenten, die Leitung der Verhandlungen.

Derselbe verliest die Satzungen, während die anwesenden Mitglieder der Section ihre Namen in das Gedenkbuch eintragen und einen Beitrag von 18 Kr. zur Deckung der Kosten entrichten; hierauf schlägt er zum Vicepräsidenten Herrn Prof. Creizenach aus Frankfurt, zu Schriftführern die Herren Hofbibliothekar Dr. Barack aus Donaueschingen und Dr. H. Weismann aus Frankfurt vor; die Vorschläge werden von der Versammlung angenommen. Die Sitzungen sollen Morgens 8 Uhr beginnen.

Folgende Vorträge waren vorher angemeldet:

Prof. Bartsch aus Rostock: Ueber den saturnischen und altdeutschen Vers; Bericht über die Thätigkeit der Commission für Herausgabe des niederdeutschen Wörterbuchs.

Prof. Bergmann aus Strassburg: Ueber die Bedeutung der Namen Germani, Deutsche, und Hexampaïos.

Prof. Dietrich aus Marburg: Ueber die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der deutschen Inschriftenkunde.

Für den kaum zu befürchtenden Fall, dass es an Stoff fehlen sollte, hatte sich der Präsident, Prof. Adolf Holtzmann, erboten, einen Vortrag zu halten über Theorie der epischen Poesie und folgende Thesen zu vertheidigen:

1) Die gothische Sprache hat das lange a;
2) Im Gothischen gilt der Satz: *vocalis ante vocalem corripitur;*
3) In der altsächsischen und angelsächsischen Declination müssen für die *Masculina balgs* die kurzsilbigen von den langsilbigen geschieden werden.

Andere Vorträge wurden noch vor der vorbereitenden Sectionssitzung angemeldet.

Auf die Tagesordnung der ersten Sitzung werden vom Präsidium folgende Vorträge gesetzt:

1) Dr. Mannhardt aus Berlin: Mittheilung über Gründung eines Quellenschatzes der germanischen Volksüberlieferung.
2) Prof. Bartsch aus Rostock: Bericht über die Thätigkeit der Commission für Herausgabe des niederdeutschen Wörterbuchs.
3) Derselbe: Ueber den saturnischen und altdeutschen Vers.
4) Prof. Creizenach aus Frankfurt a. M.: Ueber die ältesten Spuren Dante's in der deutschen Literatur.
5) Conservator Dr. Lindenschmit aus Mainz: Ueber eine neuentdeckte Inschrift in deutschen Runen aus einer alemannischen Silberfibula.
6) Dr. Rieger aus Darmstadt: Ueber Dante's Lyrik im Verhältniss zu Vorgängern und Zeitgenossen.

Nach Verlesung der eingeschriebenen Namen wird die vorbereitende Sitzung geschlossen.

Zweite Sitzung, Donnerstag den 28. September, Vormittags 8 Uhr.

Der Vicepräsident eröffnet die Sitzung, indem er zu weiterer Einzeichnung in das Denkbuch auffordert.

Dr. Mannhardt entwickelt seinen Antrag auf Gründung eines Quellenschatzes der germanischen Volksüberlieferung. Er betont vor Allem, dass dies Aufgabe unserer Zeit sei, gegenüber dem zweifelhaften Werthe der bisherigen Arbeiten, denen gar häufig die Kritik mangele. Besonders sei die Geschichte der Volksüberlieferungen zu berücksichtigen. Mangel an Kritik des ganzen Gebietes und Systemlosigkeit in den Sammlungen habe bedeutende Lücken ergeben, so dass für ganze Ueberlieferungskreise die Mittelglieder fehlten und eine grosse Anzahl von Fragen unbeantwortet blieben. Eine positiv wissenschaftliche Grundlage soll gelegt und ein einheitlicher methodischer Gang für den ganzen Quellenschatz angestrebt werden. Das Werk soll sich als: *monumenta Germaniae mythica* ergänzend an die *monumenta Germaniae historica* anschliessen. Die königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin hat den bis ins Einzelne ihr vorgelegten Plan gebilligt und sich für die Nützlichkeit, ja Nothwendigkeit des Unternehmens ausgesprochen. Die im Aussterben begriffene germanische Volkssitte in all' ihren Beziehungen dem Gedächtniss der Nachwelt zu erhalten ist also das Ziel dieses Quellenschatzes, welcher nur dann, wenn er möglichst vollständig ist, in Stand setzen kann, das Bild des einst Gewesenen aus den Bruchstücken zusammenzusetzen, mit Sicherheit seine Bedeutung zu entziffern und mit Hülfe sprachlicher und historischer Studien jedes einzelne Glied in den richtigen Zusammenhang zu bringen. Mit den agrarischen Verhältnissen, insbesondere den Erntesitten hat der Sammler probeweise den Anfang gemacht. Diese nächste Arbeit zerfällt, wie jeder Abschnitt des Quellenschatzes, in zwei Abtheilungen: 1) in die Sammlung selbst; 2) in die Kritik und Zusammenfassung derselben. Der Stoff wird in ethnographisch-geographischer Ordnung gegeben und jede Ueberlieferung von Gau zu Gau, wo möglich von Ort zu Ort, bis auf die letzte Grenze ihrer geographischen Verbreitung verfolgt. Der zweite Theil ist die Ergänzung des ersten: er stellt die Natur der Ueberlieferungen dar und bemüht sich, dieselben in engsten Zusammenhang zu bringen. An einzelnen Beispielen, wie „der Eber geht im Korn", wenn der Wind im Korne Wellen schlägt etc., erläutert der Redner seine Verfahrungsweise. Um das Ziel zu erreichen, sollen landwirthschaftliche Vereine, Schulanstalten, Lehrer und Schüler etc. zur Mitthätigkeit gebracht werden, in der Weise, dass ihnen bestimmte Fragen zur Beantwortung vorgelegt werden. Der Redner hat schon an 70,000 solcher Fragen versendet und bereits 10,000 Antworten erhalten. Ein tüchtiger Anfang ist also bereits gemacht, wie die vertheilte Monographie des Verfassers beweist: „Roggenwolf und Roggenhund; Beitrag zur Germanischen Sittenkunde, Danzig 1865."

Der Redner bittet schliesslich um allseitige Unterstützung und Verbreitung seines Unternehmens und spricht den Wunsch aus, die Section möge in der Plenarversammlung selbst das Werk empfehlen.

Der Vicepräsident dankt dem Redner und legt der Versammlung die möglichste Förderung des verdienstvollen Unternehmens ans Herz. — Die Versammlung begrüsst freudig und theilnehmend die Aufforderung.

Prof. Bartsch aus Rostock berichtet sodann über die Thätigkeit der Commission für Herausgabe des niederdeutschen Wörterbuchs (s. d. Verhandlungen der 23. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Hannover, S. 191 f.). Das Kose-

garten'sche Material, wenn auch sehr reich, bedürfe doch der Sichtung und Vervollständigung in einem Masse, dass es nur in den Händen eines Gelehrten, der sich vorzugsweise dieser Jahre hinnehmenden Arbeit widme, unter der Beihülfe Vieler und namentlich auch der Unterstützung der norddeutschen Regierungen zu einem, diese empfindliche Lücke in unserer Sprachwissenschaft würdig ausfüllenden Werke gestaltet werden könne. Dass ein solcher reichliche Unterstützung finden werde, z. B. bei der mecklenburgischen und hannoverischen Regierung, sowie bei einzelnen auf diesem Felde arbeitenden Gelehrten (z. B. Dr. Schiller), könne er versichern; aber der Mann sei noch nicht gefunden. Er gebe daher das Mandat der Commission in die Hände der Versammlung zurück.

Durch Abänderung der Tagesordnung erhält hierauf Prof. Lindenschmit aus Mainz das Wort und giebt die angekündigte Mittheilung über eine Runenschrift. Die deutsche Inschrift befindet sich auf einer Silberfibula, die neuerdings auf dem alemannischen Todtenfeld bei Nordendorf in der Nähe von Augsburg aufgefunden und dem Augsburger Museum einverleibt worden ist. Er zeigt das Original der Fibula vor und vertheilt Abbildungen derselben. Das Stück gehört in das 6. oder 7. Jahrhundert.

Prof. Dietrich aus Marburg knüpft daran seinen Vortrag über die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der deutschen Inschriftenkunde. Nachdem er bevorwortet, dass er unter eigenthümlich deutscher Schrift die Runen verstehe und zu den Denkmälern deutscher (altsächsischer) Schrift und Sprache auch die der Sachsen jenseit des Canals und der Anglier nördlich vom Humber rechne, begann er, um vom Norden zum Süden fortzuschreiten, mit Northumbrien. Er berichtet von dem kürzlich gewonnenen Verständniss der grossen Inschrift des Kreuzes von Ruthwell am Solway-Busen, welche das Bruchstück eines angelsächsischen Gedichts enthält, wodurch sie dem 8. Jahrhundert zugewiesen werde, ferner von den Kreuzen von Bewcastle und Lancaster, von den beiden goldnen Ringen Northumbriens, auf denen beiden sich eine und dieselbe Zauberformel in Runen befinde, endlich von den Grabsteinen mit Runennamen, deren einer dem Norden, der andere dem Süden, der Stadt Dover angehört.

Hierauf werden die in Schleswig gefundenen mit deutschen, nicht angelsächsischen, Runen beschriebenen metallenen Gebrauchsgegenstände vorgeführt, nämlich nächst dem schon länger bekannten goldenen Horn, das goldene Diadem von Strarup, und die 1863 bekannter gewordenen Runensachen von Taschberg, der broncene Schildbuckel mit einem deutschen Namen und die broncene Zwinge mit einem alliterirenden Sprichwort, sämmtliche Inschriften zugleich mit denen der 5 schleswigschen Goldbracteaten — einer, 1863 bei Skodsborg gefunden, umfasst 37 Runen — seien entziffert in einem Aufsatz des nächsten Hefts der „Germania" (X, 298—302). Eine umfassende Abhandlung über 55 Inschriften meist nördlicher gefundener Goldbracteaten aus dem 4.—7. Jahrhundert sei unter der Presse für Haupt's Zeitschrift (XIII, 1—80 ff.). Auch hier überall deutsche Runen und nordsächsische Sprache.

Ebenso auf den Denkmälern des alten Sachsenlandes, wofür die bei Dannenberg im Königreich Hannover 1859 gefundenen 4 Runenbracteaten sprechen, die mecklenburger, neben dem Ring von Cöslin, und ein im Museum zu Braunschweig befindliches Reliquienkästchen mit Runen und Sprache altsächsischer Art.

Besonders wichtig ist es, dass nunmehr auch den hochdeutschen Stämmen sichre und klare Runendenkmäler zugewiesen werden können. So die 1860 durch Baudot bekannt gemachte Spange von Charnay in Burgund mit dem grössten Theil eines deutschen Futhark,

einem Spruch, und dem Namen des Runenschreibers; sodann aber die so eben von Dr. Lindenschmit vorgelegten Runenspangen, eine aus einem alemannischen Grabe von Nordendorf bei Augsburg, von welcher die Grundgestalt des 34 Runen umfassenden Satzes alsbald erkannt wurde, und eine fränkische von Westhofen bei Worms, deren 16 erhaltene Runen durch Lücken unterbrochen sind.

Endlich wird auch auf die nördlich von der Donau gefundenen und 1859 von Arneth veröffentlichten Runeninschriften der Goldgefässe des Banater Fundes hingewiesen und auf einen bereits der „Germania" übergebenen Aufsatz, worin Prof. D. nachzuweisen versucht, dass in den eigenthümlichen Runengruppen gothische Eigennamen und Sätze enthalten sind.

Der Vortragende knüpft daran literarische Anfragen, wovon die nach den angeblichen Runen von Robenhausen im Canton Zürich (Nürnberger Anz. f. K. d. d. V. 1865 S. 255) von einem anwesenden Gelehrten, Dr. Scheffel, sogleich dahin beantwortet werden konnte, dass der Bericht von den Robenhauser Runen auf Basaltkegeln eine leere Erfindung sei. Schliesslich spricht der Redner den Wunsch aus, dass an der Entzifferung deutscher Runenschriften, über deren Inhalt man sich bisher meist nach Kopenhagen gewendet habe, doch noch mehr deutsche Gelehrte sich betheiligen möchten, da die gründlichere Erforschung jener goldenen, silbernen und broncenen Denkmäler der vorkarolingischen Zeit nicht unbedeutende Ergebnisse für Sprache, Geschichte und Alterthümer verspreche. Er bedauert, dass noch keine deutsche Regierung sich der Inschriften angenommen habe, wie dies doch von anderen europäischen Regierungen geschehen, und hofft, dass bald durch ein deutsches Inschriftenwerk der noch jüngst von dem Auslande erhobene Tadel zunichte gemacht werde: die deutschen gelehrten Akademieen erklärten und edirten Inschriften in allen Sprachen mit Ausnahme ihrer eigenen. Für die dunkle Geschichte der Runen ergebe sich schon jetzt ein weit höheres Alter dieser Schrift und ihres Gebrauchs, als man bisher anzunehmen geneigt gewesen, sowie, dass wir unsere Runen nicht von den Angelsachsen, sondern diese von uns die ihrigen empfangen haben, und dass noch die bezweifelten Runen des Hrabanus, zufolge ihrer Einheit mit den burgundischen, als deutsche Ueberlieferung gerechtfertigt werden.

Der Vicepräsident theilt mit, dass Prof. Bergmann von Strassburg zwei seiner Schriften übergeben habe:

1) l'unité de l'espèce humaine et la pluralité des langues primitives par F. G. Bergmann, Doyen de la faculté des lettres de Strasbourg, 1864.
2) de l'unité de composition grammaticale et syntactique dans les differentes familles de langues par F. G. Bergmann etc.

Der Vicepräsident kommt nochmals auf den Vortrag des Herrn Dr. Mannhardt zurück und fordert die Mitglieder auf, jetzt schon zusammenzutreten und ihm, der schon heute abreisen müsse, ihre Mitwirkung zu versprechen. Er zeigt an einem Beispiel (das scowring play in England), wie vereinzelte Beobachtungen nur dadurch Werth erhalten, dass sie in dem rechten Mittelpunkte vereinigt werden. Auch der Präsident Dr. Rieger spricht seine lebhafte Theilnahme für die Arbeit aus, bittet aber, von einer Aufforderung in der Plenarversammlung abzustehen, da sie nach den gemachten Erfahrungen kaum fruchten werde. Prof. Bartsch und der Vicepräsident stimmen dieser Ansicht bei; es genüge die wärmste Empfehlung von Seiten der Section in den Protokollen; die Versammlung ist hiermit einverstanden. Der Vicepräsident richtet sodann noch den Wunsch an die Herren, die bei dem Dantetag in

Dresden am 14. September zugegen gewesen, es möge einer derselben in der nächsten Sitzung Bericht erstatten.

Schliesslich wird die nächste Tagesordnung folgendermassen festgestellt:

1) Prof. Bartsch über den saturnischen und altdeutschen Vers.
2) Prof. Creizenach über die ältesten Spuren Dante's in der deutschen Literatur.
3) Mittheilungen einer neuen Uebersetzung des 5. Gesanges des Inferno von Halm durch Prof. Mussafia.
4) Prof. Bergmann über die Namen Deutsche und Germanen.

Dritte Sitzung, Freitag den 29. September, Vormittags 8 Uhr.

Prof. Bartsch aus Rostock beginnt die Sitzung mit seinem Vortrag über den saturnischen und altdeutschen Vers. Niebuhr, O. Müller etc. haben die Aehnlichkeit der beiden Verse schon gezeigt; er wolle es vom germanistischen Standpunkte aus thun. Der Vortragende hob die schon von andern bemerkte Aehnlichkeit im Bau des altrömischen und altdeutschen epischen Verses hervor, machte auf die Verschiedenheit des Princips aufmerksam, indem im altrömischen Verse bei allem Streben nach Vereinigung von Wortaccent und Versaccent doch die Quantität über die Wortbetonung den Sieg davontrage, während im deutschen die Wortbetonung herrsche und die Quantität nur untergeordnete Bedeutung habe. Die Fälle, in welchen im Saturnius Verletzung der Wortbetonung eintritt, werden einzeln zergliedert. Dann betrachtete der Redner die Senkungen und ihren Gebrauch im Deutschen und Lateinischen, die Reinheit derselben in Bezug auf Quantität und Zahl der Silben, ferner die Cäsur und die Zerreisung von Worten in ihr, die Auslassung der Senkungen, die Behandlung des Auftaktes und die dafür geltenden Gesetze, die Auflösung der Hebung in zwei kurze Silben, den weiblichen Ausgang beider Hälften des saturnischen Verses und die etwa vorkommenden Ausnahmen von dieser Regel. Schliesslich stellte der Vortragende den saturnischen Vers mit verschiedenen bei den Griechen vorkommenden Variationen, mit dem indischen Sloka, dem griechischen und lateinischen Hexameter, sowie mit altromanischen Versbildungen zusammen und suchte in einigen Zügen die Entwickelung dieser verschiedenen Formen aus einer und derselben Grundform, einem indogermanischen epischen Versmass, anschaulich zu machen.

Prof. Düntzer aus Cöln tritt ihm in allzu erregt-lebhafter Weise entgegen. Diese Ansicht über den Saturnier sei ein ganz unberechtigtes Axiom. Die lateinischen Grammatiker wüssten nichts von einer Auslassung der Senkungen. Aber auch in den erhaltenen Resten finde sich Nichts der Art. Der saturnische Vers sei nur eine Verdoppelung des Verses im Lied der arvalischen Brüder. Auch in der Inschrift des Naevius finde man nichts für diese Ansicht, da seien sechsfüssige Verse. Diese beiden Gedichte, fährt er fort, welche die Grundlage für den saturnischen Vers bilden, haben freilich die Neueren ganz weggeworfen. Man will aus Inschriften beweisen; aber wer kann denn behaupten, dass dieselben Verse seien? Die Punkte, die man für Verszeichen erklärt, finden sich auch auf andern Inschriften, in denen Niemand Verse sehen will. Die Punkte sind nichts anders, als starke Interpunktionen. Wohl weiss ich, schliesst Redner, dass ich in diesem Kampfe ziemlich allein stehe, aber doch nicht

ganz, denn auch der Altmeister Boeckh will nichts von einem Ausfall der Senkungen wissen, den er nur für einen „Einfall“ erklärt. Ich thue daher Einspruch gegen die Behauptung, dass der Saturnier aus demselben Versmass entstanden sei, wie der altdeutsche Vers; der Saturnier ist das nationale epische Versmass der Römer, wie der Hexameter das der Griechen.

Prof. Bücheler aus Freiburg bemerkt, er wolle zwar nicht in diesen Streit eintreten, da er eigentlich nicht in der germanistischen Section ausgekämpft werden könne; jedoch müsse er wenigstens erklären, dass er mit dem Vorredner in allen Stücken nicht einverstanden sei. Wenn man in den Grabschriften der Scipionen keine Verse erkennen wolle, sondern höchstens einen Anflug, und wenn man sie auch nur für einen andern, als den saturnischen Vers halten könne, so höre nach seiner Ueberzeugung jede Discussion überhaupt auf. Er sei ganz der Ansicht des Herrn Prof. Bartsch und verweise auf seine Recension der Monumenta etc. von Ritschl und Mommsen.

Wegen vorgerückter Zeit verzichtet Prof. Creizenach für heute auf seinen Vortrag und das Wort erhält Prof. Bergmann aus Strassburg zu seinem Vortrag über die Bedeutung der Namen: Deutsche und Germanen. Die Thesen, in die er seine langjährigen Forschungen zusammenfasst, sind folgende, zunächst über das Wort „Germanen“. Dass *Germani* ein latinisirtes deutsches Wort sei, nimmt Niemand jetzt noch an. Aber es ist auch nicht keltisch, es müsste sich ja doch, da es relativ spät entstanden ist, noch als Spur in einer keltischen Sprache finden oder doch bestimmt aus keltischen Mitteln leicht erklären lassen; aber weder Form noch Bedeutung können mit Bestimmtheit weder in der Geschichte noch in dem Idiom der Kelten nachgewiesen werden. Die einfachste Erklärung ist von den meisten Sprachkennern zurückgewiesen worden, und doch dünkt mich, dass in dieser Sache, wie bei vielen andern Fragen, der Stein, welchen die Bauleute verworfen, als der wahre Grundstein betrachtet werden muss. Das Wort ist nichts anders, als das zum Volksnamen gewordene lateinische *germanus*, Stammgenosse. Deswegen übersetzten viele Griechen richtig *germani* durch *ἀδελφοί*. Wollte man die philologische Competenz der Griechen in dieser Frage verdächtigen oder abweisen, so wäre dies doch nimmermehr erlaubt hinsichtlich des römischen Geschichtscheibers Tacitus. Tacitus sieht auch in dem Volksnamen nichts Anderes. Der Beweis hiervon liegt deutlich in seinen Worten, wenn man sie auf die geschichtliche Sachlage bezieht, sowie sich dieselbe auf dem linken Rheinufer gestaltet hatte. Nach ihm hatten etwa 90 v. Chr. die germanischen Trevirer, Nervier u. s. w. sich auf dem linken Rheinufer niedergelassen; sie waren ächt deutsche Stämme, aber stark mit keltischen Elementen vermischt; die Gallier und Römer sahen diese Ansiedelung mit Missgunst. Als sich nun auch die Tungrer zu ihnen von dem rechten auf's linke Ufer gesellen wollten, gaben diese sich (*ob metum*) den Namen *germani*, Stammverwandte der Trevirer u. s. w., um leichtere Aufnahme in das römische Gebiet zu finden. Die Gallier gestatteten ihnen hierauf die Niederlassung und nun kamen immer mehr, der Name war, wie Tacitus sagt, ein „*recens et nuper additum*“ im Vergleich zu denen der Marser u. s. w., welche sowohl alt als einheimisch waren (*vera et antiqua nomina*).

Das Wort „Deutsche“ leitet Redner von dem skythischen *taviti*, Herd, sanscr. *dhavitâ*, getisch *theuth*, *thiuth*, ab. Das Wort wurde dann vom „Herd“ auf die Göttin des Feuers auf dem Herde, des Hauses, der Heimat, der Nation übertragen und dann auf die Nation selbst. Die getischen Völker nannten sich deshalb *thiuthidai*, Söhne der *Thiuth*, d. h. der Nation, indem sie die getische Patronymendung *ida* (griech. *ἰδης*) an den Namen *thiuth* anfügten. Die getischen Hellenen sprachen dies Wort *ζιονθιδες* (Hesychius I. 1585 *γνησιοι*). Bei den

späteren Gothen behielt dies Wort *thiuth* die abstracte Bedeutung Volk, und ebenso das altdeutsche *diot*, *deut;* sie nannten sich *thiuthiskai*, *diotiske*, d. h. die Nationalen (—*isk*, das werdende, kleine). Das Wort deutsch bezeichnet also ursprünglich das Nationale im Gegensatz zu dem *Walahisken*, Fremden. Die germanischen Studien müssen, so folgert der Redner daraus, der Zeit nach weiter hinaufgerückt werden; Tacitus und Herodot sind Fundgruben für diese Studien. Was beweist, fragt er, dass die alten von Herodot geschilderten Skythen Vorfahren der Gothen waren? Alle Sprachüberreste der Skythen lassen sich aus germanischen und slawischen Worten erklären. Zum Schluss sucht er dies an dem grăcisirten skythischen Worte *Hexampaïos* nachzuweisen. Es ist zusammengesetzt aus skyth. *vecus*, Weg, goth. *vigs*, *samâ*, Begegnung, und skyth. *vaihus*, goth. *veihs*, heilig, und bedeutet nach Herodot bei den Skythen den heiligen Kreuzweg, den Bezirk, in dem er sich vorfand, und den heiligen Quell, welcher dort hervorsprang.

Der Präsident dankt dem Redner für die eingehende Arbeit und erkennt freudig an, dass derselbe aus dem uns fremd gewordenen Lande herübergekommen sei und die deutsche Forschung über die Grenze Deutschlands hinaus pflege. Für eine Discussion aber werde keine Zeit sein.

Prof. Creizenach aus Frankfurt a. M. macht den Schluss der heutigen Sitzung mit seinem Vortrage: Ueber die ältesten Spuren Dante's in der deutschen Literatur. Derselbe beginnt mit der Bemerkung, dass eine directe Kenntnissnahme von Dante als Dichter im Laufe des Mittelalters für Deutschland nicht nachzuweisen sei, während in England bereits Gower und Chaucer auf ihn Bezug nehmen. Wohl aber seien die Vorstellungen, die Dante dichterisch formulirt, auch bei seinen deutschen Zeitgenossen lebendig. Beispielsweise vergleicht er die Invectiven gegen die Schenkung Constantin's, die bei Dante vorkommen, mit ähnlichen bei Ottokar von Horneck, Frauenlob und anderen. Er entwickelt die Möglichkeit, Karl's V. Wahlspruch „*plus ultra*" an die Geschichte des Ulysses im Inferno anzuknüpfen. (Auch die Schrift *de vulgari eloquentia* gibt zu einer solchen Parallele Anlass, indem die von Dante streng deducirte Ansicht, das Hebräische sei die Mutter der Sprachen, gelegentlich bei Hugo von Trimberg vorkommt.) Waren aber auch Dante's Dichtungen den Deutschen schwerlich bekannt, so war er doch als Verfechter des göttlichen Ursprungs und Rechtes der kaiserlichen Monarchie auch in Kämpfen von Einfluss, die sich auf deutschem Boden bewegten. Seine Schrift *de monarchia* wurde im Interesse Ludwig's des Baiern verwandt, und dessen eifrigster Verfechter, Occam, gest. 1341 in München, lehnt sich unverkennbar an Dante an. Der Vortragende erinnert an den von unserem Dichter in der „Monarchie" so sehr betonten Bibelspruch: „*Omne regnum in se divisum desolabitur*" im Eingang der goldenen Bulle. Hier liegt auch der Faden, an welchem die Kenntniss Dante's im 16. Jahrhundert sich neu anschliesst. Die Bekämpfer des päpstlichen Rechtes, ein Flacius Illyricus und noch mehr Wolfius (in den *Lectiones memorabiles*) von der einen, die Vertheidiger des römischen Stuhls von der andern Seite beziehen sich sehr häufig auf die „Monarchie" und die „göttliche Komödie"; Wolfius vor Allen citirt sehr ausgedehnte Stellen, namentlich aus der „Komödie", in der Urschrift und in lateinischer Uebersetzung. Der Erste, der in deutscher Sprache Dante's Namen nennt, ist der Chronist Aventinus. Von da bis auf Goethe's Zeit weist der Vortragende weitere Erwähnungen nach, indem er hierdurch die Ermittelungen Köhler's (in „Der fünfte Gesang der Hölle", Weimar 1865) und Theodor Paur's (in „Dante in Deutschland", Zeitschrift „Unsere Zeit", Leipzig 1865, Maiheft) zu ergänzen sucht. Als auffallend hebt er hervor, dass Albrecht von Eyb, Steinhöwel und Niclas von Wyle, bei ihrer Kenntniss Petrarca's

und Boccaccio's, auf Dante keinen Bezug nehmen. Zinkgreff in den „*Apophthegmata*“ hat eine Anekdote aus des Dichters Leben ohne Angabe des Namens; während Hans Sachs dieselbe Anekdote ausdrücklich dem Dante nacherzählt, und zwar mit lobenden Epitheten. Eine etwas genauere und correctere Ansicht von Dante's Leben und Dichten beginnt seit dem Erscheinen von Bayle's *Dictionnaire philosophique* oder vielmehr seit der durch Gottsched veranstalteten Uebersetzung desselben Werkes (1741—44). Auch in dieses vielgeschmähten Schriftstellers „Wörterbuch der schönen Wissenschaften“ und in seiner „Lobrede auf Opitz“ wird Dante's rühmend gedacht. Zur Zeit, wo Gerstenberg's „Ugolino“ erschien, war, wie durch Stellen aus Bürger, Lessing u. a. zu belegen ist, die Kenntniss der göttlichen Komödie, mindestens der Hölle, in Deutschland nicht mehr auf wenige Literaturfreunde beschränkt. Schliesslich erörtert der Redner noch die Meinung, Dante sei persönlich in Deutschland gewesen, und gedenkt bei dieser Gelegenheit der Inschrift in der Paulinerkirche zu Leipzig. Auch bemerkt er, dass die Frage, ob aus Dante's Schriften Beweisgründe für die Reformation zu schöpfen seien, noch in neuerer Zeit in Italien nicht ohne Leidenschaft behandelt worden sei. Namentlich habe eine Bemerkung Graul's in der Vorrede zu „Der erste Gesang der göttlichen Komödie“ den Pater Giambattista Giuliani veranlasst, in einer besondern Abhandlung Dante als einen rechtgläubigen Katholiken darzustellen; diese Abhandlung, in sehr starken Ausdrücken abgefasst, sei im Mai 1844 in der Accademia Tiberina zu Rom vorgetragen worden. Uebrigens enthalte die göttliche Komödie einige Stellen, die sehr nahe an kühne und freie Gedanken der Neuzeit streifen.

Der Vortrag wird mit allseitigem Beifall aufgenommen.

Zum Schluss verkündet der Präsident, dass Prof. Wattenbach drei Schriften in mehreren Exemplaren ihm eingehändigt habe:

Die morgige Tagesordnung ist:

1) Mittheilung einer Uebersetzung des 5. Gesanges des „Inferno“ von Halm.
2) Dr. Barack aus Donaueschingen zur Geschichte der Nibelungenhandschrift C. Mittheilungen von Fragmenten eines unbekannten altdeutschen Reimwerkes.
3) Prof. Lübben aus Oldenburg über agrarische u. territoriale Benennungen.
4) Dr. Hildebrand aus Leipzig über einen ostmitteldeutschen Dativ des *pronom. person. III.*
5) Dr. Rieger aus Darmstadt über Dante's Minnesang im Verhältniss zu Vorgängern und Zeitgenossen.

Vierte Sitzung, Samstag den 30. September, Vormittags 8 Uhr.

Prof. Bartsch aus Rostock trägt die Uebersetzung des 5. Gesanges von Dante's „Inferno“ von Fr. Halm vor; sie wird als sehr fliessend, treu und wohlgelungen anerkannt.

Dr. Barack, Bibliothekar aus Donaueschingen, berichtet sodann über die wunderbaren Schicksale der Nibelungenhandschrift C, die aus dem Nachlass des Freiherrn von Lassberg in die fürstliche Bibliothek zu Donaueschingen gewandert ist. Der Bericht ist um so spannender, da er die eignen Aufzeichnungen des edeln Freiherrn wiedergibt und als schönes Denkmal seines unablässigen Strebens erscheint. Er lautet:

Zur Geschichte der Nibelungenhandschrift C.

Was man über das Schicksal der beiden Nibelungenhandschriften A und C, die einst Jahrhunderte lang mit einander verbunden waren, und besonders über die Wege, auf denen sie von ihrem ehemaligen Aufbewahrungsorte Hohenems, jene in den Besitz der Münchener Hof- und Staatsbibliothek, diese in das Eigenthum der fürstlichen Hofbibliothek zu Donaueschingen übergingen, weiss, ist theils unrichtig, theils unvollständig. Es dürfte daher von Interesse und im Hinblick auf die Berühmtheit der fraglichen Handschrift hier erwünscht sein, den richtigen und ausführlichen Sachverhalt hierüber aus den hinterlassenen Papieren des verstorbenen Freiherrn Joseph von Lassberg zu erfahren. Er ergibt sich zunächst aus einem Schreiben Lassberg's an den damaligen badischen Legationsrath von Büchler zu Frankfurt, de dato „Heiligenberg, 3. April 1819", und dann aus einer berichtigenden Beilage Lassberg's zu Albert Schott's Geschichte des Nibelungenliedes. Büchler, zugleich Geschäftsführer der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde und Mitherausgeber des Archivs der Gesellschaft, hatte sich erkundigt, was wohl im Laufe der Zeiten aus den im Schlosse zu Hohenems aufbewahrten, noch vom St. Blasianischen Abt Gerbert in seinen Reiseaufzeichnungen erwähnten deutschen Handschriften geworden sei. Lassberg erwidert nun auf seine Anfrage (s. Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde I, S. 65):

„Ich befinde mich im Stande, Euer Hochwohlgeboren über die die Hohenemser Sammlung betreffenden Anfragen sogleich umständliche, aber leider nicht sehr erfreuliche Auskunft zu geben.

Des Namens und Stammes des edeln und einst durch Sänger und Helden so berühmten Hauses von Ems lebt Niemand mehr. Vor wenig Jahren starb die letzte Erbtochter, welche an einen Grafen Harrach in Mähren verheirathet war und ebenfalls eine einzige Tochter hinterliess, die als Wittwe des Grafen Clemens von Waldburg (Zeiler Linie) gegenwärtig auf ihren Gütern in Mähren lebt, wo sie sich damit unterhält, in einem selbstgestifteten Philanthropin arme Mädchen zu erziehen. Noch bei Lebzeiten der Mutter, einer herrlichen, hohen Frau, enthielt der sogenannte Palas zu Hohenems einen grossen Reichthum von kostbarem, altem Geräthe, Waffen, Jagdgezeuge, Gemälden und eine wohlgefüllte Bücherkammer und besonders ein Vestiarium, mit Trachten des 14. bis ins 17. Jahrhundert angefüllt, welche Sammlung in Deutschland schwerlich ihres gleichen hatte. Die Tochter (*heroum filiae noxae!*) entschloss sich plötzlich, die alten Emser Besitzungen zu verlassen und Alles, was einigen Geldwerth hatte, hinwegführen zu lassen. Das Uebrige wurde *sub hasta* verkauft und leider nur in der nächsten Umgebung von Ems die Versteigerung bekannt gemacht. So geschah es, dass jetzt der grosse runde Tisch von schwarzem Marmor, an dem der alten Ritter und Sänger Becherklang und Gesang so oft ertönte, in den Garten des Juden Lazarus Levi zu Hohenems wanderte, und dass die Juden des Ortes in der darauf folgenden Fastnacht in den Kleidern der alten Grafen und Gräfinnen von Ems die Strassen durchzogen. Von den durch die Gräfin in 10 Kisten hinweggeführten Handschriften und Büchern kamen seitdem drei Stücke wieder zum Vorschein. Um den Ruhm vollends zu begründen: *quod in patrios cineres minxit*, schenkte sie dieselben (1807) in Prag ihrem Advocaten, dem Dr. jur. Schuster. Es waren

1) ein Pergamentcodex des Nibelungenliedes, aus dem Ende des 12. oder Anfang des 13. Jahrhunderts, also weitaus der älteste unter den bisher aufgefundenen;

2) eine weitere Pergamenthandschrift desselben Gedichtes aus dem 13.—14. Jahrhunderte, und

3) eine Handschrift des Barlaam und Josaphat, gedichtet von ihrem Ahnen Rudolf von Ems, nun gleichfalls in Donaueschingen.

Wie zu vermuthen, waren auch Handschriften lateinischer Classiker darunter, denn nach Wilken's Aussage besitzt die Berliner Bibliothek einen Sallust des 12. Jahrhunderts aus der Hohenemsischen Bibliothek. Dr. Schuster sandte die beiden Nibelungenhandschriften nach München. Die Münchener zogen, weil die ältere beträchtliche *hiatus* habe, die jüngere vor und gaben Herrn Schuster Incunabeln dafür. No. 1 und 3 verkaufte Schuster an einen Herrn Frikart in Wien, der sie während des Congresses für einen hohen Preis überall herum feilbot. Einstmals wurde über Tisch bei Kaiser Franz vom Liede der Nibelungen gesprochen. Die Kaiserin Marie Louise nahm sich desselben lebhaft an, und da Jemand äusserte, dass sich die älteste, schönste und reichste Handschrift dieses Gedichts in Privathänden zu Wien befinde, auch die k. k. Büchersammlung keine Handschrift dieses Nationalepos besitze, liess der Kaiser den Frikart auf den folgenden Tag mit seiner Handschrift zu sich bescheiden. Der Kaiser fragte ihn nach dem Preise derselben, und Frikart nannte die Summe von 1000 Stück Ducaten. Nun so gehen Sie zum Ossolinsky (Praeses der k. k. Bibliothek), sagte der Kaiser, und lassen Sie sich eine Anweisung an die Hofkammer geben. Als Frikart das Buch zu dem Grafen Ossolinsky brachte, machte ihm dieser heftige Vorwürfe über den hohen Preis und stellte sich an, als ob er noch etwas heruntermarkten wollte, worauf Frikart erwiderte, dass das Buch ja von dem Kaiser selbst gekauft und folglich nicht mehr die Rede vom Handeln sein könne. Ossolinsky wollte ihm hierauf eine Anweisung auf 4500 in W. W. Währung, in Papier geben, nach welcher der Verkäufer dem damaligen Curse nach über die Hälfte hätte verlieren müssen. Dies nahm Frikart nicht an und berief sich darauf, dass er mit dem Kaiser auf Ducaten und nicht auf Papier gehandelt habe. Ossolinsky erwiderte, dass, solange die Bibliothek bestehe, noch nie ein Buch für solchen Preis gekauft worden sei, und wenn er es für die angebotene Summe nicht ablassen wolle, so könne er es wieder mit fortnehmen, was er auch that.

Während des Congresses 1814 und 1815 traf ich, fährt Lassberg weiter fort, diese Handschrift überall an, bei dem Fürsten von Lippe-Schaumburg, bei der Fürstin von Isenburg, bei Lord Castlereagh, bei Lord Cathcart. Ich vernahm, dass Friedrich Schlegel für seinen Bruder darum unterhandle (auch von der Hagen wollte sie durch Kopitar kaufen), und endlich durch einen Herrn Eggstein, ersten Commis in der Schaumburg'schen Buchhandlung, dass er durch den englischen Lord Spencer Marlborough, bekannten Bibliomanen, beauftragt sei, die Handschrift für denselben zu erwerben. Dies war ein Donnerschlag für mich. In einen englischen Büchersaal, über dessen Thüre geschrieben stehet, was Dante von der Thüre der Hölle berichtet, sollte der Codex kommen! einem britischen Knochenvergraber sollte er zu Theil werden und für Deutschland, für unser Schwabenland auf ewig verloren sein! Nein, dachte ich, ehe ich dies zugebe, verkaufe ich mein letztes Hemd. Ich stellte Herrn Eggstein Himmel und Hölle vor und war so glücklich, sein Herz weich zu machen. Er versprach mir bei meiner Abreise (20. Juni 1815), wenn der Handel zu Stande komme, mir den Vorzug zu geben, und wenn ich ihm binnen drei Wochen den ausgehandelten Preis sende, mir die Handschrift zu übermachen. Es war Ende der Fastenzeit, als Eggstein mir schrieb: Der Handel ist richtig, und wenn Sie mir binnen drei Wochen 250 Speciesducaten übermachen, so ist die Handschrift Ihr Eigenthum. Das war nun gut! Aber die 250 Ducaten hatte ich

nicht, und das war nicht gut, denn die Zeit war kurz und der Weg nach Wien ziemlich weit. Indessen steckte ich meinen Brief ein und ging hinab zur trefflichsten der Fürstinnen (Elise zu Fürstenberg), denn es war Frühstückens Zeit. Nach einer Weile hub die beste aller Frauen an und sagte: „Sie haben etwas, das Sie bekümmert, was mag das sein?“

Wie bekannt, wurde der Erwerb durch die Munificenz der Fürstin ermöglicht und die Handschrift für Deutschland gerettet. Von Lassberg kam die Handschrift mit der ganzen Lassberg'schen Bibliothek in Folge Kaufvertrags vom 2. November 1853, nachdem ihm die Benutzung der Sammlung bis zu seinem Lebensende gestattet worden war, nach dessen Tode im Jahre 1855 in die fürstliche Hofbibliothek zu Donaueschingen.

Nach ihm erhält

Dr. A. Lübben aus Oldenburg das Wort für seine Mittheilung über die agrarischen und territorialen Benennungen. Er richtet die Aufmerksamkeit der Fachgenossen auf einen Punkt, der ihm, namentlich in Niederdeutschland, bisher zu wenig beachtet erscheine, nämlich auf die noch jetzt im Volke üblichen und lebendigen Benennungen aller agrarischen und territorialen Verhältnisse (Flurnamen). Nachdem er angegeben hat, wie er zu Untersuchungen hierüber gekommen sei und wie er die Namen sammele (Anzeigen in den öffentlichen Blättern, Specialkarten), besprach er die Schwierigkeit der Deutung dieser Namen. Diese liege einmal in der Unwissenheit der Landleute, die die von Alters her überkommenen Namen nicht zu erklären wüssten und desshalb auch oft corrumpirten, theils in der Veränderung der Oberfläche des Landes, indem das, was vor hundert Jahren noch Wald gewesen, jetzt Wiese oder Ackerland geworden sei, theils endlich in der Umgestaltung der Besitzverhältnisse und der Agrarverfassung.

Um zu zeigen, dass hier noch Manches aufzuklären sei, gibt er die Flurnamen an, die er bis jetzt in seinem engeren Heimatlande unter den Buchstaben *h* und *k* gesammelt habe. Sodann weist er an einigen Worten nach, wie er sie sich zu deuten versucht habe. Er wählt dazu zwei Benennungen, die aus der örtlichen Lage und Gestalt (aus der mathematischen Bestimmtheit), ferner zwei, die aus der physikalischen Beschaffenheit, und endlich zwei, die aus historischen Verhältnissen entstanden seien. Diese Wörter waren: 1) „*helle*“; dieses sei nichts anderes, als das hochdeutsche *halde*, *helde*. 2) „*Lieth*“ (*Hohe Lieth*), das mhd. *lîte*. 3) „*Riede*“, Wasserlauf und bewässertes Land. Bezüglich des Wortes macht Lübben auf die Gewohnheit der Niederdeutschen aufmerksam, das *de* abzuwerfen (was Unkundige schon irre geführt habe) und dafür im Fall des Zusammenstossens zweier Vocale ein *h* oder *g* einzuschieben, so dass das Wort *riede* z. B. in folgenden Formen erscheine: *riede*, *riee*, *riehe*, *riege*. 4) „*stroth*“; das ahd. *struot*, Busch, Wald. 5) „*Hammerich*“; dieses sei nur in den friesischen Theilen Oldenburgs üblich und bedeute: Heimmark, Dorfmark, und da in Friesland das Gemeindeeigenthum vorzugsweise aus Grasländereien bestanden habe, so bedeute es speciell „Gemeindewiese“; da aber schon längst alles Gemeindeland in Friesland getheilt sei, so sei schon sehr früh von Lexikographen angegeben, dass *hammerich* nichts weiter sei als Wiese. 6) „*want*“; dieses *want* sei vielleicht, da die Niederdeutschen an auslautende Liquiden, namentlich an *n* gern ein *t* anhängten, nichts Anderes als das oberdeutsche (*ge*)*wanne*, eine Ackerabtheilung von verschiedenartiger Gestalt und schwankender Grösse.

Zum Schluss, als Beweis, dass man bei Erklärung dieser Wörter oft keinen Griff zu thun wage, führte er *regente* (auch in den Formen *regen*, *rengte*, vielleicht auch *rehen* erscheinend) an, dessen Deutung ihm bis jetzt nicht geglückt sei.

An seine Mittheilung knüpften die Professoren Liebrecht aus Lüttich, Dietrich, Pfeiffer beistimmende oder ergänzende Bemerkungen; letzterer besonders fordert die Genossen auf zu vereinigten Forschungen nach dieser Richtung, namentlich durch Benutzung der Urbarien oder Lagerbücher. So heisse z. B. in Salzburg eine Gasse *Kaygasse*, in den Urbarien aber stehe richtig *Ghaygasse*. Aber nicht nur aus Büchern solle man schöpfen, sondern aus Land und Flur und seiner Lage, die man durchforschen müsse. Und so möge Jeder in seiner Gegend thätig sein, dann würden die dadurch gewonnenen Sammlungen sich ergänzen und berichtigen.

Auch Prof. v. Keller aus Tübingen empfiehlt, nach kurzer Unterbrechung, in welcher der eingetretene Präsident der Plenarversammlung das Wort ergriffen und der Section anheimgestellt hat, ob sie in der heutigen letzten Plenarsitzung Bericht erstatten wolle über ihre Verhandlungen, denselben Gegenstand sorgfältiger Beachtung; er selbst habe für sein schwäbisches Wörterbuch viele Lagerbücher und Flurkarten durchmustert und in ihnen reiche Ausbeute gefunden.

Die Aufforderung des Präsidenten der Plenarversammlung wird angenommen und der Vicepräsident, Prof. Creizenach, beauftragt, den Bericht in der Hauptversammlung zu erstatten. Der Vicepräsident eröffnet hierauf der Versammlung, dass Halle zum Sitz der 25sten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner auserkoren worden sei; nach kurzer Besprechung wird auf Vorschlag des Präsidiums Prof. Leo zum Präsidenten, Prof. Zacher zum Vicepräsidenten der germanistischen Section für die nächste Jahresversammlung erwählt.

Dr. Rieger aus Darmstadt hält hierauf seinen Vortrag über Dante's Minnesang im Verhältniss zu seinen Vorgängern und Zeitgenossen.

Er charakterisirt die veränderte Richtung, welche Guido Guinizelli dem italienischen Minnesange gab, und zeigt seine Einwirkung auf die gleichzeitigen Trovatoren in einigen Beispielen. Während jedoch bei diesen solche Beispiele vereinzelt bleiben und die Auffassung der Minne im Princip nicht ändern, nehmen Guido Cavalcanti, Dante Alighieri und Lapo Gianni, jeder in seiner besondern Weise, mit dem poetischen Apparate Guinizelli's eine durchgeführte platonistische Richtung in ihren Minnesang auf und theilen sich in das Verdienst einer Reformation der erotischen Poesie, zu welcher der Antrieb aus der in Italien damals neubelebten Philosophie des Aristoteles gekommen war. Der poetische Charakter jener beiden Freunde Dante's wird geschildert und die mit Dante's *Vita nuova* übereinstimmende Auffassung der Minne bei beiden nachgewiesen.

Der Vicepräsident dankt unter lebhafter Zustimmung der Versammlung dem Redner für diesen an feinen Bemerkungen auf einem fast unbekannten Gebiete so reichen Vortrag.

Prof. Franz Pfeiffer stellt hierauf, zurückkommend auf den Bericht der Commission für das niederdeutsche Wörterbuch, den Antrag: die Commission möge sich nicht auflösen, sondern von der Versammlung beauftragt werden, ihre Bemühungen fortzusetzen und insbesondere einen tüchtigen Herausgeber ausfindig zu machen, der der Ausführung des so wichtigen Werkes seine volle Kraft widmen könne. Der Antrag wird angenommen und den Herren Proff. W. Müller in Göttingen, Bartsch in Rostock und Höfer in Greifswalde das Mandat erneuert und der specielle Auftrag gegeben: 1) einen geeigneten Herausgeber zu suchen; 2) tüchtige Mitarbeiter ausfindig zu machen, und 3) die Theilnahme der betreffenden Regierungen herbeizuführen; im nächsten Jahre aber einen bestimmten Antrag,

hierüber zu stellen. Prof. Bartsch erbietet sich, den abwesenden Commissionsmitgliedern Prof. Müller (der bereits abgereist war) und Prof. Höfer Mittheilung von dem Beschluss der Versammlung zu machen und die weitere Wirksamkeit der Commission einzuleiten. Die auf der heutigen Tagesordnung noch weiter verzeichneten Vorträge müssen wegen vorgerückter Zeit aufgegeben werden.

Zum Schluss gedenkt der Vicepräsident des eigentlichen Präsidenten, Prof. Holtzmann, der zu seinem grossen Schmerze und zum lebhaften Bedauern der Versammlung durch Krankheit abgehalten gewesen sei von der Theilnahme an den Sitzungen, die er mit solchem unermüdlichen Eifer vorbereitet habe; die Versammlung bezeigt ihre Theilnahme und ihren Dank durch Aufstehen von den Sitzen.

Auf Aufforderung Prof. Pfeiffer's wird auch dem Präsidenten und Vicepräsidenten der diesjährigen Sitzungen, und auf Aufforderung Prof. v. Keller's den beiden Protokollführern in gleicher Weise ihre Mühewaltung verdankt; hiermit werden die Sitzungen der germanistischen Section für dieses Jahr mit dem Wunsche auf fröhliches Wiedersehen in Halle geschlossen.

Dr. H. Weismann.

Verhandlungen der archäologischen Section.

Die archäologische Section begann ihre Thätigkeit Donnerstag den 28. September, nachdem sie sich am vorhergehenden Tage unter Vorsitz des Herrn Prof. Stark in dem Locale der archäologischen Sammlung der Universität constituirt hatte. Das Schriftführeramt übernahm auf Vorschlag des Präsidenten Herr Dr. Thorbecke, Lehrer am Heidelberger Lyceum. Als Mitglieder haben sich folgende Herren eingezeichnet:

1. Eduard Gerhard, Professor aus Berlin.
2. Petersen, Professor aus Hamburg.
3. Klein, Professor aus Mainz.
4. Urlichs, Professor aus Würzburg.
5. Prien, Professor aus Lübeck.
6. L. Lavrentiev aus Moskau.
7. Dr. Veit Valentin aus Frankfurt a. M.
8. F. Bender aus Darmstadt.
9. Bursian, Professor aus Zürich.
10. Dr. Thorbecke aus Heidelberg.
11. Dr. J. J. Bernouilli aus Basel.
12. Fickler, Professor aus Mannheim.
13. Dr. A. Behaghel aus Mannheim.
14. Dr. Preuner aus Tübingen.
15. Dr. Uhrig aus Darmstadt.
16. Fiedler, Professor aus Wesel.
17. Conze, Professor aus Halle.
18. Dr. Dörgens aus Heidelberg.
19. Eduard von der Launitz aus Frankfurt a. M.
20. W. Wattenbach, Professor aus Heidelberg.
21. J. v. Cohausen, K. Preuss. Hauptmann aus Frankfurt a. M.
22. Dr. Hasenmüller aus Trier.
23. Rheinhard, Professor aus Stuttgart.
24. Fecht, Professor aus Durlach.
25. Dr. C. Deimling, Professor aus Mannheim.
26. Leopold Schmidt, Professor aus Marburg.
27. Dr. Becker, Professor aus Frankfurt a. M.
28. H. Wedewer, Professor aus Frankfurt a. M.
29. Dr. Scherer, Oberlehrer aus Rheine.
30. Dr. Jos. Kirschbaum aus Frankfurt a. M.
31. C. Waag, Professor aus Mannheim.
32. Dr. H. Meier aus Zürich.
33. J. Friedländer, Professor aus Königsberg.
34. Caesar, Professor aus Marburg.
35. Dr. C. Justi aus Marburg.
36. Leber, Professor aus Karlsruhe.
37. Bissinger, Professor aus Karlsruhe.
38. Dr. Claasen aus Mannheim.
39. G. Bilfinger aus Stuttgart.
40. H. Georgii aus Tübingen.
41. Dr. Freudenberg, Professor aus Bonn.
42. Arnold Schaefer, Professor aus Bonn.
43. Dr. Riese aus Heidelberg.
44. Dr. Friederich aus Reutlingen.
45. Dr. Gass, Professor aus Giessen.
46. Dr. J. J. Merian aus Basel.
47. P. Heinrich Rickenbach, Professor aus Einsiedeln.
48. G. Klaiber, Professor aus Stuttgart.
49. J. Fischer, Rector aus Speier.
50. Dr. Savelsberg, Oberlehrer aus Aachen.
51. Ernst Curtius, Professor aus Göttingen.
52. Vömel, Director a. D. aus Frankfurt a. M.

Erste Sitzung, Donnerstag den 28. September. 8—10 Uhr Vormittags.

Der Vorsitzende begrüsst die Versammlung und spricht seine Freude über den zahlreichen Besuch der Section und die Hoffnung erfolgreicher, gemeinsamer Arbeit aus. Auf seinen Vorschlag wird eine Commission, bestehend aus den Herren Prof. Curtius, Bursian und Conze ernannt, um den in der Hauptversammlung gemachten Vorschlag, die Unterstützung der Zwecke der hellenischen Archaeophilen betreffend, zu prüfen und in der letzten Versammlung einen genau formulirten Vorschlag dafür einzubringen.

Anknüpfend an die Anschauung der die Versammlung umgebenden Gypsabgüsse und Denkmäler der archäologischen Sammlung, warf der Redner einen Blick rückwärts auf die Geschichte der Heidelberger Sammlungen.

Schon Ende des 15. Jahrhunderts unter Kurfürst Philipp dem Aufrichtigen (1476—1508), dem Schützer und Freund eines v. Dalberg, Conrad Celtes, Agricola, Reuchlin sind die Anfänge einer Münz- und Anticagliensammlung mit der Bildung der Bibliothek auf dem kurfürstlichen Schlosse anzusetzen. Unter dem kunstsinnigen Otto Heinrich (1556—1559), unter dem der herrliche Renaissancebau mit der Verbindung antiker und christlicher plastischer Gestalten und den römischen Münzen nachgebildeten Medaillons römischer Kaiser an der Ostseite des Schlosshofes sich erhob, wurden Münzen und geschnittene Steine neben den trefflichsten Handschriften eifrig gesucht. Die auf die einheimischen römischen Ueberreste sich richtenden Interessen eines Jacob Wimpheling und Beatus Rhenanus am Anfang des Jahrhunderts fanden am Schlusse unter Friedrich IV. in Marquardt Freher lebhafte Pflege, und Antiken wurden zur Ausschmückung des Schlosshofes verwendet. Janus Gruter, in Heidelberg seit 1602 Bibliothekar, hat sein grosses Inschriftenwerk hier zuerst veröffentlicht. Die Glanzzeit archäologischer Sammlungen und Studien fällt für Heidelberg aber erst nach den verheerenden, auch die Schätze des Schlosses entführenden Stürmen des Dreissigjährigen Krieges. Kurfürst Karl Ludwig (1649—1680), der kluge und energische Wiederhersteller des Wohlstandes der Pfalz, hatte in seinem Gesandten und früheren Erzieher des Prinzen, Ezechiel Spanheim (geb. 1629, seit 1666 Gesandter), und in dem gebornen Heidelberger Lorenz Beger (geb. 1653, seit 1675 Bibliothekar und kurfürstl. Antiquarius) ebenso eifrige als gelehrte Ausführer seiner Wünsche und Bestrebungen. Das kurpfälzische Cabinet von Münzen und geschnittenen Steinen nahm damals wohl die erste Stelle in Deutschland ein. 1686 kam aber in Folge der Erbtheilung des pfälzischen Hauserbes die Gemmensammlung nach Paris in den Besitz des Herzogs von Orleans, des Gemahls der Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte, und mit der Münzsammlung wurden die brandenburgischen Ansprüche befriedigt. Lorenz Beger wanderte mit nach Berlin und gelangte dort zu hohen Ehren; sein 1685 erschienenes Werk, der *Thesaurus Palatinus*, ward nun erweitert zu einem *Thesaurus Palatino-Brandenburgicus* (1696). Damit schliesst aber auch Heidelbergs ältere Bedeutung für antiquarische Sammlungen. Was im 18. Jahrhundert nicht Unerhebliches in dem Studium der einheimischen römischen Ueberreste wie in dem Erwerb von Antiken aus Italien am kurpfälzischen Hofe geschah, das fällt durchaus der neuen Residenz Mannheim zu. Friedrich Creuzer war es, der zuerst in diesem Jahrhundert die Archäologie in den Kreis der akademischen Vorträge in Heidelberg einführte und sie an seine eigene kleine aber nicht uninteressante Sammlung anknüpfte, von welcher die Münzsammlung, von einem wissenschaftlichen Katalog des frühern Director Brummer begleitet, der Universitätssammlung einverleibt ist, die

übrigen Theile nach Karlsruhe in die Kunsthalle gekommen sind. Die erste Bildung der Universitätssammlung wird dem Vorgänger des Redners, Geh. Hofrath Zell, verdankt, sie ist seitdem unter spärlichen öffentlichen Mitteln, aber mit mehrfachen werthvollen Geschenken, besonders aus der Sammlung Thiersch bereichert und fortgebildet worden.

Diese Bemerkungen gaben dem Redner Anlass, überhaupt auf die Bedeutung der Geschichte der archäologischen Studien in Deutschland hinzuweisen und dringend zur Veröffentlichung darauf bezüglicher Thatsachen aufzufordern.

Da der zunächst für diese Sitzung in Aussicht gestellte Vortrag des Herrn Prof. Fickler wegen verspäteter Ankunft desselben aus Mannheim nicht unmittelbar folgen konnte, so ging der Vorsitzende zu den von ihm angemeldeten Bemerkungen über die von ihm herausgegebenen Mithrasbilder über. Es war zu diesem Zwecke überhaupt während dieser Tage das seltene Werk von Lajard „Recherches sur le Mithra“ (Paris 1847), sowie eine Reihe monographischer Arbeiten mit Abbildungen ausgelegt. Aus der Fülle der einer weitern Auseinandersetzung, als sie in dem Festprogramm gegeben werden konnte, bedürftigen und zur Discussion sich eignenden Fragen konnten zwei Punkte überhaupt nur, einer etwas ausführlicher, zur Sprache gebracht werden. Der eine betraf die Ausdeutung der so vielfach vereint auf den Mithrastafeln erscheinenden Symbole eines Wassergefässes mit herankriechender Schlange, gegenübertretendem Löwen und dem von oben schräg wie gierig herabschauenden Raben. Es konnte dies zunächst nur astronomisch gefasst werden in Bezug auf die Zeit des Spätsommers und beginnenden Frühherbstes, wo gerade das Sternbild der Wasserschlange mit Gefäss und Raben unter dem Ende des Löwen und der Mitte des Krebses vollsichtbar wird,[1]) wo Schlange und Becher von der vollen Nilschwelle wie überhaupt der beginnenden wasserreichern Zeit gegenüber der Sonnengluth des Hochsommers im Alterthum selbst, aber auch von dem ersten im Becher gereichten Rebensaft der Weinernte in specifisch griechischer Sage verstanden wird. Der bisher gäng und gäben Auffassung gegenüber musste vor allem betont werden, dass der persische Monat des Mihr (Mithra) unserem September entspricht und in die Mitte dieses Monats das notorisch uralte Mithrafest (Mihrjan) fällt, an diesem Feste auch Trunkenheit dem Könige geradezu wohlanständig ist, wir daher bei den Mithradarstellungen wenigstens ebenso sehr an die Zeit der Herbstnachtgleiche, als die des Frühlings, ja in erster Linie an jene zu denken veranlasst sind. Der zweite zur Sprache kommende Punkt war der Cardinalpunkt der Ausdeutung des Mittelbildes, die Stierbändigung resp. Stiertödtung. In die irdische, sublunare Welt, die im Gegensatz zur reinen Fixsternwelt notorisch in der Höhle dargestellt ist, tritt der Held der Sonnenkraft, die, um hier zu erscheinen und zu wirken, unter die schräge Bahn der Ekliptik gebeugt wird, alljährlich ein, um immer von Neuem als Sieger sich zu bewähren, indem er die im Stier repräsentirte, allen Samen der irdischen Pflanzen und Geschöpfe, auch des Menschen, enthaltende, diese unter dem Mondwechsel reifende Mondkraft bändigt und im Wechsel ersterben lässt; ein Bild des Sonnenjahres selbst mit seinen eingefügten untergeordneten Mondmonaten, aber nicht das Bild einer abstracten, kalendarischen Ordnung, sondern einer solchen, in welcher das Gesetz des irdischen Lebens, Werdens und Vergehens für die irdische Schöpfung und speciell für den Menschen ausgesprochen wird. In Betracht kommen, abgesehen von dem Gesammtcharakter des ganzen spätern mithrischen, durch die babylonische Astrologie wesentlich bedingten Bilderkreises, theils bestimmte Zeugnisse

1) Ovid Fast II. 243 ff.; Arat. Phaenom. 443—450; Hygin. Poet. Astronom. II. 40.

des Alterthums selbst, [1]) theils die thatsächliche Verbindung des Stiers mit der Mondsichel in mithrischen und verwandten Bildwerken, ja die volle Vertauschung des Stiersymboles mit dem Bilde der Mondgöttin. [2]) Auch die männliche Natur des Stieres kann nicht dagegen zeugen, indem in den semitischen Religionen und auch nach davon beeinflusster griechischer Auffassung der Mond androgyn ist, dagegen in vielen arischen Religionen, speciell vor allem dem dem Persischen so nahe stehenden phrygischen Glaubenskreis der Mond (*Μήν*) ganz männlich ist.

An der über diese Auffassung des Stieres sich entspinnenden Debatte betheiligten sich die Herren Bursian, Curtius, Preuner, Vömel, indem besonders die beiden Erstgenannten die Bedeutung des Stiers als Symbol der Erde festhielten. Eine Einigung erfolgte nicht, indem es auch an Zeit gebrach, die einschlägigen Bildwerke einzeln zur Anschauung zu bringen.

Es legte sodann Prof. Conze folgende Zeichnungen unedirter Bildwerke aus Athen vor, die er der Vermittelung des Münzconservators Postolakkas zu Athen verdankte: 1) Sarkophag mit Reliefdarstellung eines bacchischen Opfers, welches von Kindern dargebracht wird (beschrieben von Bursian im Archäol. Anzeiger 1854. S. 476 f.) 2) Grosse Reliefplatte, deren Darstellung der Vorlegende zu den von Stephani im „ausruhenden Herakles“ und sonst mehrfach [3]) behandelten Todtenmahlen rechnete. Auf einer langen Kline ruht einerseits Herakles mit dem Becher in der Hand auf dem Löwenfelle, neben ihm ein Mann, wahrscheinlich der Verstorbene, ihm folgen acht (das Relief ist aber an diesem Ende abgebrochen) Frauen, zum Theil mit Musikinstrumenten in den Händen. Vor der Kline stehen Tische mit Speisen und am Boden Mischgefässe. Eroten bedienen die Liegenden vorn an den Tischen, andere Eroten schweben über ihnen in der Luft zwischen den die ganze Scene überragenden Bäumen. 3) Knieendes Bronzefigürchen mit geschlossenen am Körper herabgestreckten Armen, nackt, männlich. 4) Bleiplättchen mit der Reliefdarstellung einer Frau, die einen Knaben zum Tode fortschleift (das Original jetzt im Museum zu Basel). Ungelöste Zweifel blieben bei allen diesen Vorlagen. Dagegen erklärte 5) ein thönernes Kohlenbecken (*ἐσχάρα*) mit hochstehenden, daher der Erhitzung weniger ausgesetzten Griffen, an denen nach innen gerichtet Silensköpfe mit langen Bärten als Träger auf das Kohlenfeuer zu setzender Gefässe vorspringen, tektonisch zunächst sich selbst, dann aber auch eine Menge solcher Griffe mit Silensmasken, die

---

1) Porphyr. de antro nymph. c. 18 — *σελήνην — οὖσαν γενέσεως προστάτιδα — ἐπεὶ ταῦρον μὲν ἐποχεῖται ἡ σελήνη καὶ ὕψωμα σελήνης ὁ ταῦρος — καὶ ψυχαὶ δ' εἰς γένεσιν ἰοῦσαι βουγενεῖς.* c. 18: *ἐποχεῖται δὲ ταύρῳ Ἀφροδίτης ὡς καὶ ὁ ταῦρος, δημιουργὸς ὢν ὁ Μίθρας.* Lactant. ad Stat. Thebaid. I, 715 ff.: Persae in spelaeis coli Solem primi invenisse dicuntur et hic Sol proprio nomine vocatur Mithra quique eclipsin patitur ideoque inter antrum colitur. Est enim in spelaeo Persico habitu, Leonis vultu cum tiara utrisque manibus bovis cornua comprimens, quae interpretatio ad Lunam dicitur. Nam indignata sequi fratrem — occurrit illi et lunam subtexit. Sol enim lunam minorem patientia sua et humiliorem docens taurum invidens cornibus torquet, quibus dictis Lunam bicornem intelligi voluit.

2) Stier mit Sonnenscheibe am Kopf und Mondscheibe am Leib, Arch. Zeit. 1850, S. 174*. Stier aus Mondsichel hervorragend über dem Tempel des Steinbockes, Lajard pl. 96, 1. 2. Mondgöttin auf Stierwagen. Stierwagen mit Mondsichel, Laj. pl. 67, 1. 8. 9. 10. Auf Stierköpfen steht Phosphoros und Hesperos, Lajard pl. 85, 86. Stier an der Stelle der Luna dem Sol gegenüber auf dem Felsrelief von Shwarzerd im Elsass, Lajard pl. 85, 86. Stier mit Aehren aus dem Maul, Mond und sieben Sterne, Lajard pl. 102, 5. Stier stehend vor Mondscheibe und sieben Kugeln, Lajard pl. 54 A, 10. 7. Stier mit einem in einer Mondscheibe endenden Schweif, Lajard pl. 101, 2. Artemis mit Stierkopf zu Füssen, Statue im britischen Museum, Clarac pl. 566. nr. 1207.

3) Vergl. jetzt auch Hollaender de anaglyphis sepulcralibus graecis etc. Diss. Berol. 1865.

aus Athen in den verschiedensten Sammlungen verbreitet vorkommen.[1]) Statt der Silensmaske zeigt ein Exemplar eines solchen Griffes im „archäologischen Attribute" der Universität Würzburg (ein wesentlich gleiches auch in der Sammlung zu Karlsruhe und zahlreiche in der Sammlung der archäologischen Gesellschaft zu Athen) einen bärtigen Kopf mit der spitzen Mütze des Hephästos und seiner Feuerarbeiter.[2]) Der Silensmaske wollte der Vorlegende die ursprüngliche Bedeutung eines schützenden Apotropaion mit Vergleichung eines Münchener Vasenbildes (s. Otto Jahn in Ber. d. sächs. Ges. der W. 1854, Taf. I, i. S. 45 ff.) zuschreiben. Die Herren Bursian und Curtius widersprachen dem jedoch, indem der erstere überhaupt keine Symbolik im zufälligen Zierrathe gelten lassen wollte, der zweite sich vielmehr den Silen im Sinne des Wasserdämons an dem wahrscheinlich zum Wasserkochen bestimmten Geräthe angebracht dachte.

Zweite Sitzung, Freitag den 29. September, Vormittags von 8—10 Uhr.

Die Sitzung eröffnete der Vortrag des Professor Fickler aus Mannheim über

die römische Vorzeit der Umgegend von Heidelberg

mit Bezugnahme auf eine kleine, der Versammlung gewidmete und in der Section zur Vertheilung gekommene Schrift: „Römische Alterthümer aus der Umgegend von Heidelberg und Mannheim von C. B. A. Fickler. Mannheim 1865."

Die römische Vorzeit von Heidelberg und Umgegend.

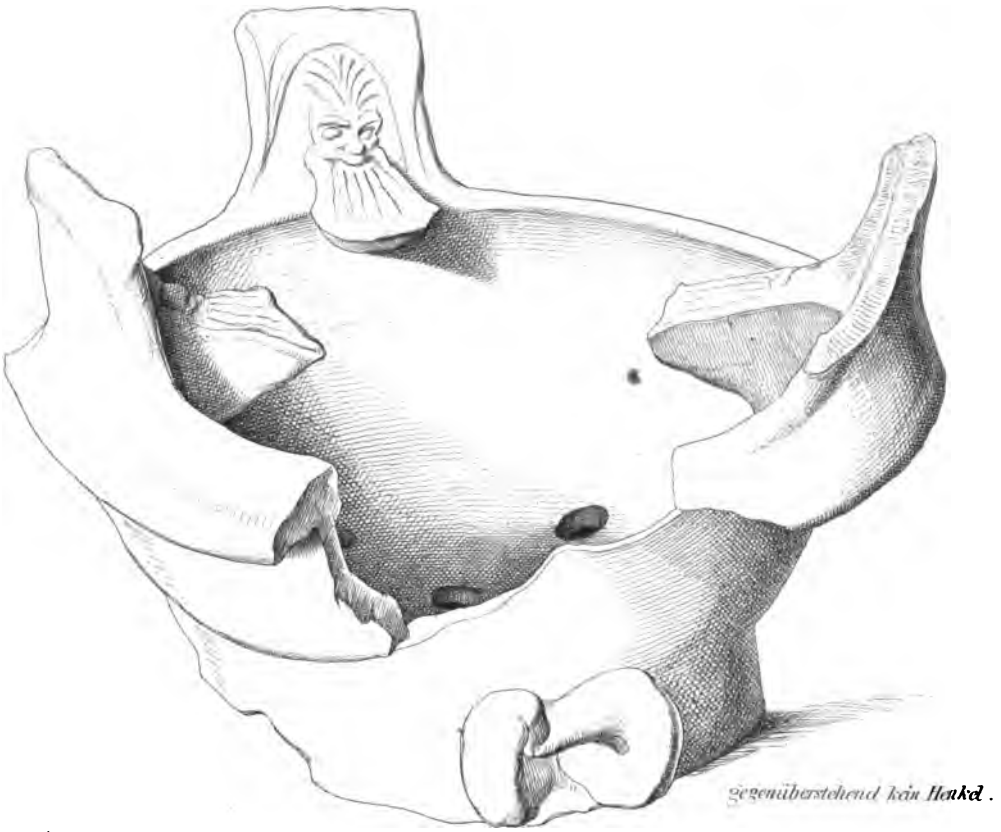
Die Römerherrschaft auf dem rechten Rheinufer beruhte nicht auf Trümmern, sondern auf dem festen Grundbaue eines schon lange bestehenden gallo-germanischen Staatswesens. Die Ordnung des letztern war, dass die keltischen Helvetier, von den germanischen Sueven unterworfen, diesen als Bundesgenossen Heerfolge leisteten. Nach der Niederlage Ariovists, der noch durch diese Unterthanenlande seine Flucht nahm, und nach dem Abzuge der vom linken Rheinufer, vom Schwarzwalde und dem Niederrhein zugleich bedrohten Markomannen erhielt keltisches Wesen das Uebergewicht vom Bodensee bis zum Main. Der von den Römern übernommene und in den Formen Lupodunum, Lobodun-gau und -burg, Lobdenburg, Lautenburg durch das ganze Mittelalter durchgeführte Name von Ladenburg, die Ausgrabungen der Todtenfelder und Grabhügel namentlich zu Wallstatt (Walhenstade), welche von der keltischen Erzperiode bis zur Frankenzeit in ununterbrochener Fortsetzung reichen, sind dessen ein Beweis.

Die Romanisirung in Rhätien und in der Rhein- und Neckarebene geschah hier allmählich, dort rasch nach Tiberius' Seeschlacht auf dem Bodensee, in beiden Fällen aber friedlich. Zwei Widmungssteine von Iuliern, von denen der eine ausdrücklich als Freigelassener eines Kaisers bezeichnet wird, zu Heidelberg und Mannheim, (Fickler, Röm. Alterthümer aus der Umgegend von Heidelberg und Mannheim, S. 8 u. 14).

Das rechte Rheinufer war wohl schon unter Augustus eine Dependenz von Germania prima, letztere aber keine Provinz, sondern ein militärischer Grenzbezirk der Provinz Gallia

1) Das Kohlenbecken selbst oder vielmehr der allein erhaltene innere Einsatz eines solchen auf Taf. I a und b, zwei Beispiele der abgebrochen erhaltenen Griffe auf Taf. II; 1ª und ᵇ das Würzburger, 2ª und ᵇ ein Exemplar in Conze'schem Besitze.

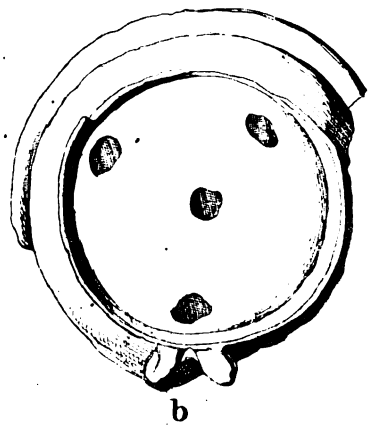
2) Man vergleiche die kleine gnomenhafte Gestalt in der Werkstätte des Hephästos, den ein unnützer Satyrbube hinterrücks von oben an der Mütze fasst, auf dem vormals Berliner, jetzt Pariser Relief (Müller-Wieseler D. a. K. II, 18, 194; O. Jahn in Ber. d. sächs. Ges. d. W. 1861. tom. IX, 8, S. 311 ff.



a

1/2 Gröfse d. Orig.

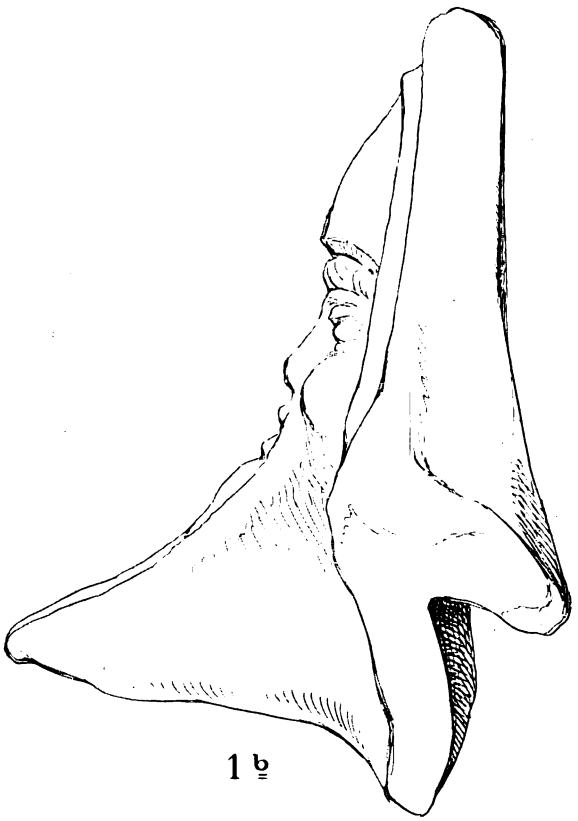
Der Boden von unten gesehen.



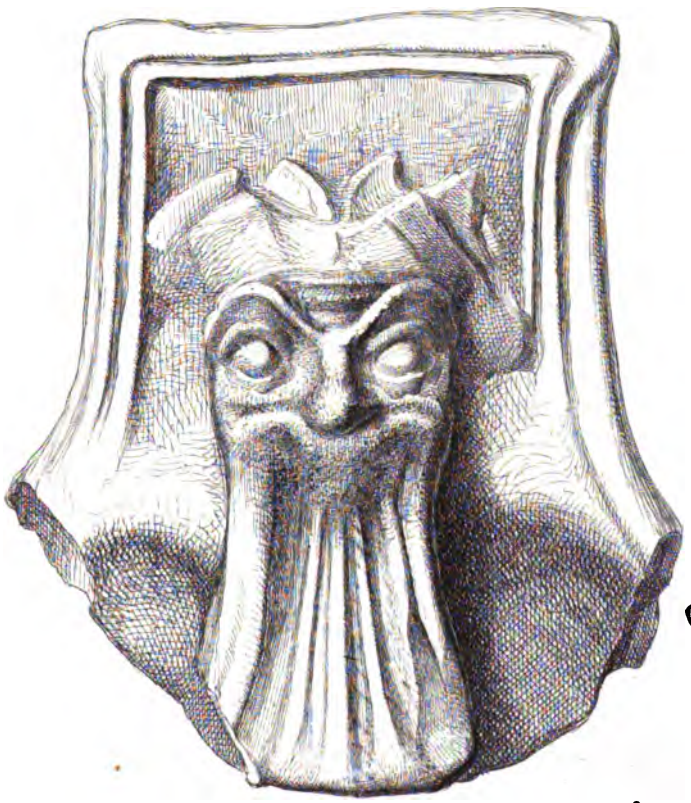
b

1/3 Gröfse d. Orig.

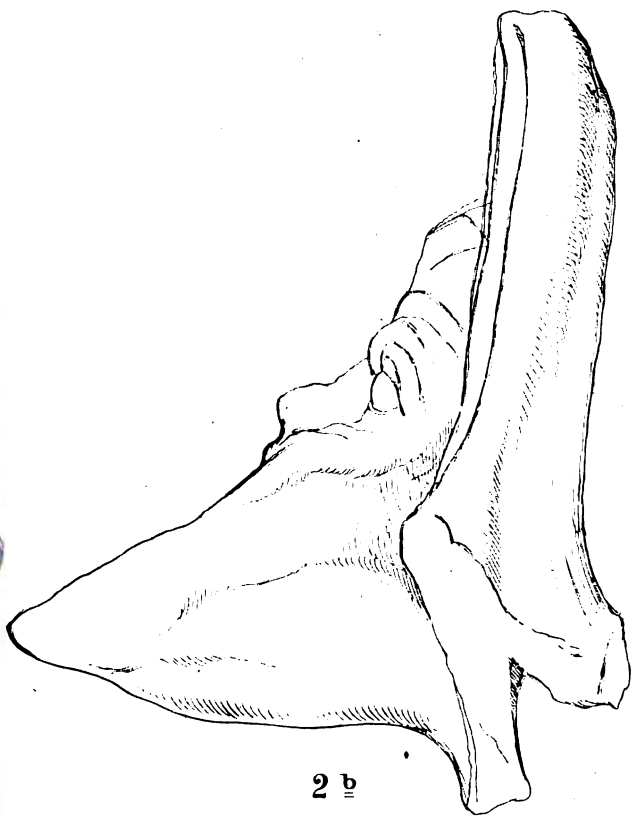
1 a Originalgröfse



1 b



2 a Originalgröfse



2 b

Belgica, dessen Verwaltung vom Hauptcommando zu Mainz geleitet wurde, für kleinere Bezirke aber wahrscheinlich von den Garnisonscommandanten zu Worms — Borbetomagus — Speier — civitas Nemetum — und Strassburg — Argentoratum. Der Waltbezirk dieser Commandanten dürfte mit Sicherheit mit den Grenzen der nachmaligen Bisthümer Speier, Worms u. s. f. bezeichnet werden. Denn wie die kirchliche Einrichtung unter Constantin der staatlichen und militärischen analog sich gestaltete, so blieb sie mit grosser Zähigkeit bis in die neuere Zeit fortbestehen. Diese Zähigkeit war es, nicht der gute Wein, der im Vertrage von Verdun die Naturgrenzen verschob und zu Ludwig des Deutschen Reich die linksrheinischen Bischofstädte schob, weil eben gerade der Sprengel der Bischöfe grösstentheils auf dem rechten Rheinufer lag. So dürfen wir annehmen, dass Heidelberg zum Militärbezirke der civitas Nemetum, Mannheim und Ladenburg zu demjenigen von Borbetomagus oder civitas Vangionum gehört habe.

Nach diesen Vorbemerkungen geben wir die Nachrichten der römischen Schriftsteller, die, so Weniges sie namentlich bezeichnen, doch immerhin die äussere Geschichte unserer Gegend klar erkennen lassen.

Sie lassen sich in folgende Gruppen eintheilen:

Nach Tacitus sind unsere Gegenden bis über das rechtsrheinische Gebirge hinaus von einer Mischlingsbevölkerung germanischer Einheimischer oder Einwanderer aus Germania prima und politischer Abenteurer bevölkert. Nördlich am Taunus und Main sind die Stämme der Chatten, die wie die Markomannen zum suevischen Volksstamme zu rechnen sind. Gegen diese kämpft der Legat Pomponius schon 51 n. Chr. und zwar mit Beihülfe der Vangionen und Nemeter, also evident zum Schutze der Neckargegend.

Die Kämpfe gegen das gleiche Volk werden von Domitian wiederholt und sind wohl durch Frontin's Zeugniss gesichert, wenn gleich nicht so bedeutend, wie Schmeichelei sie angab. Auf den Rheinübergang bei Mainz oder Speier dürften die Bilder eines über einen Flussgott hinwegspringenden Reiters in den Antiquarien zu Mannheim und Speier zu beziehen sein, wie ja der Kaiser selbst eine ähnliche Darstellung auf Münzen prägte. Bedeutungsvoll ist der Feldzug Domitian's durch die Anfänge jener Verschanzungen, die unter dem Namen „Teufelsmauer", „Pfahlhag" etc. vom Taunus bis zur Donau bei Regensburg sich verfolgen lassen, also offenbar zum Schutze unserer Gegend aufgeworfen sind.

Unter Trajan, der für Nerva am Niederrhein glücklich gekämpft hatte, erfolgte die Wiederherstellung mehrerer rechtsrheinischer Städte. Dass in unserm Gebiete Ladenburg dazu gehörte, möchte aus dem Umstande zu schliessen sein, dass der Name Lupodunum in civitas Ulpia geändert wurde. Beide Rheinufer werden von Martial ausdrücklich als römisch, wenigstens im Wunsche, begrüsst.

Das Schweigen der Schriftsteller über die Zustände Germaniens zur Zeit Hadrian's und der Antonine ersetzen Inschriften, die den Popilius Carus Pedo, den Dasumius Tullius Tuscus und Aufidius Victorinus als Legaten, den Bassäus Rufus als Procurator aufführen und den Nachweis liefern, dass Germania superior bald mit inferior, bald mit Pannonia superior, bald mit Gallia Belgica und Lugdunensis zusammen, bald allein verwaltet wurde und dass auch Rhätia zu jener gemeinsamen Verwaltung gezogen war.

Von dem allgemeinen Völkersturme, der gegen das römische Reich sich unter der Regierung Marc Aurel's erhob, wurden unsere Gegenden zweifelsohne auch getroffen, da nach Capitolinus und Aelius Spartianus der oben genannte Aufidius Victorinus gegen die Chatten

glücklich kämpfte, die in Germanien und Rhätien, d. i. den Landstrich zwischen Main und Lech eingefallen waren, und Didius Julianus Sieger über das gleiche Volk ist.

Unter Commodus werden glückliche Kämpfe gegen die Germanen erwähnt, aber ohne nähere Beziehung zu unserer Gegend, während der Umstand, dass Ladenburg, civitas Ulpia, dem Septimius Severus einen Denkstein setzt, ja vielleicht sogar seinen Namen dem des Trajan hinzufügt und sich Ulpia Septimia oder Severiana nennt (Fickler, S. 11) für die Thätigkeit dieses Kaisers hier bedeutsam ist.

Unter Caracalla treten an die Stelle der Chatten, die von jetzt ab zum geographischen Begriffe werden, der gleichfalls suevische Bund der Alemannen, und zwar plündern diese wahrscheinlich unsere Gegend, denn am Main werden sie geschlagen oder durch römisches Gold gewonnen. Dieser zweifelhafte Sieg bringt dem Kaiser nicht nur den Namen Alemannicus, sondern auch im untern Neckargebiete einen Weihestein; das Gold erhält einen Zustand des Friedens, dessen Segnungen durch Steine, Bauten, Strassen der nach ihm benannten civitas Aurelia aquensis (Baden-Baden) bezeugt sind.

Auch unter Elagabal wurden Heerstrassen von diesem Orte weiter geführt und sind durch Meilensteine bezeugt.

Den zwanzigjährigen Friedensstand brachen um 233 die Germanen auch in unserer Gegend, denn in der Nähe von Mainz wird Alexander Severus während der Friedensunterhandlungen ermordet.

Sein Nachfolger Maximin sucht nach einem Rheinübergang bei Mainz die Germanen im eigenen Lande auf und zerstört auf einer Strecke von 60—80 deutschen (!) Meilen alle Dörfer. Dieser Ueberfall betraf allerdings zunächst die Maingegenden; es berechtigt indessen die grosse Ausdehnung des Verheerungszuges zur Annahme, dass auch unsere Gegenden von demselben betroffen wurden.

Die Beinamen Germanicus Maximus, welchen Gordian III., die beiden Philippi, Valerian und selbst der elende Gallien sich beilegen, bezeugen wenigstens, dass die Einfälle der Deutschen in römisches Gebiet von jetzt ab permanent werden, und die Siege bezeichnen wenigstens unter Gallienus nur die Sicherung der Rheinübergänge und die Zurückweisung der in Gallien eingedrungenen Schaaren. Von diesen müssen die vom Alemannenkönige Chrokus über den Rhein und bis nach Langres und Arles geführten ihren Zug durch unsere Gegend genommen haben.

Unter solchen Umständen wurde der Präses von Gallien, Postumus, der spätere Gegenkaiser, auch zum Dux limitis transrhenani ernannt und kämpfte eine Zeit lang glücklich gegen das wilde Volk.

Aber die von ihm im „Barbarenland“ angelegten Castelle werden nach seinem Tode zerstört und erst durch Lollianus wiederhergestellt, ja unter Aurelian dringen die alemannischen Schaaren bis nach Italien (270) und erschlagen nach seinem Tode auf neuem Plünderungszug 40,000 Gallier.

Erst Probus weist 284 sie über den Rhein zurück, verfolgt sie nach blutigem Kampfe über den Neckar und die Alba (die rauhe Alp oder nicht vielmehr der Grenzfluss der civitas aquensis?) zurück und schreibt rühmend dem Senate: weithin besiegt ist Germanien, wohin es sich auch erstreckt. Aber das Letztere gilt denn doch nur davon, dass er ihnen als Söldnern und Bundesgenossen das Land bis zum Rhein überlässt, ein Verfahren, welches er auch in andern Theilen des Reichs beobachtete. So sind ungeachtet der Preise auf die Köpfe der Barbaren, der gemeldeten Unterwerfung von neun Königen, der Geiseln und Lieferungen, der auf bar-

barischem Boden angelegten Castelle die Landstrecken am rechten Rheinufer und Neckar nur dem Namen nach römisch, der Wirklichkeit nach barbarisch, nur dass, was früher Krieg hiess, jetzt Treubruch und Meuterei genannt wurde, meist unter dem Vorwande der Verkürzung des Soldes.

Dieser Zustand dauerte unerachtet der Meldungen von germanischen Siegen der Kaiser und Cäsarn Maximian, Constantius Chlorus, Constantin I. und Crispus auch unter den illyrischen Kaisern fort, und selbst die Panegyriker bezeichnen den Neckar als einen barbarischen Fluss und den Rhein als des Reiches Grenze.

Der Ausdruck Mamertin's aber: „Was ich über dem Rhein erblicke, ist römisch", bedeutet nicht mehr, als dass die in der Rheinebene bis zum Gebirge wohnenden Alemannen gerade damals die römische Herrschaft anzuerkennen für gut fanden.

Die Kämpfe des Magnentius und Constantius II. lieferten Süd- und Ostgallien in die Hände der Alemannen zuerst als Söldner, dann als Plünderer.

Von Julian's Kriegen säuberte der erste Gallien, der zweite (358) unsere Gegenden, indem die Könige Suomar und Hortar Worms und Speier gegenüber besiegt wurden, der dritte führte Julian's Heer bis gegen Speier und der Ueberfall der Alemannenkönige bes. Hortar fand höchst wahrscheinlich zu Ladenburg statt, nachdem die Römer bei Mannheim, Altripp und Speier über den Rhein gegangen waren.

Der Friede brachte den Römern das Land bis zum Gebirge, deshalb beanspruchten die Alemannen später die Feste auf dem Pirus (Heiligenberg bei Heidelberg) als ihnen zustehend. Vielleicht rührt die Riesensäule auf dem Felsenmeer von dem an die Alemannen gerichteten Befehl zum Wiederaufbau der zerstörten Städte her. Nach seinem Tode mussten die Alemannen wieder durch Gold beschwichtigt werden, denn als sie 366 den gefrornen Rhein (also wohl in unserer Gegend) überschritten, war der Vorwand die Verkürzung ihres Soldes.

Die Züge Valentinian's I. führten diesen Kaiser von Trier gerade in unsere Gegend, wo er 368 den Feind über den Neckar und Ladenburg hinaustrieb und nach einem Treffen am obern Neckar bis zu den Donauquellen verfolgte, die dem Dichter Ausonius schon völlig im Barbarenlande liegen.

369 sichert er nach dem letzten Triumphe der Römer über Germanien die Uebergänge über den Fluss durch rechtsrheinische Festungen und Warten. Dazu gehört der mons Pirus, 400 Jahre später Aprinisberg, Abrinsberg, später mit mönchischer Anspielung Abrahamsberg genannt, der jetzige Heiligenberg bei Heidelberg. Pirus ist das keltische *bior*, Spitze, oder *bioran*, kleine Spitze, und auch die Gipfelstation des Karsts am Birnbaumwald in Krain hiess den Römern *ad pirum*. Dazu gehört die Anlage einer Festung, zu deren Sicherung vor dem Neckar er diesen abdämmte und ihm einen andern Lauf gab. Man hat dieses Werk bei Ladenburg vermuthet, wo doch der Fluss einen seit Jahrhunderten bekannten und sicher auch geregelten Lauf hatte. Es war dieselbe sicher bei Altripp, wo der Kaiser jenes Jahr zwei Verordnungen erliess, wo der Name *alta ripa* auf Flussbauten deutet, wo das Neckargeschiebe über den jetzigen Rheinlauf hinaus reicht und jenen Damm bildet, der vom alten Neckarufer in rechtwinkliger Abzweigung zum jetzigen Rheinlaufe zieht, wo endlich mitten im jetzigen Rheinlaufe die Stadtmauer, ein Mantelbau mit Füllung von römischem Gussmörtel und Bruchsteinen — jener Mantel aus Sandsteinen vom Neckarthal, diese meist von Neckargeschiebe — in jüngster Zeit wieder zu Tage trat.

Vom alten Rhein, dessen Spur westlich vom heutigen Dorfe Altripp klar vorliegt, bis zum jetzigen Rheine reichen Anticaglien, aber meist so roher Art, dass sie ihren Ursprung

nur in so später Zeit haben können. Auch der bei Speier angelegte Hafen deutet auf die Absicht des Kaisers, die linksrheinische Ebene zu behaupten.

370 hetzte der Kaiser die Burgunder auf die Alemannen und jene keilten sich, bis zum Rhein vordringend, zwischen die nördlichen Gaue der letztern, die Bucinobanten (bei Wiesbaden), welche 371 von Valentinian bekriegt und 374 zu dauerndem Frieden gebracht wurden, und zwischen die südlichen ein, gegen welche noch 378 Gratian die Waffen kehrte. Die Erwartungen der Burgunder — wahrscheinlich auf Abtretung von Germania prima an sie als Grenzwache — gingen vollständig erst 412 in Erfüllung, aber schon jetzt behielten sie wahrscheinlich die früher von Mainz, Worms, Speier abhängigen rechtsrheinischen Landstrecken im festen Besitze.

Diese Nachrichten der Schriftsteller werden durch die Funde und Entdeckungen in unseren Gegenden hinlänglich unterstützt. Auf der Strecke von Wiesloch bis Weinheim sind, Altripp eingeschlossen, in nicht weniger als 17 Orten römische Alterthümer gefunden worden. (Ihre Aufzählung bei Fickler.)

Unter diesen 5 Garnisonsorte, Wiesloch, St. Leon, Heidelberg-Neuenheim, Ladenburg, Weinheim, zwei Städte, deren eine sich ausdrücklich civitas nennt, die andere durch die zweimalige Erwähnung von Decurionen sich kennzeichnet (Ladenburg, Heidelberg). An Strassen hatte der Bezirk ausser der von Wiesloch über den Kraichgau und an dem Bergrand der rechtsrheinischen Ebene zwei von Speier und Altripp, die sich nach Flurbenennungen und Dämmen nach Heidelberg und Ladenburg verfolgen lassen. Rheinübergänge haben sich bis heute 3 erhalten, auf welche von der Hauptbergstrasse kleinere Römerstrassen münden, die bei Speier, Altripp, Mannheim ihren Endpunkt haben.

Von römischen Befestigungen sind Kisslau, Altwiesloch, der Eichelberg nachgewiesen, Eichholzheim (abgeg. bei Mannheim) zweifelhaft. Wiesloch kennzeichnet sich auch durch alten Bergbau, Hockenheim durch seine Fundstücke als feinen wohlhabenden Ort.

Von Gottverehrung bezeugen Steine und Kapellen die des

Juppiter zu Heidelberg und Neuenheim (Fickler No. 7. e und f);

Minerva und Hercules St. Leon (No. 5); Victoria, Fortuna, Vulcan zu Heidelberg (7. e.), Mercur zu Bahnbrücken (1), Rohrbach-Kirchheim (6), Heidelberg (7. c.), Mercur mit Rosmerta Heidelberg (7. b.), mit den besonderen Bezeichnungen Visnicius Hockenheim (3. a.), Alaunus Mannheim (16. b.), Visucius Heidelberg (7. d.).

Dieses häufige Vorkommen der Widmungen an Mercur kennzeichnet nicht nur lebhaften Handel, sondern wohl auch die Verehrung des mit Mercur identificirten Odin, dessen Wald, Odenwald, an die Markung von Heidelberg grenzt.

Die Heilgöttin Sirona zu Hockenheim (3. c.), Mithras zu Heidelberg (7. g.), Mannheim-Ladenburg (16. a.).

Die Manen auf den Grabsteinen zu Heidelberg (7. a.) und Ladenburg (12. a.).

Das vergötterte Kaiserhaus (domus divina) zu Mainz-Ladenburg? (10. c.) und Heidelberg (7. b.).

Von Truppen, Officieren und Kriegsbeamten sind:

Legio XXII primigenia pia fidelis zu Wiesloch (2. a. b. c.), zu Weinheim (11), Ladenburg (10), Heidelberg (7). Coh. XXIV volunt. civ. Roman. zu St. Leon (5). Coh. II

Aug. Ciren. equit. zu Heidelberg (7. h.). Ein Kriegszahlmeister (Eutychas und sein Amtsverweser Paris) zu Ladenburg (12. a.).

Von Priestern die Seviri Augustales aus dem Geschlechte der Doccier [1]) Aprissus und Acceptus zu Heidelberg (7. b.).

Decurionen von Speier und Heidelberg (7. c. d.).

Kaiserlicher Freigelassener (Steuererheber?), Mannheim (16. b.).

Die Kaiser Septimius Severus, Ladenburg (12. b.), Diocletian und Maximian, (Mainz?), Ladenburg (12. c.).

Kaufleute zu Heidelberg (7. a. c.).

Dass von christlichem Culte keine Spur ist (die Aushöhlung des Steins (No. 7. e.) vom Heiligenberge in einen Weihbrunnstein gehört doch wohl dem Mittelalter an), rührt wohl von dem Umstande her, dass zur Zeit, da das Christenthum dem ganzen römischen Reiche durch Edicte aufgedrungen wurde, das rechte Rheinufer, gleichviel in welcher Weise, im Besitze eines Volksstammes war, der nach kaiserlichen Edicten nicht viel fragte.

Die Töpfernamen barbarischen Klangs Joccius, Firull, Vacu, Ritu zeugen von Ausübung dieses halbkünstlerischen Gewerks durch Einheimische; Florentinus, Albinus, Victorinus mögen Römer gewesen sein.

Die Arbeiten der Steinmetzen, namentlich des Mithreums von Neuenheim, des kleinen Mithrasreliefs von eben da und das Flachbild der Minerva (No. 7. g. h.) sind nicht ohne künstlerische Geschicklichkeit ausgeführt.

Den Handel und Flösserei oder Schifffahrt auf dem Neckar bezeugen ausser den Mercursteinen ein Widmungsstein von Marbach am gleichen Flusse an den „Genius nautarum" gerichtet, so dass neben der militärischen Verwaltung eine behäbige bürgerliche Entwicklung nicht zu verkennen ist. —

Eine Frage liegt zum Schlusse, im Hinblick auf die fragmentarischen Nachrichten über diese Gegend noch vor. Wie war es möglich, dass nach so vielen Zerstörungen und Verwüstungen, denen sie preisgegeben war, sie immer sich wieder erholte, so dass auch aus späten Tagen Anticaglien in die unsrigen sich herüber gerettet haben und zahlreiche Münzfunde selbst der Constantine immer wieder auf blühenden Verkehr schliessen lassen?

Die Auflösung des Räthsels giebt wohl das XVII. Jahrhundert, wo die nämliche Gegend viermal viel grausamerer Zerstörung preisgegeben war und jedesmal nach kaum 10 Jahren einer bessern Zeit sich in eine verhältnissmässig ganz glückliche Lage wieder erhob.

Von den Steinschriften sei erlaubt, eine von Heidelberg (7. d.) der Prüfung der Kenner zu empfehlen.

Bisher war ihre Lesung [2]): Visucio || aedem cum sign || C. Candidius Calpurnianu || D. CCSN et MDC || C Neme. || Fec. d. i. Decurio civium collegii Seniorum et medicus civitatis Nemetensis etc. Nun aber bietet der Stein deutlich die Ligatur: item DC. Da nachher die Lesung Decurio civium civitatis Nemetensis sicher ist, so muss doch wohl das vorhergehende DCC einen Decurio civium civitatis bedeuten und in den Buchstaben SN der Name der Stadt, also Heidelbergs, liegen. Ich möchte vorschlagen: civitatis Septimiae oder Severianae Nemetum (Nemetensis),

1) Nach Grotefend's Lesung des Steins.

2) Vg. Gräff. Antiquar. I.

und annehmen, dass die städtische Gründung von Speier aus geschah und der angesehene Candidier dort und hier Rathsmann gewesen sei.

An der Discussion über den auch nach der vom Vortragenden gegebenen Inschriftdeutung noch immer sehr unsicher bleibenden römischen Namen Heidelbergs betheiligten sich namentlich die Herren Klein, Grotefend und Stark.

Die noch übrige Zeit dieser Sitzung füllte Professor Bursian durch Vorlegung römischer Alterthümer aus der Schweiz in Abbildungen und Abgüssen und Besprechung derselben aus. Drei photographische Ansichten zeigten den aus einem Sardonyx von zwei Lagen gearbeiteten antiken Becher im Kirchenschatze der Abbaye zu St. Maurice in Wallis.[1]) Die Arbeit wurde dem ersten oder zweiten Jahrhundert n. Chr. zugeschrieben, die Goldfassung oben auch, die untere ist modern. Im Ganzen sind die Figuren aus der braunen Onyxlage und nur die nackten Körpertheile (Gesichter, Hände, Füsse) aus der blassblauen Lage gearbeitet, doch auch das Obergewand der stehenden Frau mit dem Schwerte derselben. Links zunächst dem zerbrochenen Henkel langbekleidete Frau mit Schleier auf dem Hinterhaupte, auf einem Sessel nach links hin sitzend, Kopf nach rechts gewandt. Vor ihr steht ihr zugewandt eine etwas gebückte ältere Frau mit langem Gewand und Schleier auf dem Hinterhaupte, in der Linken eine Urne haltend. Weiter rechts sitzt auf einem Felsblock ein bärtiger alter Mann, den Unterkörper nach links, Gesicht und Oberkörper nach rechts gewandt, langbekleidet, den Hinterkopf verhüllt, mit beiden Händen einen langen Stab haltend. Rechts von ihm sitzt am Boden eine ganz ins Gewand gehüllte weibliche Figur, das Gesicht etwas nach links wendend; sie stützt den linken Arm auf den Boden und hält die rechte Hand ans Kinn. Rechts von ihr steht nach links gewandt eine Frau, bekleidet mit dunklem Untergewand und kurzem hellen Obergewand, das bis unter die Hüften herabgerutscht ist: sie hält mit beiden Händen (unten und oben) ein in der Scheide befindliches kurzes Schwert. Hinter ihr, zum Theil von ihr verdeckt, ein grosser runder Schild, nur in seiner rechten Hälfte sichtbar, hinter welchem das untere Ende einer Schwertscheide und oben ein Helm zum Vorschein kommen, ferner ein von zwei Pferden gezogener Wagen. Eine sichere Deutung wurde nicht gewagt, an die Opferung der Polyxena etwa gedacht.

Prof. Bursian legte ferner zwei Zeichnungen, eine davon grösser und farbig, eines grossen 1862 bei Orbe im Canton Waadt entdeckten Mosaikfussbodens vor; die erste stark verletzte Darstellung unter den Einzelfeldern, welche der frühere Beschreiber Klügmann im Bull. dell Instit. 1863, p. 193 sq. unerklärt lässt, glaubt der Vorlegende auf Narkissos deuten zu dürfen. Im Abguss und in Photographie wurde ferner das von Bachofen in Gerhard's Denkm. u. Forsch. 1864 zu Tafel CXC besprochene Erzgefäss aus Avenches vorgezeigt; die dargestellten Scenen des Priapuscultus wurden abweichend von den Ansichten des frühern Herausgebers erklärt.

1) Abgebildet bei Blavignac Histoire de l'architecture sacrée du IV au X siècle dans les anciens évechés de Genève Lausanne et Sion. Paris 1853. tom. XIV. Text p. 151 ff., aber ohne genügende Darstellung des antiken Theiles davon. (Ausführlich danach besprochen von B. Stark im Archäol. Anz. 1859. S. 79*. 80*. Anm. d. Red.)

Dritte Sitzung, Sonnabend den 30. September, Vormittags 8—10 Uhr.

Die in der ersten Sitzung gebildete Commission, bestehend aus den Herren Curtius, Conze und Bursian, legte der Section den von ihr formulirten Antrag, die von der Gesellschaft der Archaeophilen von Athen unternommene Lotterie zum Zwecke umfassender Ausgrabungen und deren gewünschte Empfehlung betreffend, vor, der unverändert als Ansicht der Section zum Vortrag in der Hauptversammlung angenommen ward.

Herr Prof. Bursian setzte hierauf seine Mittheilungen fort. In Photographien wurden vorgelegt zwei Bronzestatuetten aus Avenches, einen Schauspieler und einen Gladiator (Samniten) darstellend (s. Anzeiger f. schweiz. Gesch. und Alterthumskunde 1865. Nr. 1.). Professor Friedländer bemerkte die Besonderheit einer Schiene am Unterbeine in der Tracht des Gladiators. Ein ebenfalls zu Avenches gefundener Reliefstein von Juramarmor mit der die Kinder säugenden Wölfin in einer Grotte, regte durch die die Grotte umgebenden Bäume, in denen Vögel nisten (eine Eule?), und um der auf der andern Seitenfläche des Steines abgebildeten Gans willen einige Mitglieder der Section (Preuner, Merian, Stark) zu Versuchen symbolischer Deutung dieser Beigabe an, während Prof. Bursian dabei blieb, nur die einsame, wasserreiche Gegend darin charakterisirt zu sehen. Endlich kam noch die Photographie einer schon im 16. Jahrhundert bei Solothurn gefundenen und jetzt im Museum dieser Stadt befindlichen Marmorstatuette (1′ 9″ hoch) einer unbekleideten Venus zur Vorlage; die einzige Publication derselben bei de Schmidt „Recueil d'antiquités de la Suisse" (Frankf. 1771) pl. IX. n. 6. wurde als ganz ungenau bezeichnet.

Diesen reichen, durch die Kürze der Zeit nur zu gedrängten Mittheilungen folgte der Vortrag des Herrn Professor Freudenberg in Bonn über unedirte Mainzer Inschriften und über römische Waffen der Sammlung des Prof. Lindenschmit.

Prof. Freudenberg:

Als ich vor einigen Tagen bei einem kurzen Aufenthalt in Mainz in Begleitung des kön. preuss. Ingenieurmajors a. D. Herrn von Motz, Secretär des Mainzer Alterthumsvereins, die Schätze des römisch-germanischen Museums, welches unter der Leitung des so eifrigen und umsichtigen Conservators Hrn. Dr. Lindenschmit in den letzten Jahren durch vielfache Bereicherungen und treffliche Anordnung zu einer wahren Mustersammlung von allen Gattungen römischer wie germanischer Alterthumsgegenstände in Originalen wie in trefflichen Abformungen erwachsen ist, mit grosser Befriedigung besichtigt hatte, gab mir Hr. Lindenschmit den hier vorliegenden Papierabdruck einer eben in Mainz gefundenen römischen Inschrift als Gastgeschenk mit nach Heidelberg. Wenn ich mir erlaube, der geehrten Versammlung diese neue Inschrift mit einigen erläuternden Bemerkungen vorzulegen, so möchte dieses dadurch gerechtfertigt erscheinen, dass die Deutung in Folge ihrer theilweisen Zerstörung, so wie auch wegen mehrfacher sprachlicher Besonderheiten das Interesse des Epigraphikers in Anspruch zu nehmen geeignet ist. Der fragmentirte Votivstein, ungefähr 20″ hoch, 17″ breit, ist im Monat September in der Gräbergasse zu Mainz ausgegraben und nach dem dort bestehenden löblichen Gebrauche von dem Eigenthümer sofort dem Vereine geschenkt worden.

Die Inschrift lautet nach dem gelungenen Abklatsch folgender Massen:

//////////O//////////
MESSORIAPIA..
)APROSALVTE
.VGVSTALINIO
.VM·INPETRAT
..AVGVSTINAE
...IORVM·SVOR
..M·V·S·L·L·M

d. h.

Messoria Pla[cid]a pro salute
[A]ugustalinio[r]um Inpetrat(i) [et]
Augustinae [fil]iorum suor[um]
v(otum) s(olvit) l(ubens) l(aeta) m(erito).

In Bezug auf die hier gegebene und gleich näher zu begründende Lesung der Inschrift bekenne ich offen und mit dem Ausdruck des lebhaften Dankes, dass zur Lösung einzelner Schwierigkeiten die Herren Professor Becker und Archivrath Grotefend durch freundschaftlichen Austausch ihrer Ansichten das Ihrige beigetragen haben. (Eine Stimme in der Versammlung: „Da waren die rechten Leute zusammen".)

Gehen wir nun zur Erklärung des Einzelnen über.

In Zeile 1 erweist sich der erste Buchstabe durch die Spuren des einen Verbindungsstriches als M; der zweite Buchstabe in dem folgenden Worte muss als L gedeutet werden, wodurch sich dann unschwer durch Ergänzung der am Ende der Zeile zerstörten zwei Buchstaben CI der Name PLACIDA ergibt. Der Name *Messoria* begegnet uns, meines Wissens, hier zuerst auf rheinischen Inschriften. Zeile 3 und 4 sind die leicht zu ergänzenden Anfangsbuchstaben des Namens *A*ugustaliniorum ausgefallen. Dieser Name ist in Bezug auf die Wortbildung bemerkenswerth; er ist offenbar von dem *Adjectivum* Augustalis gebildet nach der Analogie von Vitalinius (von Vitalis), welches mehrfach auf römischen Inschriften uns begegnet.[1])

Es ist interessant, dass wir einen Augustinius Afer und eine Augustinia Afra auch auf einer von Kleinwinternheim in der Nähe von Mainz herstammenden Inschrift[2]) antreffen. Den Hauptanstoss erregt das folgende INPETRAT, welches man versucht ist mit Ergänzung von A für *impetrata* zu erklären und mit PRO SALVTE zu verbinden; jedoch ist diese Annahme schon deshalb abzuweisen, weil sie der Sprache der Inschriften widersprechen würde, welche bei Gelübden für das künftige Wohlergehen nur die einfache Formel PRO SALVTE kennt, während bei einem für Erfüllung der Bitte gelösten Gelübde es heissen müsste *ob inpetratam* [*conservatam*] *salutem.*[3]) Vergleichen wir das in der 5. Zeile im Genitiv stehende Wort AVGVSTINAE, so müssen wir auch hier ein *Nomen proprium* im gleichen Casus, also IMPETRATI annehmen, und irre ich nicht sehr, so lassen sich in dem Papierabdruck noch die schwachen Spuren des mit T durch Verlängerung des Verticalstriches ligirten I erkennen.

---

1) Stein. Cod. Inscr. 239. 374. 588. 1136. 1260.

2) Stein. Cod. Inscr. 1688.

3) Vgl. C. Zeller Handb. der römischen Epigraphik. 2. Th. S. 146.

Der Name INPETRATVS, wobei die Vernachlässigung der Assimilation zu bemerken, ist nach der Analogie von ACCEPTVS, DESIDERATVS, OPTATVS gebildet und findet sich auch sonst, wenn gleich seltener, auf Inschriften.[1]) Zu Anfang von Zeile 5 ist Platz für zwei Buchstaben, welche durch ET passend ausgefüllt werden. Wir haben demnach hier ein Beispiel des ächt römischen Gebrauches, bei Angabe zweier zu einer *gens* gehörigen Personen das gemeinschaftliche *nomen* (*gentile*) im *Pluralis* den beiden *Cognomina* vorauszuschicken oder nachfolgen zu lassen, statt dasselbe zu jedem hinzuzusetzen; also hier *Augustaliniorum Inp. et Augustinae* für *Inpetrati Augustalinii et Augustinae Augustaliniae.*[2]) Zeile 6 zu Anfang sind drei Buchstaben FIL(iorum), endlich Zeile 7 VM ausgefallen. Wegen des Gebrauches des *Masculinum filiorum* für 'Sohn und Tochter' genügt es, auf das Livianische *reges* statt *rex* und *regina*, auf *fratres* für Bruder und Schwester, auf das *soceri* = Schwäher und Schwieger, endlich auf das inschriftliche *patres* statt *parentes*, Vater und Mutter zugleich, zu verweisen.

Es bleibt uns nun noch übrig, die Frage zu beantworten, welcher Gottheit, deren Name ohne Zweifel zu Anfang des Votivsteines gestanden hat, die Messoria Placida das Gelübde dargebracht hat. Wenn mich mein Blick nicht trügt, so sind auf dem Papierabdruck über den Buchstaben I A, also ungefähr in der Mitte der ersten Zeile die Züge des Buchstabens O erhalten, woraus der Schluss gerechtfertigt erscheint, dass der Altar dem I(upiter) O(ptimus) M(aximus) gewidmet war.

Einer der anwesenden Archäologen bemerkte hierauf, dass man vielleicht auch auf APOLLINI schliessen könne. Der Vortragende gab die Möglichkeit zu, glaubte jedoch bei seiner Annahme sich beruhigen zu dürfen.

An die ausführlichere Besprechung dieser Inschrift reihte der Vortragende im Auftrage des Herrn Prof. Becker aus Frankfurt, der bereits am Morgen abgereist war, eine kurze Bemerkung über eine zweite, ebenfalls unlängst in Mainz gefundene und noch nicht edirte Inschrift an. Sie lautet:

MINERVAE
=L·SEXTIN
STR·LEG
V·S·L·L·M

Die in der dritten Zeile befindliche STR kommt nach Becker hier auf rheinischen Inschriften zum erstenmale vor und ist nicht durch STR(ator) sondern als S(ecutor) TR(ibuni) zu erklären, wie Kellermann *Vigilum Rom. Laterculi duo Caelimont.* S. 19 ausführlich diese Abbreviatur erklärt hat. STR(ator) hat wohl immer COS(consularis) hinter sich, nicht aber LEG.[3])

---

1) Stein. 2192. 2575 und 2600.

2) Ueber diesen Gebrauch handelt J. Becker in den Jahrbb. von Alterthumsfreunden im Rheinlande Hft. XV, S. 97 f., wo auch die vom Prof. Fickler (Röm. Alterth. aus der Umgebung von Heidelberg und Mannheim, Festschrift zur 24. Philologenvers. 1865, S. 6) in der Mannheimer Inschrift (Graeff No. 15) angezweifelte Lesung DOCCI APRISSVS ET ACCEPTVS = die Brüder Aprissus und Acceptus Doccius, schon die richtige Erklärung gefunden hat. Vgl. Lersch Centralmus. I, S. 55. No. 56 und C. F. Hermann in Gött. gel. Anz. 1848. S. 602. Dass dieser Gebrauch sich bei Livius z. B. I, 42, VI, 22 und bei Sueton. Caes. 80 findet, hat schon Zumpt, lat. Gramm. §. 785 bemerkt.

3) Vgl. dazu Orelli 2571 und Vol. II, p. 20. — Henzen 6791. — Becker-Marquardt, Handb. d. röm. Alterth. Th. III, 1. Abth., S. 421.

Schliesslich erlaube ich mir noch die Geduld der verehrten Versammlung auf ein paar Augenblicke in Anspruch zu nehmen für eine kleine Mittheilung, welche die in einem Saale der Universität aufgestellte Sammlung von ausgewählten antiken Waffen theils in Originalen, theils in gelungenen Abformungen betrifft, da Herr Dr. Lindenschmit, welcher dieselbe am verflossenen Mittwoch vorzulegen und zu erklären übernommen hatte, durch Veränderung der im ersten Programm anberaumten Stunde und ein hieraus entstandenes Missverständniss an der Ausführung seiner Absicht verhindert wurde. Ich möchte daher diejenigen Herren, welche sich besonders für die Kriegsalterthümer interessiren, ausser anderen kostbaren Stücken, z. B. dem trefflich erhaltenen etrurischen Helm von Erz, namentlich auf die dort ausgelegten authentischen Muster der furchtbaren römischen Nationalwaffe, womit dieses Volk sich hauptsächlich den Erdkreis unterworfen hat, des *pilum* aufmerksam machen. Das Verdienst, die Form dieser sowohl als Wurfgeschoss wie als Pike zum Stossen gebrauchten Waffe, von welcher die Archäologen bis vor Kurzem beglaubigte Beispiele weder auf Kunstdenkmälern noch bei Ausgrabungen in natura hatten auffinden können, entdeckt zu haben, gebührt neben unserem in diesem Gebiete so vorzüglich bewanderten Präsidenten, Hrn. Prof. Köchly,[1]) dem Scharfblicke des Hrn. Dr. Lindenschmit. Nachdem er schon bei merovingischen Lanzenspitzen[2]) eine starke Aehnlichkeit mit dem römischen Pilum, wie es Polybius für die Zeit der punischen Kriege beschreibt, wahrgenommen, erkannte er bald darauf das pilum auf einer Reliefdarstellung eines rheinischen Grabsteins in der Hand eines Soldaten der Leg. XV. primigenia,[3]) und endlich wurden etwa vor zwei Jahren beim Baggern im Rheinbett bei Mainz zwei wohlerhaltene, von Lindenschmit gleich erkannte Exemplare der so lange gesuchten Waffe ans Licht gebracht.[4])

Die pila, mit welchen wir vor einigen Tagen die wackere Heidelberger Jugend unterder Leitung der Herrn Wassmannsdorff und v. Langsdorff Uebungen anstellen sahen, sind diesen Mustern mit Benutzung der bei alten Schriftstellern gegebenen Notizen treu nachgebildet und ganz geeignet, die grosse Wurfkraft dieser Waffe zu erproben. Diesem neuen und glänzenden Resultate ist denn auch bereits in Frankreich, wo diese Studien an dem genialen Imperator einen hochherzigen Beschützer finden, mit geringer Ausnahme die gebührende Anerkennung zu Theil geworden.[5])

Auch von der zweiten Waffe, welche für die römische Kriegsführung von grosser Bedeutung war, dem *gladius*, sind zwei Originale von seltener Conservation ausgestellt, ein unlängst aus einem der Schweizerseen hervorgezogenes Schwert, welches noch in der Scheide steckt, jetzt im Besitze des römisch-germanischen Museums; sodann eine vor etwa 9 Jahren

---

1) Vgl. dessen belehrenden Vortrag über das röm. *pilum* in den Verhandl. der 21. Vers. deutscher Philol. u. Schulm. in Augsburg 1863, S. 139 ff., von welchem sich in Aufl. 2 von dem „Leben der Griechen und Römer von E. Guhl und V. Koner" S. 710 f. ein zweckmässiger Auszug findet.

2) „Die vaterländ. Alterthümer der fürstlich Hohenzoller'schen Sammlungen" S. 22 f.

3) Lersch Centralmus. II, No. 41; die Alterth. unserer heidnischen Vorzeit. Herausgeg. v. L. Lindenschmit. Mainz 1858 ff. Hft. VIII, Taf. 6.

4) Ebendas. Hft. XI, Taf. 5.

5) Vgl. Verchère de Reffye's Artikel: Les armes d'Alise. Revue archéol., nouv. ser. Cinquième année p. 337 ff. und die Gegenschrift von J. Quicherat, Examen des armes trouvées à Alise-Sainte-Reine. Extrait de la Rev. archéol. Paris 1865, p. 1—11. Die allerdings scharfsinnigen, aber fast nur auf Nebensächliches sich beziehenden Einwürfe Q.'s gegen die von Köchly u. Lindenschmit gewonnenen Resultate über die im Laufe der Zeit in Bezug auf Form vielfach veränderte Waffe widerlegt der Letztere in einer Replik: Le Pilum. Lettre à M. J. Quicherat. Revue archéol. 1865.

aus dem Strombett des Rheins bei Erbreiterung des Rheinwerftes von Bonn zu Tage gekommene römische Schwertklinge, welche von mir erworben worden ist. Dieselbe ist in den Jahrbüchern der Alterthumsfreunde im Rheinlande (Hft. XXV, 110 ff.) genau beschrieben und abgebildet und später von Herrn Lindenschmit im 8. Hefte Tafel 6 der Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit gleichfalls abgebildet und mit Sachkenntniss besprochen; auch hat derselbe sie für das röm.-germ. Museum besonders abformen lassen.

Dieser *gladius* ist besonders dadurch merkwürdig, dass er noch an der Angel des Griffes deutlich den Namen seines Verfertigers in dem eingeschlagenen Stempel mit der Inschrift SABINI trägt. Hr. Lindenschmit macht darauf aufmerksam, dass diese zweischneidige Klinge, deren Ende in eine vierkantig verstärkte Spitze ausläuft, hierdurch für die Durchbohrung sehr fester Gegenstände eine wesentlich erhöhte Wirkung erhält.

Doch die schon vorgerückte Zeit mahnt mich, diese gelegentlichen Bemerkungen abzubrechen; zum Schluss aber möchte ich noch denjenigen geehrten Herren, welche auf ihrer Heimreise Mainz berühren werden, den freundlichen Rath geben, der Besichtigung des römisch-germanischen Museums um so mehr ein paar Stündchen zu widmen, da, wie ich fürchte, die hier zur Ansicht ausgelegt gewesenen kostbaren Kriegsalterthümer bereits wieder nach Mainz fortgeschafft worden sind und Sie dort an Hrn. Lindenschmit einen eben so freundlichen als kundigen Führer und Erklärer der in ihrer Art einzigen Sammlung der römischen und germanischen Alterthümer finden werden.

Prof. Fiedler aus Wesel zeigte hierauf ein antikes Glasgefäss aus dem Besitze des Herrn Disch in Cöln, auf dessen an antiken Gläsern überaus reiche Sammlung aufmerksam gemacht wurde, in Gestalt einer hockenden Figur mit Affengesicht vor. Wegen der Aehnlichkeit dieses Gesichtes und der Form des Mantels der Figur mit ägyptischer Kunstweise, die auch Professor von der Launitz anerkannte, wurde an die Möglichkeit einer Verfertigung in Alexandrien erinnert.

Hofrath Urlichs, leider durch Unwohlsein am persönlichen Erscheinen in den Sectionssitzungen verhindert, liess einen kleinen Torso der Würzburger Sammlung, eine Wiederholung des 'Pasquino',[1]) sowie den Gypsabguss eines Marmorköpfchens aus Neapel, jetzt im Privatbesitz, vorzeigen. Das Köpfchen wurde durch Prof. von der Launitz sofort als zu einem Hochrelief gehörig, und zwar als der Kopf eines Apollo von einem Sarkophagrelief, wahrscheinlich Apollo und Musen darstellend, erkannt.

Ueber das in der ersten Sitzung von Prof. Conze vorgelegte athenische Bleiplättchen äusserte sich endlich Prof. Friedländer noch dahin, dass der bei der Vorlegung hingeworfene Gedanke an eine Medeadarstellung, da nur Ein Kind dargestellt sei, zu verwerfen sei, aber die bekannte häufige Verwendung von Bleiplatten zu Zaubereien im Allgemeinen zur Annahme einer Beziehung des Bildes zu dergleichen führen könne.

Nachdem der Präsident noch den Eingang eines Manuscripts von Prof. Wieseler über die Alterthümer auf Schloss Friedenstein bei Gotha angezeigt hatte und nachdem für die Sectionssitzungen der nächstjährigen Versammlung zu Halle Professor Conze zum Vorsitzenden gewählt war, wurde die letzte Sitzung der Section geschlossen.

---

1) S. jetzt Urlichs, Verzeichniss der Antikensammlung der Universität Würzburg. Hft. I. Würzburg 1865. S. 5, N. 29.

Verhandlungen der kritisch-exegetischen Section.

Nachdem sich die kritisch-exegetische Section unter der Leitung des Herrn Prof. Köchly constituirt hatte, wurde die erste Sitzung Donnerstag den 28. October unter dem Präsidium des Herrn Hofrath von Leutsch aus Göttingen und unter Anwesenheit von sechzig Mitgliedern eröffnet, deren Zahl jedoch in den nächstfolgenden Sitzungen noch stets im Zunehmen begriffen war. Die zweite Sitzung unter dem Präsidium des Hrn. Prof. Teuffel aus Tübingen fand Freitag den 29. statt, die dritte und letzte Samstag den 30. unter dem gleichen Präsidium. In der ersten Sitzung sprach Hr. Hofrath Platz aus Karlsruhe über die Stelle Hor. Sat. I, 4, 80—85. In der zweiten 1) Herr Dr. Hagen aus Bern über verschiedene Lesarten eines Berner Codex zu Servius; 2) Dr. Riese aus Heidelberg über die Stelle Hor. Sat. I, 10, 36—39. In der dritten endlich Hr. Prof. Teuffel über Juvenal IX, 118—123, während ein für dieselbe Sitzung angekündigter Vortrag des Hrn. Prof. Fritzsche aus Leipzig über die drei ersten Verse von Sophokles Antigone in Folge der durch ein Missverständniss herbeigeführten Abwesenheit des genannten Herrn unterblieb. Das Secretariat hatten die Herrn Dr. Wölfflin aus Winterthur und Dr. Zeller aus Heidelberg übernommen.

Erste Sitzung, Donnerstag den 28. October, 8 Uhr Morgens.

Vortrag des Herrn Prof. Platz von Karlsruhe über Horat. Sat. I, 4, 80—85.

Die genannte Satire enthält, wie bekannt, eine Vertheidigung des Dichters gegen zwei Ausstellungen, welche seine Gegner theils an ihm als Dichter, theils an ihm als Menschen zu machen pflegten. In ersterer Hinsicht machten sie den Satiren den Anspruch, als Poesie zu gelten, streitig, in der zweiten beschuldigten sie den Dichter selbst, dass er seine Freude daran habe, Andern wehe zu thun, sie persönlich dem Spott und der Verachtung preiszugeben. Den Vorwurf, dass seine Satiren gar nicht als Poesie gelten könnten, nimmt er auf sich, indem er selbst Vers 39 ff. zugibt, dass die metrische Form für sich allein noch nicht das Wesen der Poesie ausmache. *Ingenium cui sit, cui mens divinior atque os Magna sonaturum, des nominis hujus honorem.* Um so nachdrücklicher aber erhebt er sich gegen den Vorwurf, der ihn eines bösartigen Charakters bezüchtigt. In seiner dramatisch lebendigen Weise führt er einen solchen Ankläger redend ein und stellt ihn sich persönlich gegenüber, indem er ihm

die Worte in den Mund legt: *laedere gaudes et hoc studio pravus facis.* Dieser Behauptung stellt der Dichter die Frage entgegen: *unde petitum. Hoc in me jacis? est auctor quis denique eorum, Vixi cum quibus?* An diese Fragen schliessen sich dann die Worte an

— — — absentem qui rodit amicum,
Qui non defendit alio culpante, solutos
Qui captat risus hominum famamque dicacis,
Fingere qui non visa potest, commissa tacere
Qui nequit, hic niger est, hunc tu, Romane, caveto.

Diese Worte sind früher immer dem Dichter in den Mund gelegt worden, bis Keck in Plön in einer Anzeige von Fröhlich's Uebersetzung der Satiren und Episteln, die bei Uebertragung dieser Stelle gleichfalls der alten Ueberlieferung folgt, die Ansicht geltend machte, sie dürften nicht dem Dichter in den Mund gelegt werden, sondern gehörten in den des Anklägers als Antwort auf des Dichters Fragen. Zwei um den Horaz hochverdiente Männer, Krüger und der verstorbene Döderlein, haben sich Keck's Ansicht angeeignet, und ich habe mich in Folge dessen veranlasst gesehen, die Gründe, welche Keck für sich anführt, einer nähern Prüfung zu unterwerfen. Sie finden sich in Mützell's Zeitschrift, Jahrgang 1856, S. 860 ff. und haben mich von der Richtigkeit der Keck'schen Ansicht nicht zu überzeugen vermocht. Ich bin im Gegentheil in der Ansicht bestärkt worden, dass kein Anlass da sei, die Verse 81—85 einem Andern als dem Dichter in den Mund zu legen. Indessen habe ich, in Betracht, dass so gewichtige Autoritäten wie Krüger und Döderlein sich für Keck's Anordnung ausgesprochen haben, es für angemessen erachtet, die Sache in dieser Versammlung zur Sprache zu bringen, damit sie einer nochmaligen Prüfung unterworfen und wo möglich einer Entscheidung zugeführt werde. Dies möge mich entschuldigen, dass ich Ihre Geduld und Nachsicht für die Darlegung der Ergebnisse meiner Prüfung in Anspruch nehme.

Ich führe die Argumente, welche Keck für seine Ansicht geltend macht, wörtlich an:

„Betrachten wir die Stelle in dem Zusammenhange, den alle Ausleger ihr anweisen. Der Gegner sagt: 'Du bist hämisch und schadenfroh, und aus purer Schlechtigkeit verletzest du.' Worauf Horaz mit Unwillen erwidert: 'Woher nimmst du diesen Vorwurf gegen mich? Kannst du dich dafür auf einen meiner Freunde berufen? (Ja!) Wer einen Abwesenden durchhechelt etc. (Aber solcher Fehler kann mich doch Niemand zeihen)' — und hierauf geht er über zu der Betrachtung, wie man gegen andere nachsichtig sei, ihn aber wegen seines Spottes unbillig beurtheile. In der That! Das ist ein Gedankengang, über dessen burleske Sprünge wohl nur die Vorliebe für den scheinbaren sittlichen Unwillen der Phrase *absentem etc.* hat täuschen können. Denn zunächst würde doch Horaz gar nicht umhin gekonnt haben, den von mir in Klammern ergänzten Gedanken: 'Aber solcher Fehler kann mich doch Niemand zeihen' mit auszudrücken, wie er das in einem ähnlichen Zusammenhange V. 101 thut. Sodann welche komische Wirkung des ihm gemachten Vorwurfes hämischen Wesens würde es sein, wenn er dagegen riefe: 'Wer einen Abwesenden durchhechelt — der ist schwarz', und wie durchaus unvermittelt würde sich dann V. 86 anschliessen."

In diesen Worten ist das erste Argument enthalten, welches Keck gegen die bisher üblich gewesene Vertheilung des Textes aufstellt. Ich erlaube mir, ihm folgende Auffassung entgegenzustellen.

Ich kann nicht finden, dass in der bisherigen Abtheilung der Verse kein logischer Zu-

sammenhang zu finden sei. Man wird allerdings nicht umhin können, sich denselben dadurch klar zu machen, dass man sich vermittelnde Uebergänge in Gedanken ergänzen muss, eine Nothwendigkeit, die nicht bloss in dieser Satire und dieser Stelle derselben, sondern in vielen andern Satiren sich uns aufdrängt. Wie man von Sprüngen in der Lyrik spricht, so ist auch in den Satiren und Episteln der innere Zusammenhang nicht immer an äussere Anhaltspunkte geknüpft, sondern muss in Gedanken durch ergänzende Glieder hergestellt werden. Man vergleiche nur in Döderlein's Bearbeitung der Satiren und Episteln die Inhaltsanzeigen, und man wird finden, wie reichlichen und wohlbegründeten Gebrauch er von der Einschiebung verbindender Mittelglieder gemacht hat. Keck selbst kann sich dieses Erklärungsmittels nicht entschlagen; er handhabt es nur in anderer Weise. Mir stellt sich der innere Zusammenhang unserer Stelle in folgender Weise dar. Der Dichter führt einen Gegner redend ein: *laedere gaudes*, lässt er ihn sagen, *et hoc studio pravus facis*. Dieser Behauptung stellt der Dichter die Frage entgegen, worauf die Behauptung sich stütze: *unde petitum Hoc in me jacis? Est auctor quis denique eorum Vixi cum quibus?* Hier liegt nun allerdings der Gedanke nahe, dass der Dichter vorerst eine Antwort auf seine Fragen erwarte, und dass in den zunächst auf die Fragen folgenden Worten dieselbe zu suchen sei, der Dichter erst wieder mit Vers 86 eintrete. Dem entgegen ist zu bemerken, dass der rhetorische Gebrauch der Frage durchaus nicht einschliesst, dass der Fragende auch eine Antwort darauf erwarte. Die Frage ist eben in solchen Fällen nur eine Figur, die zur Verlebendigung der Darstellung dient und bei den Rednern unzähligemal vorkommt. Unsere Stelle trägt diese rhetorische Färbung offenbar an sich. Der Dichter, statt dass er der Behauptung des Gegners einfach die Verneinung derselben entgegensetzt, richtet die Frage an ihn, woher er die Beweise für seine Behauptung entnehme, und ohne eine Antwort abzuwarten auf seine Frage, die nach seiner Ueberzeugung der Gegner gar nicht beantworten kann, fährt er in seiner Vertheidigung damit fort, dass er den Begriff wahrer Bosheit aufstellt, von der er sich frei weiss. Dieser rhetorischen Figur der Frage bedient sich Demosthenes besonders häufig. Man vergleiche die Bemerkungen von Rehdantz zur ersten Philippischen Rede § 10 und an andern Stellen. Wenn aber der Dichter überhaupt eine Antwort dem Gegner hätte in den Mund legen wollen, so war es sicher nicht die in den fraglichen Versen angeblich enthaltene, die auf die Fragen, wie sie gestellt sind, passt, wie die Faust aufs Auge. Horaz fragt nach den Thatsachen, wodurch der ihm gemachte Vorwurf bewiesen werde. Er fragt nach einer Person, *est auctor quis denique etc.*, welche solches von ihm aussagen könne. Auf solche Frage sind die Verse 81—85 offenbar nicht die geeignete Antwort, denn sie geben statt eines Gewährsmannes für des Gegners Behauptung eine Schilderung der Art von Leuten, vor denen man sich in Acht nehmen solle. Einer solchen Belehrung bedurfte Horaz nicht. Krüger zu dieser Stelle sagt: „Anstatt einen bestimmten Gewährsmann zu nennen, hält der Gegner dem Horaz ein Bild entgegen, in welchem dieser sich selbst erkennen und woraus er die Richtigkeit der gegen ihn erhobenen Beschuldigung folgern soll."

Durch diese Deutung wird das Unpassende der Verse, wenn sie als Antwort auf des Dichters Frage gelten sollen, nicht beseitigt. Wenn einer dem andern einen Vorwurf macht, er habe sich dieses oder jenes zu Schulden kommen lassen, und dieser verlangt den Beweis, so wird er diesen nicht darin finden, dass der andere ihm das Laster definirt, das er ihm andichtet, mit der Zumuthung, er solle in diesem Spiegel sich selbst erkennen. Das hiesse doch dem Verleumder sein Handwerk sehr erleichtern, wenn er den Beweis für seine Behaup-

tungen in dieser Weise liefern dürfte. Herr Keck hat wohl selbst gefühlt, dass die Verse 81—85 in keinem rechten Zusammenhang mit der Frage stehen, wenn sie dem Ankläger in den Mund gelegt werden. Er ergänzt sich daher als Antwort ein „Ja" und lässt dann die Verse folgen. Aber ein blosses: „Ja, ich kann Gewährsmänner nennen," ist keine befriedigende Antwort, wenn sie nicht mit Namen einen Gewährsmann bezeichnet, denn nur das hat Beweiskraft. So wenig ein Richter sich befriedigt fühlt, wenn ein Dieb oder Mörder auf die Frage, ob er die That gethan, mit Nein antwortet, wenn nicht der Beweis der Unschuld geliefert wird, so wenig genügt ein blosses Ja an unserer Stelle als Antwort auf die Frage, ob der Gegner Zeugen stellen könne, wenn er sie nicht namhaft macht. Wie wenig logischer Zusammenhang zwischen dem Gedachten „Ja" und den Versen 81—85 sei, ist klar.

Wie ganz anders gestaltet sich aber die Sache, wenn man die Verse 81—85 nach der alten Ueberlieferung dem Dichter zutheilt! Der Zusammenhang mit dem ihnen Vorangegangenen, wie der mit der Fortsetzung Vers 86 ff. ist dann ein in sich klarer und logisch gerechtfertigter. Allerdings erfolgt dann auf die Frage des Dichters keine Antwort; der Gegner kommt nicht mehr zum Wort; er verschwindet, wie er unvorbereitet auf der Scene erschienen war. Hieran ist durchaus kein Anstoss zu nehmen. Dem Dichter war es nicht darum zu thun, ein Verhör mit dem Gegner anzustellen. Dem Vorwurf desselben setzt er die unwillige Frage entgegen nach seinem Gewährsmann. Die Frage ist aber nur die lebendigere Protestation gegen den Vorwurf, der sofort seine Widerlegung erhält durch die Aufstellung des wahren Begriffs boshaften Uebelwollens, die im Mund des Dichters eben so passend und wohl motivirt ist, als in dem des Gegners ungeeignet und unlogisch. Der Vorwurf beruhte auf einer Begriffsverwirrung, welche wahre und scheinbare Bösartigkeit nicht zu unterscheiden weiss, ja sogar in den Fehler verfällt, die wirkliche oft für etwas Unverfängliches, Erlaubtes, zu halten und harmlosen Scherz oder begründeten Tadel als Zeichen herzloser oder gewissenloser Bosheit zu brandmarken. Herr Keck kommt aber auch mit sich selbst in Widerspruch, wenn er die Verse 81—85 im Mund des Horaz für einen „edel klingenden Gemeinplatz" erklärt, der also keinen Werth habe. Verändert sich etwa der Charakter der genannten Verse, wenn sie dem Gegner in den Mund gelegt werden? Herr Keck betrachtet sie ja selbst als Schilderung der Charaktere, vor denen man sich hüten soll; sie müssen also mehr als leere Phrase, edel klingender Gemeinplatz sein. Und in der That enthalten sie Wahrheiten, gegen die sich nichts einwenden lässt; sie gehören nur nicht als Antwort auf die Frage des Dichters in den Mund des Gegners; Horaz selbst gibt dann Vers 86 ff. Beispiele wahrer Bosheit und stellt ihnen die Harmlosigkeit seiner lachenden Satire gegenüber. Wo daher das burlesk Sprunghafte, das Keck der überlieferten Abtheilung zum Vorwurf macht, liegen soll, ist nicht abzusehen. „Du freuest dich, zu verletzen, absichtlich wehzuthun, und handelst so moralisch verwerflich." Gibt es etwas Natürlicheres, logisch Zusammenhängenderes, als wenn Horaz diesem Vorwurf die Erklärung entgegensetzt: „Das wirst du mir durch keinen Gewährsmann aus der Zahl derer, die mich kennen, beweisen können, und durch keine Thatsache. Die wahre Bosheit besteht darin, dass etc. Vor solchen hüte dich. Freilich gilt wahre Bosheit gar oft für erlaubt und kann selbst den Schein theilnehmender Gutherzigkeit annehmen. Dass dergleichen meinen Dichtungen ebenso fremd bleiben wird als meinem Herzen, kann ich, wenn irgend etwas verbürgen." Hierin liegt ein so klarer Zusammenhang, dass er auch den strengsten Logiker befriedigen muss. *Liberius si Dixero quid, si forte jocosius, hoc mihi juris Cum venia dabis*, fährt dann V. 103 ff. Horaz fort und erzählt, wie sein Vater ihn vor

Lastern und Thorheiten zu bewahren gesucht habe dadurch, dass er auf lebendige Beispiele des Bösen und Guten hingewiesen habe, und knüpft so wieder an den Anfang der Satire an, wo er in Betreff der persönlichen Angriffe der Satire auf die alte Komödie in Athen und seinen Vorgänger Lucilius hinwies.

Diese letzten Ausführungen des Dichters über den Geist seiner Satiren sind nun auch das schlagendste Argument gegen die Behauptung Keck's, dass „auch der Inhalt des edel klingenden Gemeinplatzes 81—85 so wenig in den Mund des Horaz passe, dass er ihm vielmehr das (den) Stempel der Schamlosigkeit aufdrücken würde." Um diesen harten Vorwurf begründen zu können, sieht sich Keck genöthigt, den oben genannten Versen 81—85 eine Beziehung zu Horaz zu geben, die mit den Charakterzügen, die aus den Werken des Dichters entnommen zu werden pflegen, nicht im Einklang steht. Jene Verse sollen deswegen nicht in seinen Mund passen, weil ja eben auf ihn selbst die Schilderung passe, die von denen entworfen werde, vor denen der Römer sich hüten solle. Allerdings erklärt Keck dann wieder, dass die Anklagen, „weit übertrieben" seien, allein wer wolle leugnen, „dass zu jeder einzelnen derselben Horaz in seinen Schriften irgend welche Veranlassung gegeben habe?" Ich bekenne, dass ich zu denen gehöre, welche jene Anwendbarkeit des in V. 81—85 entworfenen Bildes auf Horaz mit aller Entschiedenheit in Abrede stellen müssen und die Art und Weise, wie Keck seine Ansicht im Einzelnen begründet, für verfehlt halten. Ganz unzulässig ist es, den schweren Vorwurf des *absentem qui rodit* auf die Worte des Horaz: *Pastillos Rufillus olet, Gargonius hircum* anzuwenden. Das *rodere absentem* bezieht sich offenbar auf bösartiges Verlästern eines Abwesenden, indem man seinen sittlichen Charakter antastet. Was Horaz aber von Rufillus und Gargonius aussagt, tastet ihren Charakter nicht an. Es kann einer ein Geck, ein eitler Stutzer sein, ein anderer nach Schweiss riechen; darum sagt man ihm nichts Ehrenrühriges nach, was bei dem *rodere absentem* gemeint ist. Ebensowenig überzeugend ist es, wenn gesagt wird: „nachdem Horaz einen guten Theil der Epoden und die zweite Satire geschrieben hatte, durfte er dann, ohne zu erröthen, sich brüsten: *solutos qui captat risus hominum famamque dicacis, hic niger est?*" Warum nicht? Das *risus captare famamque dicacis* ist dem eigen, der ohne alle Rücksicht darauf, ob sein Spott eine thatsächliche Berechtigung habe, andere zur Zielscheibe desselben macht. War etwa Horaz ein solcher *scurra*, wie er Vers 86—89 geschildert wird? War er der Mann, dem gut und böse, Ehrenhaftigkeit und Verächtlichkeit ganz gleichgültige Dinge waren, wenn es darauf ankam, eine gemeine, wenn auch vornehme Gesellschaft in Lachen zu versetzen? Sicher nicht. Die Epoden und die zweite Satire können nicht als Beweis gelten, man müsste denn den Kampf gegen notorische Gemeinheit und Zügellosigkeit für unberechtigt halten. Ist es ferner dasselbe, wenn einer zu bösen Zwecken der Verleumdung *non visa fingere potest*, und ein Dichter sich der poetischen Fiction zur Einkleidung seiner Gedanken bedient? Ist Plato ein Lügner, weil er Gespräche fingirt, die in der Weise nie gehalten wurden? Wenn Keck ferner sagt: „Wie oft hat er, Horaz, nicht Anvertrautes ausgeplaudert?" so liefern dessen Werke wenigstens keinen Beweis dafür, und schwerlich wäre er mit Männern wie Mäcenas bis zum Tod in so innigem Freundschaftsverhältniss gestanden, wenn er ihr Vertrauen als Schwätzer oder Schalksknecht je missbraucht hätte. Das angezogene Beispiel der 9. Satire, wo er das Privatgespräch mit dem Zudringlichen, also *commissa* ausgeplaudert haben soll, kann gleichfalls nicht als beweiskräftig gelten. Zu bemerken ist zunächst, dass Horaz in jener Satire nicht den Namen des Zudringlichen nennt, sondern in dem Ungenannten eine Menschen-

classe schildert, deren innere Seelengemeinheit in so drastischen Zügen uns vor Augen geführt zu haben, ihm uns nur zu Dank verpflichten kann!

Es bleibt noch der letzte Grund, auf welchen Keck seine Ansicht gründet, zu beleuchten übrig, der, dem er selbst eine fast mathematische Beweiskraft beilegt. Seh'n wir zu, ob sie sich bewährt. Es ist der Vers 91, dem sie innewohnen soll. In Verbindung mit V. 90 lautet er: *Hic tibi comis et urbanus liberque videtur Infesto nigris.* Diese Worte spricht der Dichter, und das Wort *nigris* soll auf die Worte *hic niger est* in Vers 85 sich beziehen, wie nicht zu bestreiten ist. Nach der Keck'schen Auffassung aber wäre „der Ausdruck *infesto nigris,* dir dem Hasser der Schwarzen, unmotivirt und deshalb als singulärer Ausdruck ungereimt, wenn nicht der Gegner vorher den Dichter als *niger* denuncirt hätte. Auch V. 100 *hic nigrae sucus loliginis, haec est Aerugo mera* enthalte eine Replik auf des Gegners Stichwort: *hic niger est.*" Zugegeben, dass diese Bemerkung mehr ins Gewicht fällt, als die andern Argumente, so steht ihr doch das entgegen, was im Bisherigen gegen die Zulässigkeit, die Verse 81—85 dem Gegner des Horaz als Antwort auf dessen Fragen in den Mund zu legen, geltend gemacht worden ist, falls man nicht dem Dichter die Absicht oder den unerlaubten Kunstgriff unterstellen wollte, er habe seinem Gegner eine recht unpassende Antwort in den Mund gelegt, um ihn desto besser widerlegen zu können. Es ist kein hinlänglicher Grund vorhanden, zu dieser Annahme seine Zuflucht zu nehmen, da gar nicht abzusehen ist, warum dem Dichter nicht erlaubt sein soll, des Ausdrucks *niger,* dessen er sich in V. 85 bediente, sich auch später zu bedienen, wo er zwei weitere Beispiele der *nigritia* anführt. Ist es unpassend, wenn derselbe zu seinen Worten: *solutos qui captat risus hominum famamque dicacis* das Beispiel des *scurra* anführt, der weder Abwesende noch Anwesende verschont und aus dieser Gewohnheit ein Handwerk macht, das ihn nährt? Das *infesto nigris* kann sich ebensogut auf das *laedere gaudes* beziehen, in Verbindung mit V. 33 sqq.: *Omnes hi metuunt versus, odere poetas. Foenum habet in cornu etc.* Ist es „unmotivirt", wenn Horaz, nachdem er den wahren Begriff schadenfroher Bosheit festgestellt, in den folgenden Versen zeigt, wie oft der herzlose Witzbold für fein, geistreich, freimüthig gehalten wird, oder wie beim Vertheidiger des Petillius Capitolinus die Tücke in ein scheinheiliges Gewand sich hüllt? Soll der Dichter da nicht auch des Wortes *niger* sich bedienen dürfen, dessen er sich vorher bedient hat? Oder warum soll der Ausdruck *infesto nigris* als „singulärer Ausdruck" erscheinen, wenn er nicht dem Gegner in den Mund gelegt wird? Der Sinn desselben ist ja klar und verständlich, wem er auch in den Mund gelegt werde.

Das sind die Gründe, welche für mich in der Vertheidigung der bisherigen Textesgestaltung massgebend gewesen sind. Die Vertheidigung des alten Textes ist aber zugleich die Vertheidigung des Dichters gegen Angriffe auf seinen Charakter, gegen welche gerade diese 4. Satire die glänzendste Abwehr ist, und ich sehe keinen Grund, in das *laedere gaudes* einzustimmen, das den Kernpunkt jener Angriffe bildet.

Bei der an diesen Vortrag sich anschliesenden lebhaften Debatte trat für die von Platz vertretene ältere Erklärungsweise zuerst Herr Prof. Teuffel aus Tübingen auf, der dabei Gelegenheit nimmt, ohne die Berechtigung zu Neuerungen überhaupt in Abrede zu stellen, doch die Art und Weise, wie Horaz in neuerer Zeit kritisch behandelt worden, als eine subjective Kritik zu missbilligen. Prof. Kratz aus Stuttgart erklärt sich ebenfalls für die frühere Erklärungsweise, obwohl er in Folge einer andern Interpunction den Zusammenhang in einer etwas abweichenden Weise fasst; ebenso Hr. Dr. Müller aus Hannover, desgleichen Hr. Dir.

von Jan aus Erlangen, der, nachdem er zuerst auf eine persönliche Aeusserung Döderlein's aufmerksam gemacht, welcher zufolge dieser auf die Festhaltung der Keck'schen Ansicht keinen Werth legte und auch der alten Erklärungsweise ihre Berechtigung zuerkannte, — dann selbst die alte Ansicht dadurch zu stützen sucht, dass er die Worte V. 90 „*hic tibi comis*", welche von Horaz gesprochen werden, in Beziehung zu dem „*hunc tu*" V. 85 setzt, so dass, wenn das erstere dem Horaz in den Mund gelegt werde, der Gegensatz zwischen diesem und dem „*hunc tu*" nöthige, auch das letztere dem Horaz zuzuweisen.

Nachdem alle bisherigen Redner gegen die Keck'sche Ansicht aufgetreten waren, erklärt sich zuerst der Herr Präsident Hofrath von Leutsch aus Göttingen für dieselbe, indem er darauf aufmerksam macht, dass die Stelle im Munde des Gegners viel dramatischer sei, und auf die neueren Untersuchungen über Lucilius hinweist, aus welchen die grosse Verwandtschaft zwischen Horaz und Lucilius klar hervorgehe. Dann sei die Ergänzung eines parenthetischen „Ja" nicht einmal nothwendig, sondern es lasse sich recht gut denken, dass der Gegner des Horaz die directe Beantwortung der Frage des Dichters „*est autor — quibus?*" durch die Worte „*absentem*" ff. zu umgehen suche, indem er damit gleichsam den Horaz des Stadtgesprächs zeihe und durch Berufung auf die allgemein getheilte Anschauung die geforderte Nennung eines einzelnen Gewährsmannes als überflüssig ablehne. — An diese Bemerkung des Hrn. Präsidenten anknüpfend macht Hr. Oberlehrer Lieven aus Riga im Interesse der Keck'schen Ansicht geltend, dass Horaz auf indirectem Wege seinem Gegner gegenübertrete; einer ausführlichen Widerlegung jener Vorwürfe habe sich Horaz um so eher entschlagen können, als er in der früher verfassten 3. Satire energisch und eingehend genug sein Glaubensbekenntniss über die Art und Weise auseinandergesetzt habe, wie man sich den Fehlern seiner Freunde gegenüber zu verhalten habe. Nachdem nun ferner noch Herr Oberlehrer Lieven, anknüpfend an die Aeusserung des Hrn. Prof. Teuffel, dass er neue Deutungen bei einem Schriftsteller, der so gründlich behandelt worden sei wie Horaz, immer mit Misstrauen aufzunehmen geneigt sei, — einen Vorschlag einer neuen, jedoch nicht von ihm selbst herrührenden Verseintheilung der oben citirten 3. Satire gemacht, diesen Gegenstand aber, als nicht zur Debatte gehörig, zu verlassen, von dem Präsidenten veranlasst worden war, — ergreift Prof. Plank aus Heilbronn ebenfalls zu Gunsten der Keck'schen Ansicht das Wort, indem er die Frage aufwirft, ob nicht die meisten, welche die fraglichen Worte lesen, den Eindruck bekämen, dass in ihnen ein sittlicher Ernst enthalten sei, welcher mit der sonstigen Ausdrucksweise des Horaz schlecht harmonire, weshalb es wahrscheinlicher sei, dass nicht Horaz hier eine sittliche Gnome ausspreche, sondern dass der Gegner ihm diese Worte entgegenwerfe. Prof. Teuffel glaubt dieses Argument durch den Umstand widerlegt, dass dem Horaz eben volle Veranlassung zu Ernst gegeben war und dass das Pathos seinen natürlichen Grund eben darin finde, dass er sich seiner Haut zu wehren hatte, wie dies aus seiner dichterischen Laufbahn genugsam bekannt sei. Gegen Prof. Plank, der dagegen hervorgehoben, der Fehler der Tadelsucht habe eben einmal bei Horaz vorgelegen, was allerdings in der grossen Zahl seiner Feinde seinen Grund haben möge, und dass er deshalb mit gutem Gewissen die fraglichen Worte nicht habe sagen können, macht Hr. Hofrath Platz, indem er auf den Unterschied der Aristophanischen Komödie und der Horazischen Satiren hinweist, geltend, dass Horaz immer nur Verschwender, Geizhälse oder sonst berüchtigte Individuen, nie verdienstvolle Männer angreife. — Hierauf stellt der Präsident das Resultat der Debatte dahin fest, dass die Gegner der Keck'schen Ansicht in der Versammlung bedeutender vertreten seien und dass auch das

Gewicht der Gründe mehr für dieselben spreche. Man habe also bei der alten Ansicht zu bleiben. — Der Vortrag von Hrn. Dr. Riese wird auf die folgende Sitzung verschoben.

Zweite Sitzung, Freitag den 29. September, 8 Uhr Morgens.

Vorsitzender Herr Prof. Teuffel.

Mittheilungen des Hrn. Privatdocenten Dr. Hermann Hagen aus Bern über mehrere Stellen des Servius nach einem Berner Codex:

In Bern befindet sich ein Codex des Servius (cod. Bern. 172, bei Ribbeck a) aus dem 10. Jahrhundert, neben dem Texte des Vergil zu beiden Seiten den Commentar enthaltend zu Bukolika, Georgika und Aen. III—V, sehr schön geschrieben, der an mehreren Stellen, deren Heilung wegen mangelhafter Beschaffenheit der benutzten Handschriften bisher nicht gelingen konnte, Lesarten bietet, nach denen sich Servius nicht nur sicher emendiren, sondern auch hier und da bereichern lässt. So steht z. B. zu Verg. Aen. III, v. 520 „Pandimus alas", wo die Ausgaben des Servius nur die Erklärung 'contos intendimus' bieten, im cod. Bern. noch Folgendes: 'unde mare ueliuolum. *sallustius et paruis modo uelorum alis remissis*', wo für paruis nach Sall. Jug. cap. 60, 3 'ubi hostes *paulum modo* pugnam *remiserant*' wohl zu lesen *paulum*. Das Fragment konnte der Beschreibung des Seesturms entnommen sein, der dem von Annius überraschten Sertorius zustiess, Plutarch, Sert. cap. VII. [1]) Von der nicht geringen Anzahl schlagender Verbesserungen, welche dem Servius aus dem Berner Codex erwachsen, wurden beispielsweise folgende mitgetheilt:

I. Verg. Aen. III, 217. Virginei uolucrum uultus foedissima uentris
Proluuies.
Seruius: Et quidam uolunt proluuies cum stercus uentris significet, a Virgilio hoc loco figuram uentris significatam. Ergo quasi *annosum* et panticosum uentrem. Statt des sinnlosen annosum bietet cod. B. *sannosum*, d. h. *saniosum*.

II. ibid. v. 317. Heu! quis te casus deiectam coniuge tanto
Excipit? aut quae digna satis fortuna reuisit?
Hectoris Andromache Pyrrhin conubia seruas?
Seruius: „Deiectam coniuge tanto." *Dapnas* per comparationem uirorum factum. (Dan.; Lion *daphnas*). Cod. B. schreibt *paphas*, d. h. *pathos*.

III. ibid. v. 410. Ast ubi digressum Siculae te admoverit orae
Ventus et angusti rarescent claustra Pelori.
Seruius: „Angusti rarescent claustra Pelori" ideo quia a continenti idest a *Columna* usque ad Pharon tribus millibus distat. Was das *columna* bedeuten soll, ist schwer zu sagen. Es wäre wohl möglich, dass dem Pharos gegenüber eine Säule gestanden, die nun κατ' ἐξοχήν Columna geheissen hätte: doch fehlen uns darüber Nachrichten. In der Berner Handschrift steht *calumna*, was in Hinblick auf das vorangehende Scholion *digressum:* a littore *Calabriae* wohl in *Calabria* zu ändern.

IV. Aen. IV, v. 75. Sidoniasque ostentat opes urbemque paratam.
Seruius: Et omnia ei ostendit Dido quibus possit *inducere* et „paratam" ideo ut sit *impendium* quaerentibus sedes. Anstatt des in diesem absoluten Gebrauch auffälligen *inducere* hat der Cod.

---

1) unde „mare ueliuolum" ist Citat. Aen. I, 225.

incucere = inlicere und statt des hier unverständlichen *im*pendium *com*pendium, in der Bedeutung „Vorsprung", „Gewinn" gut in den Zusammenhang passend.

V. ibid. v. 215. Et nunc ille Paris.
Seruius: „Paris" similis Paridi et iniuria a *persona*. *Probrosis* enim *non lenibus* ueteres conuicia dicebant. Nach *lenibus* hat man (Kritz Sall. Hist. fragm. incert. n. 52 p. 383, Dietsch Hist. I, 42 p. 14, der Cod. tyrannum *et cinitam*) *uerbis* eingeschaltet, ungenügend, weil unlogisch und unlateinisch. Der Berner Codex hat *non linibus*, d. h. *nominibus*.

VI. ibid. v. 216. Maeonia mentum mitra crinemque madentem.
Seruius: Sane quibus effeminatio crimini dabatur, etiam mitra eis adscribebatur; multa enim lectio mitras proprie meretricum esse docet. Ergo ex habitus qualitate mutuatur inuidiam; eum enim non iam effeminatum uelut meretricem appellat quod est inimici non mulieris tantum sed etiam meretricem uocat. Hier schreibt der Codex von inuidiam an: nam eum non iam effeminatum *sed* uelut meretricem appellat quod est inimici non mulier . . tantum sed etiam meretricem uocare; zu lesen: nam eum non iam effeminatum sed uelut meretricem appellat quod est *conuicium maius*, non mulier*em* tantum sed etiam meretricem uocare.

VII. ibid. v. 404. It nigrum campis agmen.
Seruius: Hemistichium Ennii de elephantis dictum quo ante Accius est usus *de Indis*. Es ist nicht abzusehen, wie Accius mit dieser Formel die Inder habe bezeichnen können, während die beiden andern Dichter die gleiche Formel bei der Charakteristik von Thieren, Ennius von Elephanten, Vergil von Ameisen angewandt haben.[1]) Ausserdem scheint Gleichheit der Formel zunächst auch Gleichheit des Inhalts zu fordern. Erwägen wir nun, dass Servius zum vorhergehenden Vers, wo er von den Ameisen spricht, ganz unerwartet, ohne dass ihm der Text dazu Veranlassung bot, von der Verwandlung der Myrmidonen in Ameisen handelt, erinnern wir uns, dass uns von Accius eine Reihe von Fragmenten einer Tragödie Myrmidones erhalten sind, in welcher Accius wohl auch die Sage von der Verwandlung berührt haben wird, und fügen wir schliesslich hinzu, dass im guten Berner Codex nicht de Indis, sondern *de inde nos* steht, so wird sich die Hypothese, dass obige Formel sich in Accius' „Myrmidonen" befand, wohl rechtfertigen lassen, so dass bei Servius *de Myrmidonibus* zu lesen wäre.

VIII. ibid. v. 598. Quem secum patrios aiunt portare Penates,
Quem subiisse humeris confectum aetate parentem.
Seruius: Sane hic „subiisse" iuxta praesentem *uersum* accusatiuo iunxit, cum alibi *antique* datiuo usus sit. Der Gegensatz *antique* zeigt, dass iuxta praesentem *uersum*, was völlig unlateinisch, in iuxta praesentem *usum* zu verbessern ist, was denn auch der Cod. B. bietet.

IX. Aen. V, v. 30. Dardanium Acesten.
Seruius: Hippotes filiam suam Segestam ne ad cetos religaretur, superposuit nauiculae et misit quo sors tulisset. Quae delata ad Siciliam Crimisus fluuius concubuit cum ea conuersus in canem unde Acestes natus est. Huius rei ut esset indicium † effigiem canis percussum Siculi habuerunt. Anstatt des falschen quae — cum ea steht im Cod. B. *cum qua*. Nach indicium ergänzte man gewöhnlich „nummum" und schrieb „effigie." Cod. B. schreibt: *es cum effugiem* canis percussum, wo zu lesen: *aes in* effigiem canis percussum. Der ähnliche Beginn des Wortes effigiem hat in den übrigen Handschriften den Ausfall des *aes* veranlasst.

X. ibid. v. 40. Veterum non immemor ille parentum
Gratatur reduces.
Seruius: Quidam „gratatur" non „gratulatur" sed „laetatur" accipiunt ut quod ad Troianorum uotum pertinet *iuerit* ad Siciliam reuers*us* quod ad suum animum gaudeat. Der Cod. B. hat statt *iuerit merit* und statt reuersus reuers*os*. Der Gegensatz in *gaudeat* zeigt, dass *maereat* zu schreiben ist.

XI. ibid. v. 117. Genus a quo nomine Memmi.
Seruius: „Memmii" pro „Memmiorum" genetiuus singularis pro plurali uel a quo nomine genus Ital. . . . † Memmi . . . . † a quo nomine genus Memmii genetiuus singularis nominatiuus pluralis. Der Codex hat hier: uel a quo nomine genus *italic* mem*mia* a quo nomine genus memmii

1) Warum soll Accius dieses Hemistichium nicht von den „*nigri* Indi" (s. z. B. Ovid. ars am. I, 53) haben sagen können? KOECHLY.

ut si memmii genetiuus singularis nominatiuus pluralis; — zu lesen — denn das *uel* zeigt an, dass hier zwei Erklärungen gegeben sind, wonach, nachdem die erste Memmii als genetiuus singularis gefasst hat, die zweite den nur allein noch möglichen Fall, dass Memmi nominatiuus pluralis sei, berücksichtigen muss —: uel a quo nomine *gens* Ita*la* Mem*mia* [a quo nomine genus Memmii Dittographie] ut *sit* Memmii *non* genetiuus singularis *sed* nominatiuus pluralis.

XII. ibid. v. 408. Magnanimusque Anchisiades et pondus et ipsa
Huc illuc uinclorum inmersa uolumina uersat.

Seruius: „Versat" considerat ut Sallustius: „Exercitum maiorum more uertere" hoc est considerare. In der Handschrift steht statt uertere etc. uerter*et* id est considerar*et*. Vertere, was Kritz Sall. Hist. fragm. incert. 17 p. 374 und Dietsch Hist. fragm. Incert. 51 p. 132 nicht verstehen wollen, hat hier ungezwungen nach seinem Grundbegriff die Bedeutung: „Revue passiren, defiliren lassen" angenommen. Ueber den ungewöhnlichen Fall, dass die Bedeutung des im Text stehenden uersare durch ein Beispiel mit *uertere*, nicht ebenfalls mit uersare, erhärtet wird, gibt uns schliesslich eine kleine im cod. Bern. l. l. befindliche Glosse Aufschluss: uertit uirtus, d. h. *uertit: cestus*, wornach der Verfasser dieses Scholions wenigstens im Texte uertit gelesen haben muss.

Die Debatte über die einzelnen Stellen schloss sich an dieselben selbst im Einzelnen an und wurde von dem im Vorstehenden Vorgetragenen nur Weniges bestritten oder beanstandet. So schlägt Privatdocent Dr. Alexander Riese aus Heidelberg anstatt des bei dem Sallustfragment für „paruis" vom Redner conjicirten *paulum paulisper* vor, aus welchem letzteren leichter paruis habe entstehen können; ferner machen zu Stelle III Hr. Dr. Weidner aus Köln und Prof. Blank aus Heilbronn auf eine Stelle in Cicero pro Sestio[1]) aufmerksam, ohne sie aber bestimmter citiren zu können, wo wirklich von einer Säule dem Pharus gegenüber die Rede sei. Zu Stelle IV wird wohl das vom Codex gebotene *com*pendium, nicht aber das zugleich vom Redner conjicirte inlicere (cod. B. incucere) anstatt der Vulgata inducere für nothwendig erkannt. Zu Stelle V schlägt Hr. Prof. Eckstein aus Leipzig vor: hominibus oder hominum nominibus. Zu Stelle VII glaubt Hr. Dir. von Jan aus Erlangen *Indicis*, sc. formicis, lesen zu müssen, während in IX Prof. Eckstein einfach *qua delata — cum ea* vorschlägt. Ausserdem beanstandet Dir. von Jan den Ausdruck in effigiem canis percussum und möchte lieber *cum effigie* lesen. Bei Stelle XI greift Hr. Dr. Riese die vom Redner vorgeschlagene und palaeographisch nicht beanstandete Aenderung des Italic in Ital*a* deswegen an, weil die Memmier eine römische gens gewesen seien, wird aber vom Redner mit Berufung auf den Vergil'schen Text V, 117:

Mox *Italus* Mnestheus genus a quo nomine Memmi

widerlegt. Am Ende seines Vortrags wird dem Redner vom Präsidenten der Versammlung für seine interessanten Mittheilungen der lebhafteste Dank ausgesprochen.

Hierauf forderte der Präsident Hrn. Privatdocent Dr. Riese von Heidelberg auf, seinen angekündigten Vortrag über das collegium poetarum und die fragliche Stelle Horat. Sat. I, 10 v. 36—39 zu halten.

Dr. A. Riese aus Heidelberg:

Ueber das Collegium poetarum zu Rom.

Gestatten Sie, hochverehrte Versammlung, dass ich meinen Vortrag mit der Erinnerung an eine interessante Debatte eröffne, welche auf der vorjährigen Philologenversammlung zu

1) Die Stelle findet sich VIII, 18 und bestätigt zugleich mit zwei Stellen des Strabo (III, 5, p. 170 sq. und VI, 1, 5, p. 275) vollkommen die Richtigkeit der handschriftlichen Lesart *Columna*. KOECHLY.

Hannover durch Herrn Prof. Hertz angeregt wurde, und dass ich auch zur Lösung der dort aufgeworfenen Frage meinen Beitrag gebe, indem ich den Gegenstand derselben erweitere. Es handelte sich damals darum, ob das Wort *scriba*, welches Horaz an einer Stelle der Satiren (II, 6, 36) von sich selbst gebraucht, ihn als *scriba quaestorius* bezeichnet, eine Stellung, die er bekanntlich nach Sueton's Biographie inne hatte, oder ob wir ihn hiernach, wie Prof. Hertz vorschlug, als Mitglied des alten *collegium scribarum*, der römischen Dichterzunft, aufzufassen haben, dessen Existenz, und zwar unter diesem Namen, zuerst O. Jahn[1]) aus einer Stelle des Festus mit voller Sicherheit nachgewiesen hat. Indem ich aber die Bedeutung des Wortes an dieser Stelle des Horaz vorläufig dahingestellt sein lasse, halte ich mich nur an eine Behauptung, welche nach Andern auch Hertz aufgenommen und die ihm damals von seinen Gegnern stillschweigend und, wie mir scheint, ein wenig zu seiner eigenen Verwunderung zugegeben wurde: die Behauptung, dass zu Horaz' Zeit in diesem Collegium nicht die moderne Richtung des augusteischen Zeitalters gepflegt wurde, sondern vielmehr die Anhänger einer veralteten, reactionären Tendenz, ein Tigellius und Fannius, Bavius und Mävius und ähnliche dort ihren Vereinigungspunkt fanden. Dass diese Dichter, wie man meist annimmt, Anhänger der gelehrten und verkünstelten alexandrinischen Richtung waren, wie sie in Rom vorher geherrscht hatte, ist durch nichts erwiesen, vielmehr sind sie uns allgemein nur als schlechte, vielverspottete Dichterlinge bekannt.

Doch ich sehe von diesen Persönlichkeiten ab. Meine Frage ist vielmehr: was war denn überhaupt das Wesen, das Fundament jenes Collegiums? Ist es wirklich als Clique, als Vereinigungspunkt von Dichtern Einer Richtung und Schule zu betrachten, welche diese auch gewesen sein möge? Dafür hätte es sich in der That eines langen Lebens erfreut. Denn gestiftet wurde es während des zweiten punischen Krieges (207 v. Chr. vgl. Liv. XXVII, 37. Fest. a. a. O.) und bestand (um nur das Allersicherste herauszuheben) noch nach 90 v. Chr. Denn in diesem Jahre war der Tragiker Julius Cäsar Strabo Aedil, und nachher muss also geschehen sein, was Valerius Maximus (III, 7, 11) tadelt, dass ihm „*in collegium poetarum venienti*", wie es heisst, der Dichter Attius „*nunquam assurexit*", ihm nie die Ehre des curulischen Magistrats erwies. Aber ein zweiter Grund steht noch viel bestimmter jener Annahme entgegen, die schon erwähnte Stelle des Festus selbst. Sie lautet nämlich (p. 333 M.): „*Scribas* proprio nomine antiqui et librarios et *poetas* vocabant .... Itaque cum *Livius Andronicus* bello Punico secundo scripsisset carmen, quod a virginibus est cantatum: quia prosperius res publica populi Romani geri coepta est, *publice* adtributa est ei *in Aventino aedis Minervae*, in qua liceret *scribis histrionibusque* consistere ac dona ponere, in honorem Livi, quia is et scribebat fabulaset agebat."

Aus dieser Stelle ergibt sich zunächst, dass dieses Collegium, unter der Autorität des Staates gestiftet, den officiellen Zweck hatte „*in aede Minervae in Aventino consistere et dona ponere*", sich dort zu versammeln im Tempel und Weihgeschenke niederzulegen. Durch letztere Handlung religiöser Art tritt das Colleg denn in die Reihe der übrigen Gesellschaften gleichen Namens in Rom ein, welche alle ihre Thätigkeit um eine Cultushandlung gruppiren, aber zu einer geregelten Verfolgung praktischer Zwecke gestiftet sind. Letztere sind bei dem Collegium der Dichter also natürlich auch zu präsumiren: praktisch in irgend welcher Art müssen die Zwecke gewesen sein, für die ihnen der Senat die Versammlungen im Minervatempel gewährte. An eine Zusammenkunft aller Dichter Roms, die da wollten, ledig-

1) Berichte d. sächs. Gesellsch. d. Wissensch. 1856, S. 294 ff.

lich zu freiem persönlichem und literarischem Verkehr wird also nicht zu denken sein. Aber auch was O. Jahn als diesen Zweck zu betrachten scheint, die Hebung ihrer bürgerlichen Stellung und ihrer Achtung beim Volk, kann nicht gemeint sein: denn sonst würde doch der Tragiker Cäsar Strabo, ein Mann aus einer der ersten Familien Roms, nicht Mitglied geworden sein. Welches war nun der Zweck? Eine genaue Betrachtung der Worte des Festus muss und wird auf die richtige Spur leiten. Wir finden nämlich bei ihm, dass nicht nur die *scribae*, die Dichter, sondern mit ihnen auch die *histriones*, die Schauspieler, diesem Collegium angehörten; und diese Zusammensetzung wird dadurch erklärt „*quia Livius et scribebat fabulas et agebat*“: weil Livius, der Stifter des Collegs, Schauspieldichter und Schauspieler zugleich war. Es ist wohl zu beachten, dass das *scribebat fabulas* hervorgehoben und von seinem damals so wichtigen und für die Jugend so nützlichen Epos, der Odyssia, ja selbst von seinen Cultusliedern, die hier scheinbar am allernächsten lagen, gar keine Erwähnung gethan wird. Die Erklärung des Festus, wie wohl geschah, als falsch und erfunden anzusehen, kann ich keinen Grund finden; nur ist sie natürlich nicht so aufzufassen, als habe bloss die persönliche Doppelthätigkeit des Livius den Ausschlag bei dieser Zusammensetzung aus *scribae* und *histriones* gegeben; denn dass den Senat zu dieser ein sachlicher Grund bewogen haben muss, wird wohl Niemand bestreiten: es muss eben überhaupt zwischen diesen *scribae* und *histriones* eine engere Verbindung bestanden haben, die ein gemeinsames Collegium rechtfertigte, und die denn in der Person des Livius nur ihren Ausdruck fand. Ich glaube, es ergibt sich aus der Stelle des Festus von selbst, dass wir bei den *scribae* — später nach dem Zeugniss des Valerius Maximus *poetae* genannt — wegen ihrer Verbindung mit den *histriones* und wegen der an Livius hier hervorgehobenen und verschwiegenen Thätigkeiten nicht an Dichter überhaupt, sondern an dramatische Dichter zu denken haben. Dies waren auch Alle, deren Mitgliedschaft uns bestimmt bekannt ist: Livius, Attius und Cäsar Strabo. Dass u. A. Lyriker nicht Mitglieder der Gesellschaft waren, darf man vielleicht mit einer gewissen Berechtigung auch daraus folgern, dass Catull dieselbe niemals erwähnt, der doch, wenn er Mitglied gewesen wäre, bei dem ganzen Charakter seiner Poesie, die in seinen persönlichen Erlebnissen wurzelt, sowie er befreundete und feindliche Dichter nicht selten nennt, uns auch seine Mitgliedschaft und auch pikante Vorkommnisse darin nicht verschwiegen hätte.

Der Zweck des Collegiums muss, wie es nun vor uns tritt, der gewesen sein, die öffentliche Thätigkeit der dramatischen Kunst zu fördern und zu erleichtern. Für die Art, wie dies geschah, ist nun eine Stelle von der grössten Wichtigkeit, die man bisher in ihrem Zusammenhange nur wenig beachtet hat. Sie steht bei *Hor.* sat. I, 10, 36 ff., der von sich sagt:

> Turgidus Alpinus iugulat dum Memnona dumque
> Defingit Rheni luteum caput, haec ego ludo,
> Quae neque in aede sonent certantia iudice Tarpa,
> Nec redeant iterum atque iterum spectanda theatris.

Schon die Scholiasten haben diese Stelle nicht recht verstanden: das verworrene Durcheinander ihrer Notizen zu derselben bezeugt dies. Die *aedes* ist nach ihnen der Tempel Apoll's auf dem Palatin; aber das ist falsch, denn die Satire ist Anfangs oder Mitte der dreissiger Jahre gedichtet, der Tempel des Apollo aber nach Dio Cassius 53, 1 erst 28 v. Chr. vollendet: andere Nachrichten denken sogar an das Athenäum, das erst Hadrian erbauen liess! Es ist uns vielmehr keine Annahme eines andern Tempels möglich, als eben des Tempels der Minerva in Aventino.

Noch unsicherer und divergirender werden die Nachrichten über *sonent certantia iudice Tarpa.* Es heisst: *qui scenae scribebant, ad Tarpam velut emendatorem eas adferebant;* wer Bühnenstücke schrieb, liess sie sich von Tarpa verbessern: natürlich falsch, da so von *aedes* und *certare* keine Rede sein könnte; andere ebenso unpassende Deutungen will ich übergehen (sogar zum *ludi magister* wird Tarpa gemacht) und nur noch eine Erklärung des sogenannten Acro anführen: *„quod Tarpa probare consuevisset, quae ad scenam deferenda essent"*, die, wie sich zeigen wird, das Richtige trifft, freilich es so vage ausdrückt, dass man der Güte der Quelle auch für diese Stelle nicht ganz sicher wird.

Für Horaz gibt der Zusammenhang, der uns wichtiger ist als die Scholiasten, folgende Erklärung mit Nothwendigkeit: Während Andere ernsthafte lange Dichtungen verfassen, schreibe ich nichts so Grossartiges; meine Poesie tändelt nur, ich *ludo.* Das Nicht-Grossartige wird definirt: *„Quae neque in aede sonent certantia iudice Tarpa Nec redeant iterum atque iterum spectanda theatris."* Im zweiten Verse sind also Dramen angedeutet; beim ersten könnte man dann mit Nipperdey[1]) an Hymnen und überhaupt Cultusgesänge denken, also ernste Dichtungen, das Gegentheil auch von jenen Tändeleien. Diese fanden natürlich *in aede,* im Tempel, den geeignetsten Ort; nur ist dann das *certare iudice Tarpa* nicht klar, wenn gleich das einfache *certare* schon in dem Gegengesange zweier Halbchöre seine Erklärung finden könnte. — Oder der Wettstreit epischer Gedichte? Aber von solchem ist uns gar nichts bekannt; vielmehr wird der Name des Tarpa — Maetius Tarpa, wie ihn Porphyrio hier nennt — uns nöthigen, daran zu denken, dass schon im Jahre 55 ein Maetius von Cicero[2]) als Leiter der Schauspiele bezeichnet wird, der jedenfalls derselbe ist wie der an unsrer Stelle, wenn man *Maeti iudicis aures* in der A. P. v. 387 damit vergleicht. Auch hier also, wie in der Stelle des Festus, werden wir auf dramatische Poesie geführt, die in einem Tempel ihren Sitz aufgeschlagen hatte, und sehen also, dass die Worte *neque — neque* bei Horaz nicht zur Scheidung zweier Gegenstände, sondern zweier Aeusserungen über denselben Gegenstand dienen; zugleich aber erfahren wir hier etwas Näheres über die Thätigkeit des *collegium poetarum.* Denn dass dieses auch bei Horaz zu verstehen sei, wird eben durch das *certare in aede,* im Tempel, zur Evidenz gebracht, da Dichtungen, die im Tempel ertönten, abgesehen von den als hier unmöglich nachgewiesenen Cultusliedern, eben mit Ausnahme des von Festus in einen solchen verlegten Collegiums ebenso unbekannt als unglaublich sind.

Tarpa also, so weit sind wir jetzt, urtheilte dort im *collegium poetarum* über Dichtungen, und zwar über Dramen. In den Scholien des Cruquius heisst es, dass er nur einer von fünf Männern war, die das zu thun hatten; wie weit das richtig ist, lässt sich nicht mehr ausmachen. Dass mit diesem „Urtheil des Tarpa" jedenfalls nicht seine private Ansicht gemeint ist, sondern dass es einer bestimmten festen Autorität genoss, zeigen nicht nur die Worte des Horaz, die ihm in dieser Sache sehr grosse Wichtigkeit beilegen, sondern noch mehr die erwähnte Stelle Cicero's. Wenn ich mir nun eine Ansicht über die Stellung des Tarpa und damit zugleich über die Bestimmung des ganzen Collegiums auszusprechen erlaube,

---

1) De locis quibusd. Horat. part. post. p. 17. Jena 1858.

2) Cic. ad fam. VII, 1, 1 „... quominus ad ludos venires ... communes mimos .... Nobis erant ea perpetienda, quae Sp. Maetius probavisset."

so glaube ich sie durch das bisher Ausgeführte hinlänglich mit innern Gründen gestützt, um die äusseren Zeugnisse, die ich freilich nicht nachweisen kann, einigermassen durch sie vertreten sein lassen zu dürfen.

Wir haben aus Festus ersehen, dass das Collegium officielle Geltung besass und aus dramatischen Dichtern und Schauspielern bestand; Horaz zeigte uns, dass dort *certamina* vorkamen, in welchen damals Tarpa Richter war; diesen Mann lehrte uns Cicero als den obersten Leiter der Schauspiele kennen. Meine Ansicht ist nun diese: Tarpa (und eventuell seine vier Collegen) war von den Aedilen (und Prätoren), die theatralische Aufführungen veranstalteten, mit der Auswahl der zu gebenden Stücke beauftragt. Der officielle Zweck jenes Collegiums war nun dieser, ihm (wie seinen Vorgängern)[1]) diese Auswahl zu erleichtern, in der Weise, dass die neuen Dramen dort die Lese- und wohl auch die Spielprobe zu bestehen hatten, worauf jene Beauftragten der Aedilen, wohl mit Berücksichtigung der Meinung des Collegiums, ihre Wahl entschieden und die erkorenen Stücke von den Dichtern erkauften.[2]) Die bekannte Erzählung, dass der junge Terenz mit seiner Erstlingskomödie, der „Andria", von den Aedilen zu dem damals berühmten Cäcilius geschickt wurde, damit dieser sein Urtheil über sie abgebe, (*Donat. vit. Ter.* p. 28 Reiff.), steht mit dieser Auffassung nicht im Widerspruch: Cäcilius sollte eben wohl nur bestimmen, ob sie zur Aufführung eben in dem *collegium poetarum*, zum Eintreten in den Wettkampf zugelassen werden sollte. — Natürlich meine ich nicht, dass sich an diese officielle Thätigkeit keine Nebenbeschäftigung mehr privater Art angeschlossen haben könne, was vielmehr sehr natürlich ist.

Ist aber das Wesen des Collegiums hiermit richtig bestimmt, so kann Horaz selbst als Nicht-Dramatiker natürlich nicht zu demselben gehört haben und die ohnehin bedenkliche Erklärung des *scriba* in der sechsten Satire des zweiten Buches als Mitglied des Dichtercollegiums fällt damit hinweg. Ebenso wenig können die meisten andern Dichter der augusteischen Zeit dazu gehört haben und die Freundschaftsbündnisse ganz privater Natur, wie sie bekanntlich so vielfach unter ihnen bestanden, sind ebenso wie auch die von einzelnen Dichtern unternommenen öffentlichen Recitationen, welche zuerst Asinius Polio einführte, viel schärfer, als man meist zu thun pflegt, von diesem Dichtercolleg zu unterscheiden[3]): sie sind

---

1) Zu Terenz' Zeit war dies L. Ambivius Turpio (vgl. Donat zu Hecyr. prol. II. 49), aber nicht wie Ritschl Parerga S. 327 ff. annimmt in seiner Eigenschaft als *dominus gregis*, sondern vielmehr als bewährter Kenner, dem die Aedilen Vertrauen schenkten. Die Thätigkeit des *Collegium poetarum* berührt Ritschl noch nicht.

2) Terent. Eunuch. prol. v. 19 ff. bezieht sich nicht auf eine solche Sitzung, sondern auf eine dem Ankauf der Stücke erst nachfolgende, in der die Aedilen selbst sich nun auch einmal die gekauften Stücke vorspielen liessen, jedenfalls aber wohl auch auf das *collegium poetarum*. Die Stelle lautet:

Quam nunc acturi sumus
Menandri Eunuchum, postquam aediles emerunt,
Perfecit (der Neider des Dichters), sibi ut inspiciundi esset copia.
Magistratus quom ibi adesset, occeptast agi.
Exclamat, furem, non poetam fabulam
Dedisse et nil dedisse verborum tamen [?] sqq.

Dieser Neider wird das Stück wohl vorher schon im Collegium gehört haben; aber 'inspiciundi copiam' verschaffte er sich, um es Wort für Wort genau kennen zu lernen und es dann in Gegenwart des Aedilen begeifern zu können.

3) Die in der Kaiserzeit mehrmals erwähnte *schola poetarum* war nur ein geselliger Vereinigungspunkt der damaligen Dichter und Schöngeister aller Art; vgl. z. B. Martial III, 20. IV, 61.

verschiedenen Charakters ebenso wohl wie sie an verschiedenen Orten ihren Sitz haben. Es wird auch wohl nicht ohne Grund sein, dass die einzigen Dramatiker, deren Wohnungen wir wissen, Ennius und Cäcilius, auf dem aventinischen Berge ansässig waren, eben in der Nähe ihres Centralpunktes, während jene andern Dichter wohl alle, so viel wir wissen, den esquilinischen Berg bewohnten: denn auch sie fanden sich dort um den Mittelpunkt ihres Lebens geschaart, um den der Poesie so gastfreundlichen Palast des Mäcenas.

Nachdem der Redner seinen Vortrag beendet, erkennt der Vorsitzende die Sorgfalt an, womit der Redner die Belege für seine Ansicht zusammengebracht, sowie das Anregende seiner ganzen Auseinandersetzung, meint aber, dass gegen die einzelnen Argumente wie gegen das schliessliche Ergebniss sich mancherlei Bedenken werden erheben lassen. So sei in der Darstellung der Schein nicht vermieden gewesen, als ob in dem *collegium poetarum* die Anhänger der neuen Richtung ausgeschlossen gewesen wären, während sie nur freiwillig der Theilnahme sich enthielten, weil sie wenig Neigung hatten, mit den thatsächlich darin überwiegenden Vertretern des Alten zusammen zu sein. Ferner mache der Anlass, aus welchem die Stiftung des Collegiums erfolgt sei, — ein Hymnus von Andronicus — nicht eben wahrscheinlich, dass dasselbe ausschliesslich für dramatische Dichter bestimmt gewesen sei. Dass der Zweck jener Stiftung war, den Stand der *poetae* in der öffentlichen Achtung zu heben, werde gleichfalls durch den angegebenen Anlass glaublich, und der Fall des Aedilen Strabo beweise nur, dass in dessen Zeit jener Zweck bereits einigermassen erreicht gewesen sei. Zu den Dramatikern gehören auch die Dichter der verschiedenen Arten der Komödie, und mit deren Aufnahme werde die Gesellschaft in dem *collegium poetarum* schon bunt genug, um auch noch für den kleinen Rest anderer Dichter Raum zu lassen. Ennius habe nicht als dramatischer Dichter auf dem Aventin gewohnt, sondern als Plebejer und armer Mann. Die Hauptstelle (Sat. I, 10, 38) handle nur von öffentlichen Recitationen. Auch das Beispiel von Catull und Tarpa's Thätigkeit im Jahre 55 v. Chr. beweisen nicht das Geringste.

Nachdem hierauf noch mehrere andere Stimmen gegen die obige Erklärungsweise der Stelle des Horaz sich ausgesprochen (Prof. Eckstein aus Leipzig, Hofrath Platz aus Karlsruhe), weist der Redner nochmals nachdrücklich darauf hin, wie er schon hervorgehoben habe, dass aus der Stelle des Horaz allein allerdings noch nicht zu entnehmen sei, dass das besagte Collegium nur dramatische Dichter enthalten, dass Letzteres aber klar hervorgehe, wenn man die Stelle mit der andern oben citirten Stelle des Festus in Verbindung bringe. An der Debatte nahmen hierauf noch Theil Herr Prof. Teuffel, Prof. Franke, Hofrath Platz, Herr Steinmeyer.

Dritte Sitzung, Samstag den 30. September.

Professor Teuffel aus Tübingen eröffnet die Sitzung, tritt aber den Vorsitz ab an den Director von Jan aus Erlangen, um selbst einen Vortrag zu halten über Juvenal IX, 118—123.

Der Redner beginnt mit einer Verwahrung. Da er von der Bildung einer kritisch-exegetischen Section vorher keine Kenntniss gehabt, so sei ihm ursprünglich Nichts ferner

gelegen, als die Absicht einen Vortrag zu halten. Indessen habe er in der letzten Zeit sich mit der fraglichen Stelle eingehend beschäftigt und einen kleinen Aufsatz darüber entworfen. [1]) Sie auch an diesem Orte zu besprechen, dazu veranlasse ihn der Umstand, dass eine Aeusserung von ihm in der vorletzten Sitzung dem Missverständniss und dem Missbrauch ausgesetzt sein könnte. Nichts sei weniger seine Absicht, als gegen das Neue als solches ein Misstrauen zu hegen, oder die Berechtigung der Kritik zu bestreiten. Aber eine tiefe Abneigung habe er immer empfunden gegen diejenige Sorte der Kritik, welche, statt in die Intentionen eines Schriftstellers sich liebend zu versenken und dessen Gedanken nachzudenken, ihr individuelles Meinen und Belieben zum Mittelpunkte setze, von welchem aus sie den Schriftsteller fortwährend schulmeistert, auf Fehler Jagd macht, um die vermeintlichen Verbesserungen anzubringen oder ganze Partieen für unecht zu erklären. Diese Art von Kritik treibe namentlich in Juvenal neuestens ihr Wesen, und um nun seine Stellung zu derselben an einem besondern Beispiel zu zeichnen, wolle er die angegebenen Verse einer nähern Beleuchtung unterwerfen. Nachdem der Redner den Inhalt der ganzen Satire und den Zusammenhang der Stelle kurz besprochen, auch den Text derselben sicher gestellt, hebt er die Unvereinbarkeit der Worte: *„ut possis linguam contemnere servi“* und *„cave sis ut linguas mancipiorum contemnas“* hervor, theilt danach die 6 Verse in zwei Hälften (deren erstere aus den zwei ersten, und die zweite aus den vier letzten Versen besteht), welche beide Hälften an sich gute, des Satirikers würdige Gedanken enthalten, nur aber nicht neben einander bestehen können und auch in ungleichem Masse gut seien. Untadelig sei die erste Hälfte, die zweite dagegen habe mancherlei Mängel, wie an *„praecipue“*, *„nam“*, *„deterior“*, *„liber illis“*, *„animas custodit“* näher nachgewiesen wird. Wenn demnach die erstere Hälfte die bessere sei, so sei sie ohne Zweifel die vom Dichter zur schliesslichen Aufnahme bestimmte, um so gewisser, als an sie und nur an sie auch Vers 124 sich passend anschliesse. Die vier Verse 120—123 aber seien eine ältere, wegen ihrer Mängel vom Dichter selbst zum Wegfallen bestimmte Fassung, welche gegen seinen Willen in die nach seinem Tode veranstaltete Redaction seiner Satiren mit aufgenommen worden sei. Diese Annahme sei um so wahrscheinlicher, weil sie sich auch an einer Reihe anderer Stellen des Juvenal bewähre.

In der hierauf eröffneten Debatte ergreift zuerst Herr Dr. Weidner aus Köln das Wort. Obgleich er die Möglichkeit eines Nebeneinanderbestehens von Recensionen überhaupt nicht in Abrede stellen will, denn auch bei Aristophanes sowie in den Eklogen Virgil's liessen sich solche nachweisen (Ribbeck), so lasse sich gleichwohl für die ersten vier Verse ein Gedankengang auffinden, indem der allgemeine Gedanke der beiden ersten Verse in den zwei folgenden in speciellerer Form gegeben werde, und etwa so zu fassen: Wenn man sich auch bemühen müsse, unabhängig zu werden, so sei es doch sehr gefährlich auf das Urtheil unserer Nebenmenschen, besonders der zunächst stehenden, kein Gewicht zu legen; dagegen ist die weitere Verbindung mit *„nam“* unverständlich, denn entweder sei *nam* richtig, dann könne er das gegebene Gedankenverhältniss freilich nicht festhalten, oder es sei nicht richtig, dann könne die Variante nicht richtig sein. Die grösste Schwierigkeit liege aber in dem *deterior*.

Nachdem Professor Teuffel gegen den oben angedeuteten Gedankenzusammenhang geltend gemacht, dass Vorredner bei Feststellung desselben sich nicht an die Worte gehalten; indem, wie aus *possis* und *cave sis* hervorgehe, die zwei ersten Verse die beiden fol-

1) Derselbe ist abgedruckt im Rheinischen Museum XX, Heft 4.

genden vollständig ausschlössen, erhält Herr Hofrath Platz aus Karlsruhe das Wort. Obgleich auch er die mancherlei Bedenken, zu denen diese Stelle Anlass gebe, nicht verkenne, so wage er dennoch, die doppelte *lingua* so zu erklären: der Mensch, welcher sich über das Urtheil der Bösen hinwegsetzt, kann es nur mit Erfolg, wenn er recht lebt. Wenn er aber nicht recht lebt, so hat er kein Recht, sich über das Urtheil wegzusetzen, „hüte dich in diesem Falle, denn du gibst in diesem Falle den Sklaven einen Grund, schlecht über dich zu urtheilen". Das *deterior* wäre dann in seiner ursprünglichen Bedeutung festzuhalten, wornach es eine moralische Fehlerhaftigkeit bezeichnet, und diese sei folgende: „die Zunge ist der schlechteste Theil der Sklaven: der schlechteste ist der, dass er nicht frei ist, der Freie ist innerlich schlechter, wenn er dem Sklaven Blössen gibt."

Gegen den von Platz aufgestellten Gedankenzusammenhang erinnert Prof. Teuffel, dass die Darstellung nicht in dieser Allgemeinheit gehalten sei, wie sie nach dessen Darstellung den Anschein habe. Vielmehr seien die Worte gegen eine bestimmte Person, den Naevolus, gerichtet. Ferner erkenne ja Platz die stylistischen Mängel (*linguam — contemnere — deterior*) selbst an. Diese Mängel seien zwar nicht so absolut, dass Juvenal jene Worte nicht geschrieben haben könnte: aber gerade durch diese bloss relativen Mängel werde eine doppelte Fassung wahrscheinlich.

Der hierauf geäusserten Vermuthung des Herrn Dr. Weidner gegenüber, dass in *praecipue* wohl *praeceptum est* liegen könnte wie etwa in Tac. Agricola, macht Herr Prof. Teuffel geltend, dass dies keine Verbesserung wäre; wenn es bei *vivendum est* stände, könne man es sich vielleicht gefallen lassen, bei dieser bestimmten Aeusserung jedoch sei es unzulässig.

Die Frage des Präsidenten, der die Mängel der Stelle anerkennt: ob es nicht vielleicht angehe, hier eine dialogische Fassung anzunehmen, indem der eine bis *servi* spreche, der andere von *praecipue* an darauf antworte, verneint Herr Prof. Teuffel, weil dies mit der Stellung des andern *interlocutor* zu Naevolus unvereinbar sei. Gegen Herrn Hofrath Platz, der im Allgemeinen den Gründen des Herrn Prof. Teuffel beistimmt, aber es für möglich hält, dass die vier letzten Verse einen Zusatz von einem Andern enthielten, gemacht zu dem Zwecke, die zwei ersten Verse zu erklären, hebt Letzterer hervor, dass in diesem Falle die Erklärung eine äusserst ungeschickte gewesen wäre. Es werden noch mehrere Vorschläge gemacht, so schlägt Herr Bilfinger aus Stuttgart anstatt *servi vulgi* vor, was aber Prof. Teuffel zurückweist, indem über die Meinung des *volgus* der *dives* sich wohl wegsetzen würde. Nicht dieses, sondern die Sklaven könnten ihm schaden.

Nachdem dieser Vortrag und die Debatte darüber über eine Stunde in Anspruch genommen und Niemand mehr das Wort verlangte, sollte zum zweiten Gegenstand der Tagesordnung übergegangen werden, zu dem Vortrag von Prof. Dr. G. Fritzsche aus Leipzig über Soph. Antigone 1—3.[1]) Da aber in Folge eines Missverständnisses Prof. Fritzsche sich noch nicht eingefunden hatte, so wurde die Sitzung aufgehoben und damit die Sitzungen der Section überhaupt geschlossen.

---

1) Die von Hrn. Prof. Fritzsche aufgestellte These lautete: „Soph. Antig. 1 ff. ist zu lesen: *ὦ κοινὸν αὐτάδελφον Ἰσμήνης κάρα, ἆρ' οἶσθ' ὅ τι Ζεὺς νῶν ἔτι ζώσαιν τελεῖ.* — Die Worte *τῶν ἀπ' Οἰδίπου κακῶν ὁποῖον οὐχί* sind zu streichen."

Beilagen.

I. Ursprüngliche und revidirte Statuten
des Vereins deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten.

A. Nach der Göttinger Fassung vom 20. September 1837.

§ 1. Die Unterzeichneten vereinigen sich zu einer philologischen Gesellschaft, welche zum Zwecke hat:

a) das Studium der Philologie in der Art zu befördern, dass es die Sprachen (Grammatik, Kritik, Metrik) und die Sachen (den in den schriftlichen und artistischen Denkmälern niedergelegten Inhalt) mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfasst;

b) die Methode des Unterrichts mehr und mehr bildend und fruchtbringend zu machen, sowie den doctrinellen Widerstreit der Systeme und Richtungen auf den verschiedenen Stufen des öffentlichen Unterrichts nach Möglichkeit auszugleichen;

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, sowie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren;

d) grössere philologische Unternehmungen, welche die vereinigten Kräfte oder die Hülfe einer grösseren Anzahl in Anspruch nehmen, zu befördern.

§ 2. Zu diesem Zwecke achten sie für nöthig:

a) sich gegenseitig durch Rath und Mittheilung nach Möglichkeit zu unterstützen;

b) in einem schon bestehenden oder neuzubegründenden philologischen Journale Anzeigen und Beurtheilungen neu erschienener Schriften und Abhandlungen in dem oben bezeichneten Sinne niederzulegen;

c) in ihren umfassenderen Arbeiten nach denselben Grundsätzen zu verfahren und sie unter ihren Freunden nach Möglichkeit zu verbreiten,

d) sich an bestimmten Orten und in noch zu bestimmenden ein- oder zweijährigen Zeiträumen zu gegenseitigen Besprechungen und Mittheilungen zu vereinigen.

§ 3. In jenen Versammlungen finden statt:

a) Mittheilungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie;

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung,

c) conversatorische Behandlung schwieriger Punkte im Gebiete der Philologie und der Methodik des Unterrichts,

d) zusammenhängende Vorträge, jedoch nur über Gegenstände, über welche die Gesellschaft die Ansicht eines ihrer Mitglieder zu hören im Voraus beschlossen, oder welche der jeweilige Vorstand genehmigt hat,

e) Berathungen über den Ort, die Zeit und den Vorstand der nächsten Vereinigung und über die Punkte, welche in ihr etwa zur besondern Berathung gebracht werden sollen.

§ 4. Ein jeder Philolog kann der Gesellschaft als Mitglied beitreten, welcher dem Staate, dem er angehört, die nöthige Gewähr seiner Kenntnisse und Gesinnungen dadurch gibt, dass er an Gymnasien oder Universitäten lehrt, oder gelehrt hat, oder in einem andern öffentlichen Amte steht.

Auch Schulmänner, welche die übrigen Zweige des höhern öffentlichen Unterrichts, als Mathematik, Physik, Geschichte und Geographie besorgen, sind eingeladen, an den Versammlungen Theil zu nehmen. Sie vertreten dort die von ihnen gelehrten Gegenstände.

Die Mitglieder des Vereins der Schulmänner des nördlichen Deutschland sind eingeladen, sich auch dieser Vereinigung anzuschliessen.

§ 5. Kein dem Vereine Beigetretener ist zu irgend einer Dauer seines Beitritts noch zu irgend einer Leistung für die Gesellschaft verpflichtet. Jede Theilnahme ist eine freiwillige.

§ 6. Dem für den nächsten Zusammentritt bestimmten Vorstande liegt jedes Mal ob, für diesen Zusammentritt die Genehmigung derjenigen deutschen Regierung zu suchen, in deren Gebiete die Versammlung stattfinden soll.

§ 7. Für die erste Zusammenkunft wird Nürnberg und der Michaelistag des Jahres 1838 bestimmt.[1])

---

1) Unterzeichnet waren diese Statuten von folgenden Männern, die also recht eigentlich als die Gründer des Vereins anzusehen sind: Dr. Fr. Thiersch, Mitglied des obersten Schul- und Kirchenraths des Königreichs Bayern (†) — F. Kohlrausch, Kön. Hannoverscher Ober-Schulrath — K. O. Müller, Hofrath und Professor in Göttingen (†) — K. Lachmann, ord. Professor der Philologie in Berlin (†) — Jacob Grimm, Hofrath und ord. Professor der Philologie in Göttingen (†) — M. H. E. Meier, ord. Professor der Philologie in Halle (†) — Ernst von Leutsch, ausserordentlicher Professor in Göttingen — Aug. Fr. Pott, ausserord. Professor zu Halle — Theodor Bergk zu Halle — Prof. Emperius zu Braunschweig (†) — F. Ranke, Gymnasial-Director zu Göttingen — F. G. Welcker, Professor in Bonn — F. W. Schneidewin, Professor in Göttingen (†) — Dr. Julius Cäsar, Privatdocent zu Marburg — Dr. Ahrens zu Ilfeld — Conrector Dr. Geffers zu Göttingen (†) — Dr. Aug. Bernh. Krische, Privatdocent in Göttingen (†) — Dr. Karl Grotefend zu Hannover — Dr. Theodor Benfey, Privatdocent zu Göttingen — Dr. Bode, Privatdocent zu Göttingen (†) — F. C. Dahlmann in Göttingen (†) — Wilhelm Grimm in Göttingen (†) — H. Ewald in Göttingen — Professor Dr. Ritschl zu Breslau — Hofrath Göttling zu Jena — Professor Dr. Rost zu Gotha (†) — Director Dr. Grotefend zu Hannover (†). — Also von 27 Männern nach Verlauf von etwas mehr als einem Vierteljahrhundert vierzehn gestorben. Möge es den überlebenden dreizehn beschieden sein, noch recht lange im Sinne der am 20. September 1837 von ihnen unterschriebenen Statuten zu wirken!

B. Nach der Berliner Fassung vom 3. October 1850.

§ 1. Der Verein der deutschen Philologen, Schulmänner und Orientalisten hat den Zweck:

a) das Studium der Philologie in der Art zu fördern, dass es alle Theile derselben mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfasst;

b) die Methode des höheren Unterrichts mehr und mehr bildend zu machen;

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, so wie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren;

d) grössere philologische Unternehmungen, welche vereinigte Kräfte in Anspruch nehmen, zu befördern.

§ 2. Zu diesem Zwecke versammelt sich derselbe jährlich einmal auf die Dauer von vier Tagen an einem vorher zu bestimmenden Orte.

§ 3. In diesen Versammlungen finden statt:

a) Mittheilungen und Besprechungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie;

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung;

c) zusammenhängende Vorträge und Besprechungen theils über den Inhalt dieser Vorträge, theils über ausgewählte Fragen und Aufgaben, welche einige Monate vor der Versammlung durch das erwählte Präsidium derselben bekannt gemacht werden;

d) Bestimmung des Ortes und des Vorstandes der nächsten Versammlung.

§ 4. Jeder Philologe und Schulmann, welcher durch bestandene Prüfungen, durch ein öffentliches Amt oder durch litterarische Leistungen dem Vereine die nöthige Gewähr gibt, ist zur Mitgliedschaft berechtigt.

§ 5. Der Verein hält dreierlei Versammlungen: 1) allgemeine philologische und 2) Sectionsversammlungen *a*) für die Behandlung pädagogisch-didaktischer Gegenstände und *b*) Sectionsversammlungen der Orientalisten.

§ 6. Dem Vereine steht ein Präsident und ein Vicepräsident vor (§ 3). Den Sectionsversammlungen bleibt die Wahl ihrer Vorstände überlassen.

§ 7. Dem für die nächstjährige Versammlung bestimmten Vorstande liegt es ob, für diese Versammlung die Genehmigung derjenigen Regierung nachzusuchen, in deren Gebiete die Versammlung stattfinden soll.

§ 8. Zur Bestreitung der Büreaukosten wird von den jedesmaligen Theilnehmern an einer Versammlung ein entsprechender Beitrag erhoben.[1])

---

1) Dieser § 8 ist in der fünfzehnten Versammlung zu Hamburg 1855 hinzugefügt worden.

II. Bekanntmachungen.

1. (Ward in nachfolgende Zeitungen eingerückt:
Augsburger allgemeine Zeitung; Kölnische Zeitung; Nationalzeitung; Frankfurter Journal; Carlsruher Zeitung.)

Bekanntmachung.

Dem voriges Jahr in Hannover gefassten Beschlusse gemäss wird die vier und zwanzigste Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner mit Allerhöchster Genehmigung vom 27.—30. September d. J. in Heidelberg abgehalten werden. Das unterzeichnete Präsidium beehrt sich, unter Hinweisung auf § 4 der Statuten, alle Fach- und Berufsgenossen zu einem recht zahlreichen Besuche dieser Versammlung ergebenst einzuladen. Die geehrten Theilnehmer werden zugleich freundlichst aufgefordert, in ihrem eigenen Interesse so zeitig als möglich wegen Beschaffung eines geeigneten Quartiers ihre gefälligen Anmeldungen zu machen. Ebenso wird es zweckmässig sein, dass etwaige Thesen für die verschiedenen Sectionen — ausser den schon bestehenden wird noch eine für altclassische Kritik und Exegese hinzukommen — recht bald eingesendet werden. Indem wir schliesslich wegen alles Näheren auf die gleichzeitig in den Fachjournalen erscheinenden Bekanntmachungen und auf die später zu versendenden Specialeinladungen verweisen, erklären wir uns gern bereit, auf sonstige Anfragen Bescheid zu geben.

Heidelberg, den 30. Juni 1865.

Das Präsidium:

H. Köchly. B. Stark. Cadenbach.

---

2. (Ward in nachstehenden Zeitschriften abgedruckt:
Fleckeisen, Jahrbücher für Philologie und Pädagogik; Philologus; Schweizer Museum; Eos; Mutzell, Zeitschrift für das Gymnasialwesen; Zeitschrift für das östreichische Gymnasialwesen; Zeitschrift der morgenländischen Gesellschaft.)

Bekanntmachung,

die vier und zwanzigste Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner betreffend.

Die drei und zwanzigste Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Hannover hat am 29. September v. J. beschlossen, dieses Jahr in Heidelberg zu tagen, und zugleich dem unterzeichneten Präsidium den ehrenvollen Auftrag ertheilt, dazu die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Nachdem nun dasselbe die Genehmigung der hohen grossherzoglichen Regierung erlangt hat, beehrt es sich, alle Fach- und Berufsgenossen von nah und fern zu einem recht zahlreichen Besuche dieser Versammlung so freundlich als dringend

einzuladen, indem es unter Hinweisung auf § 4 der Statuten noch ausdrücklich daran erinnert, dass auch wissenschaftlich gebildete Reallehrer zur Theilnahme berechtigt sind. Wir glauben schon jetzt mit pflichtschuldigem Danke hervorheben zu müssen, dass wir sowohl bei den hohen Staats- als bei den städtischen Behörden der erfreulichsten Bereitwilligkeit begegnet sind, ihrerseits, soweit thunlich, unsere Versammlung zu unterstützen. Insbesondere hoffen wir auch in den Stand gesetzt zu werden, den Theilnehmern bei rechtzeitiger Meldung nach Wunsch zweckmässige und billige Quartiere zu verschaffen.

Für die Versammlung selbst hat das Präsidium, unter Berücksichtigung der bisherigen Erfahrungen, vorläufig folgende Anordnungen getroffen:

1. Die eigentliche Versammlung wird vom 27.—30. September gehalten. Die Begrüssung der Gäste findet den 26. September statt.

2. Die allgemeinen Sitzungen — mit Ausnahme der Eröffnungssitzung, welche den 27. September Vormittags 9 Uhr beginnt — finden von 11—1 Uhr statt, und werden in denselben im Ganzen sechs öffentliche Vorträge gehalten: je einer in der Eröffnungs- und in der Schlusssitzung, je zwei in der zweiten und dritten Sitzung. Das Präsidium freut sich aussprechen zu dürfen, dass es bereits für diese Vorträge die geeigneten Persönlichkeiten gewonnen hat.

3. Den Sectionen, welche sich am 27. September unmittelbar nach der Eröffnungssitzung constituiren, steht für ihre Sitzungen an den drei folgenden Tagen der ganze Vormittag bis 11 Uhr zu Gebote, in der Meinung, dass es von jeder Section abhängt, wie früh sie ihre Sitzungen beginnen will.

4. Vielseitigen Wünschen nachzukommen, soll ausser den bestehenden Sectionen noch eine für altclassische Kritik und Exegese gebildet werden.

5. Für die einzelnen Sectionen übernehmen es nachfolgende — zum Theil von denselben selbst schon zu Präsidenten ernannte — Herren, die eingehenden Thesen, Vortragsankündigungen und anderweitigen Mittheilungen anzunehmen, zu ordnen und — so weit es zweckmässig erscheint — als eventuelles Programm für die Sectionssitzungen zum Druck zu befördern, nämlich:

a) für die pädagogische Section Hr. Director Cadenbach;
b) für die orientalistische Section Hr. Kirchenrath Prof. Hitzig;
c) für die germanistische Section Hr. Hofrath Prof. Holtzmann;
d) für die archäologische Section Hr. Professor Stark;
e) eventuell für die mathematisch-pädagogische Section Hr. Director Dr. Weber;
f) für die kritisch-exegetische Section Hr. Professor Köchly.

6. Gesellige Unterhaltungen sind vorläufig folgende bestimmt:

den 27. September Abends 5 Uhr: gemeinschaftliches Festmahl im Heidelberger Schlosse;

den 28. September Nachmittags und Abends: gemeinschaftliche Fahrt nach Carlsruhe und Festvorstellung im grossherzoglichen Hoftheater;

den 29. September Nachmittags und Abends: gemeinschaftliche Landpartie in die Umgebung;

den 30. September nach der Schlusssitzung: Spaziergänge in die Umgegend oder Fahrt nach Mannheim zur Besichtigung der dortigen Sammlungen.

Wenn Alles festgestellt ist, so wird, spätestens bis zum 1. September, noch eine besondere Bekanntmachung mit der detaillirten Tagesordnung versendet.

Es werden nun alle Theilnehmer, welche es nicht etwa vorziehen, selbst für ihr Quartier zu sorgen, höflichst und freundlichst eingeladen, in ihrem eigenen Interesse so bald als möglich ihre Anmeldungen und die auf ihre Wohnung bezüglichen Wünsche an den Vorsitzenden des bereits gebildeten Wohnungscomités, Herrn Privatdocent Dr. Oncken dahier, gelangen zu lassen.

Ebenso werden diejenigen Theilnehmer, welche in irgend einer Section Thesen aufzustellen oder einen Vortrag zu halten wünschen, ergebenst ersucht, ihre bezüglichen Mittheilungen so bald als möglich, je nach der betreffenden Section, an einen der oben namhaft gemachten Herren einzusenden.

Im Uebrigen ist das Präsidium gern bereit, auf sonstige anderweitige Anfragen und Erkundigungen Bescheid zu geben.

Heidelberg, den 30. Juni 1865.

Das Präsidium:

H. Köchly. B. Stark. Cadenbach.

---

3. (Wurde Anfangs August an eine grosse Anzahl von Philologen und Schulmännern in Deutschland und der Schweiz versendet.)

Heidelberg, den August 1865.

Hochgeehrtester Herr!

Unsere, theils in Zeitungen (wie z. B. in der Beilage zur allgemeinen Augsburger Nr. 194), theils in den Fachjournalen (wie z. B. in den Fleckeisen'schen Jahrbüchern) erlassene Bekanntmachungen werden Sie hoffentlich gelesen haben. Unter Bezugnahme auf dieselben haben wir nunmehr die Ehre, Sie sowie Ihre etwaigen Herren Collegen und Fachgenossen zu der bevorstehenden

XXIV. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner,

welche vom 27. bis 30. September hier stattfindet, freundlichst und ergebenst hierdurch einzuladen.

Indem wir Ihnen umstehend die vorläufig festgestellte Tagesordnung nebst Bemerkungen mittheilen, ersuchen wir Sie nochmals dringend, im Falle Ihres Kommens, wenn Sie es nicht vorziehen, selbst für Ihr Quartier zu sorgen, Ihre Wünsche in dieser Beziehung schleunigst an den Vorsitzenden des Wohnungscomités, Herrn Privatdocent Dr. Oncken dahier, gelangen zu lassen. Dann, aber auch nur dann hoffen wir im Falle zu sein, Ihnen ein bequemes und billiges Quartier besorgen zu können. Die Durchschnittspreise würden je nach den Ansprüchen in einer Abstufung von 42 kr., 1 fl. und 1 fl. 12 kr. per Tag — eingeschlossen Frühstück und Bedienung — sich stellen.

Hochachtungsvollst und ergebenst

das Präsidium:

H. Köchly. B. Stark. Cadenbach.

Tagesordnung.

Dienstag, den 26. September:

Ausgabe der Mitgliederkarten nebst Zubehör von Vormittags 10 Uhr an im Lyceumsgebäude.[1])

Gegenseitige Begrüssung und gesellige Zusammenkunft von 3 Uhr Nachmittags an in der Schlosswirthschaft,

von 8 Uhr Abends an in den Räumen des Museums.

Mittwoch, den 27. September:

Vormittags 9 Uhr erste allgemeine Sitzung: Eröffnungsrede des Präsidenten, geschäftliche Mittheilungen und Beschlüsse, erster öffentlicher Vortrag; hierauf Bildung der Sectionen.

Nachmittags 2 Uhr:

Vorlegung und Bestimmung antiker Waffen in Original und Nachbildung durch Herrn Museumsdirector Dr. Lindenschmit in Mainz;

Uebungen aus der griechischen Elementartaktik, ausgeführt von Freiwilligen des Heidelberger Lyceums unter dem Commando des Herrn Professor v. Langsdorff;

Wurfübungen mit dem römischen Pilum, ausgeführt von freiwilligen Turnern unter Leitung des Herrn Dr. Wassmannsdorff.

Schiessproben mit den auf Befehl des h. grossherzoglichen Kriegsministeriums nach der Angabe der alten Mechaniker angefertigten beiden Normalgeschützen des Alterthums — Katapulte und Balliste —, angestellt von Herrn Artilleriehauptmann Deimling.

Abends 6 Uhr: gemeinschaftliches Festmahl im Banketsaal des Heidelberger Schlosses.

Donnerstag, den 28. September:

Vormittags bis 11 Uhr: Sectionssitzungen. 11—1 Uhr zweite allgemeine Sitzung: 2 oder 3 öffentliche Vorträge.

Nachmittags 2½ Uhr: Gemeinschaftliche Eisenbahnfahrt nach Carlsruhe; Besichtigung der dortigen Sammlungen; Festvorstellung im grossh. Hoftheater; Rückfahrt.

Freitag, den 29. September:

Vormittags bis 11 Uhr: Sectionssitzungen. 11—1 Uhr dritte allgemeine Sitzung: 2 oder 3 öffentliche Vorträge.

Nachmittags von 2 Uhr an behalten sich die städtischen Behörden vor, der Versammlung eine angemessene Unterhaltung darzubieten.[2])

Abends 8 Uhr: Festball im Museum.

Samstag, den 30. September:

Vormittags bis 11 Uhr: Sectionssitzungen. 11—1 Uhr vierte allgemeine und Schlusssitzung: letzter öffentlicher Vortrag; Berichterstattung der Sectionsreferenten; geschäftliche Mittheilungen und Beschlüsse; Schlusswort des Präsidenten.

---

1) Ward später also umgeändert: „von Vormittags 8 Uhr an im Einweisungsbureau".

2) Dafür hiess es nach definitiver Feststellung der Tagesordnung: „Nachmittags 2 Uhr Spazierfahrt nach Neckargemünd und Neckarsteinach auf Einladung der städtischen Behörden".

Nachmittags nach Belieben Fahrt nach Mannheim zur Besichtigung der dortigen Sammlungen oder Spaziergänge in die Umgegend von Heidelberg.

Für die allgemeinen Sitzungen sind nachstehende Vorträge entweder bestimmt zugesagt oder eventuell in Aussicht gestellt worden:

von Herrn Rector Professor Eckstein in Leipzig: über Johannes Sturm.

„ „ Professor Dr. Fritzsche in Leipzig: wodurch begründete Theokrit seinen Ruhm als bukolischer Dichter?

„ „ „ Dr. Fleischer in Leipzig.

„ „ „ Dr. Gosche in Halle: griechische Philosophen in volksthümlicher Sage.[1])

„ „ Privatdocent Dr. Justi in Marburg: Mittheilungen aus dem handschriftlichen Nachlasse Winckelmann's, vornehmlich seine Studien in Deutschland.

„ „ Professor von der Launitz in Frankfurt a. M.: über die Toga und Palla der Römer und ihre Verwendung, mit plastischen Illustrationen.

„ „ Privatdocent Dr. Riese in Heidelberg: über das Collegium poëtarum in Rom.

Für die pädagogische Section:

von Herrn Professor v. Langsdorff dahier: über die Aufnahme der Uebungen der griechisch-makedonischen Elementartaktik in den Turnunterricht der Gymnasien.

„ „ Oberlehrer Dr. Voigt in Dühren bei Cöln: über das Latein an Realschulen.

Für die archäologische Section:

von Herrn Professor Dr. Fickler in Mannheim: über die römische Vorzeit der Umgegend von Heidelberg.

Bemerkungen:

Die sämmtlichen Versammlungen werden im Universitätsgebäude gehalten, die allgemeinen in der Aula, die Sectionssitzungen in einzelnen besonders bezeichneten Auditorien.

Für Restauration in den Pausen und sonst sind die Räume des gegenüberliegenden Museums jederzeit geöffnet.

Das Empfangsbureau sitzt Dienstag den 26. September von 10 Uhr Vormittags bis 8 Uhr Abends und Mittwoch den 27. September von 8 Uhr Vormittags bis 5 Uhr Nachmittags im Lyceumsgebäude; an den übrigen Tagen in einem besonders bezeichneten Auditorium der Universität von Vormittags 9 bis 1 Uhr. Mit der Mitgliedskarte wird den 26. und 27. September zugleich die Speisekarte für das Festmahl zusammen für 4 fl. ausgegeben. Vom 28. September an werden nur einfache Mitgliedskarten für 2 fl. ausgegeben.

Diejenigen, welche an der Extrafahrt nach Carlsruhe theilzunehmen wünschen, erhalten ebendaselbst für sich und ihre etwaigen Angehörigen die nöthigen Billets für hin und zurück zu ermässigtem Preise.

Die Universitätsbibliothek wird täglich von 9 bis 12 und von 2 bis 5 Uhr den Mitgliedern geöffnet sein, und ist die nöthige Veranstaltung getroffen, um den verschiedenen Interessen besonders in Bezug auf die handschriftlichen Schätze möglichst zu genügen.

Diejenigen Herren, welche in irgend einer Section Thesen aufzustellen oder einen Vortrag zu halten wünschen, werden nochmals ersucht, ihre bezüglichen Mittheilungen sobald als

1) Herr Prof. Gosche wurde leider durch Krankheit verhindert, zur Versammlung zu kommen.

möglich und spätestens bis zum 20. September an einen der nachstehenden Herren gelangen zu lassen; nämlich an

Herrn Director Cadenbach für die pädagogische Section;
„ Kirchenrath Professor Hitzig für die orientalistische Section;
„ Hofrath Professor Holtzmann für die germanistische Section;
„ Professor Stark für die archäologische Section;
„ Director Dr. Weber eventuell für die mathematisch-pädagogische Section;
„ Professor Köchly für die kritisch-exegetische Section.

Die genannten Herren werden aus diesen Ankündigungen ein Jeder für seine Section ein Programm zusammenstellen, welches bei der Bildung derselben den einzelnen Mitgliedern eingehändigt wird, so dass dann jede Section Thema und Reihenfolge ihrer Verhandlung gleich zu Anfang auf das Bequemste bestimmen kann.

Es wird dafür gesorgt, dass jede Section ihre Verhandlungen so früh sie will beginnen kann, damit sie nicht genöthigt ist, sie in die Zeit der öffentlichen Versammlungen auszudehnen.

III. Zuschriften.

1.

Nr. 3160. Der Gemeinderath der Stadt Heidelberg
an das
Verehrliche Präsidium der 24. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner,
zu Handen des Herrn Professor Dr. Köchly hier.

Mit Ihrer werthen Zuschrift vom 30. v. M. zeigen Sie uns an, dass unsere Stadt als Versammlungsort zur Abhaltung der 24. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner gewählt wurde.

Indem wir Ihnen über diese Wahl und die damit der Stadt zu Theil gewordene Ehre unsere Freude ausdrücken, erklären wir uns gern bereit, zur würdigen Durchführung der damit verbundenen Aufgabe so viel als möglich mitzuwirken.

Wir haben dafür sowohl, als wie zu den nöthigen Vorbereitungen, welche durch diese Versammlung veranlasst werden, bereits eine Commission, bestehend aus

den Gemeinderäthen Spitzer und Thiele und
den Ausschussmitgliedern Mays und Mohr

ernannt, welche von uns ermächtigt sind, sobald es nothwendig wird, mit Ihnen in Berathung zu treten, und wir zweifeln nicht, dass es einer vereinigten Commission gewiss gelingen wird, die Sache so durchzuführen, wie es die Ehre der Stadt verlangt.

Wir beehren uns, Sie hiervon sogleich in Kenntniss zu setzen, und bitten, eine etwaige Einladung der genannten Commissionsmitglieder an das I. Bürgermeisteramt gefällig richten zu wollen.

Mit aller Hochachtung

Krausmann, I. Bgrmstr. Sachs.

Heidelberg, den 3. April 1865.

2.

Der Präsident
des Grossh. Badischen Kriegs-Ministeriums
an
Seine Hochwohlgeboren Herrn Professor Dr. Köchly zu Heidelberg.

Euer Hochwohlgeboren

beehre ich mich auf das an Seine Excellenz den Herrn Kriegspräsidenten gerichtete Schreiben vom 19. d. M. in dessen Abwesenheit und Auftrag ergebenst mitzutheilen, dass Hauptmann Deimling vom Feldartillerie-Regiment die Ermächtigung erhalten hat, sich auf den 27. September mit 1 Unterofficier und 2 Canonieren nach Heidelberg zu begeben, um daselbst der stattfindenden Versammlung die unter seiner Leitung gefertigten antiken Waffen und Maschinen vorzuführen.

Hauptmann Deimling wird sich wegen der weiteren Anordnungen direct mit Euer Hochwohlgeboren in's Benehmen setzen.

Die Aufnahme der Vorführung der genannten Maschinen in die Tagesordnung der Versammlung unterliegt von Seiten des diesseitigen Kriegsministeriums keinem Anstande.

Carlsruhe, den 25. August 1865.

I. A. d. Pr.
Götz.

3.

Ministerium des Innern.

Carlsruhe, den 13. Septbr. 1865.

Nr. 12,495. Die 24. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner betr.

An Herrn Professor Köchly in Heidelberg als Präsidenten der 24. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner:

Seine Königliche Hoheit der Grossherzog haben mit Höchster Entschliessung vom 11. d. M. gnädigst zu genehmigen geruht, dass dem Präsidium der zu Ende d. M. in Heidelberg stattfindenden Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner ein Staatszuschuss von

Eintausend Gulden

zur Verfügung gestellt werde.

Gleichzeitig wurde von Seiner Königlichen Hoheit dem Grossherzog gnädigst genehmigt, dass am 28. d. M. zur Feier der Anwesenheit der Mitglieder dieser Versammlung in dem Grossh. Hoftheater bei festlich beleuchtetem Hause das Trauerspiel Brutus und Collatinus von Albert Lindner zur Aufführung gelange, wobei den Mitgliedern der Versammlung gegen Vorzeigung ihrer von dem Präsidenten der Versammlung ausgestellten Aufnahmskarten freier Eintritt zu den ersten Plätzen des Hauses eingeräumt ist.

Ausserdem werden die übrigen Grossh. Kunstanstalten (Kunsthalle und Kupfersichkabinet) sowie die Hofbibliothek, das Naturalienkabinet und der botanische Garten zum Besuche der Mitglieder und zwar Vormittags von 9—12 und Nachmittags von 2—5 Uhr geöffnet sein.

Hievon setzen wir Sie zur geeigneten Verständigung der Versammlung hiermit in Kenntniss.

I. A. d. Pr.
L. Cron.

IV. Verzeichniss der Mitglieder nach ihrer Heimath geordnet.

(Angefertigt von Herrn Dr. Gottfried Kinkel aus London.)

1. Professor Dr. H. A. Th. Köchly, Präsident der Versammlung.
2. Professor Dr. K. B. Stark, Vicepräsident.

Stadt Heidelberg.

Heidelberg:
3. Cand. phil. theol. Adler.
4. Verlagsbuchhändler Bassermann.
5. Cand. phil. Baumeister.
6. Hofrath Dr. Beck.
7. Th. Beggrow.
8. Professor Dr. Behaghel.
9. Cand. phil. Bitz.
10. Dr. Blanck.
11. Cand. phil. Blaum.
12. Staatsrath K. Blum.
13. Dr. jur. W. Blum.
14. Geh. Rath Professor Dr. Bluntschli.
15. v. Bötticher.
16. Bruno Brückmann.
17. Geh. Rath Professor Dr. Bunsen.
18. Professor Dr. Cantor.
19. Dr. Dörgens.
20. Privatdocent Dr. Du-Bois Reymond.
21. Professor Dr. v. Dusch.
22. Professor Dr. Erlenmeyer.
23. Wagenfabrikant Fuchs.
24. Cand. phil. Gädeke.
25. Altbürgermeister W. Gätschenberger.
26. Cand. Geldmann.
27. Professor Dr. Goldschmidt.
28. Cand. phil. G. Haag.
29. Cand. theol. O. Haass.
30. Dr. Hartwig.
31. Hofrath Professor Dr. Häusser.
32. Cand. phil. Hefner.
33. Hofrath Professor Dr. Helmholtz.
34. Professor Dr. Hesse.
35. Kirchenrath Professor Dr. Hitzig.
36. Dr. Hermann Hitzig.
37. Professor Dr. Hofmann.
38. Professor Dr. Hofmeister.

Heidelberg:
39. H. v. Holst.
40. Hofrath Professor Dr. Holtzmann.
41. Professor Dr. Holtzmann.
42. Professor Dr. Holzherr.
43. Dr. Karl Huber.
44. Geh. Kirchenrath Prof. Dr. Hundeshagen.
45. Dr. Ihne.
46. J. C. Jung.
47. L. Kabisch.
48. Professor Dr. Kayser.
49. Professor Dr. Kirchhoff.
50. Professor Dr. Kopp.
51. Geh. Hofrath Professor Dr. Lange.
52. Professor v. Langsdorff.
53. Privatdocent Dr. le Beau.
54. Kreisschulrath Leutz.
55. Professor Löhle.
56. Rechtsanwalt Mays.
57. Buch- und Kunsthändler L. Meder.
58. Meiners-Eggers.
59. Dr. med. Mittermaier.
60. G. Mohr.
61. Lehramtspraktikant Neff.
62. Privatdocent Dr. Oncken.
63. Professor Dr. Oppenheimer.
64. Professor jur. Dr. Pagenstecher.
65. Dr. Pagenstecher.
66. Professor Pfaff.
67. Dr. Ploos van Amstel.
68. Dr. Posselt.
69. Privatdocent Dr. Puchelt.
70. Geh. Rath Professor Dr. Rau.
71. Dr. Rauchfuss.
72. Dr. Reckendorf.
73. Dr. K. Freiherr v. Reichlin-Meldegg.
74. Hofrath Professor Dr. Renaud.

Heidelberg: 75. Oberamtmann Renck.
76. Privatdocent Dr. Riese.
77. Geh. Kirchenrath Professor Dr. Rothe.
78. Privatdocent Dr. Ruth.
79. Cand. phil. J. A. Rüttinger.
80. Professor Salzer.
81. Stadtpfarrer Schellenberg.
82. Kirchenrath Professor Dr. Schenkel.
83. Dr. Scherrer.
84. Verwaltungsk. Schleuning.
85. Oberlieutn. a. D. Sedemann.
86. Privatdocent Dr. Sontag.
87. A. Steinbrenner.
88. Privatdocent Dr. Steiner.
89. Stutzmann.
90. Cand. jur. Vaillant.
91. Geh. Rath Professor Dr. v. Vangerow.
92. Dr. Waltz.
93. Dr. K. Wassmannsdorff.
94. Professor Dr. Wattenbach.
95. Director Dr. Weber.
96. Dr. H. Weber.
97. Cand. ph. F. P. Weber.
98. Professor Dr. Weil.
99. Geh. Rath Welcker.
100. Buchhändler C. Winter.
101. Dr. Wittstock.
102. Professor Dr. Wundt.
103. Professor Dr. Zeller.
104. Dr. Zöller.

Baden.

Baden: 105. Professor Stösser.
Bretten: 106. Schulvorstand Pfarrer Abegg.
107. Cand. phil. Rüttinger.
Bretzingen: 108. Lehramtspraktikant Heffner.
Bruchsal: 109. Professor Gehr.
110. Lehrer Oster.
111. Professor Rivola.
112. Professor Scherm.
113. Professor Wolf.
Carlsruhe: 114. Professor Bissinger.
115. Bissinger II.
116. Professor Dr. Böhringer.
117. Artilleriehauptmann Deimling.
118. Oberschulrath Dr. Deimling.
119. Professor Eppelin.
120. Oberschulrath Frick.
121. Director Dr. Gockel.
122. Professor Dr. Lamey.
123. Professor Leber.
124. Professor Löhlein.
Carlsruhe: 125. Professor A. Mayer.
126. Director Mayer.
127. Hofrath Platz.
Constanz: 128. Dr. Hesslöhl.
129. Professor Kappes.
Donaueschingen: 130. Hofbibliothekar Dr. Barack.
131. Professor Duffner.
132. Professor Winnefeld.
Durlach: 133. Professor Dietz.
134. Professor Fecht.
Freiburg: 135. Professor Ammann.
136. Professor Bauer.
137. Professor Dr. Bücheler.
138. Professor Dr. Rauch.
Gernsbach: 139. Diacon Frommel.
Handschuchsheim: 140. Pfarrer Dr. Neumaier.
Ladenburg: 141. Professor K. Schmezer.
Lahr: 142. Director Fesenbeckh.
143. Lehramtspraktikant Holtzmann.
Löffingen: 144. Pfarrer Ulmann.
Lörrach: 145. Professor Becker.
146. Pädagog.-Lehrer Erhardt.
Mannheim: 147. Professor Baumann.
148. Dr. Aug. Behaghel.
149. Hofrath Behaghel.
150. Dr. Claasen.
151. Professor Dr. Deimling.
152. Director Devrient.
153. Wilhelm Dyckerhoff.
154. Professor Ebner.
155. Professor Dr. Fickler.
156. Professor Laubert.
157. O. Mühlhäusser.
158. Professor A. Schmidt.
159. Profes. Schmitt-Blanck.
160. Director Schröder.
161. Dr. Thorbecke.
162. E. Waag.
Mosbach: 163. Reallehrer Schönlein.
Offenburg: 164. Director Intlekofer.
165. Lehramtspraktikant Lang.
166. Kreisschulrath Lehmann.
Pforzheim: 167. Professor Damm.
168. Professor Schumacher.
Rastatt: 169. Professor Donsbach.
170. Professor Eisinger.
171. Lehramtspraktikant Holder.
172. Professor Kremp.
173. Professor Schlegel.
Tauberbischofsheim: 174. Professor Reinhard.
Ueberlingen: 175. Professor Eytenbenz.
Weinheim: 176. Professor Bender.

Weinheim: 177. W. Bruno.
178. Dr. Gericke.
179. Oberamtsrichter Müller.
180. J. Radeck.
181. C. Schwarze.

Wertheim: 182. Professor Föhlisch.
183. Lehramtspraktikant Garrecht.
184. Director Hertlein.
185. Cand. phil. Rettinger.
186. Professor Schiller.

Bayern.

Augsburg: 187. Professor Ziereis.

Dürkheim: 188. A. Busch.

Erlangen: 189. Dr. Autenrieth.
190. Dr. v. Jan.
191. Professor Dr. Iwan Müller.
192. Studienlehrer Sörgel.

Grünstadt: 193. Studienlehrer Dittmar.

Hof: 194. Studienlehrer d'Alleux.
195. G. Laubmann.

Landau: 196. Subrector Gentsch.

München: 197. Professor Dr. Christ.
198. Professor Dr. Halm.
199. Dr. Steub.

Nürnberg: 200. Professor Herold.

Schweinfurt: 201. Studienlehrer Dr. Simon.

Speyer: 202. Studienlehrer Emmert.
203. Rector Fischer.
204. Professor König.
205. W. Meyer.

Würzburg: 206. Hofrath Urlichs.

Braunschweig.

Braunschweig: 207. Professor Werner.

Wolfenbüttel: 208. Collaborator Steinmeyer II.

Frankfurt.

Frankfurt: 209. Professor Dr. J. Becker.
210. Oberstlieutenant v. Cohausen.
211. Professor Dr. Creizenach.
212. A. Fester.
213. Emer. Schuldirector Dr. Ginsberg.
214. Cand. theol. Hilliger.
215. Dr. Kirschbaum.
216. Professor v. d. Launitz.
217. Dr. Lorey.
218. Director Tycho Mommsen.
219. Director Dr. Paldamus.
220. F. Roth.
221. Dr. W. H. Schmidt.
222. Dr. theol. Steiz.
223. Dr. Ulbrich.

Frankfurt: 224. Dr. Veit Valentin.
225. Dr. Vömel.
226. Professor Wedewer.
227. Dr. Weissmann.
228. E. Wülcker.
229. R. Wülcker.

Hamburg.

Hamburg 230. Stadtbibliothekssecretär Dr. Isler.
231. Dr. Lüders.
232. Professor Dr. Petersen.
233. Dr. Reinstorff.

Hannover.

Clausthal: 234. Conrector Pertz.
235. Collaborator Sebald.

Emden: 236. Dr. Prestel.

Göttingen: 237. Dr. Abel.
238. Professor Dr. Curtius.
239. Dr. Hentze.
240. Dr. Kaufmann.
241. Hofrath v. Leutsch.
242. Professor W. Müller.
243. Collaborator Schübeler.

Hannover: 244. Director Dr. Ahrens.
245. Archivrath Dr. Grotefend.
246. Dr. A. Müller.
247. Dr. Wiedasch.

Harburg: 248. Collaborator Bruno.

Hildesheim: 249. Dr. Regel.

Ilfeld: 250. Dr. Müller.
251. W. Schorkopf.

Osnabrück: 252. Rector Dr. Meyer.

Hessen-Cassel.

Cassel: 253. Dr. Casselmann.
254. Gymnasiallehrer Dr. Flügel.
255. Gymnasiallehrer Dr. Gross.
256. Dr. Ostermann.
257. Dr. Schimmelpfeng.
258. Major a. D. v Schmid.
259. Cand. theol. Vogt.

Fulda: 260. Gymnasiallehrer Dr. Weismann.

Hanau: 261. Dr. Hartwig.
262. Dr. Krause.
263. Director Dr. Piderit.
264. Lehrer Spangenberg.

Marburg: 265. Dr. Buchenau.
266. Professor Dr. Cäsar.
267. Professor Dietrich.
268. Gymnasiallehrer Pfarrer Dithmar.
269. Professor Henke.
270. Privatdocent Dr. Justi.

Marburg:
271. Gymnasiallehrer Krause.
272. Professor Dr. Lemcke.
273. Director Dr. Münscher.
274. Gymnasiallehrer Dr. Schimmelpfeng.
275. Professor Dr. L. Schmidt.
276. Professor Dr. E. Vilmar.

Hessen-Darmstadt.

Darmstadt:
277. Hofrath Becker.
278. Cand. phil. Bender.
279. Professor Dr. Bender.
280. Director Dr. Bossler.
281. Dr. Bossler.
282. Obersteuerrath L. Ewald.
283. Accessist Henning.
284. Dr. Lips.
285. Dr. Rieger.
286. Dr. Uhrig.

Giessen:
287. Professor Dr. Gass.
288. Professor Dr. Ihering.
289. Professor Dr. Lange.

Mainz:
290. Professor Klein.
291. Dr. Lindenschmit.
292. Schödler.

Worms:
293. Dr. Lange.
294. Director Dr. Wiegand.

Lippe-Detmold.

Detmold:
295. Gymnasiallehrer G. Rentsch.

Lübeck.

Lübeck:
296. Professor Dr. Prien.

Mecklenburg-Schwerin.

Rostock:
297. K. Bartsch.

Schwerin:
298. Gymnasiallehrer Dr. Meier.

Wismar:
299. Dr. Schröring.

Nassau.

Weilburg:
300. Professor Francke.
301. Conrector Hillebrand.
302. Oberschulrath Dr. Schmitt.
303. Professor Stoll.

Wiesbaden:
304. Professor Bernhardt.
305. Dr. Büsgen.

Oesterreich.

Innsbruck:
306. Professor Dr. Jülg.

Leitmeritz:
307. Gymnasiallehrer Petters.

Salzburg:
308. Gymnasiallehrer Dr. Schell.

Wien:
309. Dr. A. Müller.
310. Professor Dr. Mussafia.
311. Professor Dr. Pfeiffer.

Oldenburg.

Oldenburg:
312. Director Dr. Bartelmann.
313. Dr. Lübben.

Preussen.

Aachen:
314. Oberlehrer Dr. Savelsberg.

Barmen:
315. Gymnasiallehrer Dr. Gaquoin.

Berlin:
316. Commerzrath Abegg.
317. Rud. Busse.
318. Dr. Dilthey.
319. Geh. Reg.-Rath Gerhard.
320. Privatdocent Dr. Mannhard.
321. Privatdocent Dr. J. B. Meyer.
322. Dr. R. Nicolai.
323. Professor Dr. Piper.
324. Buchhändler H. Reimer.
325. Professor Dr. Steinthal.

Bonn:
326. Professor Dr. Freudenberg.
327. Professor Dr. Gildemeister.
328. Cand. phil. Oeri.
329. Professor Dr. Schäfer.

Brandenburg:
330. Director Dr. Bergmann.

Breslau:
331. Universitätsbuchhändler Hirt.

Coblenz:
332. Dr. Schlüter.

Cöln:
333. Director Bigge.
334. Professor Dr. Düntzer.
335. Dr. Fulda.
336. Director Jäger.
337. Collaborator Regel.
338. Gymnasiallehrer Dr. Weidner.

Schloss Corvey:
339. Hoffmann v. Fallersleben.

Danzig:
340. J. A. v. Kampen.

Dortmund:
341. Dr. Ladrasch.

Düren:
342. Dr. Voigt.

Elberfeld:
343. Oberlehrer Dr. Crecelius.
344. Gewerbschullehrer Prasser.

Elbing:
345. Director Dr. Benecke.
346. Oberlehrer Schilling.

Greifswalde:
347. Professor Dr. Usener.

Hagen:
348. Prorector Gruhl.

Halle:
349. Professor Dr. Arnold.
350. Professor Dr. Conze.

Hamm:
351. Gymnasiallehrer Dr. Lupus.

Königsberg:
352. Professor Dr. Friedländer.

Magdeburg:
353. Professor Dr. Rehdantz.

Minden:
354. Oberlehrer H. Schütz.

Mörs:
355. Rector Rhode.

Münster:
356. Director Dr. Schultz.

Neuwied:
357. Rector Götz.

Posen:
358. Director Dr. Brennecke.
359. Oberlehrer Dr. Tiesler.

Rheine:
360. Oberlehrer Dr. Scherer.

Ruhrort:
361. Oberlehrer Dr. Lorberg.

Saarbrücken: 362. Gymnasiallehrer Dr. Krohn.
363. Dr. Ley.
364. Gymnasiallehrer Petry.
365. Gewerbschullehrer Pfeiffer.
St. Wendel: 366. Dr. F. Schmidt.
Schulpforta: 367. Rector Dr. Peter.
Tilsit: 368. Director Fabian.
Trier: 369. Gymnasiallehrer Dr. Haseumüller.
Wesel: 370. Dr. Braun.
371. Professor Fiedler.
Wetzlar: 372. Dr. O. Gerhard.
373. Dr. Glaser.
374. Gymnasiallehrer Dr. Hänisch.

Sachsen (Königr.).

Dresden: 375. Professor Dr. Fleckeisen.
376. Oberlehrer Dr. Jancovius.
377. Oberlehrer Dr. Liesske.
378. Dr. R. Menzel.
379. Rector Dr. Rüdiger.
380. C. J. Sperber.
Grimma: 381. Professor Dr. Dinter.
Leipzig: 382. Professor Dr. Brockhaus.
383. Rector Dr. Eckstein.
384. Professor Dr. Fleischer.
385. Professor Dr. Fritzsche.
386. Dr. H. R. Hildebrand.
387. Professor Dr. Lipsius.
388. Mayer.
389. Dr. Mühlau.
390. Cand. ph. Prym.
391. Buchhändler A. Schmitt, Procurist von B. G. Teubner.

Sachsen-Altenburg.

Altenburg: 392. Dr. Rud. Schulze.

Sachsen-Weimar.

Jena: 393. Professor Dr. Stoy.
Magdala: 394. Dr. Fr. Weber.
Weimar: 395. Dr. Köhler.

Schleswig-Holstein.

Altona: 396. Gymnasiallehrer Dr. Siefert.

Waldeck.

Corbach: 397. Conrector Diemer.
398. Director Dr. Vogt.

Württemberg.

Besigheim: 399. Cand. phil. C. Häusser.
Blaubeuren: 400. Ephorus Bohnenberger.
401. Professor Gaupp.
Blaubeuren: 402. Präceptor Rösch.
403. Professor Widmann.
Ellwangen: 404. Professor Schnitzer.
Heilbronn: 405. Rector Hauber.
406. Professor Kraut.
407. Professor Planck.
408. Professor Rieckher.
409. Professor Roller.
410. Präceptor Schmoller.
Kornthal: 411. Professor Pfleiderer.
Krailsheim: 412. Präceptor Strölin.
Leonberg: 413. Dr. Ruthard.
Ludwigsburg: 414. Repetent Grill.
Maulbronn: 415. Professor Krafft.
Pfullingen: 416. Diaconus Dr. Trumpp.
Ravensburg: 417. Rector Finckh.
Reutlingen: 418. Lyceallehrer Dr. Friederich.
Rottweil: 419. Stadtpfarrer Dr. Wolff.
Schönthal: 420. Ephorus Dr. Eyth.
Schwäbisch-Hall: 421. Oberpräceptor Megnin.
Stuttgart: 422. Hülfslehrer Bilfinger.
423. Dr. Euting.
424. Professor Dr. Klaiber.
425. Professor Kratz.
426. Professor Rheinhard.
Tübingen: 427. Gymnasialprofessor Dr. Baur.
428. Dr. Georgii.
429. Professor Dr. Holland.
430. Professor v. Keller.
431. Cand. phil. J. Maier.
432. Privatdocent Dr. Preuner.
433. Professor Dr. Roth.
434. Professor Dr. Teuffel.
Ulm: 435. Oberstudienrath Dr. Hassler.
Urach: 436. Professor Adam.

Amerika.

Nord-Amerika: 437. E. Burt.
Cincinnati: 438. David N. Guy.
439. W. E. Guy.

Belgien.

Lüttich: 440. Professor Liebrecht.

Frankreich.

Paris: 441. Compoint.
Strassburg: 442. Professor Dr. Bergmann.
443. Professor Cottler.
444. Professor Heitz.
445. Professor Reuss.
446. Rud. Reuss.

Griechenland.

Athen: 447. Cand. jur. Lely.
448. Cand. jur. Makkas.

Grossbritannien.

Aberdeen: 449. Assistant-Professor John Watt.
London: 450. Dr. phil. Mitchell.

Italien.

Italien: 451. Dr. Carlo Cantoni.

Niederlande:

Haag: 452. Dr. K. Wittich.

Russland.

Moskau: 453. L. Lavrentiev.
Petersburg: 454. Hofrath Dr. Abramson.
Riga: 455. Oberlehrer Dr. Lieven.

Schweiz.

Basel: 456. Dr. J. J. Bernoulli.
457. Dr. Hagenbach.
458. Professor Dr. Kiessling.
Basel: 459. Dr. J. J. Merian.
460. Gymnasiallehrer Sieber.
461. Professor Dr. Stähelin.
Bern: 462. Privatdocent Dr. Hagen.
463. Rector Dr. Pabst.
Einsiedeln: 464. Professor P. Rickenbach.
Frauenfeld: 465. Professor Dr. Böckel.
466. Dr. L. Hirzel.
467. Professor Rebstein.
Schaffhausen: 468. Professor Dr. Theod. Hug.
Winterthur: 469. Prorector Dr. Arnold Hug.
470. Dr. Wölfflin.
Zürich: 471. Professor Dr. Bursian.
472. Dr. H. Meier.
473. Privatdocent Dr. Hugo Wislicenus.

Türkei.

Césarée: 474. J. Anastasiades.

475. Isenhorst.
476. Carl Schütz.

V. Verzeichniss der an die Versammlung eingesendeten Druckschriften.

Sämmtlichen Mitgliedern wurden zugleich mit der Mitgliedskarte nachstehende Festschriften eingehändigt:

1. *Philologos paedagogosque Germanos diebus — Heidelbergae annuum conventum habentes rite reverenter amice consalutant Arminius Koechly Bernardus Stark Carolus Cadenbach triumviri conventui moderando.* Heidelberg. gr. 4. — Inhalt: 1) *de Musaei grammatici codice Palatino scripsit variarum lectionum lancem saturam adjecit Arminius Koechly Turicensis.* XXVII pagg. (nach der Abhandlung über den *Codex Palatinus* 43. werden Stellen aus Musaeos, die homerischen Hymnen auf Apollo und Aristophanes' Frösche V. 1420—1466 kritisch behandelt). 2) Zwei Mithraeen der grossherzoglichen Alterthümersammlung in Karlsruhe veröffentlicht von Dr. K. B. Stark, Professor an der Universität zu Heidelberg. Mit zwei lithographischen Tafeln. 44 Seiten.
2. *De Aristophanis fabula quae inscribitur Aves. Scripsit S. Löhle, Professor. Philologorum Germanicorum exeunte mense Septembri a. MDCCCLXV Heidelbergae congregatorum conventui huncce libellum consalutandi causa D. D. D. atque suae observantiae voluntatis pietatis testem esse voluerunt Lycei Heidelbergensis Collegae.* 8. 88 Seiten.

3. Festschrift zur Begrüssung der vierundzwanzigsten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner veröffentlicht von dem historisch-philosophischen Vereine zu Heidelberg. Leipzig, Engelmann. 8. XVI und 147 Seiten. Inhalt: Vorwort, Chronik des Vereins, Uebersicht der Vorträge von dem Schriftführer Dr. W. Oncken. Seite VII bis XVI. — Wissenschaftliche Beiträge: 1) W. Oncken: Die Wiederbelebung der aristotelischen Politik in der abendländischen Lesewelt, Seite 1—18. 2) W. Ihne: Ueber die *Patres conscripti*, Seite 19—32. 3) E. Zeller: Eine Arbeitseinstellung in Rom. Seite 33—49. 4) A. Riese: Ueber das Geschichtswerk des L. Cornelius Sisenna, Seite 51—64. 5) G. Asher: Die *bina jugera* der römischen Bürger, Seite 65—78. 6) H. Dörgens: Ueber die Mitregentschaft unter Augustus, Seite 79—88. 7) I. Scherrer: *Ad vocem Druides*, Seite 89—95. 8) W. Wattenbach: *Benedictus de Pileo*, Seite 97—131. 9) L. Kayser: Heidelberger Philologen im sechzehnten Jahrhundert, Seite 133—147.
4. Das vaterländische Element in der deutschen Schule. Vier Schulreden von Dr. Georg Weber, Professor und Schuldirector in Heidelberg. Leipzig, Engelmann. 8. VIII und 47 Seiten. Inhalt: I) alte und neue Erziehungswege, Seite 1—13; II) Erweckung und Stärkung der Vaterlandsliebe; 1) der Geographieunterricht, Seite 14—24; 2) die Geschichte in der deutschen Schule, Seite 25—35; 3) vaterländische Sprache und Literatur als Unterrichtszweige, Seite 36—47.
5. Römische Alterthümer aus der Umgegend von Heidelberg und Mannheim. Der 24. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner dargebracht von C. B. A. Fickler, Professor und Director des Antiquariums in Mannheim. 14 Seiten octav. (Unten unter XII. mit Nachträgen und Verbesserungen von K. Christ wiederholt.)

Ferner waren in einer hinlänglichen Anzahl von Exemplaren, um an alle Mitglieder vertheilt zu werden, eingegangen:

6. Vom grossherz. Oberschulrath: Statut für die philologischen Seminarien zu Heidelberg und Freiburg. Heidelberg, 1865. 8 Seiten octav. (Unten unter V. abgedruckt.)
7. Von Herrn Professor Forchhammer in Kiel: En schreben Breef an min lewe Fründ Ed. v. d. Launitz, von wegen Polyklet sin Nägeln. 4 Seiten quart. (Unten unter VI. wiederholt.)
8. Aufruf zur Gründung einer Bopp-Stiftung. (Unten unter VII. wiederholt.)

In sechs Exemplaren waren eingegangen:

9. Von Professor Forchhammer in Kiel: Rede zur Feier des Geburtstages Seiner Hoheit des Herzogs Friedrich VIII. am 6. Juli 1865. 17 Seiten quart.
10. Dr. Deinhardt, Director des Königl. Gymnasiums zu Bromberg: Ueber den Inhalt und Zusammenhang von Platons Symposion. 35 Seiten quart.

Endlich waren in je einem Exemplare eingesendet worden:

a) Von den Verfassern;

11. Ueber den Bilderkreis von Eleusis, 3 Abhandlungen von Geh. Regierungsrath Gerhard. Berlin, 1863.
12. Orpheus und Herakles in der Unterwelt von Dr. Veit Valentin. Berlin, 1865.
13. *Demosthenis orationes pro Megalopolitis et pro Rhodiorum libertate illustravit Ruediger. Lipsiae*, 1865.
14. Bücheler über Philodemos *περὶ εὐσεβείας* aus dem 8. Heft der Fleckeisen'schen Jahrbücher 1865.

b) Von den verehrlichen Verlagshandlungen:

15. Encyklopädie der Pädagogik im Grundriss von Albert Wittstock. Heidelberg, Bassermann, 1865.
16. Geschichte der neueren Philosophie von Kuno Fischer. I. Band, I. und II. Theil, 2. völlig umgearbeitete Auflage. Heidelberg, Bassermann, 1865.
17. Geschichte der griechischen Litteratur von Dr. Rudolph Nicolai. Magdeburg, Heinrichshofen, 1865.
18. Untersuchung über die Sprache der homerischen Gedichte von Albert Fulda. Duisburg, 1865.

Die Schriften von 11 bis 18, sowie je ein Exemplar der unter 1 bis 10 angeführten Schriften sind der Uebung gemäss der Universitätsbibliothek zu Heidelberg übergeben worden.

VI. Statut für die philologischen Seminarien zu Heidelberg und Freiburg.

I. Zweck.

§. 1. Das philologische Seminar hat den Zweck, sowohl im Allgemeinen die altclassische Bildung unter den Studirenden zu unterstützen und zu beleben, als insbesondere Studirende der Philologie, namentlich solche, welche sich dem Lehrfache widmen wollen,

1) zu selbständigen wissenschaftlichen Studien in der Philologie anzuleiten;
2) in der schulmässigen Behandlung griechischer und lateinischer Schulautoren zu üben.

§. 2. Es werden in das Seminar sowohl Mitglieder als Theilnehmer aufgenommen.

II. Eintheilung.

§. 3. Das Seminar zerfällt in zwei Abtheilungen, ein Unter- und ein Ober-Seminar. In jede der beiden Abtheilungen braucht das Directorium nicht mehr als höchstens 12 Mitglieder aufzunehmen, so lange nicht die Zahl der inländischen Philologie-Studirenden, welche im Falle ihrer Tauglichkeit ein Recht der Aufnahme haben, eine grössere ist.

Die Zahl der Theilnehmer ist unbeschränkt, hängt aber vom Ermessen des Directoriums ab.

III. Uebungen.

§. 4. Am Unter-Seminar werden folgende Uebungen angestellt:

1) lateinische Styl- und Sprechübungen;
2) griechische Schreibübungen;
3) cursorische Leseübungen.

§. 5. Am Ober-Seminar werden folgende Uebungen angestellt:

1) lateinische Interpretationsübungen;
2) schulmässige Erklärungsübungen;
3) philologisch-kritische Uebungen.

IV. Mitglieder.

A. Allgemeine Bestimmungen.

§. 6. Diejenigen, welche als Mitglieder in das Seminar aufgenommen zu werden wünschen, haben bis zu der von dem Directorium bekannt zu machenden Frist bei demselben persönlich sich anzumelden und dabei die nöthigen Zeugnisse über ihre bisherige Vorbildung einzureichen. Aufnahmen nach Beginn des Semesters finden nur ausnahmsweise nach dem Erachten des Directoriums statt.

§. 7. Alle Mitglieder haben die Verpflichtung, an den sämmtlichen Uebungen ihrer Abtheilung regelmässig und selbstthätig sich zu betheiligen.

§. 8. Der ordnungsmässige Austritt der Mitglieder aus dem Seminar findet nur mit dem Schlusse des Semesters unter den von dem Directorium zu bestimmenden Formen statt.

§. 9. Nur die auf ordnungsmässige Weise Austretenden erhalten auf ihr Verlangen von dem Directorium ein besonderes, auf ihre ganze Seminarzeit sich beziehendes Seminarzeugniss.

§. 10. Mitglieder, welche trotz wiederholter Mahnung des Directoriums ihren Pflichten nicht nachkommen, können von demselben, und zwar auch im Laufe des Semesters, ausgeschlossen werden.

B. Besondere Bestimmungen.

1. Unter-Seminar.

§. 11. In das Unter-Seminar können Studirende als Mitglieder aufgenommen werden, welche an einem badischen Lyceum oder an einer diesem gleichstehenden Anstalt eine genügende Maturitätsprüfung bestanden haben. Im Zweifelfalle kann das Directorium mit dem Aspiranten eine Aufnahmsprüfung vornehmen.

§. 12. Die Mitglieder des Unter-Seminars haben insbesondere die Verpflichtung:

1) die Aufgaben für die Schreib- und Stylübungen ordentlich zu bearbeiten und regelmässig einzugeben;
2) sich zu den cursorischen Leseübungen, wo es verlangt wird, gehörig vorzubereiten.

§. 13. Die Mitglieder des Unter-Seminars können den Uebungen des Ober-Seminars als Zuhörer unentgeltlich beiwohnen.

2. Ober-Seminar.

§. 14. In das Ober-Seminar können nur solche Studirende aufgenommen werden, welche

1) über einen beliebigen Gegenstand einen freien lateinischen Aufsatz zu fertigen vermögen, welcher nicht nur von grammatischen Fehlern aller Art, sondern auch von groben Germanismen frei ist und wenigstens einen Anflug lateinischen Styles zeigt;
2) einige Fertigkeit im Lateinisch-Sprechen erlangt haben;
3) sowohl bei'm Niederschreiben griechischer Dictate, als bei der Uebertragung deutscher Texte die griechische Formenlehre — insbesondere auch in Bezug auf Orthographie und Accentuation — sowie die Hauptregeln der gewöhnlichen Syntax mit voller Sicherheit handhaben;

4) die gewöhnlichen griechischen und lateinischen Schulschriftsteller ohne Präparation sowohl richtig und ausdrucksvoll vorzulesen, als auch rasch und richtig in's Deutsche zu übersetzen, endlich über das Gelesene in geläufigem deutschen Vortrage zu referiren im Stande sind.

§. 15. Wenn die Aspiranten nicht nach Beschluss des Directoriums unmittelbar aus dem Unter-Seminar in das Ober-Seminar herübergenommen werden, oder nicht sonst für ihre ausreichende Vorbildung dem Directorium die nöthige Garantie bieten, so haben sie eine Aufnahmsprüfung zu bestehen. Diejenigen, welche nicht aus dem Unter-Seminar übertreten, haben jedenfalls einen freien lateinischen Aufsatz einzugeben, welcher den § 14. 1. gestellten Anforderungen entspricht.

§. 16. Die Mitglieder des Ober-Seminars haben insbesondere die Verpflichtung, einerseits in den Interpretations- und Erklärungsübungen den Vortrag zu halten, so oft die Reihe an sie kommt, andererseits für die philologischen Uebungen in jedem Semester wenigstens eine Arbeit zu liefern, und ebenso mindestens einmal die specielle Beurtheilung der Arbeit eines anderen Mitgliedes zu übernehmen.

§. 17. Die Mitglieder des Ober-Seminars können sich an den einzelnen Uebungen des Unter-Seminars betheiligen.

Sie sind aber dann in diesen Uebungen denselben Verpflichtungen wie die Mitglieder des Unter-Seminars unterworfen.

V. Stipendien.

§. 18. Nach dem Schlusse des Semesters erhalten diejenigen Mitglieder des Seminars, welche allen ihren Verpflichtungen am vollständigsten und erfolgreichsten nachgekommen sind, ein Stipendium von 25 fl.

Solcher Stipendien können im Ganzen 10 vergeben werden, und zwar — sofern nicht besondere Gründe eine ungleiche Vertheilung empfehlen oder aufnöthigen — 5 in dem Unter- und 5 in dem Ober-Seminar. Bei gleichen Leistungen entscheidet in erster Linie die Anciennität im Seminar, in zweiter die Dürftigkeit der concurrirenden Mitglieder.

§. 19. Die Seminarstipendien können neben jedem andern Stipendium, jedoch in der Regel nicht länger als 3 Jahre lang, bezogen werden.

VI. Theilnehmer.

§. 20. Zu den einzelnen Uebungen des Seminars können auch solche Studirende als Theilnehmer zugelassen werden, welche aus triftigen Gründen nicht im Falle sind, als Mitglieder in das Seminar einzutreten.

§. 21. Die Aspiranten haben bis zu der vom Directorium zu bestimmenden Frist persönlich ihr Gesuch dem die betreffenden Uebungen leitenden Professor vorzutragen, welcher von sich aus über ihre Aufnahme entscheidet.

§. 22. Die Theilnehmer übernehmen für diejenige Art der Uebungen, zu denen sie zugelassen werden, dieselben Verpflichtungen wie die Mitglieder. Wenn sie diesen nicht nachkommen, können sie von dem die betreffenden Uebungen leitenden Professor ohne Weiteres ausgeschlossen werden.

§. 23. Die Theilnehmer erhalten kein Seminarzeugniss, sondern nur das gewöhnliche Collegienzeugniss von dem betreffenden Professor.

VII. Zuhörer.

§. 24. Dem die einzelnen Uebungen leitenden Professor steht es frei, zu denselben nach seinem Ermessen auch andere Zuhörer zuzulassen.

VII.[1])

Afschrift vœr de Matschapei von de Sprakkündigers
to Heidelberg 1865 September.

En schreben Breef

an min lewe Fründ

Ed. v. d. Launitz,

von wegen Polyklet sin Nägeln.

Πολύκλειτος ὁ πλάστης εἶπε χαλεπώτατον εἶναι τὸ ἔργον, ὅταν ἐν ὄνυχι ὁ πηλὸς γένηται.

Min lewe Fründ!

Tom Eersten mutt ik Se vertelln, warum dat ik Eer „Untersuchung" œwer Polyklet sin Nägeln von't achterste Enn lesen heff. Dat güng so to. As ik von en Reis' trüg keem, funn ik min Disch un min Sopha un denn noch en Disch vull von Böker ut de Bokladen. Dat weer rein, as weern wi al dicht vœr den literarischen Winter un Pütt un Pöl müssten all vull sin. De Bokladers sünd so fründlich, Een alle Novitäten, luter nie Warheiten, to schicken. Nu kamen up Stunns so vel Novitäten, dat man sik nich bargen kann. Towilen awers ward de Bokladers ivrig, wenn man nix trüg schickt, un doch nich allns beholn deit. Denn laden se Een dat Hus vull von Böker, damit et to arg ward, un man mal reine Kant makt. Se nennen dat en Vometiv. Unner soke Zeitumständen mutt man, wenn et knipt, de Böker von't achterste Enn lesen. Nu gung mi dat just so mit Eere Beleuchtung von de künstlerischen Nägels, un da seeg ik denn ja glik, wo dat Laken scharn weer, un wo de Meenung henut wull. „Damit kumt he nig dœr," dach ik, „so gegen Rasmus von Rotterdam un Bentlichen an to gan in de grote Fühlologen-Kumpanie, dat is nich anners, as wenn en de Pulvertunn to'n Lüchter makt." Frilich Bentlichen is man en Engelsman, un de sünd nich sunnerlich von Dag', un Rasmus is blot en Holländer, de et jümmers gegen Dütschland holn. Awers de Wetenschop mutt doch mit allen un jeden maneerlich umgan, ok, wenn so een Een vœrdwas kummt.

Ik dach also bi mi, de in Hannover wüllen em wol kleen krigen. Prost de Maltid! He kreeg se kleen. So segg mi Een, de dabi weer. De ganse Matschapei in Hannover leet eere

1) S. Verhandlungen der 23. Versammlung deutscher Philol. u. Schulm. in Hannover; Seite 180—182.

beröhmte Geister sitten, un da was nich Een, den't prickeln de, den Eerenpries der broncenen Kylikos to gewinnen, likes it noch gar nich wis is, dat min Fründ mit sine Kyliki nich en Vocativus was, un, as he ok sülfst seggt, de Kylika blot tom Spas maken de, un hernacher seggn ward, as de Candidat, da he nich wider kunn, *jocum est jocum*. Un doch harrn Se de Sak, as ik herna seeg, gans geleert behandelt.

All dat kunn nu wol en eerligen Minschen verbistern un obsternatsch maken. Denn, wenn min Fründ recht hett, denn mœten alle Verklaringen to Horaz un annere Poeten ummakt warrn, de ganse Kunsthistori krigt en anner Utseen, un wer jiggens mal in Rom wesen is, de mutt wedder hen un sik de Nägels von de Steenpoppen anseen; 't is man de Deuster, dat dat Schicksal meist mit de Fingers davongan is. Dat helpt nu nich, dach ik, dat Een still sitt un verdreetlich utsüt, as en Putt vull Müs. Beter, de Mund in de Pünt setten un versöken, wat man dat Stück blasen kann.

Also um de Sak glik klar to maken: Se, min olle Fründ, meenen oder hebbn sik, as wenn Se meenen, dat uns grote Steenhauer Polyklet seggn wull: de Arbeid ward am swarsten, wenn man bi't Lehmmodel an de Fardigung von de Nägels kummt. Ik dagegen meen, un, as ik den Engelsman un den Holländer verstah, meenten de ok umtrent, de Marmorarjus wull seggn, de Arbeid ward am swarsten, wenn dat Lehmmodel so wit fardig is, dat it an't Pröven mit de Nägel kummt.

So vel heff ik wol markt, Se don, as wenn Se anners keen Nagelprov kennt, as dat *Supernaculum* von de Windrinkers. Awers darin sünd Se scheef. Sin Se nu man mal recht uprichtig: Sünd Se nich mannig mal spät Abens dœr dat „rode Dor" gan, un harr dar nich unnerwilen dat unbandige Takeltüg von Jungens en Steen midden in'n Weg leggt, un sünd Se dar nich ok mal mit de grote Täh an so'n groten Steen stött, un schregen lut up un sän: dat de hellisch weh, as Se to hus humpelten? Na, dat weer ok en Nagelprov. Wovon keem dat? Dat keem von de Nervens, de unner de Nägel all tosam gat. Un so is dat nu ok mit de Nerven von de Arm un de Hand un de Fingern, de all unner de Finger-Nägeln tosamenlopen, un dar eern Schutz söken un finnen, as de Kükens unner de Hön. Nu sett ik den Fall, dat Se gewend sünd, de Minschen-Haar, de Se in't Gesicht hebbn, sülfst wegtoraseern. Good. Se raseeren Sik. Awers unverseens schrapt dat Mess. Nu seen Se Sik de scharpe Kant an, wat man de Sneid nömt, ob dar ok wat fehlt. Awers seen don Se nix. Darna föhln Se to mit de Fingerspiz. Awers föhln don Se nix. Nu neem'n Se dat Mess un fahren mit de Sneid dwas œwer den Rand von de Nägel. Glik hebbn Se 't weg, wonem de Schart in't Mess is. Möglich, dat düsse Wetenschop en Geheemniss von de Balbeers wordn is, sit dat Parlament de naturwüchsigen Barten upbrocht hett. Harrn Se Sik in de vœrparlamentische oder vœrvœrparlamentische Tiden trügversett, weern Se nich bi de Fingerspizen stan blewen, wo, as Se seggn, dat finste Geföhl is, sunnern Se harrn wis hentosett, dat dat allerfinste Geföhl in de Nägeln liggt, wil de œwer alle Finger-Nerven kommandeert. De Fingerspizen riben Se Sik mit Bimsteen af, as Se seggn, nich damit de Hand glatt, sunnern damit de Nerven frie un finföhlig ward. Se seggn: „es würde keinem unserer heutigen Marmorarbeiter einfallen, die Vollendung (?) seines Werks mittelst der Nagelprobe zu beweisen." Wenn Se dat verstan von't *Supernaculum*, denn lat ik et gan, as de Jung sä, da he 't Kalv dregen sull. Awers bewiesen wull Polyklet œwerall nix mit sin Nägeln, sunnern unnersöken wull he, wonem in sin Lehmmodel noch een kleene unsichbare Unebenheit sin mogt, un darto brukt he sin egen finföhlige Nägel, just as de Balbeer, wenn he unnersöken will, wonem dat Mess

en Grat hett. Dat de Nägel to so'n Pröv am besten is, seggt ok Herr Schlemm, wat uns' Universitätsbalbeer is. Un jeder Fühlolog kann sik von de Finföhligkeit von de Nägeln œwertügen, wenn he œwer en gans glatten Disch eerst mit Fingerspizen un denn mit de Nägelkant henfahrn deit. Davon is natürlich keen Red nich, dat de olle Plastiker „den letzten Grad der Vollendung ihres Thonmodels mit dem Nagel ausführten" oder dat Polyklet von de „Beschmutzung der Nägel durch den Thon" oder davon spreken deit, „dass der Thon sich unter die Nägel setzt" — wat Se (S. 6) mit Recht lögnen. Awers dat se damals so good as vondag' mit de Nägelrand de geringste Unebenheit am besten utfündig maken kunnen, is gewis, un dat se 't dan hebbn, bewist Polyklet sin Red.

Denn wenn Plutarch in de Schrift von de Strev in de Dögt davon sprickt, dat de degelik Mann ümmer beter warrn mutt na't Mat von de Vernunft (*ἀπὸ στάθμης τοῦ λόγου*) un denn hentofögt: *ὑπὲρ οὗ τὸν Πολύκλειτον οἰόμεθα λέγειν, ὡς ἔστι χαλεπώτατον αὐτῶν τὸ ἔργον, οἷς ἂν εἰς ὄνυχα ὁ πηλὸς ἀφίκηται*, so is doch wul gans klar, dat he dat Meten mit de Vernunft und dat Meten oder Pröven mit de Nägeln enanner entgegensett. Na Eere Verklaring müsst de ganse Spruch ummakt warrn un so heten: *χαλεπώτατον τὸ ἔργον, ὅταν* (sc. *τὸ ἔργον*) *εἰς τοὺς ὄνυχας ἀφίκηται*. Un in dat anner Bok von de Smuserien (2, 3, 2) müsst schreben warrn: de Arbeid is am swarsten, wenn se an de Nägels kummt. In beide Oer müssen de Nägels in de Meertall un mit den Artikel sett warrn, un dat Word Lehm (*πηλός*) weer allgans wegtolaten, denn de hett mit de Sak egentlich nix to don. Sölln wi nu Eere antibalbeermessmässige Verklaring to gefallen den ollen Plutarch sin Schriwerie verslimmbetern? Da lur up! Dat do wi nich, wil de olle Grieche denn in den enen Fall de vullkamen Dögt un in den annern dat Leben un de Seel mit de Nägeln vergleken harr, un dat weer doch gar to snurrig un to eenfältig. Un de Eenfältigkeit sall man nich misbruken, seggt de Berliner.

Awers nu passen Se up! Nu kummt de Artillerie mit de gezogene Kanonen. Nu sölln Se seen, dat de ollen Griechen de Red von den Steenhauer gar nich anners verstan hebbt, as wi. Dar is tom eersten Aristophanes, de de schöne Comedien schreben un to de sülwe Tid levt hett, as Polyklet. De brukt al dat Wort „nägeln" *ὀνυχίζειν* in de sülwe Bedüding von genau unnersöken, wat man sünst sä *ἀκριβολογεῖσθαι, ἀκριβῶς ἐξετάζειν*. Un de geleerte un stramme Sprakkündiger Phrynichos, von de keen Minsch seggn kann, dat he up 'n Stevelknecht floiten deit, hett en langen Artikel schreben œwer de Wör' *ὀνυχίζειν* un *ἐξονυχίζειν*, un de seggt, dat beide Wör' in de rechte Sprak bedüden „genau unnersöken" *ἀκριβῶς ἐξετάζειν, ἀκριβῶς ἐρευνᾶν*, just as uns Balbeer, wenn he unnersöken will, wo dat Grat in't Mess is. Von de Steenhauers leerten ok anner Minschenkinner dat Word, un so deen se 't von jede genaue Unnersöking bruken. Darum seggt Kynulkos to Keitukeitos (Athen 3, 52) *ἐξονυχίζεις πάντα τὰ προσπίπτοντα τοῖς συνδιαλεγομένοις*, wil Keitukeitos en Kleenkrämer weer un bi jedes Wort ängstlich unnersökt, ob et annerswo brukt weer.

Clemens Alexandrinus (Strom. 3, 5) seggt, he will en Sak, von de he sprikt, nich up dat Genauste unnersöken: *μὴ ἐπὶ πλεῖον ὀνυχίζοντες τὸν τόπον*. — Wenn jemand mit Eten un Drinken gar to ängstlich is un all to stramm na vermeentliche Gesundheitsregeln levt, denn heet dat en *ἀκριβὴς σφόδρα καὶ δι' ὄνυχος λεγομένη δίαιτα*. (*Plut. d. sanit. tuend. p.* 387 *Hutt.*) Grad so brukt Plutarch de Wör' *ἡ ἀκριβὴς καὶ δι' ὄνυχος λεγομένη συζήτησις*, un *δι' ὄνυχος ἀκριβοῦν*. Tom letzten föhr ik Dionysius von Halikarnas sin richtige Verklaring von Polyklet sin Spruch an. He seggt Demosthenes hett in sin Red œwer Halonneses de

Sprakwies von Lysias akkrat namakt: *ὅλος ἐστὶν ἀκριβὴς καὶ λεπτὸς καὶ τὸν Λυσιακὸν χαρακτῆρα ἐκμέμακται εἰς ὄνυχα.*

Wat seggt Se nu? — Nadem wi uns mit dat Griechische afmarackt hebbn, kunn wi uns wul en beten verpusten. Awers da kamen Se glik mit de Römers, un meen'n, de weern so dumm un dœsig wesen, dat se den Griechischen Spruch gar nich verstan harrn. Dat sull doch snaksch wesen, dat son geleerte Lüd as Horaz un Virgil, de doch perfect Griechisch verstunn, Polyklet sin Wort von de Nägeln sulln missverstan hebbn. Se weern egens na Athen reist un in de hellenische Burschenschaft intreden; un in Rom weer to eere Tid en Barg von Griechische Gelehrte un Künstlers. Ne, min lew Fründ, Se könt doch nich seggn, Horaz weer so dumm wesen, as dat Achtervirtel von en Schap, un doch wedder en rechten Klokerjan, dat he eerst den Polyklet sin Griechisch nich verstan de, un denn doch so 'n kloken Sinn beninleggt. Un dat Sülwe geldt von alle Römers, de ik nich eerst antoföhrn bruk. Ik meen, ik heff nu nog dan. Darum Adjis. De Tiden sünd swar. Up Stunns gifft et to vele eerliche Lüd, an de de Nägels to gierige Krallen utwassen, un bi de man de Dögt nich mit de finföhlige Nägeln unnersöken mutt, wenn man sik nich hellisch verfehrn will.

Also nochmals Adjis up betere Tiden. Un gode Fründschup.

Kiel. Eer true Fründ

Dr. P. W. Forchhammer.

VIII.

Aufruf

zur Gründung einer **Bopp**-Stiftung.

Vom 16. Mai 1816 datirt die Vorrede zu **F. Bopp's** „Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache", von diesem Buche aber eine neue Epoche der Sprachwissenschaft, die Begründung der vergleichenden Sprachforschung, eine der grössten und glücklichsten Erwerbungen der Wissenschaft unsers Jahrhunderts, die über den Zusammenhang der Völker unseres Stammes, ja der Menschheit, und die verborgenste Seite ihrer Geschichte ein helles bis dahin kaum geahntes Licht verbreitet hat.

Es ist anzunehmen, dass Alle, die sich unmittelbar oder mittelbar als Bopp's Schüler wissen und bekennen, die funfzigste Wiederkehr dieses Tages nicht vorüber gehen lassen wollen, ohne dem Lehrer und Meister ein Zeichen ihrer Verehrung und Dankbarkeit darzubringen, und dass Viele, die auch nur den Gewinn der durch ihn ins Leben gerufenen Studien oder überhaupt den Ruhm und Erfolg wissenschaftlicher Arbeit hochhalten, sich ihnen gern hierbei anschliessen werden.

In dieser Ueberzeugung sind die Unterzeichneten hier in Berlin, dem Wohnsitze Bopp's, zusammengetreten, um in weiteren Kreisen eine gemeinsame Anerkennung und Ehrenbezeugung zum 16. Mai 1866 hervorzurufen. Sie erlauben sich folgenden Vorschlag zu machen.

Als würdigste Feier des Tages erscheint eine Stiftung, welche, zur Förderung der von Bopp begründeten Wissenschaft bestimmt, zugleich das Ehrengedächtniss des hochverdienten Begründers wach erhält und jährlich erneuert. Die Würde des Mannes, der Werth seiner Leistungen, die Ausdehnung der von ihm begonnenen und angeregten Forschung, die Mannichfaltigkeit ihrer Aufgaben, lassen den umfassendsten Zweck für eine solche Stiftung wünschenswerth erscheinen. Wir beschränken uns aber für jetzt darauf, zunächst nur im Allgemeinen die Gründung einer

„Bopp-Stiftung“

in dem angegebenen Sinne vorzuschlagen und stellen alles Weitere dem Erfolge dieser Einladung anheim.

Die durch gemeinschaftliche Beiträge beschaffte Summe würde dem Jubilar am 19. Mai 1866 übergeben werden und ihm die Entscheidung und nähere Bestimmung über die Verwendung des Ertrages, so wie die Vereinbarung über die zu entwerfenden Statuten überlassen bleiben.

Wir bitten, die Beiträge an einen der Unterzeichneten, oder, was sich besonders während der Ferien-Monate August bis October empfehlen möchte, an Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) hierselbst, Wilhelmsstrasse 86, die sich zur Kassenführung bereitwilligst erboten hat, einzusenden.

Die Rechnungsablage, so wie die Mittheilung der Statuten der Stiftung, wird ihrer Zeit in geeigneter Weise erfolgen,

Berlin, den 16. Mai 1865.

Das Comité der Bopp-Stiftung.

Böckh,	**Ad. Kirchhoff,**	**A. Kuhn,**
Linksstrasse 40.	Heiligegeiststrasse 5.	Michaeliskirchplatz 2.
R. Lepsius,	**K. Müllenhoff,**	**H. Petermann,**
Bendlerstrasse 18.	Schellingsstrasse 8.	Luisenstrasse 41.
E. Rödiger,	**H. Steinthal,**	**Trendelenburg,**
Grabenstrasse 34.	Seegershof 9.	Charlottenstrasse 9.

A. Weber, Schriftführer,
Oranienstrasse 129.

Dem obigen allgemeinen Aufruf erlauben wir uns an Sie, geehrter Herr, wie an andere Schüler oder Fachgenossen Bopp's, deren örtliche Verhältnisse uns dazu geeignet erscheinen, noch die besondere Bitte hinzuzufügen, in Ihrem nächsten Kreise die Theilnahme für unsern Zweck weiter anregen und der Annahme von Beiträgen, zur Weiterbeförderung an uns, sich gefälligst unterziehen zu wollen.

Das Comité.

IX.

Eröffnungsrede

des Präsidenten der Orientalisten-Section,

Kirchenrath **Dr. Hitzig,**

am 27. Sept. 1865.

Hochgeehrteste Herren!

Seit Gründung unserer Gesellschaft vor zwanzig Jahren hat der Umfang des orientalischen Wissens in einem Grade zugenommen, dass auch der mächtigste Kopf nicht mehr, wie es vordem möglich gewesen, das Ganze morgenländischer Wissenschaft encyclopädisch umfassen kann. Die Zweige haben sich weiter verzweigt, sind innerlich erstarkend Aeste geworden, und der Ast Baum: die einzelnen Gebiete haben sich selbständig gestellt, wenn sie auch bald in engerem bald in weiterem Bundesverhältnisse zu einander stehen, so dass z. B. die Kunde des Zend ohne Sanskrit nicht gedeiht, und der Hebraist ohne Arabisch es nicht weit bringen würde. Gleichwie man das Ganze einer Schlacht nicht übersehen kann, so schaut Jeder von uns vollkommen nur einen Ausschnitt der Geisterschlacht auf diesem Felde und schneidet von allem Uebrigen bloss eine Kante. Wenn Sie demgemäss nicht erwarten dürfen,dass ich über den gesammten Orientalismus hier einleitend mich verbreite: so fürchten Sie andererseits nicht, dass man Sie lediglich da festhalten werde, wo der Sprecher zu Hause ist. Vielmehr, nachdem Ihr ehrendes Vertrauen mich zum Präsidium dieser Versammlung berufen hat, erlaube ich mir, vom Alten Testament, das einst zu den orientalischen Studien den ersten Anstoss gegeben hat, auszugehen und, nachdem ich hier Standpunkt genommen und Ihrer Theilnahme geklagt, wo mich der Schuh drücke, zu berichten, wie von da aus mir die Dinge erscheinen; wie meinem Auge der übrige Orient, soweit er ihm nicht verschlossen blieb, sich gestaltete. Der Standort ist ein günstiger, denn z. B. der Arabist kann des Hebräischen zur Noth entrathen; wogegen um die älteste der semitischen Literaturen aufzuhellen wir der Hülfe aller spätern bedürftig sind, und nicht bloss für Sitte, Cultus, Dogma der Hebräer Kenntniss der andern orientalischen Völker unerlässlich ist, sondern auch für das Verständniss ihrer Sprache. Sie sind ja vielfach mit Nichtsemiten in Berührung gekommen, erzählen von Geschichte und Sage Solcher; und nach meiner Meinung ist es nicht an dem, dass von Anfang an in Syrien der Semitismus sass, welcher vielmehr nachgehends eindrang und arische, auch scythische Volksgenossen aufsog oder verdrängte. Da aber die Kenntniss der Sprache allem andern Wissen um diese Völker vorausgehen muss, Grundlage und wenigstens Bedingung desselben bildet, — und auch um nicht Ihre Geduld zu lange in Anspruch zu nehmen — werde ich mich in der Hauptsache auf das linguistische Gebiet beschränken, nothwendig eklektisch verfahrend, indem ich suche es so einzurichten, dass jeder Theilnehmer an diesem Vereine doch etwas ihm Dienliches vorfinde. Eingedenk des Zweckes unserer Zusammenkunft, und da ohnehin ein wissenschaftlicher Jahresbericht vorgelegt werden wird, blicke ich nicht zurück wohlgefällig auf unsere Errungenschaften, sondern vorwärts auf Alles, was noch vermisst wird: auf die Lücken und Mängel, denen die Zeit, welche wir machen, Abhülfe schaffen soll.

Anlangend die hebräische Sprache, so da lebte, wie sie im Alten Testamente fast allein uns erhalten ist, so sehe ich ab davon, dass das grammatische Studium, namentlich dasjenige der Syntax, eines neuen Aufschwunges bedarf, und dass der Ueberzeugung, die Vocalzeichen seien nicht textuell, praktisch mehr Folge gegeben werden sollte, sowie auch von bekannten Mängeln des Lexikons. Es scheinen mir zwei Hauptaufgaben für die Folgezeit am nächsten zu liegen: Erstens, dass wir die hebräische Urschrift der nur in Uebersetzung erhaltenen Bücher möglichst — und es ist da Vieles zu ermöglichen — wiederum herstellen. In unzähligen Fällen lassen sich z. B. Sirachs *ipsissima verba* mit Sicherheit wiedererkennen; und ohne Zurückgehen auf den Grundtext erhalten wir häufig nicht einmal den richtigen übersetzten, den Sinn noch weniger. Vom Gewinne für den Wörterschatz gar nicht zu reden! Zweitens ist es nunmehr an der Zeit, eine kritische Ausgabe des Alten Testaments zu unternehmen. Während die Classiker, nicht nur griechische und römische, kritisch herausgegeben sind oder werden, selbst beim Neuen Testament in diplomatischer Kritik grosse Leistung vorliegt: besitzen wir das Alte Testament nur in der *recepta*; und es ist übler mit ihm bestellt, als mit dem Elzevir des Neuen. Nun hat die Exegese, unbeirrt durch Einsprachen der Ignoranz, in vielen Büchern die Punktation und den Text selber bereits verbessert; aber die Aufgabe ist, über alle Bücher die kritische Praxis zu erstrecken, auf dem Grunde der Erklärung durch Conjectur einen berichtigten Text aufzustellen und einen solchen auch herauszugeben, der neben dem überlieferten einhergehe und vervielfältigt werde. Vor Jahren wurde schon gemahnt, den Text der Targume einer Revision zu unterziehen: man möge das Eine thun, das Andere nicht lassen; und den zweiten Schritt thue man nicht vor dem ersten.

Bei den Targumim wird die Hauptsache sein, dass die Punktation gereinigt werde; dieser Pflicht zu genügen, scheint Wiederaufnahme und Fortführung der grammatischen Studien des Aramaismus unumgänglich. Das Aramäische ist bis anher zurückgesetztes Stiefkind. Ich unterdrücke den Seufzer nach Vollendung des *Bernstein*'schen Lexikons; aber möchte einmal eine umfassende aramäische Grammatik geschrieben werden, welche das Syrische der Zeiten nach Christus und dasjenige der Bibel (wie des spätern Judaismus) nicht als beigeordnet auseinanderhielte, sondern historisch verfahrend jenes aus diesem, seiner ältern Gestalt, entwickelte!

Betreffend das Arabische, zumal das Nordarabische, wird mir zu schweigen leicht; doch mag ich einen Wunsch nicht zurückhalten, der das Wörterbuch angeht. Ich meine nicht die Auseinanderfolge der Bedeutungen oder die Herstellung des Zusammenhanges mit den übrigen semitischen Sprachen, sondern dass, was in dem reichen Wörterschatze nicht ursprünglich semitisch und etwa allgemein semitisch ist, sondern früh eingebürgert anderweite, zum Theil indogermanische Abkunft bekennt, herausgelesen und angemerkt werde. Ich bin nicht gemeint, den Ueberschuss, welchen gegen die andern „Dialekte" das Arabische aufweist, geradezu für fremd zu erklären, verkenne auch nicht, wie dass kraft des symbolischen Charakters der Sprache Ein Begriff an den entlegensten Orten unabhängig durch dasselbe Wort oder ähnlich lautend ausgedrückt werden konnte, ohne dass geschichtlicher Zusammenhang besteht; ich möchte nicht, wie auch einmal geschah, z. B. دِّ mit *reddo* in Verbindung setzen. Aber wenn im Hebräischen schon neben andern Wörter, die den Landbau angehen, nicht von den nomadischen Vorfahren des Volkes geprägt worden sind, so wissen wir ja, dass im Süden und Südosten Arabiens allenthalben Inder sassen: eine Menge Eigennamen besonders von Städten bürgt dafür; und Spuren der Einwirkung auf das gangbare Arabisch zeigt in grosser Zahl der

Sprachschatz. كُمَّثْرَى *Birne* z. B. ist ganz sanskritisch formirt; عُطَارِدُ *Hermes* war ein uttarada = *der Bescheid ertheilt;* und فَجْر scheint mit wag'ra skrt. *Blitz* identisch. Hat قَلْعَة *Burg* eher mit קֶלַע *Schleuder* etwas zu schaffen, als mit כֶּלַח? und wird nicht قَصْر am ebesten mit castrum zusammengebracht? Deuten ja سَرِير und جَآء auf skrt. çarira *Leib* und *gâ*=gam zurück, so erinnert زوج an ξεῦγος, شرب bedeutet ungefähr was *sorbeo*, und درس ist unser *dreschen*. — Parallele Fragen stellt an uns das Aethiopische. Wörter wie dengel *Jungfrau*, warezâ *Jüngling*, totân *Schuhriemen* sehen nicht eben semitisch aus; und wenn eska *usque* bedeutet, so scheint chocht θύρα vom kopt. schuscht θυρίς herzustammen.

Wir überschreiten die semitische Grenze, und zwar schliesslich nach Aegypten hinüber. Beim Koptischen als solchem halten wir uns so wenig auf wie beim neupersischen oder dem neuarabischen Idiom. Der Theologe befasse mit Jenem sich der koptischen Uebersetzungen halber; uns bietet es in sofern ein Interesse, als eine frühere Gestalt der Sprache aus den Büchern christlicher Aera noch durchscheint. Den Streit der Hieroglyphen-Entzifferer aufzunehmen, scheint mir nicht am Orte; doch werden die Kämpfer erinnert werden dürfen: dass jeder Gedanke an eine ursprüngliche Verwandtschaft des Aegyptischen mit semitischer Sprache. z. B. der hebräischen, durch die Grammatik widerlegt wird; zweitens, dass alle Hieroglyphenerklärung in dem Maasse, wie sie sich vom Koptischen entfernt, neue Wörter aufstellend, Eigennamen, die auch durch Inschriften und Schriftsteller, classische oder semitische, nicht bezeugt sind, einem gerechten Misstrauen begegnet. Verwundern muss es, wenn der Landesname Aegypten selber wie derjenige des Stromes Nil, welche längst aus dem Sanskrit erklärt sind[1]), neuerlich für räthselhaft ausgegeben werden[2]). Die Erwägung des dualistischen Charakters dortiger Religion, des Gegensatzes Typhon und Osiris; der Gedanke, dass „Jahve" nur das armenische Astuats[3]) wiederholt, wird auch der Sprachforschung neue Wege weisen. Und wie seltsam, dass im Koptischen nicht nur arabische, sondern auch deutsche Wörter vereinzelt sich vorfinden! Vielleicht auch ist von vorne herein coordinirt, was man, wie griechische Dinge aus Aegypten[4]), eines vom andern ableiten wollte.

Für alles so zu sagen internationales Verhältniss alter Sprachen muss festgehalten und weiter ausgebildet werden der Gegensatz zu den Zeiten Bocharts, als man Namen der classischen Mythologie und noch viel Anderes aus dem Phönicischen d. i. Hebräischen erklären wollte; wir müssen uns mit der Ueberzeugung durchdringen, dass der Boden des Semitismus wesentlich nicht erzeugt, sondern empfängt; dass die Wurzeln altsemitischer Wörter, Eigennamen, Mythen einem grossen Theile nach anderwärts zu suchen sind. Man wird durch die Griechen beirrt, wenn sie von Phöniken sprechen. Das Alphabet zwar stammt von einem semitischen Volke her, — von auswärts sollicitirt; und ein Halbdutzend Wörter ist aus dem Phönicischen nach Hellas eingewandert: Das ist aber auch Alles. Im Uebrigen bezeichnet der Name Phönicien die Landesgegend, nicht Nationalität, wie er sollte, und Idiom. Der Phönike Agenor

1) S. v. Bohlen, Alt. Ind. II, 456., Jones in den Asiatic Res. I, 271.

2) Brugsch, die Geographie des alten Aegyptens S. 73. 77.

3) Astuads nach Lautverschiebung, = *astvat* zend. *der Seiende* s. Gosche, de Ariana linguae gentisque Armenicae indole p. 7.

4) Z. B. das Schatzhaus des Agamedes (Paus. IX, 37, 5) von dem des Rhampsinit (Herod. 2, 121).

ist offenbar kein Semite; kraft ihrer Königsnamen waren diess auch die Hyksos nicht, und am wenigsten die Philistäer, welche sogar, wofern nicht Dagon blosse Uebersetzung von Minos ist, Hebräer sein müssten, d. h. mit ihrem schneidendsten Gegensatze identisch. Allerdings aber verräth sich auch רְחֹבֹת עִיר (*Strassburg*) als übersetzt; *'Αξίερος* gräcisirt den Kabir Jaǵata, und ebenso wird *Σαλάμβω* das Selbe, was Derketo, bedeuten.

Ich stelle den Satz auf, dass vor der Ausbreitung der Semiten von Süden her zwischen Tigris und Mittelmeer Urbevölkerungen sassen, die zum Theil vom Kaukasus in die Ebene herabgestiegen sind: was von den *Λευκόσυροι* wahr sein wird, das wurde dann auch auf die rothen Syrer übergetragen.

Diese Ureinwohner sind theilweise in Syrien stecken geblieben und untergegangen, so dass nur noch einzelne Wörter ihrer Sprache, die nicht anders heimgewiesen werden können, ihrer Zeugen sind. שַׁבְרִירִין hat wie עַכְשָׁיו, בְּרַם u. s. w. seine arische Etymologie; aber was war das für ein Volk, welches *halbĕshush*, *eresa*, *ikrum*, *gushpanqa*[1]) sagte? Sodann haben auf ihrem Zuge nach Westen die Kelten manches Wort hier abgelagert, um von Sitten und Gebräuchen wie Katzenrecht und Gottesurtheil zu schweigen. Wir denken an *Τούρμεδα*=*'Αμφίπολις*, an tarmadh ir. *Wohnort* (تِرْمِذ), Grendel *kleiner Bach* (vgl. Wady Gharendel), bual *Wasser*, mertz *feuchter Boden:* letzteres Wort auch armenisch, wohin der Name Jordan gehört. Derjenigen scythischen Wörter, welche im Türkischen Analogie aufweisen oder daselbst nachweisbar sind, finden sich nicht wenige. Formen wie מָתָא *Stadt*, באלא *Wald*, דָּשָׁא *Thür* u. s. w. erinnern an اغا, پاشا, und gehn wie das lateinische lama, wie der Stadtname *Vaga* auf eine Ursprache zurück. נזיק *Schade* ist يازق; שֶׁמֶשׁ hat mit شمّاس *Diakonus* nichts zu schaffen, sondern ist mit شمشير pers. *Schwert* und شِمْشَك türk. *Blitz* gleicher Herkunft; עֵדֶן ist das türk ايْدِن selber: die בְּנֵי־עֵדֶן sind *Söhne des Lichtes* (1 Thess. 5, 5) und der iranischen Lichtreligion. — Billig verwundern wir uns hierüber nicht stärker, als wenn hebräische Wörter, welche den Cultus angehn, persische Etymologie bekennen.

Von diesen Sprachen lässt sich theils Verwandtschaft mit dem Sanskrit nachweisen oder annehmen; andererseits tritt das Sanskrit selbst neben ihnen auf: neben Nimrod ein Ninus, *Νινύας* d. i. Minavas; und hier öffnet sich für die Thätigkeit der Indianisten noch ein weites Feld, das sich über Griechenland in den Westen hinein erstreckt. Ich führe einige Beispiele an. Wenn membrum dem skrt. *marman* entspricht, dann ist auch *Μεμβλίαρος* (Herod. 4, 147) soviel wie *marmivara*, d. i. ein *parapurusha* oder *'Αγήνωρ* etc.; die Artemis *Κόκκωκα* Paus. V, 15, 4 scheint eine çaçâṅka, eine Mondgöttin, zu sein; und wissen wir seit *Prinsep*, dass *σατράπης* mit x'atrapa übereintrifft, so wird auch *Κέκροψ* (vgl. *ἔποψ* neben upupa) ein ćakrapa, ein ćakravartin sein. *Var* Ahd. ist skrt. ćar, *ϝίχνος* ćihna: zu vermuthen wenigstens ist erlaubt, die Vandalen seien eigentlich ćandâlâs. Jedoch ist es mir nicht gerade um diese Parallelen zu thun; aber — wie die Königsnamen zu Ninive und Babylon nicht semitisch sind, so auch nicht die Urbevölkerung. Schon die Namen dieser beiden Städte wird Niemand mehr semitisch erklären wollen und kein Besonnener glauben, dass so wundervolle Bauwerke, solche Mauern, Paläste und Tempel, von arabischen Schafhirten und Hungerleidern

1) *Strieme; Gift; Russ; Ring*, Siegel-, nicht Ohrring.

geschaffen worden sind. Die Erbauer gingen kraft der Bibel von Süden nordwärts, waren kraft Berosus zu Schiffe gekommen; ich sage: sie kamen aus Kalingadeça, wie dem Hamza zufolge (p. 32) auch der ältere Name Babylons gelautet hat. Sisuthros[1]), der babylonische Noah, ist Çiçutra = Çiçupâla[1]), das leibhaftige Gegentheil des Çiçumâra; im „grossen Strome" Phrat kehrt uns der Mahânada wieder; und ein *Σιπφάρα*, *Σιππάρα* bietet Ptolemäus hier wie dort. Das babylonische Sippara wird als Sonnenstadt[2]) bezeichnet; und nun bedeutet ja wirklich svar, pers. spar *Sonne*, svaru *Sonnenschein*. Jener Mythus vom Vergraben der Bücher[2]) (ספרים), welcher die hebr. Namensform (z. B. Jes. 36, 19) nicht erklärt, ist relativ jung; und, da er ein semitischer, kommen die Semiten hinterdrein. — Nunmehr sind wir vorbereitet, zu fragen: welches ist die Sprache der assyrischen und babylonischen Keilinschriften? In Babylon wurde zur Zeit des Cyrus aramäisch (*συριστί*) gesprochen. Ob aber nur syrisch an diesem Sammelorte aller Völker? und was denn jenseits vom Tigris? Dem Hebräer ist Assur ein Stammler-, ein welsches Volk (Jes. 28, 12. 33, 19), wie die Aegypter (Ps. 114, 1) und die Emoriter (z. B. Jer. 49, 4); und das Herrschervolk der beiden assyrischen Königsstädte ist jedenfalls kein semitisches. Nicht Ein Königsname in Ninive und Babylon lässt sich semitisch erklären; und doch sind unsere Inschriften der Hauptsache nach königliche Denkmäler. Zweitens: das Alphabet war längst erfunden und über semitisches Sprachgebiet und noch weiter ausgedehnt: von der Buchstabenschrift Rückkehr zur Sylbenschrift wäre der verkehrte Gang, und letztere für Semitismus, der den Vocal nicht coordinirt, ganz ungeeignet. Drittens: vom Babylonischen besitzen wir den Wörterschatz noch in dem Lexikon der Sprache Balaibalan, von dessen Existenz in einer Privatbibliothek zu Bagdad der Generalconsul Rousseau vor 60 Jahren Kenntniss erhielt und weitergab. Auf der kaiserlichen Bibliothek zu Paris fand sich eine Handschrift des Werkes vor (N. 188. der pers. Manuscripte); und auf Grund derselben hat Silvestre de Sacy ausführlichen Bericht erstattet[3]). Dieser Lexikograph selbst schon erklärt den Namen der Sprache Balaibalan aus ihren eigenen Mitteln als = *Sprache des Belebenden;* er hält für möglich, dass neue Wörter in sie hineinerfunden werden können; und Silv. de Sacy sieht in ihr ein mystisches *idiome factice.* Allein jene Namendeutung klingt nicht sehr wahrscheinlich; wenn طُلَيْطِلَة auch nicht Tudela, sondern Toledo meint, so bleibt doch Analogie genug, um in Balaibalan ein Derivat von בָּבֶל *Βαβυλών* zu erkennen; und dass wir es hier nicht mit einer gemachten Willkürsprache zu thun haben, dürfte leicht zu beweisen sein. Schlimmsten Falles würden ihre Elemente einer bezüglichen Landessprache entnommen sein, deren Bezirk nicht bloss durch den Fundort jenes Buches bestimmt wird. Es bedeutet in diesem Idiom z. B. سُبا *Wasser*, dann auch den *éclat onduleux* auf Degenklingen; und mit שִׁבָּא zusammen erscheint sehr gewöhnlich דרן: nun aber heisst دَدَن eine Art Schwert; und die Söhne des nördlichen Dedân (*Ἐδδανα*) sind 1 Mos. 25, 3 *Sägenfeiler*, *Schwertfeger*, *Metallklöther*. Die Erklärer der Keilinschriften haben ja auch richtig herausgebracht, *Gott* heisse An auf babylonisch: so lautet sein Name wirklich im Balaibalan! Es ist mir ein Anliegen und ganz eigentlich meine Absicht, mit dem über assyrisch-babylonische

1) Beros. bei Richter p. 55—57. — Lassen, Ind. Alterthumskunde I, 674.
2) Beros. bei Richter p. 56.
3) Not. et Extr. IX, 365—96.

Sprache Gesagten der Forschung einen Wink zu geben, der sie vor dem weitern Fortschritt auf verhängnissvollem Irrwege bewahren mag.

Werfen wir schliesslich noch einen Blick überhaupt auf die Inschriftenerklärung und auf die phönicische insonderheit. In graphischer Hinsicht, was die Bestimmung der Zeichen anlangt, scheint mir viel Rühmliches geleistet zu sein; die Erklärung aber ist dahinter zurückgeblieben. Da wird oft ein Sinn herausgebracht und sich damit begnügt, dass wir Andern uns verwundert fragen, wie doch nur solcher Unsinn in Stein gehauen werden mochte; und man muthet uns zu, die unwahrscheinlichsten Dinge zu glauben. Wie z. B., dass numidischen Inschriften zufolge die Leute 15, 25, 45, 75 Jahre alt geworden seien; während ויצמש am Ende nur *et extinctus est* bedeutet, gleichwie auch וַיָּמָת 1 Mos. 5, 5 ff. noch längerem Leben ausdrücklich den Riegel schiebt. Die schwere Aufgabe wird dadurch nicht leicht, dass man sich einredet, das Phönicische sei etwas Apartes. Von kleinen dialektischen Verschiedenheiten abgesehen, ist Phönicisch und Hebräisch einerlei und in dem Maasse eine Erklärung wahrscheinlich, wie sie sich an den bekannten Hebraismus anschliesst. Sie darf der ordinären Redeweise, darf dem Sprachgebrauche nicht zuwiderlaufen; und — warum erklärt man den Aeskulap Mēréăch der dreisprachigen Inschrift von Sardinien nicht aus מרח Jes. 38, 21? Das Zucken nach falschem Sinne hat übrigens manchmal auch falsche Bestimmung der Buchstaben im Gefolge gehabt. Die Legende einer bekannten Gemme[1]) ist מהרי zu lesen: *„eile“*, gesiegelter Brief! eine andere[1]) לְהַכְרִיךְ סֵפֶר.

Bei diesem letzten Geschäfte eines Briefstellers halte ich inne. Als Brief soll, was ich hier mündlich sprach, auch zu den abwesenden Fachgenossen gelangen.

X. Zu den Uebungen aus der griechisch-makedonischen Elementartaktik.

(Vgl. oben S. 30 f., 82—90, 100—105.)

Nur Weniges mag hier noch nachträglich zu der Angabe der Commando's und den gründlichen Verhandlungen der pädagogischen Section im Allgemeinen hinzugefügt werden. Was zunächst die Quellen anlangt, so genügt es, auf den zweiten Theil der von mir und Rüstow herausgegebenen „Griechischen Kriegsschriftsteller“, welcher „Die Taktiker“ enthält (Leipzig, Engelmann, 1855. 2 Abtheilungen), ein für allemal zu verweisen. Das Wesentliche daraus ist bereits in unsere „Geschichte des griechischen Kriegswesens“ (Aarau, 1852) S. 105—128 aufgenommen.

Unterdessen ist Herr Dr. Wassmannsdorf, welcher auch über unsere Uebungen in den „Neuen Jahrbüchern für die Turnkunst“ von Kloss, Bd. XI, Heft 5, S. 247—249 kurz referirt hat, daran gegangen, sein der pädagogischen Section gegebenes Versprechen zu erfüllen: er hat ein kurzes handliches Lehrbüchlein für Turnlehrer zur Einführung dieser Uebungen in den Unterricht der Gymnasien geschrieben, welches dieser Tage erscheinen wird Wir zweifeln um so weniger, dass damit der Aufnahme derselben rasch und sicher Bahn ge-

1) Levy, Phönic. Studien II, 40. 37.

brochen werden dürfte, als bereits in ähnlicher Weise, wie vorigen Herbst in Heidelberg, im März d. J. zu Breslau ein ebenfalls gelungener Versuch der Art gemacht worden ist: s. den Vortrag des Dr. Bach in „Bericht über die 5. Versammlung von Turnlehrern u. s. w. zu Breslau den 2. und 3. April. Breslau 1866." S. 5 ff. Wenn Sachverständige, wie in Heidelberg Herr Director Rehdantz und in Breslau Herr Professor Haase, für die Einführung dieser Uebungen aus der griechisch-makedonischen Elementartaktik — oder besser gesagt, für die Anwendung der bereits auf unseren Turnplätzen bestehenden Gemeinübungen auf jene Taktik — an den Gymnasien sich so entschieden erklären, so ist damit die Sache eigentlich schon entschieden, und es erscheint daher ganz unnütz, noch ein Wort zu ihrer Empfehlung hier anzubringen oder jene höchst einfachen Elementarübungen selbst, welche hoffentlich in nicht zu ferner Zeit jedem Gymnasiasten und — Gymnasiallehrer geläufig sein werden, noch weiter zu erläutern. Statt dessen dürfte es vielleicht nicht ohne Interesse sein, hier die Dispositionen folgen zu lassen, nach denen in Heidelberg die Kämpfe bei Thermopylae und die Schlacht bei Kunaxa aufgeführt wurden, indem wir die einschlagenden Textesworte aus Herodot und Xenophon, wie sie an die Anwesenden auf gedruckten Blättern zur Controle vertheilt wurden, mit den Commando's zusammenstellen, welche zur Ausführung der beschriebenen Manoeuvres nothwendig sind.

ΤΑ ΕΝ ΠΥΛΑΙΣ.

ΗΡΟΔΟΤΟΣ. Λακεδαιμόνιοι δὲ ἐμάχοντο ἀξίως λόγου, ἄλλα τε ἀποδεικνύμενοι ἐν οὐκ ἐπισταμένοισι μάχεσθαι ἐξεπιστάμενοι καί, ὅκως ἐντρέψειαν τὰ νῶτα, ἀλέες φεύγεσκον[1] *δῆθεν, οἱ δὲ βάρβαροι ὀρέοντες φεύγοντας βοῇ τε καὶ πατάγῳ ἐπήισαν, οἱ δ' ἂν καταλαμβανόμενοι ὑπέστρεφον ἀντίοι εἶναι τοῖσι βαρβάροισι, μεταστρεφόμενοι*[2] *δὲ κατέβαλλον πλήθεϊ ἀναριθμήτους τῶν Περσέων.*

1. Disposition zum Manoeuvre der Lakedämonier in den Thermopylen.

Zur Einleitung lässt man den Lochos, um den Engpass zu markiren, mit 4 Mann Front und 16 Mann Tiefe nach folgenden Commando's Stellung nehmen:

ἄγε εἰς τὰ ὅπλα!
ἐπὶ κέρως εἰς τέτταρας πρόαγε!
ἔχου οὕτως!
διάστηθι — στοίχει — ζύγει!
θέσθε τὰ ὅπλα!

1) Die verstellte Flucht wird nach folgenden Commando's ausgeführt:

ἄνω τὰ δόρατα!
ἐπὶ δόρυ μεταβαλοῦ!
δρόμῳ πρόαγε!

2) Die Wendung und der auf dieselbe folgende Angriff erfolgt nach folgenden Commandos:

ἔχου οὕτως!
εἰς ὀρθὸν ἀπόδος!
διάστηθι — στοίχει — ζύγει!
κάθες τὰ δόρατα!
δρόμῳ πρόαγε! (Geschieht diesmal mit „*ἀλαλά!*" oder „*ἐλελεῦ!*")

Endlich wird Stillstand commandirt:

ἔχου οὕτως!
θέσθε τὰ ὅπλα.

Dies Manoeuvre wird mehrmals wiederholt, sein Ende mit *παύσασθε!* angezeigt.

Η ΕΝ ΚΟΥΝΑΞΟΙΣ ΜΑΧΗ.

ΞΕΝΟΦΩΝΤΟΣ ΚΥΡΟΥ ΑΝΑΒΑΣΙΣ. Ā. (VIII, 1.) *Καὶ ἤδη ἦν ἀμφὶ ἀγορὰν πλήθουσαν —, ἡνίκα ἀνὴρ Πέρσης προφαίνεται ἐλαύνων ἱδροῦντι τῷ ἵππῳ καὶ εὐθὺς πᾶσιν ἐβόα, ὅτι βασιλεὺς σὺν στρατεύματι πολλῷ προσέρχεται ὡς εἰς μάχην παρεσκευασμένος.* (2.) *ἔνθα δὴ πολὺς τάραχος ἐγένετο·* — (3.) *Κῦρός τε — πᾶσι παρήγγελλεν ἐξοπλίζεσθαι καὶ καθίστασθαι εἰς τὴν ἑαυτοῦ τάξιν ἕκαστον.*[1]) *ἔνθα δὴ σὺν πολλῇ σπουδῇ καθίσταντο.* — (14.) *Καὶ ἐν τούτῳ τῷ καιρῷ τὸ μὲν βαρβαρικὸν στράτευμα ὁμαλῶς προῄει, τὸ δὲ Ἑλληνικὸν ἔτι ἐν τῷ αὐτῷ μένον συνετάττετο ἐκ τῶν ἔτι προσιόντων.* — (17.) *Καὶ οὐκέτι τρία ἢ τέτταρα στάδια διειχέτην τὼ φάλαγγε ἀπ' ἀλλήλων, ἡνίκα ἐπαιάνιζόν τε οἱ Ἕλληνες καὶ προήρχοντο ἀντίοι ἰέναι τοῖς πολεμίοις.*[2]) (18.) *ὡς δὲ πορευομένων ἐξεκύμαινέ τι τῆς φάλαγγος, τὸ ὑπολειπόμενον ἤρξατο δρόμῳ θεῖν· καὶ ἅμα ἐφθέγξαντο πάντες οἷον τῷ Ἐνυαλίῳ ἐλελίζουσι, καὶ πάντες δὲ ἔθεον.* — [3]) (19.) *πρὶν δὲ τόξευμα ἐξικνεῖσθαι ἐκκλίνουσιν οἱ βάρβαροι καὶ φεύγουσι. καὶ ἐνταῦθα δὴ ἐδίωκον μὲν κατὰ κράτος οἱ Ἕλληνες, ἐβόων δὲ ἀλλήλοις μὴ θεῖν δρόμῳ, ἀλλ' ἐν τάξει ἕπεσθαι.* — (X, 1.) *Βασιλεὺς δὲ καὶ οἱ σὺν αὐτῷ διώκοντες εἰσπίπτουσιν εἰς τὸ Κύρειον στρατόπεδον· καὶ οἱ μὲν μετὰ Ἀριαίου οὐκέτι ἵστανται, ἀλλὰ φεύγουσι διὰ τοῦ αὐτῶν στρατοπέδου εἰς τὸν σταθμόν, ἔνθεν ὥρμηντο· — βασιλεὺς δὲ καὶ οἱ σὺν αὐτῷ — πάντα διαρπάζουσι.*

(5.) *Ἐπεὶ δ' ἤσθοντο οἱ μὲν Ἕλληνες, ὅτι βασιλεὺς σὺν τῷ στρατεύματι ἐν τοῖς σκευοφόροις εἴη, βασιλεὺς δ' αὖ ἤκουσε Τισσαφέρνους, ὅτι οἱ Ἕλληνες νικῷεν τὸ καθ' αὑτοὺς καὶ εἰς τὸ πρόσθεν οἴχονται δι-*

2. Disposition zur Schlacht bei Kunaxa.

Zur Einleitung lässt man den Lochos *κατὰ κέρας*, etwa 2—3 M. neben einander, aber ungeordnet und in losen Distanzen, zum Theil auch ohne Spiess und Schild, heranmarschiren.

Auf die Nachricht von dem Anrücken des Feindes erfolgt

1) der Aufmarsch nach folgenden Commando's:

ἄγε εἰς τὰ ὅπλα!
ἐπ' ἀσπίδα εἰς φάλαγγα πάραγε!
(Auf dieses Commando nimmt der Lochos seine Normalstellung im Quadrat mit 8 M. Front und 8 M. Tiefe ein.)
τὸ μῆκος κατὰ τόπον διπλασίαζε!
τὸ μῆκος κατ' ἀριθμὸν διπλασίαζε!
(Nach diesen zwei Commando's bildet der Lochos eine Schlachtlinie von 16 M. Front und 4 M. Tiefe.)
διάστηθι — στοίχει — ζύγει!

2) der Vormarsch unter Gesang des Paean nach folgenden Commando's:

ἄνω τὰ δόρατα!
παιανίζων πρόαγε!

3) An diesen schliesst sich der erste Angriff nach folgenden Commando's:

ἔχου οὕτως!
κάθες τὰ δόρατα!
δρόμῳ πρόαγε!

Der Lochos geht mit gefälltem Spiesse unter dem Rufe *ἀλαλά* oder *ἐλελεῦ* in raschem Sturmschritt vor, bis das folgende Commando Halt gebietet:

ἔχου οὕτως!

ὠκοντες, ἐνταῦθα δὴ βασιλεὺς μὲν ἀθροίζει τε τοὺς ἑαυτοῦ καὶ συντάττεται, ὁ δὲ Κλέαρχος ἐβουλεύετο Πρόξενον καλέσας,[4]) εἰ πέμποιέν τινας ἢ πάντες ἴοιεν ἐπὶ τὸ στρατόπεδον ἀρήξοντες. (6.) ἐν τούτῳ καὶ βασιλεὺς δῆλος ἦν προσιὼν ὡς ἐδόκει ὄπισθεν. καὶ οἱ μὲν Ἕλληνες στραφέντες παρεσκευάζοντο ὡς ταύτῃ προσιόντος καὶ δεξόμενοι,[5]) ὁ δὲ βασιλεὺς ταύτῃ μὲν οὐκ ἦγεν, ἦ δὲ παρῆλθεν ἔξω τοῦ εὐωνύμου κέρατος, ταύτῃ καὶ ἀπῆγεν.[6]) — (9.) ἐπεὶ δ' ἦσαν κατὰ τὸ εὐώνυμον τῶν Ἑλλήνων κέρας, ἔδεισαν οἱ Ἕλληνες, μὴ προσάγοιεν πρὸς τὸ κέρας καὶ περιπτύξαντες ἀμφοτέρωθεν αὐτοὺς κατακόψειαν· καὶ ἐδόκει αὐτοῖς ἀναπτύσσειν τὸ κέρας καὶ ποιήσασθαι ὄπισθεν τὸν ποταμόν.[6]) (10.) ἐν ᾧ δὲ ταῦτα ἐβουλεύοντο καὶ δὴ βασιλεὺς παραμειψάμενος εἰς τὸ αὐτὸ σχῆμα κατέστησεν ἀντίαν τὴν φάλαγγα, ὥσπερ τὸ πρῶτον μαχούμενος συνήει.[7]) ὡς δὲ εἶδον οἱ Ἕλληνες ἐγγύς τε

4) Die längere Pause wird durch nachstehende Commando's angeordnet:

ἄνω τὰ δόρατα!
θέσθε τὰ ὅπλα!
ἀναπαύσασθε!

Auf das letzte Commando tritt der Lochos in lose Distanzen auseinander, bleibt aber doch mit den Waffen in seiner bisherigen Frontstellung.

5) Als die Meldung kommt, der Feind erscheine im Rücken, so wird die vollständige Frontveränderung (zweite Stellung) des Lochos nach folgenden Commando's vollzogen:

σῖγα καὶ πρόσεχε τῷ παραγγέλματι!
ἄνω τὰ δόρατα!
διάστηθι — στοίχει — ζύγει!
τὸν Λάκωνα κατὰ στίχους ἐξέλισσε!
διάστηθι — στοίχει — ζύγει!
τὸν Κρητικὸν (oder *τὸν χόριον*) *κατὰ ζυγὰ ἐξέλισσε!*
διάστηθι — στοίχει — ζύγει!
πρόαγε!
ἔχου οὕτως!
θέσθε τὰ ὅπλα!

6) Da aber der Feind seine bisherige Marschlinie aufgiebt, nach Links ausbiegt und dergestalt die rechte Flanke des Lochos zu bedrohen scheint, so wird nach folgenden Commando's die dritte Stellung, mit dem Rücken nach dem Flusse zu, eingenommen:

ἄνω τὰ δόρατα!
ἐπὶ δόρυ ἐπίστρεφε!
διάστηθι — στοίχει — ζύγει!

7) Da jedoch der Feind in einem Bogen um die Schlachtlinie des Lochos herum in seine erste Frontstellung zurückmarschirt, so muss auch der Lochos als vierte Stellung seine ursprüngliche Aufstellung, den rechten Flügel an den Fluss gelehnt, wieder einnehmen. Dies geschieht auf folgende Commando's:

ἐπὶ δόρυ ἐπίστρεφε!
ἐπὶ δόρυ κλῖνον!
πρόαγε!

(Auf dieses Commando marschirt der Lochos im Flankenmarsch bis zu der Linie, welche als Fluss markirt ist.)

ἔχου οὕτως!
εἰς ὀρθὸν ἀπόδος!
διάστηθι — στοίχει — ζύγει!

ὄντας καὶ παρατεταγμένους, αὖθις παιανίσαντες ἐπῆσαν πολὺ ἔτι προθυμότερον ἢ τὸ πρόσθεν.[8]) (11.) οἱ δ' αὖ βάρβαροι οὐκ ἐδέχοντο, ἀλλ' ἐκ πλείονος ἢ τὸ πρόσθεν ἔφευγον· οἱ δ' ἐπεδίωκον μέχρι κώμης τινός· ἐνταῦθα δ' ἔστησαν οἱ Ἕλληνες — (16.) καὶ θέμενοι τα ὅπλα ἀνεπαύοντο.[9])

8) Da unterdessen der Feind gegenüber in seine erste Stellung, den linken Flügel an den Fluss gelehnt, wieder eingerückt ist, so erfolgt jetzt ganz in derselben Weise, wie nach 2) und 3) das erste Mal, der zweite Angriff:

παιανίζων πρόαγε!
ἔχου οὕτως!
κάθες τὰ δόρατα!
δρόμῳ πρόαγε!

9) Nachdem dieser Angriff nach Belieben auf eine längere oder kürzere Strecke ausgeführt worden ist, wird auf gleiche Weise wie oben mit nachstehenden Commando's die zweite Pause angeordnet:

ἔχου οὕτως!
ἄνω τὰ δόρατα!
θέσθε τὰ ὅπλα!
ἀναπαύσασθε!

Auf das letzte Commando tritt der Lochos aus einander und stellt die Waffen zusammen.

Zum Schluss kann man dann noch den Rückmarsch nach dem supponirten Lager in Colonne mittelst nachstehender Commandos anordnen:

ἄγε εἰς τὰ ὅπλα!

(Auf dieses Commando bewaffnet sich der Lochos und nimmt seine Normalstellung im Quadrat mit 8 M. Front und 8 M. Tiefe ein.)

σῖγα καὶ πρόσεχε τῷ παραγγέλματι!
ἄνω τὰ δόρατα!
διάστηθι! στοίχει! ζύγει!

Dann ist, je nach der Richtung, in welcher der Abmarsch geschehen soll, eventuell eine Schwenkung (ἐπιστροφή) oder ein Contremarsch (ἐξελιγμός) zu commandiren, hierauf aber aus der Normalstellung in die Marschordnung mit folgendem Commando überzugehen:

ἐπὶ κέρως εἰς δύο πρόαγε!

(Auf dieses Commando marschirt die rechte Flügelrotte, 2 M. hoch, ab. Sobald die beiden letzten Nummern 7 und 8 derselben die Front passirt haben, schliesst sich, ebenfalls 2 M. hoch, die 2., an diese die 3. Rotte an u. s. w. Dieser Anschluss kann noch bei jeder auf die 1. folgenden Rotte mit nachstehendem Commando notirt werden:

ἐπὶ κέρως εἰς δύο ἕπου!)

Anmerkung: In zwei Punkten bin ich bei dieser Disposition von dem wirklichen Hergange der Schlacht abgewichen, und zwar einfach aus dem praktischen Grunde, um so viele und so verschiedenartige Commando's als möglich in Anwendung zu bringen. Erstens hat das griechische Heer bei seiner Frontveränderung — s. unter 5) — nur den Contremarsch nach Rotten (ἐξελιγμὸς κατὰ στίχους) gemacht, so dass es nach dessen Ausführung mit seinen Flügeln in der Inversion stand, was mit Sicherheit der Ausdruck ἔξω τοῦ εὐωνύμου κέρατος §. 6 und κατὰ τὸ εὐώνυμον κέρας §. 9 beweist. Zweitens hat das Heer die unter 6) und 7) angeführten Evolutionen gar nicht wirklich ausgeführt, wie aus den Worten Xenophon's unwiderleglich hervorgeht. Als der König Anstalt zu treffen scheint, den in der Inversion stehenden linken — d. h.

jetzt factisch rechten — Flügel zu bedrohen, so beschliessen sie nur — *ἐδόκει αὐτοῖς* —, *ἀναπτύσσειν τὸ κέρας καὶ ποιήσασθαι ὄπισθεν τὸν ποταμόν*, vollzogen aber dieses Manoeuvre nicht, denn während sie noch darüber berathschlagten (*ἐν ᾧ δὲ ταῦτα ἐβουλεύοντο*), zog sich schon der König im Bogen um sie herum und nahm seine ursprüngliche Schlachtordnung wieder ein. Darauf sind denn auch die Griechen lediglich durch denselben Contremarsch nach Rotten wieder in ihre erste Stellung zurückgekehrt.

Statt dieser Wiederholung desselben Manoeuvres habe ich es vorgezogen, auch den Contremarsch nach Gliedern (*ἐξελιγμὸς κατὰ ζυγά*) und sodann Schwenkungen (*ἐπιστροφαί*) und den Reihenmarsch (*παραγωγή*) ausführen zu lassen. —

Als Zugabe zu S. 103 f. lasse ich noch das Embaterion des Tyrtaeos folgen, zunächst, wie es für unsere jungen Leute der bekannten Mozart'schen Melodie angepasst worden war:

Ἄγετ', ὦ Σπάρτας πολιῆται,
κοῦροι πατέρων εὐάνδρων,
λαιᾷ μὲν ἴτυν προβαλέσθαι,
δόρυ δ' εὐτόλμως πάλλειν.

Ἄγετ', ὦ Σπάρτας πολιῆται,
ποτὶ τὰν Ἄρεος κίνασιν
μὴ φειδόμενοι τᾶς ζωᾶς·
ὡς γὰρ πάτριον Σπάρτᾳ.

Sodann aber, wie es für die Melodie des Schiller'schen Reiterliedes eingerichtet werden kann:

Ἄγετ', ὦ Σπάρτας ἔνοπλοι κοῦροι,
ποτὶ τὰν Ἄρεος κίνασιν,
λαιᾷ μὲν ἴτυν περιβαλλόμενοι,
δόρυ δ' εὐτόλμως πάλλοντες,
μὴ φειδόμενοι γλυκερᾶς ζωᾶς·
οὕτω γὰρ ἀεὶ πάτριον Σπάρτᾳ.

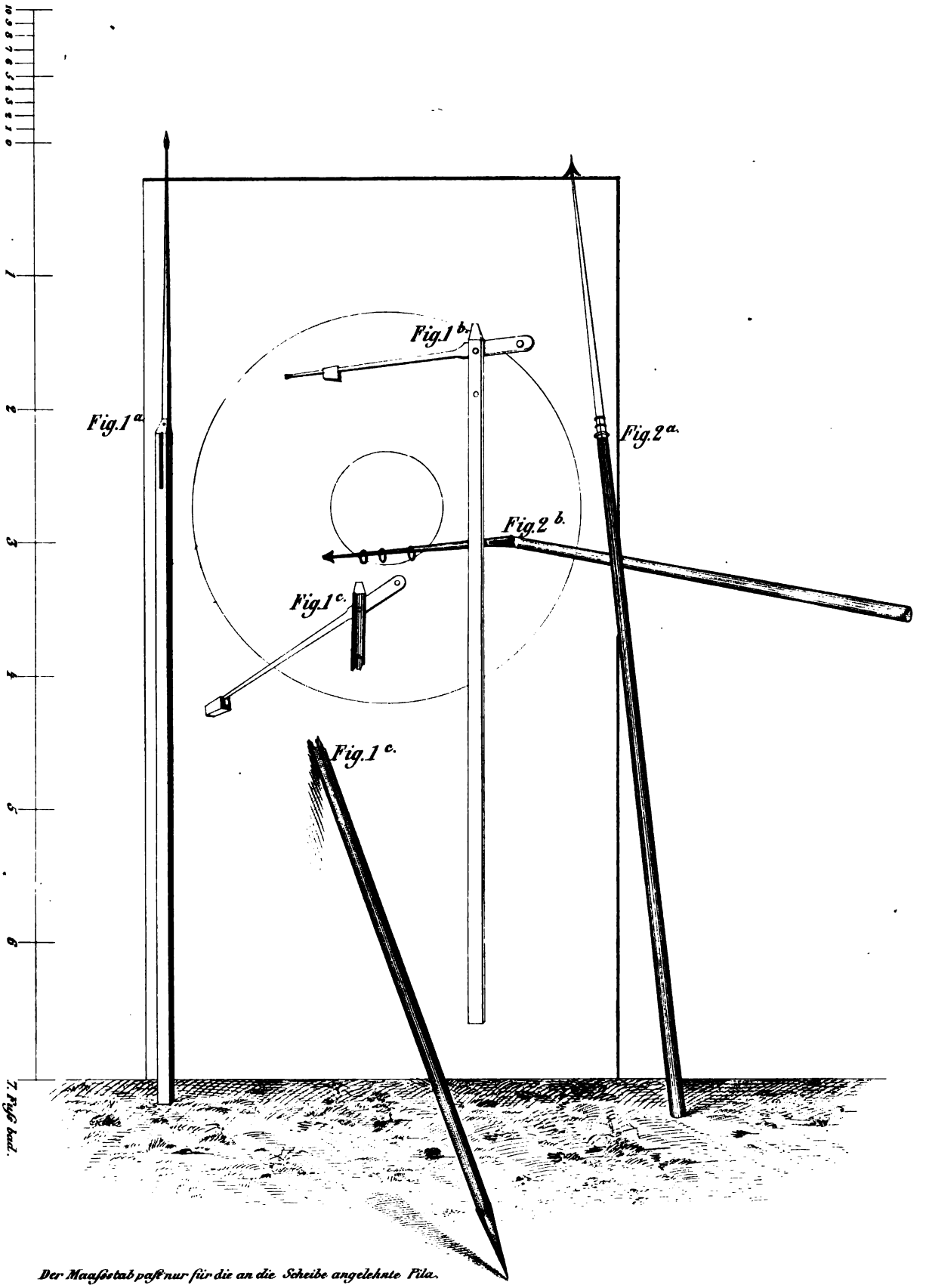
Es ist mir eine gemüthliche Reminiscenz, dass an jenem heissen Nachmittage während einer der Pausen in der Aufführung der Schlacht bei Kunaxa diese Variation mir, so zu sagen, von selbst kam, als ich gerade mit Herrn Director Rehdantz, welcher überhaupt mit ebenso viel Sachkenntniss als Interesse auf diese Uebungen einging, die Einzelheiten der Disposition durchsprach. Natürlich versäumte ich nicht, demselben sofort die neue Improvisation zu beiderseitiger Heiterkeit „vorzubrummen." Möge auch er sich noch dieses Augenblicks mit freundlicher Theilnahme erinnern!

KOECHLY.

XI. Zu den Wurfübungen mit dem römischen Pilum und der hasta amentata.

(S. oben Seite 30 und 150.)

Seitdem der Unterzeichnete in der pädagogischen Section der Augsburger Philologenversammlung seinen Vortrag über das römische Pilum gehalten hat (s. Verhandlungen S. 139—152), sind, wie damals vorausgesagt wurde (s. S. 142), an verschiedenen Orten noch weitere Exemplare dieser weltgeschichtlichen Nationalwaffe gefunden worden. Die interessantesten Funde dieser Art sind diejenigen, welche durch die auf Befehl des Kaisers Napoleon zu Alise St. Reine — dem alten Alesia — angestellten Ausgrabungen entdeckt worden sind: über sie giebt die Schrift „Les armes d'Alise. Notice avec photographies et



Der Maaßstab paßt nur für die an die Scheibe angelehnte Pila.

gravures sur bois par M. Verchère de Reffye. Paris 1864." S. 5—12 die nöthige durch Abbildungen veranschaulichte Auskunft. 'Danach stellt sich immer mehr heraus, was ich ebenfalls bereits bei jener Gelegenheit hervorhob (s. ebenda), dass man bei der Construction des Pilum zwar das Wesentliche (s. ebenda S. 147 f.) überall beibehalten, dagegen in unwesentlichen Dingen — den Länge- und Stärke-Dimensionen von Eisen und Schaft, der Gestalt und Beschaffenheit der Spitze, der Verbindung zwischen Eisen und Schaft — die verschiedenartigsten Variationen theils aus Zufall oder Laune zugelassen, theils aber gewiss auch mit Berechnung vorgenommen hat. In letzterer Beziehung will ich hier nur auf die beiden Hauptsysteme in der Verbindung zwischen Eisen und Schaft aufmerksam machen, welche ebenso bestimmt aus den Beschreibungen der alten Schriftsteller sich ergeben, als sie deutlich in den aufgefundenen Exemplaren sich nachweisen lassen.

Bekanntlich hebt Polybios in der bekannten Schilderung seiner zwei Pila, des schweren und des leichten (VI, 23, 10; vgl, Verhandlungen S. 143) als gemeinsame Eigenthümlichkeit hervor, dass das drei Ellen lange Eisen bis zur Hälfte in den Schaft eingelassen und durch eine Menge von Haften so fest mit dem Holze verbunden werde, dass eher das Eisen breche, als diese Verbindung sich löse. Eine derartige Verbindung, wenn auch nicht auf eine Länge von $1^1/_2$ Ellen ausgedehnt, finden wir nun wirklich bei den Pilen, welche Verchère de Reffye S. 7 f. beschrieben und durch Fig. 6 und 7 erläutert hat: das Eisen läuft am untern Ende in eine 15 Centimètres lange Angel aus, welche in die Mitte des Schaftes eingelassen und einerseits durch einen durchgehenden Pflock, andrerseits durch mehrere um den Schaft herumgelegte Ringe befestigt wurde. Letztere, bald rund bald viereckig, je nach der Gestalt des Schaftes, haben einen innern Durchmesser von 27—32 Millimètres. Es versteht sich übrigens von selbst, dass eine solche möglichst feste Vereinigung von Eisen und Schaft auch auf andere Weise vermittelt werden kann. (Vgl. Verhandlungen S. 144 f.) Jedenfalls aber haben dieser Classe von Pilen die Cäsarischen Pila angehört, deren, mit Ausnahme der Spitze, weich geschmiedete Eisen, in die Schilde der Feinde eingedrungen, sich regelmässig umzubiegen pflegten, so dass sie von den letztern nicht leicht herausgezogen, noch weniger aber sofort zu einem zweiten Wurfe gebraucht werden konnten (Caes. b. G. I, 25. Vgl. Verhandlungen S. 146 f.).

Den eben angegebenen Zweck, dass das Pilum wo möglich im feindlichen Schilde hängen bleibe, jedenfalls aber nicht zu einem neuen Wurfe diene, suchte nun das andere System, welchem das Marianische Pilum angehört, auf entgegengesetztem Wege zu erreichen. (S. ebenda S. 145 f.) Hier wurde nämlich umgekehrt die Verbindung zwischen Eisen und Schaft nur durch einen eisernen Nagel (oben) und durch einen hölzernen Pflock (weiter unten) vermittelt: letzterer zerbrach regelmässig bei'm Wurfe, und das Eisen, nur noch von dem eisernen Nagel festgehalten, schnappte aus dem Einschnitte des Schaftes heraus und bildete mit dem letzteren einen beweglichen Winkel, wodurch jeder unmittelbare Gebrauch der Waffe unmöglich wurde. In dieser Weise sind die Pila mit viereckiger Tülle construirt gewesen, welche ich a. O. S. 142 nach der Uebereinstimmung der Funde (s. ebenda S. 141. Fig. 2 und Verchère de Reffye p. 7. Fig. 8) mit den Reliefs auf 2 Grabmonumenten römischer Soldaten zu Mainz als die ordonnanzmässige Form der Pila in der Kaiserzeit bezeichnet habe. Es ergab sich nämlich bei genauer Untersuchung der Funde und den praktischen Versuchen mit den darnach construirten Modellen als unzweifelhafte Thatsache, dass jene viereckige Tülle nicht mit dem Eisen zusammenhing, sondern nur auf dem viereckig abgeschrägten obern Theile

des Schaftes so weit fest aufsass, um bei'm Tragen des Pilum die Verbindung von Eisen und Schaft zu sichern; bei jedem ordentlichen Wurfe dagegen, der in die Scheibe eindrang, allemal durch die Erschütterung losging und an dem Eisen nach vorwärts flog, während die breite Zunge des letzteren, wenn sie mit der schmalen Kante nach oben zu liegen kam, ebenso regelmässig den Holznagel durchbrach und aus dem Einschnitte des Schaftes herausschlug. S. Tafel I, Figur 1 *a b c*.

Ein Uebelstand freilich, auf welchen Hr. Dr. Wassmannsdorff mich aufmerksam gemacht hat, bei diesen Pila besteht darin, dass die Zunge bei'm Einschlagen der Spitze in die Scheibe keineswegs immer mit ihrer schmalen Kante, sondern ebenso oft mit ihrer breiten Seite nach oben zu liegen kommt, in welchem Falle dann die Verbindung zwischen Eisen und Schaft intact bleibt. Dieser Uebelstand aber konnte leicht dadurch neutralisirt werden, dass man auch diesen Pila weichgeschmiedete Eisen gab, so dass sie nach einem Kernwurfe in jedem Falle unbrauchbar wurden, entweder indem das Eisen selbst sich umbog, oder indem die Verbindung zwischen Eisen und Schaft sich löste.

Ausschliesslich aber auf dieses letztere System sind die Pila berechnet, deren Eisen in eine runde geschlitzte Tülle ausläuft, welche so kurz ist, dass nur ein ganz kleines Stück des oberen Schaftendes hineingeschoben werden kann und daher die Verbindung zwischen Schaft und Eisen eine ausnehmend lockere ist (s. Verhandlungen S. 141. Fig. 1 und Verchère de Reffye p. 6, Fig. 5): um diese bis zum entscheidenden Momente zu sichern, werden um jene runde Tülle und den in sie eingelassenen oberen Theil des Schaftes 2 oder 3 Ringe ohne sonstige Befestigung aufgedrückt, welche dann bei'm Wurfe ebenso wie jene viereckige Tülle sich ablösen und nach vorn fliegen, worauf dann ebenfalls der Schaft herausbricht. S. ebenda Figur 2 *a b*.

Es ist also klar, dass wir überhaupt zwei Systeme zu unterscheiden haben, welche dasselbe Ziel — das Herausziehen des abgeworfenen Pilum aus dem feindlichen Schilde zu erschweren und den sofortigen Wiedergebrauch desselben unmöglich zu machen — auf verschiedene Weise zu erreichen suchten, das eine durch die Construction des Eisens, das andere durch die lockere Verbindung zwischen Eisen und Schaft.

Ueber die auf unserm Turnplatze angewendeten Pila lasse ich nun den Meister, Herrn Dr. Wassmannsdorff, selbst sprechen,*) und bemerke nur, dass es diesem auch gelungen ist, das Geheimniss des *amentum*, welches uns einst (s. Gesch. d. griech. Kriegswesens S. 130 f.) so viele vergebliche Mühe gemacht hat, vollständig wieder zu entdecken. Es ist natürlich ganz unwesentlich, dass Hr. Wassmannsdorff in Ermangelung eines andern Wurfspeeres zu seinen Versuchen mit dem Wurfriemen sich ein Pilum hergerichtet hat. Der Erfolg aber ist ganz unzweifelhaft: ich selbst, der doch in allen solchen Dingen ziemlich ungeschickt ist, habe unter Hrn. Wassmannsdorff's Leitung sofort die höchst einfache Manipulation begriffen und nach kurzer Uebung mit dem geriemten Pilum sicherer und kräftiger geworfen, als mit dem gewöhnlichen. Gewiss aber ist, dass bei leichteren Wurfspeeren das *amentum* erst recht seine Wirksamkeit, namentlich für den Fernwurf, geltend macht.

KOECHLY.

*) Vgl. desselben höchst beachtenswerthen Aufsatz in „Kloss: Neue Jahrbücher für die Turnkunst", Bd. XI, Heft 5, S. 240—247, welcher zuletzt zu dem Schlusse kommt, dass in dem reconstruirten Pilum das allerschönste, unterhaltendste Wurfgeräth auch für das neuere Schulturnen gefunden sei!

Nachbildungen antiker Pila hatten wir für unsere Wurfversuche mit dieser Waffe des Alterthums aus Carlsruhe und aus Mainz erhalten; ihr Hauptunterschied bestand darin, dass die ersteren einen vierkantigen Schaft ohne s. g. Schuh, die letzteren einen runden Schaft mit eisernem Schuh hatten. Da bei unseren praktischen Versuchen es sich bald herausstellte, dass die Köpfe der Pila-Eisen, selbst die ohne Widerhaken, nur mit Zuhilfenahme eines Stemmeisens aus unserer Holzscheibe sich herausnehmen liessen, so feilten wir an einigen Uebungs-Pilen die Köpfe ab und spitzten einfach das Eisen nur zu —: bei kräftigen Würfen bedurfte es selbst bei dieser Abänderung der Pilen-Spitzen oft mehrfacher Hin- und Herdrehungen der Pila, bis diese endlich sich aus der Scheibe gewissermaassen herausschraubten.

Die Carlsruher wie die Mainzer Pila waren von nicht ganz übereinstimmenden Maassen; da die Abweichungen an Grösse, Dicke und Schwere jedoch unbedeutend zu nennen sind, so genügt wohl eine Angabe der Dimensionen je eines Exemplares, um die Verschiedenheit der in Rede stehenden Pila zu kennzeichnen.

Bei einer Länge im Ganzen von 2 m. 1 cm. hatte eines der Carlsruher Pila eine Schaftlänge von 1 m. 36 cm.; jede Seite des quadratischen Schaftes ist 3 cm. breit. Das Pilumeisen ist im Ganzen $79^1/_2$ cm. lang; $14^1/_2$ cm. davon stecken in dem Schafte. Unterhalb des $3^1/_2$ cm. langen Kopfes ist jede Seite des viereckigen Pilumeisens 6 mm., an der auf dem zugeschrägten Schaftende haftenden, beweglichen Zwinge dagegen 1 cm. dick; die konisch zulaufende Zwinge, deren obere Oeffnung genau der Dicke des Pilumeisens entspricht, hat eine Länge von 3 cm. Das in eine Nute des Schaftes eingelassene Pilumeisen ist flach geschmiedet worden, zu einer sog. Zunge, die aber nicht breiter ist als das Pilumeisen selbst; die in den Schaft eingestemmte Nute schliesst ein eingeleimter Holzspahn; 3 Drahtstifte dienen zur Befestigung der Zunge mit dem Holze. Die ganze Waffe wiegt 1 ℔. $28^1/_2$ Loth.

Eines der Mainzer Pila mit sog. Schuh ist genau 2 m. lang; das Pilumeisen, fast $86^1/_2$ cm. lang, hat einen $6^1/_2$ cm. langen Kopf und ist auf eine Länge von $18^1/_2$ cm. an dem unteren Ende zu einer schaftbreiten „Zunge" ausgeschmiedet, die in einem Einschnitt des Schaftes steckt und mit drei Nieten im Holze befestigt ist: die Zunge ist 3 cm. breit, was auch das Maass des Durchmessers für den Obertheil des Schaftes ist, der sich auf einen Durchmesser von $2^1/_2$ cm. am Obertheile des „Schuhes" verjüngt. Unterhalb des Kopfes ist das runde Pilumeisen 7 mm. dick, gegen die Zwinge hin wird es vierkantig und oberhalb der (fast $4^1/_2$ cm. langen) Zwinge ist jede Seite des vierkantigen Pilumeisens 6 mm. breit. Dieses Pilum wiegt fast 2 ℔.

Ein Uebungspilum ohne Kopf, bei dem die bewegliche, bei einem Treffwurfe jedesmal nach vorn auf das Pilumeisen vorgleitende Zwinge fehlt, wo dieses Eisen vielmehr in eine konisch zulaufende, hohle Eisentülle eingelöthet ist und der zugespitzte Schaft einfach (selbst

ohne Niet) in den hohlen Raum der Tülle gesteckt wird, gestaltete ich auf folgende Weise zu einem „*Pilum amentatum*“ um. In einiger Entfernung von dem Schwerpuncte und zwar gegen das Schaftende hin durchbohrte ich den Schaft und befestigte mittelst einer dünnen Mutterschraube eine ($9^1/_2$ cm. lange) Riemenschleife, die vollkommen angespannt ist, wenn bei richtiger Wurfhaltung die Spitze des Zeigefingers, das oberste Glied dieses Fingers, in den Riemen greift; dieses *Pilum amentatum* ist im Ganzen 1 m. $79^1/_2$ cm. lang, das gesammte Eisen hat eine Länge von etwas über $72^1/_2$ cm. (etwas über $12^1/_2$ cm. kommen auf die konische Eisentülle); die Eisenspitze ist oben 4 mm., unten 6 mm. dick, der Schaft hat einen Durchmesser von 3 cm.

Dieses *Pilum amentatum*, das $1^1/_2$ *tt.* schwer ist, kann unbeschadet der Treffsicherheit auch ohne Benutzung des Riemens geworfen werden; auch die Spitze des Mittelfingers kann man zu dem Wurfe verwenden und selbst, zumal bei etwas längerem Riemen, die Spitzen beider Finger in die Riemenschlinge stecken. Bei geschicktem Drucke mit der in dem Riemen steckenden Fingerspitze lässt sich dem Wurfe eine merklich grössere Kraft geben und selbst grössere Sicherheit, ist man etwas darauf eingeübt, das fortfliegende Pilum mit der fortschiebenden Fingerspitze gewissermaassen zu lenken; als Erfahrungssatz in Folge vielfältiger Uebung mit dem Riemenpilum darf ausgesprochen werden: ohne Mehranstrengung lässt sich mit einem *Pilum amentatum* weiter werfen, als mit dem gewöhnlichen Pilum, und von demselben Male aus dringt bei gleichem Kraftaufwande das Riemenpilum tiefer in die Scheibe ein, als das Pilum ohne Riemen.

Unsere Scheibe, einen tragbaren kleinen Bretterzaun von etwa 2 m. Breite und fast gleicher Höhe, überkleideten wir mit einem 1 mm. dicken Eisenbleche; auf dieses hefteten wir, gewissermaassen zur Darstellung einer kleineren Scheibe, ein zweites, etwas dickeres Eisenblech, das unten aufgebogen war und als „Centrum“ für die besten Werfer ein etwa $1^1/_2$ cm. dickes Brettstück von Eichenholz trug: kräftigen Würfen gelang es oft, das Pilum bis in die unterste Holzschicht unserer Scheibe zu treiben.

WASSMANNSDORFF.

XII.

TABULA CENATORIA.

Philologis

doctoribus epulantibus potoribus

uti

edant:

1. *Rectum animi serva(s) cursum* . . . . . Hor. Serm. II, 3, 201.
2. *velut escam vitasses* . . . . . Ibid. 7, 30. 31.
3. *metuens alterius viri corpus radere,* . . . . . Od. III, 24, 22.
   auctor extat;
4. *ne hostes metueret, concilio tirones adhibens* . . . . . Tacit. Hist. 1, 71.
5. çak'udra Yaunâ Çakâ takabarâ, ... Naqschi Rustam L. 28. 29.
   פלני אלמני
6. אשר מראהו כְּעֵץ עֲשַׁר . . . . . 2 Sam. 23, 21.
   extitit suasor,
7. *τοῦ μηδὲν ἀναίνεσθαι* . . . . . 1 Thess. 3, 3.
   ἐν ταῖς θλίψεσι ταύταις,
8. *τῷ κλήρῳ δουλεύοντας* . . . . . Rom. 12, 11.
   ἀναζωπυρουμένους
9. بنسيمة . . . . . Antar. Moall. v. 14.

(Dieser scherzhafte Speisezeddel ernst gemeinter Conjecturen ward bei dem oben S. 31 erwähnten Festmahle den philologischen Theilnehmern von Herrn Kirchenrath Hitzig dargeboten.)

XIII. Die Stellen der alten Schriftsteller zu dem Vortrage des Herrn Prof. von der Launitz.

S. 49—51.

Quintilian. Inst. Orator. lib. XI, 3. 137.

„Est aliquid in amictu, quod ipsum aliquatenus temporum conditione mutatum est. Nam veteribus nulli sinus: perquam breves post illos fuerunt. Itaque etiam gestu necesse est usos esse in principiis eos alio, quorum brachium, sicut Graecorum, veste continebatur. Sed nos de praesentibus loquimur."

Quintilian. ibid. 139—141.

„Ipsam togam rotundam esse et apte caesam velim. Aliter enim multis modis fiet enormis. Pars ejus prior mediis cruribus optime terminatur, posterior eadem portione altius qua cinctura. Sinus decentissimus, si aliquanto supra imam togam fuerit; nunquam certe sit inferior. Ille, qui sub humero dextro ad sinistrum oblique ducitur velut balteus, nec strangulet nec fluat. Pars togae, quae postea imponitur, sit inferior: nam ita et sedet melius et continetur. Subducenda etiam pars aliqua tunicae, ne ad lacertum in actu redeat: tum sinus injiciendus humero, cujus extremam oram rejecisse non dedecet. Operiri autem humerum cum toto jugulo non oportet, alioquin amictus fiet angustus et dignitatem, quae est in latitudine pectoris, perdet. Sinistrum brachium eo usque allevandum est, ut quasi normalem illum angulum faciat. Super quod ora ex toga duplex aequaliter sedeat."

Macrobius. Saturnal. lib. III. cap, XIII. 4.

„Fuit enim (Hortensius) vestitu ad munditiem curioso et, ut bene amictus iret, faciem in speculo quaerebat, ubi se intuens togam corpori sic applicabat, ut rugas non forte, sed industria locatas artifex nodus astringeret, et sinus ex conposito defluens modum lateris ambiret. Is quondam cum incederet elaboratus ad speciem, collegae de iniuriis diem dixit, quod sibi in angustiis obvius offensu fortuito structuram togae destruxerat, et capitale putavit, quod in humero suo locum ruga mutasset."

Tertullian. de pallio 5.

„Prius etiam ad simplicem captatelam eius nullo taedio constat: adeo nec artificem necesse est, qui pridie rugas ab exordio formet et inde deducat in tilias, totumque contracti umbonis figmentum custodibus forcipibus assignet, dehinc diluculo tunica prius cingulo correpta, quam praestabat moderatiorem texuisse, recognito rursus umbone, et si quid exorbitavit, reformato, partem quidem de laevo promittat, ambitum vero eius, ex quo sinus nascitur iam deficientibus tabulis retrahat a scapulis, et exclusa dextera, in laevam adhuc congerat cum alio pari tabulato in terga devoto, atque ita hominem sarcina vestiat.

XIV. Römische Alterthümer aus der Umgegend von Heidelberg und Mannheim.

Der 24. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner dargebracht von Dr. C. B. A. Fickler, Grossh. Prof. und Director des Antiquariums in Mannheim. 2. Aufl. revidirt und erweitert von Karl Christ.

(Zu dem Vortrage des Hrn. Prof. Fickler in der archaeologischen Section. S. 142—145.)

Die einzelnen Funde sind in der Richtung von Süden nach Norden aufgezählt, also mit Beibehaltung der bisherigen Eintheilung. — Die Inschriften sind hier dagegen sämmtlich nach autoptischer Besichtigung derselben mitgetheilt. —

1. Bahnbrücken, Amtsbezirk Bretten.
   a) Arula mit Krönung (grauer Sandstein), gef. 1853 inmitten zahlreicher röm. Substructionen. MERCV || RIO || CESSO || RIN.S || V·S·L·L·M Zeile 4 ist zwischen dem N und S ein Zwischenraum von der Grösse eines Buchstabens; das hineingehörige V ist nicht mehr zu sehen, sodass dasselbe entweder verwittert ist, oder aber ganz vergessen wurde.
   b) Unterer Theil einer weiblichen Figur mit fliegendem Chiton. (*Diana Abnoba?*), gefunden 1854. — Beide Nummern im Antiquarium zu Carlsruhe. — (Fröhner, die Grossh. Sammlung vaterl. Alterthümer zu Carlsruhe. I. Nr. 38[b]; Nr. 51.)

2. Wiesloch, Berghöhe Hessel: Bergmannswerkzeuge. Salbengefässe. Scherben aus *terra sigillata*. Ziegelplatten im Besitze Bronner's aus Wiesloch mit den Inschriften:
   LEG XXII PRPF; sodann AIIG XXII PRI; und Rundstempel mit dem Zeichen des Steinbocks; Umschrift LEG. XXII dHdd. Wahrscheinlich die ganze Substruction der Burg bei Altwiesloch, Gebäudetrümmer. (Wilhelmi, Sinsheimer Jahresbericht I, S. 46—47.)

3. Hockenheim, Amts Schwetzingen; Rheinübergang nach Speier. (Rappenegger in den Bonner Jahrbüchern X, S. 3 ff. und in den Schriften des bad. Alterth.-Vereins II, S. 291 f.)
   a) Arula aus graugelbem Sandstein. Inschrift: VISVCIO || MERCVRIO || SENILIS || MAS S E || V·S·L·L·M. *Masse* ist wohl Name, was wahrscheinlicher ist als wenn man etwa *Massius ex voto* etc. erklärt. In dem Grossh. Antiq. zu Carlsruhe. (Fröhner, Nr. 53 mit theilweise unrichtiger Lesung). — Gefunden 1846 mit den folgenden *b*, *c* und *d* auf einem Wiesengrunde gegen Speier zu.
   b) Oberer Theil einer Ara aus demselben Material: ... || DOMITA || FACVND || IN PRO || ... Jetzt im Grossh. Antiquar. zu Mannheim, Nr. 89 = . . . *Domitia Facundinia pro* . . .
   c) Metallene Votivtafel in der Kunsthalle zu Carlsruhe: DEAE || SIRONAE || CL·MAR IANVS || V. S. L. L. M. — *Sirona* (Dr. J. Becker im Arch. für Frankfurts Geschichte u. Kunst N. F. III. 1865 S. 13. 19) zweifellos eine gallische Heilquellgöttin, daher dürfte angenommen werden, dass unser *Marianus* für seine in den Schwefelquellen des nahen Langenbrücken oder in den Thermen der *Civitas Aurelia aquensis* (Baden) gefundene Genesung diese Gelübdetafel widmete.

d) Ein aus Sandstein gehauener Löwe, die Broncestatuette eines Amor, Münzen von Augustus, Trajan, Constantin I., Licinius, Magnentius, u. A.

e) Ebenfalls zwischen Hockenheim und Speier, und zwar auf dem Insultheimer Hofe (von *insula!*) wurde neuerdings ein Bruchstück eines Täfelchens von schwarzem Marmor mit Inschrift gefunden; in der Carlsruher Kunsthalle aufbewahrt: ...Ɛ || ...IANTIS || ...TFILIVS; Mone, der diese Inschrift in seiner Zeitschrift f. Gesch. d. Ober-Rh. XVI, S. 70 veröffentlicht, schlägt vor zu lesen: . . . E (oder L) || *nostri a* MANTIS || *simae* T. FILIVS.

4. Eichelberg, Burgtrümmer zwischen Odenheim und Hilsbach: Gussboden, Münzen, Scherben der feinsten s. g. samischen Erde. Kopf einer Statuette aus Stein; Steinaltar, auf den 4 Seiten Reliefbilder von Mercur, Hercules, Minerva und Juno — dieser früher nach Hilsbach, dann nach Neckarelz verbracht, wo er noch — und zwar im Kellereigarten — steht. (Vgl. Wilhelmi's Jahresber. I, S. 48.)

5. St. Leon, Amts Wiesloch.
Weihestein aus gelbem Sandstein, bekannt seit 1811. Früher in den Fundamenten der alten Kirche, jetzt in Carlsruhe befindlich. (Fröhner Nr. 55.) Inschrift: MINERVÆ || ET || HERCVLI || L ANTONIVS || MATERNVS > || COH XXIIII VCR — d. h. *Centurio cohortis vicesimae quartae voluntariorum civium romanorum.* Sowohl der Name des Widmers, als die 24. Cohorte freiwilliger römischer Bürger, welcher er angehörte, scheinen auf die früheste Zeit der Römerherrschaft in diesen Gegenden zu deuten. — Sonst fanden sich hier noch Münzen von M. Aurel, Verus u. A.

6. Zwischen Rohrbach und Kirchheim bei Heidelberg, — Gewann 'Steinäcker'. Gelübdestein mit architektonischer Krönung und Basis (Fussgestell einer Säule?) aus rothem Sandstein, schon vor 1600 entdeckt; seit 1763 in Mannheim (Gräff D. Grossh. Antiquar. in M. I. Nr. 13). Inschrift: MERCVRO || TIMONIA || VLETVO; — die letzte Zeile: = *vovit libens et voluntaria*, oder *vovit leta* (= *laeta*) *voluntaria.* An derselben Stelle sind noch römische Substructionen, Ziegeltrümmer und Gefässcherben, — Münzen von ebenda (durch den Finder) in der Sammlung des Alterthums-Vereins in Mannheim.

7. Heidelberg und nächste Umgebung:

a) Südöstlich von der Gasfabrik 1822 in der 'Seelengewann' ausgegraben ein Grabstein aus rothem Sandstein mit 3 Feldern auf der obern Seite; im obersten ein Römer mit Winkelmaass in der Rechten, einen Stab in der Linken haltend; im untersten Felde sein geflügelter, sitzender und die Inschrift im Mittelfelde tragender Genius; dieselbe lautet: DIS·M || VOLCIO MER || CATORI·AN·XXXX || LVTEIA·(?) CARANTĪ || CON·PIEN·POS· — die letzen zwei Zeilen = *Luteia Carantii* (*filia*), *conjux pientissima* (oder aber *conjugi pientissimo*) *posuit.* Statt dem verwitterten LVTEIA kann auch L·VFEIA gelesen werden. — In der Heidelberger Universitätsbibliothek aufbewahrt.

b) Fussgestell aus gelbem Sandstein (wohl vom linken Rheinufer stammend) und in der Mitte zerbrochen, so dass je ein Buchstabe der Zeilen ganz, oder theilweise zerstört ist. Jetzt zu Mannheim (Gräff Nr. 15) IN·(H)·D·D·DEO· || MER(C)VRIO ET·Ro || SME(R)TE DOCCI || APR(I)SSVS ET·AC || CEP(T)VSIIIIIIVI || RIA(V)GVSTAL || V·(S)·L·M· = *In honorem domus divinae Mercurio et Rosmerte*(*ae*) *Docci*(*i*) *Aprissus et Acceptus*, *Seviri Augustales etc.* (Die richtige Lesung der 3. Zeile auch in Steiner

Nr. 921 aus Chassot de Florencourt und Lersch.) Die gallische Gottheit Rosmerta ist nicht selten dem Mercur beigesellt. — Fundstelle unbekannt; irgend ein kurpfälzischer Ort, aus welchem der Stein nach Heidelberg und von da nach Mannheim kam (1763).

c) Fussgestell von rothem Sandstein (aus dem Neckarthal), kam vom Heiligenberg im 16. Jahrhundert nach Handschuchsheim (in die Rathhausmauer), von da 1764 nach Mannheim. (Gräff Nr. 14.) Inschrift: MERCVRIO . . . . || BASEM·CVM (signo) || L·CANDIDIVs (mer) || CATOR·DC . . . || V·S·L·L·M. Die vorletzte Zeile enthält die Worte *Decurio civitatis*, oder *civium*, leider ohne den Namen der Stadt, wo Candidius Rathsherr war; es war wahrscheinlich derjenige der römischen Niederlassung bei Heidelberg, oder aber der *civitas Nemetum*.

d) Weihetafel von feinkörnigem gelben Sandstein (auf dem linken Rheinufer brechend). Seit 1764 in Mannheim; (Gräff Nr. 19.) Inschrift: VISVCIO || AEDEMCMSIGN . || C·CANDIDIVS || CALPVRNIAV. || D·C·C·S·NETMC || C NEMETEC. Gefunden auf dem Heiligenberge 1730; kam von da ebenfalls nach Handschuchsheim (in die Mauer des Pfarrhauses). Da die Ligatur '*et item*' bisher unbeachtet blieb, wurden die Lesungen vorgeschlagen, . . . *Candidius Calpurnianus septingentis sestertiis nummis et mille ducentis* (oder *sexcentis*) *civitas Nemetensis fecit*, oder . . . . *Decurio civium collegii Seniorum et medicus civitatis Nemetum.*

Jetzt lautet die Lesung: *Visucio aedem cum signo C. Candidius Calpurnianus Decurio civium civitatis S. N. et item Decurio civium civitatis Nemetum fecit.* In den Buchstaben *S. N.* läge der Name des römischen Heidelberg. Wie sind sie zu deuten? Ich vermuthe *Septimia* oder *Severiana Nemetensis* und nehme an, dass wohl mit Benutzung schon bestehender Landgüter der Nemeter hier von den Bewohnern des alten Speier eine städtische Niederlassung gegründet oder zu Ehren des Kaisers Septimius benannt worden sei mit Hinzufügung des Namens der Gemeinde, von welcher sie gleichsam Tochterstadt war.

So konnte denn auch der an beiden Orten begüterte Stifter an beiden Orten Stadtverordneter sein. (Dass Visucius nicht den Flussgott Weschnitz bedeute, geht aus andern Widmungen an entfernten Plätzen — Köngen am obern Neckar und Hockenheim, s. o. Nr. 3 — hervor.) Der Cult des *Visucius* stammt wahrscheinlich aus *Visontio* (*Besançon*).

e) Vierseitiger Altar aus rothem Sandstein, oben zu Libationen ausgehöhlt, im Mittelalter an der Fundstätte auf dem Heiligenberg als Weihbrunnkessel gebraucht, kam im 16. Jahrhundert von da auf das Heidelberger Schloss und 1763 nach Mannheim. (Gräff Nr. 87.) Auf den vier Seiten die Reliefbilder Vulkans, Victoria's und Fortuna's, endlich ein Adler unter einem Eichenkranze; in diesem die Inschrift: I·O·M || IVLSECW || DVS·ET·IVLIV || IANVARVS || FRATES || V.S.L.L.M = *Iovi optimo maximo Iul(ius) Secundus et Iuliu(s) Ianuarius* etc. — Der Stein dürfte sowohl nach der ziemlich sorgfältigen Arbeit, als nach dem Namen der Widmenden (Freigelassenen des Julischen Hauses) und nach dem angerufenen Gotte der frühesten Zeit der Römerherrschaft in unsern Gegenden angehören.

f) Arula aus rothem Sandstein, gefunden zu Neuenheim im Mithräum, jetzt in Carlsruhe (Fröhner Nr. 45). Inschrift: IOM || SACRVM || CANDIDVS || QVARTVS || VSLLM = *Jovi optimo maximo sacrum, Candidius Quartus votum solvit libens laetus merito.*

In der Schlussformel gewahrt man zwischen dem S und folgenden L misslungene M-Striche, was aber offenbar nichts als ein Versehen des Steinmetzen ist.

g) Ausser der Arula bei *f*) fand sich in dem Mithräum auch das Bruchstück einer Inschrifts-Arula aus buntem Sandstein = . . . L·SEXT̄ || ONVS·ER || T̄NVSL·L·M = ... *L(ucius) Sextionius Tertinus laetus lubens merito* (Fröhner Nr. 59 liest den letzten Namen unrichtig). — Jetzt in Carlsruhe; ebenso:

Das Mithräum (aus rothem Sandstein) selbst, zuerst beschrieben von Creuzer in besonderer Schrift, dann von Fröhner (S. 5 ff.), schliesslich nach photographischer Aufnahme abgebildet und erklärt von Stark in der Begrüssungsschrift zur 24. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner (Zwei Mithräen der Grossh. Alterthümersammlung in Carlsruhe, veröffentlicht von Dr. K. B. Stark, Prof. an d. Univ. Heidelberg, mit 2 lithogr. Tafeln, S. 3 und S. 8 ff.). Ein ganz in der Nähe, bei Bildhauer Frei in Neuenheim, gefundenes Flachbild ist durch den Zufall späterer Entdeckung den Sammlungen der Universität Heidelberg verblieben, nämlich die Darstellung des Gottes, wie er neben einem von der Schlange begleiteten Löwen dahinsprengt (Stark S. 4. S. 27).

Die zum Mithräum gehörigen Architekturstücke, Säulenschäfte, von Bändern durchkreuzt, mit Verzierung von Trauben und Vögeln, ein spätrömisches Capitäl mit weiblichen Büsten über den Acanthusblättern u. s. f. s. Stark S. 26 ff. und Fröhner Nr. 17—22. Ausserdem fanden sich an Nebenfunden in dem Mithräum: Lampen von Erz und Thon, deren eine den viergeflügelten löwenköpfigen Gott zeigt, eine Grosserzmünze von M. Aurel (Trib. pot. XXIII. Cos III), eine Silbermünze der jüngern Faustina u. A. (Schon einige Jahre vor Entdeckung dieser Trümmer einer Mithraskapelle wurde beim Landstrassenbau bei diesem Platz ein Silberdenar des Trajan gefunden.) — Ferner wurden Gefässe mit den Töpfernamen SADIO, (welches auch *Sadi officina* bedeuten kann) und ebenso MEE, CVSIVS; SATTO FECIT mit dem Mithräum ausgegraben, das mit allen seinen Nebenfunden anno 1838 in Neuenheim bei Errichtung eines Hauses im Winkel der Bergstrasse gefunden wurde.

h) Gegenüber der Bergheimer Mühle im Neuenheimer Felde in der Nähe des alten römischen Neckarübergangs wurde 1834 ein Inschriftstein ausgegraben, der mit dem Mithräum in die Heidelberger Bibliothek, und von da nach Carlsruhe kam, dort aber verschollen ist, weswegen namentlich das Ende der Inschrift nicht mehr geprüft werden kann; sie lautet nach Steiner — der Creuzers Lesung für unrichtig erklärt (*cod. inscript.* Nr. 925) — . . . . COH. II AVG. || CIREN. EQ. || TVR. ACVT. ET. RES || TITVT. VAL. P. P. CT — Die beiden letzten Zeilen bedeuten hiernach: *turma Acuti et restituta valetudine pecunia (sua) ponendum curavit.* — Diese Reiterei aus Cyrenaica — auch durch die Cohortenbezeichnung auffallend — ist sonst in unserer Gegend unbekannt, ebenso die Zeit, in welcher eine Abtheilung derselben am untern Neckar Quartiere hatte.

i) Unterhalb der Bergheimer Mühle, dem einzigen Ueberrest des im Mittelalter eingegangenen Dorfes Bergheim, ist in einem Gemäuer, das der Kirchhof dieses Dorfes gewesen sein soll, ein Bruchstück eines römischen Grabsteines eingemauert mit der Inschrift: LDIOM · · · · || O ANNORVM || LXPATERNVS FILIVS || PONENDVM CVRA · · · = (*Dis manibus*) L. DIOM . . . O (?) *Annorum* LX, *Paternus filius ponendum curavit.* (Diese Inschrift wurde bisher noch nicht veröffentlicht.)

k) Kleines Flachbild der Minerva in einer Nische stehend, nicht ohne gewisse Zierlichkeit. In der archäologischen Sammlung der Universität, ohne Angabe des Fundorts.

An sonstigen kleineren Anticaglien hat Heidelbergs Umgegend nicht den Ueberfluss, auf den sich aus den Inschriftsteinen schliessen liesse. Aufkäufe von Nichteinheimischen, vielleicht auch der Verlust einheimischer Sammlungen in den Zerstörungen des 17. Jahrhunderts mögen das Ihrige dazu beigetragen haben. Vieles, namentlich Münzen sind in Heidelberger Sammlungen zerstreut. — Münzen von Hadrian und als Geschenk des Finders eine ganze Reihe Münzen von Antoninus Pius bis auf Constantinus sind im Besitze des Alterthums-Vereins zu Mannheim; dieselben stammen aus Neuenheim, einem der ergiebigsten Fundorte.

Im Neuenheimer Felde nämlich ziehen sich die Fundamente der römischen Niederlassung weit auf dem rechten Neckarufer hinunter unter der Oberfläche fort, parallel mit denen des alten römischen Bergheim, das längs des linken Ufers lag. Grosse Mengen Scherben von Töpfereien aller Art aus *terra sigillata* wie aus gewöhnlicherem Stoffe liegen auf den Feldern zerstreut. Auch andere Alterthümer, wie Gräber mit Lampen und anderm Zubehör, werden fortwährend daselbst gefunden; so besonders Massen von Münzen, die leider meist wieder verschleudert werden; eine Goldmünze von daher erwähnt schon Zeiller-Merian, *topogr. Palat. Rheni* (1645) S. 47; eine andere Goldmünze des Domitian, die in den Gärten über der Heidelberger Brücke gefunden wurde, ist in der Münzsammlung der Heidelberger Universität.

Eine Erzmünze des Claudius mit griechischer Schrift wurde 1786 bei Erbauung der Heidelberger Brücke gefunden (S. Wilhelmi's Sinsheimer Berichte VIII, S. 86). — Viele Münzen des Constantin u. a. fand Herr Wagner, der Besitzer der Molkenkur, bei Nachgrabungen an diesem Platze, wo, auf dem sog. kleinen Geisberge, das ältere Heidelberger Schloss auf den Trümmern einer römischen Befestigung stand. Hierdurch sowie durch das Castell auf dem gegenüberliegenden 'heiligen Berge' war das Neckarthal abgeschlossen.

Dass auf letzterem Berge ebenfalls römische Befestigungen waren, bezeugen die auf seinem hintern, höhern Gipfel in der ehemaligen Stephanskirche gefundenen drei Inschriftsteine (Nr. 7, *c*, *d*, *e*). (Doch war auch der vordere, gegen Heidelberg zu gelegene Gipfel des Heiligenberges von den Römern besetzt, was schon aus dem noch bestehenden Namen der daselbst befindlichen Ruine 'Michelskirche' hervorgehen dürfte, bei welcher eine alte Cisterne das 'Heidenloch' genannt wird. Michelskirchen wurden aber im Mittelalter in der Regel an Stellen von Mercurtempeln errichtet, und auf einen solchen weisen ja zwei der erwähnten Inschriften hin.) — In den Weinbergen am Fusse des genannten Heiligenberges zu Neuenheim wurden um 1600 verschiedene römische Denksteine und Altäre mit und ohne Inschrift und darunter auch ein Standbild des Mercur gefunden, das aufs Heidelberger Schloss verbracht wurde — s. Freher in der zweiten Auflage seiner orig. Palat. von 1613, Cap. VII. (ebenso in den folgenden Auflagen). Dieses Standbild kam nach Mannheim und kann kein anderes sein als das im dortigen Antiquarium sub Nr. 12 (S. Gräff) stehende, wo Mercur aus rothem Sandstein mit Stab und Beutel erscheint. Weiter kam ein Glasgeschirr 1783 aus Neuenheim ins Mannheimer Antiquarium (Gräff II, S. 44), und zugleich ein Teller mit dem Töpfernamen '*Ioccinus*' (Gräff II, S. 42), der aber jetzt im Besitze des Mannheimer Alterthums-Vereins ist. Andere Töpfernamen von daher wurden schon oben beim Mithräum erwähnt. Ausserdem fanden sich in den Neuenheimer Feldern auf Gefässen verschiedene andere Stempel, wie LVTEVSF und die undeutlicheren OFVII (?) und OFIMC, wobei bloss das *of* = *officina* erklärbar sein dürfte, sowie mehrere ganz unleserliche. Dieselben befinden sich im Besitze des Finders zu Heidelberg (Christ), sowie auch die folgenden Fundstücke, die sich in den Fundamenten eines mit *hypocaustum* und gemalten Wänden versehenen römischen Gebäudes

vorfanden, das der Bergheimer Mühle gegenüber, in der Nähe des Fundorts des oben, unter 7, *h* erwähnten Cohortensteins der Cirenenser ausgegraben ward. Es sind diess ausser einer steineren abgeschlagenen Hand, einem broncenen Opferlöffel, einer in den Fussboden des Gebäudes eingekneteten Kupfermünze Vespasians (wodurch also die Gründung dieses Gebäudes mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit in das erste Jahrhundert unserer Zeitrechnung fällt) und ähnlichem, besonders Massen von Ziegelplatten mit folgenden Stempeln: LEGXIIII; LEGXXIR (= *legio XXI rapax*); LEGXXIIPPF (= *primigenia, pia, fidelis*), sodann in zwei Zeilen: LECXXIIP·P·F | VALPRIMVSF (= *Valerius Primus fecit*) und LEGXXPRPF | CAESECVNb (= *Caesius? Secundus*) — hier ist also der Töpfername gleich beigefügt. — [Zum Vergleich und zur gegenseitigen Ergänzung mögen einige Odenwälder Ziegelschriften dienen: Fast derselbe Stempel wie der letztere befindet sich nämlich im Grossh. Antiq. zu Karlsruhe, er lautet: LEGXXIIPPF || CA·SECVNF, bei welchem das Ende des ersten Namens der zweiten Zeile ebenfalls undeutlich ist, wesshalb es zweifelhaft ist, ob bei einem andern, dessen zweite Zeile CCSECVNF lautet, derselbe Vorname gemeint ist. Noch einige an demselben Orte aufbewahrte Stempel zeigen in zweiter Reihe undeutlich CAVVF (?) und L·CA.SEVF. Wahrscheinlich ist bei diesem letzteren ein E zu ergänzen und etwa *Lucius* CAESEV(s) *Fecit* zu lesen (nicht aber an einen Beinamen *Severiana* zu denken). Ganz derselbe Ziegelstempel wie der eben erwähnte (also LEG·XXIIP·P·F || L·CA.SEVF, bei welchem Exemplare wieder derselbe Buchstabe zerstört ist), befindet sich nebst andern, bloss die erste Zeile enthaltenden im Alterthums-Verein zu Mannheim. Diese, sowie die erwähnten Carlsruher Stempel sind Geschenke des Alterthums-Vereins zu Buchen und stammen aus Schlossau und Osterburken. Das Vorkommen desselben Stempels an verschiedenen entlegenen Orten dürfte auf eine gemeinsame Töpferfabrik schliessen lassen. — (Mone in seiner Zeitschrift XVII, S. 386, wo er die in Carlsruhe befindlichen Schlossauer Stempel erwähnt, erklärt die zweite Zeile: *cohors secunda fecit*; aus dem Obigen dürfte indess sicher hervorgehen, dass dieselbe bloss Töpfernamen enthält, gerade wie die erwähnten Neuenheimer Ziegelschriften.)]

Weiter waren zu dem genannten Gebäude Ziegelplatten und zwar in grosser Anzahl verwandt, worauf der Stempel COHXXIIII. Es ist dies eine Cohorte der Freiwilligen, die wir schon bei St. Leon (Nr. 5) hatten (bis jetzt sind 32 solcher Cohorten römischer Bürger bekannt). Endlich fanden sich an genannter Stelle bei Neuenheim auch viele undeutliche Stempel anderer Art; Alles im erwähnten Besitze.

Schliesslich bleibt noch eine zwischen Wieblingen und dem Gränshofe (urkundlicher Ort Granenesheim) gefundene Goldmünze des Nero zu erwähnen, die im Besitze von Herrn Anwalt Mays zu Heidelberg ist.

8. Handschuchsheim: Zierliches Salbengefäss aus Thon, im Mannheimer Alterthums-Verein — als bis jetzt einzig bekannte und mittelbare Erwerbung von daher zweifelhaft.
9. Dossenheim. Eine Urne mit Palmettenverzierung; Münzen von Antoninus Pius und mehrere Constantins in gleichem Besitz. Eine in einem Brunnen gefundene Brunnenlarve befindet sich in der Sammlung des Herrn Fabrikanten Metz in Heidelberg.
10. Schriesheim. In 84′ langem und 60′ breitem, 2′ dickem Mauerwerk ein vollständig erhaltenes Columbarium, 1766 im Felde mit den dazu gehörigen Aschenkrügen, Fussboden aus Gussmörtel, Münzen aus der Zeit der Antonine, Beil, Säule zu einem Tische u. A. ausgegraben. Der Fund ist zerstreut, die Urnen theilweise im Antiquarium zu Mannheim; die Grundmauern lies Karl Theodor von der Pfalz wieder mit Erde bedecken und mit einer noch vorhandenen Denksäule versehen. (Vergl. Schöpflin in *Act. Acad. Pal.* II. S. 107 ff.)

11. Rosenhof bei Ladenburg: Grundmauern eines römischen Landhauses mit Heizboden, gemauerten Canälen für Luft- und Wasserleitung, die zur Vermuthung eines römischen Bades führten, in welchem man selbst das trockene Schwitzbad, das Dampfbad und das warme Wasserbad genau erkennen wollte. Dabei Töpferscherben, Ziegel u. A. (Vgl. Häffelin in Act. Palat. III, S. 213.) Gleichfalls 1766 ausgegraben und von Karl Theodor mit einem Ueberbau versehen. In den Kriegen um 1800 wurde aber alles wieder von Grund aus zerstört.
12. Ladenburg und nächste Umgebung, bes. der Feldbezirk, 'Lustgarten' (bisch. Wormsische Gartenanlagen): Starke Grundmauern von behauenen Quadern; der ganze Bezirk, „Rom" genannt, soll römischer Bebauung den Namen verdanken, die zahlreichen Ziegelscherben daselbst werden einer römischen Ziegelei zugeschrieben. Münzen von Domitian, Nerva, Trajan, Hadrian, M. Aurel, Verus, Claudius Magnentius, 56 von Rappenegger beschriebene Stücke (Schriften des bad. Alterthums-Vereins II, S. 293 ff.), in der Grossh. Münzsammlung in Carlsruhe; eine grosse Anzahl von ihm selbst gesammelter Kupfermünzen in der Alterthümer-Sammlung ebenda. Dr. Alt besitzt eine vollständige Münzreihe aller römischer Kaiser seit Caesar, in Ladenburg von ihm gesammelt. Terracotten in grosser Menge von *terra sigillata* mit Darstellungen aus dem Gebiete der Jagd, scenischer und gymnischer Spiele, der Gottesverehrung u. A., theils im Besitze dortiger Sammler, theils in den Mannheimer und Carlsruher Sammlungen, theils zerstreut. Töpfernamen *Florentinus*, *Bitunus* und *Priscus*. Kleine Götterbilder aus Bronce und Thon, Ringstein, Amor und Psyche vorstellend u. a. — Beim Umbau der Galluskirche 1865 Agraffen, Armbänder, Bronce- und Eisengeräthe — zu Carlsruhe.

An grösseren Bildwerken (zumeist aus rothem Sandstein) ohne Schrift: [Ein Mithrasbild von da stammt wahrscheinlich aus Mannheim (Vergl. 20, *a*).] — Ein Hochbild Mercur's, jetzt in Carlsruhe (Fröhner Nr. 36[b]). Ein über einen Flussgott setzender Reiter (aus bräunlichem Sandstein), gef. 1866, jetzt in der Sammlung des Alterthums-Vereins in Mannheim. (Ebenda auch ein Säulenstück mit Laubgewinde.) — Ein Altar mit den Standbildern von Mercur, Minerva, Hercules und Juno, gefunden 1830, aufbewahrt in der Heidelberger Bibliothek.

An Inschriftsteinen:

a) Arula des *Quintius Ursus*, mit der Inschrift I·O·M || QVĨNTIVS || VRSVS || V·S·L·M; ebenfalls in der Heidelberger Bibliothek; und zu gleicher Zeit mit dem vorigen gefunden

b) Sepulcralstein, weissgrauer Sandstein, gef. 1845 gegenüber von Ladenburg, bei Neckarhausen. (Fröhner Nr. 68.) = DM || PARIDI VIK || EVTYCHAS || DISP BENE || MERENTI || FC = *dis manibus*, *Paridi vicario*, *Eutychas dispensator*, *bene merenti* [*i. e. Paridi*] *faciendum curavit.* — Der Endbuchstabe der zweiten Zeile ist ganz deutlich = K und kann nur ein K sein, was als griechischer Buchstabe nicht auffallend ist, da die Inschrift ja auch ein griechisches Y, und griechische Namen enthält. — Richtig werden sowohl der Kriegszahlmeister (Dispensator) Eutychas, als sein Amtsgehilfe (Vicarius) Paris als Sclaven oder Freigelassene erkannt.

c) Widmungsstein aus gelblichem Sandstein, gef. 1848, nach Carlsruhe gebracht 1858 (Fröhner Nr. 60[b]): . . P·CA . . || L· SEPTI . . . || SEVER . || PERTI . . . . || AVC . . . || CIVIT . . || VLP · S . . = *Imperatori Caesari Lucio Septimio Severo Pertinaci Augusto civitas Ulpia sacravit;* oder *Ulpia sua.* Der Stein zeigt an, dass die römische Nieder-

lassung zur Zeit Trajans den Namen *Ulpia* angenommen hatte. Zur Zeit des Ausonius hat sie wieder den celtischen Namen *Lupodunum* (vorausgesetzt, dass nicht Lupfen beim obern Neckar damit von Ausonius gemeint ist). — Die letzte Zeile kann nicht als Formel erklärt werden, weil bloss nach dem P ein Punkt steht.

d) Kleine sitzende Figur aus rothem Sandstein, 1859 in derselben Gegend wie *c*) nämlich im Bezirk 'Lustgarten' gefunden. Die bis jetzt noch nicht veröffentlichte unleserliche Inschrift dürfte lauten: GN — ƎVS || ME — Ð || SECVNDINVS . . . || ᵒRVS . . = *Gneus Medo Secundinus . . . orus* (?). Die beiden ersten Zeilen stehen zu beiden Seiten der Figur wie angedeutet. — Im Carlsruher Antiq. aufbewahrt.

e) Der Widmungsstein aus Bergsträsser Granit mit der Inschrift: IN . . . || IVNONI·R . . . || MINERVAE . . . || BVSQVE IMM . . . || SALVTE ET IN . . . || DD·NOSTRO . . . || MAXIMIAN . . . || AVGVSTORV . . . || ET MAXIMIA . . . || CIVITAS·MOC . . . || . . CVR·ELI CLAV . . . || . . . C·S·IAL· . . . Dies Bruchstück dürfte etwa so zu ergänzen sein: IN *honorem domus divinae, Iovi o. m. et* IVNONI *Reginae,* MINERVAE, *dis dea*BVS QVE IMM*ortalibus, pro* SALVTE ET IN*columitate* DD· (= *dominorum*) NOSTRO*rum Diocletiani et* MAXIMIAN*i invictorum* AVGVSTORV*m, Constantii* ET MAXIMIA*ni caesarum* CIVITAS MOG*ontiacensis* CVR*a* ELI*i* CLAV*dii* (?) — Schon die vorletzte Zeile ist arg zerstört, und so überall missdeutet; — aus den wenigen noch vorhandenen Buchstabenresten der letzten ist aber gar kein Sinn heraus zu bringen; für ein O (sodass man eine Consulatsangabe vermuthen könnte) kann der noch vorhandene obere C-Bogen nicht genommen werden. Der Stein ist zwar von Ladenburg 1763 in die Sammlung von Mannheim gekommen (Gräff Nr. 86), ist aber nicht jener Stadt, oder gar einer Neckarstadt Mocum = Mannheim (!!) zuzuschreiben, sondern bezieht sich offenbar auf Mainz, woher er höchst wahrscheinlich durch den Wormser Bischof Johann von Dalberg (1482—1503), einen gelehrten Sammler, in seine Residenz Ladenburg kam. Der Annahme, dass das Stadtgebiet von Mainz sich so weit nach Süden erstreckt habe, steht schon die mittelalterliche Bisthums-Eintheilung entgegen, die sicher auf der Grundlage römischer Bezirkseintheilung beruhte. (Vergl. hierüber auch Steiner Nr. 384 und Commentar über *civitates.*)

13. Weinheim, die Nordgrenze unseres Bezirks, zeigte ausser 10 Fuss unter dem Torfboden liegenden eisernen Ackergeräthen, vielleicht vorrömischen Zeitalters, römische Gebäudetrümmer, die Grundmauern eines mit Heizvorrichtungen versehenen Wohngebäudes, darin Ziegel der XXII Legion, Münzen, Töpfergeschirr mit den Namen *Firullus, Albinus, Vacu F* und *Ritu F,* Bruchstücke von Schalen mit Bildwerken, Geräthe, Waffen von Eisen und Erz. Der Aufbewahrungsort der Fundstücke ist nicht angegeben. (Wilhelmi, Sinsh. Berichte VI, S. 34 ff.)

14. Wallstadt (Walahastat im achten Jahrh.), reicher Fundort vorromanischer, römischer und germanischer Anticaglien, zahlreicher Gräberfunde. Aus römischer Zeit Münzen, u. A.: Octavian Augustus in Gr. Bronce, Silbermünzen der Julia Domna, Goldmünze des Magnentius. In celtoromanischen Gräbern Schnallen und Spangen von zierlicher Arbeit, Töpferwaaren aus *terra sigillata* (Stempel VIDVCVS), u. A. ein Schüsselchen, in welches der Besitzer in zierlicher Schrift seinen Namen VIINIIRIA = *Veneria* eingeritzt hatte; Urnen. Hausrath, Haarnadeln, Ringe, Würfel u. s. w. — Die meisten Fundstücke sind in der Samm-

lung des Alterthums-Vereins in Mannheim. (Vergl. übrigens über diesen, sowie die vier folgenden Orte Wilhelmi VII, S. 24—29.)

15. Strassenheimer Hof bei Wallstadt (der Name von der uralten Heerstrasse zwischen Lupodunum und Borbetomagus, *civitas Vangionum*): in celtoromanischem Grabe ein Schwert und Messer von Stahl, letzteres in einem Thongefässe römischer Form.

16. Ilvesheim im Ackerfelde: Münzen, zierliche broncene Armringe celtoromanischer Arbeit, letztere seit 1856 in der Alterthümer-Sammlung zu Carlsruhe.

Wenden wir uns schliesslich noch einmal südwestlich gegen den Rhein, so bietet

17. Walddorf: ausser celtoromanischen und celtischen Gräbern auch Trümmer von Grundmauern, römisches Töpfergeschirr, u. A. mit dem Töpfernamen *Victorinus*. Die Fundstücke theils in der Wilhelmi'schen Sammlung, jetzt in Carlsruhe, theils in der Sammlung des Alterthums-Vereins in Mannheim. (Vergl. Creuzer, Altröm. Cultur S. 58.)

18. Schwetzingen: römische Münzen und Geschirre; in Reihengräbern römische Münzen und Waffen. Von den Fundstücken, die bei Anlegung des Schwetzinger Schlossgartens zu Tage kamen, kam nur Weniges ohne genauere Bezeichnung in das Grossherzogl. Antiquarium zu Mannheim. (Vergl. u. A. Creuzer S. 52 f.)

19. Bei Neckarau in dem abgegangenen Hermsheim (Herimundesheim): Urne aus Thon, Eisengeräthe, zwei Särge ohne nähere Kennzeichen, zwei Grabsteine ohne Schrift, der eine stellt einen mit Tunica und Mantel bekleideten Römer, der andere eine Liberalitas oder Abundantia dar. Beide sind zu Neckarau eingemauert, einer der Särge zum Brunnentroge verwendet. (Rappenegger in d. Schriften d. bad. Alterth.-Vereins II, S. 288 f. mit Abbildungen.)

20. Mannheim. — Eine Mauer aus sorgfältig behauenen Quadern am Rhein an der Stätte der alten Zollburg Eicholzheim ist fraglich, dagegen sicher:

a) ein Flachbild des Mithras auf dem Stiere, schon um 1600 am Rathhausbrunnen des alten Dorfes Mannheim (urkundlich Mannenheim) aufgestellt (nach Freher in der zweiten Auflage seiner origin. Palat. von 1613, am Ende von cap. IV). Das Bild ging wohl in den Zerstörungen des XVII. Jahrhunderts verloren. Wahrscheinlich kam es nach Ladenburg und ist es also das aus jener Stadt 1763 in das hiesige Antiquarium gekommene Mithrasbild (Gräff Nr. 6).

b) Ein 1844 am Heerde eines hiesigen Hauses eingemauert gefundener Votivstein. Der obere Theil eine schiefe Fläche, auf welcher die Ueberreste zweier Füsse mit Bekleidung sind. Der Beiname des Mercurius, wohl nach Alauna in Gallia Lugdunensis, oder Alaunium in G. Narbonensis gebildet, steht bis jetzt einzig da. Dass aber auch dieser Stein im alten Dorfe Mannheim sich befand, oder beim Baue der neuen Stadt aufgefunden wurde, unterliegt nach der Baugeschichte der Stadt keinem Zweifel. Nr. 88 des Gr. Antiq. das. Die von Rappenegger theilweise unrichtig gelesene Inschrift lautet vielmehr .ƎNIO·MERCvR· || ALAVNI·IVL·AC.. || NIVS·AVCVSTNvS || EX·V·S·L·L·M· = *genio Mercurii Alauni Julius Acquinius* (oder *Accinius, Aconius, Acaenius?*) *Augustinus ex voto etc.*

c) Bruchstück einer Reiterstatue. Ein nackter Reiter sprengt auf einem gesattelten Pferde über einen Flussgott, dessen Arme fisch- oder schlangenartig gewunden sind. (Die gleiche Darstellung, nur dass der Reiter einen Leibrock und Stiefeln trägt, s. o. bei Ladenburg Nr. 12.) Vgl. Gräff Nr. 59. Da der Fundort nicht

genannt ist, so dürfte dasselbe aus der Umgebung in die Mannheimer Sammlung gekommen sein.

d) An Münzen 2 Augusti, davon eine mit dem Namen des Münzmeisters Plotius, 1 Domitian mit dem Münzmeister Q. Metaurus, 1 Faustina d. j., Silber, 5 Constantini, 1 Magnentius und 3 von undeutlichem Gepräge, 1 Constans, alle in der Sammlung des Alterthums-Vereins in Mannheim; 1 Magnentius mit dem christlichen Monogramm und ein Constantius II. in Privatbesitz. —

Die Richtung der Römerstrasse von Heidelberg nach der an Anticaglien so reichen Militärniederlassung bei Osterburken hat nähere und fernere Spuren römischer Niederlassungen. So

21. zu Neckargemünd ein Sepulcralstein aus rothem Sandstein: DM || PIITOATICIALXXX || IITMIIDDIKII || CONIVCIAKX || K ORTIO IILIVS || K C = *Diis Manibus Petoatici annorum LXXX et Meddilae conjugi annorum LX Fortio Elius* (?) *fieri curavit.* (II statt E kommt auf Inschriften sehr häufig vor, wie hier durchaus, bei überhaupt fremden Zügen; mit dem IILIVS könnte auch FILIVS gemeint, und die Auszeichnung des F (resp. K) vergessen sein.) — Gefunden und nach Mannheim verbracht anno 1770 (Gräff Nr. 85 wo der Druckfehler 1740). — Sodann:

22. Lobenfeld mit zwei Votivaltären des Mithras, die um 1814 daselbst gefunden (vergl. Leichtlen's Forschungen I, S. 93) und in der Bibliothek zu Heidelberg aufbewahrt sind; die Inschriften derselben lauten: *a*) DEO·SOL || VITAIIVS || SEVERVS || V·S·L·L·M — *b*) DEO INVC || TOLVITVR || ⊙INTVS || VSLLM = *deo invicto L. Viturius Quintus votum solvit etc.* (Vergl. Stark a. a. O. S. 28). — Hierher gehört auch:

23. Eine 1844 bei dem Biddersbacher Hofe (Gemarkung Lobenfeld) ausgegrabene Arula aus grauem Sandstein, jetzt in der Alterthümer-Sammlung in Carlsruhe. (Fröhner Nr. 49): GENIO || APOLLINIS || EXORATVS || ET SECVNDA || VSLLM. Auf dem Biddersbacher Hofe ist ferner ein römisches Götterbild eingemauert. Weiter ab liegen schon:

24. Neidenstein, woselbst noch ein Inschrift-Altar in der katholischen Kirche zu einem Weihwasserbehältniss verwandt wird; seine Inschrift lautet: MATRONIS || ALHIAHEN || ABVS || IVL·VERANI || VS·SVPER·PR || O·SE·ET·SV || IS·V·S·L· = *Matronis Alhiahenabus* [bis jetzt einzig!] *Iulius Veranius Super pro se et suis votum solvit lubens.* (Der Umstand, dass das L in dieser Inschrift in der Form L erscheint, verleitete Wilhelmi und nach ihm die übrigen Editoren derselben zu einer verkehrten Lesung.) — Endlich

25. Kälbertshausen, von wo sich im Carlsruher Antiquarium ein Altar aus rothem Sandstein befindet, dessen Inschrift lautet: IN H·D·D || DÆ VIROBBI || AVITA·MXM || NI·V·S·L·L·M = *In honorem* etc., *Deae Viroddi Avita Maximini* (*filia*) *votum* etc. (Vgl. Wilhelmi Sinsh. Ber. I, S. 51 f., und Mone's Zeitschrift XVI, S. 71).

26. Wir schliessen mit Obrigheim, dem röm. Uebergangspunkt über den Neckar; ein daselbst im 16. Jahrh. gefundener Weihestein ist seit 1764 im Antiq. zu Mannheim (Gräff Nr. 10); seine Inschrift lautet: IN·H·D·D || MERCVRIO || AED·SIGN·AGRM || IIII·L·BELLONVS || MARCV S·A·MER || IVSSVS·FECT ET ⊙NSA || CRAVIT = *in honorem domus divinae; Mercurio aedem, signum, agrum unciarum* (?) *IV Lucius Bellonius Marcus a Mer(curio)* (?) *jussus fecit et consacravit.* Anzunehmen, dass das Zeichen ⊃ ein *jugerum* (=28.800 röm. □Fuss) bedeute, gäbe, da es deren vier sind, einen viel zu grossen Umfang, weshalb wahrscheinlicher eine *uncia*, d. h. der zwölfte Theil eines *jugerum*, darunter verstanden werden muss; vier solche *unciae* würden also ein Drittel *jugerum* ergeben als geweihtes Gelände *(ager)* um das Denkmal.

(Vgl. Steiner, cod. inscr. Nr. 914, wo aber die Schlussformel wie bei allen andern Mittheilern falsch gelesen ist.) — Die römischen Alterthümer aus Neckarmühlbach (Fröhner Nr. 15), sodann die Michelskapelle bei Böttingen (woselbst noch ein römischer Inschriftstein steht), Wimpfen u. s. w. gehören nicht mehr in das Gebiet dieser Untersuchungen; ebenso der Odenwald und das Bauland mit Neckarburken, Waldmühlbach, Schlossau, Steinbach, Osterburken, Walddüren u. s. w.

27. Wohl aber haben wir hier einen Fund nachzutragen, der zu Stettfeld (bei Langenbrücken) erst vor Kurzem gemacht wurde und eigentlich zwischen Nr. 4 und 5 stehen sollte, nämlich einen Votivaltar aus grauem Sandstein mit der Inschrift: IN H D D || DEABVS QV || ADRV || BIS \RSINVS || COCCEI || ET CASSI || CONIVNX \RSI || NIA GAIANI || EX VOTO || POSVERVNT = *deabus Quadrubis* (den Kreutzweg-Göttinnen) *Ursinus Coccei (filius) et Ursinia Cassi conjunx, Gaiani (filia).* —

Ausserdem fanden sich zu Stettfeld an demselben Orte mit dem Altar, der neben der Landstrasse am südlichen Ende des Dorfes dieses Jahr (1866) ausgegraben wurde, Münzen von Domitian bis Septimius Severus; und in der Nähe zwei kleine Matronenbilder, wovon das eine eine sitzende Figur mit Fruchtkorb vorstellt. Sodann ein römisches Gebäude. —

Die Funde sind im Besitze des Herrn Dekan Stratthaus von Stettfeld, dem wir sie überhaupt zu verdanken haben, und durch welchen sie nach Carlsruhe kommen werden.

Schliesslich verweisen wir wegen Beschreibungen einzelner Theile des hier behandelten Gebietes in Hinsicht auf die darin vorkommenden römischen Alterthümer auf Mone's Zeitschr. f. Gesch. d. Ober-Rh., und zwar B. X, S. 195 u. 385 ff.: Beiträge zur alten Geschichte des Ober-Rheins; — XIV, S. 45 ff. u. bes. S. 257 ff.; ebenso XVI, S. 52 und XVII, S. 385 ff.: Römische Ueberbleibsel. Mone stellt dabei auch überall die an den einzelnen Orten gefundenen römischen Münzen zusammen. Es ergiebt sich daraus, dass im Dekumatenlande ununterbrochene Münzreihen vom Ende der Republik bis zu Arcadius sich nachweisen lassen (ebenda B. XVI, S. 67). Sodann ist in Bezug auf Münzen hervorzuheben die 'Zusammenstellung der römischen Münzen des Sinsheimer Antiquariums' in Wilhelmi's Cataloge: 'Das Sinsheimer Antiq. zu Carlsruhe, ib. 1851', das auch in Bezug auf andere römische und nichtrömische Alterthümer eine Zusammenstellung der in Wilhelmi's Sinsheimer Berichten zerstreuten Funde giebt. In Beziehung auf die bairische Rheinpfalz giebt das namenlose Schriftchen 'Die bair. Pfalz unter den Römern' (Kaiserslautern 1865) eine Uebersicht.

Speciell wegen der römischen Inschriften ist vor allem Andern auf das in Kurzem erscheinende '*corpus inscriptionum Rhenanarum*' von Brambach zu verweisen, worin die hier kurz aufgeführten Inschriften im genausten Facsimile enthalten sind und ebenso die über sie bestehende Litteratur auf's Eingehendste verzeichnet steht. —

XV.

Trinkspruch

von

Hoffmann von Fallersleben.

Neckarsteinach 29. Sept. 1865.

(Vgl. oben S. 52.)

Wer in allen Sachen nach Maass sucht,
Wer allem Lachen und Spass flucht,
Sich an keinem Witz freut,
Sich vor jedem Blitz scheut,
Vor jedem Wölkchen weit flieht,
Ueberall Herzeleid sieht,
Und Alles schüchtern treibt,
Und immer nüchtern bleibt,
Gleichgültig in die Welt sieht,
Wenn was Grosses ins Feld zieht,
Und sich fühlt unaussprechlich gebrechlich,
Alltäglich unsäglich kläglich,
Und lieber beginnt zu verzagen,
Eh' er beginnt was zu wagen,
Und keinen frischen Genuss liebt,
Der Fröhlichkeit nie einen Kuss giebt,
Und wo man Wein ihm einschenkt,
Nur stets allein an Pein denkt —
Will der sich des Dichtens unterwinden,
So soll man ihn auf den Pegasus binden,
Und hinter ihm blasen Hüons Horn,
Dass er lustig werde von hinten und vorn,
Bis er merkt auf seinem Pegasus,
Wie einem Dichter zu Muth sein muss!
Drum sei freudig der Stadt gedacht
Und ihr ein donnernd Hoch gebracht,
Die uns zu Poeten hat angefacht,
Ja, uns zu Poeten hat gemacht!
Hoch lebe mit Herz und Mund
Der neue Freundschaftsbund!
Heidelberg hoch!
Es bleib' uns heut' und immer gewogen,
Uns, den deutschen Philologen!

XVI. Die Geschütze der alten Griechen.

Wie die Geschütze der Neuzeit, zerfallen auch die schweren Geschütze der Alten in zwei Hauptgattungen, von welchen die eine das Geschoss in einer mehr oder weniger flachen, einer geraden sich nähernden Flugbahn fortschleudert, die andere in einer erhöhten bogenförmigen*).

Sie theilen sich also in Horizontal- und in Wurfgeschütze. Aus den ersteren schoss man (mit geringen Elevationen) ausschliesslich Pfeile, aus letzteren warf man (mit hohen Elevationen) in der Regel unter 45 Graden Steinkugeln, balkenähnliche Pfeile und dergl.

Man nennt die Horizontalgeschütze desshalb auch Pfeilgeschütze (*ὀξυβελεῖς*, *καταπέλται*, *catapultae*), die Wurfgeschütze aber Steingeschütze (*λιθοβόλοι*, *πετροβόλοι*, *ballistae*).

Dass die Construction dieser beiden Geschützgattungen zunächst dem Zwecke ihres Gebrauchs nach verschieden sein musste, leuchtet ein; doch gründet sie sich auf ein und dasselbe Princip. Die Geschütze der alten Griechen sind nämlich nichts Anderes, als grosse Armbrüste mit besonderen Spannvorrichtungen. Die Schleuderkraft ist die Elasticität, welche durch Torsion an sich selbst elastischer Körper erreicht wurde, und eben nur in der verschiedenartigen Anordnung dieser Kraft und der daraus entspringenden Nothwendigkeit einiger Aenderungen im Gestellbau liegt der Hauptunterschied beider Constructionen.

Bei der ersten Hauptgattung der alten Geschütze, den Katapulten, muss selbstverständlich die Schleuderkraft mehr in horizontaler Richtung, bei der zweiten Hauptgattung, den Ballisten, dagegen in erhöhter und schräger Richtung wirken. Man theilt die Geschütze der Alten hiernach in solche mit gerader Spannung (*εὐθύτονα ὄργανα*) und in Geschütze mit Winkelspannung (*παλίντονα*) ein.

Allerdings bedingte ausser der verschiedenartigen Anordnung der Schleuderkräfte auch die Verschiedenartigkeit der angewendeten Geschossarten einige, jedoch an sich unwesentliche Aenderungen des Gestells.

Auch hat es bei den Hellenen, wie diess zu allen Zeiten der Fall war, verschiedene Geschützconstructionen gegeben; allein eine tritt als die gewöhnliche hervor, von welcher die übrigen nur Modificationen oder Abarten waren.

Diese Normalconstruction nun wurde sowohl in Modellen als auch in Originalen der verehrlichen Philologenversammlung im Jahre 1865 zu Heidelberg vorgeführt. Tafel I zeigt die Abbildung der in der Versammlung ausgestellt gewesenen Modelle von Katapulten verschiedener Kaliber, Tafel II Fig. 1*a* und *b* dasjenige der Ballista. In Fig. 2 und 3 Tafel II sind diese Geschütze, wie sie im Originale vorgeführt wurden, abgebildet.

Auch die Alten bauten je nach dem Zweck, den sie mit einer Geschützart erreichen wollten, Geschütze von verschiedenen Kalibern, die sich nur in ihren Dimensionen von einander unterschieden. Letztere standen nämlich je nach der Grösse bezw. Schwere des Geschosses in ganz bestimmten Verhältnissen, und es ist von dem grössten Interesse, zu sehen, mit welcher Pünktlichkeit und mathematischer Genauigkeit die Alten schon in der Mitte des

*) Ueber alle Einzelheiten des folgenden kurzen Berichts wird ein für allemal verwiesen auf „Griechische Kriegsschriftsteller von Köchly und Rüstow. Leipzig 1853." Theil I, S. 185 ff. (Heron und Philon vom Geschützbau u. s. w.), und „Geschichte des Griechischen Kriegswesens von Rüstow und Köchly. Aarau 1852." S. 378—405.

dritten Jahrhunderts v. Ch. bei der Construction ihrer Geschütze zu Werke gingen, deren jeder einzelner Theil aus dem Kaliber, d. i. aus der Pfeillänge resp. dem Steingewicht nach festgesetzten Normen berechnet wurde*).

Das kleinste Kaliber der gebräuchlichsten Horizontalgeschütze, die dreispithamige Katapulte schoss einen Pfeil von 36 rh. Zollen Länge und $^3/_4''$ im Durchmesser; die grösste, die dreiellige, einen solchen von $45,_{54}$ rh. Zollen in der Länge und $1^1/_2$ rh. Zollen im Durchmesser. Die Balliste kleinsten Kalibers warf eine Kugel von 9 Pfd. Gewicht und $8,_{14}$ rh. Zollen Durchmesser. Das Geschoss der Balliste grössten Kalibers wog ohngefähr 162 Pfd. und sein Durchmesser ist $21,_{24}$ rh. Zolle. — Das Kaliber des kleinsten Wurfgeschützes ist also beinahe dreimal so gross, als jenes des grössten Horizontalgeschützes.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen beginnen wir mit der Erklärung und näheren Beschreibung der auf den beigefügten Tafeln abgebildeten beiden Normalgeschütze.

Die Abbildungen zeigen in Fig. 1*a* und *b* Tafel I eine dreispithamige, in Fig. 2*a* und *b* eine fünfspithamige (mittlere) Katapulte.

Sowohl das Modell Taf. II Fig. 1*a* und *b* als auch das Original der Balliste Taf. II Fig. 3 sind solche kleinsten Kalibers. Die im Original vorgeführte Katapulte Tafel II Fig. 2 ist eine zweiellige und steht bezüglich ihres Kalibers zwischen der drei- und der fünfspithamigen.

I. Die Katapulte.

Die Haupttheile der Katapulte sind:

1. Das Obergestell, welches den Mechanismus zum Fortschleudern der Geschosse enthält.
2. Das Untergestell, welches nur das Schiessgerüst ist und dem ersten Theile zur Unterlage beim Gebrauche dient.

Das Obergestell zerfällt wiederum in zwei Haupttheile (siehe Tafel I) nämlich in:

a) den Spannkasten oder die Kammer *A A* (*πλινθίον*), die Schleuderkräfte enthaltend,

b) die Pfeilbahn *B B* (*σύριγξ*) mit der Spannvorrichtung.

Der Spannkasten von hartem Holz, an den Verbindungsfugen mit Beschlägen versehen, besteht im Wesentlichen aus zwei horizontalen Bohlen, den Kaliberträgern *a* und *b* (*περίτρητα*), den vier verticalen Ständern *c*, *d*, *e* und *f*, von welchen die beiden äusseren *c* und *f* Aussenständer (*παραστάται*), die beiden mittleren *d* und *e* Mittelständer (*μεσοστάται*) heissen, ferner den Spannnerven *g g* (*τόνοι*) mit den beiden Bogenarmen *h h* (*ἀγκῶνες*) und der Bogensehne *i* (*τοξῖτις*).

Die Kaliberträger *a* und *b* sind mit je zwei Oeffnungen, den Kaliberlöchern (*τρήματα*), versehen, deren Durchmesser sich nach der Länge des zu schiessenden Pfeils richtet. Auf die Kaliberlöcher sind die Spannköpfe oder Buchsen (*χοινικίδες*) von Holz oder von Metall *k k* mit den quer in sie eingelegten Spannbolzen (*ἐπιζυγίδες*) aufgesetzt, über welch' letztere die Spannnerven in so vielen Windungen, als es der Durchmesser des Kaliberlochs zulässt, straff eingezogen sind.

Die Spannnerven *g g* erhalten durch Drehung der Spannköpfe *k k* ihre volle Elasticität, welche auf die zwischen sie eingesteckten Bogenarme *h h* bei richtiger Drehung das Bestreben äussert, sie mit einer ungeheuren Kraft nach auswärts zu schleudern, sobald sie mittelst

---

*) Siehe Heron § 31 ff. Philon § 5—7 und dazu Rüstow S. 323 ff., 336 f. Vgl. Gesch. des griech. Kriegswesens S. 393.

irgend einer Vorrichtung aus ihrer Lage von den Aussenständern hinweg bewegt und momentan losgelassen werden.

Am Ende der Bogenarme befindet sich die Bogensehne *i*, auf welche die Schleuderkraft der ersteren übertragen wird, und welche unmittelbar auf das fortzuschleudernde Geschoss zu wirken hat.

Die vier Ständer *c, d, e, f* tragen die Kaliberträger, sichern deren Auseinanderstellung und haben dem Zug der Schleuderkräfte in verticaler, dem Anschlag der Bogenarme in horizontaler Richtung zu widerstehen. Die eigenthümliche Form, die aus den Figuren der Tafeln I und II ersehen werden kann, ist ihnen gegeben, um den grösstmöglichsten Anschlagwinkel für die Bogenarme zu erreichen, wodurch es ermöglicht wird, dass die Bogensehne beinahe auf die ganze Länge der Pfeilbahn wirkt. Die rückwärtige Ausbauchung der Aussenständer, welche am meisten durch den Anschlag der Bogenarme in Anspruch genommen sind, soll die durch den auf der entgegengesetzten Seite angebrachten Ausschnitt hervorgerufene Schwächung aufheben. Die Ständer und Kaliberträger sind mittelst der heutigen Tags noch üblichen Holzverbindungen in einander eingefügt und an den schwächsten Stellen durch Beschläge verstärkt.

In den zwischen den beiden Mittelständern *d* und *e* gebildeten Zwischenraum wird der zweite Haupttheil des Obergestells — die sogenannte Pfeilbahn — eingelegt.

Diese selbst besteht aus der Läuferbahn oder Pfeife *l* (der eigentlichen *σύριγξ*) mit Welle und dem Läufer (*δίωστρα*) *m* mit Schloss (*χελώνιον*) *o*. Die Pfeife *l* von hartem Holz hat an ihrer oberen Fläche eine schwalbenschwanzförmig ausgehöhlte Rinne, in welcher die entsprechend gestaltete untere Fläche des Läufers beim Hin- und Herschieben des letzteren sicher geführt wird. Am hinteren Ende der Pfeife ist auf zwei Riegeln eine Welle mit Kurbel oder ein Kreuzhaspel (*ὄνισκος*) *n* angebracht, der zum Spannen der Bogensehne dient.

Die obere Fläche des Läufers *m*, der, wie oben erwähnt, in der Pfeife hin- und hergeschoben werden kann, hat zur Aufnahme des Pfeils auf seine ganze Länge eine runde Aushöhlung und am hinteren Ende die Vorrichtung zum Abdrücken der gespannten Bogensehne — das Schloss *o*.

Dieses besteht aus dem um einen Bolzen drehbaren Drücker (*χείρ*), dessen vorderes gabelförmiges und gekrümmtes Ende die Bogensehne beim Spannen, wie zwischen zwei Fingern (Klauen) fasst, während dessen hinterer Theil nicht gespalten, gerade geformt und dabei schwerer ist, als der vordere gekrümmte.

Da nun das grössere Gewicht des hinteren Theils hinter dem Drehbolzen ist, so liegt dieser auf der Pfeife auf, wenn diess nicht durch Unterschieben des gleichfalls drehbaren Abzughebels (*σχαστηρία*) *p* verhindert wird, während der vordere leichtere Theil gehoben ist. Damit nun der Drücker die Bogensehne beim Spannen sicher halte, bedarf es nur der Drehung des Abzugs unter den hinteren Theil des ersteren, wodurch die Aufwärtsbewegung des vorderen Theils eingestellt und von diesem die zwischen seine Klauen eingelegte Bogensehne gefasst wird. Das Abdrücken des Schlosses geschieht ebenso einfach durch Entfernung des unter den Drücker geschobenen Abzugs *p*, wodurch der schwerere Theil, seiner Unterstützung entbehrend, niederfällt, der leichtere aber sich hebt, und so die vorher gehaltene Bogensehne frei wird.

Das Untergestell (*βάσις*) der Katapulten besteht entweder aus nur einem Untersatz (*ὀρθοστάτης*) *C* für die leichteren Geschütze oder aus deren zwei für die schwereren *D* und *E*.

Ein solcher Untersatz ist gebildet aus einer Säule *q*, welche durch verschiedene Streben *r* mit einem Fusse *s* zu einem Ganzen fest verbunden ist. Die eine Säule *q* der kleineren Katapulte Fig. 1*a* und *b*, beziehungsweise die hintere der grösseren Fig. 2*a* und *b* ist oben mit einem senkrechten Zapfen *u* versehen, um welchen ein Tragkissen (*χαλκήσιον*) *t* leicht gedreht werden kann. Dieses Tragkissen *t* besteht aus zwei verticalen und zwei horizontalen Wänden, welch' letztere durchbohrt sind zur Aufnahme des Zapfens *u*.

Bei den leichteren Geschützen mit Einem Untersatz Fig. 1*a* und *b* liegt in einem Lager der verticalen Wände des Tragkissens der, wenig vom Spannkasten entfernt, an der Pfeife fest angebrachte Drehbolzen, vermittelst dessen eine jede Elevation gegeben werden kann, die innerhalb der durch die Construction überhaupt gegebenen Grenze liegt. Unterstützt wird hierbei das hintere Ende der Pfeife durch eine Stütze *v* (*ἀναπαυστηρία*), welche mittelst eines beweglichen Beschlägs auf der Strebe (*ἀντερειδίς*) *w* auf und nieder bewegt werden kann und in den coulissenförmig auf der unteren Fläche der Pfeife eingeschnittenen Vertiefungen feste Unterstützungspunkte findet, während die Strebe *w* selbst, durch einen losen Ring mit der Säule *q* verbunden, mit Leichtigkeit nach horizontalen Richtungen hin und her bewegt werden kann. Bei einer Seitwärtsbewegung der Strebe *w* wird also durch Vermittelung der Stütze *v* die Pfeife selbst mitgenommen. Es kann somit nicht nur die Höhen-, sondern auch die Seitenrichtung mit grosser Schnelligkeit genommen werden.

Bei den schweren Geschützen Fig. 2*a* und *b* dagegen trägt die vordere Säule *D D* den Spannkasten und die hintere *E E* das Ende der Pfeife. Man sieht sogleich, dass bei dieser Einrichtung des Richtapparats die Manipulation des Richtens viel schwieriger als bei der ersteren geschieht, und dass die Höhenrichtung selbst bedeutend beschränkt ist. Dennoch entsprach die Einrichtung vollständig ihrem Zwecke, indem sie nur bei den grösseren Kalibern Anwendung fand und derartige Geschütze ausschliesslich gegen feste und unbewegliche Ziele gebraucht wurden, deren Entfernung zum Voraus bekannt war, so dass man mit der einmal gewählten Elevation und Seitenrichtung ständig fortschiessen konnte. Wir erblicken in dieser Gattung Geschütze sofort die Positionsgeschütze, in der ersteren dagegen die eigentlichen Feldgeschütze der alten Griechen.

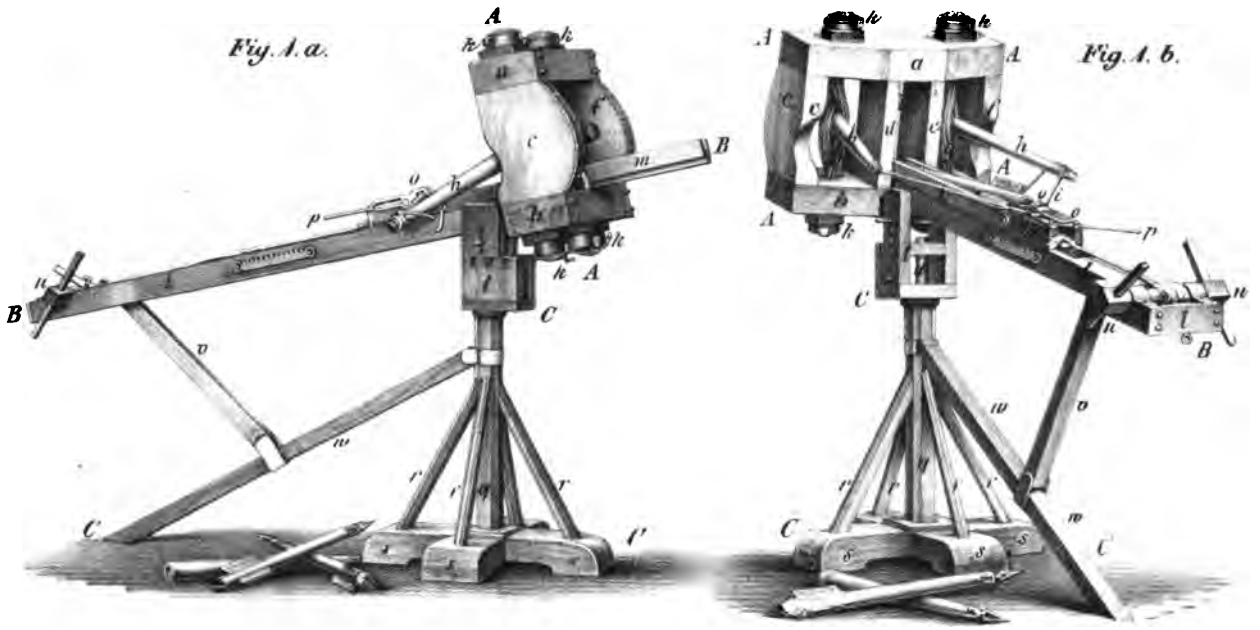
Um zu schiessen, schiebt man, nachdem die Richtung über die Rinne des Läufers *m* genommen ist, letzteren so viel vorwärts, bis das Schloss *o* an der Bogensehne *i* ansteht, legt diese unter die Klaue des Drückers und schiebt unter dessen hinteres Ende den Abzug unter. Sodann setzt man den Haspel *n* in Bewegung und zieht den Läufer, an dessen Ende die über den Haspel laufende Schnur befestigt ist, zurück, wodurch selbstverständlich die Bogensehne angezogen und die Bogenarme von den Trägern entfernt werden. Zur Vermeidung einer freiwilligen Vorwärtsbewegung des Läufers sind an den Seiten der Pfeife Zahnstangen angeschraubt, in deren Zähne die Sperrklinke des Läufers einschnappt. Siehe Tafel I u. Tafel II Fig. 2. Nun setzt man den Pfeil fest an die Sehne zwischen die Klauen des Drückers, drückt den Abzug unter dem Drücker weg, wodurch die freiwerdende Bogensehne, von den Bogenarmen mit grosser Kraft und Schnelligkeit vorwärts gestossen, den Pfeil fortschleudert. Die der Sehne mitgetheilte Schleuderkraft wirkt dabei so lange, bis die Bogenarme an den Trägern wieder anstehen.

Fig. 1*a* und 2*a* zeigt die Katapulte in nicht gespanntem, Fig. 1*b* und 2*b* in gespanntem Zustande.

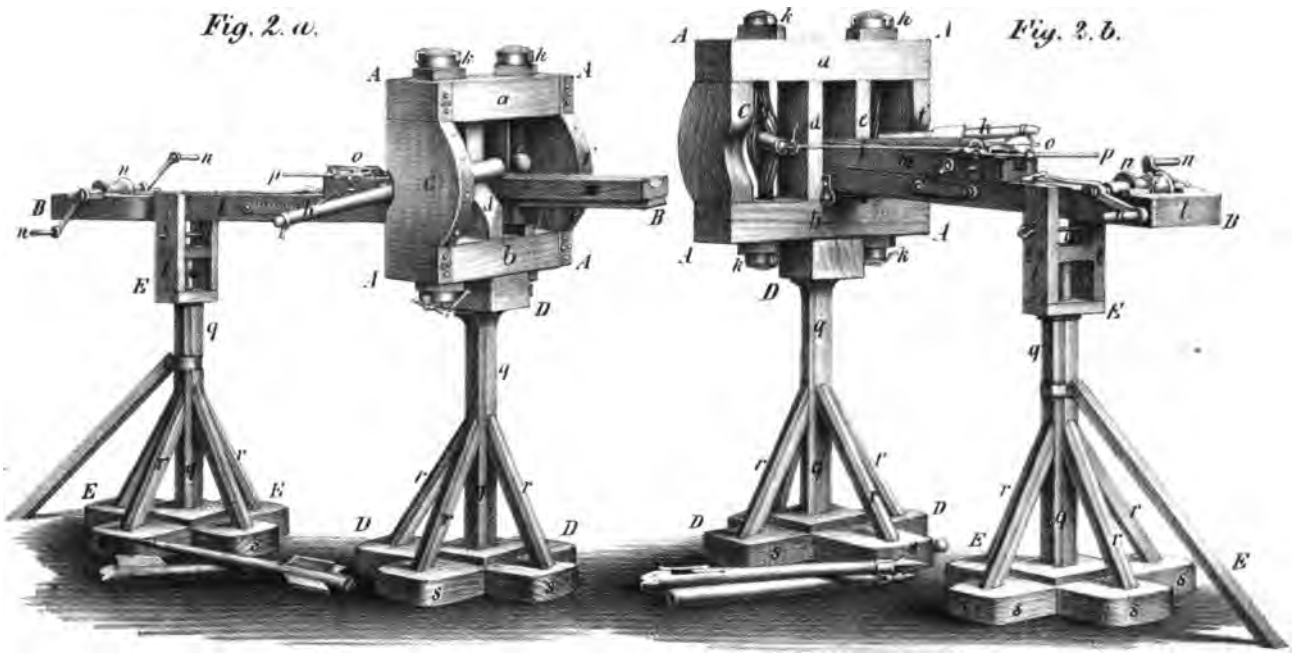
Modell der Katapulten

Taf. I.

1) der kleineren



2) der grösseren.



Druck v. M. Singer, in Leipzig.

Modell der Balliste. Taf. II.

Fig. 1. a.

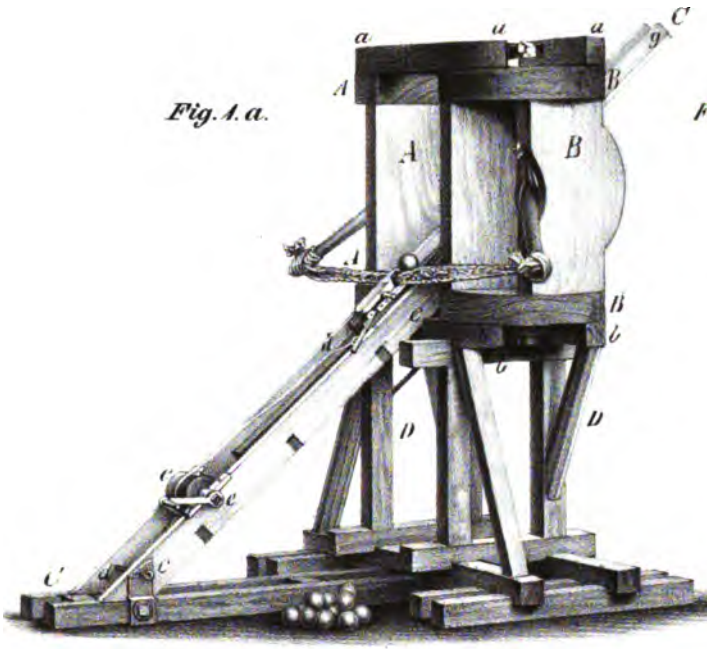


Fig. 1. b.

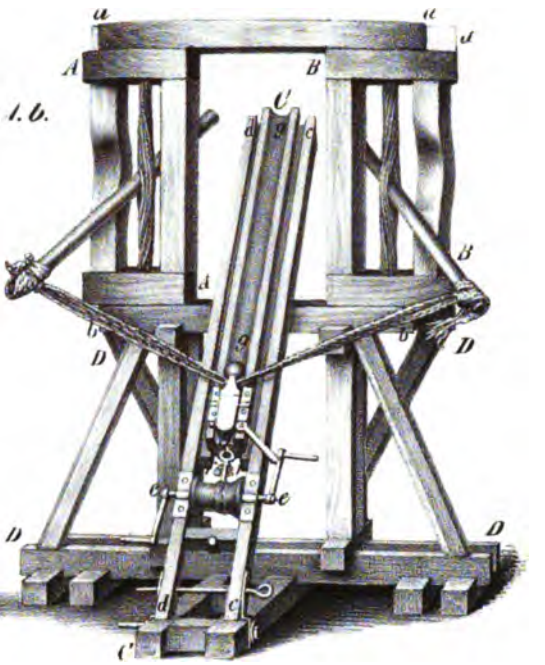
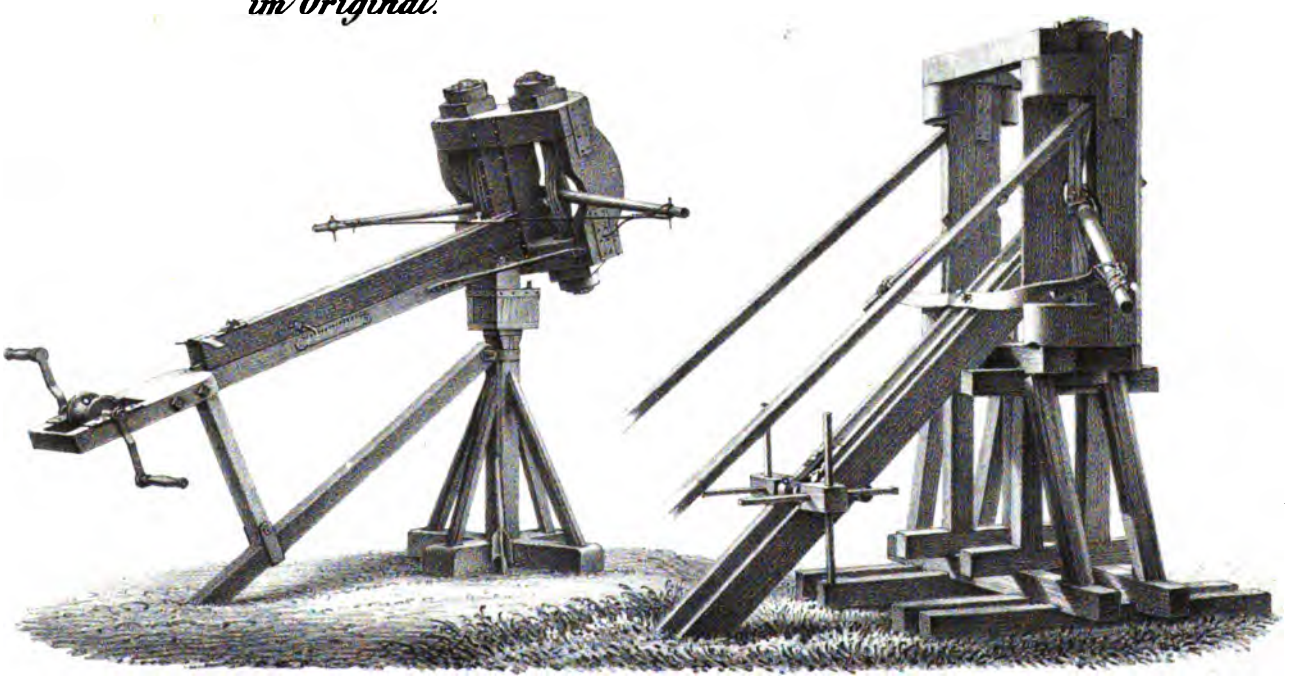


Fig. 2.

Abbildung der Katapulte im Original.

Fig. 3.

Abbildung der Balliste im Original.



Druck v. M. Singer, v. Leipzig

II. Die Balliste.

Die Ballisten, welche sich, wie schon erwähnt, von den Katapulten wesentlich nur in der anderweitigen Anordnung der Schleuderkräfte unterscheiden, bestehen aus vier Haupttheilen, Tafel II Fig. 1*a* u. *b*, nämlich:

1. aus den beiden Spannkästen, welche hier nicht fest zu einem Ganzen, wie bei den Katapulten, verbunden sind *A A* und *B B*;
2. der Läuferbahn mit dem Läufer, die sogenannte Leiter (*κλιμακίς*) *C C* und
3. dem Untergestell *D D*.

Bei den Ballisten hat jeder der beiden Spannnerven einen besondern Spannkasten, Einspann (*ἑνατόνιον*) oder Halbspann (*ἡμιτόνιον*) genannt, welcher bei der Aufstellung des Geschützes zum Gebrauch durch 4 Riegel (*κανόνες*), 2 obere *a a**) und 2 untere *b b*, mit einander verbunden werden und zwar so, dass zwischen ihnen der Raum für die Läuferbahn freibleibt.

Alle Ausmaasse sind selbstverständlich viel stärker, als bei den leichte Geschosse schiessenden, Katapulten; ja die kleinste Balliste ist schon ein ansehnliches Gebäude von etwa 16—20 Fuss Höhe und 8—10 Fuss Breite.

Ausser dem vorerwähnten Unterschiede der Spannkästen ist auch die Form von deren einzelnen Theilen etwas verschieden, die aber leicht aus der Zeichnung ersichtlich ist und einer näheren Beschreibung nicht bedarf.

Sonst finden wir an den Spannkästen der Balliste dieselben Theile, wie bei jenen der Katapulte; nur ist die Bogensehne, um die Kugel besser zu umfassen und sicherer zu führen, zu einem breiten Gürtel geflochten, und sind die Bogenarme zur Erzielung einer schrägen Kraftrichtung unter einem Winkel in die Spannnerven eingesteckt, Tafel II Fig. 1*a* und *b* und Fig. 3.

Die Läuferbahn *C C* Fig. 1*a* und *b* hat die Gestalt einer Leiter und wird desshalb auch so genannt. Sie besteht aus den zwei Leiterbäumen (*σκέλη*) *c c* und *d d* und einer Anzahl Sprossen (*διαπήγματα*), welche keinen andern Zweck haben, als die ersteren Theile mit einander zu verbinden. In ihr sind die sogenannten Federchen (*πτερύγια*) (in Fig. 1*b* sichtbar) *f f* aufgenagelt, um, was bei der Katapulte durch die schwalbenschwanzförmige Aushöhlung erreicht ist, eine Nuthe zur Führung des Läufers zu bilden. Am Ende der Leiter befindet sich wiederum der Kreuzhaspel *e e*.

Der Läufer *g g* Fig. 1*b*, hier wegen seines nicht unbeträchtlichen Gewichts durch einen

---

*) Nach den Abbildungen von der Trajanssäule, welche uns jetzt in der zuverlässigen Wiedergabe von Froehner (*la colonne Trajane.* Paris, 1865) Nr. 32 p. 104 f. und Nr. 52 p. 114 vorliegen und unzweifelhaft Ballisten, nicht Katapulten darstellen, wölben sich die beiden obern Riegel, statt in horizontaler Linie von einem Halbspann zum andern zu laufen, in einem förmlichen Bogen über denselben, während diese, von einer runden Verkleidung eingeschlossen und oben, wo sich die Spannköpfe und Spannbolzen befinden, von einem spitz zulaufenden Deckel überkleidet, wie ein Paar kleine Thürme aussehen, welche von den horizontal liegenden untern Riegeln als von einer sie verbindenden Basis sich erheben. Diese Construction giebt nicht allein dem Geschütz ein gefälliges Aussehen, sondern lässt auch der Flugbahn der abgeworfenen Steinkugel einen freieren Spielraum, da diese sonst leicht an die oberen Riegel anschlagen und so auf die Bedienungsmannschaft zurückprallen könnte. Ausserdem erkennt man auf jenen Abbildungen noch deutlich den Läufer mit dem aufgelegten Geschoss, sowie das Untergestell. Von den Bogenarmen dagegen, welche Froehner zu sehen glaubt, und der Bogensehne ist Nichts zu entdecken. Koechly.

Flaschenzug hin- und herzubewegen, enthält eine dem Kugeldurchmesser entsprechende Rinne auf seiner oberen Fläche. Das Schloss ist wie bei der Katapulte construirt, mit der Ausnahme, dass der Drücker kein gabelförmiges Ende mit 2 Klauen, sondern nur eine einzige solche hat, in welcher der in die Sehne eingeflochtene Ring eingehängt wird.

Das Untergestell *D D* ist eine Zusammensetzung von Schwellen und Ständern mit Riegeln und Streben zu ihrer Unterstützung.

In das Untergestell sind die zwei unteren Riegel *b b* eingezapft, wodurch gleichzeitig eine feste Verbindung mit den Einspannen erreicht wird. Zwischen diesen Riegeln befinden sich Querriegel (*ἐπιπήγματα*), welche mit einem Brettergetäfel versehen sind (*σανίς*). Ausser der Verzapfung der Riegel mit den Einspannen wurden zur festen Stütze öfters noch Streben angewendet, wie sie in Figur 3 angedeutet und im Original ausgeführt worden sind.

An das Untergestell wird die an der betreffenden Stelle mit Ausschnitten versehene Leiter angestellt und einem seitlichen Ausweichen an ihrem Stützpunkte auf dem Boden durch vorgeschlagene Pfähle Fig. 3 oder durch Einlassen in die verlängerten unteren Schwellen des Gestells Fig. 1*a* und *b* vorgebeugt.

Der Winkel, den die Leiter mit dem Horizont macht, betrug in der Regel 45°.

Die übrigen hier nicht speciell genannten Theile, sowie das Nähere der Spanneinrichtung, die im Ganzen wie bei den Katapulten beschaffen ist, kann aus der Zeichnung leicht erkannt werden und bedarf daher keiner weiteren Beschreibung.

Fig. 1*a* und Fig. 3 zeigt die Balliste in nicht gespanntem, Fig. 1*b* in gespanntem Zustande. —

Gleich vom Anfang an hatten natürlicher Weise diese Geschütze nicht die Construction und Form, wie sie so eben auseinandergesetzt wurde; sie wurden erst nach und nach zu diesem Grade der Vollkommenheit gebracht, und man wird nicht viel fehlen, wenn man hierfür den Anfang des dritten Jahrhunderts v. Ch. annimmt.

Um die Mitte desselben Jahrhunderts wurden wenigstens schon die Maasse, die bis daher nur auf empirischem Wege gefunden worden waren, wissenschaftlich festgestellt.

Um die gleiche Zeit erkannte man auch die Mängel der bisherigen Geschützconstructionen, die insbesondere in den hygrometrischen Eigenschaften der Spannnerven ihren Grund hatten, wodurch natürlich bei verschiedener Witterung auch die Wirkung verschieden ausfiel.

Man war stets vor dem Gebrauch der Geschütze genöthigt, in der Spannung der Spannnerven durch Drehung der Spannköpfe ab- und zuzugeben oder gar erstere ganz frisch einzuziehen, was viel Zeit und Mühe kostete.

Man richtete zur Beseitigung der misslichen Spannnerven das Augenmerk auf die Federkraft der Metalle, ja man suchte sogar die durch comprimirte Luft entstehende Kraft bei den Geschützen zu verwerthen.

Ueber alle diese verschiedene Geschützconstructionen der damaligen Zeit überliefern uns die alexandrinischen Schriftsteller ziemlich ausführliche Mittheilungen.

Weniger genau, als mit der Beschreibung der Construction der Geschütze, nahmen sie es mit den Geschossen. Hier erfahren wir nur Weniges. Gewöhnlich beschränken sich die Angaben auf die Ausmaasse bezw. die Gewichte, was für die Steinkugeln der Ballisten zwar genügt, nicht aber für die Pfeile und pfeilähnlichen Körper, denn hier kommt es ausser auf

die Ausmaasse auch auf die Construction der Pfeilspitze, der Flügel und insbesondere auf die Schwerpunktlage an, welche zudem von beiden ersteren abhängig ist. Bei den mit dem Original der Katapulte vorgenommenen Versuchen bot dieser Umstand auch nicht unbedeutende Schwierigkeiten. Es zeigte sich dort, wie zu erwarten war, die Schwerpunktlage vom grössten Einfluss sowohl auf Percussion und Schussweite, als auch auf Trefffähigkeit. Die grösste Schussweite und gleichzeitig beste Trefffähigkeit wurde erreicht bei der Lage des Schwerpunktes hinter der Mitte des Pfeils. Leider konnten durch die Versuche über die Wirkungsfähigkeit der Geschosse keine ganz sicheren Anhaltspunkte gewonnen werden, weil, abgesehen vom Mangel näherer Angaben über das Gewicht der Pfeile, die Construction der Flügel und der Spitze etc., bei der im Original ausgeführten Maschine aus ökonomischen Rücksichten zu Spannnerven keine Stränge von thierischen Sehnen oder Haaren und dgl. genommen werden konnten, sondern unelastische Hanftaue dazu gewählt werden mussten. Ferner wurden diese Taue, bei der grossen Schwierigkeit, dieselben einzuziehen, nur in wenigen Strängen und keineswegs bis zur vollständigen Ausfüllung des ganzen Spannkastens eingezogen. Dass nun selbst bei der grössten Torsion der Taue nicht diejenige Kraft erreicht werden konnte, welche nach der Kaliberberechnung für das zugehörige Geschoss hätte hervorgebracht werden müssen, leuchtet ein. Es mussten desshalb vorweg die Pfeile leichter als der normale gemacht werden, was durch Verkürzung und Verdünnung des Schafts erreicht wurde. Bei einem Gewicht des Geschosses von $1^1/_2$ Pfund schleudert die Katapulte mit genügender Sicherheit und Percussion unter der grössten Elevation das Geschoss auf etwa 200 Schritte. Auf 60 Schritte durchbohrt der Pfeil noch ein $1^1/_2$ zölliges Brett.

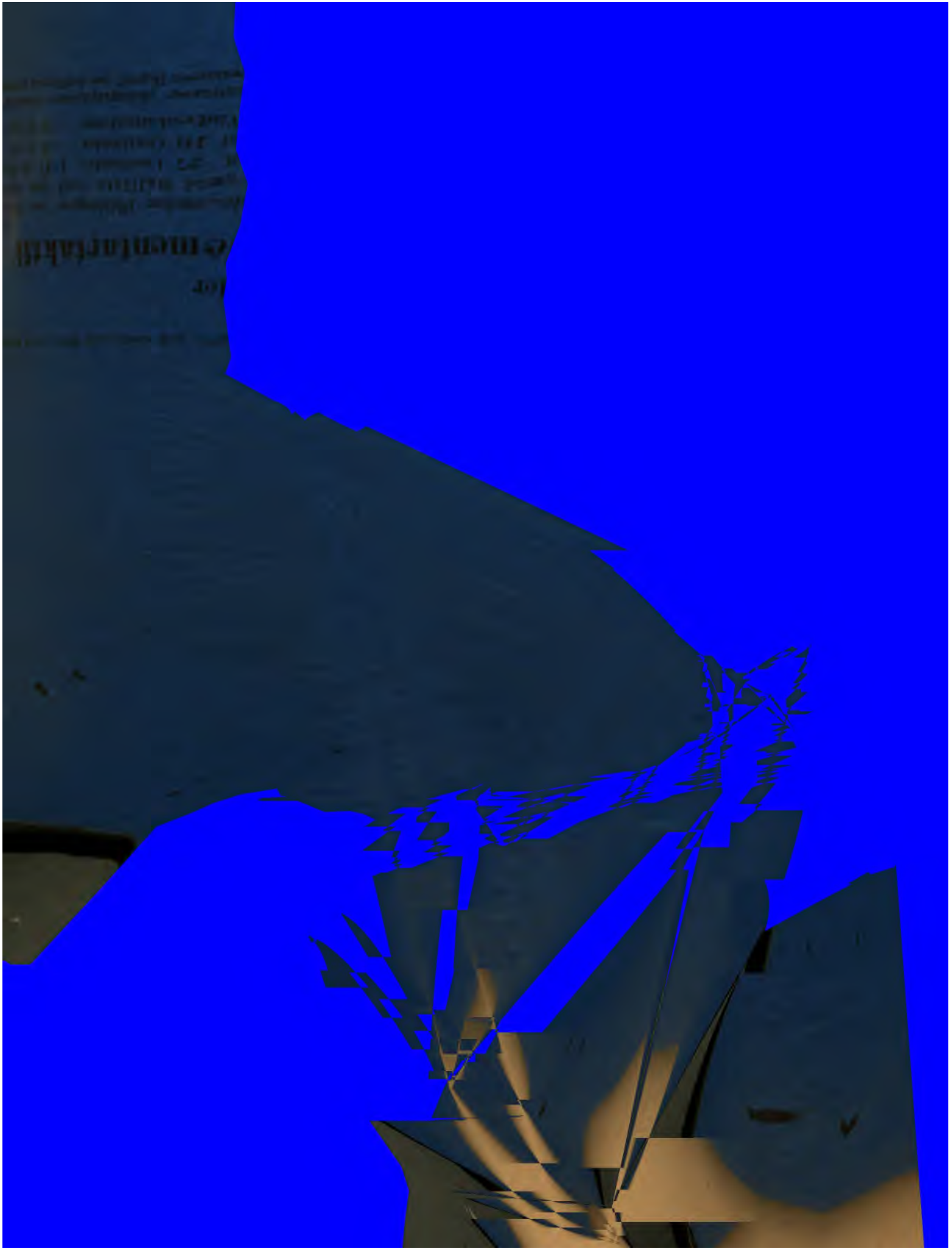
Bei der Balliste kommt ausser den oben erwähnten Mängeln noch der weitere missliche Umstand hinzu, dass der Gürtel, welcher von Sehnen geflochten sein sollte, in Ermanglung dieser Stoffe aus Leder gefertigt wurde, wodurch noch mehr an Kraft verloren ging. Doch wurde eine 9 Pfund schwere Steinkugel mit dieser Maschine auf etliche 40 Schritt geschleudert, und jedenfalls kann auch diese Entfernung durch weitere Versuche, die vor der Ausstellung der Balliste auf der Heidelberger Versammlung auf das Aeusserste beschränkt bleiben mussten, noch auf weitere Strecken ausgedehnt werden.

Erwägt man aber die bei der Anwendung von wenig elastischen Tauen hervorgebrachten Schleuderkräfte und Wirkungen, so wird man sich über die durch die alten Griechen mit ihren Geschützen erzielten Resultate nicht mehr wundern, die, wie man in den alten Kriegsschriftstellern liest, mit den Katapulten Schussweiten von 600 Schritten und mit Ballisten Wurfweiten bis zu 1000 Schritten erreicht haben.

DEIMLING.

Anleitung zur Darstellung der

Griechisch-makedonischen Elementartaktik



This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

DOE DEC -3 '42

3 2044 098 631 161